SOUTHERN BRANCH.
UNIVERSITY OF CALIFORNIA,
LIBRARY,
LOS ANGELES, CALIF.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Achtundvierzigster Band.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Achtundvierzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Döllinger — Friedreich.

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1904.

32379

Alle Rechte, für das Ganze wie für die Theile, vorbehalten.
Die Verlagshandlung.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Reference

cop. 1

Döllinger: Johann Joseph Ignaz von D., dem die Allgemeine Deutsche Biographie ihre Entstehung mitverdankt, wurde am 28. Februar 1799 in Bamberg geboren. Das Geschlecht der Döllinger (auch Dellinger) stammte aus dem Fürstbisthum Würzburg und kam erst durch die Ernennung des Großvaters zum Stadtphysicus und Professor der Medicin, fürstlichen Leibarzt und Hofrath in Bamberg 1769 nach der oberfränkischen fürstbischöflichen Hauptstadt. Sein Verdienst ist die Gründung und Organisation einer medicinischen Facultät an der damaligen Universität in Bamberg, die, mit dem von Fürstbischof Franz Ludwig erbauten, zu jener Zeit in Deutschland einzig dastehenden Krankenhause verbunden, noch kurz vor ihrem Untergang unter Röschlaub einen über Europa hinausgehenden Ruf erlangte. Zugleich mit dem Großvater († 1800) wirkte seit 1794 an ihr als ordentlicher Professor der Vater Döllinger's, der später so berühmte Anatom und Physiolog. Infolge der Ernennung des Vaters zum Professor der Medicin an der Universität Würzburg (1803) verbrachte D. seine Jugendjahre in dieser Stadt. D. war ein ungemein fleißiger Knabe. Schon frühe, schreibt er selbst, habe ihn der Vater Französisch gelehrt, so daß er bereits im 10. Jahre in Corneille und Molière gelesen und alles Französische, dessen er habhaft werden konnte, verschlungen habe. Mit 16 Jahren hatte er mehr französische als deutsche Bücher gelesen. Am Gymnasium lernte er, wol nicht ohne Beihülfe des Vaters, der in Pavia studirt hatte, Italienisch und bei einem Schottenmönch Englisch. An der Universität kam noch Spanisch hinzu, und gerade wegen dieser in Franken damals ungewöhnlichen Sprachkenntnisse näherten sich ihm während seiner Universitätszeit der Dichter Graf Platen und Victor Am. Huber, mit dem er auch später freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

Nach seinem Uebertritt an die Universität (1816) widmete sich D. neben Geschichte und Philosophie mit gleichem Eifer der Philologie und den Naturwissenschaften, hauptsächlich aber der Botanik, Mineralogie und Entomologie, welche letztere er, unterstützt von seinen Brüdern im Kaukasus und in Brasilien, bis in die 30er Jahre in ausgedehntester Weise betrieb. 1817 traf er seine Berufswahl. Sie fiel auf den geistlichen Stand. Als Motive gerade dieser Wahl gibt er an, daß keiner der philosophischen Professoren ihn zur Wahl seines Faches „lockte", und daß die Convertiten Eckhart, Werner, Schlegel, Stolberg, Winkelmann große „Einwirkungen" auf ihn übten. Es lag ihr jedoch auch ein anderes Motiv zu Grunde, das er mit den Worten angibt:

„Fast allen Andern war die Theologie nur ein Mittel zum Zweck. Mir war dagegen die Theologie (oder die auf Theologie gegründete Wissenschaft überhaupt) der Zweck, und die Wahl des Standes nur das Mittel" — eine Auffassung, der er auch später treu blieb, so daß er jeden Versuch, ihn seinem Lehrstuhl zu entziehen, zurückwies. Gleichwol betrieb er im Wintersemester 1817/18 seine philosophischen Studien weiter und hörte einzig und allein „biblische Philologie", im Sommersemester 1818 nur „Exegese der Bibel" und „biblische Philologie". Der Grund dieser Erscheinung war wol, daß er nicht viel von den Würzburger Theologen hielt, da er in einer Aufzeichnung bemerkt, daß dort Niemand war, an den er sich um theologischen Rath hätte wenden können, und daß er schon im Sommersemester 1818 um Aufnahme in das geistliche Seminar in Bamberg, wohin er seiner Geburt nach gehörte, nachgesucht hatte, um seine Studien an dem dortigen, mit besseren Lehrern besetzten Lyceum fortzusetzen. Doch oblag er mit großem Eifer dem theologischen Privatstudium und las, wie er selbst hervorhebt, die um den Maculaturpreis erworbenen Annalen des Baronius, die Dogmata theologica des Petavius, an denen ihn auch das schöne Lateinisch entzückte, die 1818 gekaufte Historia del Concilio Trident. des P. Sarpi. Es war, nach einer Bemerkung in einem seiner zahlreichen Notizbücher, überhaupt seine Eigenart, mehr aus Büchern als aus zusammenhängenden Kathedervorträgen lernen zu können. Erst als sich die Aufnahme in das Bamberger Clericalseminar von Jahr zu Jahr verzögerte, fing er in Würzburg die theologischen Vorlesungen eifriger, doch immer noch sehr wählerisch zu besuchen an, hörte aber merkwürdiger Weise nur ein Semester Kirchengeschichte. Im J. 1819 hielt der Vater, gegen das Priestercölibat schon aus physiologischen Gründen eingenommen und ohnehin mit der Berufswahl des Sohnes unzufrieden, ihn auch an, juristische Vorlesungen zu hören; aber die Professoren, deren Vorlesungen er frequentirte, verleideten ihm die Jurisprudenz so gründlich, daß er die Collegien vernachlässigte. Endlich im Herbst 1820 wurde er in das geistliche Seminar in Bamberg einberufen und holte bis Ostern 1822 fleißig in den Vorlesungen am Lyceum nach, was er in Würzburg versäumt hatte. Er fand indessen auch dort nicht, was er eigentlich suchte — eine Anleitung zur kirchenhistorischen Forschung, und nannte sich daher später selbst einen Autodidacten, der zehn Jahre seines Lebens nicht wußte, wo er anpacken sollte. Doch erhielt er nach seinem eigenen Geständnisse schon hier das dogmatische Gepräge in den Fragen, welche die letzten Jahrzehnte seines Lebens beunruhigen sollten. Aber auch insofern war sein Bamberger Aufenthalt interessant, als eben damals der ihm persönlich bekannte Fürst Alexander von Hohenlohe seine „Wunderheilungen" ausführte, von denen er später sagte: „Es gab allerdings Heilungen, aber solche Erscheinungen kommen öfter in der Kirchengeschichte vor; die außerordentlichen Gemüthsaffectionen sind hinreichend, sie hervorzurufen".

Am 22. April 1822 wurde D., da Bamberg ohne Bischof war, in Würzburg zum Priester geweiht und scheint, weil man in der Bamberger Diöcese nicht sogleich eine Stelle für ihn hatte, im Sommer bei seinen Eltern in Würzburg geblieben zu sein. Denn nicht das Lehramt, sondern eine Pfarrei, nahe an einem Walde und mit so viel Einkommen, um sich eine Bibliothek anschaffen und ungestört studiren zu können, war damals sein Ideal. Im Herbst kehrte er, nachdem er, um Platen zu besuchen, nach Erlangen gegangen und dort von Pfaff, Schubert und Schelling, einem Freunde seines Vaters, sehr freundlich aufgenommen worden war, nach Bamberg zurück. Schon im November 1822 wurde er aber als Caplan nach Marktscheinfeld in Mittel-

franken geschickt, wo auch Platen, der mit ihm Sanscrit lernen wollte, zwei Mal ihn besuchte und in eifrigem Studium fand. D. war mit seinen Verhältnissen ganz zufrieden und dachte an keine Veränderung derselben. Aber anders urtheilte sein Vater, der längst erkannt hatte, daß sein Sohn nicht für die Seelsorge, sondern für die Wissenschaft geschaffen sei. Lediglich auf des Vaters Zuthun wurde denn auch D. im November 1823 zum Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Lyceum zu Aschaffenburg ernannt. Hier entstand auch seine erste Schrift: „Die Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten" (1826), vom Mainzer „Katholik" als „classisch" bezeichnet und noch in neuester Zeit als „mustergültig" gerühmt, während andererseits Höfling in Erlangen noch seit 1839 gegen sie als den „Typus katholischer Beweisführung" mehrere Universitätsschriften schrieb und Zezschwitz in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche die in der Schrift vorgetragene Auffassung von der Arcandisciplin bekämpfte. Auf diese Schrift hin promovirte die theologische Facultät in Landshut D. 1826 auch zum Doctor.

Im Herbst 1826 wurde D. als a.=o. Professor „namentlich für Kirchengeschichte und Kirchenrecht" an die zu eröffnende Universität München berufen, 1827 zum ordentlichen Professor befördert, und da sein Vater, schon 1823 als Nachfolger Sömmering's an die Akademie nach München berufen, 1826 ebenfalls in die Universität eintrat, fand er nicht bloß Wiederaufnahme ins Vaterhaus, sondern mit ihm auch den anregenden Verkehr zahlreicher Münchner und auswärtiger Naturforscher. Sonst schloß er sich besonders Franz von Baader, der ihm auch einige Zeit imponirte, und seit 1827 Joseph v. Görres an. Trotz seiner vielen Vorlesungen (auch über Dogmatik und neutestamentliche Exegese) konnte er schon 1828 den von ihm übernommenen Schlußband der Hortig'sche Kirchengeschichte (von der Reformation bis zur Säcularisation) erscheinen lassen, der freilich wegen seiner Darstellung der Anfänge der Reformation, des Wesens des Ablasses und des Papst Leo's X. nur eine getheilte Aufnahme fand und in der Kerz'schen Kirchenzeitung sogar einen heftigen Angriff erfuhr. Andere weitaussehende Arbeiten, die er mit Räß, dem späteren Bischof von Straßburg, plante oder allein ausführen wollte, wurden hauptsächlich dadurch unterbrochen, daß ihn Baader und Görres, die ein öffentliches Organ zur Vertretung der katholischen Interessen für nothwendig erachteten, in die journalistische Thätigkeit hineinzogen. Er nahm auch in der „Eos" lebhaften Antheil an den Kämpfen jener Tage (insbesondere gegen H. Heine, damals in München) und verfaßte zur Beschaffung eines Betriebsfonds für das Blatt die Schrift: „Umrisse zu Dante's Paradies von P. von Cornelius" (1830). Man nannte den Kreis um Görres Congregation, die mit der französischen „Congregation" in Verbindung stehen sollte, Ultramontane, Jesuiten, Obscuranten u. s. w., welcher Ehre sich jedoch auch Protestanten, wie Fr. Thiersch wegen seiner Schulpläne, der Oberconsistorialpräsident Roth wegen seines Kirchenregiments u. A., zu erfreuen hatten, und als 1832 in der II. Kammer über die Congregation und ihre staatsgefährlichen Umtriebe eine erbitterte Debatte stattfand, hieß es ausdrücklich, daß auch Protestanten zu ihr gehören. Die Beziehungen, welche der Görreskreis und in ihm besonders D. in der That nach Frankreich hatten, hatten nur nichts mit der dortigen „Congregation" zu thun, sondern waren mit Lamennais angeknüpft, der sogar ein Oeuvre des études allemandes zu dem Zwecke gründen wollte, junge Schriftsteller nach München zu schicken, die zu den Füßen eines Görres und Baader Philosophie hören und sich zum Kampfe besser vorbereiten sollten. Und wie eng diese Beziehungen waren,

zeigt der Umstand, daß Lamennais, als er 1832 in Rom aufs höchste bedrängt war, von da nach München kam, um am Görreskreis eine Stütze zu suchen. D. selbst zog sich aber durch seine journalistische Thätigkeit und auf Zuthun Hormayr's, der an dessen Darstellung der Bartholomäus-Nacht in der Hortig'schen Kirchengeschichte Anstoß genommen hatte und in deutschen und französischen Blättern die Hetze gegen die Congregation leitete, die Ungnade König Ludwig's I. in so hohem Grade zu, daß dieser ihn 1829, als er einen Ruf nach Breslau erhalten hatte, durchaus aus seinem Lande haben wollte. Eine andere Anfrage aus Freiburg i. B. beantwortete er sogleich ablehnend.

Ein heftiger Streit entbrannte 1831 in Baiern über die gemischten Ehen, weil die katholischen Pfarrer auf Weisung ihrer von Rom instruirten Ordinariate zu der strengeren Praxis zurückkehrten und gemischte Ehen ohne katholische Kindererziehung nicht mehr einsegneten. Da man nun der Meinung war, gemischte, nur vor dem protestantischen Pfarrer geschlossene Ehen seien ungültig und nur die vor dem katholischen Pfarrer gültig, blies die Presse zum Sturm und wollte die II. Kammer, welche (auch nach Sicherer's Urtheil) „mit Leidenschaft und theilweise mit geringer Sachkenntniß" die Frage behandelte, unter Berufung auf die bairische Verfassung die katholische Einsegnung gemischter Ehen auch mit protestantischer Kindererziehung erzwingen. Da stand auch D. wieder in der vordersten Reihe der Kämpfer für die Rechte der katholischen Kirche und vertheidigte sie sowol in Artikeln in der „Eos" als in einer anonymen Schrift: „Ueber die gemischten Ehen" (1831). Aber sein Standpunkt unterscheidet sich doch wesentlich von dem seiner Mitstreiter. Denn trotz des tobenden Lärms ließ er sich nicht abhalten, mit der theologischen Facultät zu erklären, die Meinung, daß vor dem protestantischen Pfarrer geschlossene Mischehen ungültig seien, sei unrichtig, und es öffentlich in der „Eos" auszusprechen: „Ist die Staatsgewalt mit der kirchlichen Ehegesetzgebung unzufrieden, so liegt das Mittel der Abhilfe ganz nahe, nämlich Trennung der bürgerlichen Ehe von der kirchlichen Einsegnung, wie dies im Rheinkreise, in Frankreich, in Belgien und anderen Ländern schon längst eingeführt ist. Viele dürften sich wundern, daß dieses einfache Mittel, wodurch allen Collisionen zwischen Staat und Kirche in Ehesachen am sichersten vorgebeugt wird, dem ‚Inland' nicht beigefallen ist". Nach diesem Streit, seit 1832, ist D. auch Defensor matrimonii beim Ehegericht I. Instanz und später auch bei der II. Instanz bis in die ersten sechziger Jahre.

Nunmehr begab sich D. wieder an seine kirchengeschichtlichen Arbeiten. 1833 erschien der 1. und 1835 der 2. Theil des I. Bandes seines „Handbuchs der Kirchengeschichte"; 1836 der I. und 1838 der II. Band seines „Lehrbuchs", von denen aber keines weiter fortgesetzt wurde. Es waren andere Arbeiten, welche ihn anzogen. Dennoch hatte er sich schon in diesen Jahren einen weit verbreiteten Ruf erworben, und als der spätere Cardinal Nikol. Wiseman, damals noch Rector und Professor in Rom, daran dachte, eine engere Verbindung des englischen und deutschen katholischen Clerus zur Kräftigung des ersteren herbeizuführen, war es D., den er vor allen Andern zu Hülfe rief. Wiseman kam zu diesem Zwecke 1835 auch nach München und D. reiste 1836 nach England. Da D. Zeit seines Lebens nichts mehr haßte, als den Bureaukratismus in Staat und Kirche, so hegte er seitdem für England mit seiner umfassenden autonomen Selbstverwaltung die größten, manchmal sogar zu weitgehenden Sympathien. Auch blieb er bis zu seinem Ende in der regsten Verbindung mit diesem Lande, unterzog sich Jahre lang der Mühe, eine Colonie junger studirender Engländer in seinem Hause zu

haben und andere, welche er nicht aufnehmen konnte, wenigstens zu beaufsichtigen und zu leiten. Einem Rufe an ein englisches College (1839) zu folgen hinderte ihn schon die Anhänglichkeit an seine Facultät, für die er, um Möhler zu gewinnen, sogar das Opfer gebracht hatte, ihm die Kirchengeschichte abzutreten und selbst 1835—39 „historische Dogmatik" zu lesen. Im J. 1838 erschien: „Muhammeds Religion. Eine historische Betrachtung", die er in der Festsitzung der Akademie der Wissenschaften vorgetragen hatte. Daneben lief ein durch den Kölner Kirchenstreit veranlaßtes anonymes Schriftchen her: „Ueber gemischte Ehen. Zugleich Beurtheilung der ‚Darlegung' des Geh. Rathes Bunsen. Eine Stimme zum Frieden" (Jan. 1838), durch die er in eine langwierige, in der Augsb. Allgem. Zeitung geführte Polemik mit dem Philologen Thiersch gerieth, die aber gleichwol den m. E. damals allein gangbaren Weg zum Frieden zeigte, wenn sie ausführte, zur kirchlichen Gültigkeit sei die Einsegnung der Ehe überhaupt nicht nothwendig und auch die nur vor dem protestantischen Pfarrer geschlossene Ehe sei „kirchlich völlig gültig und ebenso unauflöslich, als ob sie nach allen Regeln und mit allen Gebräuchen der katholischen Kirche abgeschlossen wäre". Auf einer Reise durch Holland, Belgien und Frankreich (1839) ergänzte er seine Quellen zu einer „Geschichte der mittelalterlichen Ketzereien", deren Druck er jedoch 1841 unterbrach, weil seine Quellensammlung dafür noch nicht umfassend genug war.

Mittlerweile (seit Novbr. 1837) hatte das Ministerium Abel begonnen, dessen eben erst kirchlich gewordener Chef sofort mit dem Görreskreis in Verbindung trat, so daß der Haß gegen jenen auch diesen und umgekehrt traf. Den Haupteinfluß auf den Minister hatten aber die Convertiten Professor Phillips in München und der oft hier anwesende Secretär Metternich's Jarcke, die auch den Haß gegen den Protestantismus im Görreskreise steigerten und ihn in den von ihnen hauptsächlich infolge des Kölner Streites gegründeten „Historisch-politischen Blättern" in weitere Kreise trugen. Beide vertraten in dem Münchener Freundeskreise auch die Ansicht von der Selbstauflösung des Protestantismus, der man zu Hülfe kommen müsse. D., mehr oder weniger ebenfalls in diesen Taumel hineingezogen, unterzog sich zunächst allen Ansinnen Abel's, der ihm nicht nur 1838 Schelling und dem papstfeindlich gewordenen Baader gegenüber das Fach der Religionsphilosophie innerhalb der philosophischen Facultät auflud, sondern verlangte, er solle außer Kirchengeschichte neben Klee auch Dogmatik fortlehren und nebenbei eine Weltgeschichte und ein Religionslehrbuch für die katholischen Schüler der Gymnasien abfassen. Denn auch die Geschichte sollte nur confessionell gelehrt werden. Aber gerade an der Ausarbeitung einer katholischen Weltgeschichte ernüchterte D., wie er es später in der Reichsrathskammer selbst erzählte, wieder. „Ich fing an", sagte er, „und arbeitete mich hinein, und nachdem ich einen Theil der Geschichte ausgearbeitet hatte, fand ich, daß es mir rein unmöglich sei, weiter auf diesem Wege zu gehen und solchen Anforderungen, daß nämlich dieses Lehrbuch ganz confessionell gehalten sein, ganz dem angeblich katholischen Standpunkte entsprechen solle, irgendwie Genüge zu thun, und ich habe daher den Auftrag der Regierung zurückgegeben und gebeten, mich davon zu entheben". Die Aufgabe übernahm nun C. Höfler, der den Standpunkt der Abel'schen Regierung für richtig hielt, daß „katholische Gymnasien einer dem Positiven entgegengesetzten Auffassungsweise der Geschichte nicht huldigen dürfen". Dann mußte D. auch als Vertheidiger einzelner Regierungsacte auftreten.

Es waren die Jahre des Kniebeugungs-Streites, den König Ludwig I. dadurch hervorrief, daß er 1838 als schönes militärisches Schauspiel die Knie-

beugung des Militärs, auch des protestantischen, vor dem Allerheiligsten der Katholiken befahl; denn daß der König dabei keinen confessionellen Hintergedanken hatte, versicherte D. noch im J. 1879. Begreiflicher Weise wurden die Protestanten dadurch in hohem Grade beunruhigt und suchten wenigstens für die protestantischen Soldaten eine Dispensation von der ihr Gewissen beschwerenden Ceremonie zu erlangen. Ihr Bemühen war umsonst; der König beharrte darauf, die Kniebeugung sei lediglich ein militärischer Act, und die Regierung mußte diesen Standpunkt vertheidigen. Im J. 1843 erhoben endlich die protestantischen Abgeordneten in der II. Kammer darüber Beschwerde, die Professor Harleß als Referent vertrat. Sofort veröffentlichte D., der sich an einzelnen theologischen Aeußerungen Harleß' stieß, anonym eine, offenbar officiöse, Schrift: „Die Frage von der Kniebeugung der Protestanten von der religiösen und staatsrechtlichen Seite erwogen. Sendschreiben an einen Landtagsabgeordneten" I. II. (Jan. 1843). Die unglückliche Schrift fand nicht einmal bei den Katholiken ungetheilte Zustimmung: die Einen hielten sie überhaupt nicht für nothwendig, den Anderen hatte sie noch zu wenig gethan. Einige unvorsichtige oder ungeeignete Aeußerungen konnte auch Harleß unmöglich unerwidert lassen und zahlte D. mit gleicher Münze heim. Eine noch heftigere Antwort erfolgte seitens Döllinger's: „Der Protestantismus in Bayern und die Kniebeugung. Sendschr. an Prof. Harleß" (1843). Während aber der Adressat schwieg, griff Fr. Thiersch D. in drei Sendschreiben an, in denen er sich, bei aller Anerkennung seiner ungewöhnlichen Begabung, seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines außer allem Zweifel stehenden Handelns nur aus voller Ueberzeugung, recht bittere Dinge sagen lassen mußte. Auf höheren Wink schwieg D., der übrigens unterdessen selbst zur Einsicht gekommen war, daß die Verordnung, wenn die Protestanten in ihr eine Gewissensbeschwerung erkennen, aufgehoben werden müsse, bei welcher Behauptung er auch stehen blieb, als der König, dem die Aeußerung hinterbracht worden war, ihn deswegen zu sich befahl. Die Verordnung fiel auch, aber unbegreiflicher Weise erst, nachdem man es zur leidenschaftlichsten Aufregung hatte kommen lassen. Aehnlich verfuhr Abel auch mit den anderen Beschwerden der Protestanten über einzelne seiner Acte. Er sah voraus, daß sie auf dem bevorstehenden Landtage zur Verhandlung kommen würden, und traf seine Dispositionen. Harleß wurde zum Consistorialrathe in Baireuth ernannt, damit er sein Mandat, das ihm die Universität Erlangen übertragen hatte, verliere, und D., der keineswegs blindlings alle Acte Abel's billigte und in seiner zweiten Schrift gegen Harleß die Einmischung der Regierung in den Streit der Protestanten wegen der symbolischen Bücher nachdrücklich gerügt hatte, mußte sich, gegen seinen Willen, von der Universität München zum Abgeordneten wählen lassen. Erst als die protestantischen Abgeordneten auf dem Landtag 1845/46 ihre Beschwerden eingebracht hatten, zog Abel seine Verordnungen bis auf eine zurück und versprach auch in diesem Punkte, das Discretionsjahr betreffend, eine Gesetzesvorlage für den nächsten Landtag. Es half nichts. Die protestantischen Abgeordneten, die dem Versprechen mißtrauten, bestanden auf der Verhandlung dieses Punktes, und hier griff auch D. ein, den Standpunkt vertretend, die Uebertretung des Discretionsjahres (das 21.) durch vorherige Aufnahme in die Kirche, um die sich die protestantische Beschwerde drehte, könne nicht gestraft werden, weil die Verfassungsurkunde keine Strafe daraufsetze; es könne Fälle, z. B. Todesfall, geben, in denen man nicht bis zum 21. Jahre warten könne, und überhaupt sei das 21. Jahr willkürlich und nicht den Verhältnissen entsprechend angesetzt. Außerdem vertheidigte er gegen einen Beschluß der Reichsrathskammer die Regie-

rung, daß sie eine Wiederberufung der Jesuiten begünstigt, oder selbst geplant habe, hinzufügend, daß er persönlich stets gegen eine Berufung der Jesuiten, deren Leistungen in der Schule ungenügend seien, gesprochen habe, was ihm wieder die Anfeindung der Jesuiten zuzog. Endlich trat er für die Erleichterung der in der That drückenden Verordnungen gegen die Juden, die um Emancipation gebeten hatten, unter der Bedingung ein, daß den christlichen Unterthanen, besonders den christlichen Landbewohnern, deren Aussaugung durch die Juden er in beredten Worten schilderte, der gehörige Schutz gegen sie gewährt werde.

In dieser Zeit erschien auch sein Werk: „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses" (3 Bde., 1846—48), von denen nur der I. Band eine größere Beachtung fand, die beiden anderen in den stürmischen Jahren 1847 und 1848 beinahe unbeachtet blieben. Das Werk, das die innere Entwicklung des Protestantismus bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts fortführen sollte, wurde nicht fortgesetzt, wie auch das Gegenstück, das in ähnlicher Weise die Zustände der katholischen Kirche darstellen sollte, wegen dringenden Widerrathens seiner Freunde nie geliefert wurde. Das Werk fand selbstverständlich je nach dem Lager auch eine verschiedene Aufnahme, aber es läßt sich nicht leugnen, daß die beiden ersten Bände (der III. gibt die Geschichte der Rechtfertigungslehre), weil sie nur ein Bild voll Schatten ohne Licht bieten, einseitig sind. Indessen hat neuerlich Nippold anerkannt: „Es ist schlechterdings kein wirkliches Verständniß dieser gewaltigen Gährungszeit zu gewinnen, wenn man Döllinger's großes Werk über die Reformation außer Acht läßt".

Schlimme Zeiten traten für D. und seine Freunde ein, seitdem die spanische Tänzerin Lola Montez „ihren Fuß von einer wunderbaren Schönheit der Form" auf den Münchener Boden gesetzt und ihr Unwesen zu treiben angefangen (Nov. 1846 bis Febr. 1848). Abel fiel darüber, die Professoren Lasaulx, Moy, Phillips, Höfler, Deutinger und eine Reihe von Freunden in anderen Stellungen wurden theils quiescirt, theils versetzt, und D. selbst (seit 1839 Kanonikus, seit 1. Januar 1847 infulirter Propst am Hofcollegiatstift S. Cajetan) ereilte einige Monate später das gleiche Schicksal der Quiescirung in seiner Eigenschaft als Professor (Aug. 1847), weil man verhindern wollte, daß er als Abgeordneter der Universität auf dem einzuberufenden Landtag Beschwerde über diese Quiescirungen führe. Er wurde dafür zugleich mit einigen seiner Freunde 1848 in das Frankfurter Parlament gesandt, bei dem er bis Mai 1849 aushielt.

Man betrachtet D. in diesen Jahren als einen Ultramontanen. Er selbst gab das nie zu und sprach sich sogar öffentlich gegen diese Charakterisirung aus: was er und seine Freunde betrieben, sei nur, wie er in einem Briefe an den Marchese Gino Capponi in Florenz es nannte, ein catholicisme zélé gewesen. Und er hat Recht, wenn man unter Ultramontanismus das curialistische oder jesuitische System versteht. Dieses hat er, wie ich in seiner Biographie gezeigt habe, zu keiner Zeit seines Lebens gelehrt. Zwar hätte er, wie er später an den Erzbischof Steichele einmal schreibt, in den Jahren nach 1836 und in den folgenden aufrichtig gewünscht, das sogenannte Papalsystem annehmen und beweisen zu können. Denn damals habe er gesehen, daß der Jesuitenorden mit seiner ganzen, rasch wachsenden Macht diese Doctrin zur ausschließlichen Geltung zu bringen strebte, und dabei von Rom und einem großen Theile des Episcopats unterstützt und ermuntert ward. Zugleich habe er bemerkt, daß in Frankreich ganz besonders die alte gallikanische Lehre immer mehr verdrängt und verrufen wurde, während zugleich der völlige Un-

glaube riesenhafte Fortschritte machte. Eine Ahnung, welchen Ereignissen und Zuständen wir entgegengehen könnten, habe ihn überkommen, und er habe das Bedürfniß empfunden, zu seiner eigenen Belehrung und Sicherstellung, der Frage ein gründliches und umfassendes Studium zu widmen und vor allem die Quellen selbst zu studiren. Das Ergebniß aber sei ein negatives gewesen. Als daher in der ersten Hälfte der 40er Jahre Phillips das Papalsystem in den ersten Bänden seines Kirchenrechts vertrat, „führte dieses Werk zu einer sich fortan stets erweiternden Scheidung ihrer Ueberzeugungen, die bald keine Verständigung mehr gestattete" (Ak. Vortr. II, 185); und im letzten Jahre vor seiner Quiescirung sprach er sogar mehrere Stunden über, bezw. gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, von welchen, offenbar gegen Phillips gerichteten Vorträgen noch die von seiner Hand geschriebene Skizze vorhanden ist. Doch steht er auch sonst in dieser Zeit schon mit der von der Curie und den Jesuiten betriebenen Gläubigkeit in mannichfacher Opposition. So antwortete er, als Harleß 1843 auf den Streit über die Immaculata Conceptio Mariae hinwies: „die Kirche dulde einen Zwist in einer untergeordneten Frage, über welche ihr nichts geoffenbart und nichts überliefert worden ist"; und als seine Zuhörer ihm 1847 an seinem Namenstag eine Adresse im Hörsaal überreichten, sprach er in seiner Danksagung, wie Reusch als Zuhörer bezeugte, über die Bedeutung einer deutschen katholischen Kirche (oder Nationalkirche), als deren specielle Aufgabe er die Pflege der theologischen Wissenschaft bezeichnete. Endlich erklärte er, wie in seinen Vorlesungen, in einer zu Frankfurt geschriebenen und erschienenen Broschüre, daß die Kirche nicht über dem Staate stehe, die mittelalterliche Herrschaft der Kirche über Fürsten und Völker unwiederbringlich dahin sei.

Im Frankfurter Parlament gehörte D. eine Zeit lang dem Club zum „steinernen Haus" an wegen freundschaftlicher Beziehungen zu den Männern, die ihn leiteten und preußische Staatsmänner und Beamte waren, trat jedoch aus demselben wieder aus, als die erbkaiserliche Frage eintrat. Er hatte aber in diesem Umgang aus dem Munde der Bestunterrichteten erkannt — und darin stimmten auch die sonst am weitesten auseinandergehenden Männer überein — daß Preußen seiner geographischen Lage nach darauf bedacht sein müsse, sich zu arrondiren, zu seiner weit ausgestreckten Gestalt einen Inhalt, einen Leib durch Incorporation Hannovers, Sachsens ꝛc. zu sichern, daß es in dieser Politik nur einer gewissen Naturnothwendigkeit gehorche, und daß die Geschicke Preußens vielleicht mehr als die irgend eines anderen europäischen Staates unabhängig seien von dem persönlichen guten oder schlimmen Willen des Monarchen und seiner Rathgeber. Es erfülle sich in dem Gang, den Preußen einschlägt, eine durch die vorausgegangene Geschichte dieses Staates fast unvermeidlich gewordene Nothwendigkeit, und man müßte ihm eine in der Geschichte fast unerhörte Verleugnung aller seiner Interessen, ja vielleicht seiner Lebensbedingungen zumuthen, wenn es, besonders in der Lage, wie die gegenwärtige, diese Versuche nicht machen, diese Bahn nicht einschlagen sollte. Das Interesse dieses Staates beeinflusse aber vorzugsweise die künftige Gestaltung Deutschlands. Döllinger's und seiner Freunde Hauptthätigkeit ging aber dahin, nicht bloß die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu vertheidigen, sondern auch die Aufnahme der Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und der Gleichberechtigung sämmtlicher religiösen Gesellschaften in Art. III der Grundrechte des deutschen Volkes durchzusetzen. Er schrieb zu dem Zwecke auch ein anonymes Schriftchen: „Kirche und Staat. Betrachtungen über Art. III der Grundrechte" ꝛc. (1848), und vertheidigte diesen Standpunkt auch in der Paulskirche in einer Rede, die ihm, obwol an dem gleichen Tage

die meisten Redner ausgezeichnet gut gesprochen hatten, auch von gegnerischer Seite die Anerkennung eintrug, „daß seine ganz aus dem Stegreif gesprochene Rede — sie hielt sich beinahe Schritt für Schritt an die unmittelbar zuvor gehaltenen Reden — die künstlerisch und dialektisch am meisten vollendete war". Dann stimmte er zu, daß General v. Radowitz im Namen der katholischen Abgeordneten die Erklärung im Parlament abgab: die Orden, auch der Jesuitenorden, gehören nicht zu dem lebendigen Organismus der katholischen Kirche; ein Bedürfniß nach Jesuiten bestehe für Deutschland in keiner Weise; der deutsche Episcopat, der deutsche Clerus bedürfe dieser Hülfe nicht, um ihre Aufgabe zu erfüllen, die deutsche Wissenschaft keiner Unterstützung dieser Art. Der Nutzen, welchen man sich aus dem Jesuitenorden für die katholische Kirche versprechen könnte, würde daher in gar keinem Verhältnisse zu den tiefen Störungen und Gefahren stehen, welche seine Gegenwart hervorrufen müßte. Wir würden, wenn uns von irgend einer Seite der Vorsatz entgegenträte, in irgend einem deutschen Lande den Jesuitenorden einzuführen, aus höherem Interesse der katholischen Kirche gegen die Ausführung eines solchen Planes uns mit vollster Entschiedenheit aussprechen. Im October ging er von Frankfurt nach Mainz, um im Auftrage der als Gäste erschienenen katholischen Parlamentsmitglieder auf der ersten Generalversammlung der katholischen Vereine über ihre Thätigkeit in der Kirchen- und Schulfrage zu referiren. Ende October und Anfang November ist er zu der Würzburger Bischofsversammlung als Theolog zugezogen und führt er das Referat über Nationalkirche und Nationalsynode in so überzeugender Weise, daß er die ganze Versammlung bis auf den Münchener Erzbischof Graf Reisach für sich hatte. Im Mai 1849 kehrte er aus Frankfurt nach München zurück.

Es ist begreiflich, daß man auch öfter an den hochangesehenen Mann dachte, wenn es sich um die Besetzung erledigter Bischofssitze handelte. So erwarteten Freunde und Schüler schon 1845 seine Ernennung zum Erzbischof von Bamberg. 1850 gedachte ein Theil der Salzburger Domcapitulare ihn zu ihrem Erzbischof zu wählen, 1851 sollte er dem greisen, beinahe erblindeten Erzbischof Urban von Bamberg als Coadjutor mit Nachfolgerecht beigegeben, und 1855 Nachfolger Reisach's in München-Freising werden. Er wollte nie etwas davon wissen, da, wie er zu sagen pflegte, „pompam facere nicht seine Sache sei". Freilich würde er wahrscheinlich auch in Rom nicht mehr bestätigt worden sein. Denn seine Ansichten von Nationalkirche, Nationalsynode und Freiheit der Kirche, die ihn noch einige Zeit beschäftigten und von ihm auch auf den Generalversammlungen zu Regensburg (1849) und zu Linz (1850) unter Ablehnung des Ultramontanismus ausgesprochen wurden, waren nicht die Ziele der seit 1849 beginnenden römischen Kirchenpolitik, und seitdem ihn der Jesuitenschüler Erzbischof Graf Reisach gerade wegen dieser nationalkirchlichen Tendenzen in Rom denuncirt hatte, betrachtete man ihn dort mit großem Mißtrauen. Seine bisherige, als ultramontan bezeichnete theologische Richtung war veraltet gegenüber der nunmehr geltenden curialistisch-jesuitischen. Zwar zog man ihn 1850 noch zu der Freisinger Conferenz der bairischen Bischöfe bei, aber schon hier gerieth er mit dem der neueren Richtung zugethanen Generalvicar Windischmann wegen der Erziehung des Clerus in Seminarien statt an Universitätsfacultäten, die dieser befürwortete, in Collision; ebenso wurde er jetzt bereits seinen mehr oder weniger der jesuitischen Doctrin sich ergebenden früheren Freunden verdächtig. Dennoch galt er noch 1849/50 als der Führer der Katholiken in der II. bairischen Kammer, zog sich aber auch hier deren Verdruß zu wegen seiner Vertheidigung der Judenemancipation. Den Kammerverhandlungen 1851 ging er im Mai durch eine Reise nach

England und Frankreich aus dem Wege, und als sie nach seiner Rückkehr wieder aufgenommen wurden, legte er sein Mandat ganz nieder. Er wollte sich, seit 1. Januar 1850 von König Maximilian II. als Professor reactivirt, wieder ausschließlich seiner lehramtlichen und gelehrten Thätigkeit widmen, da, wie er, seine parlamentarischen Erfahrungen zusammenfassend, 1866 sagte, „weder die (Universitäts-)Corporationen noch ihre Glieder berufen und geeignet sind, sich in das Gewühl und die Ränke der politischen Parteiungen zu stürzen, und wo dies geschieht, oder wo sie wider ihren Willen sich hineingezogen finden, da werden sie stets unterliegen".

Nachdem D. noch der früheren protestantismusfeindlichen Richtung in dem Artikel „Luther" im Freiburger Kirchenlexikon (1851) ein Opfer gebracht, nahmen ihn die in den letzten Jahren aufgefundenen Philosophumena in vollen Anspruch. Das Ergebniß seiner Studien war das Buch: „Hippolytus und Kallistus, oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts, mit Rücksicht auf die Schriften und Abhandlungen der Herren Bunsen, Wordsworth, Baur und Gieseler" (1853), ein Meisterwerk historischer Kritik, sofern es sich um die Feststellung des Verfassers der Philosophumena handelt, das noch 1893 Gerh. Ficker einen Bau nannte, „der durch die Kühnheit und Sicherheit seiner Construction die lebhafteste Bewunderung hervorrufen muß". Durch seine in den Historisch-politischen Blättern veröffentlichten „Betrachtungen über die Frage der Kaiserkrönung" (1853) trug er wesentlich dazu bei, daß Pius IX. Napoleon III. nicht zum Kaiser krönte. Nicht das Gleiche gelang ihm und Anderen in der Frage der unbefleckten Empfängniß Mariä. Die Münchener und Tübinger theologischen Facultäten hatten sich, zu Gutachten darüber von ihren Bischöfen aufgefordert, zwar dagegen ausgesprochen, D. selbst in dem Artikel „Dun Scotus" des Freiburger Kirchenlexikons (1852) die Geschichte des ursprünglichen Streits dargelegt und die Worte des Carmeliten Joh. Bacon angeführt: es sei dies eine „haeresis adulatoria et nimis devota" oder ein neuer phantastischer Wahn (nova opinio et phantastica), wie sich Alvarus Pelayo ausdrückte; aber die Jesuiten, deren Wortführer Perrone dem Papst Pius IX. dargelegt hatte, zu einer dogmatischen Definition brauche er weder Bibel noch immerwährende Tradition, siegten: am 8. December 1854 wurde das neue Dogma verkündigt. D. hatte schon Anfangs 1854 an Michelis geschrieben: Wenn diese Meinung Dogma werde, müssen wir die Lehre von der Tradition, das Quod semper etc. aufgeben. Man glaubte aber damals über den Vorgang noch hinwegsehen zu können, da die alte katholische Theologie die Lehre von den sogen. „kanonischen Glaubensartikeln" entwickelt hatte (Stadlbauer, Regula fidei, Monach. 1851, p. 73. 125) und die päpstliche Unfehlbarkeit noch kein Dogma war. D. sah aber so gut, als der Jesuit Schrader ein, daß durch die Definition vom 8. December 1854 thatsächlich die päpstliche Unfehlbarkeit vorausgesetzt und in Anspruch genommen war, und daß von nun an alles zur Definition auch dieser theologischen Meinung hindrängen müsse, zumal bei der immer mehr steigenden Macht der Jesuiten und ihrer Schüler, denen nach und nach alles zufiel.

Trotzdem ging D. unverdrossen an die Ausführung des schon länger gefaßten Planes einer großangelegten Kirchengeschichte, während er zugleich fortfuhr, den Stoff für eine ausführliche Papstgeschichte zu sammeln. Es erschien aber von jener nur: „Heidenthum und Judenthum, Vorhalle des Christenthums" (1857) und „Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung" (1860), und die Papstgeschichte gab er, obwol der Stoff vollständig gesammelt war, ganz auf, weil er infolge der Entwicklung der kirchlichen Dinge unter

Pius IX. fürchten mußte, sie würde doch sofort auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt werden, mit der Folge, „entweder einen lügenhaften Widerruf leisten oder seine akademische Lehrthätigkeit, an der er mit ganzer Seele hing, aufgeben zu müssen" (Briefe 2c. S. 134). Um so mehr beschäftigte ihn wieder die Geschichte der mittelalterlichen Ketzereien, wozu er schon auf mehreren Reisen nach Ober- und Mittelitalien (1852 und 1854) neues Material gesammelt hatte, bis er endlich 1857 zu gleichem Zwecke seine schon öfter geplante Reise nach Rom ausführte. Mit reicher Quellenausbeute kehrte er heim, aber außerordentlich ernüchtert durch das, was er dort gehört und gesehen hatte, und überzeugt, daß der Kirchenstaat dem Untergang geweiht sei.

Die Zustände des Kirchenstaates waren längst ein allgemeines Aergerniß, und das Streben der Italiener nach einem geeinigten Italien schien ihn zu verschlingen. Auch Napoleon III., der ihn noch hielt, war schwankend in seiner Haltung. Ohne Kirchenstaat hielt man aber die Regierung der römisch-katholischen Kirche für unmöglich, und die Jesuiten behaupteten gar, es gehöre zum katholischen Glauben, den Kirchenstaat für nothwendig für die Kirche zu halten. D. beobachtete längst aufmerksam diese Bewegung, und als an Ostern 1861 hochgestellte Damen ihn angingen, ein aufklärendes Wort darüber zu sagen, faßte er in seinen Odeonsvorträgen auch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des Unterganges des Kirchenstaates ins Auge. Das war unerträglich. Der Nuntius Chigi verließ demonstrativ mitten im Vortrage den Saal, und die katholische Welt gerieth darüber in Entsetzen, während Napoleon sich den Inhalt der Vorträge telegraphisch übermitteln ließ. Zur Beruhigung schrieb D. binnen wenigen Monaten sein Buch: „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat" (1861), und auch Pius IX. war versöhnt, als man ihm mittheilte, welch ein schmeichelhaftes Bild von ihm D. in seinem Buche entworfen habe. In den jesuitischen Kreisen, deren Zirkel er gestört hatte, blieb Döllinger's Ansehen erschüttert.

Daneben war auch ein heftiger Krieg zwischen den immer zahlreicher und mächtiger werdenden Jesuitenschülern und ihren Anhängern, die ihre Centren in Mainz, Würzburg, Köln und Regensburg und ihre Organe im Mainzer „Katholik", „Mainzer Journal" u. s. w. hatten, und den deutschen Theologen andererseits ausgebrochen. Kein nichtscholastischer Theolog oder Philosoph galt mehr als correct, keine theologische Facultät, welche die Jesuitenschüler nicht besaßen, als katholisch, und überhaupt sollte der Clerus nur noch in Seminarien erzogen werden. Die Denunciationssucht griff immer weiter um sich und brachte beinahe alle litterarischen Erzeugnisse der deutschen Philosophen und Theologen auf den Index. Da hielten manche deutschen Theologen zum Ausgleich eine Gelehrtenversammlung für nothwendig, und D. sollte sie berufen. Es kostete viele Mühe, um sie zu Stande zu bringen. Endlich, nach Ueberwindung noch mancher Hindernisse, die namentlich der Nuntius Gonella, von seinem Secretär, einem Jesuiten, geleitet, erhoben hatte, eröffnete D. am 28. September 1863 die Versammlung mit seiner berühmten Rede: „Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie". Sie gab schon den Anstoß zu einem unerhörten Sturme der erschienenen Jesuitenschüler auf D., und von einer Aussöhnung zwischen den Neuscholastikern und den deutschen Theologen konnte selbstverständlich auch keine Rede sein. Im Gegentheil, die Kluft war vergrößert, Pius IX. wollte die seinen Segen für die Versammlung begleitenden Worte nicht gesprochen haben, der Nuntius Gonella gab, wenn er nicht Genugthuung erhalte, seine Demission, ein äußerst heftiger Federkrieg, an dem sich auch die römischen Jesuiten in ihrer Civiltà cattolica betheiligten, verbitterte noch mehr, und im Syllabus vom 8. December 1864 wurde

Döllinger's Rede durch These 13 verdammt. Da weitere Gelehrtenversammlungen durch ein päpstliches Breve an Bedingungen geknüpft wurden, auf welche die deutschen Theologen bei einiger Selbstachtung nicht eingehen konnten, so unterblieben dieselben nach dem ersten Versuche ganz, was sofort wieder als „ein geradezu trotziger Widerstand gegen den heiligen Stuhl" bezeichnet wurde. Dazu mißfielen auch Döllinger's eben erschienene „Papstfabeln des Mittelalters" (1863) und riefen heftige Erwiderungen der Jesuiten und Jesuitenschüler hervor, theils wegen der darin zum ersten Mal mit wissenschaftlichem Ernste und kritischer Schärfe behandelten Constantinischen Schenkung, theils wegen der ausführlichen Darstellung des Falles des Papstes Honorius I., die man gegen die päpstliche Unfehlbarkeit gerichtet betrachtete.

Die Anfeindung Döllinger's, auch durch groteske Verleumdungen aller Art, wurde so heftig, daß er ganz entmuthigt auf die litterarische Thätigkeit überhaupt verzichten wollte, „bis sich die aufgeregte und bittere Stimmung wieder etwas abgekühlt habe"; denn „ich kann, scheint es, nichts mehr drucken lassen, was mir nicht sogleich übel gedeutet und auf das Schlimmste ausgelegt würde". Auch dachte er daran, nach Rom zu gehen, gab aber die Absicht wieder auf und zog sich auf seine Studien zurück, die ihm eine ganz neue Richtung geben sollten. Da eben (1863) die neue Ausgabe des Pseudo-Isidor von Hinschius erschienen war, widmete er sich nämlich dem gründlichen Studium dieses großen Papstfabelbuches, von dem er einst in seiner Kirchengeschichte gesagt hatte, „daß der Verfasser nur die damals schon vorhandenen Verfassungszustände durch seine Dichtung gleichsam habe codificiren und ihnen eine geschriebene Unterlage geben wollen, und daß auch ohne seinen Betrug die Entwicklung der kirchlichen Verfassungszustände denselben Gang genommen haben würde". Jetzt, an der Hand der Neuausgabe, erkannte er, daß ihn einst nur „eine ganz unzureichende Kenntniß der Dekretalen" so habe sprechen lassen, und daß im Gegentheil durch sie, „wenn auch langsam, allmählich eine vollständige Umwandlung der kirchlichen Verfassung und Verwaltung herbeigeführt" worden sei. Bei der weiteren Forschung nach dem Gebrauch und Einfluß Pseudo-Isidor's durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit stellte sich ferner heraus, daß Pseudo-Isidor nicht bloß eine Hauptquelle des Gratianischen Decrets, der Gregorianer und des kanonischen Rechtes überhaupt ist, sondern auch in die theologische Doctrin überging, auf dem Concil von Florenz den Griechen entgegengehalten, von dem Jesuiten Bellarmin der Theologie der Neuzeit vermittelt und von diesem und Baronius sogar in das römische Brevier eingeführt wurde, obwol zu ihrer Zeit die Unechtheit desselben bereits nachgewiesen war. Noch entscheidender wirkte auf ihn seine damals gemachte Entdeckung einer zweiten großen Fälschung, des sogen. Pseudo-Cyrillus, „eine erdichtete Traditionskette von griechischen Konzilien und Kirchenvätern, des Chrysostomus, der beiden Cyrille, von Jerusalem und Alexandrien, und eines Maximus", der, von einem Dominicaner erdichtet, dem Papst Urban IV. (1261—1264) in die Hand gespielt und von ihm dem Thomas von Aquin übergeben worden war. „Auf Grundlage von Erdichtungen eines Ordensgenossen also, unter welchen sich auch noch ein Canon der chalcedonischen Synode befand, der allen Bischöfen ein unbeschränktes Recht der Appellation an den Papst gewährte, und dann aus den Fälschungen bei Gratian hat Thomas sein Papalsystem, mit den beiden Hauptsätzen, daß der Papst erster unfehlbarer Lehrer der Welt, und daß er absoluter Beherrscher der Kirche sei, aufgebaut." Diese Entdeckung wirkte auf D. überwältigend, und seine ganze kirchengeschichtliche Anschauung war durch sie eine andere, neue geworden: der „Janus" von 1869 stand bereits damals vor seinem

Geiste fertig da. Nun versteht man es auch, daß er, als ihm Manz von einer Neuauflage und Vollendung seines Lehrbuchs der Kirchengeschichte sprach: zu mir äußern konnte: „das ist keine Aufgabe mehr für mich; von meiner früheren Kirchengeschichte könnte keine Zeile mehr stehen bleiben". Es läßt sich aber auch vermuthen, mit welchen Gefühlen und Gedanken er die Bulle Quanta cura und den damit verbundenen Syllabus vom 8. December 1864 aufgenommen haben mag, dieses „wunderbare Document", nach dem Monarchen, Regierungen, Nationen „nichts Besseres, Dringenderes zu thun haben, als ihre Verfassungen zu stürzen, ihre Gesetzbücher zu vernichten, den Entwicklungsgang von vier Jahrhunderten plötzlich abzubrechen und die Zustände und Ordnungen des vierzehnten wieder aufzurichten". Man ist hier aber nicht einmal auf bloße Vermuthungen angewiesen, da D. schon im Januar 1865 sich in einem Artikel: „Die Speyerische Seminarfrage und der Syllabus", ganz offen darüber ausgesprochen hat, den aber leider die Redaction der Allgemeinen Zeitung zurückwies, weil „wir vorsichtig sein müssen, wenn wir nicht in Rom verboten sein wollen", so daß er erst nach Döllinger's Tod in dessen „Kleinen Schriften" (S. 197—221) erschienen ist.

Trotz seiner Zurückhaltung stieg der Argwohn gegen D. immer mehr. Denn auch daß König Maximilian II., namentlich wegen seiner Berufungen von Gelehrten und Litteraten den Ultramontanen verhaßt, ihn an sich heranzog, zum Ritter des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst ꝛc. machte, für die weitere Ausbildung junger Theologen Stipendien und für die Herausgabe der (Döllinger'schen) „Beiträge zur politischen, kirchlichen und Kulturgeschichte der sechs letzten Jahrhunderte" (3 Bde.) Summen anwies, mißfiel, noch mehr aber die Trauerrede, die D. als Stiftspropst in der Theatinerkirche auf den verstorbenen König zu halten hatte, sowie seine akademische Rede auf ihn (1864), die von einem höheren Gesichtspunkte viel Rühmenswerthes von ihm zu sagen wußte. Insbesondere erregte aber, was er in der Trauerrede über die Parität und in der akademischen über die Hoffnungen und Wünsche des Königs bezüglich einer künftigen kirchlichen Wiedervereinigung Deutschlands gesagt hatte, großen Unwillen in der Nuntiatur. Als dann unter König Ludwig II. der Cultusminister Koch gegen die jesuitische Richtung vorzugehen anfing, dem Bischof von Speier die eigenmächtige Errichtung und Eröffnung eines bischöflichen Lyceums verbot und dem König einen Vortrag über die Jesuitenschüler, Romanismus, Scholastik u. s. w. hielt, um die Nichternennung eines Jesuitenschülers an der theologischen Facultät in Würzburg zu begründen, mußte auch dies von D. ausgehen, und fingen einzelne Bischöfe, wie Melchers in Köln, Senestrey in Regensburg, an, ihren jungen Theologen den Besuch der Münchener Facultät zu verbieten. Gleichwol hatte D., wie er in einem seiner Notizbücher bemerkte, keinen Einfluß auf Minister Koch, und griff er erst, als ein Regensburger Jesuitenschüler, der Secretär Senestrey's, gegen den inzwischen gestorbenen Minister die anonyme Schrift erscheinen ließ: „Zur Belehrung für Könige" (1866), mit drei Artikeln in der Allgemeinen Zeitung: Die Broschüre „zur Belehrung für Könige" (1867) in den Streit ein, um einen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Theologie im 19. Jahrhundert, über ihre Erfolge und ihre Bekämpfung durch die Jesuiten und ihre Schüler zu geben.

Die im Juni 1867 bevorstehende Kanonisation des Menschenschlächters Pedro Arbues, eines spanischen Inquisitors, und die damit verbundene Verherrlichung der Inquisition veranlaßte D. in der Allgemeinen Zeitung am 6. Mai einen kleinen Artikel darüber bezw. dagegen zu veröffentlichen. Sofort war die Meute hinter dem noch unbekannten Verfasser her. Um sie abzu-

wehren, verfaßte D. die umfangreichen Artikel: „Rom und die Inquisition", die wegen ihrer ausgebreiteten und gründlichen Gelehrsamkeit von den Einsichtigeren alsbald ihm zugeschrieben wurden, die aber wegen des peinlichen Aufsehens, das sie machten, auf Einspruch der ultramontanen Einflüssen zugänglichen Eigenthümer der Allgemeinen Zeitung abgebrochen werden mußten und erst 1868 in der Wiener Neuen Fr. Presse beendigt werden konnten.

Es war eine unheimliche Spannung, welche nicht nur in München, sondern in der ganzen römisch-katholischen Welt herrschte. Denn schon im August 1866 hatte ein deutscher Bischof in einem vertraulichen, von Rom eingeforderten Gutachten über das zu berufende Concil die Denunciation eingesandt: in München „ist in den jüngsten Zeiten eine Schule von Theologen entstanden, die in allen ihren Schriften hauptsächlich darauf ausgeht, das historische Gebiet auszubeuten, um den apostolischen Stuhl, seine Autorität und seine Regierungsweise zu erniedrigen, ihn der Verachtung preiszugeben, vor allem aber die Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er ex cathedra lehrt, zu bekämpfen". Erzbischof Manning in London meldete am 25. Februar 1866 nach Rom, Döllinger schreibe gegen die Prärogative des hl. Stuhles, der Nuntius Meglia in München führte in seinen Depeschen die gleichen Klagen, und in Rom selbst erklärte Cardinal Reisach, „der Chorage der Jesuitenpartei, der größte Gegner der deutschen Theologie, der Universitäten und theologischen Facultäten", als Cardinal d'Andrea in einer Congregation D. als den größten katholischen Theologen citirte, wüthend, „ein Cardinal dürfe Döllinger's Namen nicht nennen". Der Erzbischof Scherr von München aber, ein geistig beschränkter, durchaus unwissender und unselbständiger Mann, der ohnehin die gelehrten Geistlichen haßte, gab den von Rom und der jesuitischen Partei erhaltenen Impulsen nach und hätte, wie auch einzelne Mitglieder der Facultät, es als die glücklichste Lösung der Schwierigkeiten betrachtet, wenn D. an der Lungenentzündung, die ihn 1866 befallen hatte, gestorben wäre. Was aber alle diese Männer und die ihnen Gleichgesinnten bestimmte, das war die Furcht vor einer „Germanisirung" der Kirche, die ein römischer Correspondent des Londoner Weekly Register 1867 als „ihre tödtlichste Gefahr" bezeichnete, weshalb schon „der bloße Schatten des Verdachts des Germanisirens das Vertrauen zu einem Manne, so groß und berühmt er auch als Katholik dastehen mag, merklich erschüttere".

Immerhin war auch in dieser trüben Zeit sein Leben nicht ohne einzelne Lichtblicke. D. hatte es schon immer beklagt, daß die Deutschen nicht ein ähnliches Werk wie die Franzosen in ihrer Biographie gén. besäßen, und bereits 1861 dem Buchhändler Herder „einen deutschen Plutarch, eine Reihenfolge von Biographien und Schilderungen der großen und bedeutenden Deutschen, etwa seit dem 8. Jahrhundert", auch „Biographische Geschichte Deutschlands" von ihm genannt, vorgeschlagen. Aber so freudig Herder den Plan aufgriff, er wollte ihm nicht gelingen. Kaum war daher D. 1863 in die von Maximilian II. begründete Historische Commission als ordentliches Mitglied gewählt, so dachte er daran, dieses Unternehmen, das ohnehin nur eine Erweiterung des von König Maximilian geplanten bairischen Plutarchus war, zu beantragen. Die Sache zog sich aber hinaus, zunächst wahrscheinlich, weil nach dem Tode des Königs Maximilian wegen der Abneigung des Cabinetssecretärs der Fortbestand der Commission selbst in Frage stand, im Kriegsjahr 1866 eine Sitzung der Commission überhaupt nicht stattfand, und Ranke ein gewisses Prioritätsrecht hatte. Doch ließ D. die Sache nicht aus dem Auge, und regte Ranke, als er auch 1867 nicht auf sie zurückkam, 1868 an, „seinen bereits im J. 1858 gestellten, damals aber als unausführbar zurückgestellten

Antrag, die Herausgabe der Allgemeinen Biographie der Deutschen, wieder aufzunehmen". Die Commission ging nun auch darauf ein, und heute steht unter der umsichtigen und ausdauernden Leitung v. Liliencron's das große Nationalwerk wie ein Ehrentempel (bis auf die Nachträge) abgeschlossen da.

Die Vorarbeiten für das vaticanische Concil, von denen man trotz der Mahnung des Cardinals Schwarzenberg D. auf Betreiben Reisach's absichtlich fernhielt, hatten begonnen, und die Eröffnung desselben stand bevor. Da nichts bestimmtes über den Zweck der Berufung verlautet hatte, war alle Welt voll Spannung, bis endlich die Civiltà cattolica im Februar 1869 den Schleier lüftete und eine der von Cardinal Antonelli amtlich durch die Nuntiaturen eingeforderten Correspondenzen veröffentlichte, die als Zwecke des Concils bezeichnete, daß es die Unfehlbarkeit des Papstes und die leibliche Himmelfahrt Mariä zu Glaubenssätzen machen und die negativen Thesen des Syllabus in positive Sätze fassen sollte. Sofort griff D. zur Feder und veröffentlichte in der Allgemeinen Zeitung seine berühmt gewordenen März-Artikel, welche in den Ende August erschienenen „Janus, der Papst und das Konzil", übergingen. Das im „Janus" verarbeitete umfassende Detail aus der Papstgeschichte ließ sogleich daran denken, daß nur D. der Verfasser sein könne, der seit Jahren die eingehendsten Vorarbeiten für eine Papstgeschichte gemacht hatte. Zugleich veranlaßte er die sogen. Hohenlohe'schen Thesen, und folgten kurz darauf, ebenfalls anonym, seine „Erwägungen für die Bischöfe des Konzils über die Frage der Unfehlbarkeit", die auch ins Französische übersetzt und an die Bischöfe versandt wurden. Beide Schriften hatten nur den Fehler, daß sie nicht, oder nicht in ausreichender Weise zugleich auch die Quellen boten und deshalb für die wenig oder gar nicht unterrichteten Bischöfe wenig brauchbar waren. Zwar suchte Cardinal Schwarzenberg D. zu bewegen, und wurde es auch von französischer Seite gewünscht, daß er sich wenigstens als Privatmann während des Concils in Rom aufhalten möge; er blieb aber lieber in München und redigirte aus dem ihm ununterbrochen, auch von Bischöfen, aus Rom zugehenden Material die „Briefe vom Konzil" der Allgemeinen Zeitung, deren jeder gleich einer Bombe in Rom einschlug, deren wirklichen Verfasser aber Niemand kannte. Als D. aber mit seinem Namen in der Allgem. Zeitung die Artikel „Einige Worte über die Unfehlbarkeitsadresse der Konzilsmajorität" und „Die neue Geschäftsordnung im Konzil" erscheinen ließ, nannte man ihn in Rom bereits einen Ketzer, erließ Bischof Ketteler einen in brüskem Stil gehaltenen offenen Brief an ihn, und drängten andere Bischöfe ihn zum Schweigen. D. fügte sich — und am 18. Juli 1870 wurden die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes und sein Universalepiscopat als Glaubenssätze verkündigt, hatten die Jesuiten die römische Kirche unter das Joch ihres Systems gebeugt, das sich schleunigst auch die widerstrebende Minorität des Concils auflegen ließ.

D. stand vor der Alternative: entweder seine bisherige Lehre, die er durch eindringendes Studium zur festesten Ueberzeugung vertieft hatte, aufzugeben und sich ohne Glauben an die neuen Dogmen der das Quod semper etc. nach Anleitung der Jesuiten opfernden römischen Kirche zu unterwerfen, oder seiner Lehre und Ueberzeugung treu zu bleiben und es auf einen Bruch mit der, eine andere gewordenen Kirche ankommen zu lassen. Er wählte, wie sein Gewissen es ihm gebot, das letztere, und schrieb am 29. März 1871 an den ihn drängenden Erzbischof Scherr: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ; denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium

dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe; denn die gesammte ächte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen; denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt, und durch die eximirte Stellung, welche sie für den Clerus fordert, den Grund gelegt hat zu endloser, verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde".

Am 18. April 1871 erklärte der Erzbischof Scherr, selbst ein Gegner der Unfehlbarkeit auf dem Concil, den Bruch vollzogen und ließ die Excommunication Döllinger's von den Kanzeln verkündigen. Eine ungeheure Aufregung war die Folge der erzbischöflichen That: auf der einen Seite Kundgebungen der Verehrung und der Zustimmung aus allen Ländern mit Ausnahme Frankreichs und Spaniens, auf der römischen der Ausbruch zügelloser Schmähsucht und Leidenschaft, welche nach der Mittheilung der Polizeidirection sogar ein Attentat auf Döllinger's Leben geplant haben soll (Briefe S. 140. 153). Er selbst anerkannte das Factum der Excommunication, wenn er sie auch für ungerecht und aus dem Grunde für nichtig erklärte, stellte seine theologischen Vorlesungen ein, las nur noch zwei Semester auf besonderes Ansuchen über neueste Geschichte und gab auch seine geistlichen Functionen auf, obwol der König Ludwig II., der außerordentlich viel auf ihn hielt und ihn 1868 zum Reichsrath der Krone Baiern ernannt hatte, zur Fortsetzung derselben aufgefordert hatte. D. und alle, welche sich ihm angeschlossen, betrachteten sich immerwährend als Katholiken in einer außergewöhnlichen Nothlage, welche die zum größten Theile von D. verfaßte Pfingsterklärung von 1871 auseinandersetzte, insbesondere betonend, daß weder die Gläubigen ihr gutes Recht auf die Gnadenmittel Christi, noch die Priester ihre Befugniß, dieselben zu spenden, durch die Bannungen verlieren, und daß sie auch entschlossen seien, durch Censuren, welche zur Förderung falscher Lehre verhängt worden sind, ihr Recht sich nicht verkümmern zu lassen. Ein Laiencomité, welches in München zusammengetreten war, verlangte von der Regierung eine Kirche für altkatholischen Gottesdienst, welches Gesuch auch D. unterzeichnete.

Das Vorgehen der Ordinariate gegen diejenigen, welche die vaticanischen Decrete verwarfen, drängte rasch zur Vornahme geistlicher Functionen. Aber noch vor dem I. großen Altkatholikencongreß in München im Herbst 1871, dessen Programm bei und mit D. entworfen wurde, hatte Minister Lutz D. den Gedanken beigebracht, die Altkatholiken sollten keine besondere Seelsorge einrichten, sondern ihr Recht als Katholiken dadurch bethätigen, daß sie recht fleißig in die römisch-katholischen Kirchen gehen, und so verstand es die Regierung auch, daß die Altkatholiken die Rechte der Katholiken haben, und überhob sich damit zugleich der Verpflichtung, für die Altkatholiken mehr, als die Gewährung polizeilichen Schutzes, zu thun. Während der Congreß das

Gegentheil beschloß, blieb D. auf seinem Standpunkt stehen, nahm aber gleichwol an allen anderen Schritten der Altkatholiken den lebendigsten Antheil. Die durch das vaticanische Concil geschaffene Lage hatte aber plötzlich auch seinen Blick in vielen anderen Fragen geklärt, und er fühlte es wie ein von Gott geschenktes Glück, „daß er erst jetzt vollkommen wahrhaft sein, der gegenwärtigen Wirklichkeit sowohl als der kirchlichen Vergangenheit unverwandt ins Antlitz schauen und eine an der anderen messen konnte". Das nächste, was ihm klar wurde, war aber, daß die römische Kirche unmöglich die katholische, die von Christus gewollte und von Paulus beschriebene Kirche sein kann, sondern daß sie selbst, wie es in der Pfingsterklärung heißt, der längst ersehnten und unabweisbar gewordenen Reform sowol in der Verfassung als im Leben bedürftig ist, während dagegen das höchste Ziel christlicher Entwicklung die Vereinigung der jetzt getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften ist, die von dem Stifter der Kirche gewollt und verheißen ist, die mit immer steigender Kraft der Sehnsucht von unzähligen Frommen, und nicht am wenigsten in Deutschland begehrt und herbeigerufen wird. Dieser Gedanke lebte indessen schon lange in ihm, und bereits in der Paulskirche hatte er geäußert, es müsse doch noch zu einer kirchlichen Vergleichung und Vereinigung im deutschen Volke kommen, da ohne sie an eine feste und dauerhafte politische Einigung nicht zu denken sei. In seinem Buche „Kirche und Kirchen" führte er den Gedanken weiter und um ihn drehten sich die Unterredungen König Maximilian's II. mit ihm. Als dann in den 60er Jahren von Pusey und seinen Freunden eine Bewegung zur Wiedervereinigung der Kirchen ausging, lieh auch er ihr seine Unterstützung. Jetzt nahm er aber den Gedanken viel energischer wieder auf und hielt neben einigen seiner altkatholischen Freunde 1872 seine, so mächtiges Aufsehen erregenden sieben Vorträge über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen (englisch 1872, deutsch 1888). Auf dem II. Altkatholikencongreß zu Köln im Herbst 1872, auf dem D. selbst anwesend war, wurden Unionsconferenzen beschlossen, die 1874 und 1875 unter seiner Leitung in Bonn stattfanden, um dann abzuwarten, welche Stellung die kirchlichen Autoritäten zu ihnen einnehmen würden. Er wurde hierin zwar enttäuscht, da, wie er sagte, Indolenz und politische Rücksichten die kirchlichen Autoritäten nichts thun ließen, tröstete sich aber damit, den Gedanken an eine Union der christlichen Bekenntnisse wenigstens neu angeregt zu haben, und mit der Hoffnung einer doch noch kommenden Wiedervereinigung aller Kinder Gottes. Endlich betheiligte sich D. auch an allen schwierigeren und wichtigeren Fragen, die in Menge auftraten, in den Sitzungen des Münchener Altkatholikencomités, hatte er das größte Interesse an dem Bestand und Gedeihen des „Deutschen Merkur" und unterließ es nie, bei heiklen Punkten, wie Beichtzwang, Aufhebung des Cölibats, sich gutachtlich der altkatholischen Synode gegenüber zu äußern. Freilich unter die Jurisdiction des Bischofs Reinkens ist er nicht getreten; aber das that auch ich vor dem Jahre 1890 nicht, theils weil wir als Professoren der theologischen Facultät und Hofgeistliche uns unter eine andere bischöfliche Jurisdiction nicht begeben konnten, theils weil die bairische Regierung dem Bischof Reinkens die Anerkennung für Baiern mit Rücksicht auf das Concordat verweigerte.

Der „innere kritische Proceß", der ihn drängte, „seit 1870 sein ganzes kirchengeschichtliches und patristisches Wissen einer großen, durchgreifenden Revision zu unterziehen und alle Hauptresultate seiner früheren Studien noch einmal, die Quellen in der Hand, zu prüfen", währte ziemlich lang, und erst

1878 konnte er an Gladstone schreiben: „Die Zeit liegt nun hinter mir". Dieser Proceß sowol als seine Stellung an der Spitze der Universität im Jahre ihrer 400jährigen Jubiläumsfeier (1872), bei der er eine ungewöhnlich glänzende Figur machte, wie an der der Akademie der Wissenschaften hinderten ihn auch, die mancherlei damals geplanten Schriften auszuführen. Seit 1837 außerordentliches und seit 1843 ordentliches Mitglied der Akademie, leitete er seit 1860 als Secretär die historische Classe, und erregte schon als solcher durch die feingezeichneten Charakteristiken der verstorbenen Mitglieder dieser Classe ein ungewöhnliches Interesse (Akademische Vorträge II). Nach dem Tode des genialen Chemikers Liebig (1873) vom König Ludwig II. zum Präsidenten der Akademie und Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates ernannt, hielt er in ihren öffentlichen Sitzungen seine vielbewunderten akademischen Vorträge, deren letzten, den Untergang des Templerordens, er noch zwei Monate vor seinem Tode als 90jähriger Greis, zum Theil sogar frei, mit bewunderungswürdiger geistiger und körperlicher Frische vortrug. Endlich ging er daran, abzuschließen. Mit Hülfe des Professors Reusch in Bonn veröffentlichte er die von ihm längst besessene Autobiographie Bellarmin's (1887), seine Jesuitica unter dem Titel: „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens" (2 Bde., 1889 u. 1890), und kurz vor seinem Tode „Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters" (2 Bde). Von seinen „Akademischen Vorträgen" erschien der III. Band erst nach seinem Tode.

Jetzt verstand D. auch Luther, „diesen Titanen der Geisterwelt", wie er ihn nannte, und die Reformation besser zu würdigen. Als er 1851 seine Skizze „Luther" schrieb, hatte er nur einzelne seiner Schriften gelesen, später erst studirte er sie sämmtlich und mußte bereits in seinem Buche „Kirche und Kirchen" (S. 10. 386) sein früheres Urtheil über ihn sehr modificiren. Das Jahr 1870 und das was damit zusammenhing, ließen ihn noch tiefer blicken, und seine schönen Worte über Luther in seinen Vorträgen „Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" 1872 sind allgemein bekannt: „Nur zum Theil lag diese Macht und Stärke der Reformation in der Persönlichkeit des Mannes, welcher in Deutschland ihr Urheber, ihr Sprecher war. Luther's überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit machte ihn allerdings zum Manne seiner Zeit und seines Volkes: es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der ganzen Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so daß selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken". Ueber die Reformation aber sagte er 1882 in seinem Vortrag „Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter": „Für mich, ich muß es gestehen, ist eine lange Zeit meines Lebens hindurch das, was in Deutschland von 1517 bis 1552 sich begeben, ein unverstandenes Räthsel gewesen, und zugleich ein

Gegenstand der Trauer und des Schmerzes; ich sah nur das Ergebniß der Trennung, nur die Thatsache, daß die zwei, wie durch scharfe Schwerthiebe getheilten Hälften der Nation, zu ewigem Hader verurtheilt, sich feindlich gegenüberstanden. Seit ich die Geschichte Roms und Deutschlands im Mittelalter genauer erforscht und betrachtet habe, und seit die Ereignisse der letzten Jahre das Ergebniß meines Forschens so einleuchtend mir bestätigt haben, glaube ich auch das, was mir vorher räthselhaft war, zu verstehen, und bete die Wege der Vorsehung an, in deren allwaltender Hand die deutsche Nation ein Werkzeug, ein Gefäß im Hause Gottes, und kein unedles geworden ist" (Ak. Vortr. I, 76). Und nicht ganz ein Jahr vor seinem Tode schrieb er an Nippold: „Sie haben ganz recht. Die erzwungene Einheit der Papstkirche gewährt mancherlei Vortheile, aber diese werden weit überwogen von den vielen schlimmen Folgen. Und die fortgehende Bildung von neuen kirchlichen Körperschaften in der protestantischen Welt ist kein Zeichen von Schwäche, sondern von lebendiger Triebkraft".

Selbstverständlich wurden vielfache Versuche, auch von höchsten Personen, gemacht, D. wieder für die römische Kirche zu gewinnen, da man es doch schwer empfand, daß man ihren angesehensten und gefeiertsten Theologen excommuniciren mußte wegen der Attentate auf das Christenthum im Jahre 1870. Es hieß auch oft, daß er sich unterworfen habe, oder daß er zur Unterwerfung bereit sei. Einige Male dementirte er selbst, gegen seine Gewohnheit, energisch solche Aeußerungen, dann schwieg er. Wie er sich übrigens zur römischen Kirche bis zu seinem Tode stellte, das erfährt man aus seinem Schreiben an den Erzbischof Steichele von München und an den Nuntius Ruffo-Scilla, die, zugleich mit Bischof Hefele, ihn 1886 und 1887 zur Unterwerfung auffordern zu sollen glaubten (Briefe S. 129. 147). „Soll ich", heißt es in ersterem, „(wenn ich Ihrer Zumuthung folge) mit der Last eines doppelten Meineids auf dem Gewissen vor dem ewigen Richter erscheinen?" und sein Schreiben an den Nuntius schließt er mit den Worten: „Was ich hier geschrieben habe, wird meines Erachtens genügen, um Ihnen begreiflich zu machen, daß man bei solchen Ueberzeugungen im Zustande eines inneren Friedens und einer geistigen Ruhe selbst an der Schwelle der Ewigkeit sein kann". In diesem inneren Frieden und dieser geistigen Ruhe entschlief er auch nach achttägiger Influenza am 10. Januar 1890.

Luise von Kobell, Ignaz von Döllinger. Erinnerungen. München 1891. — J. Friedrich, Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses. 3 Theile, München 1899—1901. — Von gegnerischer Seite: Emil Michael S. J., Ignaz von Döllinger. Eine Charakteristik. Innsbruck.

J. Friedrich.

Dollmann: Georg von D., Hof-Oberbaudirector, geboren am 21. October 1830 zu Ansbach, † am 31. März 1895 in München, Sohn eines subalternen Beamten, studirte am Gymnasium seiner Vaterstadt, kam 1846 nach München in das Haus seines älteren Bruders, des als Criminalisten, Hofrath und Universitätsprofessor berühmten Karl Friedrich v. D. (geboren am 10. October 1811 zu Ansbach, † am 9. Januar 1867 zu München); besuchte die Polytechnische Schule und die Akademie der bildenden Künste; trat 1854 in den Eisenbahndienst und war als Bezirksingenieur längere Zeit mit Ausführung von Staatsbahngebäuden, z. B. bei der Sinnthalbahn und beim Umbau des Bahnhofs Gemünden thätig. Leo v. Klenze erkannte in dem jungen Mann dessen reiche Begabung und nahm ihn in sein Bureau. Nach Klenze's Ableben (27. Januar 1864) erhielt D. die Vollendung der Befreiungshalle, den Ausbau der russisch-griechischen Capelle zu Baden-Baden für den Fürsten

Sturdza und für König Ludwig I. den Ausbau des assyrischen Saales im Hofe der kgl. Glyptothek. Im Auftrage König Max II. entwarf D. ein prächtiges, zur Verschönerung Münchens geplantes, leider nicht realisirtes Project für einen großartigen, mit Arkaden und Risaliten besetzten Bau (die sorgfältig colorirte Federzeichnung in der sogen. Maillinger-Sammlung der Stadt München). Sodann begann D. die Herstellung von verschiedenen Staatsgebäuden und Villen nach eigenen Entwürfen und den Bau der neuen Stadtpfarrkirche in Giesing, welcher von 1866 bis 1883 währte und durch den Baumeister Hans Gräßel glücklich vollendet wurde. Also wohl vorbereitet trat D. 1868 als Architekt in den Dienst König Ludwig II. und wurde rasch zum Hofrath, Hofbau-Intendanzrath und Hofbaudirector befördert. Wirklich erstaunlich ist die Vielseitigkeit, womit D. den Wünschen des gewaltigen Bauherrn zu genügen wußte, wie der schöpferische Künstler zugleich im strengen Spitzbogenstile an der Giesinger Kirche und im hochromantischen Schlosse Neuschwanstein, in der zierlichen Renaissance des Linderhofes und mit den Nachahmungen von Versailles im Prunkbau auf Herrenchiemsee in originellster Weise sich bethätigte. Ebenso bewundernswerth bleibt es, wie D. adäquate Kräfte zu gewinnen und seinen Ideen dienstbar zu machen verstand, darunter in erster Reihe der geniale, in allen Stilarten sattelgerechte phantasievolle Julius Hofmann (welcher nach Dollmann's Abgang 1884 als königl. Oberhofbaurath an dessen Stelle rückte, aber schon am 5. August 1896 aus dem Leben schied). Daß eine so aufreibende, von der königlichen Gnade huldreich überglänzte, mitunter auch durch bittere Erfahrungen gewürzte Thätigkeit den vollen Kräfteaufwand eines Mannes erheischte, ist leicht verständlich, ebenso aber auch, daß selbst stahlfeste Nerven in Vibration gebracht werden können. Als D. 1884 in den Ruhestand trat, genoß er nur kurze Zeit die schwerverdiente Muße, Leiden aller Art arbeiteten an der Zerstörung dieses anscheinend eisernen Organismus. Dazu gehörte auch der Schlag, daß seine edle Gattin Eugenie Félicité Sophie, eine Enkelin des berühmten Leo v. Klenze, eine durch ihre charitativen Bestrebungen hochverdiente Dame, zu Ende des Jahres 1894 aus dem Leben schied. Seitdem war der Künstler ein völlig gebrochener Mann.

Vgl. Maillinger, Bilder-Chronik 1876. III, 113 (Nr. 1969). — Fr. Pecht, Geschichte d. Münchener Kunst. 1888, S. 298 ff. — Nekrolog im Abendblatt Nr. 92 d. Allgem. Zeitung v. 2. April 1895. — Luise von Kobell, König Ludwig II. u. die Kunst. 1898.

Hyac. Holland.

Dönhoff: August Heinrich Hermann Graf von D., preußischer Diplomat, geboren am 10. October 1797 zu Potsdam, † am 1. April 1874, war der Sohn des Grafen August Friedrich Philipp v. D. († am 7. Mai 1838) und der Gräfin D., geb. Gräfin Pauline v. Lehndorff-Steinort († am 2. März 1813). Der Vater, jener Flügeladjutant, den Friedrich Wilhelm III. nach Auerstädt an Napoleon sandte, nahm 1809 als Oberst seinen Abschied und wurde später Landhofmeister und Landtagsmarschall der Provinz Preußen. Seine Schulbildung genoß D. auf dem Friedrichscollegium in Königsberg, dessen Leitung in jenen Jahren der geistvolle und geistweckende F. A. Gotthold, ein leidenschaftlicher Freund der griechischen Classiker, übernommen hatte. Siebzehnjährig nahm D. im J. 1815 als Freiwilliger im 2. westpreußischen Dragonerregiment am Feldzuge gegen Napoleon theil und zog mit in Paris ein. Er studirte hierauf (nach Angabe des Universitätssecretariats nicht in Königsberg) seit dem 28. April 1818 in Göttingen und seit dem 1. September 1818 in Heidelberg Cameralwissenschaften. Dann hielt er sich einige Zeit in der Schweiz und Italien auf.

1821 trat er in den Staatsdienst. Erst in Berlin im auswärtigen Amte beschäftigt, kam er 1823 zur Gesandtschaft nach Paris, 1825, inzwischen durch die Kammerherrnwürde ausgezeichnet, nach Madrid, Anfang 1828 nach London, wo er sechs Jahre blieb, zum Legationsrath aufrückte und öfter in Abwesenheit des preußischen Gesandten, Heinrich's v. Bülow, des Gemahls der jüngeren Tochter Wilhelm's v. Humboldt, als Geschäftsträger fungirte. Mit der schöngeistigen Familie des Gesandten stand er in vertrautem Verkehr. Auch sonst scheinen ihm die Londoner Verhältnisse zugesagt zu haben. Im Herbst 1833 kam er als Gesandter nach München und fand dort ein Jahrzehnt Gelegenheit zu selbständigem, wenn auch dornenvollem Wirken. Die Behandlung König Ludwig's I. war nicht immer leicht für ihn. Es fiel ihm dort u. a. zu, den König zur Beschickung der Wiener Conferenzen und zur Unterzeichnung des Schlußprotocolls derselben (1834) zu bestimmen und gegen die Duldung der Beschimpfungen Preußens durch das ultramontane Zander'sche Blatt in Würzburg aus Anlaß der Kölnischen Bischofswirren lange vergeblich anzukämpfen. Verrieth doch König Ludwig damals geradezu eine gehässige Stimmung gegen Preußen. Schon in jenen Jahren dachte D. daran, wieder nach London zurückzukehren. Etwas leichter schien seine Stellung seit der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm's IV. zu werden. Zur Zeit der Kriegsgefahr (1840) zeichnete ihn König Ludwig demonstrativ aus; aber bald wurde es offenbar, daß seine Aufgabe jetzt eher noch undankbarer wurde. Das von Ludwig gehaltene clericale Ministerium Abel machte den Münchener Aufenthalt für D. unerträglich. Die bedrückten Protestanten in Baiern suchten bei D. Schutz. Wenn er auch aus Rücksicht auf seine amtliche Stellung große Zurückhaltung übte, so benutzten die Ultramontanen des Landes doch die Gelegenheit, um ihn als den Führer der protestantischen Opposition hinzustellen, und König Ludwig ließ sich aufs höchste gegen die angebliche parteiische Haltung des preußischen Vertreters einnehmen. Verleugnet hatte D. seinen evangelischen Glauben allerdings nicht, und in seinen Berichten an seinen Hof konnte er nicht umhin, an dem Ministerium Abel und dessen „religiöser und politischer Heuchelei, seiner Unehrlichkeit und Würdelosigkeit" scharfe Kritik zu üben. Mit Kummer verfolgte er die Unbill, die das Oberconsistorium der bairischen Lutheraner durch die Clericalen erlitt. Gern wäre er, als im Herbst 1841 der englische Gesandtschaftsposten frei wurde, wieder nach London gegangen. Er stand auch auf der Vorschlagsliste neben Bunsen und Heinrich Arnim. Nach einer Erzählung Humboldt's an Leopold Gerlach (im Mai 1842) hätte man ihn jedoch, während Arnim gleich abgelehnt wurde, am englischen Hofe nicht genügend gekannt, vielmehr erst Erkundigungen über ihn einziehen wollen. Man weiß, daß Bunsen den Vorzug erhielt.

König Friedrich Wilhelm III. war mit Dönhoff's Berichterstattung, die sich durch Freimuth und oft auch durch eine gewisse ironische Färbung namentlich in der Charakterisirung König Ludwig's auszeichnete, äußerst zufrieden gewesen. So belobte er ihn wegen seiner rückhaltlosen Schilderung des anmaßenden und zudringlichen Auftretens des russischen Hofes in Bad Kreuth (1838). Als D. über König Ludwig schrieb: „Ein Fürst, den wir von ultraliberalen zu ultramontanen, von den übertriebensten constitutionellen Vorstellungen zur ausgesprochenen Willkürherrschaft haben übergehen sehen, kann auch in jeder andern Hinsicht noch seine Meinung wechseln" bemerkte Friedrich Wilhelm: „ein sehr kurzes, aber sehr treffendes Bild Sr. Majestät". Immerhin gewann D. zu König Ludwig persönlich ein leidlich gutes Verhältniß, sodaß er ihn noch im Jahre 1847, als er längst nicht mehr den

Münchener Posten bekleidete, in Brückenau besuchte, wo ihm der Wittelsbacher sein Herz über die Clericalen ausschüttete. Oefter fand D. schon von München aus Gelegenheit, selbständige und gemäßigt monarchische Anschauungen gegenüber seiner Regierung zur Geltung zu bringen, indem er z. B. dem Berliner Hofe klaren Wein über die zornige Stimmung ganz Süddeutschlands aus Anlaß des welfischen Staatsstreichs einschenkte, da das Vorgehen Ernst August's das monarchische Princip schädige. Durch lange Beurlaubungen von München suchte er sich sein Dasein erträglicher zu gestalten und begrüßte es wol als angenehmen Tausch, als er Mitte 1842 den Posten des preußischen Bundestagsgesandten erhielt.

In Frankfurt sollte er denn auch das Hauptfeld seiner staatsmännischen Thätigkeit finden. Anfänglich verbrauchte er seine Kraft ziemlich nutzlos im Sinne der Reform des süddeutschen Militärwesens. Es war ein schwacher Trost, wenn Freunde der preußischen Heereseinrichtungen wie der Prinz Karl von Baiern und der Prinz Emil von Hessen ihm ihr Leid klagten, daß diese Sache nicht vorwärts käme. Halb belustigt, halb beklommen verfolgte er die albernen Streitigkeiten am Bunde, so den Zank um die Fürstentitulaturen, in dem er einmal durch eine scharfe Rede gegen bundesfeindliche Behauptungen der ernestinischen Herzöge eingriff. Schon sah er das Gespenst des Rheinbundes aufsteigen, da er befürchtete, daß Baden und Hessen sich an Frankreich halten würden, um für sich den Königstitel durchzusetzen. Allmählich gewann er Verständniß dafür, daß an ein „wahres, aufrichtiges Zusammenwirken von Wien und Berlin" kaum zu denken sei, besonders seitdem er die vergiftende Thätigkeit der Wiener Publicisten Jarcke und Zedlitz in der süddeutschen Presse kennen gelernt hatte. Von vornherein widmete er der schleswig-holsteinschen Sache im Sinne einer Unterstützung der Elbherzogthümer gegen Dänemark seine Theilnahme. So machte er seinen Hof auf ein Schreiben des Studenten Aegidi, der aus Anlaß des Offenen Briefes (1846) die Entsendung eines Bundescommissars nach Kopenhagen befürwortete, aufmerksam, das ein „ernstes Zeichen der Zeit" wäre. Dem jungen Legationsrath v. Gruner, der ihm am 1. Januar 1845 neben dem Gesandtschaftsrath v. Sydow beigegeben wurde und der ihn sonst nicht gerade mit besonderem Wohlwollen beobachtete, imponirte er durch sein klares Urtheil. Daneben verschafften ihm ernstes Wesen, Geschäftskenntniß, Unterhaltungsgabe, Umgangsform und vor allem der Nimbus der Vornehmheit, den er als Mitglied eines der berühmtesten und reichsten altpreußischen Adelsgeschlechter genoß, eine starke Position am Bundestage. Am 17. November 1843 vermählte er sich, 46jährig, zu Steinort in Ostpreußen mit seiner 18jährigen Cousine, der schönen und anmuthigen Gräfin Pauline Lehndorff, die auch einem der angesehensten ostpreußischen Adelsgeschlechter entstammte, und diese verstand es, ohne für die Politik Interesse zu bezeigen, eine vornehme Geselligkeit zu pflegen.

Der Umstand, daß der österreichische Bundestagsgesandte Graf Münch-Bellinghausen meist von Frankfurt fern weilte, begünstigte es, daß Dönhoff's Einfluß in Frankfurt stetig wuchs, da ihm infolge dessen für den größten Theil des Jahres die Führung der Präsidialgeschäfte zufiel. Die Gesandten der deutschen Höfe faßten zu ihm Vertrauen; er erwarb sich sogar eine gewisse Beliebtheit. Von dem damaligen preußischen Militärbevollmächtigten in Frankfurt, der zwar meist in Karlsruhe weilte, Radowitz, trennte ihn insbesondere „die ausgesprochen ultramontane Tendenz", die er bei jenem voraussetzte, so sehr er ihn objectiv zu würdigen suchte und so hohe Achtung er vor dessen geistigen Fähigkeiten hegte. Auch verhielt er sich damals mißtrauischer gegen Oesterreich als Radowitz. In Wien erfreute er sich daher bald nicht sonder-

licher Beliebtheit, wie General Rochow schon 1845 constatirte und wie auch dem Minister des Auswärtigen, dem Freiherrn v. Canitz, wohl bekannt war. Vielleicht wollte der vielgewandte preußenfeindliche badische Bundestagsgesandte Blittersdorff ihm eine Falle stellen, als er ihm von der Nothwendigkeit eines Anschlusses der kleinen Staaten an Preußen sprach (April 1845). Schon in dieser Zeit stand D. in Gunst bei dem Prinzen von Preußen, der ihn mehrmals besuchte. Kraft seiner einflußreichen Stellung am Bundestage konnte er (was in auffälligem Gegensatze steht zu den Angaben Herzog Ernst's von Coburg-Gotha I, 288) im Anfang des Entscheidungsjahres 1848 eine umfassende Thätigkeit zur Lösung der deutschen Frage entwickeln und sich dadurch einen Platz in der deutschen Geschichte sichern. Seine Handlungsweise dabei ist gekennzeichnet durch jene politische Abgeschliffenheit, die schon General v. Brandt richtig an ihm hervorgehoben hat, sowie durch hohen patriotischen Schwung, der sonst auf den Höhen der altzünftigen Diplomatie in dieser Weise nicht häufig gewesen ist. Schon gegen Ausgang des Jahres 1847 fand er Gelegenheit, das Seinige dazu beizutragen, um die deutsche Frage in Fluß zu bringen, indem er die Denkschriften des Fürsten Leiningen und des Prinzgemahls, welche einer Verdrängung Oesterreichs durch Preußen das Wort redeten, an König Friedrich Wilhelm IV. sandte und dadurch eine lebhafte, wenn auch zunächst mehr ablehnende Stellungnahme des Königs herbeiführte. Mit gemischten Gefühlen entdeckte er freilich hinterher, daß abermals Blittersdorff bei diesen Denkschriften die Hand im Spiele hatte. Hellen Auges verfolgte er den beschleunigten Gang der Ereignisse und erkannte sehr bald, daß das Zugeständniß der Periodicität des Vereinigten Landtages nicht mehr ausreichen würde, um der im Lande anschwellenden Bewegung Herr zu werden. Es schien ihm eine Nothwendigkeit, daß Preußen die Lösung der deutschen Frage in die Hand nähme, da von Oesterreich nichts zu erwarten wäre, die Unthätigkeit in dieser Sache aber die deutschen und europäischen Verhältnisse schädige und da es überhaupt auf die Dauer so nicht weiter ginge. Je mehr sich die Ohnmacht Oesterreichs vor aller Welt offenbare, um so mehr richteten sich, so legte er seinem Hofe dar, die Blicke erwartungsvoll auf Preußen als diejenige Macht, die allein helfen könne. Da ihm einige Bundestagsgesandten dringend versicherten, daß sie je eher je lieber ein Vorgehen Preußens erwarteten und ihm sogar die Frage gestellt wurde, ob es nicht rathsam wäre, den Bundestag zeitweise nach Berlin zu legen, so hielt D. den Zeitpunkt für gekommen um zu handeln. Er befürwortete nicht nur jenen Vorschlag auf Verlegung des Bundestages, sondern er veranlaßte ganz aus sich heraus am 29. Februar die Einsetzung eines Ausschusses, der sich zur gegenwärtigen Lage des Bundes gutachtlich äußern und zeitgemäße Anträge stellen sollte. Zugleich verfaßte er einen „Aufruf an alle Deutschen", der im Hinblick auf die „stürmische Zukunft", die „möglicherweise" Deutschland bevorstünde, „alle Deutschen, denen das Wohl Deutschlands am Herzen liegt — und andere Deutsche giebt es nicht —" zur Bewahrung der Eintracht zwischen den Regierungen und Völkern aufrief. „Der Bundestag wird von seinem Standpunkte alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach außen sowie die Förderung des nationalen Lebens im Innern zu sorgen." Am 1. März machte sich der Bundestag diesen Aufruf zu eigen und freudig druckten ihn die Tagesblätter, voran die „Deutsche Zeitung", ab. Einer der Führer der liberalen Bewegung, David Hansemann, suchte D. auf, um sich mit ihm über die einzuhaltende Politik zu verständigen. Seinem Hofe gegenüber begründete D. seine eigenmächtigen Schritte mit den Worten: „Es ist gleichsam eine neue Bahn, die der Bundestag betritt, auf der er Aussicht hat, das bisher ver-

lorene Terrain im öffentlichen Vertrauen wiederzugewinnen". Er blickte voller Hoffnung in die Zukunft, obwol er sich nicht verhehlte, daß das von Oesterreich so lange festgehaltene System des Stillstandes immer noch schädlich nachwirkte; er wäre sonst gern noch kräftiger vorgegangen. Mit einer gewissen Sorge sah er der Entscheidung seines Königs entgegen; er bot all seine Beredsamkeit auf, um ihn zur That anzuspornen. „Nationale Verschmelzung der verschiedenen Bestandtheile Deutschlands im Verein mit seinen Institutionen" bezeichnete er als das Ziel „aller politischen Männer in Deutschland" bei allen Unterschieden im einzelnen. „Es ist ein entscheidender Moment in Ew. K. Maj. Hände gelegt; die richtige Benutzung dieses Moments kann große glückliche Folgen haben, die deutsche Nationalität auf einer neuen Basis constituiren und Deutschland groß, stark und mächtig machen. Die Versäumniß dieses Augenblicks kann dagegen um so gewisser unwiederbringlichen Schaden bringen". Wenn Preußen nicht stark handle, so meinte er, wäre ein constitutioneller Sonderbund, ja eine süddeutsche Republik zu befürchten. Das einzige Rettungsmittel gegen die Republik sei das „constitutionelle System". Unter seiner Führung gewährte der Bundestag am 3. März Preßfreiheit, am 9. empfahl er den Regierungen die Entsendung von Männern des öffentlichen Vertrauens nach Frankfurt zur Revision der Bundesverfassung. Der am 29. Februar eingesetzte Ausschuß übte an der bestehenden Verfassung, insbesondere an der Präsidialmacht, eine sehr scharfe Kritik. Am 9. März erklärte die Bundesversammlung „die Farben des alten deutschen Reichspaniers" Schwarz-Roth-Gold zu Bundesfarben. Freimüthig rechtfertigte D. in seinen Berichten dieses Vorgehen. Man werde es in Wien übel vermerken, „aber das bisherige Verfahren Oesterreichs in den Bundesangelegenheiten war auch in der That unverantwortlich". Er ging jedoch nicht ganz so weit wie die süddeutschen Liberalen; das „Nationalparlament", das jene forderten, mußte nach seiner Meinung „unfehlbar früher oder später zur deutschen Republik führen". Aber er befürwortete doch die Bildung eines Bundesparlamentes unter Betonung der Nothwendigkeit, sich an das Bestehende anzuschließen. Seiner Ansicht entsprach etwa die Schrift des Heidelberger Staatsrechtslehrers Zöpfl „Bundesreform, deutsches Parlament und Bundesgericht". Eindringlich aber warnte er vor der Einsetzung des von Preußen vorgeschlagenen Fürstentages: „Ein Congreß der Souveräne kann der Spaltung nicht mehr vorbeugen, denn er hätte nicht das öffentliche Vertrauen". Ebenso warnte er vor Anwendung von Gewalt; es würde, so meinte er, zur Entthronung der süddeutschen Fürsten führen, falls man die constitutionelle Richtung mit den Waffen niederkämpfen wolle. Es seien Gerüchte von derartigen Absichten Preußens in Umlauf; dies müsse sofort durch Thaten widerlegt werden. „Die unerläßliche Vorbedingung einer führenden Stellung Preußens ist die breite nationale volksthümliche Richtung" schrieb er am 13. März. Durch seine rasch aufeinander folgenden Depeschen unterstützte er die Bemühungen des Ministers v. Bodelschwingh, König Friedrich Wilhelm für die constitutionelle Idee zu gewinnen, auf das wirksamste. Aber im letzten Augenblicke mußte er es erleben, daß man in Berlin sich nicht entschließen konnte, allein die Führung zu übernehmen, sondern dies gemeinsam mit Oesterreich zu thun unternahm. Noch am 17. März hat D. auf die Nachricht hiervon dem Minister v. Canitz geschrieben: „Die moralische Action Preußens auf Deutschland würde in diesem Augenblick größer sein, wenn Preußen allein, als wenn es im Verein mit Oesterreich handelt". Gleich darauf, noch bevor er Kenntniß von den Vorgängen am 18. März erhielt, hat er sich mißmuthig niedergesetzt, um in einem vertraulichen Schreiben an Canitz die deutsche Politik seines Königs einer

scharfen Kritik zu unterziehen: „Hätte der König gleich zu Anfang (ohne erst nach Wien zu schicken, wo acht Tage mit Conversation verloren sind und in der letzten Zeit waren die Tage wie früher Wochen) alle deutschen Fürsten oder ihre Bevollmächtigten, den Bundestag, wie ich damals vorschlug, nach Berlin berufen, so würde ein großes Resultat möglich gewesen sein". Zudem schien ihm gerade Radowitz durchaus ungeeignet als Unterhändler, weil dieser im Geruche des Ultramontanismus stände und als anticonstitutionell und Gegner der Einheitsbewegung gelte. „Als Ausdruck der Beziehungen Preußens zum Fortschritt in der Entwickelung der deutschnationalen Richtung kann er Preußen nur nachtheilig sein."

In der That war es ein schweres Versäumniß König Friedrich Wilhelm's, daß er die durch Dönhoff's Vorgehen am Bundestage eröffnete Möglichkeit, sich direct mit den deutschen Fürsten über die deutsche Frage zu verständigen, nicht sofort benutzte. Als nun der kurz vorher an Münch-Bellinghausen's Stelle getretene Graf Colloredo wieder die Geschäfte am Bunde übernahm, war Dönhoff's Mission in Frankfurt erfüllt. Schon im Februar hatte er die vertrauliche Mittheilung erhalten, daß er zum Gesandten in Paris ausersehen sei und damals gegen die Ernennung des Generals Radowitz zu seinem Nachfolger energisch protestirt. Nunmehr wurde er (im April) endgültig von Frankfurt abberufen. Doch hatte dem König sein temperamentvolles Vorgehen entschieden imponirt. Denn er dachte damals (April) an Dönhoff's Berufung zum Minister des Auswärtigen an Stelle Heinrich's v. Arnim, und die Königin Elisabeth trat gegen Leopold v. Gerlach lebhaft für ihn ein. „D. sei doch ein braver Mann." Damals wäre Dönhoff's Eintritt vielleicht noch nützlich gewesen. Als er jedoch im September aufgefordert wurde, im Ministerium Pfuel das Auswärtige zu übernehmen, waren die Dinge bereits so weit gediehen, daß er nicht mehr in der Lage war zu helfen. Wie geschaffen, um in diplomatischer Stellung eine frische, geschickte und thatkräftige Politik zu treiben, erwies er sich doch nicht aus so festem Holze geschnitzt, um als Minister, zumal in dem herrschenden Wirrwarr, mit der nöthigen Entschlossenheit die Zügel ergreifen zu können. Das fühlte er auch selbst und lehnte daher anfänglich (19. Septbr.) den ihm angebotenen Ministerposten ab. Nur auf eindringliches Zureden gab er nach (21.). Es zeigte sich sofort, daß diese Arena nicht sein Feld war. Die Zeugnisse über seine Ministerthätigkeit stehen sämmtlich unter diesem Eindruck, nicht nur das Gerlach's, sondern auch das des milden Abeken, des Generals v. Brandt, Stockmar's, Gruner's. Er fühlte sich auf dem neuen Terrain völlig unsicher. Wol nahm er eine freundliche Haltung gegen die Paulskirche an und vertrat zugleich gegen deren Abgesandten Stockmar mit Klarheit den Standpunkt, daß die Selbständigkeit des preußischen Staates nicht beeinträchtigt werden dürfte. Ludolf Camphausen's Stellung in Frankfurt schien ihm sehr der Stützung bedürftig. Er warf die Frage auf, ob nicht eine Verlegung der deutschen Nationalversammlung nach Erfurt wünschenswerth wäre, um den Einfluß der Demokratie zu schwächen. Auch in der schleswig-holsteinschen Sache war er in positivem Sinne thätig, indem er die Bildung eines Fünfmännerausschusses zur Führung der Verwaltung in den Elbherzogthümern während der Dauer des Malmöer Waffenstillstandes veranlaßte. Bei der Hauptaufgabe aber, die es im Augenblick zu lösen gab, der Bändigung der Preußischen Nationalversammlung, versagte er. Die Volksbewegung war seiner aristokratischen Natur zuwider, war ihm mehr als nöthig unbehaglich und hatte die Wirkung, ihn einen verkehrten Weg einschlagen zu lassen, indem er mit den übrigen Ministern unter Führung Eichmann's einen Druck auf den König auszuüben suchte. Er hat ihm u. a. nach

einer Aufzeichnung Gerlach's gesagt: er würde mediatisirt und wäre es schon. Der König blieb jedoch fest, nahm das ihm von den vier Ministern Eichmann, Bonin, Kisker, Dönhoff vorgelegte Programm, das ihm unnöthige Nachgiebigkeit gegen die Berliner Nationalversammlung zumuthete, nicht an und berief das Ministerium Brandenburg. General v. Gerlach vermochte es nicht zu fassen, daß die Revolution eine solche Gewalt über D. ausüben konnte. Kaum sechs Wochen hatte Dönhoff's Ministerschaft gedauert. Mit dem Rücktritt des Ministeriums am 1. November trat D. politisch in den Schatten. Einer älteren Familientradition folgend, verzichtete er auf eine Pension, obwol die allmähliche Befreiung seines Grundbesitzes von der erdrückenden Schuldenlast, die sich besonders in der Franzosenzeit aufgehäuft hatte, ihm zahllose Sorgen und Arbeiten verursachte. Noch ließ er sich im Februar 1849 von dem 2. Gumbinner Wahlkreis in die Erste Kammer wählen und ging von dort ins Staatenhaus nach Erfurt (1850), an dessen Berathungen er regelmäßig theilgenommen hat, ohne rednerisch hervorzutreten. Er hielt es dort mit der gemäßigten Richtung. Bei den Neuwahlen 1850 wiederum zum Mitglied der Ersten Kammer gewählt, trat er der zur Rechten gehörigen, aber gemäßigten Partei Jordan bei. Am 24. November 1854 wurde er auf Grund Präsentation des alten und befestigten Grundbesitzes im Landschaftsbezirke Samland ins Herrenhaus berufen, dem er, nachdem er 1859 die ihm gehörige, eine Fläche von 23 000 Morgen mit 27 Ortschaften umfassende Herrschaft Friedrichstein zum Familienfideicommiß gemacht hatte, seit dem 18. November 1861 als erbliches Mitglied angehörte. In demselben Jahre wurde er, nachdem er bereits mehrmals von dem Prinzregenten für den Posten des Hausministers ins Auge gefaßt worden war, von seinem inzwischen auf den Thron gelangten Gönner zum Obergewandkämmerer ernannt, so daß der schon damals traditionelle Einfluß der Dönhoffs am preußischen Hofe äußerlich aufs neue bekundet wurde. Am 1. April 1874 ist er auf seinem Gute Friedrichstein gestorben. Er hinterließ drei Söhne. Die ersten beiden, August Karl und Karl Ludwig, waren Zwillinge und wurden am 26. Januar 1845, der dritte, Friedrich Heinrich, wurde am 4. Januar 1850 geboren.

Taschenbuch der gräflichen Häuser. — v. Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. IV u. V. — Koser, Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution. Histor. Zeitschr. Bd. 83 (1899), S. 43 ff. (Der Aufsatz verbreitet zum ersten Male helleres Licht über Dönhoff's Bedeutung.) — Rachfahl, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Halle 1901. — Gerlach's Denkwürdigkeiten (zum Theil ungedruckte Aufzeichnungen). — Briefe des Generals v. Rochow an einen Staatsbeamten (Kelchner). Frankfurt a. M. 1873. — v. Gruner, Rückblick auf mein Leben. Deutsche Revue, Febr. u. März 1901. — v. Brandt, Aus dem Leben des Generals d. J. H. v. Brandt. 3. Theil, S. 256. Berlin 1882. — Abeken, Ein schlichtes Leben. — Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm's v. Humboldt. — Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Ch. F. v. Stockmar. Braunschweig 1872. — Aus den Papieren Theodor v. Schön's, IV. 1876. — Anna Caspary, Ludolf Camphausens Leben. Stuttg. 1902.

H. v. Petersdorff.

Doppler: Albert Franz D., namhafter Componist und bedeutender Flötenvirtuose, wurde am 16. October 1821 in Lemberg geboren. Er erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater, einem Musiker am Hoftheater in Warschau, und unternahm schon als Jüngling erfolgreiche Concertreisen in Polen, Ungarn, Rußland und Rumänien. 1847 wurde er als erster Flötist am Theater in Pest engagirt. Im selben Jahre schrieb er seine erste Oper

„Benjowski" (in 3 Acten), die großen Beifall fand. Es folgte 1849 eine zweite Oper „Ilka", welche bis Jahresschluß vierzig Mal aufgeführt wurde. Von seinen weiteren Opern sind zu nennen: „Afanasia", „Wanda" (1851), „Erzébeth" und „Die beiden Husaren" (komische Oper in 2 Acten, 1853). Im J. 1856 unternahm D. in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Karl eine Kunstreise nach England und erzielte namentlich in London durch sein Flötenspiel große Erfolge. Am 1. Februar 1858 wurde D. als Soloflötist, Capellmeister und zweiter Balletdirigent am Hofoperntheater in Wien angestellt; 1865 trat er als Professor für das Flötenspiel in den Verband des Lehrkörpers des Wiener Conservatoriums. Durch seine liebenswürdige Bescheidenheit gewann er sehr viele Freunde, doch plagte ihn bald eine zunehmende Kränklichkeit. Für das Wiener Opernhaus schrieb er die Ballette „Irene", „Der Kaminfeger von London" (53 Mal aufgeführt), „Rosine" (nach dem „Barbier von Sevilla"), „Das Waldfräulein", „Aus der Heimath", „Chica", „Margot", „Stock im Eisen", „Fiamella" und die berühmte „Melusine". 1870 componirte er seine letzte Oper „Judith", deren Erfolg demjenigen seiner Jugendopern nicht mehr gleichkam. D. starb nach langem Leiden am 27. Juli 1883 in dem Curorte Baden bei Wien.

Doppler's Werke bestehen außer den genannten Opern und Balletten aus Ouverturen, Flötenconcerten und zahlreichen kleineren Compositionen für Clavier 2c. Als Operncomponist segelt er im Fahrwasser Flotow's; er wußte seinen Opern durch originelle Verwendung nationaler Motive („Ilka" ungarisch, „Wanda" polnisch-türkisch u. ä.) ein charakteristisches Gepräge zu verleihen.

Riemann S. 263 f. — Wurzbach 3, 372. — Ein dürftiger Nekrolog „Neue Freie Presse" vom 28. Juli 1883.

Egon von Komorzynski.

Dorer: Ignaz Edward D. (=Egloff) wurde geboren in Baden (Kanton Aargau) am 7. November 1807 als Sohn des (spätern) Landammanns Fidel D. und der Marie de Maillardoz von Freiburg im Uechtland. Einer angesehenen katholischen Familie entstammend, hätte sich D. am liebsten der Kunst gewidmet, für die — nach seinen eigenen Worten — „sein Inneres eigentlich schlug". Seine leidenden Augen zwangen ihn jedoch, sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Schon frühe griff D. in das politische Leben seines Heimathkantons ein, indem er mit zwei andern Bürgern am 12. September 1830 die „Ehrerbietige Bittschrift an den Großen Rath des Kantons Aargau" richtete, welche den Rath ersuchte, die „Veranstaltung zu einer gesetzmäßigen Abänderung der dermaligen (aristokratischen) Verfassung zu treffen". Der Ueberreichung der Bittschrift folgte bald, entgegen dem Willen der Unterzeichner, ein bewaffneter Aufstand der Massen, der sog. Freiämter-Zug nach Aarau sowie die wirkliche Umwandlung der alten Verfassung in eine demokratische. Der Eintritt Dorer's in die gesetzgebende Behörde, den aargauischen Großen Rath (1832), ließ bald seine tüchtige Geschäftskenntniß erkennen und so wurde er mit einer Reihe von Aemtern und Aufträgen auf kantonalem und eidgenössischem Gebiete betraut. Er war Mitglied und Präsident des Bezirksgerichtes in Baden (1834—37), des dortigen Bezirksschulrathes, des kantonalen katholischen Kirchenrathes; er amtete als eidgenössischer Commissär in der Trennungsangelegenheit der beiden Kantone Basel-Stadt und Basel-Land (1832) und er vertrat den Kanton Aargau auf den beiden Conferenzen in Baden (1834) und Luzern (1835), welche die Rechte des Staates gegenüber den Anmaßungen der ultramontanen Kirche festzusetzen suchten. Vom Beginne des Jahres 1838 an gehörte er gleichzeitig der vollziehenden Landesbehörde, dem Kleinen Rathe an, als dessen Vorsitzender

(Landammann) er gleich im ersten Jahre amtete, um dann in den Jahren 1839 und 1840 als Ehrengesandter seines Heimathskantons auf der eidgenössischen Tagsatzung zu erscheinen.

Mit dem Jahre 1841 brach für den Kanton Aargau die in politischer Hinsicht bewegteste Periode des 19. Jahrhunderts heran. Die Aufhebung der Klöster vom 13. bezw. 20. Januar war ein Ereigniß, das nicht nur die Schweiz für die nächsten Jahre in Spannung erhielt. So sehr D. als aufgeklärter Katholik diese für das Wohl des Staates nothwendig gewordene Maßregel billigte, so wenig vermochte er sich später mit seinen Collegen über die den Klosterwirren entspringenden Detailfragen zu einigen. Er zog es vor, dem Großen Rathe ein ausführliches gedrucktes „Entlassungsgesuch" als Mitglied des Großen und Kleinen Rathes einzureichen, das in so offener und rückhaltloser Weise seine abweichenden Ansichten über die weitere Gestaltung der Klosterfrage und seinen Entschluß, sich von allen öffentlichen Aemtern zurückzuziehen, motivirte, daß die arg verschnupfte Behörde diesem Gesuche sofort ohne Zubilligung des Dankes für geleistete Dienste entsprach (10. Nov. 1842). Von jeder öffentlichen Stellung frei und entbunden, widmete D. die ihm noch vergönnten 21 Jahre in Baden ausschließlich der von ihm eifrig gepflegten Dichtkunst sowie dem Studium der schönen Litteratur aller Völker und der heimathlichen Geschichte. Schon im J. 1841 waren von ihm vereinzelte Gedichte in der „Alpina. Schweizer. Jahrbuch f. schöne Litteratur" (1. [einz.] Jahrg., Solothurn 1841) erschienen, denen andere in den „Neuen Alpenrosen. Eine Gabe schweizer. Dichter" (1. Jahrg., Zürich u. Frauenfeld 1848), im „Album des litterar. Vereins in Bern" (Bern 1858) und in der „Schweiz. Illustr. Monatschrift des Bernischen literar. Vereins" (Frick 1859) folgten. Die meisten seiner Gedichte ließ der Dichter in den Jahren 1852 ff. auf fliegenden Blättern oder in kleineren Sammlungen vereinigt als Privatdrucke ausgehen, die er nur seinen Freunden zugänglich machte. Einem weitern Kreise ist deshalb D. als Dichter erst gegen Ende seines Lebens bekannt geworden, als er seine Gedichte in seinen „Kleinen Schriften" (1. und einziges Bändchen, Baden 1858) und in seinen „Gesammelten Schriften" (1. und einziger Band, Baden 1863) vereinigt hatte. Ueber den künstlerischen Gehalt seiner Poesien kann man sich vollständig dem Urtheile Heinrich Kurzens (s. u.) anschließen, das dahin lautet, daß, abgesehen von einzelnen leider nicht vermiedenen Incorrectheiten, „in seiner ganzen Dichtung der Geist der reinsten Humanität wehe, die sich über alle Vorurtheile des Standes, der Nationalität und der Confession erhebt und uns in dem Dichter auch den Menschen lieben läßt". D. war ein ausgezeichneter Litterarhistoriker, der über eine große Belesenheit und ein feines Gefühl für die ästhetische Würdigung der von ihm behandelten litterarischen Producte verfügte. Im J. 1843 veröffentlichte er die zweite Ausgabe der 1823 erstmals erschienenen Gedichte der Schwester seiner Gattin, Luise Egloff (s. d.), denen er ein hübsches Lebensbild der Verfasserin vorausschickte („Luise Egloff, die blinde Naturdichterin". Hrsg. von E. D. Aarau 1843). 1857 erschien seine Sammlung der Nachträge zu der Ausgabe der Werke von J. M. R. Lenz von L. Tieck unter dem Titel: „J. M. R. Lenz und seine Schriften" (Baden 1857), über die er kurz vorher in den „Blättern für Kunst und Litteratur" (Zürich 1856 und 1857) verschiedene Aufsätze hatte erscheinen lassen. Schon im J. 1852 war ein kleiner aber vortrefflicher Essay Dorer's „Ueber Goethe's Jery und Bätely" in seinen „Blättern und Blüthen" (Zweite Lese, o. O.) erschienen, der seine ausgezeichnete Kenntniß Goethe's und sein feines Verständniß für dessen Werke verräth und der es bedauern läßt, daß D. nicht noch mehr über Goethe ge-

schrieben hat, den er während seines ganzen Lebens immer wieder von neuem durchstudirte. Auf Grund dieser Schrift und der in andern Arbeiten Dorer's enthaltenen Aeußerungen über Goethe darf man D. ruhig als einen der besten Goethekenner seiner Zeit bezeichnen. — Wie sehr D. auch auf dem Felde der vergleichenden Litteraturgeschichte heimisch war, zeigt seine Schrift: „Zur Litteratur des Volkslieds" (Aarau 1860), in welcher er die Lieder von der Lombarda und von der Clotilde in ihren verschiedenen Fassungen und auf ihren historischen Hintergrund hin untersuchte. Gleichzeitig erschienen die trefflich von ihm übersetzten „Volkslieder aus Italien, nebst einer Ballade zu Shakespeare's Romeo und Julie" (Baden 1860). Denselben war im Frühling 1854 die von D. und seinem Sohne Edmund gemeinsam ausgeführte Uebersetzung der Elegien (und Oden) von Johannes Sekundus (Baden 1854) vorausgegangen. Die vorzügliche und eindringliche Kenntniß der schönwissenschaftlichen Litteratur aller Völker, insbesondere der deutschen Litteratur gründete und stützte sich bei D. auf die von ihm während seines Lebens gesammelte prächtige Privatbibliothek, die nach seinem Tode im December 1868 bei T. O. Weigel in Leipzig versteigert worden ist. (Vgl. den gedr. Katalog: „Dorer-Egloffs Bücherschatz".) Dorer's Goethe-Bibliothek war wol damals neben derjenigen Salomon Hirzel's in Leipzig die vollständigste, die existirte. D. ist, nachdem ihm in den letzten Jahren die Augen gänzlich zu erblinden gedroht hatten, am 27. März 1864 in Baden gestorben; er hinterließ neben zwei Töchtern, von denen die eine, Blanka, ihn auch bei seinen Arbeiten unterstützte, zwei Söhne, den Dichter und Litterarhistoriker Edmund D. und den Bildhauer Robert D.

Vgl. neben den angeführten Schriften: Rob. Weber, Die poet. Nationalliteratur d. deutschen Schweiz. — Musterstücke ꝛc. II, 170—185. Glarus 1866. — Heinr. Kurz, Gesch. d. deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken ꝛc. IV, 256—258 (mit e. Bilde Dorer's). — Panorama oder die Kunst für das Volk. Hrsg. v. Jakob Emil Rothenbach. Liestal 1894, S. 195—198. — Gedrucktes u. handschriftl. Material d. aarg. Kantonsbibl. und d. aarg. Staatsarchivs in Aarau. Hans Herzog.

Dörfer: Julius D., geboren am 17. Januar 1829 in Dreiskau bei Leipzig, † am 29. December 1899 als Gymnasialoberlehrer in Leipzig. Er trat seit 1856 in der stenographischen Bewegung als Vertreter der Gabelsberger'schen Stenographie hervor und war von 1874—1879 Vorsitzender des Deutschen Gabelsberger-Stenographenbundes; er verfaßte eine „Chronik des Leipziger Vereins von 1846—1871" und gab den Bericht über den 1. Stenographentag des Gabelsbergerschen Bundes heraus. Auch als Lehrer der Stenographie war er vielfach thätig. D. war ferner längere Zeit 1. Vorsteher des Leipziger Turnvereins und des Vereins der Privatlehrer, auch Stadtverordneter in Leipzig.

Deutsche Stenogr.-Ztg. 1900, Nr. 3, S. 65. C. Johnen.

Döring: Theodor D., eigentlich Häring oder Hering, Schauspieler, wurde als Sohn eines königlich preußischen Salzdirectors in Warschau am 9. Januar 1803 geboren. Nach dem Tilsiter Frieden kam er mit seinem Vater nach Prenzlau, wo er gemeinsam mit seinem Jugendfreund Adolf Stahr das Gymnasium besuchte. Später bezog er in Berlin das Joachimsthalsche Gymnasium. Der frühe Tod seines Vaters nöthigte ihn, seine Studien aufzugeben und sich zuerst in Prenzlau und dann in Berlin dem Kaufmannsstande zu widmen. In Berlin erwachte durch die Bekanntschaft mit dem Liebhabertheater „Urania" und durch mehrmaliges Auftreten auf ihm die Neigung für die Bühne in ihm. Er entschloß sich, gegen den Willen seiner

Familie, den Kaufmannsberuf aufzugeben und zum Theater überzugehen. Am 25. Januar 1825 debutirte er in Bromberg bei der Truppe des Directors Huray als Julius in Kotzebue's „Der arme Poet", hatte aber das Unglück ausgepfiffen zu werden, da ihn das Lampenfieber ergriffen hatte und er infolgedessen seine Rolle nicht durchführen konnte. Um so größer war der Erfolg, den er bald darauf als Portechaisenträger in der „Schachmaschine" erzielte. Director Huray erkannte sein Talent für komische und Charakterrollen und erhöhte seine Anfangsgage von fünf auf sechs Thaler für die Woche. Mit Huray's Truppe spielte D. noch in Marienwerder, Graudenz, Elbing und Thorn und wanderte dann im J. 1826 von Culm aus zu Fuß nach Breslau, wo er bei der Truppe des Capellmeisters G. B. Bierey Unterkunft fand und vier Jahre blieb, während welcher Zeit er mehr und mehr in das Charakterfach hineinwuchs und auch als Komiker reichlich Verwendung fand. In denselben Rollen wirkte er in den Jahren 1829 bis 1832 in Mainz unter der Direction von August Haake und kam dann 1832 zur Mannheimer Bühne, wo er die Figur des Bankier Müller in Bauernfeld's „Liebesprotokoll" creirte, die mit seinem Namen unauflöslich verbunden ist, und die er an fünfhundert Mal an allen möglichen deutschen Bühnen spielen sollte. Nach seiner Vermählung mit der ausgezeichneten Soubrette Auguste Sutorius (geboren in Breslau 1807) absolvirte er im September 1834 in Hamburg ein Gastspiel und wurde nach dessen glücklichem Verlauf von dem Director Friedrich Ludw. Schmidt mit einem achtjährigen Contract unter den günstigsten Bedingungen für das Hamburger Stadttheater engagirt. Da er jedoch seine Entlassung in Mannheim nicht erhalten konnte, und als er sie erzwingen wollte, vierzehn Tage in das Gefängniß eingesperrt wurde, konnte er erst am 5. Februar 1836 in Hamburg als Franz Moor debutiren. Die Hamburger Zeit war für Döring's künstlerische Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung. Er erreichte hier unter dem Einfluß der Veteranen der Schröder'schen Schule nach dem Urtheil Eduard Devrient's „das harmonisch maßvollste Stadium seiner Entwicklung" und hatte Gelegenheit, sich in dem Charakterfach „in dem ganzen Umfange der ernsten und komischen Rollen" zu vervollkommnen. Besonders groß aber war der Einfluß, den Schmidt auf D. gewann. „Seine Gebilde", erzählt G. Hiltl, der langjährige College Döring's, „erhielten unter Schmidt's Meisterhand den nothwendigen Schliff, die feste Gestaltung; Schmidt war auf Döring's künstlerisches Fortschreiten von gewaltiger Einwirkung". Noch ehe sein Contract in Hamburg abgelaufen war, verließ D. mit Zustimmung Schmidt's die dortige Bühne, um im J. 1838 in Stuttgart der Nachfolger Seydelmann's zu werden. Er übernahm das ganze Rollenfach dieses nach Berlin engagirten Künstlers und stand, wiederum nach dem Urtheil Eduard Devrient's, in Stuttgart „in der frischesten und reinsten Blüthe seiner Entwicklung". „Er war ein geborener Schauspieler und war es in jeder Regung seiner Lebensthätigkeit. Mit einem treibenden Instinct der Wahrnehmung und einer Schärfe der Auffassung, wie sie nicht oft vorkommen, war er zugleich mit dem biegsamsten und überraschendsten Nachahmungsvermögen begabt. Alle natürlichen Vorbedingungen zur Schauspielkunst vereinigte er also in seltenstem Grade." Es war daher nur der Ausdruck schlecht verhohlenen Neides, wenn Seydelmann seine unfreiwillige Anerkennung von Döring's Talent in die bitteren Worte kleidete: „Alles, was ein gutgearteter Affe kann, das kann D. auch". Durch wiederholte auswärtige Gastspiele von Jahr zu Jahr berühmter geworden, siedelte er im J. 1843 nach Hannover über, wo er einen lebenslänglichen Contract an der Hofbühne erhielt. Indessen gelang es ihm, denselben wieder zu lösen, als er, wiederum als Nachfolger Seydel-

mann's, im J. 1845 an das Hoftheater nach Berlin berufen wurde, an dem er nun bis an sein Lebensende bleiben sollte. Er galt als einer der ersten deutschen Schauspieler und fand, wohin er auch auf seinen zahlreichen Gastspielen kam, überall die größte Anerkennung. Auch bestand er nicht nur vor deutschen Kritikern, sondern imponirte, wie die Urtheile des Franzosen Théophile Gautier und des Engländers G. H. Lewes beweisen, selbst den ausländischen. Dennoch kann nicht verschwiegen werden, daß seine Kraft nicht nur mit den Jahren abnahm, sondern daß er schon geraume Zeit vorher in schlimme Manieren verfiel. Wenigstens behauptet Devrient, daß D. schon damals, als er nach Berlin kam, „viel an natürlichem Maß und künstlerischem Werth seiner Darstellung eingebüßt habe". Die auseinanderfahrende Spielweise aber, die er in Berlin vorfand, habe ihn nicht veranlassen können, wieder zu der maßvollen Haltung einzulenken, die — besonders im ernsten Charakterfache — seinen Rollen Werth gegeben habe, und die herrschende Beifalljagd habe manche Darstellung Döring's — so seinen Mephisto — in die Caricatur getrieben und habe seine komischen Rollen oft zu einer belustigenden Musterkarte von kunstgeschichtlichen Reminiscenzen gemacht. — In seinem bürgerlichen Leben erfreute sich D., der sich von seiner ersten Frau hatte scheiden lassen und sich noch einmal mit Mathilde Herlien, einer Schwäbin, vermählt hatte, großer Beliebtheit. Er gab Anlaß zu zahlreichen Anecdoten und war in Berlin eine bekannte Straßenfigur. Auch wußte dort Jedermann, daß er täglich von 12 bis 3 Uhr in der Weinstube von Lutter und Wegner zu finden war und dort an derselben Tafelrunde weiter präsidirte, an der einst Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann ihren Stammsitz gehabt hatten. — Die letzte Rolle, in der D. am 15. Juni 1878 auftrat, war der Attinghausen in Schiller's „Wilhelm Tell". Dann ging er ins Bad, kam aber Anfangs August krank zurück, wurde von der Diphtheritis befallen und starb in Berlin am 17. August 1878. — Während seiner Bühnenlaufbahn soll er nahezu 9000 Mal aufgetreten sein, in Berlin allein 4900 Mal und zwar in 295 verschiedenen Rollen. Am häufigsten hat er den Kutscher Buschmann in den „Dienstboten" von Benedix (130 Mal), den Nathan (120 Mal), den Mephisto (112 Mal) und den Piepenbrink in den „Journalisten" (85 Mal) gespielt. Seine Leiche wurde auf dem Neuen Jerusalemer Kirchhof, auf dem auch Iffland und Friederike Bethmann ruhen, bestattet.

Devrient, Geschichte der Deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1874. Bd. V (Register). — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Hrsg. von E. Gettke. Berlin 1879. 7. Jahrg., S. 258 bis 261. — Deutscher Bühnen-Almanach. 43. Jahrg. Hrsg. von A. Entsch. Berlin 1879, S. 145—159. — Neuer Theater-Almanach, begr. 1889. Hrsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Berlin 1903. XIV, 61—66. — Prachtalbum für Theater und Musik. Leipzig o. J. I, 3—4. — Illustr. Zeitung. Leipzig 1855 XXV, 250. 1857 XXVIII, 36. 1869 LIII, 46. 1873 LXI, 127. 1875 LXIV, 63. — Friedr. Ludw. Schmidt, Denkwürdigkeiten 1772—1824. Hrsg. von Uhde. Hamburg 1875. II (Register). — Die Gegenwart. Berlin 1875. VII, 68, 69, 107, 139, 150. — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. Stuttgart 1879 (Register). — A. Pichler, Chronik des großherzoglichen Hof- und National-Theaters in Mannheim. Mannheim 1879 (Register). — M. Kurnik, Ein Menschenalter Theater-Erinnerungen 1845—1880. Berlin 1882 (Register). — Friedr. Haase, Was ich erlebte. Berlin 1897, S. 103, 107. — Die Gartenlaube. Leipzig 1863, S. 432—456. — Der Bär. Berlin 1884. X, 473.

H. A. Lier.

Doering: Karl Gustav Alfred Wilhelm von D., königlich preußischer Generalmajor, geboren am 3. September 1819 zu Königsberg i. Pr. als der Sohn eines 1866 im Ruhestande gestorbenen Generals, welcher damals dort Capitän und Brigadeadjutant war, wurde seit 1830 in den Cadettenhäusern zu Potsdam und Berlin erzogen und am 18. August 1836 zum Secondlieutenant in dem zu Berlin garnisonirenden Kaiser Alexander Garde-Grenadierregimente Nr. 1 ernannt. Damit gelangte er in Kreise, welche dem eleganten, lebensfrohen, gewandten und in allen körperlichen Uebungen hervorragenden jungen Officier mannichfache Anregung und Gelegenheit boten sich nicht nur militärisch, sondern auch anderweit fortzubilden; in seinem Streben wurde er außerdem durch Abcommandirung zu anderweiten dienstlichen Verwendungen gefördert. Seine 1846 erfolgte Commandirung zur Allgemeinen Kriegsschule wurde durch die Märzereignisse des Jahres 1848 unterbrochen. Nachdem er an den Berliner Straßenkämpfen theilgenommen hatte gehörte er zu den Officieren, welche auf den Wunsch des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zum Eintritte in die schleswig-holsteinsche Armee beurlaubt wurden. In dieser hat er die Feldzüge von 1848 und 1849, jenen als Compagniechef, diesen als Brigadeadjutant mitgemacht und sich nach dem Urtheile des preußenfeindlichen, aber sachkundigen Stabsauditeurs Lüders (Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinschen Geschichte, Stuttgart 1851, S. 527) als talentvoll, tapfer, umsichtig und von rascher Entschlossenheit im Gefechte erwiesen. Ebenso günstig urtheilten über ihn seine Vorgesetzten und Kameraden.

Am 15. April 1850 kehrte er nach Preußen und für den Winter 1850/51 auf die Allgemeine Kriegsschule, dann in die Front zurück. Im J. 1852 verheirathete er sich mit einer Gräfin Dohna, 1854 erhielt er eine Compagnie im Alexanderregimente. In dieser Stellung nahm er, als einer der Bahnbrecher für eine neue Aera, den Kampf gegen die damals noch maßgebende Art der Ausbildung auf, welche als das Ziel der letzteren die Paradedressur ansah. Diese wollte er durch die Vorbereitung auf den Krieg ersetzen, sie sollte der Ausbildung des Individuums Platz machen. Daß sein Streben vielfachem Widerstande begegnete störte ihn nicht. Thatkräftige Zähigkeit und unbeugsames Festhalten an dem für richtig Erkannten bildeten Hauptzüge seines Charakters. Er war ein unbequemer Untergebener und ein strenger, wenig geliebter Vorgesetzter, aber seine Leistungen und sein Streben fanden trotzdem Anerkennung und 1858 erreichte er das Ziel seiner langgehegten Wünsche: die Versetzung in den Generalstab. Sie erfolgte 1858 und führte ihn zur 3. Division nach Stettin, an deren Spitze im nächsten Jahre Prinz Friedrich Karl trat. Zwischen Beiden herrschte Uebereinstimmung in den Grundfragen militärischer Ausbildung und Verwendung, ihr Verhältniß zu einander gestaltete sich zu einem harmonischen. Bald nachdem der Prinz commandirender General des brandenburgischen Armeecorps geworden war, am 25. August 1860, wurde D., seit zwei Jahren Major, zum Director der Kriegsschule zu Potsdam ernannt. Für eine solche Verwendung hatte ihn die gleiche als Leiter der früheren Divisionsschule zu Stettin dem General von Peucker, welcher diese Art von Bildungsanstalten durch jene ersetzte, als besonders geeignet erscheinen lassen. Sie dauerte bis zum Frühjahr 1863. Dann trat D., welcher kurz vorher Oberstlieutenant geworden war, als Bataillonscommandeur im 5. westfälischen Infanterieregimente Nr. 53 zu Münster in den Frontdienst zurück. Freilich nicht für lange, aber die Zeit war ereignißreich. Sie brachte dem eifrigen Soldaten die Theilnahme am Kriege gegen Dänemark, dem ehrgeizigen Officier den Orden pour le mérite,

welchen er sich am 18. April 1864 beim Düppelsturme aus Schanze IV holte. Vom Kriegsschauplatze wurde er im Juni d. J. als Abtheilungschef in den Großen Generalstab nach Berlin versetzt, eine Stellung, welche ihn in vielfache und nahe Berührung mit seinem Chef, dem General Freiherrn v. Moltke, brachte. Im nächsten Jahre wurde er zum Oberst befördert und als Zuschauer zu größeren Truppenübungen in Rußland commandirt. Dann kam der Krieg gegen Oesterreich und dessen Verbündete. D. gehörte zu denjenigen Officieren der Berliner Garnison, welche ihn als unvermeidlich ansahen und daher wünschten, daß sobald als möglich alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen würden. Seine Mitwirkung bei letzteren wuchsen an Bedeutung als er im März 1866 an die Spitze des beim Generalstabe neueingerichteten Nachrichtendienstes gestellt wurde. Bevor er auf den Kriegsschauplatz nach Böhmen abging, erhielt er den Auftrag, den letzten Versuch zu einer Verständigung mit König Georg V. von Hannover zu machen, welcher seit einigen Tagen mit den preußischen Befehlshabern über Krieg und Frieden unterhandelte. Er traf den König am 26. Juni in Langensalza. Die Zusammenkunft war ergebnißlos. Die Forderungen gingen zu weit aus einander und D. war wenig geeignet zwischen schroffen Gegensätzen zu vermitteln, wenn er einen davon selbst vertrat. Während des Feldzuges in Böhmen gehörte er als Abtheilungschef im Generalstabe zum Großen Hauptquartiere. Nach Friedensschlusse erfolgte seine Beförderung zum Commandeur des Garde-Grenadierregiments Königin Elisabeth Nr. 3, welches bis zum Sommer 1867 in Dresden, dann in Breslau stand. An der Spitze desselben wirkte er in dem nämlichen Geiste, welcher ihn als Compagniechef geleitet und den er als Bataillonscommandeur bethätigt hatte; der Widerspruch, welchem er anfänglich begegnet war, hatte fast aufgehört zu bestehen, doch blieb D. unausgesetzt das Musterbild eines Lehrers und Erziehers.

Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich vertauschte er diese Stellung mit der an der Spitze der 9. Infanteriebrigade, welche er, zum Generalmajor aufrückend, im Verbande der 5. Infanteriedivision unter Generallieutenant v. Stülpnagel und des III. (brandenburgischen) Armeecorps unter Generallieutenant Konstantin v. Alvensleben in das Feld führte. Die erste Schlacht, an welcher er theilnahm, gab ihm Gelegenheit seine glänzenden militärischen Eigenschaften im hellsten Lichte zu zeigen. Mit richtigem Blicke erkannte er am 6. August, als der Kampf bei Spicheren entbrannt war, die gefährdete Lage der Division des Generallieutenants v. Kameke; auf eigene Verantwortung führte er seine, nach Beendigung ihres Tagemarsches kurz vorher in die Quartiere gerückten Truppen auf das Schlachtfeld und nahm mit ihnen, im Gefechte gegen den französischen rechten Flügel, an dem Erfolge des Tages, zu dessen glücklichem Fortgange er wirksam beigetragen hatte, wesentlichen Antheil. Zu den schweren Verlusten, welche hier die 9. Infanteriebrigade erlitt, trat beim nächsten Begegnen mit dem Feinde der schwerste, welcher sie treffen konnte, der ihres Commandeurs. Als dieser, wiederum mit sicherem Blicke erkennend worauf es ankam, am 16. August gegen die Mittagsstunde, seine Brigade auf der Hochebene Rezonville-Vionville in die Schlachtlinie geführt hatte, traf ihn eine Gewehrkugel in den Unterleib. Nach kurzer Zeit war er verschieden. Der Feldzug hatte gezeigt, daß er einer jeden ihm zu stellenden Aufgabe gewachsen gewesen wäre.

W. v. Doering von Dr. T. Krieg, Berlin 1898 (weist auch sonstige Quellen nach).

B. v. Poten.

Dormus: Joseph Freiherr D. von Kilianshausen, k. k. Feldzeugmeister, geboren im J. 1811 zu Drohobycz in Galizien, trat am 20. November 1826 als Cadett in das 27. Infanterieregiment, wurde am 1. April 1831 Fähnrich, am 17. Juni 1833 Unterlieutenant, am 1. Januar 1841 Oberlieutenant und am 11. April 1848 Capitänlieutenant. Als solcher nahm er Theil an der Beschießung der Barrikaden und an den Straßenkämpfen des 1. und 2. November in Lemberg, wurde, am 1. März 1849 zum Hauptmann befördert, dem Generalcommando in Lemberg und am 14. November desselben Jahres als Flügeladjutant dem IV. Armeecommando zugetheilt. Nachdem D. am 26. December 1849 zum Major befördert worden war, wurde er ein Jahr darauf zum Corpsadjutanten beim XIV. Armeecorps ernannt, am 3. Mai 1854 zum Oberstlieutenant befördert und am 14. Februar 1856 in das Adjutantencorps eingereiht, in welcher Verwendung er noch ein Jahr verblieb. Am 28. Februar 1857 zum Obersten vorgerückt, erhielt er das Commando des 31. Infanterieregiments, an dessen Spitze er den Krieg gegen Frankreich und Piemont mitmachte. Schon in dem Gefechte bei Montebello, 20. Mai, zeichnete sich D. aus, ganz hervorragendes aber leistete er in der Schlacht bei Magenta, 4. Juni. Um 1/2 Uhr Nachmittags erhielt er den Befehl mit einer Brigade nach Abbiategrasso vorzurücken und nördlich des Ortes Stellung zu nehmen. Auf dem Marsche dahin vernahm er Kanonendonner und bog deshalb in der Richtung desselben auf Robecco ein. Nach Ueberwindung von Schwierigkeiten aller Art gelangte D. über Robecco hinaus und ließ seine Truppen aufmarschieren. Noch während des Aufmarsches vernahm er sowol in seiner rechten, als in seiner linken Flanke Kanonendonner; es trat damit für ihn die Entscheidung heran, ob er sich nach rechts oder nach links halten solle. Das heftigere Geschützfeuer war in seiner linken Flanke und näherte sich immer mehr an Peralza. Das weitere Vordringen der Gegner auf diesem Punkte mußte nicht nur den Verlust von Robecco und der gesammten dort arg verfahrenen Geschütz- und Munitionsreserve, sondern auch den Durchbruch der eigenen Schlachtlinie zwischen dem linken Flügel und dem Centrum oder in letzterem selbst nach sich ziehen. Von diesen Erwägungen geleitet entschloß sich D., die größere Gefahr aufzusuchen und mit aller Energie gegen Ponte vecchio di Magenta vorzustoßen. In der Höhe von Peralza angelangt, wurde seine Brigade von heftigem Geschützfeuer der Franzosen empfangen; aber ohne lange zu überlegen warf D. sich auf die feindliche Batterie, die jedoch den Anlauf nicht mehr abwartete, sondern davonfuhr. Trotz des energischen Feuers dieser Batterie, die sich weiter rückwärts von neuem placirt hatte, setzte D. seine Offensive fort und vertrieb die Batterie abermals. Dieses resolute und rasche Vorgehen Dormus' machte der Brigade Ramming bei Peralza alsbald Luft. Nicht zufrieden mit diesem Erfolg setzte D. seine Offensive mit ununterbrochener Bedrohung der linken Flanke und der Rückzugslinie des Feindes fort. Vor Cà Limido, woselbst die Franzosen eine feste Stellung genommen, gelangte D. in feindliches Kreuzfeuer; dessenungeachtet stürmte er abermals vor und so ungestüm geschah dies, daß der Gegner nach Abgabe von zwei Dechargen die Stellung in fluchtartiger Eile räumte. D. besetzte Cà Limido sofort mit einer Division, ordnete dann seine Abtheilungen und sendete — es war mittlerweile 1/29 Uhr Abends geworden — Patrouillen nach rechts und links, um die Verbindung mit den übrigen kaiserlichen Truppen herzustellen. Trotz der hereingebrochenen Nacht versuchten die Franzosen noch zwei Mal die verlorene Position wieder zu erobern; sie wurden jedoch beide Male mit harten Verlusten zurückgeworfen. Durch die selbständige Gefechtsleitung und die hervorragende Entschlossenheit Dormus' wurde nicht nur die hart bedrängte

Brigade Ramming degagirt, sondern auch das Festhalten des höchst wichtigen Punktes Robecco erleichtert, überdies von den in diesem Orte verfahrenen und angehäuften Geschütz- und Munitionsreserven die sonst unvermeidliche Katastrophe ferngehalten, überdies aber dem Vordringen des siegreichen Gegners auf dem Schlachtfelde selbst Halt geboten. Nachdem D. bereits am 27. Juni 1859 durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone ausgezeichnet worden war, wurde ihm am 17. October desselben Jahres das Ritterkreuz des Maria Theresienordens und am 2. Januar 1860 die Freiherrnwürde verliehen. Am 27. December 1859 erhielt D. das Commando des neuerrichteten Infanterieregiments Nr. 73, am 14. Juni 1863 wurde er Generalmajor und Brigadier. Als solcher machte er den Krieg gegen Dänemark mit, ohne jedoch in das Feuer zu kommen. Am 26. Juli 1864 trat D. in Disponibilität, ein Jahr darauf wurde er wieder mit dem Commando einer Brigade in Lemberg betraut und am 3. Januar 1869 wurde er Commandant der 12. Infanterietruppendivision und Militärcommandant in Krakau. Am 1. September 1869 trat D. in den Ruhestand, doch wurde er ein Jahr darauf wieder in den Activstand übersetzt und dem Generalcommando in Lemberg zugetheilt, auf welchem Dienstposten er am 29. Januar 1871 zum Feldmarschallieutenant vorrückte. Bei seiner am 1. April 1879 erfolgten Uebernahme in den Pensionsstand wurde D. der Titel eines Feldzeugmeisters und die Geheimrathswürde verliehen. D. starb am 17. Juni 1890.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Lukeš, Militär. Maria Theresien-Orden. Wien 1890. Oskar Criste.

Dorn: Heinrich D., Componist und Operndirigent, geboren am 14. November 1804 zu Königsberg i. Pr., † am 10. Januar 1892 zu Berlin. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, starb früh und seine Mutter verheirathete sich wieder mit dem Rentier Schindelmeißer. Derselbe, ein musikalisch gebildeter Mann, der häufig die ersten Künstler Königsbergs bei sich sah, sowie ein Onkel, Johann Friedrich Dorn, begünstigten das sich zeitig kundgebende Talent für Musik und hielten ihm die besten Lehrer. Dabei wurde aber die wissenschaftliche Erziehung nicht versäumt und sogar ein juristischer Universitätscursus 1823 durchgemacht, trotzdem es bereits feststand, daß er Musiker werden wollte. Nach Absolvirung der wissenschaftlichen Studien ging er auf Reisen und ließ sich dann in Berlin nieder, um noch ernsthaftere Musikstudien zu machen, zu deren Unterweisung er Ludwig Berger, Zelter und Bernhard Klein wählte. Sein Hauptaugenmerk und das eigentliche Zugmittel für ihn war die Oper. Man sollte nun meinen, daß er sich ganz besonders bemüht habe sich bei den damals angesehensten Operncomponisten Weber und Spontini Raths zu erholen, doch davon ist nichts bekannt. Ohne Erfahrung und Bühnenkenntniß schrieb er sich den Text zu den „Rolandsknappen" selbst und dann die Musik. 1826 wurde sie auf dem sogenannten Königstädtischen Theater in Berlin aufgeführt, von der Kritik zwar gelobt, doch verschwand sie bald wieder. Durch den Umgang mit A. B. Marx, der zur Zeit die Berliner Allgemeine Musikzeitung herausgab, wurde D. bewogen eine Reihe Artikel für dieselbe zu schreiben, ein Feld, welches er in späteren Jahren ganz besonders pflegte und, was Schärfe des Urtheils mit reichlich eingestreuten Sarkasmen betraf, war er ein gefürchteter und von den Berlinern gern gelesener Referent. Vorläufig hielt ihn Berlin noch nicht. Er ging wieder auf die Wanderschaft, versuchte sich als Lehrer im Stöpel-Logier'schen Clavierinstitute in Frankfurt a. M., doch der Zug zum Theater drängte ihn, sich um eine Musikdirectorstelle zu bewerben, die er auch bald in seiner Vaterstadt fand. Die Oper „Die Bettlerin", Text von Holtei, brachte er 1828 auf die

dortige Bühne, doch schon im folgenden Jahre ist er Theatermusikdirector in Leipzig, wo 1831 Bechstein's „Abu Kara" mit Dorn's Musik gegeben wird. In Leipzig verkehrte er viel in Friedrich Wieck's Hause, lernte dort Robert Schumann kennen und wurde sein Lehrer und Berather in musikalischen Dingen, an denen auch Klara Wieck, später Schumann's Frau, theilnahm. In Dorn's selbst verfaßter Lebensskizze theilt er manches über die Beiden mit, was zur Charakteristik von großem Werth ist. Im J. 1832 vertritt er eine kurze Zeit den Capellmeister Krebs am Hamburger Theater und erhält darauf die Capellmeisterstelle am Rigaer Theater, die er nach L. Ohmann's Tode mit der eines Musikdirectors an der Peterskirche daselbst vertauscht. Sein Nachfolger am Theater war Richard Wagner, und als derselbe plötzlich abging, übernahm D. wieder die Direction des Orchesters. Für Riga schrieb er die Opern „Der Schöffe von Paris" (1838) und „Der Banner von England" (1841). Auch an dem sonstigen musikalischen Treiben in Riga betheiligte er sich mit Eifer und man sah 1843 seinen Abgang nach Köln ungern, wo er an Stelle Konradin Kreutzer's als Theatercapellmeister und städtischer Musikdirector gewählt war. Eine Stellung, die allerdings sich mit der Rigaer nicht messen konnte. Seine Thätigkeit war auch eine in jeder Hinsicht vielseitige. Außer den täglichen Amtspflichten war er ein gesuchter Musiklehrer geworden, leitete die Niederrheinischen Musikfeste in den Jahren 1844 bis 1847 und gründete 1845 die Rheinische Musikschule, aus der später das Conservatorium für Musik entstand. Doch auch hier war seines Bleibens nicht. Als der Capellmeister an der Hofbühne in Berlin Otto Nicolai starb, meldete sich auch D. zu dem erledigten Posten und erhielt ihn im J. 1849. Hier wirkten zwei Capellmeister, Taubert und D., die abwechselnd jeder ihre bestimmten Opern hatten und ein dritter dirigirte die Ballette (Hertel, der Tanzcomponist). Für Berlin schrieb D. „Ein Tag in Rußland" und die „Nibelungen" (1854), die einzige Oper, die sich eine Zeitlang als lebensfähig erwies und auch in Breslau und Weimar gegeben wurde. Durch geheime Machinationen wurden ganz plötzlich am 1. Januar 1869 ohne Kündigung mit vollem Gehalt von 2000 Thlr. (6000 Mk.) die beiden Capellmeister entlassen und Karl Eckert an ihre Stelle gesetzt. Allerdings war ihre Thätigkeit für die Kunst nicht fruchtbringend. Alles Neue wurde negirt, nur das Alte und die eigenen Compositionen cultivirt und ein nicht abzuleugnender Stillstand in den Leistungen der Hofbühne wurde in den Zeitschriften schon seit längerer Zeit mit scharfen Waffen angegriffen. D. hatte sich zwar mit Eifer der Wagner'schen Opern angenommen, war ein ausgezeichneter Dirigent, bei den Sängern sehr beliebt und bevorzugt, da sie an ihm stets eine Stütze und Hülfe fanden, doch scheint es, als wenn man den Einen ohne den Anderen nicht entlassen wollte. Dorn's bemächtigte sich eine gewisse Verbissenheit, der er nun in Recensionen als ständiger Mitarbeiter von Zeitungen freien Lauf ließ, theils gerecht schwachen Leistungen gegenüber, theils ungerecht Arbeiten gegenüber, die über seinen Horizont gingen. So brachte er noch 22 Jahre hin, in der letzten Zeit körperlich vom Alter gebeugt, doch immer noch rüstigen Geistes, bis ihn der Tod von aller Sorge erlöste.

D. hat außer den Opern, von denen keine gedruckt ist, viele Lieder, von denen einige, besonders die humoristischen, eine weite Verbreitung fanden, auch Messen, Cantaten, Orchesterwerke, Clavierſachen und Männerquartette geschrieben, von denen manches gedruckt ist, doch hat keine seiner Compositionen ihn überlebt. Er war formgewandt, hatte auch hin und wieder einen ansprechenden Gedanken, doch als Ganzes hinterließen die wenigsten seiner Arbeiten einen nachhaltigen Eindruck. So sehr er in seinen Recensionen auf

Originalität hielt, so wenig besaß er sie selbst. Glücklicher war er in seinen litterarischen Werken, die sich durch eine originelle, oft derbe und witzige Ausdrucksweise auszeichnen. Seine Selbstbiographie „Aus meinem Leben" in 6 Theilen 1870 bis 1879 erschienen und die Broschüre „Ostrakismus, ein Gericht Scherben" zeichnen sich durch vortreffliche Beobachtungsgabe und geschickte, vielfach sarkastische Ausdrucksweise aus.

Mendel-Reißmann's Lexikon und Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Dorner: Isaak August D., geboren in Neuhausen Ob Eck am 20. Juni 1809, war der Sohn eines kinderreichen Pfarrhauses. Er wurde vom 14. Jahre an auf der württembergischen Klosterschule Maulbronn erzogen, um dann fünf Jahre in Tübingen Philosophie und Theologie zu studiren. Die Entwicklung, welche er in dieser Zeit durchlief, beschreibt er in seiner Selbstbiographie. In Maulbronn zog ihn der Verfasser des Commentars zu den Korintherbriefen, Osiander an; unter den Tübinger Lehrern hatte Sigwart d. Ae. auf ihn Einfluß, dessen Logik und Metaphysik er eifrig studirte, sodann der Historiker Haug, dessen Universalgeschichte ihn fesselte. Ueberhaupt suchte er, der Tübinger löblichen Sitte gemäß, seinen Blick durch philosophische, philologische, ästhetische, selbst mathematische Studien zu erweitern, ohne deshalb das eigene Fach zu vernachlässigen. 1829 hat er auch eine philosophische Preisarbeit gemacht, welche gekrönt wurde und auf die hin ihm im J. 1836, als er für den Philologen Tafel in Londoner Manuscripten gearbeitet hatte, der philosophische Doctortitel gewährt wurde. Auf das eifrigste hat er Kant studirt. In Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen fand er die Ergänzung zu dem Kantischen Moralismus. Des Schellingianers Eschenmayer phantasiereiche Vorlesungen, die ihm religiös bedeutend schienen, zogen ihn ebenfalls an, weit mehr aber Baur's Vorlesungen über Religionsgeschichte, der damals auf Schleiermacher'schem Boden stand. Auf seine neutestamentlichen Studien hat Schmid den größesten Einfluß ausgeübt. Auch Hegel's Speculation wurde gründlich studirt. Und schon in seiner Universitätszeit begann seine Richtung auf eine Combination des Schleiermacher'schen Erfahrungsstandpunktes mit der Hegel'schen Speculation. Dagegen vermochte er sich weder mit der in Tübingen vorgetragenen Dogmatik noch mit dem Pietismus zu befreunden. Unter den Genossen, mit denen er verkehrte, sind neben Kapff, mit dem er die Korintherbriefe durcharbeitete, hauptsächlich Reinhold Köstlin, Klüpfel, David Strauß, E. Zeller, Metzger zu nennen. Eine Preisarbeit, die er über das Thema schrieb, welches die Ursachen seien, daß sich die neuere Zeit der Reformation wieder zuwende, wurde die Grundlage für seine Auffassung der Entwicklung des Protestantismus, wie er sie zuerst in seiner ersten Vorlesung, die er als Tübinger Repetent 1836/37 hielt und zuletzt in seiner Geschichte der protestantischen Theologie vertreten hat. Nach dem mit I absolvirten ersten Examen wurde er nach dem württembergischen lang bewährten usus ordinirter Vicar in Neuhausen bei seinem Vater und hier zeigte er schon die ihn später auszeichnende Eigenschaft, daß er die theoretische Ueberzeugung praktisch fruchtbar zu machen suchte und zwar in der Richtung, welche ebenfalls den künftigen Kirchenpolitiker kennzeichnet, auf eine die Laien betheiligende Verfassung der Kirche. „Von unserer Diöcese ging, während ich in Neuhausen war, auch eine Petition an den Landtag, worin wir um eine Kirchenverfassung baten, für welche ich mich lebhaft interessirte, seitdem die Idee der Kirche mich gefesselt hatte." Württemberg verleiht seinen bedeutenderen jungen Theologen Reisestipendien; er benutzte das seinige 1836 zu einer Reise nach England in dem klaren Bewußtsein, „daß",

62379

wie er in seiner Eingabe an den König schreibt, „England, der Schauplatz so großer Bewegungen und zum Theil so großer Blüthe in religiöser, kirchlicher, bürgerlicher Beziehung, das Land des praktischen Geistes und der That, während Deutschland bisher zu einseitig das Land des Gedankens war — uns Deutschen noch viel weniger bekannt sei, als ein so großes, durch so mannichfache Bande des Ursprungs und der Religion uns verbundenes Brudervolk dem andern sein sollte." Aus den Briefen, welche er aus England geschrieben hat, geht hervor, mit wie vielseitigem Interesse und für sein Alter reifen Geiste er dieses Land betrachtet hat; nicht nur die englische und schottische Kirche, auch die politischen, socialen und nationalökonomischen Verhältnisse, ihr Schul- und Universitätswesen, ihr Familienleben schildert er in den lebhaftesten Farben und mit einer Reihe bedeutender Männer wird er bekannt. An denkwürdigen Stätten vertieft er sich mit congenialem Verständniß in die Geschichte dieses Volkes. „Wäre ich nicht ein Deutscher, ich möchte ein Schotte sein." „In diesem Volk scheint sich jeder als König zu fühlen", sagte er einem englischen Edelmanne: „das ist's auch in der That: ein Selbst- und Kraftgefühl lebt in dieser Nation, wie es wohl nirgends anzutreffen sein möchte". Auf dem Rückwege kommt er über das damalige Berlin und seine Eindrücke faßt er dahin zusammen: „Es ist bezeichnend, daß man in Berlin eine Menge herrlicher Bildsäulen findet, aber keine andern als von Kriegshelden, und nun daneben die Künste des Friedens gehegt und gepflegt wie nirgendwo sonst, das preußische Schulsystem so berühmt, daß die stolzen Engländer und die fernen Amerikaner kommen, es kennen zu lernen — das muß uns wohl mit Achtung erfüllen vor diesem Staate". Nach seiner Rückkehr trat er wieder in das Repetentencollegium ein, dem er schon vorher angehört hatte. Er war hier College von Strauß, und obwol er dessen mythischer Behandlung der evangelischen Geschichte bewußt opponirte, wünschte weder er noch andere Collegen die Entfernung von Strauß wegen seines Lebens Jesu; „vielmehr erweckte der Schlag, der ihn traf, unser aufrichtiges Bedauern, das ich ihm auch aussprach". Er persönlich glaubte die mythische Ansicht durch die Existenz der Kirche widerlegen zu können, die ohne Christus nicht zu verstehen sei, deren mythisches Product Christus nicht sein könne. So kam er darauf, das Bild von Christus zu verfolgen, das die Kirche in den verschiedenen Jahrhunderten gehabt habe, und er versuchte zuerst in einigen Abhandlungen der Tübinger Jahrbücher, sodann in seiner Entwicklungsgeschichte der Person Christi den Nachweis, daß das Bild, welches die Kirche von Christus habe, nicht das Product der erlösten Gemeinde sein könne. Offenbar an Schleiermacher anknüpfend hielt er den Bestand der Kirche als erlöster Gemeinde als das Problem der mythischen Ansicht entgegen, das sie nicht erklären könne, das die Anerkennung des geschichtlichen Werthes des Bildes Christi fordere. Zugleich suchte er diesen Gedanken speculativ durch den Nachweis zu begründen, daß auch, von der Sünde abgesehen, Christi Erscheinung eine nothwendige, der Idee der Menschheit entsprechende Forderung sei, ohne welche deren Vollendung unmöglich wäre. Seine Grundansicht, daß im Christenthum die Idee zu historischer Erscheinung gekommen sei, hat er schon damals gedacht. Im J. 1838 wurde D. außerordentlicher Professor in Tübingen, folgte aber schon im folgenden Jahre einem Rufe nach Kiel, wo er vier Jahre blieb. Diese Kieler Zeit beschreibt sein Freund Herrmann, mit dem er sie gemeinsam verlebte: „Dorner fand für seine Wirksamkeit ein sehr breites und empfängliches Feld in Kiel vor. Die theologische Jugend zeichnete sich durch ein lebhaftes Erkenntnißbedürfniß aus und rasch gewann D. durch Vorlesungen und Verkehr die Stellung des einflußreichsten und geliebtesten Lehrers. Seine

Vorlesungen umfaßten außer der Dogmatik und Ethik einen großen Theil der Exegese, der Synoptiker, des Evangeliums Johannis, des Römerbriefs, ferner der Theologie alten und neuen Testaments und vor allem die damals schon mit Vorliebe gepflegte Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, in welchem er den Grund zu seiner Geschichte der protestantischen Theologie legte. Alle mit ihm in der theologischen Facultät zusammenwirkenden Genossen fanden sich durch ihn in ihrem Streben gesteigert und unterstützten ihn gern und neidlos, so daß eine auch von der jungen Welt tief empfundene Harmonie des wissenschaftlichen Zuges die Facultät zusammenschloß. Charakteristisch aus dem Einfluß der theologischen Bildung seiner schwäbischen Heimath war das Schleswigholsteinern durchaus congeniale Streben nach philosophischer Vertiefung und Ergänzung der theologischen Erkenntnißtheorie. Als im J. 1841 die 25jährige Wirksamkeit von Harms in der Kieler Gemeinde festlich begangen wurde, betheiligte sich D. an derselben durch Ueberreichung der Schrift: „Das Princip unserer Kirche nach dem inneren Verhältniß seiner zwei Seiten". (Wieder abgedruckt in den Gesammelten Abhandlungen.) Bald nach seiner Ankunft schloß sich eine während des ganzen Lebens ausharrende und fruchtbare Freundschaft mit E. Herrmann, in welcher gerade die Richtung auf die Erkenntniß des protestantischen Princips und dessen Verwirklichung, von dessen Feststellung aus D. die gesunde Entwicklung der Reformation zur evangelischen Theologie und Kirche erwartete, vorzugsweise das treibende Motiv war und blieb. (In diesem Sinne sind auch die zwei Kirchentagsvorträge von D. und Herrmann über Rechtfertigung und Confession und Landeskirche in Kiel 1867 gehalten. Später waren die Freunde neun Jahre in Göttingen vereinigt und dann in Berlin, als die unermüdlichen Bemühungen Dorner's, den Freund nach Berlin zu ziehen, endlich durch Herrmann's Berufung zum Präsidium des Oberkirchenrathes mit Erfolg gekrönt waren.) Ein Dritter in dieser Gemeinschaft war der Philosoph Chalybäus. Auch mit Kopenhagen knüpfte D. Beziehungen an, hauptsächlich seine lebenslängliche Freundschaft mit Martensen. (Vgl. den Briefwechsel.) „In praktischer Hinsicht regten sich damals die dänischen Einheitsbestrebungen, an denen weniger die Kopenhagener Gelehrten als der Hof sich betheiligte. D. richtete sich gegen die königliche Idee durch Einführung einer einheitlichen Liturgie eine lutherische dänische Gesammtkirche herzustellen."

Im J. 1843 folgte D. einem Rufe des Ministers Eichhorn nach Königsberg, wo er zugleich in dem Consistorium thätig war. Unter den Männern, die ihm in Königsberg nahe standen, ist vorzüglich Sieffert zu nennen. Auch mit dem Juristen Jacobson und dem Zögling von Schleiermacher, dem General Grafen Dohna war er befreundet. Den Contrast gegen die Kieler Verhältnisse empfand er stark, theils weil er für die von ihm vertretene speculative Theologie nicht dasselbe Entgegenkommen fand wie in Kiel, theils weil die kirchlich theologischen Rupp'schen Streitigkeiten, mit denen er im Consistorium zu thun hatte, und die durch die Absetzung von Rupp zur Gründung der freien Gemeinde führten, ihm unangenehme Stunden bereiteten. Erfreulicher war für ihn seine Thätigkeit in der Generalsynode von 1846, wo er die Kirchenverfassung mit gleichgesinnten Männern wie J. Nitzsch und Julius Müller nach Kräften zu fördern suchte (der Kirchenverfassungsentwurf bildete die Grundlage für die später durchgeführte preußische Kirchenverfassung) und auf eine Lehrordnung drang, welche der freieren geistigen Entwicklung der protestantischen Kirche Spielraum gewähren sollte. Unter seinen Papieren findet sich ein Schriftstück, welches mit folgenden Worten eingeleitet ist: „Nachstehendes ist das Ordinationsformular, das von der verstärkten Commission

der Generalsynode 1846 gebilligt und von der Synode selbst angenommen ist, entworfen von dem Unterzeichneten". Daß das Apostolicum in demselben nicht in allen Theilen acceptirt ist, ist eine bekannte Thatsache. Auch für die Gustav Adolfssache war er auf der Generalsynode thätig, aber in dem Sinne, „daß mit den Gesinnungen und Wünschen für die Zusammenschließung der evangelischen Gesammtkirche keineswegs der confessionelle Zwiespalt Deutschlands gemehrt werden solle, vielmehr für die Einheit und Stärke der deutschen Nation nichts unerläßlicher sei und dem deutschen Vaterlandsfreunde nichts mehr am Herzen liegen müsse als der Friede der Confessionen untereinander, der mit ehrlichem geistigem Kampfe wohl verträglich sei".

Von Königsberg kam D. 1847 nach Bonn, als Nachfolger von J. Nitzsch. Er begann seine dortige Wirksamkeit mit der Antrittsrede über das Verhältniß von Kirche und Staat aus dem Gesichtspunkt evangelischer Wissenschaft. In der rheinischen Facultät fand er den Schleiermacherianer Bleek, dem er nahe trat. Er hoffte die Bonner Facultät zu einem Hauptsitze der speculativen Theologie zu erheben, eine Hoffnung, die in Erfüllung ging, als Rothe noch für die Facultät gewonnen war. Die Frequenz der Facultät hob sich bedeutend, insbesondere auch durch Zuzug von Theologen aus der Schweiz und Schleswig-Holstein. Auch in kirchlicher Hinsicht konnte sich D. in den Rheinlanden weit vielseitiger bethätigen als in Ostpreußen. Nicht nur als Mitglied des Consistorii der Rheinprovinz hat er sich um die Erhaltung des selbständigen Charakters der rheinischen Kirche verdient gemacht, auch als Mitglied von Synoden war er für die Union thätig, hat sich auf das eifrigste an der Föderung der inneren Mission betheiligt, für die von dem ersten Wittenberger Kirchentage eine neue Bewegung ausging; er bethätigte sich in der Bonner Zeit auch litterarisch für diese Arbeit durch eine Schrift über die sociale Frage 1849, die in verschiedenen Zeitschriften zugleich erschien. Sein Blick richtete sich aber auf die gesammte deutsche Kirche und in diesem Sinne war er einer der Mitbegründer des Evangelischen Kirchentags und schrieb ein Sendschreiben an Jul. Müller und Nitzsch über die Reform der evangelischen Landeskirchen im Zusammenhang mit der Herstellung einer evangelisch-deutschen Nationalkirche, deren Verwirklichung sein Leben lang das Ziel seiner Wünsche war. Auch um die vaterländischen Angelegenheiten hat er sich bemüht; es war damals die schleswig-holsteinsche Frage auf der Tagesordnung und er ist in freimüthiger Weise für den Bruderstamm auf dem Stuttgarter Kirchentage eingetreten, hat sich auch mit Rath und That der vertriebenen schleswig-holsteiner Geistlichen und Professoren angenommen; wie denn einmal Kiel seine erste Liebe war und blieb, so hat er noch in Berlin 1866 mit einigen schleswig-holsteiner Freunden sich zu Gunsten der Augustenburger Dynastie in einer Immediateingabe verwendet, ebenso auch als die Annexion Schleswig-Holsteins vollzogen war, in einem Gutachten sich für die Beibehaltung der schleswig-holsteinischen Examensordnung ausgesprochen. Auch an der Bonner Universität hielt er vielfache Beziehungen zu den Collegen anderer Facultäten aufrecht, wie Sell, Brandis, E. M. Arndt, Perthes u. A., sowie mit dem damaligen Curator der Universität v. Bethmann-Hollweg. Auch suchte er nach der Analogie von württembergischen Einrichtungen theils durch ein theologisches Stift, theils durch Reisestipendien für begabtere junge Leute das Studium fruchtbar zu machen, wie in Bonn noch jetzt die Dorner-Bach-Stiftung besteht.

Die Stahl-Hengstenbergische Reaction, die unter dem Ministerium Raumer zur Blüthe kam, verleidete ihm seine Thätigkeit in Preußen und er folgte 1853 gerne einem Rufe an die hannöversche Georgia Augusta, der

er bis 1862 angehörte, nachdem er mehrere an ihn ergangene Rufe nach Jena und Halle abgelehnt hatte. Hier hat seine Thätigkeit einen noch ausgebreiteteren Erfolg gehabt, als in der Bonner Zeit; aus England, Amerika, Griechenland, Frankreich kamen Studenten zu dem Göttinger Professor. Sein Bedürfniß, durch anregende Geselligkeit auch mit den Mitgliedern anderer Facultäten in Verbindung zu stehen, wurde hier reichlich erfüllt. Abgesehen von der Freundschaft mit den Theologen Lücke, Bertheau, Gieseler, Ehrenfeuchter, Schöberlein, Köstlin verkehrte er mit den Philosophen Ritter und Lotze, dem Philologen E. Curtius, dem Mediciner Baum, den Juristen Herrmann und Thoel, dem Botaniker Grisebach, dem Historiker Waitz, dem Nationalökonomen Hanssen, dem Physiker Weber u. A. Mit dem Curator der Universität v. Warnstedt stand er in freundschaftlichem Briefwechsel. Auch in Göttingen war er bemüht, ein Repetentenstift nach dem Muster des Tübinger Stiftes einzurichten, wofür er bei der hannöverschen Regierung das größeste Entgegenkommen fand. Während seiner Göttinger Zeit hatte er mehrfach Gelegenheit seinen Standpunkt sowol gegen Hengstenberg zur Geltung zu bringen, indem er 1854 seine „Abwehr ungerechter Angriffe des H. D. Hengstenberg gegen zwei Mitglieder der theologischen Facultät der Georgia Augusta" (Gieseler und Lücke) schrieb, als auch gegen die einseitige lutherische Richtung eines Theils der hannöverschen Geistlichkeit, in der von ihm verfaßten Denkschrift der theologischen Facultät über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens, insbesondere das Verhältniß der evangelisch-theologischen Facultäten zur Wissenschaft und Kirche, 1854, und die Erklärung der theologischen Facultät in Veranlassung ihrer Denkschrift 1854, endlich in dem Facultätsgutachten über die Baumgarten'sche Angelegenheit 1859. Ebenso trat er in dem hannöverschen Consistorium für die freiere Theologie z. B. in dem Falle Sulze ein, wobei er freilich in der Minorität blieb und ein Separatvotum abgab. Aber auch über die deutschen Grenzen hinaus erstreckte sich seine Wirksamkeit, indem er an der evangelischen Allianz in Paris und Genf sich betheiligte, wo er einen Vortrag über das Recht der Individualität und seine Grenzen hielt. Sein wissenschaftliches Kraftgefühl zeigt sich auch in der Begründung einer wissenschaftlichen Zeitschrift, der „Jahrbücher für deutsche Theologie" 1856, im Verein mit Weizsäcker, Landerer, Palmer, Ehrenfeuchter und Liebner. Er inaugurirte die Zeitschrift durch einen Artikel, über die deutsche Theologie und ihre Aufgaben in der Gegenwart; in der Göttinger Zeit schrieb er in dieser Zeitschrift noch seine Aufsätze über die Unveränderlichkeit Gottes 1857. 58 und über die Mansel-Maurice'sche Controverse 1861, seine Gedächtnißrede auf Melanchthon 1860, sowie seine Abhandlung über Schelling's Potenzenlehre 1860 und über Jesu sündlose Vollkommenheit 1862.

Im J. 1862 folgte er einem Rufe seines Freundes, des damaligen preußischen Cultusministers v. Bethmann-Hollweg an die Universität Berlin, zugleich als Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths, besonders in der Hoffnung, mit Hülfe des befreundeten Ministers die Kirchenverfassung in Preußen verwirklichen zu können, die indeß durch den Abgang Bethmann-Hollweg's und das nachfolgende Ministerium Mühler trotz aller redlichen Arbeit lange auf die härteste Probe gestellt wurde. Noch zweiundzwanzig Jahre hat er der Berliner Universität angehört. Auch hier hat er neben seiner akademischen Arbeit nicht nur eine reiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, sondern ebenso auch nach der praktischen Seite sich rastlos gemüht. Nachdem er in Bonn und Göttingen seine „Christologie" in 2. Auflage vollendet hatte, schrieb er in Berlin seine „Geschichte der protestantischen Theologie", gab seine „Glaubenslehre" heraus; er veröffentlichte die Selbst-

biographie des Grafen Sedlnitzky, Fürstbischofs von Breslau. Ebenso schrieb er eine große Fülle von Abhandlungen u. a., besonders in die Jahrbücher f. d. Theol., über den liturgischen Kampf in der deutschreformirten Kirche Nordamerikas mit besonderer Beziehung auf die evangelische Principienlehre, über den Gallicanismus und das neue Infallibilitätsdogma, zur christologischen Frage der Gegenwart, über die psychologische Methode in der Dogmatik, Nachrufe für Liebner, Ehrenfeuchter, Bethmann-Hollweg (Fliegende Blätter 1877, Nr. 8) u. A. Er hat an der Universität mit einer Reihe geistig hochstehender Männer freundschaftlichen Verkehr gepflegt, Trendelenburg, Lepsius, E. Curtius, Waitz, Droysen, Nitzsch, Twesten, Kleinert, Dillmann u. A. Seiner universellen ethischen Auffassung der Aufgabe der Universitäten hat er in seiner Rectoratsrede vom Jahre 1864 Ausdruck gegeben. Ebenso aber verstand er es auch, auf die weitherzigste Weise in dem dialogischen Verkehr in seiner Societät den verschiedensten Richtungen unter den Studenten gerecht zu werden und aus den kleinsten Ansätzen des Denkens mit feinem Verständniß den guten Kern herauszuschälen und zu entfalten. Uebrigens war er auch in Berlin bemüht, dem Tübinger Stift ähnliche Einrichtungen zu Stande zu bringen. An der Stiftung des Grafen Sedlnitzky, dem Johanneum, dessen langjähriger Ephorus er war, hatte er großen Antheil, ebenso an der Stiftung des Melanchthonhauses und er hat mit Eifer darüber gewacht, daß diese Anstalten innerhalb der für die Studirenden selbstverständlichen Grenzen vor geistiger Enge und Beschränkung der studentischen Freiheit bewahrt blieben. Ferner war er der Meinung, daß solche Anstalten — abgesehen von pecuniärer Erleichterung — durch gemeinsamen Verkehr der Studirenden, sowie durch eine freie Berathung derselben inbezug auf den Gang ihres Studiums förderlich wirken, auch dazu dienen könnten, begabtere jungere Männer als Senioren oder Repetenten zur Vertiefung ihrer theologischen Ausbildung zu veranlassen. In praktischer Hinsicht hat er im Oberkirchenrath auf das mannichfaltigste sich bethätigt. Die Denkschriften dieser Behörde über die Stellung der Geistlichen zur Politik 1863, über Lage und innere Gefahren der preußischen Landeskirche 1867, über die Sonntagsfrage 1876 entstammen seiner Feder. Seiner Unermüdlichkeit ist der Abschluß der Bibelrevision beinahe vollständig zu verdanken, über die er beständig im Oberkirchenrath und bei der Eisenacher Conferenz zu referiren hatte. Seiner Zähigkeit ist es ferner großentheils zu verdanken, daß die Kirchenverfassung der älteren Provinzen doch noch schließlich, nach langem vergeblichen Mühen unter dem Minister Mühler, ins Werk gesetzt wurde, seitdem ihm die Berufung von Herrmann zum Präsidenten des Oberkirchenraths gelungen war und Falk das Cultusministerium übernommen hatte. Er war über dieses Gelingen hocherfreut, obgleich er es erleben mußte, daß zunächst die Synodalverfassung der freien Entwicklung der Kirche nicht günstig war, wie er übrigens auch selbst vorausgesagt hatte, daß die nächste Zeit nach Einführung der Kirchenverfassung für die freie Entwicklung insbesondere der Theologie Hemmungen bringen werde. Auch seinen Gedanken einer deutschen evangelischen Nationalkirche suchte er auf mannichfache Weise zu fördern, zunächst, indem er auch in seiner Berliner Thätigkeit für die Union unentwegt eintrat, sodann durch den Versuch, die Landeskirchen der 1866 neuerworbenen Provinzen mit dem Evangelischen Oberkirchenrath zu verbinden, was an dem Widerstande des leitenden Staatsmannes scheiterte, sodann aber durch die Pflege der Eisenacher Conferenz, welche er durch Abgeordnete der Landessynoden zu verstärken wünschte. Auch an der evangelischen Allianz bewies er sein Interesse, indem er im J. 1873 sogar zu der Versammlung derselben in New-York fuhr, wo

er einen Vortrag über Infallibilismus des Vaticanischen Concils und Scheinprotestantismus hielt, zugleich auch die amerikanischen Universitäten kennen lernte und zu den alten viele neue Beziehungen in diesem Lande, auf das er für den Protestantismus große Hoffnungen setzte, anknüpfte. Nicht minder war er um die Erhaltung der evangelischen Lehrfreiheit besorgt, wie er dies in mehrfachen Processen (Sydow, Werner u. A.) bewies. Auch den Versuchen eine strenge Kirchenzucht auf gesetzlichem Wege einzuführen stimmte er nicht zu. Er hat ferner für die innere Mission in Berlin als langjähriges Mitglied des Centralausschusses gewirkt und hat auf diesem Wege das Seine zur Lösung der socialen Frage gethan schon seit seiner Bonner Zeit. Im J. 1879 hielt er auf der Conferenz für innere Mission in Magdeburg seinen letzten öffentlichen Vortrag, in dem er einen Ueberblick über das ganze Gebiet in seiner weiten Verzweigung gab. Ebenso war er auch für die äußere Mission interessirt und schrieb u. a. 1864 einen Aufsatz über das indische Kastenwesen und die christliche Mission. Ebenso bewährte sich D. auch in Berlin als mannhafter Patriot, besonders auch in dem Culturkampf, den er nur als einen Kampf zwischen Kirche und Staat auffaßte, in dem er auf Seite des Staates stand, wie er in einer auf dem Berliner Rathhause gehaltenen Rede seinen Standpunkt in die Worte zusammenfaßte: der Staat muß Herr in seinem Hause sein. Demgemäß war er auch kein Gegner des Culturexamens, vielmehr war er selbst Vorsitzender der Berliner Examenscommission. Die Falk'sche Gesetzgebung begrüßte er als einen Fortschritt. (Vgl. die von ihm verfaßten Artikel in der National-Zeitung 1874 Nr. 467, 469, 477 über Golther, Der Staat und die katholische Kirche in Württemberg.) Er war auch mit der Civilehe einverstanden und forderte die Anerkennung derselben seitens der Kirche, konnte sich auch nicht mit der kirchlichen Ehegesetzgebung in Preußen einverstanden erklären. Auch hat er u. a. im Verein mit mehreren hervorragenden Persönlichkeiten mit aller Macht der Idee des leitenden Staatsmannes einen Nuntius nach Berlin zu bringen, sich auf das kräftigste und mit Erfolg widersetzt.

Aber so ausgedehnt auch seine praktische Wirksamkeit war, er war doch vor allem akademischer Lehrer und gelehrter Theologe. Als solcher hat er sein reiches und exactes Wissen, sowie das Resultat seines tiefsinnigen Nachdenkens in Vorlesungen und Schriften niedergelegt. Seine Theologie hat man mit dem nichtssagenden Namen der Vermittlungstheologie bezeichnet. Ihr formales Charakteristikum ist vielmehr dies, daß auf Grund der Glaubenserfahrung eine speculative Erkenntniß der Wahrheit des Christenthums möglich sei. Eben daher schickt er in seiner Glaubenslehre eine Pisteologie voraus, die die verschiedenen Stufen darstellt, welche der menschliche Geist durchläuft, bis er zu dem Glauben im protestantischen Sinne kommt, „der das Evangelium innerlich aneignet und dem sich dies in eigenster Erfahrung als die Kraft des Heils und als die Wahrheit erweist, die eine neue Weise des Seins und des Bewußtseins der Gottähnlichkeit begründet". Da ihm der Glaube an Christus, der zugleich an die Geschichte geknüpft ist, der Mittelpunkt der christlichen Frömmigkeit war, so war in demselben unmittelbar das Materialprincip der Rechtfertigungserfahrung und das Formalprincip der Schrift verknüpft. Die Schrift als Urkunde der historischen Offenbarung soll den in Christo realgewordenen, ewigen religiös-sittlichen Gehalt, die Einheit Gottes und des Menschen offenbaren und zur eigenen Erfahrung führen. In der Schrift und Rechtfertigungserfahrung ist der Eine Geist Christi wirksam. Wenn der rechtfertigende Glaube das principium cognoscendi ist, sofern in ihm die Einheit des Subjects mit dem Object des religiösen Erkennens gegeben ist, so will er

nun eben ein objectives Erkennen von diesem Object gewinnen, den in dem Glauben enthaltenen Keim der Erkenntniß speculativ entfalten. Er hat daher die ganze Kraft seines speculativen Geistes daran gesetzt, eine befriedigende Gotteserkenntniß trotz aller skeptischen Zeitströmungen zu gewinnen. Der Gottesbegriff enthält ihm die Principien für die Religion wie für die Ethik. Von dem christlich bestimmten Gott aus ist die Welt der Religion und Sittlichkeit zu verstehen, welche in der Realisirung der Gottmenschheit gipfelt. In dem Versuch einer speculativen Theologie, welche den Zusammenhang des gesammten religiössittlichen Lebens aus der Gottesidee zu verstehen sucht und ebenso in dieser auch die Principien für das Verständniß der Geschichte findet, hat D. seine Eigenthümlichkeit. Sein theologisches System hat D. ausführlich in seiner „Glaubenslehre" und in der nach seinem Tode herausgegebenen „Sittenlehre" dargelegt. Daß er in demselben von der Gotteslehre ausging und daß seine Gotteslehre für ihn zugleich die theologische Principienlehre ist, ist bekannt. Er will die metaphysische und ethische Bestimmtheit in Gott verbinden, Gott ist nicht bloß Ideal, sondern der persönlich Gute, der ewig Thätige, der sich selbst zu dem ewig macht, der er ist, der das in sich Vernünftige mit Freiheit will. Die Trinitätslehre stellt ihm das ewige immanente Leben Gottes als ewigen Proceß dar, durch den er ewig sein Leben, seine Intelligenz, sein ethisches Wesen durch Thätigkeit realisirt. Im Ethischen kommt es ihm besonders an auf die Verbindung von Selbstbehauptung und Liebe; Gott will sich als den Guten, also auch als die Quelle von allem möglichen Guten, aber auch als den Hüter und Hort des Guten. So will er Pantheismus und Deismus vermeiden. Gottes Sichwollen ist nicht egoistisch, deistisch, weil er sich als Grund der Welt will und seine Selbstmittheilung geht darauf zurück, daß er sich als den Guten will. Will er andres Gute, so muß er auch dieses gegen jede Anfeindung schützen. Die Verletzung des Guten — das ist die Frucht seiner Kantischen Studien — ist die Verletzung von einem unbedingt Werthvollen; da muß das Recht des Guten behauptet, zur Anerkennung gebracht werden. Im Menschen entspricht sich göttliche Selbstmittheilung und sittliche Bethätigung. Auf Grund dessen, was ihnen Gott gegeben, müssen die ethischen Wesen selbst das Sittliche hervorbringen. In Christus gipfelt beides; weil sich der ethische Gott ihm voll mittheilt, darum ist er auch im höchsten Sinne ethisch thätig. Christus bildete ihm deshalb für die Ethik wie für die Dogmatik den Mittelpunkt. Die Dogmatik hat die göttlichen Thaten so zu beschreiben, daß sie zugleich auf das sittliche Handeln hinweisen, und die Ethik hat an die göttliche Selbstmittheilung anzuknüpfen, wodurch allein der absolute innere Werth des Sittlichen bewahrt werden kann. Das Ethische ist „die Brücke zur Geschichte, denn es ist dasjenige Ideal, das nach innerem Gesetz und Trieb That, Geschichte muß werden wollen". Hat aber die Welt als ethische Stufen der Entwicklung, so kann auch der göttliche Liebeswille nicht starr an seine Unveränderlichkeit gebunden sein, er vollzieht seine Mittheilung an die Welt dem Processe der Welt entsprechend; nur in der Bewahrung der absoluten Würde des Ethischen ist er stets sich selbst gleich. Die Offenbarung kommt also einem Bedürfniß entgegen, fügt sich an einer bestimmten Stelle dem Weltproceß ein, indem sie ein vorhandenes Bedürfniß befriedigend, die religiössittliche Vernunft auf eine höhere Stufe erhebt. Demgemäß hat D. den ethischen Proceß in der Geschichte der Menschheit durch ihre verschiedenen Stadien verfolgt, bis sie in Christus ihren Gipfel erreicht, in dem Freiheit und Nothwendigkeit sich vollkommen durchdringen, der uns zu neuen Persönlichkeiten macht, die das Sittliche frei wollen, wie in Gott Freiheit und Nothwendigkeit geeint ist. Die Versöhnung und Erlösung durch

Christus für sich genügt nicht; er hat zugleich die Bedeutung, daß durch ihn die Menschheit auf die höchste Entwicklungsstufe gehoben ist. Wenn D. zeitlebens die Rechtfertigung als das Kleinod der protestantischen Kirche vertheidigte, so geschah es, weil er in ihr neben der Befreiung von Schuld den Eintritt der höchsten Stufe der religiössittlichen Entwicklung, die Begründung der mit Gott geeinten sittlichfreien Persönlichkeit sah. Die von diesem neuen Princip ausgehende Entwicklung der Erkenntniß und der sittlichen Heiligung hat ihre Stufen, während die Rechtfertigung fertig ist. D. hat von seinem speculativen Princip aus die Geschichte der Menschheit zu verstehen gesucht; die vorchristlichen Religionen haben das christliche Princip vorbereitet, theils indem sie nach der ethischen Seite in mannichfachen Formen die gesetzliche Stufe repräsentiren, theils indem nach der religiösen Seite jede ein Moment des göttlichen Wesens besonders zum Bewußtsein gebracht hat. Wie das Christenthum das Gesetz in der evangelischen Freiheit bewahrt, so hat das Christenthum das Wahre aller vorchristlichen Religionen in sich aufgenommen, wie der christliche Gottesbegriff alle Momente des Gottesbegriffs in sich aufnimmt und in das rechte Licht stellt. Das Christenthum erweist sich so als die absolute Religion. Es durchläuft aber selbst schon im Urchristenthum verschiedene Stufen im Anschluß an, im Gegensatz gegen das alte Testament und in absoluter Form in der johanneischen Litteratur. Die Entfaltung des christlichen Princips in der weiteren Geschichte hat D. in seiner „Symbolik" dargestellt, wonach ihm die griechische Kirche die Aneignung des Heils durch die Intelligenz, die römische durch den Willen, die protestantische durch das Gemüth repräsentirt. Während der ursprüngliche Protestantismus die unmittelbare Einheit der subjectiven Heilserfahrung mit dem in der Schrift bezeugten historischen Heil darstellt, trat dann eine einseitig objective historische Schrifttheologie und darauf eine ebenso einseitig subjectivistische unhistorische Theologie hervor, bis in bewußt wissenschaftlicher Weise in dem 19. Jahrhundert beide Factoren wieder vereinigt werden. Von dieser Einheit aus ist es möglich die Erkenntniß zu einer höheren Stufe zu erheben in der Gotteslehre und Christologie insbesondere und das christliche Princip nach der Willensseite durch kirchliche Organisation und Liebesthätigkeit zu entfalten, so daß der Protestantismus nun in höherer Form auch das Eigenthümliche der griechischen und römischen Kirche aufbewahren kann. Auch in der Geschichte der einzelnen Dogmen sucht er zu zeigen, wie jedes Mal der Gang derselben eine innere Nothwendigkeit hat. In der Christologie z. B. wird durch Ausschluß immer feinerer Formen des Ebionitismus und Doketismus die Thatsache der Einigung des Göttlichen und Menschlichen fixirt, dann aber nach Feststellung der Zweinaturenlehre das Wie der Einigung beider Naturen zuerst unter dem Ueberwiegen des göttlichen Factors bis zur Reformation, dann unter dem Ueberwiegen des menschlichen Factors zu verstehen gesucht, bis man im 19. Jahrhundert den Versuch macht, auf ethischem Wege beiden Seiten gleichmäßig gerecht zu werden. Wenn man hier von Geschichtsconstruction sprechen will, so hat D. jedenfalls keine Schablone, da er in seiner Auffassung des geschichtlichen Processes bald die Momente des Gottesbegriffes, bald das Verhältniß des Christlichen zum Vorchristlichen, bald das Sicheinsenken des christlichen Princips in die verschiedenen Geistesfunctionen, bald das Verhältniß des objectiven historischen und des subjectiven Factors, Schrift und Erfahrung, bald die Art der Vereinigung des menschlichen und göttlichen Factors als die Gesichtspunkte für das Verständniß der verschiedenen historischen Erscheinungen ansieht. Ein aufrichtiges Bemühen, die verschiedenen historischen Gebilde nicht

bloß subjectiv zu beurtheilen, sondern an ihrer Stelle im Zusammenhang zu verstehen, kann seinen geschichtlichen Werken nicht abgesprochen werden.

Dorner's Speculation, die zugleich für das Verständniß der Geschichte die leitenden Ideen enthalten sollte, war aber durchaus nicht der Wirklichkeit abgekehrte unfruchtbare Dialektik, sondern weil sie von ethischem Geiste getragen war, führte sie auch zu dem ethischen Leben zurück und so ist seine theoretische und seine praktische Thätigkeit schließlich in ihm selbst in seiner Persönlichkeit geeint, welche den ethisch bestimmten protestantischen Heilsglauben besaß und denselben sowol in der speculativen Erkenntniß als in dem praktischen Leben zur Entfaltung zu bringen suchte.

Die Hauptschriften von D. sind schon genannt: „Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi", 1839, 2. Aufl. 1845—56 (ins Englische übers.); „Der Pietismus, insbesondere in Württemberg", 1840; „Das Princip unserer Kirche", 1841 (für Claus Harms); „De oratione Christi eschatologica", 1844 und das Programm „Theodori Mopsvesteni doctrina de imagine Dei", 1844; „Die ethische Auffassung der Zukunft", Inauguralrede, Königsberg 1845; „Das Verhältniß zwischen Staat und Kirche", 1847; „De auctoritatis indole ethica", 1847; Sendschreiben über Reform der ev. Landeskirchen", 1848; „Ueber den theologischen Begriff der Union und sein Verhältniß zur Confession", 1856; „Geschichte der protestantischen Theologie", 1867 (ins Französische und Englische übers.); „Moderne Kirchenbaupläne", 1872; „System der christlichen Glaubenslehre", 1879, 1880, 2. Aufl. 1886 (ins Englische übers.); „Gesammelte Schriften auf dem Gebiete der systematischen Theologie, Exegese und Geschichte", 1883; „System der christlichen Sittenlehre", hrsg. von A. Dorner, 1885; Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky v. Choltitz, Fürstbischofs von Breslau, aus seinen Papieren herausgegeben mit Actenstücken; Briefwechsel zwischen H. L. Martensen und J. A. Dorner, 2 Bde., 1888. Außerdem zahlreiche Abhandlungen und Recensionen in Pelt's Mitarbeiten, Tübinger Zeitschrift, Reuter's Repertorium, Studien und Kritiken, Tholuck's litterarischem Anzeiger, Monatsschrift für die ev. Kirche der Rheinprovinz und Westphalens, Jahrbüchern für deutsche Theologie, Fliegenden Blättern, Piper's ev. Kalender, protestantischen Monatsblättern von Gelzer, Contemporary Review, Revue chrétienne, Supplement theol., Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., Art. „Ethik". Vorträge auf ev. Kirchentagen und Versammlungen der Ev. Allianz. Vortrag über die einheitliche Textgestaltung bezw. Verbesserung der luth. Bibelübersetzung auf der deutschen ev. Kirchenconferenz 1868. Die Rectoratsreden in Berlin 22. März 1864 über den Großen Kurfürsten und 15. October 1864 über die Aufgabe der Universität.

Ueber Dorner: Kleinert, Zum Gedächtniß D.'s. Erinnerungen an D. von Heinrici, deutsch-evangelische Blätter 1884, H. 9. — v. d. Goltz, J. A. D. und E. Herrmann. Dem Andenken von J. A. Dorner von A. Dorner. — Ein Nachruf von Pünjer, Allgem. Zeitung 1884, Nr. 283. B. Weiß in den Fliegenden Blättern 1884. Jeep in der Monatsschr. für positive Union 1884. Semaine religieuse, 9. Aug. 1884, Nr. 32, 33. Andover Review, Aug. 1884. Evangelische Kirchenzeitung, 4. Oct. 1884. Artikel „Dorner" in d. Herzog'schen Realencyklopädie, 2. Aufl. u. 3. Aufl. Independent, 24. Juli 1884. Encyclopaedia of living Divines by Schaff 1887, Art. „J. A. D.". — Scheele, Der kirchliche Beruf Preußens nach D. Dorner, 1868. — Nevin, Liturgical discussion, Answer to Prof. D., 1868. — J. A. Dorner's Geschichte der protestant. Theologie im Lichte der Kritik von Hagemann, 1867. — Recension der „Glaubenslehre" in den

Studien und Kritiken von D. H. Weiß, 1882. D. W. Simon, J. A. D., Presb. Review, Oct. 1887. Newman Smyth, Dorner on the future State, 1884. A. Dorner.

Dörpfeld: Friedrich Wilhelm D., preußischer Volksschulmann und pädagogischer Schriftsteller, geboren am 8. März 1824, † am 27. October 1893. D. wurde 1824 in Sellscheid bei Wermelskirch, Kreis Lennep, als Sohn eines Messerschmiedes und kleinen Ackerwirthes geboren. In seinem Elternhause waltete als Grundton jene in der niederrheinischen gewerblichen Bevölkerung nicht seltene mit allgemeinem Bildungsdrange verbundene evangelische Frömmigkeit, die durch Generationen aus den Tagen des Pietismus sich behauptet hatte. Besonders wirkte sein Großvater, ein philosophisch angelegter, lesseifriger Bauer, in diesem Sinne auf D. ein. Als dem begabten und lernbegierigen Knaben mit elf Jahren die einclassige Ortsschule zu Pohlhausen nicht mehr die wünschenswerthe geistige Nahrung bot, brachte man ihn zu dem tüchtigen und anregenden Lehrer vom Werth im benachbarten Burg a. d. Wupper, der ihn neben der Schule noch in Französisch, Mathematik, Musik und Zeichnen unterrichtete und sein inneres Leben durch Lehre und Beispiel günstig förderte. Im J. 1840 trat der Jüngling in die Präparandenanstalt zu Fild und damit unter den Einfluß des Seminardirectors Franz Ludwig Zahn, dessen ideale, ernst religiöse Ansicht vom Lehrerberufe er begeistert einsog. Näher noch trat er diesem verehrten Meister nach dem damals üblichen, an die Präparandenzeit anschließenden Hülfslehrerjahre als Zögling des Seminars zu Mörs (1842—44). War der Besuch der Anstalt mehrfach durch Krankheit unterbrochen, so scheint dies andrerseits in D. gerade den Drang nach eigener freier Fortbildung kräftig gespornt zu haben. Besonders vertiefte er sich damals in die Psychologie F. E. Beneke's mit solchem Erfolge, daß Zahn ihn veranlassen durfte, schon während des Besuches der Oberclasse des Seminars seinen eigenen pädagogischen Unterricht durch psychologische Vorträge für die Mitschüler zu ergänzen. Nach Austritt aus dem Seminare wirkte D. vier Jahre (1844—48) an der Präparandenanstalt zu Fild, die er eifrig benutzte, um seine Kenntnisse, besonders in fremden Sprachen, zu erweitern und seine Lehrtüchtigkeit zu befestigen. Im J. 1848 erhielt er Gelegenheit, diese thätig zu beweisen, indem er an die einclassige überfüllte Schule auf dem Heidt bei Ronsdorf, Kr. Lennep, berufen ward, von wo er jedoch bereits im folgenden Jahre als Hauptlehrer der vierclassigen Kirchschule nach Barmen übersiedelte. Diesem Amte blieb er, seit 1872 mit dem Titel Rector, treu, bis ihn 1880 andauernde und heftige asthmatische Beschwerden nöthigten, frühzeitig in Ruhestand zu treten. Die folgenden sieben Jahre lebte er ganz seinen Studien und seiner Schriftstellerei in Gerresheim, Kr. Düsseldorf, zog jedoch 1887 von dort nach Ronsdorf, wo eine Tochter von ihm verheirathet wohnte, und starb hier nach schwerer Krankheit am 27. October 1893. Besondere Freude hatte es ihm in dieser Zeit bereitet, daß sein Sohn Wilhelm (geboren 1855), als Architekt an den Ausgrabungen zu Olympia, Tiryns und Hissarlik rühmlich betheiligt, 1882 von der Universität Würzburg ehrenhalber zum Doctor ernannt, gleichzeitig am deutschen Archäologischen Institute zu Athen angestellt und 1887 als Professor dessen erster Secretär wurde. Aus Dörpfeld's äußerem Leben ist noch zu erwähnen, daß er im J. 1872 zu den Vertrauensmännern gehörte, die der Minister Falk vor Erlaß der Allgemeinen Bestimmungen vom 15. October d. J. zur Berathung über Volksschul- und Seminarwesen nach Berlin berief.

Den ehrenvollen Ruf des Ministers verdankte D. dem verdienten Ansehen, das er durch seine Wirksamkeit in Barmen bei der gesammten rheini-

schen Schulwelt und weit über die Grenzen seiner Heimathprovinz hinaus erworben hatte. Dieses Ansehen gründete sich zunächst auf seine eigene vorbildliche Schularbeit. Von Vorgesetzten und Fachgenossen, die in großer Zahl seine Schule als anerkannte Musteranstalt aufsuchten, liegen über ihn als Lehrer die anerkennendsten Urtheile vor. Sodann war es ihm in seltenem Maaße gegeben, durch Conferenzen, die er für engere und weitere Kreise einrichtete und geschickt leitete, sowie durch Vorträge, die er in diesen Vereinen und in eigenen, fortlaufenden Cursen bis in die letzten Jahre seines Ruhestandes hielt, den Trieb der Fortbildung im Volksschullehrerstande anzuregen und in ersprießliche Bahnen zu leiten. Endlich fand der überaus fleißige Mann daneben noch Kraft und Muße zu einer regen litterarischen Thätigkeit, durch die er auf immer weitere Kreise wirkte. Im Mittelpunkte dieser Schriftstellerei stand das von ihm 1857 begründete und bis zu seinem Tode, zuletzt mit Gottlob Heine, geleitete „Evangelische Schulblatt".

Bevor jedoch auf Dörpfeld's litterarische Laufbahn etwas näher eingegangen wird, muß versucht werden, in wenigen Strichen anzudeuten, in welchem Geiste er gelebt und gestrebt hat. Daß ihm das religiöse Element, und zwar im positiv evangelischen und biblischen Sinne stets besonders am Herzen lag, ist in seiner Jugendbildung tief begründet. Er blieb, getreu der aus Elternhaus und Seminar mitgebrachten Richtung, durch sein ganzes Leben der echte Schüler und dankbare Anhänger des verehrten Lehrers Zahn, ohne deswegen das Gute, wo es von anderer Seite kam, zurückzuweisen oder zu verkennen. Die Raumer-Stiehl'schen Regulative von 1854 fanden an ihm einen gerechten und billigen Kritiker, der ihre Absichten und einen guten Kern in ihnen anerkannte, ohne doch ihrer gesuchten Form und ihrer Sprödе gegenüber den berechtigten Ansprüchen der Gegenwart an das Volksschulwesen zuzustimmen. Auf dem Boden der Allgemeinen Bestimmungen von 1872 konnte er sich freudiger bewegen, hatte aber auch an ihnen manches Einzelne auszusetzen. — Mit dem religiösen verband sich in D. das philosophische Bedürfniß, das wesentlich durch das Berufsinteresse des Schulmannes bedingt war und daher vorzugsweise den Grund- und Hülfswissenschaften der Pädagogik: Psychologie, Logik und Ethik, galt. Früh durch seinen Großvater auf Kant hingewiesen, hatte er sich in dessen Anthropologie vertieft und die kritische Philosophie nach einem ihm zugänglichen Abrisse studirt. Dann gewannen Herder, v. Hippel und Jung-Stilling Einfluß auf sein Denken. Eine Zeit lang glaubte er bei Beneke Befriedigung seines Erkenntnißtriebes zu finden. Endlich wies ihn sein bergischer Landsmann Karl Mayer auf Herbart hin, dessen Psychologie, Ethik und Pädagogik ihn nun dauernd fesselten. Daneben schätzte er später besonders J. G. Hamann, dessen von Goethe formulirtes Princip: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen: alles Vereinzelte ist verwerflich" — ihm zu einem Lebensmotto ward und ihn gegen das, wie er nicht mit Unrecht annahm, eben aus falscher Vereinzelung der Interessen entstandene Parteiwesen der Gegenwart feite. Freilich konnte er sich dem Zwange, in einzelnen praktischen Fragen Partei zu ergreifen, nicht entziehen; wie er denn z. B. gegenüber dem Drängen eines Theiles der liberalen Lehrerschaft auf paritätische Gestaltung des Volksschulwesens fest und entschieden für dessen confessionellen Charakter und für die Erhaltung der evangelischen Schule als solcher eintrat. Er war demgemäß thätiges Mitglied des Vereines evangelischer Schulfreunde für Rheinland und Westfalen und des deutschen evangelischen Schulvereines wie andrerseits des Vereines für Herbartische Pädagogik in Rheinland und Westfalen und des (Herbartischen) Vereines für wissenschaftliche Pädagogik.

Als Schriftsteller hat D. theils unmittelbar für das unterrichtliche Bedürfniß einzelner Lehrfächer, theils für die allgemeine Didaktik gearbeitet, theils endlich in den schulpolitischen Fragen der Zeit seine Stimme erhoben. In ersterer Hinsicht sind besonders zu nennen sein in vielen Auflagen (16 bis zu des Verfassers Tode) verbreitetes „Enchiridion der biblischen Geschichte oder Fragen zum Verständniß und zur Wiederholung derselben", das „Repetitorium für den naturkundlichen und humanistischen Unterricht" und die „Gesellschaftskunde" (4. Aufl. 1895). — Allgemein didaktischer Art sind die Schriften: „Grundlinien einer Theorie des Lehrplans. Nebst dem Ergänzungsaufsatz: Die unterrichtliche Verbindung der sachunterrichtlichen Fächer" (1873); „Der didaktische Materialismus. Eine zeitgeschichtliche Betrachtung und eine Buchrecension" (1873); „Denken und Gedächtniß. Beitrag zur pädagogischen Psychologie" (1884). — Dem Gebiete der Schulpolitik gehören an: „Die freie Schulgemeinde und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche im freien Staate" (1863); „Die drei Grundgebrechen der hergebrachten Schulverfassungen" (1868); „Ein Beitrag zur Leidensgeschichte der Volksschule nebst Vorschlägen zur Reform der Schulverwaltung" (1881; 2. Aufl. 1882), „Das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung" (1893) und „Zwei pädagogische Gutachten (a. über vier- und achtklassige, b. über konfessionelle und paritätische Schule". 3. Aufl. 1899). In diesen Schriften, deren dritte, bekannteste durch die den Lehrerstand verletzende sogen. Aschermittwochsrede des Ministers v. Puttkamer im preußischen Landtage (11. Febr. 1881) veranlaßt war, verficht D. seinen im Titel der ersten angedeuteten Grundgedanken, wonach die Volksschule nicht unmittelbar Sache des Staates oder der bürgerlichen Gemeinde, auch nicht der Kirche, sondern einer besonderen, an die Kirche angelehnten, vom Staat anerkannten, unterstützten und beaufsichtigten Schulgemeinde sein soll. Diese Schulgemeinde, das „Fundamentstück", faßt er als einen auf Elternrecht und Gewissensfreiheit gegründeten Verband von Familien zur gemeinsamen Erziehung ihrer Kinder. Das Bedenken liegt nahe, daß damit den wachsenden Volksmassen moderner Staaten und besonders Städte schwerlich zu genügen ist. Die Schulaufsicht soll nach D. nicht argwöhnisch inquirirende oder nur das materielle Wissen constatirende Ueberwachung, sondern anregende, sachkundige, liebevoll eingehende Schulpflege sein. Er gibt darum die pädagogische Ortsschulaufsicht überhaupt preis und will an der Kreisaufsicht den Lehrerstand selbst, dessen Hebung er befürwortet und für den er mehr Vertrauen fordert, betheiligen. — Neben vielem Beachtens- und Beherzigenswerthen zeigen Dörpfeld's Schriften einen Hang zu weitschweifigem und oft wunderlichem Theoretisiren, der es erklärt, daß sie zwar bei Freund und Feind meist mit Achtung aufgenommen wurden, aber weniger durchschlagende Kraft bewiesen. Volle Anerkennung als redlicher Zeugnisse eines gewissenhaften, tief nachdenkenden und gemüthvollen Schulmannes, der bei aller Milde und Friedensliebe seinen Standpunkt nach rechts und links stets tapfer wahrte, verdienen sie zweifellos, wie ihr Verfasser eine der liebenswerthesten und ehrwürdigsten Gestalten in den hochfluthenden Schulkämpfen seiner Zeit genannt werden darf.

Vgl. Gesammelte Schriften von F. W. Dörpfeld. 10 Bde. Gütersloh 1894—96. — A. Carnap geb. Dörpfeld, F. W. Dörpfeld. Aus seinem Leben und Wirken. Ebd. 1897. — E. Hindrichs, F. W. Dörpfeld in Rein's Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik. Bd. I. Langensalza 1895, sowie die allgemeine und besonders die periodische pädag. Litteratur seiner Zeit.

Sander.

Dössekel: Eduard D., schweizerischer Lyriker und Staatsbeamter, gehörte mehr als 45 Jahre der obersten aargauischen Behörde an, wurde im J. 1810 zu Seon, im Aa-durchzogenen Hallwylerthale, geboren. „Auf deinen Höhen weilt mein Sinnen, In deinen Tiefen weilt mein Herz, Und durch der Tage rasch Zerrinnen Zeigt stets die Nadel heimathwärts" („Meinem Hallwyler Thal"). Nach dem Wunsche seines Vaters, des vielbeschäftigten Fürsprechers Johannes D., der während einer Reihe von Jahren Mitglied des Großen Rathes und des Nationalrathes war und dessen praktischem Blick, scharfem Verstande und treffendem Worte der Kanton Aargau in politischer Hinsicht viel zu verdanken hatte, sollte der Sohn die Rechtswissenschaft studiren, was er „gegen seines Herzens Drang", wie Uhland, that. Erst in Bern, dann in den Jahren 1832 und 33 in Heidelberg. Ein dicker, eigenhändig geschriebener Band, betitelt: „Thibaut's Diktate zu seinen Pandekten" aus dem Winter- und Sommersemester 1832 und 1833 beweist, daß D. seine Collegien fleißig besuchte. Nach Absolvirung des Staatsexamens fand D. auf dem Rechtsbureau seines Vaters Beschäftigung. Das war eine Zeit bittern innern Kampfes für ihn, denn nur zu bald fühlte er, daß er in der Ausübung seines ihm aufgezwungenen Berufes nie seine innere Befriedigung finden werde. Er wandte sich im Stillen der Kunst und insbesondere der Poesie zu, die bis an sein Lebensende seine treue Begleiterin blieb. Nach einigen Jahren praktischer Bethätigung auf dem Bureau seines Vaters wurde er Gerichtspräsident, dann Oberrichter vom Jahre 1841 bis zu seinem Ende. Wie ernst D. seinen Beruf auffaßte, zeigt sein Gedicht „Das Richteramt" (Gedichte, 2. Aufl. S. 180). In seinem Collegen, dem Lyriker C. R. Tanner (s. d.) fand er eine verwandte Natur, einen gleichgestimmten Freund, dem er geistige Förderung und innere Bereicherung verdankte. Trotzdem D. die höhern Tagesfragen mit lebhaftem Interesse verfolgte, spielte er keine politische Rolle. Seine Natur lenkte ihn von den Berufspflichten und der Last des Amtes auf sich selbst zurück. In den Wundern der Schöpfung empfand er das Wehen und Walten göttlicher Liebe und Weisheit, und diesen Gefühlen gab er im Liede poetischen Ausdruck. Im J. 1851 erschien eine Sammlung seiner Gedichte (Bern), die vom Publicum freundlich aufgenommen und von der Kritik günstig beurtheilt wurde. Rob. Weber (1824—97) sagt: „Ed. Dössekel gehört zu den wenigen lebenden schweizerischen Dichtern, welche nicht bloß eine Ahnung davon besitzen, was man unter Kunst versteht, sondern selber mit der Anlage des Künstlers geboren sind und darum von Gottes Gnaden und nicht von der Menschen Gnaden Poeten heißen". Und ferner: „D. ist einer unserer begabtesten Schweizerdichter, er ist auch im Sinngedicht bedeutend". Einzelne Gedichte wie: „Die treue Magd" fanden in verschiedenen Lesebüchern für die Schuljugend (s. Eberhard, Lehr- und Lesebuch, 1. u. 2. Aufl. S. 131, 99) Aufnahme; ebenso „Der Tagelöhner" in Echtermeyer's Auswahl deutscher Gedichte (12. Aufl., Halle 1863). In einer Liedersammlung, herausgegeben unter Mitwirkung schweizerischer und deutscher Tonsetzer von J. Wolfensperger, ist auch Dössekel's „Mailust" zu finden. — Zerstreute Gedichte finden sich ferner in den „Alpenrosen" 1848—54, „Zukunft des Volkes", „Schweiz" 1860—66. Von D. erschienen darauf: „Gedichte" (2., vermehrte und verminderte Auflage, Glarus 1872); „Denksteine und Wegweiser", eine Sammlung von Aussprüchen berühmter Dichter und Denker, mit einem Anhang von Gedanken und Betrachtungen „Aus dem Eigenen" (Aarau 1875): „Herbstblüthen", Gedichte (Aarau 1889).

Wie kein Sterblicher, so blieb auch D. nicht von harten Schicksalsschlägen verschont, aber treu stand ihm seine Gattin zur Seite, Wilhelmine

Irminger aus Zürich, deren Bruder der bekannte Portraiteur Karl Friedrich Irminger ist. Und Trost fand er in der thatkräftigen Unterstützung Hülfesuchender. Für Freundschaft glühte sein warmes Herz, und mancher schöne Sommertag vereinigte verwandte Geister aus der Nähe und Ferne auf dem frei ins Thal ausschauenden Landsitze zu Seon. Die Freundschaft flocht die schönsten Blumen in sein Leben. Oefters verkehrte er mündlich und schriftlich mit dem in Aarau weilenden Fabeldichter Abraham Emanuel Fröhlich. Ihm ist auch in den Gedichten ein Nachruf gewidmet. Mit besonderer Freude erinnerte sich D. in spätern Jahren seines Ausfluges ins Emmenthal, seines Besuches in dem weltabgeschiedenen Pfarrhause zu Lützelflüh, wo er bei Jer. Gotthelf (Albert Bitzius) eine köstliche Morgenstunde verlebte und beim Abschied ein Bildchen vom Pfarrhaus und ein Werklein mit freundlicher Dedication: „Die Wassernoth im Emmenthal" (1837) zum Andenken erhielt. — In eine spätere Zeit fällt der Verkehr mit dem schweizerischen Novellisten Jakob Frey (1822 bis 1875). Zahlreiche Briefe geben Kunde von dem lebhaften geistigen Austausch der beiden Freunde. In Bächtold's Biographie Gottfried Keller's findet das Verhältniß Dössekel's zu dem Dichter Erwähnung; dort sind auch Briefe Keller's an D. gedruckt. Von den freundschaftlichen Beziehungen zu J. V. v. Scheffel geben die Briefe Scheffel's aus den Jahren 1861—82 an D. Zeugniß. Diese Freundschaft warf den letzten goldenen Schimmer auf den Lebensabend des alternden Dichters, der selbst in den letzten Tagen seines Erdenwallens noch einmal die Leyer stimmte zu einem freilich nicht vollendeten Frühlingsliede. Am 27. März 1890 erkrankte er an Influenza; besondere Schmerzen fühlte er nicht, doch die Schwäche nahm zu, und am Charfreitag, den 4. April, schied er aus diesem Leben.

R. Weber, Die poetische Nationallitteratur der Schweiz III, 32 und 131. — Ad. Frey, Briefe Scheffels an Schweizerfreunde, 1898; — derselbe, Gesammelte Erzählungen von Jakob Frey. V. Bd., Biographie.

Marie Dössekel.

Dove: Heinrich Wilhelm D., namhafter Physiker, von hoher Bedeutung für die Meteorologie durch den ersten großartigen Versuch einer umfassenden und durchgreifenden Ausbildung dieser Wissenschaft; geboren zu Liegnitz am 6. October 1803, † am 4. April 1879 in Berlin. — D. entstammte westfälischen Ahnen: ein Geschlecht dieses Namens fand sich schon in der ersten Mindener Bürgerrolle von 1415 unter den Altbürgern verzeichnet; die Rathsacten der Folgezeit nennen Angehörige bis ins 17. Jahrhundert als Träger von Gemeindeämtern der früh zur Reformation übergetretenen Stadt. Nachdem diese beim westfälischen Frieden dem Großen Kurfürsten zugefallen, zog Reinhard D., 1629 in Minden geboren, nach Cöln an der Spree, wo er 1655—59 als Apothekergeselle thätig war. In gleicher Condition stand er sodann bis 1661 in Thorn und schlug endlich seinen Wohnsitz dauernd in Liegnitz auf. Dort nahm er 1677 eine zweite Frau und starb 1683 als selbständiger Apotheker, Gerichtsbeisitzer und angesehener Mann; das Andenken an eins seiner häuslichen Feste lebt in der Mustersammlung von Gelegenheitspoemen der zweiten schlesischen Dichterschule fort. Der Sohn Gottfried Reinhard (1680—1733), der ebenfalls als Hofgerichtsassessor erscheint, begründete ein Colonialwaarengeschäft, das unter dem Enkel Ernst Reinhard (1706—57) zur Blüthe gedieh und von dessen Wittwe vor den Gefahren des siebenjährigen Krieges behütet auf ihren jüngsten Sohn als stattliches Erbtheil überging. Dieser, Wilhelm Benjamin D. (1754—1817), ist der Vater Heinrich Wilhelms, der ihm nach fünf Söhnen erster, fünf Töchtern zweiter Ehe — mit Susanne Brückner (1767—1825) aus altem Liegnitzer Bürgergeschlecht — als

letztes Kind geboren ward. In Wilhelm Benjamin erreichte der Wohlstand der Familie seinen Höhe- und Wendepunkt. Als Großkaufmann verfügte er außer dem schönen Wohn- und Geschäftshause am Ring noch über anderen ausgedehnten Grundbesitz in und vor der Stadt, bis ihn das Verhängniß des Kriegsjahres 1806—7 mit desto schwereren Schlägen heimsuchte. Umsonst bekämpfte er alternd nach Schlesier Art beim Glase Wein das Gefühl, ein herabgekommener Mann zu sein; nach seinem Tode mußte die Wittwe auch die Handlung liquidiren. An der Erziehung des jüngsten Knaben ward indessen nichts versäumt. Die Mutter, eine warm empfindende Frau, bot das Vorbild protestantischer Frömmigkeit; der Vater, nicht ohne Weltbildung, des Italienischen mächtig, guter Cellospieler, bewahrte noch im Unglück die gemessene Form überlieferter Sitte, die Treue preußisch-patriotischer Gesinnung. Auch daran aber hielt er einsichtig fest, daß sein Heinrich, begabt und regsam wie er war, einmal studieren müsse; die Stiefbrüder, die verwöhnt und leichtsinnig auf den Trümmern des väterlichen Vermögens verschollen sind, haben den Kleinen denn auch mit prophetischer Ironie als künftigen Professor bezeichnet.

D. war als Kind und Jüngling bei mäßigem Wuchs von zarter, ja schwächlicher Constitution; jede Krankheit erregte begründete Besorgniß, dreimal haben ihn die Aerzte achselzuckend aufgegeben. Glücklicher Weise gereichte ihm häufige Bewegung in freier Luft wieder und wieder zu heilsamer Stärkung. „Geboren in einer heiteren Gegend und fast am Fuße des Gebirges", erzählt er selbst, „habe ich mich jedes Jahr auf den Bergen umhergetrieben; kein Pfingsten fand mich zu Hause, die Hundstage war gar nicht daran zu denken." So übte er zugleich unwillkürlich die behende Einbildungskraft in bestimmter Auffassung der wirklichen Natur; indem er den mannigfachen Reizen der Heimath vom Iser- und Riesengebirge bis in die Grafschaft Glatz empfänglich nachging, ward er früher und besser als die Stadtkinder der Tiefebene auch mit dem Räthselspiel des deutschen Wetters anschaulich vertraut. Den mächtigen Eindruck der Stürme des Schicksals theilte er mit den Zeitgenossen; die Erinnerung an 1813, sein zehntes Lebensjahr, im wechselvollen Lauf durch Hoffnung, Enttäuschung, Spannung zur Erlösung stand ihm noch im Alter unmittelbar vor Augen: wie er dem Auszug der Freiwilligen jubelnd das Geleit gegeben und dann doch Napoleon unterm Zuruf seiner Garden düster einreiten sah, wie er im Waffenstillstand der mißtrauischen Einquartierung des Marschalls Ney die Speisen vorkosten mußte, bis endlich die nahe Schlacht an der Katzbach das Zeichen zur Befreiung gab. Im Triumph ward nach dem Friedensschluß unter Führung Vater Jahns die Wahlstatt turnerisch durchwandert; die Welt war vorwärts gegangen, aber das Haus zurück: nach dem Tode des Vaters umgaben den Heranwachsenden Kummer und Sorge der Mutter und der Schwestern. Nimmt man jene Kränklichkeit des Knaben hinzu, so begreift sich, daß es zur vollen Entfaltung der unerschöpflich frohen Laune, die ihn später so eigen auszeichnete, damals doch nicht kam; noch als junger Mann hat er selber fast beklagt, daß er von der schlesischen Gemüthlichkeit, die Jeden anspreche, in seiner Person nur wenig darstelle. Er erkannte darin eine norddeutsche Ader; wenn er deren besaß, so war es vor allen die der Ausdauer. Wie rühmlich er sich in den trüben Erfahrungen der Jugend zusammennahm, beweist das Sittenzeugniß, mit dem man den Siebzehnjährigen zur Universität entließ; es schildert ihn als verträglich, gefällig, allgemein beliebt, noch umständlicher jedoch als gerade, willig gegen das Gesetz, pflichttreu, bescheiden, besonnen u. s. w. Zu Ostern 1815 von der Elementarschule auf die Ritterakademie der Vaterstadt verpflanzt, erwarb er, auch an Lerneifer und angestrengtem Fleiß ein Musterschüler, in sechsjährigem Cursus die

tüchtige Gymnasialbildung der Zeit. In den alten Sprachen, im Deutschen, wie in der Geschichte erntet er reiches Lob; die glücklichste Anlage beweist er indeß für die Mathematik, in der er von Haus aus allen Genossen einen weiten Vorsprung abgewinnt. Nachdem er an Mitschüler auch in anderen Gegenständen öfters Privatstunden ertheilt hat, wird ihm als Primaner sogar der öffentliche Unterricht in der zweiten arithmetischen Classe übertragen. Er bewährte dabei, wie das Abgangszeugniß sagt, „Lust, Fähigkeit und Geschicklichkeit zum Lehrfach, dem er sich widmen will".

Im Frühling 1821 bezog D. die Hochschule der Provinz und hat dort sechs Semester hindurch auch der classischen Philologie bei Passow und Schneider, der Geschichte bei Wachler ein emsiges Studium zugewandt. Ein humanistischer Gesichtskreis, ein starkes historisches Interesse, zumal für die Entwicklung der exacten Wissenschaft, sind ihm daher noch als ausübendem Naturforscher stets zu eigen geblieben. Hierzu aber fühlte er sich doch von Anfang an überwiegend bestimmt und entschied sich noch in Breslau endgültig für diese Richtung. Zwar zog ihn der Chemiker N. W. Fischer nicht besonders an, und die liebenswürdig begeisterte Vielseitigkeit eines Steffens ging über allgemeine Anregung nicht hinaus; ganz anders stand es dagegen mit dem Mathematiker H. W. Brandes. Dieser gediegene Gelehrte und treffliche Docent, der, im Grenzgebiet der Physik und Astronomie erfolgreich thätig, auch meteorologischen Fragen eindringende Theilnahme bewies, hat auf Dove's wissenschaftliche Bahn in der That beträchtlich eingewirkt; er zog ihn bei seinen Sternschnuppenbeobachtungen zu und entließ ihn ausdrücklich als einen seiner vorzüglichsten Schüler. Gewöhnt, mit seiner Zeit gleich gut wie mit seinen knappen Mitteln hauszuhalten, wußte D. auch sonst aus den Breslauer Studienjahren Nutzen zu ziehen. Nationale Gesinnung bewog ihn zum Eintritt in die Burschenschaft Arminia; doch ward er als harmloses Mitglied bei der Relegation zur Begnadigung empfohlen und nicht wesentlich behelligt. Seine Ferienwanderungen dehnte er jetzt bis über den Harz und Thüringen aus; im Semester befreundete er sich mit der schönen Litteratur und dem damals blühenden Theater. Gegen das eigene Verstalent, dies Gemeingut der Schlesier, wie er selber scherzt, zeigt er weise Enthaltsamkeit; desto unbefangener erfreut er sich an wahrer Poesie. Neben Goethe, den er lebenslang unablässig las, gewann er Kleist besonders lieb; mit gleichem Verständniß ergriff er später die Werke der Engländer und Franzosen. Sein Sinn für Musik, der ihm im Bereich der Akustik zu gute kam, blieb zu seinem Bedauern praktisch unausgebildet; aber noch nach Jahrzehnten erleichterte er mitten in der Berechnung seiner Tausende von meteorologischen Mittelwerthen am liebsten sein Herz im Trällern einer Melodie von Mozart oder Weber, wie er sie als Student mit unendlichem Vergnügen von der Bühne aufgenommen. Trotz alledem trieb ihn ein höher gerichtetes Verlangen aus der Heimath fort; zu Ostern 1824 wandte er sich nach Berlin: von der dortigen Universität erhoffte er den rechten Abschluß seiner Studien.

In der Hauptstadt erhielt er von dem Wohlwollen Johannes Schulze's die Erlaubniß, auch ohne Immatriculation Vorlesungen zu hören; bald darauf ward die Relegation gegen die üblichen Erklärungen vollends suspendirt. Zum Militärdienst untauglich befunden, durfte er ungestört seinem Ziele zustreben. Die weiträumige Stadt mit ihrer dürftigen Umgebung berührte seinen Naturssinn anfangs fremd; „aber das geistige Leben, welches ich da fand", setzt er diesem Geständniß hinzu, „und das man erst schätzen lernt, wenn man nicht darin aufgewachsen ist, entschädigte mich bald". Berlin befriedigte derzeit ein vielseitiges Bildungsbedürfniß im zwanglosen Verkehr einer bürgerlich guten

Gesellschaft; in diesen sah sich auch der junge D. durch den Physiker Paul Erman eingeführt, der ihm auf Brandes' Empfehlung väterlich entgegenkam. Seitdem fühlte er sich über die provinziale Enge der Heimath für immer hinausgehoben. Den Verwandten, den Schul- und Studiengenossen blieb er anhänglich gesinnt, gern hat er noch lange Zeit für sich und die Seinen schlesische Bäder und Sommerfrischen ausgesucht; der Horizont seines Geistes hatte jedoch seinen Mittelpunkt in Berlin gefunden. Seine Kenntnisse in Mathematik und Physik ergänzte er nun bei Dirksen und Erman; außerdem schrieb er 1824—25 vier Hauptcollegien des majestätisch thronenden Hegel nach. Von dem mächtigen Impulse des Systems nach der geschichtlichen Seite hin behielt er einen dauernden Eindruck, das Irrlicht speculativer Naturphilosophie hat ihn dagegen nie einen Schritt vom Wege der empirischen Forschung weggelockt; laut und fest ist er stets gegen die Anmaßung der philosophischen Spinnstube der Hegelianer aufgetreten. Mittlerweile rüstete er sich mit Ernst zur Doctorprüfung. Die ferne Mutter, die nicht ohne schüchternen Zweifel, ob solch ein Aufwand unumgänglich nöthig sei, das von ihm als Darlehen erbetene Geld doch von Herzen hergab, hat den glänzenden Erfolg des guten Sohnes leider nicht erlebt. Am 4. März 1826 ward D. nach löblich bestandenem Examen auf Grund einer Brandes gewidmeten Dissertation „de barometri mutationibus" promovirt. Die Arbeit sammelt die seit den Tagen Deluc's (1772) über die Schwankungen des Barometers beobachteten Thatsachen und wägt die zu ihrer Erklärung vorgebrachten Meinungen, um zuletzt eine eigene Entscheidung zu versuchen. Sie verbindet Kritik mit Belesenheit, bewegliche Vorstellung mit bewußter Präcision; für ein Grundthema der Meteorologie zieht sie die Summe der bisherigen Wissenschaft und deutet, noch fern von dem Wagniß hypothetischer Gesetze, vielmehr auf künftige Probleme hin, die zum Theil — wie Ursprung, Fortrücken und gegenseitige Lage der Minima und Maxima des Luftdrucks — erst in modernen Tagen nach Ablauf der Herrschaft der späteren Dove'schen Windtheorie in den Vordergrund getreten sind. Kein Wunder, daß eine so reife Leistung in und außerhalb der Facultät volle Anerkennung fand. Erman empfahl den jungen Doctor, dem er eine ungewöhnliche Laufbahn weissagte, dem Minister Altenstein, und sofort erhielt D. eine Anstellung als Privatdocent der Physik mit einem Gehalt von 200 Thaler an der Universität zu Königsberg.

Als der zweiundzwanzigjährige schmächtige Docent seinen ersten Anschlag am schwarzen Brett überlas, schlug ihm ein alter Bursch mit der freundlichen Frage auf die Schulter: „Nun, Füchslein, hast du dir schon deine Collegia ausgesucht?" „Ich will bei D. hören", lautete die schelmische Antwort. „Das ist nur gut", gab der Frager zurück, „da wirst du wohl all seine Weisheit allein genießen." Aber er blieb nicht allein — so schloß Helmholtz die Erzählung dieser Königsberger Anekdote. Mit stetem Beifall las D. dritthalb Jahr über allgemeine Physik oder deren besondere Disciplinen und erlangte rasch eine sichere Leichtigkeit in der Behandlung des Einzelnen wie des Ganzen. Nach dem vierten Semester ward er zugleich mit F. E. Neumann zum außerordentlichen Professor ernannt. Ueberhaupt schwang sich damals in Königsberg die Naturwissenschaft vielversprechend auf; zu dem führenden Bessel blickte D. mit Verehrung empor, dem Zoologen v. Baer trat er nahe, mit dem jungen Physiker Moser und zumal dem genialen Mathematiker Jacobi schloß er herzliche Freundschaft. An dem geistigen Leben dieses Kreises nahm auch die im übrigen stille Stadt genießenden Antheil; die rührige physikalisch-ökonomische Gesellschaft, neben ihr die physikalisch-medicinische forderten im Winter 1827/28 auch D. zu einem Cyklus von Vorträgen auf. Er wählte

als Thema den „inneren Zusammenhang der Witterungserscheinungen"; denn der Meteorologie hatte er nun erst recht seine productive Gedankenarbeit geweiht. Schon seine Habilitationsschrift (die ungedruckt bei den Facultätsacten ruht) handelte de distributione caloris per tellurem — sein erster Schritt auf das Feld der Klimatologie, das er später so fruchtbar bestellen sollte. Mit wissenschaftlicher Freude begrüßte er das nahe Meer, den scharf ausgesprochenen Winter; zu Schlitten und Schlittschuh fuhr er meilenweit auf dem gefrorenen Haff. Seit dem September 1826 beobachtete er gleichzeitig Windrichtung und Barometer und stieß sofort auf eine überraschende Erscheinung. Während das Instrument eine Welle des Luftdrucks auf und ab beschrieb, drehte sich der Wind in der Folge von Süd, West, Nord, Ost, Süd ohne jeden Rücksprung durch die ganze Rose. Mehr oder weniger deutlich wiederholte sich das Phänomen, D. fand es für andere Orte Europas aus den bisher so spärlichen Beobachtungen bestätigt, jene Windfolge an sich als Regel schon seit Bacon litterarisch bezeugt. Die Reihe solcher Zeugnisse hat er nachmals bis auf Aristoteles zurück verfolgt; daß auch Kant in einem Vorlesungsprogramm von 1756 die Thatsache berührt hatte, und zwar in Verbindung mit einer allgemeinen Windtheorie, war nach siebzig Jahren selbst in Königsberg vergessen. Das Originelle an Dove's eigener Entdeckung bestand sonach in der Combination jener regelmäßigen Winddrehung mit dem entsprechenden Verhalten des Barometers, wozu er alsbald auch die Veränderungen der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit in verständliche Beziehung setzte. Die Summe seiner Wahrnehmungen und Berechnungen erklärte er ansprechend durch die Hypothese zweier in der gemäßigten Zone einander begegnender, abwechselnd einander verdrängender Luftströme, eines äquatorialen und eines polaren, die jedoch durch die Erdrotation abgelenkt bei uns als Südwest und Nordost, auf der südlichen Erdhälfte in entgegengesetzter Umbiegung auftreten mußten. Die Verknüpfung mit den längst bekannten ständigen Erscheinungen des tropischen Gebiets ergab sich aus dem kurz zuvor durch Leopold v. Buch auf den canarischen Inseln ermittelten Herabsinken des Gegenpassats; wie denn die meteorologischen Arbeiten gerade dieses Forschers auf Dove's selbständige Anfänge — wie z. B. auch bei der Berechnung seiner mannigfachen Windrosen — sichtlich den größten positiven Einfluß ausgeübt haben.

Schon früh hie und da bestritten, von ihm selbst unermüdlich vertheidigt und weiter ausgestaltet, hat Dove's „Drehungsgesetz" im ganzen unerschüttert ein Menschenalter hindurch als die erste genugthuende Gesammtordnung der Erscheinungen im Luftkreise gegolten. Daß es einem unendlich vervielfältigten Beobachtungsmaterial gegenüber am Ende nicht Stand hielt, thut seiner epochemachenden Bedeutung keinen Eintrag. Die neuere wissenschaftliche Witterungskunde bedurfte jedenfalls — wie ähnlich ihrerzeit die Geologie — von vorn herein der Generalisation durch kühne, zugleich überall zum speciellsten Studium anreizende Vermuthung. Der unmittelbare Zusammenhang aller atmosphärischen Veränderungen in Temperatur, Druck, Strömung und Feuchtigkeit mit ihren Niederschlägen, ihre gemeinsame und ausschließliche Abhängigkeit von der Sonnenwärme und der Erdoberflächengestalt, die Nothwendigkeit gleichzeitiger Compensation entgegengesetzter örtlicher Abweichungen von der Mittellage, die äußere und innere Einheit der einfachen tropischen Verhältnisse und der so verwickelten Vorgänge in höheren Breiten, für die letzteren die Statuirung erkennbarer Gesetze statt des Zufalls überhaupt — alle diese meteorologischen Ideen, bisher im besten Falle wenig mehr als bloße theoretische Postulate, sind in der That erst durch Dove's weittragende systematische Hypothese lebendig in Scene gesetzt worden: die Bahn war gebrochen für eine planvolle universelle

Wetterforschung, beseelt von Ernst und Zuversicht. D. legte die Resultate seiner umwälzenden Studien in einer großen Abhandlung nieder, die in fünf Abschnitten — „Einige meteorologische Untersuchungen über den Wind, über den Zusammenhang der Hygrometeore mit den Veränderungen der Temperatur und des Barometers, über das Gewitter, über mittlere Luftströme, über barometrische Minima" — 1827—28 im 11. und 13. Bande von Poggendorffs Annalen erschien. Buch, dem das Manuscript vorgelegt worden, hatte erklärt, die Arbeit entspreche schlechtweg seinem Ideal einer wissenschaftlichen Meteorologie und sei schleunigst als Muster bekannt zu machen. Merkwürdig ist übrigens, daß darin Dove's Ansicht vom Wesen seiner Entdeckung im einzelnen noch so elastisch erscheint, daß sie auch zur modernen Cyklonenlehre einige Hinneigung verräth: alle Winddrehung hätte er eigentlich am liebsten auf die Wirbelform zurückgeführt. Insbesondere wies er schon hier für den großen europäischen Sturm von Weihnachten 1821, den sein Lehrer Brandes irrig durch die Annahme centripetaler Strömungen zu erläutern versucht hatte, mit eindringendem Scharfblick vielmehr die Natur eines Wirbelsturmes nach und legte so den Grund zu der noch heute gültigen, praktisch so wichtig gewordenen Theorie dieser gewaltigsten atmosphärischen Begebenheiten.

In Berlin tagte im September 1828 unterm Vorsitz des unlängst aus Paris heimgekehrten Alexander v. Humboldt die berühmteste der sechs Jahr früher gestifteten Versammlungen deutscher Naturforscher. Auch der junge D. war über Warschau herzugereist; seine Leistung gewann ihm die Theilnahme der Sachkenner, vor allen Humboldts selbst als der größten meteorologischen Autorität. Es war der Anfang einer persönlichen Beziehung, die durch dreißig Jahre ungetrübt sich zu vielseitigem Einverständniß ausgebildet hat. Die nämlichen Tage bezeichnet D. als eine Epoche seines inneren Lebens, wodurch dieses erst den eigentlichen wahren Inhalt empfangen habe. Schon als Berliner Student hatte er der aufblühenden Schönheit einer Nichte Ermans, Luise Oetzel (1810—77), Tochter des als Geograph bekannten Generalstabsmajors (später Generals v. Etzel, s. A. D. B. VI, 402 f.) seine erste Herzensneigung zugewandt. Jetzt beim Wiedersehen faßte er den Entschluß zur Verlobung, die zu Weihnachten 1828 stattfand. Dies war der vornehmste Grund, aus dem er schon im October das Ministerium um Versetzung an die Berliner Universität ersuchte; ein Tausch, der ihm freilich auch im Interesse seiner wissenschaftlichen Entwicklung zu liegen schien. Er erhielt eine kleine Zulage und halbjährigen Urlaub, jedoch unter der Bedingung unfehlbarer Rückkehr auf seinen Königsberger Posten, den er denn auch Ostern 1829 pflichtgemäß — für ein letztes Semester — wieder einnahm. Aufs neue wirkte er dort mit erfreulichstem Erfolg: auf die Bitte von Professoren, Aerzten und Offizieren hielt er für diese neben seinen anderen Vorlesungen noch ein drittes Privatcolleg über Experimentalphysik. Zugleich jedoch erfuhr er eine Zurücksetzung, die er als Unbilligkeit empfand. Während seines Urlaubs war K. G. Hagen gestorben, der in seinem Ordinariat Physik mit Mineralogie vereinigt hatte; die Facultät schlug zum Nachfolger für jenes Fach D., für dieses Neumann vor. Aber Neumann hatte in Dove's Abwesenheit das gewichtige Fürwort Bessels erlangt, und das Ministerium übertrug daher ihm nach einigem Zögern die ungetheilte Stelle. D. verkannte die Bedeutung des begünstigten Collegen keineswegs, doch habe dieser seit der Habilitation noch keine Zeile publicirt; vor allen Dingen begriff er nicht, warum man ihn selber wider seinen Wunsch nach Königsberg zurückgeschickt, um ihn dann doch von der verdienten Beförderung auszuschließen. Unbedenklich knüpfte er in Berlin Unterhandlungen an, die ihm für den Herbst ein Lehramt am Friedrichsgymnasium auf dem

Werder in Aussicht stellten; unter Hinweis hierauf wiederholte er seine Bitte um Versetzung. War es Aerger über solchen Eigenwillen, oder lediglich die Sparsamkeit der damaligen Verwaltung: Altenstein genehmigte zwar die Uebersiedelung, strich jedoch zwei Semester lang das Gehalt und ließ auch danach elf Jahre lang D. bei einer Universitätsbesoldung von 200 Thaler verharren, ohne jede Rücksicht auf Würdigkeit und Ruf. Von Dank und Bedauern seiner ostpreußischen Zuhörer und Collegen geleitet — Baer bezweifelte, daß D. je wieder so viel Liebe finden werde wie in Königsberg — zog dieser im Herbst 1829 für immer nach Berlin; seine Wanderzeit nahm mit seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahr ein Ende.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin ward D., wie andere junge Physiker und Astronomen, zu den Beobachtungen herangezogen, die nach Humboldts Anleitung im eisenfreien Häuschen des Mendelssohn-Bartholdy'schen Gartens in Correspondenz mit Freiberg, Petersburg u. s. w. über die täglichen Veränderungen der magnetischen Abweichung angestellt wurden; die Ehre, die Ergebnisse zu bearbeiten, fiel ihm zu und damit die Gelegenheit, auch die Erscheinung des Nordlichts aufklärend zu berühren. So trat er als ebenbürtiges Glied in den Kreis aufstrebender Gelehrter ein, durch deren Zusammenwirken die preußische Hauptstadt für Jahrzehnte zur vornehmsten Stätte der endlich auch in Deutschland kräftig entfalteten exacten Wissenschaft geworden ist. Unter den im Alter wenig verschiedenen Genossen sind ihm da besonders Poggendorff, Rieß, die Brüder Heinrich und Gustav Rose zeitlebens in wärmster Vertraulichkeit zugethan geblieben; nicht erheblich ferner standen ihm Magnus, Dirichlet und der früh verstorbene August Seebeck. Von Jüngeren schlossen sich hernach du Bois-Reymond und Siemens dieser Gruppe lebhaft an; aber D. in seiner munteren Umgänglichkeit wußte beinahe mit allen Gefährten, sogar mit dem stacheligen Steiner, freundlich auszukommen. Ungemein auf sich selber gestellt war die ganze Generation, von der freigebigen Staatshülfe späterer Tage keine Rede; den größten äußeren Schwierigkeiten indeß hatte ohne Zweifel D. seinen Antheil an der gemeinsamen Production durch Talent und Charakter abzuringen. Im Herbst 1830 führte er die Gattin heim, die ihm fast siebenundvierzig Jahre lang in glücklichster Ehe hingebend zur Seite stand; der Verbindung entsprossen acht Kinder, darunter vier Söhne. Um dies Haus zu erhalten, in dessen Leben er während der kurzen Pausen seiner Arbeit seine hellste Freude fand, mußte D. sich auch außerhalb der Universität mit einer Lehrthätigkeit beladen, wie sie unter Männern seines wissenschaftlichen Ranges und Verdienstes kaum ihresgleichen hat. Zwölf Jahre lang blieb er auf den eigentlichen Schulunterricht in Mathematik und Physik angewiesen; 1834 vertauschte er die Stelle am Werder'schen mit einer besseren am Friedrich-Wilhelms-gymnasium und war daneben selbst an der Luisenstiftung für Lehrerinnen eine Weile beschäftigt. 1838 begann er eine fast vierzigjährige Wirksamkeit an der Allgemeinen Kriegsschule (später Kriegsakademie) mit Vorlesungen über physikalische Geographie, denen sich 1843 solche über Experimentalphysik anreihten; von 1840—50 lehrte er außerdem Physik an der Artillerie- und Ingenieurschule. 1849 ward ihm der physikalische Unterricht am Gewerbe-Institut (heute Technische Hochschule) übertragen, den er neunzehn Jahre hindurch ertheilt hat. Sieht man von Episoden ab, wie den Vortragscursen in der Polytechnischen Gesellschaft in den funfziger, am Statistischen Seminar in den sechziger Jahren, so ergibt sich doch auch so, die Universitätscollegien eingerechnet, für die Zeit von 1829—41 die Summe von 24—30 wöchentlichen Lehrstunden, die erst dann unter 20, erst 1868 unter 12 herabsinkt. Zum Glück wuchs inmitten solcher Mühseligkeiten seine Körperkraft. Bis zum

vierzigsten Lebensjahr bedurfte er noch bisweilen dringend einer stärkenden Brunnen- oder Badekur, und die Bildnisse aus jener Zeit zeigen in dem länglichen, von weichem dunkelbraunen Haar umrahmten Antlitz mit seinen lichtblauen Augen und dem feinen Schwung der Züge eine eigene Mischung von Zartheit und Entschiedenheit. Auf der Höhe des Mannesalters aber erscheint er zäh gesund, untersetzt und breit, mit vollerem, unternehmendem, geistig ausgemeißeltem Gesicht; früh ergraut, aber über dem militärisch stattlichen Schnurrbart tiefe Spuren eines Humors, der gewohnt ist, über Tages Last und Widerwärtigkeit zu triumphiren.

Allen Aufgaben nun jener mannigfachen Unterrichtspflicht hat sich D. stets mit dem gleichen Eifer unterzogen; Vergnügen machte ihm besonders auf der Kriegsschule, wo er auch ein ansehnliches Cabinet von physikalischen Instrumenten zu verwalten hatte, der persönliche Verkehr mit der frischen Hörerschaft der künftigen Generalstabsoffiziere. Seine wahre Bestimmung aber sah er doch immer in der Universität und empfand es bitter, daß man ihn dort so lange äußerlich als unbequemen Eindringling betrachtete und behandelte. Erst 1841, als er bereits vier Jahre der Akademie der Wissenschaften als Mitglied angehörte und als vielseitig bedeutender Forscher weit über Deutschland hinaus in Ansehen stand, verschaffte ihm ein lockender Ruf nach Dorpat daheim unter dem neuen Minister Eichhorn ein Gehalt, das ihm wenigstens die Gymnasialstunden aufzugeben erlaubte. Ein Jahr darauf bot ihm die preußische Behörde selber ein Ordinariat an der rheinischen Hochschule an; er lehnte ab, weil er in Bonn das litterarische Material zum vollen Betrieb seiner meteorologischen Arbeiten niemals finden werde. So bedurfte es denn noch neuer Rufe nach Freiburg und Jena wie des mahnenden Antrags der eigenen Facultät, bis ihm Anfang 1845 eine ordentliche Professur der Physik in Berlin übertragen ward. Seitdem nahm er endlich an der geliebten Anstalt, zu deren Zierden er innerlich längst gehörte, die gebührende Stellung ein, ward seiner praktischen Begabung gemäß wiederholt zum Decan, zweimal zum Rector erwählt und erschien überhaupt im Gesammtleben der Körperschaft als eine wesentliche, in ihrer charaktervollen Haltung schwer hinwegzudenkende Gestalt. Für die Ausübung seines Lehramts aber war auch damit keineswegs jedes Hinderniß überwunden. Die Universität besaß einen geringen physikalischen Apparat, den der reiche Magnus erst aus eigenen Mitteln auf die Höhe brachte. D., dem die Mitbenutzung versagt blieb, mußte sein Leben lang die Instrumente zu jeder Vorlesung erst vom Gymnasium, dann von der Kriegsschule im Marktkorb herbeischaffen lassen; Zerbrechliches trug er ohne Umstände selbst in der Hand. Einen besoldeten Assistenten erhielt er erst 1868, nahe dem Ausgang seiner Laufbahn. Trotz alledem las er Jahrzehnte hindurch mit ununterbrochenem Zudrang und beneidenswerthem Erfolg. Anfangs begegnet unter seinen Themen neben der Experimentalphysik und ihren einzelnen Zweigen, worunter besonders häufig Optik und Elektricität, auch theoretische Physik, deren spätere, abstract mathematische Entwicklung er jedoch nicht weiter verfolgt hat; an den ersteren hielt er dagegen bis in höhere Jahre fortschreitend fest, sein vornehmstes Colleg blieb immer, im Wechsel mit Magnus, Experimentalphysik im ganzen, auf zweimal zwei Stunden wöchentlich vertheilt. Der Besuch seines einstündigen Winterpublicums über Meteorologie, das er dreißig Jahre lang im größten Hörsaal regelmäßig zwei- bis dreihundert Zuhörern vortrug, galt zu jener Zeit für einen nothwendigen Bestandtheil allgemeiner akademischer Bildung. Die Wirkung seines physikalischen Unterrichts strahlte sozusagen nach zwei Richtungen auseinander. Schule zu machen, eine Reihe von Nachfolgern in seiner Wissenschaft durch directe Anleitung zu eigener

Production heranzubilden, war unter den äußeren Umständen seines Docententhums unthunlich und lag wohl auch an sich nicht recht in seiner Art. Wohl aber empfingen auch solche Geister, und zwar die selbständigsten am sichersten, durch sein bloßes Vorbild Anregung und Förderung in reichem Maß; während demgegenüber eine nach Tausenden zählende Menge von Schülern außerhalb des Fachs, Gymnasiallehrern, Aerzten, Apothekern u. s. f. dank der Klarheit, Lebendigkeit, ja selbst dem vielgepriesenen Witz seiner Darstellung, die durch rasches und geschicktes Experimentiren glücklich unterstützt ward, den freien und hellen Ueberblick über den wesentlichen Inhalt des physikalischen Wissens nach Wunsch gewann. Das eine wie das andere bezeugen die Worte du Bois-Reymonds: „Nicht leicht hat so wie Sie ein Lehrer auf dem Katheder empfänglichen Naturen, gleichsam durch geistige Transfusion, seine eigene hohe Denkart eingeflößt, und nicht leicht traf in deutscher Sprache einer besser als Sie den Ton allgemein faßlichen, heiter belehrenden Vortrags." „Ich kann aus eigener Erfahrung nicht genug rühmen", bestätigt Helmholtz, „wie D. die Freude an kühnen und scharfsinnigen Gedankencombinationen und an der geistreichen Ueberwindung von praktischen Schwierigkeiten auf seine Schüler zu übertragen wußte; die nachfolgende Generation, die zu seinen Füßen gesessen hat, gibt in ihren Arbeiten davon Kunde. Und für die Anfänger war es ebenso belebend, daß er ihrer Anschauung durch in die Augen fallende witzige Einfälle, durch treffende Bilder, die das Verständniß sofort für die Erinnerung fixirten, zu Hülfe kam."

Die dergestalt der mündlichen Lehrweise Dove's nachgerühmten Vorzüge haben auch litterarisch dauernde Spuren hinterlassen. Als Muster für eine zugleich das Denken beschäftigende und die Phantasie ergötzende Behandlung naturwissenschaftlicher Gegenstände galten lange die gelegentlich in der Singakademie vor gemischtem Publikum gehaltenen Einzelvorträge, deren Druck jedesmal stürmisch verlangt ward und die zum Theil in mehrfacher Auflage verbreitet sind. So „Die Witterungsverhältnisse von Berlin" (1842), „Ueber Wirkungen aus der Ferne" (akustischen Inhalts, 1845), „Ueber Elektricität" (1848), „Der Kreislauf des Wassers auf der Oberfläche der Erde" (1866); ihnen schließt sich die Ansprache beim Stiftungsfest der Berliner geographischen Gesellschaft von 1858, sowie die akademische Gedächtnißrede auf Alexander v. Humboldt von 1869 liebenswürdig an. Methodisch strenger, doch ebenfalls in edlem Sinne populär gehalten sind unter den eigentlichen Schriften Dove's die beiden Schulprogramme von 1833 und 1838: „Ueber Maß und Messen" und „Die neuere Farbenlehre mit anderen chromatischen Theorien verglichen". An jenem erfreut die interessante Verarbeitung eines trockenen Stoffs bei höchster Bestimmtheit, in diesem wird die bisweilen schwierige physikalische Erörterung angenehm belebt durch weite historische Perspective, wie durch scharfe Polemik gegen die Goethe'sche Farbenlehre und deren täppische Vertheidigung von Seiten Hegels und der Seinen; von zahlreichen eigenen „optischen Studien" begleitet (denen 1859 eine zweite Sammlung folgte), erschien die „Darstellung der neueren Farbenlehre" 1853 in erweiterter Gestalt. Als wissenschaftlicher Bearbeiter fremder und eigener Forschung zum Nutzen der Fachgenossen zeigt sich uns D. in seinem „Repertorium der Physik", das er nach Fechners älterem Beispiel im Verein mit Königsberger und Berliner Freunden 1837—49 in acht Bänden herausgab. Er selbst übernahm dabei außer der Gesammtredaction in den ersten fünf Bänden die umfassende Berichterstattung über die Fortschritte in allgemeiner Physik, Meteorologie und Wärmelehre nebst der Bibliographie der Optik, des Magnetismus und der Elektricität. Das Werk,

von den Zeitgenossen dankbar bewillkommnet, dient noch heute als Fundgrube zuverlässiger Litteraturangaben.

Mittlerweile hatte D. schon seit 1832 eine lange Reihe experimenteller Untersuchungen eröffnet, durch die er in die allgemeine physikalische Bewegung jener Zeit, als deren größten Meister er Faraday bewunderte, mit selbständigen, oft höchst originellen Ideen wirksam eingriff und die Lehre vom Licht, von der Elektricität und dem Magnetismus, gelegentlich auch die vom Schall, durch eine Fülle charakteristisch feiner Wahrnehmungen bereicherte. Theoretische Aufklärung schloß sich ungezwungen daran, die Gabe zweckmäßiger Erfindung bewährte sich in der Construction von Apparaten: die Berliner Mechaniker bekamen durch D. zu denken und zu thun. In der Akustik, in der er sich namentlich mit den Interferenzerscheinungen abgab, ersann er (1851) die mehrstimmige Sirene. In der Optik begann er mit dem Studium der Polarisation, das er Jahrzehnte hindurch mit Vorliebe pflegte; sein Polarisationsapparat (von 1834) und das Rotationspolariskop erinnern daran in den Sammlungen, mancher seiner einschlagenden Versuche wird in den Vorlesungen herkömmlich wiederholt. Von da ging er einerseits über zu krystallographischen Darlegungen, andererseits zur Farbenlehre überhaupt, in der er zumal die Methoden zur Erzeugung und Beurtheilung subjectiver Farben sinnreich ausbildete. Ausdauernde, glückliche Bemühung widmete er der Stereoskopie und dem Wesen des zweiäugigen Sehens im allgemeinen. Er erfand das Prismenstereoskop und eine ganze Reihe ähnlicher Constructionen, lehrte 1851 die Nachahmung des Glanzes auf dem Wege der Stereoskopie, 1859 die Anwendung des Stereoskops, um falsches von echtem Papiergeld oder auch sonst Copien vom Original zu unterscheiden. Aus dem Bereich der Reibungselektricität behandelte er Ladungsstrom und Flaschensäule; von eingreifender Bedeutung sind seine bereits 1833 anhebenden elektromagnetischen Forschungen, von denen er die wichtigsten 1842 in einer akademischen Abhandlung als „Untersuchungen im Gebiete der Inductionselektricität" zusammenfaßte. Durch seinen Differential-Inductor isolirte und individualisirte er die Erscheinungen des Nebenstroms, wodurch vornehmlich zur Erkenntniß der physiologischen Wirkungen der Elektricität der Weg geebnet ward. Die meisten Arbeiten dieser Art wurden der Akademie vorgetragen, zu deren thätigsten Mitgliedern zu zählen D. sich zur höchsten Ehre schätzte.

Ueberschaut man die Summe solcher Leistungen, so erkennt man einen Physiker von vielseitigem Talent und Fleiß, der fruchtbar ins Ganze gewirkt, ohne doch selbst in einer der bezeichneten Disciplinen ein Ganzes von eindrücklicher Größe hervorzubringen. Was wir hier vermissen, vollbrachte D. in seinem eigensten Bezirk, der Meteorologie, der gegenüber ihm für jene experimentellen Studien von Jahr zu Jahr mehr doch nur Nebenstunden übrig blieben. Ununterbrochen folgten einander nach seiner Uebersiedelung nach Berlin Aufsätze und Abhandlungen, in denen er die einst in Königsberg gefaßten meteorologischen Ideen erweiterte und entwickelte. 1831 zog er Passat und Monsun erörternd in ihren Kreis, 1834 und 1835 den Regen und seine Vertheilung auf der Erde — hernach ein Lieblingsgegenstand seiner klimatologischen Forschung. Im letztgenannten Jahr schritt er außerdem zu einer begründenden Ableitung seines Drehungsgesetzes aus dem verallgemeinerten Princip der Hadley'schen Passattheorie: insofern verhängnißvoll, als nun erst die Wirbelform, von den Stürmen abgesehen, von seiner Auffassung der Windphänomene ausgeschlossen ward. Sein damit wesentlich vollendetes System legte D. dann 1837 unter dem bescheidenen Titel „Meteorologische Untersuchungen" in einem Hauptwerke dar, das nicht mit Unrecht die Grundlage

seines wissenschaftlichen Ruhms geworden ist. Denn wie vollständig auch immer die darin vorgetragene Theorie einige zwanzig Jahr später beseitigt ward, so besaß doch das nicht eben sehr umfangreiche Buch — es zählt nur 344 Seiten kleineren Octavs — für seine Zeit in zwiefacher Hinsicht hohe litterarische Bedeutung: in dieser besonderen Wissenschaft war noch nie eine ähnlich concentrirte geistige Arbeit ans Licht getreten, auch mit den besten Leistungen der damaligen Gelehrtenwelt auf anderen Gebieten aber hatte sie den Vergleich mit nichten zu scheuen. Als eine Inconsequenz in seinem sonst so einheitlich entworfenen Lehrgebäude empfand D. nun das Dasein der einst von ihm selber zuerst als solche erkannten Wirbelstürme, deren Natur inzwischen besonders Redfield und Reid aus dem originalen Studium der westindischen Orkane übereinstimmend ermittelt und beschrieben hatten. Er suchte deshalb 1841 ihren Ursprung und ihr Wesen in einer Abhandlung „Ueber das Gesetz der Stürme" durch eine eigene, allerdings unzureichende theoretische Ableitung mit seinen Ansichten von der Gesammtheit der Luftströmungen in Einklang zu bringen. Aus dieser Abhandlung erwuchs mit der Zeit ein stattliches Buch, das unter der Aufschrift „Das Gesetz der Stürme in seiner Beziehung zu den allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre" 1873 in vierter Auflage erschien, nachdem es schon seit Jahren in die vornehmsten Sprachen der Seefahrer übersetzt worden war. Es enthält und bewahrt in dieser Gestalt, da D. die allseitig anwachsende Beobachtung und Forschung aufmerksam prüfend verfolgte, eine Fülle anschaulich verarbeiteten empirischen Materials: während die seit der zweiten Auflage zum Schluß aufgestellten praktischen Regeln für das Verhalten des Schiffers bei herannahendem Sturm nach der modernen, mechanisch genaueren Kenntniß der Wirbelerscheinungen zum Theil nicht mehr für zutreffend gelten. Ein reales Interesse wirthschaftlicher Art berührten Dove's Arbeiten aus den vierziger Jahren über den Zusammenhang der Wärmeveränderungen der Atmosphäre mit der Entwicklung der Pflanzen, wie über meteorologische und geologische Modificationen der Bodentemperatur.

Schon 1838 indeß, gleich nach jener systematischen Abrundung seiner meteorologischen Theorie, hatte D. der Akademie die erste seiner Abhandlungen „Ueber die nichtperiodischen Aenderungen der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde" vorgelegt und damit die mühevolle Bahn seiner gediegenen und dauerhaften Leistungen im Gebiete der Klimatologie beschritten. Im Auge hatte er freilich auch hierbei „die lebensvolle Wirklichkeit der meteorologischen Erscheinungen". Indem er an die gewaltige Arbeit ging, die reale, „auf Zahlenwerthe gegründete Witterungsgeschichte" zu erforschen und zu schreiben, soweit in Raum und Zeit die vorliegenden Temperaturbeobachtungen die Handhabe dazu boten, befeuerte ihn jedenfalls die Hoffnung, am letzten Ende auch in den nichtperiodischen Aenderungen selbst, den „Störungen" der jährlichen Periode, Regeln aufzufinden, in denen er sozusagen die Ausführungsbestimmungen seines Drehungsgesetzes vermuthete. Der nächste und wichtigste Gewinn aber für die Wissenschaft bestand in dem Unterbau, dessen es zu solchem Zwecke bedurfte. Denn jene Störungen ließen sich gar nicht erkennen und beurtheilen, ohne daß gleichzeitig Maß und Art der periodischen Veränderlichkeit festgestellt wurden, wozu in der bisherigen, von Humboldt geschaffenen Klimatologie kaum ein schwacher Anfang gemacht war. So führte denn D. selbst dies klimatologische „Erdgeschoß", wie er es einmal nennt, für das Gebäude der neueren Witterungskunde auf, und zwar auf so solidem Fundament und in so großem Stile, daß es bis heute nur geringe Umwandlungen erfahren hat. 1848 erschienen die „Temperaturtafeln nebst Bemerkungen über die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde und ihre jährlichen periodischen Ver-

änderungen" als Vorarbeit zu dem Kartenwerk der „Monatsisothermen", das (1849) Alexander v. Humboldt zugeeignet ward, in Erinnerung an den 1817 von ihm unternommenen ersten Versuch einer graphischen Darstellung der Temperaturvertheilung wenigstens im Jahresmittel, wobei der durchschnittliche Gegensatz von Sommer und Winter nur durch beigeschriebene Zahlen angedeutet worden war. Die Gestalt der Jahresisothermen war dann (1832) durch Kämtz nach der maritimen Seite hin entwickelt worden; an Linien gleicher Monatswärme jedoch, auf deren realistischen Werth D. schon 1827 hingedeutet, hatte sich niemand gewagt, bis er nunmehr selber Hand ans Werk legte. „Sie sind, mein theurer D.," schrieb Humboldt, indem er die Widmung der „Riesenarbeit" dankbar annahm, „der Gründer der neueren Meteorologie als Wissenschaft, wie Leopold v. Buch der Gründer der neueren Geognosie ist. Einzelne Menschen haben den Fortschritten der Meteorologie in einzelnen Theilen genützt, aber Sie haben mit soviel Geist als beharrlicher Thätigkeit das Einzelne wie das Große und Allgemeine erfaßt. Damit ist unsere Wissenschaft noch nicht fertig; es ist aber klarer, was zunächst ihr fehlt." D. selbst ließ es in dieser Erkenntniß an weiteren Fortschritten nicht ermangeln. Die zweite Auflage der Monatsisothermen von 1852 („Die Verbreitung der Wärme" ꝛc.) bereicherte er durch die höchst eigenthümliche, besonders sinnige Erfindung seiner „thermischen Isanomalen", der Linien gleicher örtlicher Abweichung von der wiederum aus umfassender Empirie erschlossenen Normaltemperatur des betreffenden Breitenkreises. Auf den ersten Blick gewähren die so entworfenen Erdkarten überraschende Einsicht in die klimatische Gunst oder Ungunst der Lage etwa Europas oder Nordamerikas: die befremdende Gestalt der Isothermen selbst wird einleuchtend auf die sie bedingenden Ursachen in den geographischen Verhältnissen der Länder zurückgeführt.

Unermüdlich suchte D. auch fernerhin diese klimatologischen Darstellungen zu vervollkommnen. Nachdem durch den Aufschwung der Polarexpeditionen in den funfziger Jahren sichere Daten für die Erkenntniß des arktischen Klimas herbeigeschafft worden, über dessen Natur er sich niemals den phantastischen Illusionen manches Zeitgenossen hingegeben hat, wandte er bei der wiederholten Verbesserung seiner Isothermkarten (1855, 56 und zumal 64) die geschlossene Polarprojection an. Alte und neue Forschung findet sich vereint in den beiden Sammelbänden, die unter dem Titel „Klimatologische Beiträge" 1857 und 69 ans Licht traten; wobei bemerkt werden mag, daß D. überhaupt, während seine zahlreichen Publicationen jederzeit reich an sachlichem Zuwachs waren, auch andererseits nie Bedenken trug, das einmal oder öfter präcis von ihm Gesagte wörtlich zu wiederholen — schriftstellerischer Ehrgeiz über das wissenschaftliche Interesse hinaus war ihm unbekannt. Im zweiten Bande jener „Beiträge" erreichte denn auch die dreißigjährige bewundernswerthe Arbeit an den „nichtperiodischen Aenderungen" ihren Abschluß: sechs früheren Abhandlungen (von 1840—59) reihte sich hier ein Nachtrag an und zugleich der Versuch, einige Hauptergebnisse aus dem Ganzen zu ziehen. Sieht man hierbei ab von den vermeinten Beziehungen auf das „Drehungsgesetz", so können als wirkliche Erträge bezeichnet werden: die thatsächliche Feststellung einer auf anfangs über 200, später 2000 Beobachtungsstationen gegründeten, von Monat zu Monat durch 140 Jahre — 1729—1868 — fortschreitenden Geschichte der Schwankungen der Temperatur um den örtlichen Mittelwerth; die daraus hervorgehende Ueberzeugung von der säcularen Beständigkeit der klimatischen Verhältnisse im allgemeinen; die Wahrnehmung ferner, daß jene Schwankungen weder mit rein localen Ursachen, noch auch mit kosmischen Einflüssen etwas zu thun haben, sich vielmehr zur nämlichen Zeit im selben Sinn

über weite Gebiete erstrecken, während im ganzen betrachtet stets eine Ausgleichung der regionalen Gegensätze stattfindet. Dazu gesellt sich die anschauliche Schilderung bestimmter Typen der Abweichung vom Mittel, als sehr milder oder strenger Winter, der Weinjahre, Mißwachszeiten und dergleichen; zum Theil wieder unterstützt durch kartographische Vergegenwärtigung mittels (1864) neu entworfener Linien gleicher einmaliger Abweichung, der sogenannten Isametralen. In der zeitlichen Aufeinanderfolge der so oder so charakterisirten Schwankungen ließ sich dagegen keinerlei Gesetz entdecken; insofern müßte das riesenhafte Unternehmen vor der Hand als meteorologisch erfolglos bezeichnet werden. Aehnlich gelang es D. in einer klimatologischen Monographie „Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai" (1857) zwar, dies für die Vegetation so oft verhängnißvolle Phänomen in seinem Auftreten, seiner Umgrenzung, seinem Verlauf in helles Licht zu setzen; in Bezug auf seine Ursachen aber blieb es bei dem negativen Resultat, daß sie keine kosmischen seien. Den Antrieb zu dieser Norddeutschland besonders angehenden Untersuchung empfing D. von seiner Stellung als Leiter des preußischen meteorologischen Instituts, wie hiermit auch der Entschluß zusammenhing, die jährliche Temperaturbewegung noch weit genauer durch Berechnung fünftägiger statt der monatlichen Mittel zu verfolgen. In drei umfassenden Publicationen gab D. selbst 1856—69 das Beispiel einer so ausführlichen „Darstellung der Wärmeerscheinungen" über weite Räume und lange Zeiten hin. Die Eintheilung des Jahres in 73 Pentaden ward infolge dessen in alle Beobachtungssysteme eingeführt.

Längst zuvor war unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Leistungen Dove's die Theilnahme an meteorologischen und vornehmlich klimatologischen Fragen ringsum mächtig gewachsen, am frühesten natürlich in dem weitherrschenden England. Schon bald nach 1840 setzten sich von dort aus Sabine und Herschel mit D. in Verbindung, um bei der Ausbreitung eines Netzes von Wetterwarten über die britischen Colonien auf seine Wünsche, seine Rathschläge zu achten. Zu persönlichem Besuche dringend eingeladen, nahm er 1845 einen Sommerurlaub und ward in London wie auf der Naturforscherversammlung in Cambridge mit Auszeichnung begrüßt. An Sabine gewann er lebenslang einen zartsinnig zuvorkommenden Freund; dessen Gattin hat, wie Humboldts Kosmos, so auch klimatologische Arbeiten Dove's ins Englische übertragen. Nirgends im Ausland hat sich dieser bei wiederholter Einkehr so wohl gefühlt wie jenseits des Canals, wo er später auch Fitzroy herzlich nahe trat. In Paris dagegen, über das er damals nach einem Abstecher in die Hochlande den Rückweg nahm, fand er erst nach Jahren, so bei Leverrier, für seine Interessen rechtes Verständniß. Arago war ihm abgeneigt; diesem schrieb es D. zu, daß ihm von allen namhaften Akademien allein das französische Institut die Aufnahme nicht gewährt hat. Bald nach seiner Heimkehr hatte er die Freude, auch in Preußen auf Humboldts Betrieb die Organisation meteorologischer Beobachtungen von Staatswegen in Angriff genommen zu sehen. Dr. Mahlmann, der die erste Einrichtung besorgte, starb jedoch jung schon Ende 1848, noch bevor es zur Veröffentlichung von Ergebnissen gekommen war; an seiner statt ward D. mit der Direction des neuen, mit dem statistischen Bureau verbundenen Instituts betraut, die er dreißig Jahre lang in Händen behalten hat. Auch wenn man in Anschlag bringt, daß eben deshalb Zahl und Umfang seiner Lehrämter allmählich eingeschränkt ward, daß gleichzeitig unter seinen wissenschaftlichen Anliegen die physikalischen neben den meteorologischen mehr und mehr zurücktraten, muß die persönliche Arbeitsleistung des dem höheren Alter zuschreitenden Mannes Staunen erwecken. Die ganze Centralstelle bestand eigentlich aus ihm, dem Director, allein, die eingelaufenen

Beobachtungen ruhten in einem großen Actengestell zu Häupten seines Bettes; erst in den letzten zwölf Jahren hatte er zur Hülfe bei den Berechnungen einen einzigen Assistenten. Die Zahl der Stationen wuchs durch die Verdichtung des preußischen Netzes, den Anschluß anderer nord-, dann süddeutscher Staaten, zuletzt Elsaß-Lothringens unter seiner Waltung von 27 auf 168. Von 1849—71 machte er jeden Spätsommer eine Revisionsreise, oft von Memel bis Trier oder Sigmaringen, trug das Normalbarometer auf dem Rücken den Brocken hinauf und hielt es im rüttelnden Postwagen Masurens oder der Eifel behutsam in den Händen. Immerhin hatten diese äußeren Beschwerden auch ihre körperlich erfrischende Seite; ungleich zähere Geduld erforderte die rechnerische Bewältigung des Beobachtungsmaterials für die dichte Reihe der amtlichen Publicationen, zu denen sich noch eine Menge von zwanglosen Abhandlungen und Aufsätzen zur Klimatologie Norddeutschlands gesellte. Hierbei suchte und fand D. geistige Erfrischung in der wissenschaftlichen Wechselbeziehung, in die er diese speciellen Leistungen zu seinen gleichzeitigen generellen Untersuchungen setzte. Eben hierdurch gewann das preußische Institut, das im höheren Sinne Dove's eigene Schöpfung war, eine innerlich überaus anregende, vorbildliche Bedeutung für die nach und nach im Ausland emporkommenden meteorologischen Anstalten, die an reicher Ausstattung und zweckmäßiger äußerer Organisation jenes Muster freilich je später, desto entschiedener übertrafen, so daß nach dem Tode des Meisters eine umfassende Reform daheim als unabweisbares Bedürfniß erschien.

Hatte doch auch das eigentliche Gelehrtenleben Dove's die nur allzu gewöhnliche tragische Peripetie in besonders starker Ausprägung erfahren. In der Physik überhaupt, an deren Entwicklung er nur eben mitgeholfen, kann davon allerdings nicht viel die Rede sein; der Umschwung der funfziger Jahre, den seine Generation überrascht erlebte, berührte ihn auch deswegen verhältnißmäßig wenig, weil er längst den für ihn nicht leichten Entschluß gefaßt hatte, „einseitig zu werden, ganz zu sein in Einem, nicht halb in Vielem". Die Entdeckung der Spectralanalyse nahm er noch mit Freuden auf; die mechanische Wärmelehre jedoch, wie die ganze mit ihr gegebene Wendung der Physik von der experimentellen nach der mathematischen Seite blieb ihm ziemlich fremd, und selbst von den genial erschöpfenden Arbeiten, die Helmholtz in der Optik und Akustik vollbrachte, hat er nicht mehr die eingehende Notiz genommen, zu der ihn seine eigenen Vorarbeiten vor anderen befähigten. Als Helmholtz 1871 an Magnus' Stelle nach Berlin berufen worden, erkrankte D. bald, und so bildete sich mit jenem wie mit dem 1875 hinzutretenden Kirchhoff kein Gedankenaustausch mehr. Doch dies lag alles in der Natur der Dinge, ganz anders stand es dagegen bei der Meteorologie. Auch auf deren modern theoretische Umgestaltung, wie sie um das Jahr 1860 von verschiedenen Seiten angebahnt ward, haben freilich die strenger genommenen mechanischen oder allgemein physikalischen Principien wesentlich mit eingewirkt; die Hauptsache war jedoch hier die ungemeine Erweiterung und Verschärfung der Empirie durch die Masse der in Raum und Zeit gehäuften Beobachtungen, die nunmehr telegraphisch wechselseitig mitgetheilt die Möglichkeit boten, das wirkliche Wetter jedes einzelnen Tags für ein weites Gebiet in synoptischer Kartenzeichnung sofort zur Anschauung zu bringen, woraus dann der Uebergang des gestrigen in den heutigen Zustand der Atmosphäre fast von selbst in die Augen sprang. Man studierte die Vertheilung des Luftdrucks an und für sich, entwarf die Isobaren und erkannte die Cyklonenbewegung um die von Westen her über Europa heranziehenden Minima. Während andere Forscher die zuvor auf die Stürme beschränkte Theorie der Luftwirbel zugleich verallgemeinerten und feiner

ausführten, stellte der begabteste Nachfolger Dove's, Buys-Ballot in Utrecht, seine berühmte Regel auf, die das Drehungsgesetz des älteren Meisters aus dreißigjähriger Anerkennung für immer verdrängte. Von dieser Umwälzung hat D. für sich vollkommen Kenntniß genommen, allein sich ihr anzuschließen, brachte er nicht übers Herz; ohne der neuen Lehre direct entgegenzutreten, wies er sie doch in den letzten Auflagen seines Gesetzes der Stürme in Seitenbemerkungen von der Hand. Merkwürdig: er selbst hatte den nun zum Siege gelangenden Ansichten anfangs überhaupt nicht fern gestanden, in der von ihm zuerst entwickelten Auffassung der Stürme stand er ihnen auch jetzt noch wenigstens theilweise nah; welcher Lebende hatte wie er durch Beispiel und Anmahnung das allgemeine Streben nach Erkenntniß der atmosphärischen Vorgänge in ihrer vollen Wirklichkeit beflügelt? Und dennoch schloß er sich, noch mitten in rastloser Production begriffen, von der Theilnahme an einem gewaltigen Fortschritt in jener Erkenntniß aus! Von Eigensinn kann bei einem der Wahrheit so tief ergebenen Forscher nicht die Rede sein, noch minder von Mißgunst bei seiner stets bewährten Gerechtigkeit gegen fremdes Verdienst. Buys-Ballot, der D. als „den Vater der zweiten Aera in der Meteorologie" verehrte, ward von diesem seit jeher besonders hoch geschätzt; ja noch in seinen letzten Jahren bezeichnete D. im Gespräch den Utrechter Gelehrten ausdrücklich als den, der unter den jüngeren Meteorologen weitaus das Beste gethan. Kein Zweifel daher, daß er nur nicht mehr die geistige Geschmeidigkeit besaß, um sich noch von dem loszusagen, was ihm durch so lange energische Gewöhnung geradezu die Weltordnung seiner wissenschaftlichen Ideen bedeutete. Er äußerte gern: jeder wirksame Forscher habe eigentlich nur einen Gedanken gehabt; ihrer zwei zu haben, dazu gehöre ein Geist allerersten Ranges, wie Newton. Der eine Gedanke nun, den er sich selbst mit Genugthuung beimaß, war sein Drehungsgesetz. Nicht mit Unrecht beklagt der ihm herzlich ergebene Neumayer, daß D. auch in der Meteorologie persönlich keine Schüler erzogen, deren jugendlich selbständiger Zuspruch seine eigenen Ideen in späteren Tagen mehr im Flusse der Zeit erhalten hätte; doch lag die heroische Einzelarbeit, in der Wissenschaft wie in seinem Institut, nicht bloß in seinem Wesen, sondern auch im Zwange der Umstände. Vor allem aber darf man eins nicht übersehen: der Gewinn aus der modernen Lehre bot ihm keinen Ersatz für den zunächst mit ihr verknüpften Verlust. Dove's Hypothese vom Aequatorial- und Polarstrom entstammte noch dem kosmologischen Zeitalter Humboldts mit seinem Verlangen nach universaler Combination; sie setzte die Witterungserscheinungen des Orts und des Augenblicks, freilich vorschnell und allzu unmittelbar, in physikalische Gedankenverbindung mit der Grundursache aller anderen meteorologischen Factoren, der Vertheilung der Wärme in ihren vornehmsten Gegensätzen — eben hieraus entsprang dann der Antrieb zur weiteren klimatologischen Forschung. Die moderne Meteorologie aber schien wenigstens für den Moment von allen klimatischen Zuständen absehen zu wollen, ihre Anhänger verachteten häufig geradezu das Streben nach Erkenntniß der Mittelwerthe; für sie hatte nur das Spiel der Atmosphäre um das Gleichgewicht Interesse, und auch dies vor der Hand nur in seinem anschaulichen Verlauf, da Ursprung und Zug der Depressionen zwar auf eine gewisse Regel deuteten, hinter der sich indeß eine tiefere Ursache noch durchaus verbarg.

Natürlich handelt es sich hier lediglich um den Versuch einer biographischen Erklärung, warum sich D. von der neuen Gestalt der Witterungskunde abgestoßen fühlte; ihr volles Recht bewies die letztere alsbald durch ihre Erfolge in der Wettervoraussicht. Wetterprophezeiung hatte D. von seinem Stand-

punkt aus abgelehnt: er wünschte nur, das Wirkliche zu begreifen; das Künftige vorauszusagen, gab ihm sein Gesetz kein Mittel an die Hand, da es über die Geschwindigkeit der Drehung des Windes, auch wenn sie ungestört verlief, keinerlei Bescheid gab. Mit lebenslänglicher Geduld wich er der immer wiederholten Zumuthung des Publicums scherzend aus; der Barbier, der ihn in der Hoffnung auf nutzbare Orakel möglichst früh vor den übrigen Kunden bediente, fand ihn gegen jede Frage unerbittlich stumm. Nur den Wirbelstürmen gegenüber machte D. eine Ausnahme; wie er da sein Lehrbuch mit Winken für den Schiffer ausgestattet, so hat er in den sechziger Jahren bei bedrohlicher Witterung zuweilen Warnungen an die Häfen telegraphirt. Auch die gewöhnlichen Wetterdepeschen legte ihm damals die Behörde regelmäßig vor, mit der Bitte um einen prognostischen Ausspruch für die Zeitungen; ohne Glauben an die Wirbelnatur der alltäglichen Processe, vermochte er diesem Wunsche selten zu genügen. Den Bemühungen anderer legte er dagegen nicht nur kein Hinderniß in den Weg; vielmehr hat er die Gründung der Norddeutschen Seewarte v. Freedens (1868), wie deren Ersetzung durch die großartige Reichsanstalt der Deutschen Seewarte (1876) mit vollster Sympathie und einflußreicher Förderung begleitet. Er machte so zugleich eine ungerechtfertigte Unterschätzung wieder gut, mit der er früher das geschäftige Streben des Amerikaners Maury nach einer Weg weisenden Meteorologie für das Meer betrachtet hatte. Die Deutsche Seewarte aber erwuchs unter Neumayers meisterhafter Leitung sofort zu einem zweiten Institut für moderne, praktische Meteorologie, das den altfränkischen Zuschnitt der Berliner Anstalt in Dove's letzten Zeiten weniger schwer empfinden ließ. In den sechziger Jahren war übrigens die geschilderte Revolution in den meteorologischen Anschauungen noch so wenig durchgedrungen, daß der Streit um Ursprung und Wesen des Föhns sich noch ganz auf dem Boden der alten Ideen abspielen konnte. Die Schweizer Geologen leiteten den Föhn als verlängerten Scirocco aus der Sahara ab, um durch deren junge Erhebung aus dem Meere das Ende der früher so weit reichenden Vergletscherung zu erklären. D. machte dagegen auf der Züricher Naturforscherversammlung von 1864 seiner Theorie gemäß die westindische Herkunft des heißen Alpenwindes geltend, die er durch vermeintlich vorhergehende Niederschläge auf der Südseite der Kämme für erwiesen hielt. Beide Theile hatten Unrecht, und auch diese Frage ward erst später mit Hülfe der mechanischen Wärmetheorie und im Hinblick auf die Cyklonenbahnen befriedigend gelöst. D. widmete ihr 1867 eine gehaltreiche, jedoch ihr eigentliches Ziel verfehlende Schrift „Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco", der er 1868 noch einen Nachtrag folgen ließ („Der Schweizer Föhn"), in gereizter Erwiderung auf einen etwas spöttischen Angriff des Berner Meteorologen Wild.

Dove's Name war zu jener Zeit noch umgeben von einer Popularität, wie sie ein einfacher Gelehrter selten erlangt hat. Er schrieb sie bescheiden der allgemeinen Beliebtheit seiner Wissenschaft zu, weil ja jeder Mensch wohl oder übel etwas von einem Meteorologen in sich trage; mindestens ebenso sehr aber beruhte sie auf dem Zauber seines persönlichen Bezeigens. Geist und Witz, wie sie seine Vorlesungen belebten, zeichneten noch mehr seine gesellige Unterhaltung aus. Schon 1843 erfuhr eine Engländerin in Berlin: zu einem innerlich angeregten Abend gehöre nothwendig Ranke oder er; wer etwas erster Güte haben wolle, müsse beide laden. Niemand erzählte besser Geschichten, zahllose geflügelte Worte liefen von ihm um. Berliner Wortwitz blieb ihm freilich fremd — es war eine völlig unbegründete Sage, daß er je für den Kladderadatsch geschrieben. Sein unverwüstlicher Humor trieb vielmehr stets ein sachliches Spiel mit der Phantasie, das in die Spitzen eines so gutmüthigen

Sarkasmus auslief, daß schwerlich Jemand eine Dove'sche Bemerkung übel nahm. Selbst ein preußischer Prinz ließ sich während der Epidemie des Tischrückens auf die Frage, warum sich der Tisch doch zuletzt augenscheinlich bewege, die Antwort gefallen: „Königliche Hoheit, schließlich gibt eben der Gescheitere nach." In dem heiteren geistigen Gewande schätzte man jedoch zugleich den Mann von tüchtigem Charakter. Selbst politisch hat D. deßhalb zu Zeiten eine gewisse Rolle gespielt. Da er den constitutionellen Ideen entschieden anhing — wie er denn täglich „bei Stehely", am Sammelplatz der Berliner Litteraten, die westeuropäischen Zeitungen las —, so wählten ihn im März 1848 die Studenten zum Führer einer ihrer Scharen, die nach dem Abzug der Truppen die öffentliche Ordnung herstellen und schützen sollten. Die „Rotte D." that der Anarchie gegenüber ihre Schuldigkeit; D. selbst verhaftete im Palais des Prinzen von Preußen einen Demagogen, der dort im „Nationaleigenthum" ein Bureau für Volkswünsche aufgeschlagen. Auch sonst griff er beruhigend und versöhnlich ein; einem parlamentarischen Mandat für Frankfurt oder Berlin mochte er indeß seine werthvollere Berufsarbeit nicht opfern. Die siegreiche Reaction der funfziger Jahre vergalt ihm seinen maßvollen Liberalismus durch sichtliche Abneigung. Friedrich Wilhelm IV., für dessen Conversation er doch so geeignet gewesen wäre, befriedigte deßhalb seine meteorologische Wißbegier lieber durch schriftliche Anfragen, die Humboldt in seinem Namen an D. richtete. Vergebens erhoben die Gesinnungsgenossen unter den Collegen diesen dreimal bei der Rectorwahl gegen Stahl und seine Gefolgschaft auf den Schild; daß D. beim vierten mal 1858 durchdrang, galt allgemein — nach politischem Drehungsgesetz — als ein Wetterzeichen der „neuen Aera". Hernach ging er als Altliberaler mehr und mehr zur Rechten über. Mit welcher Freude er die große Wendung des deutschen Geschicks erlebte, bedarf keines Wortes; auch ihm freilich raubte der französische Krieg einen hoffnungsvollen Sohn, der als junger Offizier der Anstrengung im Felde bald darauf erlag. König Wilhelm und die Seinen zogen D. häufig in ihre Nähe; für das zwanglosere Geplauder im kleinen Kreise war er bei Hof ein besonders gern gesehener Gast. Auch der Staat, einst so karg gegen ihn, suchte nun das Versäumte durch freiwillige Zuwendung, Rücksicht und Auszeichnung wieder gut zu machen. Er aber bewahrte durchaus eine die jüngere Welt beschämende Genügsamkeit und die unbefangenste Frische; eben darum begrüßte er auch die Ehren, mit denen er überhäuft ward, mit der offenen Zufriedenheit des selbständigen Mannes. So die Masse der Mitgliedschaften in aller Welt von der Royal Society in London herab bis zur humoristischen Gesellschaft „Ulk" in Haspe; so die Taufe von Kauffahrteischiffen oder Lotsendampfern auf seinen Namen, die Benennung von Buchten, Vorgebirgen und Gletschern nach ihm — in der Polarzone, wo das Klima in seiner Allmacht dem Menschen vor die Seele tritt. Decorationen schätzte D., sofern sie auf Wahl durch Sachverständige beruhten, wie die englische Copleymedaille, die er 1853 erhielt, oder der preußische Pour le mérite für Wissenschaft und Kunst, von dem er 1860 Humboldts Exemplar überkam; seit 1867 fungirte er neben Ranke als Vicekanzler des Ordens.

Mit einsichtig genießender Theilnahme bewegte er sich auf den Weltausstellungen zu Paris 1855, London 1862, 1867 abermals zu Paris als Mitglied und Vorsitzender der Jury für physikalische Instrumente oder geographische Karten und Apparate. Eine Menge von anderen wissenschaftlichen Commissionen kam hinzu, theils im Auftrag des Staats, theils auf Anruf als Sachverständiger — öfters wunderlich genug. Die Weinbauer des Rheingaues baten um seinen Schutz gegen die Stromcorrection, die den Nebel ver-

mindere und damit der Edelreife schade; nicht ohne Anstrengung schlug sich D. probirend von einem berühmten Kellerstück zum anderen durch. Mit derselben Bereitwilligkeit aber erschien er im unwirthlichen Osten vor einem ländlichen Gericht, das seinen Wahrspruch über die Frage verlangte, ob die Ausrottung eines Wäldchens den Flügeln einer Mühle den günstigen Wind zu entziehen im Stande sei. Die deutsche Naturforscherversammlung hat er auch nach 1828 dann und wann besucht, zum letzten mal 1869 in Innsbruck. Von höherer Bedeutung war sein Verhältniß zur Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, der er bald nach ihrer Gründung beitrat und später gewöhnlich im Wechsel mit Ritter, nach dessen Tode mit Barth präsidirte. Unablässig zeigte er sich zu mündlichen Mittheilungen und gediegenen Beiträgen für die Zeitschrift der Gesellschaft bereit, unverdrossen bestrebt, einer Mehrzahl von Dilettanten gegenüber die Verhandlung auf der Höhe wahrer Wissenschaft zu erhalten. Aus eigener Anschauung kannte er freilich nur Mitteleuropa von Polen bis Frankreich, Schottland bis Oberitalien; in Deutschland war ihm durch seine meteorologischen Amtsreisen jeder Winkel vertraut, wie umgekehrt ihn dabei in jedem Nest dankbare Schüler vom Civil und Militär mit Jubel als altverehrten Bekannten umringten. Allein wenigen stand das Ganze der Erdoberfläche in seiner Mannigfaltigkeit so deutlich vorm inneren Auge wie ihm; mit seiner lebhaften Einbildungskraft wetteiferte seine Belesenheit in den Werken der Land- und Seefahrer aller Zeiten. Die Forschungsreisenden der Gegenwart sprachen persönlich bei ihm vor, erbaten und erhielten für ihre Beobachtungen seinen Rath und sandten ihm ihre Journale zur Verwerthung ein. Vornehmlich hat er so auf die wissenschaftlichere Gestaltung der Polarexpeditionen eingewirkt.

Solchem Wesen und Treiben setzte die menschliche Natur, nicht auf einmal, aber desto empfindlicher und trauriger ein Ziel. Unter all seiner ungeheuren Arbeitslast noch vollkommen rüstig und wohlgemuth, übernahm D. im Herbst 1871 als Achtundsechziger zum zweiten mal das Rectorat der Universität. Da traf ihn im Januar 1872 ein Schlaganfall, der sich, wiewohl die unmittelbaren Folgen bald wieder zurücktraten, nichtsdestoweniger als entscheidende Wendung in seinem körperlichen und geistigen Dasein erwies. Andere quälende Leiden kamen zu der allmählich verkümmerten Ernährung des Gehirns hinzu, so daß die sieben Jahre, die ihm noch zu athmen beschieden war, das Bild eines im einzelnen unterbrochenen, im ganzen stetigen Niederganges gewährten. Es gehörte seine unvergleichliche Beharrlichkeit dazu, um ihn auch da noch längere Zeit zur Arbeit in einem gewissen Umfange zu befähigen. Er schrieb noch eine Reihe klimatologischer und witterungsgeschichtlicher Aufsätze, besorgte die letzte Ausgabe seines Gesetzes der Stürme und überwachte die von seinem Assistenten ausgeführten Publicationen seines Instituts. Er setzte die Vorlesungen an der Universität bis zum Abschluß des hundertsten Semesters fort, die geographischen an der Kriegsakademie noch länger, bis kurz vor seinem Ende. Er konnte noch ein paar Badereisen unternehmen und erlebte die glänzende Feier seines Doctorjubiläums; allein gerade da mußte es die Schar der Dankenden mit tiefer Wehmuth erfüllen, wie der einst so überaus lebendige und schlagfertige Mann den sinnvollen Ansprachen der nunmehr führenden Geister stumm und müde gegenüberstand. Er ordnete und katalogisirte noch selbst seine gegen 10000 Bände umfassende Bibliothek, die mit ihrem Schatz von meteorologischen, hydrographischen, geographischen und physikalischen Werken von der Admiralität angekauft worden war, um die Deutsche Seewarte damit auszustatten. Er betrauerte noch die seit längeren Jahren von Krankheit heimgesuchte Gattin und versank unter der treuen Pflege

der Töchter in duldende Stille. Die überlebenden Söhne hatten sich der Jurisprudenz und der Geschichte zugewandt, den wissenschaftlichen Spuren des Vaters folgte keiner. Mit zarter Schonung beließ Kaiser Wilhelm dem Veteranen der Lehrthätigkeit, auch nachdem er seiner Amtspflicht enthoben worden, bis an seinen Tod die Dienstwohnung, die er seit Jahrzehnten in der Kriegsakademie innegehabt; sie bildete im alten Hause der Burgstraße an der Spree den obersten Stock, von dessen Fenstern man den Mittag- und Abendhimmel in weitem Umkreis überschaute. Dort hatte D. viel tausendmal mit immer neuem Vergnügen zu den Wolken emporgeblickt, den Schaumstellen im Bette der Luftströme nach seinem malerischen Vergleich. Was er dabei an Gedanken der Erdphysik gehegt, gehört in zwiefachem Sinne der Geschichte an: in seiner maßgebenden Geltung ist es überwunden, unvergänglich dauert es in seiner bahnbrechenden Bedeutung. —

[Der vorstehende Artikel beruht in seinem biographischen Gehalt auf Originalpapieren und persönlicher Erinnerung; die gedruckten Nachrufe in Zeitungen und Zeitschriften (auch der eingehende von E. Bruhns in der Gegenwart XVI Nr. 28 vom 12. Juli 1879) entbehrten genauer Kunde. Das Urtheil über Dove's wissenschaftliche Leistungen stützt sich auf Aeußerungen der Fachmänner; darunter du Bois-Reymond in der Adresse der Berliner Akademie zum 4. März 1876, Helmholtz und andere in den damaligen Tischreden, wie sie die Berliner Zeitungen brachten. Ausführlicher G. Karsten: „Dove's Doctorjubiläum", Im neuen Reich 1876 I, 381 ff.; vor allem der kritisch gediegene Nachruf von Neumayer an der Spitze des 49. Heftes der Preußischen Statistik 1879. Ebenda im 47. Heft eine Aufzählung der amtlichen Veröffentlichungen des Meteorologischen Instituts unter Dove's Waltung. Das umfangreichste, trotzdem sehr unvollständige Verzeichniß seiner Schriften in Poggendorffs biographisch-litterarischem Handwörterbuch I, 598 f.; III, 375 f. Die meisten und wichtigsten der nicht einzeln verlegten finden sich in den Abhandlungen und Monatsberichten der Berliner Akademie, in Poggendorffs Annalen der Physik und der Berliner Zeitschrift für Erdkunde.]

Alfred Dove.

Dragendorff: Georg D., Pharmakolog, langjähriger Professor der Pharmacie in Dorpat, wurde am 8. April 1836 in Rostock geboren, wo er auch seine Studien, besonders unter Franz Schulze machte und 1861 Dr. phil. wurde, während ihm die medicinische Doctorwürde erst 1872 honoris causa von der Münchener Universität verliehen wurde. Seine philosophische Inauguralabhandlung hatte eine Untersuchung über die Einwirkung des Phosphors auf einige kohlensaure und borsaure Salze zum Gegenstande. Schon 1864 erhielt D. einen Ruf als ordentlicher Professor für Pharmacie nach Dorpat, wo er bis zum Jahre 1894 thätig war, bis er aus politischen Gründen genöthigt wurde, seinen Abschied zu nehmen. Er zog sich dann nach Rostock zurück und blieb hier wissenschaftlich beschäftigt bis zu seinem am 7. April 1898 eingetretenen Tode. Dragendorff's Hauptwerk, das den Abschluß seiner eigentlichen Lebensaufgabe bildet, erschien erst nach dem Tode des Verfassers, nämlich die umfangreichen und mit einer überwältigenden Fülle gelehrten Materials ausgestatteten „Heilpflanzen der verschiedenen Völker und Zeiten. Ihre Anwendung, wesentlichen Bestandtheile und Geschichte" (Stuttgart 1898), ein Nachschlagewerk ersten Ranges, das für lange Jahre, ja selbst dauernden Werth behalten wird. Von Dragendorff's pharmakologischem Wissen und seinem schriftstellerischen Fleiß legt ferner die beträchtliche Reihe kleinerer und größerer von ihm veröffentlichter Arbeiten Zeugniß ab, von denen als Monographien erschienen sind: „Die gerichtliche chemische Ermittelung von

Giften" (St. Petersburg 1876, 2. Aufl.); „Beiträge zur gerichtlichen Chemie" (daselbst 1871); „Die qualitative und quantitave Analyse von Pflanzen und Pflanzentheilen" (Göttingen 1882).

Pagel.

Drake: Friedrich Johann Heinrich D., einer der berühmtesten Bildhauer des 19. Jahrhunderts. Am 23. Juni 1805 ward er in Pyrmont als Sohn eines Drechslermeisters geboren und wuchs dort unter den ärmlichsten Verhältnissen heran. Vom Vater, der als ein erfindungsreicher Tausendkünstler gerühmt wird, scheint er die Geschicklichkeit der Hand und die Lust zu allerlei technischen Beschäftigungen geerbt zu haben. Er wurde darum, als er eingesegnet war, im sechzehnten Lebensjahre zu einem Mechanikus nach Kassel in die Lehre gethan. Vier Jahre hielt er es hier aus. Aber die früh erwachte Neigung zur Kunst trat immer entschiedener hervor und verdichtete sich allmählich zu dem entschiedenen Wunsche, Bildhauer zu werden. Der Kasseler Hofbildhauer Rühl wies den armen Teufel aus materiellen Gründen ab. Er wollte sein Glück in der Ferne, in Petersburg, versuchen, aber in der Wartezeit bis zur Ausstellung des Passes nach Rußland, die er im väterlichen Hause zu Pyrmont verbrachte, modellirte er einige Porträtbüsten, darunter die des Badearztes Mundhenk, eines Verwandten von Rauch, der ihn an den Meister nach Berlin empfahl. So trat der junge D. 1826 als Schüler in Rauch's Atelier ein. Bis auf eine Studienfahrt nach Italien, die ihn vor allem nach Rom zu Thorwaldsen führte, und gelegentliche kleinere Reisen blieb von da ab Berlin sein Aufenthaltsort. Auch hier galt es zuerst, Entbehrungen zu ertragen und alle Lebensansprüche auf das bescheidenste Maß herabzuschrauben. Eine Schlafstelle auf Hobelspänen war sein erstes Quartier, das sich erst verbesserte, als Rauch, über Drake's traurige Lage unterrichtet, ihm ein kleines Monatsgehalt und eine menschliche Wohnung bot. Dort richtete sich der werdende Bildhauer mit seiner Schwester, die er aus Pyrmont kommen ließ, ein, und das enge Asyl ward ein Mittelpunkt für den Kreis junger Künstler, der sich um D. scharte, und zu dem u. a. Ernst Rietschel, sein Mitschüler bei Rauch, und Johann Heinrich Strack, der spätere Erbauer der Nationalgalerie, gehörten. In seiner Kunst schloß sich D. aufs engste an Rauch an. Die Mischung aus classicistischer Sehnsucht nach dem reinen Stil der Antike und preußisch-berlinischen Realismus, die den Werken Rauch's das Gepräge gab, bestimmte auch den Charakter seiner Arbeiten. Ohne die machtvolle schöpferische Kraft des Meisters, ohne die tiefbeseelte Harmonie seiner Formgebung und seinen Reichthum an plastischen Ideen, schuf D., dem die Arbeit sehr leicht von der Hand ging, doch eine lange Reihe von Werken, die sich den Großthaten seines Lehrers unmittelbar an die Seite stellen. Die Genien und Victorien Rauch's kehren bei ihm wieder, aber während diese ihren Höhepunkt in den Siegesgöttinnen der Walhalla bei Regensburg fanden, wird die entsprechende Gruppe der Arbeiten Drake's durch die allzu massiv und plump gerathene vergoldete Engelsfigur gekrönt, welche die Berliner Siegessäule schmückt. Rauch's Compromiß in der Behandlung des Kostüms bei Monumentalstatuen ist auch von D. angenommen worden: auch er suchte, wo es sich ermöglichen ließ, die ihm prosaisch und nüchtern erscheinende moderne Uniform durch einen wallenden Mantel zu verdecken, der wenigstens Gelegenheit bot, etwas antiken Faltenwurf anzubringen. Doch niemals gelang es dem Schüler, auch nicht bei der Statue Schinkel's vor der Bauakademie in Berlin, die hier an erster Stelle in Betracht kommen würde, diese malerische Drapirung so großartig und so von innen heraus belebt zu gestalten, wie das dem Meister etwa beim Berliner Blücher-Denkmal glückte. Rauch's groß-

zügige Einfachheit, die dem Winckelmann'schen Ideal der edlen Einfalt und stillen Größe nachstrebte, ward für D. höchstes Vorbild, doch sie erhielt bei ihm einen bürgerlichen Zug, der Rauch fremd war, eine Nuance von Schlichtheit, die sich gelegentlich der Grenze des Eintönigen näherte. Was aber Drake's Arbeiten, wenn man von dem naheliegenden Vergleich mit Rauch absieht, durchweg auszeichnet, ist das weise und feine Gefühl für die Kunst des Raums, das aus ihnen spricht, die wahrhaft plastische Empfindung, die sie beseelt, der sichere Blick des geborenen Bildhauers, der sich in jedem Augenblick darüber klar ist, wie die jeweiligen Erscheinungen der Natur in die abstracte Sprache der reinen Form zu übertragen sind. Die Ruhe und Würde der classicistischen Berliner Schule in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben bei keinem der Künstler, die hinter Rauch einhermarschirten, eine verständnißvollere Pflege gefunden als bei D. Im Gegensatz zu Rietschel, dem Zweiten des bevorzugten Rauch'schen Schülerpaares, der sich von dem, was er in dem Atelier des Meisters gelernt hatte, mehr emancipirte und die dort empfangenen Lehren freier verwerthete, blieb D. ganz im Banne der antikisirenden Anschauung, zu deren Stützen er zählte, obschon er an der späteren Verflachung der „griechischen" Manier durch die etwas matte und conventionelle „Idealität", die er mitunter an den Tag legte, nicht ganz schuldlos ist.

Die erste Arbeit, mit der D., im Jahre 1833, an die Oeffentlichkeit trat, war die Gruppe eines sterbenden Kriegers mit einem Genius, die ganz im Stil der Schule gehalten war. Ein Jahr später entstand die „Winzerin", die vor dreißig Jahren Eigenthum der Nationalgalerie geworden ist; auch hier war es wieder eine Gestalt in antikem Gewande, die der junge Künstler modellirte. 1836 erhielt D. durch Rauch's Vermittlung den Auftrag, für Osnabrück zu einer Broncestatue Justus Möser's den Entwurf zu liefern. Die Figur fand lebhaften Beifall, den sie auch heute noch vollauf verdient, und zog eine lange Reihe von Monumentalaufträgen für den Künstler hinter sich her. An der Spitze steht, wenn wir zunächst die wichtigsten dieser Schöpfungen Revue passiren lassen, der Zeit wie dem Werthe nach das 1849 enthüllte Marmordenkmal König Friedrich Wilhelm's III. im Berliner Thiergarten, das die schlichte, fast bürgerlich einfache Erscheinung dieses Fürsten mit feinem Verständniß im weißen Steine festhält. Der Reliefffries, der sich um das runde Postament dieses Standbildes zieht, und der das Leben einfacher Menschen in der Natur in reizvollen, anmuthig mit einander verbundenen Gruppen schildert — eine Idee, die sehr hübsch an den Standort des Denkmals im stadtfernen Parke anknüpft —, ist eines der gepriesensten Werke der Rauch-Schule überhaupt, dessen Ruhm sich freilich nicht ganz unversehrt erhalten hat. Dann folgt das Standbild Rauch's in der Vorhalle des Alten Berliner Museums, eine Arbeit von sehr angenehm wirkender Ruhe der Linien, ohne jede Pose. Drake's Gruppe auf der monumentalen Berliner Schloßbrücke, die Schinkel an Stelle der alten „Hundebrücke" setzte: „Nike krönt den Sieger" (1857) ist neben der Gustav Bläser's „Pallas unterstützt den Kämpfer" mit Recht allgemein als die schönste der acht Marmorschöpfungen anerkannt, die vielleicht die imposanteste Leistung derer um Rauch genannt werden können. Im Jahre darauf schloß sich das vortreffliche Denkmal des Kurfürsten Johann Friedrich in Jena an, eine charakteristische, kraftvoll wirkende Gestalt. Die eherne Reiterstatue König Wilhelm's I. auf der eisernen Rheinbrücke zwischen Köln und Deutz, auf der Deutzer Seite, das erste Denkmal, das dem späteren Gründer des Reichs kurz nach seiner Thronbesteigung gesetzt wurde, ist leider so ungünstig aufgestellt, daß die überaus tüchtige bildhauerische Arbeit, die

hier geleistet ist, lange nicht ihrer Bedeutung entsprechend zur Geltung kommt. Auch hier trat D. neben seinem Mitschüler Bläser auf, dem das Reiterbild Friedrich Wilhelm's IV., auf dem Kölner Brückeneingang, zufiel. Auf die broncene Victoria der Berliner Siegessäule (1873), bei der es D. zwar gewiß nicht ganz gelang, dem Wesen einer Colossalfigur gerecht zu werden — er half sich einfach mit der Vergrößerung eines kleineren Modells, statt die für den ungeheuren Maßstab passende Formgebung aus diesen Bedingungen selbst zu entwickeln —, der aber doch nicht so tadelnswerth gerathen ist, wie die strengeren Rauchianer immer behauptet haben, wurde bereits hingewiesen. Zum Schönsten aber, was D. modellirt hat, gehört sein, ebenfalls schon genanntes Schinkel-Denkmal vor der Berliner Bauakademie, diese fein gestellte und mit bedeutendem Können durchgebildete Figur mit den gekreuzten Armen, mit dem Stift und der Tafel, welche die Hände halten, mit dem sinnenden, bohrenden Blick und der malerischen Stellung des rechten Fußes, der auf einen Stein gesetzt ist, so daß der Linienfluß des von den Schultern wallenden Mantels sich mannichfaltiger gestaltet. Das ganz schlichte Postament hat in den abgestumpften Ecken vier Karyatiden: Architektur, Malerei, Bildhauerei und Wissenschaft, welche die das Standbild selbst tragende Platte halten. Von den sonstigen Arbeiten Drake's seien hier nur die wichtigsten und bekanntesten aufgezählt: aus der Frühzeit eine „Madonna mit dem Kinde", Bildnißstatuetten von Rauch, Schinkel, den Brüdern Humboldt, Goethe, Schiller, ferner eine „Caritas" (1835, jetzt im Charlottenburger Schlosse); dann, aus der späteren Periode, ein Wasser speiender Faun in Charlottenhof (1843), die acht Statuen der preußischen Provinzen im weißen Saale des Berliner Schlosses (1844 vollendet), die Marmorstatuen Friedrich Wilhelm's III. in Stettin (1845, der Berliner Sockelfries wurde hier wiederholt), und in Kolberg, die Standbilder Melanchthon's in Bretten und in der Schloßkirche zu Wittenberg, die Figuren Friedrich's des Weisen und Johann's des Beständigen an dieser Kirche sowie die Reliefdarstellungen der bei der Restaurirung neueingefügten Broncethüren, das Standbild des Fürsten Malte von Putbus im Park des Putbuser Schlosses auf Rügen, das in seiner Schlichtheit mit dem Friedrich Wilhelm's III. im Thiergarten nahe verwandt erscheint, ferner die Reliefs am Beuth-Denkmal in Berlin, die das Aufblühen der gewerblichen Thätigkeiten unter der Pflege des Gefeierten darstellen, die Statuen der christlichen Tugenden am Grabmal der Herzogin Pauline von Nassau auf dem Friedhofe zu Wiesbaden, eine Colossalstatue Alexander's von Humboldt (jetzt in Philadelphia) und die Porträtbüsten von Bismarck und Moltke (im Berliner Rathhause), von Friedrich v. Raumer (Nationalgalerie) und von vielen anderen großen Männern seiner Zeit. D. war von gewaltiger Fruchtbarkeit; er arbeitete so viel, daß es ihm gar nicht möglich war, allen den in die Hunderte zählenden Arbeiten, die aus seinem Atelier hervorgingen, die gleiche Liebe und Sorgfalt zuzuwenden. Aeußerlich aber bewegte sich seine Laufbahn seit den ersten Erfolgen in Berlin und dem Möser-Denkmal für Osnabrück in gerader Linie aufwärts zu allgemeiner Anerkennung und höchstem Ruhm. Der einst auf einem Bett von Hobelspähnen in Berlin geruht hatte, baute sich ein prächtiges Heim, das ein Mittelpunkt des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens der Hauptstadt wurde, und in seine Vaterstadt, die er zuerst als armer Mechanikerlehrling verlassen hatte, kehrte er in späteren Jahren als Gatte einer Angehörigen des Pyrmonter Fürstenhauses, der Gräfin Marie von Waldeck, ein, mit der er sich im J. 1859 in zweiter Ehe vermählt hatte. D. starb in Berlin am 6. April 1882.

W. Heinrich, Christian Rauch und seine Schüler Ernst Rietschel und Friedrich Drake. 1884. — Müller-Singer, Allgem. Künstler-Lexikon[3] III, 359. — Lübke, Geschichte der Plastik.

Max Osborn.

Draudt: August D., Dr. phil., Forstmann, geboren am 2. Mai 1816 zu Lich (bei Gießen), † am 19. April 1894 zu Darmstadt. Die erste Ausbildung erhielt er im Elternhause, vorwiegend durch seinen Vater, einen Fürstl. Solms-Lich'schen Kanzleirath und Referenten in der Rentkammer. Im Herbst 1831 trat er in das Gymnasium in Gießen ein, aus welchem er schon nach Jahresfrist mit dem Zeugnisse der Reife entlassen werden konnte. Da sein Sinn dem Studium der Forstwissenschaft zugewendet war, unterzog er sich zunächst einer praktischen Vorlehre bei dem Revierförster Dickel in Laubach (Oberhessen), studirte dann vom Frühjahr 1833 bis zum Herbst 1834 an der Universität Gießen, wo damals Dr. Johann Ludwig Joseph Klauprecht als einziger forstlicher Fachlehrer wirkte. Nach dessen Berufung an das Polytechnikum in Karlsruhe trat D. einen zweiten praktischen Cursus bei dem Forstinspector Klipstein zu Bingenheim an, wendete sich aber, nachdem inzwischen Karl Heyer (s. A. D. B. XII, 364) durch Decret vom 20. Februar 1835 als ordentlicher Professor der Forstwissenschaft nach Gießen berufen worden war, vom Wintersemester 1835/36 ab wiederholt dem Studium der Forstwissenschaft in Gießen zu und bestand daselbst im Frühjahr 1839 die Facultätsprüfung. Hierauf folgte ein einjähriger Acceß bei der damaligen Ober-Forst- und Domänen-Direction in Darmstadt, nach dessen Beendigung D. im Frühjahr 1840 die allgemeine forstliche Staatsprüfung absolvirte. Schon einen Monat später fand er Verwendung als Gehülfe bei einer größeren Waldtheilung. Im Frühjahr 1841 erhielt er die interimistische Verwaltung des Reviers Homberg a. d. Ohm und kurze Zeit hierauf die des Reviers Eberstadt (bei Darmstadt). Am 30. April 1841 hatte er in der Absicht, dem akademischen Lehrfach sich zuzuwenden, den Grad eines Dr. phil. an der Universität Gießen erworben. Diese Absicht gab er aber später auf, vermuthlich weil ihm das Verbleiben im praktischen Forstdienste seines Heimathlandes mehr zusagte. Nach weiterer Verwendung zu Betriebsregulirungen und Waldtheilungen in mehreren Forsten des Odenwaldes, theils unter Leitung höherer Forstbeamten, theils selbständig erfolgte im Frühjahr 1846 seine erste definitive Anstellung als Revierförster des Reviers Schiffenberg mit dem Wohnsitz in Gießen. Im Frühjahr 1870 rückte er — unter Beibehaltung seines Wohnsitzes — zum Forstmeister des Forstes Gießen auf. Als Nebenamt bekleidete er seit 1857 das eines Inspectors der Fürstl. Solms-Lich'schen Waldungen. Von Mitte September 1874 ab wurde ihm provisorisch ein Referat in der Ober-Forst- und Domänen-Direction zu Darmstadt übertragen, wohin er — seine Familie vorläufig in Gießen zurücklassend — allein übersiedelte. Schon wenige Monate später (durch Decret vom 20. Januar 1875) wurde er aber definitiv zum vortragenden Rath in dieser Behörde unter Verleihung des Prädicats „Oberforstrath" ernannt. Nachdem 1879 an die Stelle der Ober-Forst- und Domänendirection eine Abtheilung für Forst- und Cameralverwaltung im Finanzministerium ins Leben gerufen worden war, trat er als stimmführendes Mitglied in diese Abtheilung ein und rückte am 5. Mai 1883 als „Ministerialrath" sogar zum Vorsitzenden derselben auf.

Hierdurch trat zum ersten Male nach langer Zeit wieder ein Forstmann an die Spitze der hessischen Forstverwaltung zur großen Freude und lebhaften Genugthuung des Forstpersonals, nicht nur weil hierdurch das Forstfach als solches geehrt wurde, sondern auch weil der Berufene der rechte Mann für

diesen Platz war. Seit 1887 zum Geheimrath ernannt, beging er noch im Vollgenusse körperlicher und geistiger Frische am 18. Juni 1889, unter allseitiger Theilnahme, sein 50jähriges Dienstjubiläum. Ferner erlebte er das seltene Glück, am 30. April 1891 auch sein 50jähriges Doctorjubiläum zu feiern, zu welchem ihm seitens der Großherzogl. philosophischen Facultät der Universität Gießen das erneuerte Doctordiplom mit einem Glückwunschschreiben zugegangen war. Am 14. Juni 1893 wurde er auf sein Nachsuchen unter Anerkennung seiner mit Eifer und Treue geleisteten besonders ersprießlichen Dienste, mit Wirkung vom 1. Juli ab in den ehrenvollen Ruhestand versetzt. Leider konnte er sich aber der wohlverdienten Ruhe nicht einmal ein Jahr erfreuen. Seine Verdienste wurden von seinem Landesherrn — außer durch die erwähnten Beförderungen und Prädicaten — auch durch Verleihung mehrerer Orden anerkannt.

D. hat in seiner Stellung als Mitglied und Vorsitzender der obersten Forstbehörde segensreich für das hessische Forstwesen gewirkt. Mit scharfem Verstand, rascher Auffassungsgabe und einem vorzüglichen Gedächtniß ausgestattet, bethätigte er im Dienste unermüdliche Pflichttreue, peinliche Gewissenhaftigkeit und größte Pünktlichkeit. Dabei entwickelte er eine außergewöhnliche Arbeitskraft und Arbeitslust. Als Vorbild für alle seine Mitarbeiter stellte er an sich und auch an diese große Anforderungen. Eine seiner ersten größeren Arbeiten war der Entwurf eines neuen Fischereigesetzes, wodurch eine feste Grundlage für den Wiederaufschwung des bis dahin in Hessen wenig entwickelten Fischereiwesens geschaffen wurde. Er wendete ferner der Revision des Waldwegnetzes und den Betriebsregulirungen, seinem Lieblingsreferat, eine hervorragende Fürsorge und Förderung zu. Unter ihm trat die schon von seinen Amtsvorgängern vorbereitete Instruction von 1879, betr. die Umänderung der hessischen Forstorganisation, in Kraft, wodurch an Stelle des seitherigen Revierförster- bezw. Forstmeistersystems das Oberförstersystem eingeführt wurde, und zwar mit einer Selbständigkeit, wie kaum in einem zweiten deutschen Staate. Das in einer großen Anzahl von Regierungsblättern, Amtsblättern und Ausschreiben der obersten Forstbehörde zerstreute Actenmaterial vereinigte er 1883 zu einem mustergiltigen „Handbuch für die Forst- und Cameralverwaltung im Großherzogthum Hessen", welches dem Personal als Richtschnur für den äußeren und inneren Dienst bis ins kleinste Detail die ganze Dienstführung bedeutend erleichterte. Aber auch in der Wissenschaft ist sein Name zu einem allen Forstwirthen bekannten geworden. Er entfaltete zwar, infolge seiner Ueberbürdung mit Amtsgeschäften, keine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, allein was er in dieser Hinsicht geleistet hat, ist von dauerndem Werth. Er erfand nämlich ein von allen seitherigen Methoden abweichendes ganz eigenartiges Verfahren zur Ermittelung der Holzmassen der Bestände, welches wegen seiner vortrefflichen Grundlage, mathematischen Richtigkeit und Einfachheit nicht nur in alle Lehrbücher über Holzmeßkunde und Waldertragsregelung übergegangen ist, sondern auch seinen Weg in den Wald gefunden und inzwischen immer größere Ausdehnung erlangt hat. Die erste Veröffentlichung erfolgte in der Abhandlung: „Ermittelung der Holzmassen" (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1857, S. 121) und in einer Monographie „Die Ermittelung der Holzmassen. Mit drei lithographirten Tabellen" (Gießen 1860). Die Angriffe, welche von mehreren Seiten (Eduard Heyer, Urich, Preßler, Robert Hartig und Bernhardt) gegen die principielle Richtigkeit seines Verfahrens erfolgten, wies er in einer Reihe von Abhandlungen mit Erfolg zurück (vergl. Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1860, S. 465; 1861, S. 447 und 485; 1862, S. 350; 1863,

S. 230; 1865, S. 321; 1871, S. 127 und 1872, S. 42). Als Hauptvorzüge seiner Methode müssen bezeichnet werden: Berücksichtigung der einzelnen Stärkestufen bezw. Stärkeklassen nach dem Verhältniß der Stammzahlen, Ersparung der sectionsweisen Kubirung der Modellstämme und Gewährung eines Bildes von der Vertheilung der Bestandsmasse nach Sortimenten.

D. war eine vornehme, feinfühlende Natur von strenger Wahrhaftigkeit, lauterem Charakter und anspruchslosem Wesen. Das hohe Alter von 78 Jahren, welches ihm von der Vorsehung zu Theil wurde, hatte er hauptsächlich seiner streng geregelten und überaus mäßigen Lebensweise zu verdanken.

Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III. 1875, S. 294. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1875, S. 31 (Biographie), S. 205 (Ernennung zum Mitglied der Ober-Forst- und Domänen-Direction). — Forstliche Blätter, N. F. 1875, S. 256 (Ernennung zum Oberforstrath). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1885, S. 235 (Ernennung zum Ministerialrath); 1889, S. 250 (Dienstjubiläum); 1891, S. 216 (Doctorjubiläum). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1893, S. 256 (Pensionirung); 1894, S. 199 (Todesanzeige), S. 270 (Nachruf) und S. 451 (Zusatz hierzu). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1894, S. 332 (Todesnachricht). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1894, S. 281 (Nekrolog). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1894, S. 359 (Nekrolog). — Verhandlungen der Forstwirthe von Mähren und Schlesien, 3. Heft, 1894, S. 314 (Nachruf). — Schweizerische Zeitschrift für das Forstwesen 1894, S. 132 (Nekrolog). — Eigene Kenntniß.

R. Heß.

Drausch: Valentin D., in der älteren Litteratur nicht genannt. Er stammte aus Straßburg i. E. und war (1580—1586), als Edelsteinschneider und Goldschmied, ob immer aus gutem Grunde, lasse ich hier dahingestellt sein, künstlerisch thätig an den bairischen, kursächsischen und kaiserlichen Höfen. Was bisher über ihn ermittelt werden konnte, enthält die (über sein früheres und späteres Leben sich ausschweigende) Litteratur von J. Stockbauer: „Die Kunstbestrebungen am bayerischen Hofe unter Herzog Albert V. und seinem Nachfolger Wilhelm V." (1874), 135 f. nebst Th. Distel, der zu dessen „Aufenthalte in Kursachsen (1582 f.)" und die negativen Auskünfte aus Wien in den „Blättern für Architektur und Kunsthandwerk" IV (1891), Nr. 3 berichtet hat, auch zu dort das Citat in III, 21 fol. 18 Nr. 89, sowie „Herzkron" in „Herzkorn" berichtigt.

Theodor Distel.

Dräxler: Karl Ferdinand D., Dichter und Schriftsteller, ist am meisten unter dem Namen Dräxler-Manfred bekannt geworden, den er seit 1838 führte, während er in der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit (seit 1823) der Censurverhältnisse wegen, und weil seine Familie nichts von seiner Schriftstellerei wissen wollte, sich nur Manfred nannte. Er wurde am 17. Juni 1806 in Lemberg als der Sohn eines österreichischen Staatsbeamten geboren. Obgleich die Eltern Deutsche waren, so überwog in seiner ersten Erziehung doch das slavische Element und zwar zuerst das polnische und später, als er mit seinem Vater nach Prag zog, das böhmische, sodaß er in seinen jungen Jahren der deutschen Sprache kaum mächtig war. Doch bald erwachte in dem Jünglinge, beeinflußt durch die Dichtungen eines Rückert, Platen und Heine, der Sinn für deutsche Wissenschaft und Kunst, und unter dem wohlthätigen Einfluß von bedeutenden Männern, wie Gerle, Marsano, Egon Ebert, R. Glaser u. a., die seine poetische Entwicklung in jeder Weise förderten, wurde er dem Slaventhum völlig entfremdet. Nachdem er seine Vorstudien in Prag gemacht, studirte er, dem Wunsche des Vaters folgend, ein Jahr lang

in Wien die Rechte, ging dann aber, durch den Tod seiner Großmutter materiell unabhängiger geworden, nach Leipzig, wo er sich philosophischen Studien zuwandte und 1829 auch die Doctorwürde erlangte. Noch als Student hatte er zwei Bände seiner Dichtungen und eine Sammlung seiner Erzählungen herausgegeben. Von 1829 ab lebte D. acht Jahre lang in Wien, wo er sich anfänglich um einen Lehrstuhl an einem Gymnasium bewarb, sich aber, als er sein Ziel nicht erreichen konnte, ausschließlich der schriftstellerischen Laufbahn zuwandte. Sein freundschaftlicher Verkehr mit A. Grün, Lenau, Bauernfeld, Seidl u. A. sorgte dafür, daß auch der Beschäftigung mit der Poesie — wenn auch in beschränktem Maße — ihr Recht wurde; denn seine äußeren Verhältnisse waren derart, daß er die rechte Stimmung zu selbständigen Arbeiten nicht finden konnte, da beinahe seine ganze Zeit von seiner journalistischen und redactionellen Thätigkeit (u. a. redigirte er 1834—36 das Brockhaus'sche Pfennigmagazin) in Anspruch genommen wurde. Daher trägt auch alles, was er damals veröffentlichte, das Zeichen der Hast und der drückenden Einflüsse. Im Jahre 1837 gelang es ihm endlich, sich davon zu befreien. Er verließ Wien für immer, bereiste das südwestliche Deutschland, Belgien, England, Frankreich, Norddeutschland und lebte dann abwechselnd in Mannheim, Frankfurt a. M., Meiningen, Köln und Wiesbaden. Nachdem er hier das von Dr. Adrian begründete „Rheinische Taschenbuch auf das Jahr 1845" herausgegeben, ein Werk, das durch seine Kunstblätter — meist Stahlstiche der bedeutendsten Gemälde deutscher Künstler — einen kunstgeschichtlichen Werth besitzt, nahm er 1845 seinen bleibenden Wohnsitz in Darmstadt und leitete hier die Redaction der officiellen „Darmstädter Zeitung", bis er 1852 durch das reactionäre Ministerium aus derselben verdrängt wurde. Doch gründete er alsbald „Die Muse. Blätter für ernste und heitere Unterhaltung", die er bis 1858 herausgab. Im Jahre 1854 wurde er zum Dramaturgen des Hoftheaters in Darmstadt ernannt, welches Amt er bis an seinen Tod bekleidete, der am 31. December 1879 eintrat. Durch den Herzog von Meiningen war ihm schon 1846 der Titel eines Hofraths verliehen worden. — D. war ein Dichter von nicht gewöhnlicher Bildungsfähigkeit, dessen schönes Talent, vornehmlich durch Rückert beeinflußt, in verschiedenen Formen und Gattungen sich erprobt hat. Seine ersten Publicationen, „Romanzen, Lieder und Sonette" (1826), „Des P. Ovidius Naso Lieder der Liebe, in gereimten Jamben übersetzt" (1827) und „Neuere Gedichte" (1829), tragen zwar noch das Gepräge der Jugendlichkeit und lassen noch eine gewisse Selbstständigkeit vermissen, auch fehlt es der Sprache und Form noch an Reinheit und Glätte; aber dennoch lassen diese Versuche schon das Talent erkennen, das sich später mit aller Entschiedenheit Bahn brach. Mit den reiferen Jahren wurde sich D. dieser Mängel bewußt, und die nächste Sammlung seiner „Gedichte" (1838. 4. Aufl. 1861) bewies denn auch unzweifelhaft, daß er mit Hingebung und Liebe nach größerer Vervollkommnung gestrebt habe. Am glänzendsten offenbart sich die Formvollendung in seiner letzten, zwanzig Jahre später erschienenen Sammlung „Freud und Leid, Lieder und Bilder" (1858). „Seine Darstellung ist frisch, lebendig und ungezwungen; die Strophenformen sind äußerst mannichfaltig und dem Inhalt angemessen, der Reim ungesucht und meist rein, die Sprache anmuthig und wohllautend. Vorzüglich glückt ihm der didaktische Ton der Orientalen in seinen poetischen Erzählungen; sie zeugen von Sicherheit und Fertigkeit in den Ansichten des Lebens, wie auch meistens in Erfindung und Gedanken von einem tiefen und edlen sittlichen Gefühl. Anerkennung verdient seine warme und kräftige Theilnahme an den Humanitätsbestrebungen, wie solche sich namentlich in seinem Romanzencyklus „Sonnenberg. Kunden

und Sagen" (1845) kund giebt." Ergiebiger noch ist das Feld der Prosadichtung. D. bedient sich hierbei zuweilen auch des Namens K. L. W. v. Klinger. Der Novelle „Die Löffelritter" (1826) und dem Roman „Das Kloster von St. Bernhard" (1827) folgten die Sammlungen von Erzählungen „Glockenblumen" (II, 1827—28), „Bunte Bilder" (1830), „Gruppen und Puppen" (II, 1836), „Herz und Ehre" (II, 1839), „Fahrten" (1840), „Vignetten. Portraits und Genrebilder" (1845), „Geschichten aus und nach dem Leben" (1853), „Pentameron. Geschichten aus dem Leben" (1858) und „Wohlthaten. Aufzeichnungen für edle Herzen" (1865. 2. Aufl. u. d. T. „Herzensspiegel" 1868). In allen diesen Erzählungen und Bildern versteht es D., die im ganzen nur gewöhnliche Erfindung durch Frische und lebendige Darstellung zu heben. Außerdem übersetzte D. verschiedene Dramen aus dem Französischen und schrieb unter dem Namen F. C. Claudius einige niedliche Kinderschriften, wie „Welt und Ton. Bildungsbuch" (1830), „Das Buch der Geschichten für die Jugend" (1834) und „Präciosa. Unterhaltungsbuch für Kinder" (1835).

Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. 3, S. 374. — Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, Bd. 2, S. 397. — Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, Bd. 4, S. 74. — Karl Goedeke, Grundriß, Bd. III[1], S. 1000. Franz Brümmer.

Drechsel: Edmund D., physiologischer Chemiker, geboren zu Leipzig 1843, studirte daselbst von Ostern 1863 ab Chemie, besonders unter Kolbe's Leitung, dessen Assistent er nach der Promotion zum Dr. phil. von 1865 bis 1868 war. 1872 wurde er als chemischer Assistent am Physiologischen Institut in Leipzig unter Ludwig angestellt und 1878 zum außerordentlichen Professor ernannt. Als Nachfolger des nach Petersburg berufenen Professors Marcel Nencki zum ordentlichen Professor der physiologischen Chemie in Bern gewählt folgte D. diesem Rufe, starb jedoch bereits am 22. September 1897 in Neapel, wo er sich zu Studienzwecken in der zoologischen Station aufhielt. D. leistete in seinem Gebiete recht Bedeutendes. Es rührt von ihm eine größere Zahl gediegener Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der physiologischen und physikalischen Chemie her, über Spaltungsproducte und Eigenschaften der Eiweißkörper, Entstehungsart des Harnstoffs, eine Methode der Elektrolyse mit Wechselströmen, über Glycolsäure, Reduction der Kohlensäure zu Oxalsäure, Chemie der Leber u. a. m. Selbständig erschien von D. ein Leitfaden für das Studium der chemischen Reactionen und eine Anleitung zur Anfertigung physiologisch-chemischer Präparate.

Leopoldina 1898, p. 43. — Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hrsg. von A. Hirsch II, 215. Pagel.

Drechsel: Daniel D., ein Spruchdichter des 16. Jahrhunderts, der wie so viele Andere vor und nach ihm seine Stimme gegen den Saufteufel erhebt. Von seinem Leben wissen wir nichts. Daß er aus Eibenschütz stammte verräth er uns selbst auf dem Titel seines Büchleins, das er dem Rathe von Kaaden, einer kleinen Stadt im nördlichen Böhmen widmete, dessen Verdienste um die Bekämpfung des Uebels er so anerkennen wollte. Sein Spruch erschien 1563 bei Valentin Neuber in Nürnberg unter dem Titel: „Ein Spruch des Propheten Esaie, sampt andern schönen auß der heiligen Schrifft zusamen gezogenen Sprüchen, wider die trunckenheyt vnnd vberfluß des Weins, Reimweiß gestellet, menigklich zu nutz vnd frommen, sich daruon zu enthalten. Durch: Danielem Drechsell, Euwazchiezensem" (Berlin Kgl. Bibl. Yh 3391). Dem Haupttheil sendet er eine Einleitung „Von Nutzbarkeyt des Weins, so dem leijb zusteht, wenn er zur notturfft vnd messig gedruncken wirt" voraus,

um dann um so schärfer gegen das Uebermaß des Weintrinkens vorzugehen. Die Bibel wird fleißig herangezogen, um seinen Worten größeren Nachdruck zu verleihen, und warnende Beispiele aus der Geschichte werden dem Leser vorgeführt als Beweise, wie es großen Trunkenbolden ergangen. Eine Conclusio, welche den Inhalt des Ganzen zusammenfaßt, bildet den Abschluß des interessanten Spruchs. R. Wolkan.

Drechsler: Dr. Gustav D., Professor der Landwirthschaft und Director des landwirthschaftlichen Lehrinstituts der Universität Göttingen, seit März 1890 Curator der Universität Greifswald, † am 14. October 1890. In Clausthal am 18. Juni 1833 geboren, empfing er daselbst eine vortreffliche Schulbildung, die ihm bei der günstigen Vermögenslage und der achtbaren socialen Stellung seines Vaters, eines höheren Forstbeamten, auch völlig freie Wahl des Berufes gestattete. Seine Neigung wandte sich wol unter dem Einfluß der aus dem väterlichen Grundbesitz hervorgegangenen Anregungen und Beziehungen dem landwirthschaftlichen Berufe zu, dem er jedoch für seinen Standpunkt durch eine umfassende theoretisch-wissenschaftliche Fachbildung, sowie durch gründliche praktische Schulung entsprechenden Gehalt und weitere Competenz zu geben suchte. Die wissenschaftlichen Studien betrieb er theils in Jena, theils in Halle und ergänzte dieselben noch durch humanistische Studien in München. An diesen Hochschulen hatte er das Glück, durch Männer, wie F. G. Schultze, Fraas und H. Riehl auf wirthschaftlichem und culturhistorischem Gebiete, durch Schleiden, Langethal, Liebig und Schaeffer auf naturwissenschaftlichem Gebiete reiche Belehrung zu finden. Nachdem er seine Berufsbildung noch durch Ausführung verschiedener Studienreisen vervollständigt hatte, übernahm er das väterliche Gut Crimderode bei Nordhausen, um es zu reorganisiren und für eine Reihe von Jahren selbst zu bewirthschaften. Als er damit das von ihm selbst gesteckte Ziel erreicht hatte, ließ er sich von dem Verlangen nach wissenschaftlicher Thätigkeit bestimmen, vorerst den Doctorgrad zu erwerben und sich sodann im J. 1869 in Göttingen an der philosophischen Facultät zu habilitiren.

Obschon er dort als Docent für Landwirthschaft keine dankbare Aufgabe fand, so wurde er doch bereits nach zwei Jahren zum außerordentlichen Professor und mit der von ihm 1873 durchgeführten Reorganisation des dortigen landwirtschaftlichen Lehrinstituts zu dessen Director wie zum Ordinarius ernannt. Mit dem weiteren Ausbau dieses Institutes betraut, war es ihm bald vergönnt, sich neben seiner Lehrthätigkeit mit der Verfolgung wissenschaftlicher Aufgaben im Wege der Forschung ꝛc. zu befassen. Als Professor hatte er die Lehrgebiete der landw. Betriebslehre und der Pflanzenproductionslehre großentheils zu vertreten und entlehnte diesen beiden Gebieten auch die Themata, welche seiner litterarischen Thätigkeit Richtung und Ziel gaben. Gleichzeitig stand ihm die Leitung des mit dem Göttinger Institute verbundenen landw. Versuchsfeldes zu, das er mit Erfolg zu Cultur- und Düngungsversuchen zu benützen bezw. zum Ausbau der Düngerlehre zu verwerthen wußte. Schon im ersten Jahre seiner Lehrthätigkeit konnte er mit einer preisgekrönten Schrift über den Pachtvertrag an die Oeffentlichkeit treten und damit den Beweis von scharfsinniger Auffassung und gediegener Fachkenntniß liefern, denn es war ihm gelungen, dem Pachtverhältniß eine gefestigte Grundlage und einen gesicherten Halt zu geben, indem er durch Adoptirung gerechter Principien für die Regelung der Rechte und Pflichten beider Contrahenten eine treffliche Klärung der bezüglichen Verhältnisse gewonnen und zugleich eine Interessengemeinschaft angebahnt hatte. Auch durch andere Schriften suchte er Aufklärung über die wesentlichen Aufgaben des

landwirthschaftlichen Betriebes zu verbreiten und Mittel zur Hebung desselben nachzuweisen; außer verschiedenen kleineren Abhandlungen, welche dieser Bestimmung dienten, hatte er namentlich durch sein Buch: „Die Statik des Landbaues" der Einführung einer correcten Tendenz des landw. Betriebes Vorschub geleistet und damit den Einklang zwischen den einseitig gestützten Forderungen Liebig's und den wirthschaftlichen Interessen wieder ermöglicht. Nicht minder instructiv waren seine Schriften über verschiedene Fragen der Pflanzencultur, deren Lösung er theils im Wege der Forschung durch Anstellung von Anbau- und Düngungsversuchen, theils im Wege empirischer Beobachtung durch Ueberweisung der Versuchsaufgaben in den Bereich der Praxis herbeizuführen suchte. Auch hierbei trat seine Originalität im Denken und Disponiren, sowie sein Scharfblick im Interpretiren und Deduciren oftmals überraschend hervor.

Außer seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war ihm durch mannichfache Beziehungen zu den Vertretern der landw. Praxis noch eine ausgebreitete Wirksamkeit für das landw. Vereinswesen in der Provinz Hannover eröffnet, als Vorsitzender des landw. Hauptvereins zu Göttingen wirkte er an der Förderung des Genossenschafts- und Schulwesens, an der Stärkung der Vereinskräfte, wie an der Hebung der Landescultur in verschiedenen Richtungen zum Wohle der heimathlichen Kreise mit. Ihm wurde daher auch als einer bewährten und angesehenen Kraft ein Mandat zum Deutschen Reichstage übertragen, wodurch er für die letzte Hälfte der 80er Jahre noch zu parlamentarischer Thätigkeit genöthigt war. Hatte er bis dahin mit seiner allgemein anerkannten Autorität im Verein mit anderen Koryphäen der Wissenschaft auch das von ihm geleitete landw. Lehrinstitut im Range als Pflegestätte der Wissenschaft zu heben vermocht, so blieb es ihm doch versagt, dem Göttinger Institute eine so reichhaltige Ausstattung zu verschaffen, daß dadurch zugleich eine wesentliche Bedingung zur Hebung der Frequenz desselben erfüllt worden wäre. Es mag ihm daher nicht schwer gefallen sein, dem von der Universität Greifswald an ihn ergangenen Ruf, sich der Pflege ihrer Interessen als Curator zu widmen, im März 1890 Folge zu geben; auch an dieser Stelle schien ihm eine weitere Mitwirkung an der Förderung der Landwirthschaft gesichert zu sein. Aber früher, als irgend jemand geahnt, sollte seinem Wirken durch den unerbittlichen Tod ein Ziel gesetzt sein, und so mußte der Theil seiner Lebensaufgabe unerfüllt bleiben, den er zu lösen sich noch berufen fühlen durfte und den auch Andere ihm gerne vindicirt haben mochten.

Vgl. Gedächtnißrede auf Gustav Drechsler von Prof. Dr. Liebscher im Journal f. Landwirthschaft 1894. C. Leisewitz.

Dreinhöfer: Adolf D., Stenograph der Stolze'schen Schule, wurde am 8. April 1852 zu Bielefeld geboren, studirte Geschichte und Philologie, und war Gymnasiallehrer zu Berlin, Marienwerder und Nordhausen, wo er am 6. Juli 1896 als Oberlehrer starb. Er war von 1873 bis 1877 Stenograph im stenographischen Bureau des Abgeordnetenhauses und blieb späterhin wissenschaftlich und propagandistisch für die Stenographie thätig. Den Verband Stolze'scher Stenographenvereine, zu dessen Gründern er gehörte, leitete er von 1882—1891 als erster Vorsitzender und war in dieser Zeit auch Redacteur der Zeitschrift desselben, des „Archivs für Stenographie"; auch gab er von 1883 bis zu seinem Tode den „Stenographen-Verein" heraus. Neben einigen Arbeiten über Plato (Marienwerder 1880 und Berlin 1886) gab er 1875 den Almanach für Freunde der Stolze'schen Stenographie heraus und verfaßte viele kleinere Aufsätze für das Archiv f. St. 1874 bis 1882, von denen eine Arbeit über die „Phonetik in der Stenographie" (Archiv 1879,

auch als Sonderdruck erschienen, Berlin 1879) und über den Kürzungswerth der stenographischen Elementarzeichen (Archiv 1882 Nr. 405) größere Bedeutung haben. Auch gab er mit Käding ein Lehrbuch der Stolze'schen Stenographie heraus, dessen ersten Theil (Unterrichtsbuch der Stolze'schen Stenographie, Berlin 1886) er selbst verfaßte. Er schrieb ferner die „Geschichte des Stenographischen Vereins zu Berlin" (1. Theil, Berlin 1894) zum fünfzigjährigen Bestehen desselben.

Vergl. die Lebensbeschr. von G. Wittig im Magazin f. St. 1896 Nr. 18/19. E. Johnen.

Drobisch: Moritz Wilhelm D. war am 16. August 1802 in Leipzig geboren, als Sohn des dortigen Stadtschreibers, besuchte zunächst die Nicolaischule daselbst und brachte die letzten Jahre seiner Gymnasialzeit an der Fürstenschule zu Grimma zu, wo er eine große Neigung zu Mathematik und Astronomie zeigte. Seine Universitätsstudien machte er in seiner Vaterstadt, indem er sich in Mathematik besonders an Mollweide, in Philosophie an Krug, den Kantianer, anschloß. Durch letzteren wurde er in die kritische Philosophie eingeführt, die er Zeit seines Lebens hoch schätzte, wenn er auch nicht auf Kant'schem Standpunkte stehen blieb. Im Jahre 1824 erwarb er sich die Doctorwürde in Leipzig und zugleich die Rechte eines Privatdocenten in der philosophischen Facultät durch die Dissertation: ‚Theoriae analyseos geometrica prolusio'. Er hatte die Absicht als Lehrer an einer höheren Schule thätig zu sein, wurde aber 1826 schon zum außerordentlichen Professor und in demselben Jahre, also 24 Jahre alt, zum ordentlichen Professor nach dem Tode Mollweide's ernannt. Zuerst widmete er sich als akademischer Lehrer vorzüglich der Mathematik, hielt aber auch philosophische Vorlesungen und übernahm 1842 nach dem Tode Krug's zugleich eine ordentliche Professur der Philosophie, auf die er sich von 1864 an beschränkte. In seinem 84. Jahre ließ er sich von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbinden. Der Kreis der Gegenstände, über die er las, war ein sehr weiter: außer seinen mathematischen Vorlesungen, namentlich über reine Mathematik, Geometrie, Trigonometrie und Astronomie, hielt er namentlich solche über Encyklopädie und Methodologie der Philosophie, über Logik, Psychologie, Metaphysik nach Herbart, Metaphysik der Natur, Mathematische Psychologie, Fundamente der theoretischen und praktischen Philosophie, Grundlehren der Ethik und Religionsphilosophie, Religionsphilosophie, Grundlehren der Erkenntnißtheorie Kant's mit kritischer Bezugnahme auf dessen Vorgänger, über den Mechanismus und die teleologische Naturansicht, über Willensfreiheit. Das Gebiet der Geschichte der Philosophie vertrat der mit ihm zusammenwirkende Hartenstein, doch wählte D. sich auch gewisse Gegenstände zu historisch-kritischer Behandlung für seine Vorträge aus, so Kant's Theorie und Kritik der Erfahrung, Fundamente von Kant's Moralphilosophie, historisch-kritische Uebersicht der Principien der Ethik u. a. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch große Klarheit, präcise Entwicklung der Probleme und ihrer Lösungen, strenge Ordnung und wissenschaftlichen Ernst aus. Dabei wurden sie lebendig gehalten und führten den Anfänger namentlich in die großen Fragen der Philosophie trefflich ein. Tausende von Zuhörern haben zu seinen Füßen gesessen und sind ihm als Schüler dankbar gewesen.

Was seine wissenschaftlich-schriftstellerischen Leistungen betrifft, so bezogen sich seine ersten Schriften und auch später noch mancherlei Arbeiten auf Mathematik und auf dieser verwandte Gebiete. Es sind da von ihm erschienen: „Grundzüge der Lehre von den höheren numerischen Gleichungen", Leipzig 1834, „Ueber die mathematische Bestimmung musikalischer Intervalle", ebd.

1846, „Ueber musikalische Tonbestimmung und Temperatur", ebd. 1852, ferner: „Ueber das Florentiner Problem", „Ueber den Raum von drei Dimensionen", „Ueber Fechner's psycho-physisches Grundgesetz" und vieles andere. Wenn auch D. dem wunderbaren Aufschwung, den die Mathematik durch Jacobi, Abel u. A. nahm, nicht ganz folgte, so zeichneten sich seine Schriften auf diesem Gebiete doch durch „scharfsinnige Durchführung wie durch Klarheit und Präcision der Darstellung aus". Seine hauptsächlichen wissenschaftlichen Verdienste liegen jedoch auf dem Gebiete der Philosophie, und hier wieder darin, daß er im ganzen, nachdem er mit den Schriften Herbart's und später mit diesem Philosophen selbst persönlich bekannt geworden war, sich dessen Ansichten anschloß, ja sich als Herbartianer bekannte. Freilich schwor er als selbständiger Denker nicht auf die Worte des Meisters, machte im Gegentheil gegen Herbart's Ansichten, namentlich gegen dessen mathematische Psychologie manche Bedenken geltend, so daß sogar in das ursprünglich sehr gute Verhältniß zwischen ihm und Herbart gegen das Lebensende des letzteren bemerkbare Kälte kam. Herbart hatte gehofft, in D. einen durchaus ergebenen Apostel zu finden, der ihm besonders wegen seiner mathematischen Schulung von großem Nutzen sein sollte, hatte sich aber darin getäuscht. Ein Zeugniß für Herbart legte D. noch an dessen hundertstem Geburtstage in einer akademischen Festrede ab, die auch gedruckt wurde, indem er sagte, er glaube nicht, daß alle Probleme, an denen sich die großen Denker alter und neuer Zeiten abgemüht hätten, durch Herbart ganz befriedigend gelöst seien, er habe sich aber unvergängliche Verdienste um die Philosophie erworben, die tiefe Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Methode seiner Forschung, sei mustergültig, und die Resultate, die er gewonnen, würden in der überwiegenden Mehrzahl einen bleibenden Werth behalten. Und in einer nicht lange nach dem Tode Herbart's veröffentlichten Abhandlung: „Blicke auf die philosophischen Zustände der Gegenwart", hatte er in ehrlich anerkennender Weise schon geäußert, daß nach den langen Kämpfen der speculativen Philosophie, die ohne dauernden Erfolg geblieben seien, die Zeugungskraft der Philosophie sich am fruchtbarsten bewähren würde, wenn man die Untersuchungen aufnähme, die Kant so großartig eingeleitet und nach ihm niemand umfassender und scharfsinniger fortgeführt habe als Herbart, an den man also anknüpfen müsse. Wie Herbart selbst von Kant ausgegangen war, so fühlte sich auch D. in seinem Denken dem Königsberger Philosophen nahe verwandt, beschäftigte sich in der letzten Zeit seines Lebens namentlich wieder eifrig mit ihm, wofür die mehrfachen Vorlesungen über Theile der Philosophie Kant's, sowie die Schrift: „Kant's Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff", Leipzig 1882, sprechen. Auf Herbart'schem Standpunkt stehen mehr oder weniger die Hauptschriften Drobisch's. Unter diesen ist zunächst zu nennen: „Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen", Leipzig 1836, 5. Aufl., ebd. 1885, in der die formale Logik, wie sie Kant und Herbart gelehrt, im Gegensatz zu Hegel zu ihrem Rechte kommen sollte; nichts von Metaphysik, nichts von Erkenntnißlehre war darin zu finden. In den späteren Auflagen war der nackte Formalismus etwas gemildert. Diesem musterhaft klar geschriebenen logischen Lehrbuch folgten: „Grundlehren der Religionsphilosophie", Leipzig 1840, aus denen namentlich die eingehende Prüfung der sogenannten Gottesbeweise hervorzuheben ist. Sehr verdienstlich ist ferner Drobisch's „Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode", Leipzig 1842, in welcher er durch bloße Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung von Thatsachen der inneren Erfahrung eine brauchbare Ansicht von den Vorgängen des geistigen Lebens gewinnen wollte, im Gegensatz zu den mystisch-phantastischen Aufstellungen unter den Anhängern Schelling's. Gleichsam als

Ergänzung und als Versuch nach der rationalen Seite hin ließ er „Erste Grundlinien der mathematischen Psychologie", Leipzig 1840 erscheinen, indem er hier die Ansicht ausspricht, daß die aufeinander folgenden, verschiedenen seelischen Zustände nur eng zusammenhängenden mathematischen Untersuchungen zugänglich seien, aber in der Art der Begründung wie in den Ergebnissen vielfach von Herbart abweicht. Mit einer ethischen Frage beschäftigte sich die Schrift: „Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit", Leipzig 1867, worin er nach der Weise Herbart's nicht einen eigentlich mathematischen, sondern nur einen psychologischen Determinismus anerkennt. Aus den vielen Abhandlungen, die von ihm in den Schriften der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht worden sind, sei nur die eine erwähnt: „Die Stellung Schiller's zur Kant'schen Ethik", die sich besonders gegen Kuno Fischer wendet und darthut, daß Schiller keineswegs das moralische Ideal durch das ästhetische verdrängen ließ.

Obgleich wissenschaftlich als Schriftsteller und namentlich als Lehrer äußerst thätig, widmete er doch noch viele Zeit den Universitäts-Angelegenheiten, und er war unter den Professoren Leipzigs einer der angesehensten und einflußreichsten, zum Theil wegen seiner großen praktischen Begabung. So gebührt auch ihm der Hauptdank für die Gründung der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1846, deren Statuten, wie sie der Hauptsache nach angenommen wurden, von ihm entworfen waren. — D. war ein durchaus ehrenwerther Charakter: die Pflicht ging ihm über alles, er schien der verkörperte kategorische Imperativ zu sein. Ernst stets, wo es ernsten Sachen galt, dagegen heiter, ja witzig in der Geselligkeit, deren Feste er durch ernste und scherzhafte Gedichte zu würzen suchte. Im vollen Vertrauen zur göttlichen Vorsehung trug er schwere Schicksalsschläge, so den zeitigen Verlust seiner Frau und einer Reihe von Kindern. Söhne hat er nicht hinterlassen, dagegen drei Töchter. Er starb am 30. September 1896, nicht ohne die Schwächen des hohen Alters empfunden zu haben, kurze Zeit ehe er sein 70jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor hätte feiern können.

S. Max Heinze, M. W. Drobisch, Gedächtnißrede, Leipzig 1897. — Luigi Credaro, Maur. Guglielmo D., Rom 1897. — Walth. Neubert Drobisch, M. W. Drobisch. Ein Gelehrtenleben. Leipzig 1902. M. Heinze.

Droysen: Johann Gustav D., geboren am 6. Juli 1808, † am 19. Juni 1884, ist eine der bedeutendsten unter den Gelehrten-Persönlichkeiten, durch die sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Fortschritt des deutschen Geisteslebens von den litterarisch-ästhetischen zu den ethisch-politischen Interessen vollzogen hat. In dem Gange seines Lebens und seiner Studien spiegelt sich ein Stück des geistigen Processes, in dem das Volk der Dichter und Denker sich seinen Staat geschaffen hat. Bei aller Einheit dieser festgeschlossenen Persönlichkeit lassen sich doch deutlich drei große Abschnitte seines Lebens, Arbeitens und Wirkens unterscheiden, die durch den Wechsel der äußeren Verhältnisse und das damit zusammenhängende Eingreifen politischer Bewegungen bedingt sind. Der erste Abschnitt reicht bis zu der Berufung nach Kiel (1840); er gipfelt in dem gelehrten Berliner Stillleben, in dem noch durchaus die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum überwiegt. Der zweite umfaßt das Jahrzehnt von 1840—1850, die Zeit der national-politischen Bestrebungen, der patriotischen Hoffnungen und Enttäuschungen; hier sehen wir den Gelehrten zum modernen und vaterländischen Geschichtsstudium übergehen und den Patrioten thätigen Antheil nehmen an den großen politischen Bewegungen, die auf die Erhaltung des Deutschthums in den gefährdeten Grenzlanden und auf die Schöpfung eines deutschen Staates gerichtet sind; wissenschaftliche und politische Thätigkeit hängen dabei eng zusammen, durchdringen und bestimmen einander

gegenseitig. Mit dem Scheitern dieser Bestrebungen, seit 1850, gewinnt wieder die rein gelehrte Wirksamkeit das natürliche Uebergewicht; aber sie ist in diesem dritten Lebensabschnitt, schon in Jena und vollends in Berlin, vorwiegend dem Studium der Geschichte des Staates gewidmet, dessen Beruf zur Einigung Deutschlands dem Geschichtsforscher und Patrioten ein historisch-politischer Glaubensartikel geworden war. — Der Zusammenhang und die Einheit dieser verschiedenen „Anläufe und Abbrüche", als die D. selbst einmal in allzu bescheidener Selbstkritik die wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen seiner verschiedenen Lebensabschnitte charakterisirt hat, liegt nicht nur in der geistigen Individualität, die sich darin bethätigt, auch nicht bloß in der philosophischen Ideenwelt, die über dem Ganzen schwebt, sondern zugleich auch in einem praktisch-politischen Zuge, der schon in den ersten, dem classischen Alterthum gewidmeten Arbeiten hervortritt, in einer Art von preußisch-deutschem Patriotismus, der von dem ethischen Idealismus der Freiheitskriege durchdrungen ist und seinen Ursprung offenbar in dem fortwirkenden Geiste des Vaterhauses und großer Kindheitserinnerungen hat.

Droysen's Vater (Johann Christoph) war, als ihm sein erster Sohn, eben unser Johann Gustav, geboren wurde, Garnisonprediger zu Treptow a. R., wo sich damals das Hauptquartier Blücher's befand. Das Schicksal seines Hauses hatte zugleich mit dem des Staates und des Heeres eine jähe Wendung erfahren. Seit 1803 war er als Feldprediger beim Kürassierregiment des Generalmajors v. Baillozd in Treptow a. R. angestellt; ein Jahr darauf hatte er die Tochter des dortigen Eisenkrämers Kasten geheirathet. Den Feldzug von 1806 hat der Feldprediger D. nicht mitgemacht; er blieb bei dem Depôt des Regiments in Treptow zurück. Nach der Katastrophe, bei der Annäherung des Feindes, ging er mit diesem Depôt nach Colberg. Hier hat er die Belagerung mitgemacht; in seiner Wirksamkeit als Feldprediger ist er Gneisenau bekannt geworden, der ihn an Blücher empfahl. Das Kürassierregiment wurde nach dem Frieden aufgelöst; D. wurde, nachdem Blücher sich vergeblich für seine Anstellung als Superintendent in Pasewalk verwandt hatte, Garnisonprediger in Treptow a. R., dem Mittelpunkte der damaligen Cantonnementsquartiere des Blücherschen Corps. Hier ist Gustav, wie er gewöhnlich genannt wurde, geboren worden und bis in sein viertes Jahr geblieben. Seine frühesten Kindheitserinnerungen sind mit den Bildern der Helden des Befreiungskrieges verschmolzen. „Noch heut ist mir lebhaft in der Erinnerung" — schrieb er 1850 an Schön — „wie der alte Blücher, vor dem väterlichen Pfarrhause haltend, mich vor sich auf das Pferd hob, erinnerlich, wie er mit Eyßenhardt und Scharnhorst — ich meine im Sommer 1811 — in des Vaters Studierstube empfangen wurde." Rittmeister v. Eyßenhardt war Blücher's Adjutant und der Organisator des Treptower Zweigvereins des Tugendbundes; in seiner Abwesenheit hat der Vater Droysen's die Correspondenz mit dem Geh. Kriegsrath Ribbentrop in Königsberg geführt. Er war und blieb ein Vertrauensmann der Patrioten, auch nachdem er die ihm angebotene leitende, active Stellung an der Spitze des Treptower Zweigvereins als nicht recht verträglich mit seinem geistlichen Amte abgelehnt hatte. Die ersten Kindeserinnerungen Gustav Droysen's reichen also in jenes kritische Jahr zurück, in dem die Patrioten zum zweiten Mal die Erhebung gegen die Fremdherrschaft geplant haben, während die Reorganisation der Staatsverwaltung, die Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft und des Heeres, in rastlos-geräuschloser Arbeit ins Werk gesetzt wurde. Das „specifische Preußenthum", das dem Geschichtschreiber der preußischen Politik, wie er selbst später einmal gesagt hat, von der Heimath her anhaftete, trug von Anbeginn die Färbung der Stein-

Scharnhorst'schen Zeit, nicht die des particularistischen Staates Friedrich's des Großen. — Als der Befreiungskrieg ausbrach, hatte die Familie D. ihren Aufenthaltsort bereits gewechselt. Der Vater war 1812 als Diaconus nach Greiffenhagen übergesiedelt. Auch hier blieb er nicht ohne Verbindung mit den alten Freunden und dem Heer: Blücher ist 1812 noch einmal zu einer politischen Besprechung nach Greiffenhagen herübergeritten; und 1813 ist der Garnisonprediger zugleich ein Landwehr- und Landsturmprediger geworden. Als dann Tauenzien vor Stettin lag, wurde das Predigerhaus zu Greiffenhagen der Mittelpunkt für die Sammlung von Liebesgaben; in der Pfarrküche wurde wochenlang täglich für 600—1000 Mann gekocht. Mit gespannter Antheilnahme verfolgte man hier weiterhin die kriegerischen Ereignisse. Das Tagebuch des Vaters D., aus dem Duncker alle diese Nachrichten entnommen hat, bringt unterm 11. April 1814 — ebenfalls nach Duncker's Mittheilung — die Notiz: „Heute Abend 8 Uhr kam die Nachricht: unsere Truppen sind in Paris. Das war der herrlichste Beschluß unseres Osterfestes. Gustav sprang an meiner Hand unter dem Kanonendonner vor Freude. Er wird den heutigen Abend nie vergessen!" — Der Knabe wuchs zur Freude seiner Eltern heran. Der Vater hat sein Wesen, wie es sich damals darstellte, folgendermaßen charakterisirt: „Feurige Wißbegier, Fröhlichkeit und Lebendigkeit, gepaart mit Fügsamkeit und Gewissenhaftigkeit, sinnige Aufmerksamkeit für bildliche Darstellungen, Beharrlichkeit beim Spiel wie beim Lernen." Man erkennt darin Züge, die auch dem Manne eigen geblieben sind. Die ganze Charakteranlage des Knaben scheint vornehmlich väterliches Erbtheil gewesen zu sein. Blücher hat den Vater D. einmal empfohlen als einen „vortrefflichen, moralisch guten Menschen, vorzüglichen Kanzelredner, ausgezeichnet verdienten, sehr fleißigen Schullehrer." Von der Hallischen Universität her, wo er unter Niemeyer und Ribbeck studirt hatte, war er Rationalist, dabei von kräftiger, lebendiger Frömmigkeit, gewissenhaft, pflichttreu, ein trefflicher Hausvater, wenig bekümmert um Hab und Gut, ganz aufgehend in der Erfüllung seiner Pflichten und in der Erziehung seiner Kinder. So etwa hat ihn Max Duncker geschildert, dem seine eigenen Aufzeichnungen und die Erinnerungen der Familie zu Gebote gestanden haben. — Im J. 1814 kehrte die Familie in ihre alte Heimath, nach Treptow a. R. zurück, wo der Vater die Stelle des Superintendenten erhalten hatte. Das Amt brachte viel Mühe und Arbeit bei schmalen Einkünften, und die Gesundheit des früher rüstigen Mannes war schon gebrochen. Trotzdem hat er eine Berufung als Consistorialrath nach Cöslin ausgeschlagen, weil seine Familie mit starken Wurzeln an der Heimath haftete und die Wirksamkeit in diesem Kreise ihn ganz befriedigte. Sie sollte nicht mehr von langer Dauer sein: am 30. April 1816 ist er einem Lungenleiden erlegen. — Die Wittwe, die mit fünf Kindern zurückblieb, von denen das jüngste kurz vor dem Tode des Vaters geboren war, hatte mit schweren Sorgen zu kämpfen. Gustav war damals 8 Jahre alt; es fehlte an den Mitteln, ihm eine gelehrte Erziehung zu geben. Da traten die alten Studiengenossen des Vaters, Hallenser Pommern, für den ältesten Sohn des verstorbenen Freundes ein. Auf einer Zusammenkunft in Colbatz beim Amtsrath Krause beschlossen sie auf Anregung des Treptower Stadtgerichtsdirectors Misch, der ihnen den kleinen Gustav vorstellte, die Summe von 300 Thalern zu sammeln, um ihm den Besuch des Gymnasiums und weiterhin der Universität zu ermöglichen. 1820 bezog Gustav das Marienstiftsgymnasium zu Stettin. Er fand einigen Anhalt bei Freunden des Vaters, die hier lebten (v. Winterfeldt, Hoffiscal Krause); seit seinem 14. Jahre gab er Privatstunden; in den Sommerferien wanderte er wohl zu Fuß nach Treptow zu der Mutter und den Geschwistern,

denen er eng verbunden blieb. — Zu Ostern 1826 bestand er die Reifeprüfung, aber er erhielt kein unbedingtes Zeugniß der Reife. In einem Gegenstande wurde ihm, bei sonst vorzüglichen Leistungen, die Anerkennung der vollen Reife versagt: in der Geschichte. Es war eine herbe Enttäuschung und eine höchst empfindliche Kränkung für den ehrgeizigen, pflichteifrigen Jüngling; einen Moment drohte sie ihn aus dem psychischen Gleichgewicht zu bringen; in Bitterkeit und Verzweiflung stürmte er an die Oder hinab — so hat er es seinem Freunde Duncker später erzählt --; aber er bezwang seinen Unmuth und faßte den Entschluß, die Scharte auszuwetzen.

Im Sommer 1826 bezog D. die Universität Berlin, an der er sein ganzes akademisches Studium absolvirt hat. Seine äußere Lage war eine sehr bescheidene; einen erheblichen Theil seines Unterhalts mußte er sich durch Privatstunden verdienen. Mit dem Elternhause blieb er aus der Ferne in beständiger geistiger Verbindung. Während der Studienzeit ist ihm auch die Mutter gestorben: um so enger wurde das schöne innige Verhältniß zu den jüngeren Geschwistern in der Heimath, denen er nun die Eltern ersetzen mußte; namentlich für die drei Schwestern hat er nach Kräften gesorgt. — Die Enge der äußeren Verhältnisse hemmte ihm aber den Schwung der Seele nicht. In begeisterter Freude gab er sich den Studien hin, die seine Seele ganz erfüllten. Mit einer Anzahl geistig angeregter Studiengenossen, unter denen namentlich Abeken, Ludwig Wiese, Hotho, Werder sich später einen Namen gemacht haben, gründete er einen Verein, die „Akademie", in der mit jugendlicher Ueberschwänglichkeit Kunst und Philosophie getrieben wurde. Zu diesem Kreise gehörten auch die Brüder Louis und Albert Heydemann, mit denen D. noch späterhin in engeren, freundschaftlichen Beziehungen gestanden hat, der eine Jurist und später Professor in Berlin, der andere Philologe, später Director des Stettiner Marienstiftsgymnasiums; außer ihnen stand ihm der Theologe Arend, später Staatsrechtslehrer an der belgischen Universität Löwen, besonders nahe. Am herzlichsten und bedeutungsvollsten aber waren die Beziehungen Droysen's zu Felix Mendelssohn-Bartholdy, die nicht auf dem Boden akademischer Geselligkeit erwachsen waren und die dem jungen Studenten eine neue Welt eröffneten. — Das Mendelssohn'sche Haus war eins der ersten in der Residenz. Dort, in dem alten Recke'sche Palais, das an der Stelle des heutigen Herrenhauses stand, fand sich alles zusammen, was Berlin an wissenschaftlichen und künstlerischen Berühmtheiten besaß; dabei herrschte aber in diesen vornehmen und behaglichen Räumen ein einfacher, familienhafter Geist, der in einer höchst verständigen Fürsorge der Eltern für die heranwachsenden Kinder seinen Ausdruck fand. In dieses Haus trat D., empfohlen durch Böckh, 1827, als Lehrer des nur um ein halbes Jahr jüngeren Felix ein, der damals vor dem Abschluß seines Gymnasialcursus stand und längst ein berühmter Musiker war. Mit dem liebenswürdigen, genialen Jüngling, der schon viel gereist war, der 7 Jahre früher als 11jähriges Wunderkind in Weimar das Wohlgefallen des alten Goethe erregt hatte, der eben damals so bedeutende Sachen wie die Ouverture zum Sommernachtstraum componirte (1828), verband D. bald eine herzliche und innige Freundschaft, die auf der gemeinsamen künstlerischen Grundstimmung und dem warmherzigen Idealismus dieser beiden verwandten Naturen beruhte, deren verschiedenartiges Streben durch die verständnisvolle Theilnahme des einen für das Schaffen des andern gerade zu einem Moment gegenseitiger Anziehung wurde. Felix' Schwester Fanny charakterisirt den neuen jungen Freund des Hauses in einem ihrer Briefe (1828) mit folgenden Worten: „Ein 19jähriger Philolog, mit aller Frische und lebendigen thätigen Theilnahme seines Alters, einem Wissen über

sein Alter und einem reinen poetischen Sinn und gesunden liebenswürdigen Gemüth für jedes Alter begabt . . ." In dem anregenden Verkehr mit den heiteren, klugen und bedeutenden Menschen dieses Kreises hat D. reiche Nahrung für Geist und Gemüth und manche entscheidenden Impulse für seine Bildung empfangen: die ästhetische Seite seines Wesens bildete sich besonders reich und stark aus; seine Interessen entfalteten sich zunächst vornehmlich nach dieser Richtung.

Neben diesen Anregungen des geselligen Lebens und in mannichfacher Verflechtung mit ihnen machen sich nun die ernsten Studien geltend. Die Universität Berlin stand damals im Zeichen der Hegel'schen Philosophie. Auch D. studirte Philosophie neben dem eigentlichen Hauptfach, der Philologie. Außer Hegel, bei dem er unter anderm auch Philosophie der Geschichte hörte, hat namentlich Böckh, der Meister der Alterthumskunde, auf ihn eingewirkt; Boeckh und Hegel hat er jedes Semester gehört. Bei Lange hörte er Homer und Aeschylos, bei Heinrich Ritter Geschichte der Philosophie, bei Stuhr Mythologie, später auch bei Hotho Aesthetik, bei Karl Ritter Geographie und Ethnographie, bei Wilken mittelalterliche Geschichte, bei Eduard Gans neueste Geschichte und englisches Staatsrecht, ferner bei Bopp Sanscrit, bei Lachmann und Bernhardy lateinische Autoren und griechische Litteraturgeschichte; den eben erst aufblühenden germanistischen Studien scheint er fern geblieben zu sein. — Die classischen Studien überwogen; aber sie wurden von vornherein mehr in historischem, als in rein-philologischem Geiste getrieben, mehr im Geiste Böckh's und Niebuhr's, der von Bonn aus herüberwirkte, als im Geiste Lachmann's; das lebendige Verständniß des antiken Geistes erschien als die Hauptsache. Daneben hat die Neigung zur philosophischen Welt- und Geschichtsbetrachtung nach Hegel'scher Art in Droysen's Geiste starke Wurzeln geschlagen; aber er stand diesem Meister doch immer freier und selbständiger gegenüber als die meisten seiner Zeit- und Studiengenossen; ein eigentlicher Hegelianer ist er nie gewesen. Er unterscheidet sich darin z. B. auch von seinem späteren Freunde, dem drei Jahre jüngeren Max Duncker, der Ende der zwanziger Jahre seine Studien in Berlin trieb; und wenn Duncker in seinem Lebensabriß Droysen's besonders darauf hinweist, daß bei diesem von vornherein die historisch-classische Tendenz die philosophisch-constructive überwogen habe, so wird er dabei an den Gegensatz gedacht haben, in dem seine eigene Entwicklung zu der des Freundes gestanden hat.

Ein langer Aufenthalt auf der Universität verbot sich für D. aus äußeren Gründen. Unmittelbar nach Absolvirung des Triennium's bestand er das Oberlehrer-Examen (1829) und war nach der üblichen Probezeit als Collaborator am grauen Kloster thätig, wo er, noch unter dem Directorat seines Gönners Köpke, eines Freundes seines Vaters, dem er beim Beziehen der Universität empfohlen worden war, 1831 als ordentlicher Lehrer angestellt wurde. Es ist dasselbe Gymnasium, an dem Ostern 1832 Otto v. Bismarck das Zeugniß der Reife erworben hat, indessen ist D. nicht mehr unter seinen Lehrern gewesen. 1830 erschien die Erstlingsarbeit des jungen Gelehrten im Druck, es ist der Aufsatz „über die griechischen Beischriften der Berliner Papyros", der Niebuhr's Beifall fand und von ihm ins Rheinische Museum aufgenommen wurde. Erst 1831 holte D. die bisher versäumte Doctorpromotion nach. Seine Dissertation handelte über das Lagidenreich unter Ptolemäus VI. Philometor, auf den er durch jene Papyrosabhandlung geführt worden war; unter seinen Opponenten bei der Disputation befand sich der spätere Ministerialrath Ludwig Wiese. — Um die Kosten der Promotion zu decken entschloß sich der junge Gymnasiallehrer, eine halb gelehrte, halb poetische Arbeit herauszugeben,

die in der Hauptsache noch als eine Frucht seiner Studienjahre bezeichnet werden kann: die Uebersetzung der Werke des Aeschylos (1832, 2 Bde.). Es war ein kecker Wurf, der wohl gelang. Strenge Philologen, wie K. W. Krüger, fanden zwar die Uebersetzung als solche mangelhaft; aber das feine Gefühl für die künstlerischen Absichten des Dichters, die poetische Kraft der Nachempfindung und Nachdichtung, die ungemeine Formgewandtheit, mit der die schwierige Aufgabe der Nachbildung antiker Chor-Metren gelöst war, haben dieser frischen Jugendarbeit doch im allgemeinen eine sehr günstige Aufnahme bereitet. Sie hat vier Auflagen erlebt, deren letzte den Autor noch in seinem letzten Lebensjahre beschäftigt hat; unermüdlich ist er bestrebt gewesen, die Fortschritte im Verständniß des schwierigen Textes, die die Zeit und eigenes Studium brachten, dem ersten Entwurfe bessernd einzufügen. Die Droysen'sche Uebersetzung der Orestie, die in der äußeren metrischen Form das Original treu wiedergibt, wird von Kennern auch heute noch neben der eleganteren, philologisch gründlicheren, aber in der Form doch fast modern anmuthenden von Wilamowitz geschätzt. Mit welcher poetischen Freiheit und Kühnheit D. der Ueberlieferung gegenüber verfuhr, zeigt sich namentlich darin, daß er es gewagt hat, in einer Skizze das verlorene Satyrspiel, das der Trilogie folgte und dessen Hauptfigur der Meergreis Proteus ist, nach den in der Trilogie selbst enthaltenen Andeutungen in freier Phantasie zu ergänzen — ein Versuch, der freilich wol kaum den Anspruch erheben darf, die unbekannten Intentionen des Dichters wiedergefunden und wahrscheinlich gemacht zu haben. — Der junge Autor hat dies erste größere Werk „den Freunden seines Vaters" gewidmet: es war der Dank für die Unterstützung der wackern Männer, die ihm den Weg zum Studium geebnet hatte. Der Biograph Droysen's wird aber noch einen anderen Punkt hervorheben müssen, an dem sich der Zusammenhang dieser philologisch-poetischen Arbeit mit der starken und tiefen Grundströmung in dem geistigen und sittlichen Leben ihres Verfassers verräth. Trendelenburg hat bei der Aufnahme Droysen's in die Akademie darauf hingewiesen: „Wenn Sie die Perser des Aeschylos nachbildeten, den stolzen Heldengesang von jenem Tage bei Salamis, der griechische Sitte und griechische Bildung wahrte, so tönt darin ein menschlicher Klang aus alter Zeit in alle Zukunft der Geschichte, und auch ein Anklang an die Stimmung der deutschen Freiheitskriege, welche Sie später schrieben". Daß dieser Zusammenhang dem Autor selbst wol zum Bewußtsein gekommen ist, zeigen einige charakteristische Bemerkungen in der voraufgeschickten Abhandlung (I, 170 und 180). Er vermißt in der zeitgenössischen deutschen Dichtung nationale Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit. In der Dramatik hat der letzte Rest davon aufgegeben werden müssen. „Sie darf nicht Interessen berühren, die höher oder tiefer liegen, als die normale Wasserhöhe der beglaubigten Unschädlichkeit. Die schönste Tragödie unseres größten Dichters ist von der Bühne verbannt, weil sie ein Volk preist, das seine Freiheit gegen ein erlauchtes deutsches Fürstenhaus zu vertheidigen genöthigt war." Diesem traurigen Zustand stellt er das Hellas des Aeschylos gegenüber: „Das ist das Eigenthümliche der griechischen Freiheitskriege, nicht ermattet, sondern gekräftigt zu haben, nicht in einer Anzahl kleiner wohlmeinender Talente zersplittert und verkommen zu sein, sondern sich in den tiefsinnigen Geist eines großen Dichters versenkt zu haben, um wie ein theurer Schatz für alle Zukunft aufbewahrt zu bleiben". Man sieht, daß es nicht bloß ästhetisch-litterarische Neigungen sind, die den jungen Philologen gerade zu Aeschylos geführt haben.

Das große politische Problem, vor dem die deutschen Patrioten seit den Freiheitskriegen standen, wird auch im Hintergrunde der ersten größeren,

historischen Arbeit sichtbar, mit der D. kurz nach dem Erscheinen der Aeschylos-übersetzung hervortrat: in dem „Alexander" (1833). Die Gesammtauffassung und das politische Urtheil ist durch die Analogie der deutschen Verhältnisse beeinflußt, ohne dadurch verfälscht zu sein. Die Stellung der makedonischen Militärmonarchie gegenüber dem zersplitterten, particularistischen Hellenenthum erscheint fast als ein Seitenstück zu dem von patriotischen Männern gewünschten Supremat Preußens über die deutschen Kleinstaaten. Die nationale Einigung, der nationale Gesammtstaat erscheint als die oberste Forderung der Zeit und als der Maßstab des historischen Urtheils. Darum fällt alles Licht auf Alexander, aller Schatten auf Demosthenes. Der Sieg des Demosthenes hätte nicht zu einer national-politischen Regeneration, sondern zur Erhaltung des kleinstaatlichen Particularismus, der inneren Zwistigkeiten, der Abhängigkeit vom Auslande, von Persien, geführt. Die Hellenen waren unfähig, aus eigener Kraft den Entschluß zur nationalen Einigung zu finden: so mußte sie ihnen von außen, von dem stammverwandten Militärstaat an der Grenze, aufgezwungen werden. — Neben dieser politischen Auffassung, die der herkömmlichen Parteinahme für die republikanische Freiheit und Unabhängigkeit scharf entgegentrat, tritt in dem Werke die große universalhistorische Culturidee, die sich an den Namen Alexander's knüpft, stark hervor. Hier spürt man einen Hauch vom Geiste Hegel's. Der Hegel'sche Gedanke von der Verkörperung der großen weltbewegenden Ideen in den Helden der Geschichte, dieser Gedanke, der ja auch Wilhelm v. Humboldt und die ganze idealistische Philosophie jener Zeit erfüllte, findet hier an einem großen classischen Musterbeispiel seine Ausführung; aber nicht in vagen Speculationen, sondern in quellenmäßig begründeter Geschichtsdarstellung. Die Arbeiten über das Lagidenreich sind als Vorstudien dazu zu betrachten; der Alexandergedanke mit seiner ideellen und poetischen Kraft hatte offenbar schon früh im Geiste des jungen Gelehrten gezündet. Die eigentlich quellenkritische Forschung tritt freilich in dem Buche selbst zurück vor dem Bemühen um lebendiges Verständniß und anschauliche Darstellung der geschichtlichen Zusammenhänge; die Bedingungen des staatlichen Lebens, die Verkettung der Ereignisse, die Eigenart der handelnden Personen werden mit politischem Verstand und künstlerischer Freude dargestellt. Philologen und Historiker fanden denn auch mancherlei zu tadeln; aber einen bessern „Alexander" hat uns trotzdem bisher die Wissenschaft nicht beschert. — Das gilt auch von den beiden Bänden, die im Laufe eines Jahrzehnts dem Alexander folgten: über die Nachfolger Alexander's und die Bildung des hellenist. Staatensystems (1836. 1843). Man muß sie im Zusammenhang mit dem „Alexander" betrachten und würdigen. Im „Alexander" hatte D. zeigen wollen, wie in der Person dieses Heldenkönigs das altheimische makedonische Wesen und die Beschränktheit des Griechenthums überwunden, die neue Zeit vorgebildet erscheint. Es sollte keine Monographie, keine Biographie sein, sondern die Einleitung zu dem größeren Werke, das auch mit den beiden erwähnten Bänden nach der ursprünglichen Intention des Autors noch nicht abgeschlossen war. Der Gegenstand dieses Werkes war die Entstehung und Ausbreitung der hellenistischen Cultur in den Staatenkämpfen und Völkermischungen der griechisch-orientalischen Welt seit den Eroberungszügen Alexander's. Der ursprüngliche Plan des Werkes ging dahin, den ganzen Zeitraum zu erforschen und darzustellen, der zwischen Alexander und Cäsar liegt, und der aus dem Griechenthum zum Christenthum hinüberführt. Es schien dem Verfasser möglich, „in der Geschichte dieser Jahrhunderte, die wie ein unbestelltes und gern gemiedenes Feld zwischen den Studien der classischen Philologie und denen der Theologen lag, das hellenistische Wesen als das eigentlich maß-

gebende und befruchtende nachzuweisen und dessen Antheil an der Schaffung der neuen Weltepoche, die da werden sollte, zu entwickeln". Die Bezeichnung „hellenistisch" war bis dahin nur von der Sprache der west-östlichen Völkermischung gebraucht worden; D. verwandte sie für den neuen, von ihm zuerst aufgestellten Begriff einer eigenthümlichen west-östlichen Cultur, wie sie jenem Idiom entsprach. Er betont die Bedeutung dieser Culturepoche für die allgemeine Geschichte der Menschheit. Die Vermischung des abendländischen und des morgenländischen Lebens hat die alt-nationalen Culturen zerstört, hat den Untergang des Heidenthums vermittelt, hat in das Leben der Völker jenen Bruch gebracht, aus dem sich das Bedürfniß des Trostes und einer Religion, die über das traurige Hienieden erhob, entwickeln mußte. Dieselbe Gebrochenheit beherrscht auch die politischen Gestaltungen des Lebens und hat die Ausdehnung des Römerreichs, die Entstehung des Sassanidenreichs, schließlich auch die muhamedanischen Staatenbildungen auf diesem Boden ermöglicht. Aber das hellenistische Wesen, diese neue, durch Macedonier und Griechen vermittelte Cultur hat seine staatliche Existenz überlebt, um als Bildung und Mode, als Philosophie und Aufklärung, als Wissenschaft und Aberglaube fortzudauern und selbst die römische Welt zu beherrschen, um noch das beginnende Christenthum durch endlosen Dogmenstreit und Häresie zu durcharbeiten, bis es endlich erst vor dem Muhamedanismus aus der östlichen Welt ganz verschwunden ist. — Diesen ganzen geschichtlichen Proceß wollte D. eigentlich darstellen. Der mit dem Siegeszuge Alexander's beginnenden Umbildung Griechenlands und des Orients, der Gestaltung des hellenistischen Staatensystems, wie sie in den drei erwähnten Bänden geboten werden, sollte noch die Darstellung des Hinsiechens dieser Staatenwelt im Osten und Westen, der ihr zur Seite gehenden Zersetzung der alten Nationen und ihrer Culturen mit den charakteristischen Erscheinungen der Theokrasie, des Serapismus und Chaldäismus folgen. Diese Fortsetzung hat D. nicht mehr geschrieben. Andere wissenschaftliche und praktische Interessen hatten ihn inzwischen ergriffen. Aber die Nachprüfung und Verbesserung der drei erschienenen Bände hat er sich fortdauernd angelegen sein lassen. In der zweiten Auflage wurden sie in einem einheitlichen Rahmen als „Geschichte des Hellenismus" zusammengefaßt (1877. 1878). Die kritische Fundirung hat darin noch erhebliche Fortschritte gemacht, wenn auch eine gewisse Willkürlichkeit im Deuten und Combiniren, wie sie durch die Lückenhaftigkeit und Dürftigkeit der Ueberlieferung bedingt war, sich als unvermeidlich für eine geschlossene und zusammenhängende Darstellung erwies. Namentlich die Chronologie ist durch eingehende Forschungen vielfach berichtigt worden; die neuen Ergebnisse, die aus den Forschungen der Orientalisten, aus den griechischen Inschriften und Münzfunden zu gewinnen waren, sind mit gewissenhafter Sorgfalt in den eingehend revidirten Text und in die vermehrten kritischen Excurse hineingearbeitet worden. Neben den neuen Darstellungen von B. Niese und von Kaerst wird das Werk Droysen's in seiner scharf ausgeprägten Eigenart immer einen ehrenvollen Platz behaupten.

Zwischen die Herausgabe des „Alexander" und des ersten Theils der „Diadochen" fällt wieder eine poetische Philologenarbeit, die Nachdichtung der Komödien des Aristophanes, die in 3 Bänden 1836—38 erschien, und die 1864 eine zweite, 1881 eine dritte Auflage erlebt hat. Die äußere Anregung dazu hat des Verfassers Freund, Felix Mendelssohn gegeben; was D. innerlich zu der Arbeit hinzog, war nicht allein die künstlerische Freude an dem geistreichen Spiel der Phantasie dieses ausgelassensten aller griechischen Poeten, sondern vor allem der frische Hauch lebendiger historischer Wirklichkeit, der aus diesen politischen Satiren sprach: die unmittelbare Vergegenwärtigung des

Lebens und Treibens der attischen Demokratie, auf deren Boden diese Kunstproducte erwachsen waren, für die Nachwelt zugleich historische Denkmäler ersten Ranges, beredte Zeugen des Geistes ihrer Zeit. Wie viele von unsern Gebildeten kennen den Aristophanes nur aus dieser mit feinstem künstlerischen Verständniß, mit Geist und Laune, leicht und gefällig und doch mit so eindringender Sorgfalt geschaffenen Nachbildung! Es ist ein Buch, das dem Vossischen Homer, dem Schlegel'schen Shakespeare an die Seite gestellt werden darf.

Dies Jahrzehnt einer fast überreichen litterarischen Production (1830 bis 1840) war für D. zugleich eine Zeit angestrengtester Berufsthätigkeit und geistreicher Geselligkeit; in dieser Epoche hat er sich auch sein Haus gegründet. — Sobald es zulässig, drei Jahre nach der Promotion, kurz nach dem Erscheinen des „Alexander", hat sich der junge Gymnasiallehrer als Privatdocent für classische Philologie an eben der Universität habilitirt, an der er seine akademische Bildung genossen hatte (1833); zwei Jahre darauf (1835) ist er zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Er bezog als solcher kein Gehalt. Die Lehrthätigkeit am Gymnasium und das damit verbundene Gehalt von 800 Thalern blieb die ökonomische Grundlage seiner Existenz. Die Lage war nicht glänzend, aber sie erlaubte ihm immerhin, an die Begründung einer eigenen Häuslichkeit zu denken. Seit Jahren verkehrte er in dem Friedlaender'schen Familienkreise, in den ihn einer seiner Freunde, der damalige Custos an der königlichen Bibliothek, spätere Archivar Gottlieb Friedlaender eingeführt hatte; wie zart und innig diese Beziehungen waren, zeigen anmuthige poetische Gaben aus den „guten Tagen" des Frühlings und Sommers 1834, die zu einem Familienfeste für die Mitglieder dieses Kreises gedruckt worden sind. In dieser Zeit werden sich die Bande gesponnen haben, die im Jahre darauf zur Vermählung Droysen's mit der schönen, noch sehr jugendlichen Tochter des Buchhändlers Mendheim, einer Enkelin des Friedlaender'schen Hauses, gediehen sind. Es war eine glückliche Ehe, die aber schon nach zwölf Jahren (1847) durch den Tod der Frau gelöst worden ist; ihr entstammen zwei Söhne und zwei Töchter. — Eigenes Vermögen besaß die junge Frau nicht; es kann keine Rede davon sein, daß D., wie ein Nekrolog zu erzählen weiß, allen pecuniären Sorgen durch diese Heirath enthoben und aus der bisherigen Enge seiner wirthschaftlichen Existenz in eine Wohlhabenheit versetzt worden sei, die ihm erst die freie Entfaltung seiner Talente ermöglicht hätte. Er konnte nicht daran denken, sein Lehramt am Gymnasium aufzugeben, wie er es wohl gewünscht hätte; außer den 20 wöchentlichen Lehrstunden, die er hier zu ertheilen hatte, gab er noch 6 Stunden in der Woche Unterricht an der Gewerbeschule; und die Vorlesungen an der Universität beanspruchten bis zu 10 Stunden wöchentlich. An der Universität las er über alte Geschichte und alte Geographie, Geschichte der Griechen, Geschichte des griechischen Dramas, Geschichte der attischen Beredsamkeit. Manche leichtere litterarische Arbeit mußte neben alledem noch gemacht werden; an Ruge's Hallischen Jahrbüchern und an anderen Zeitschriften hat D. damals fleißig mitgearbeitet; in diesen Artikeln und Recensionen, die zum Theil anonym erschienen sind, kommt die geistreiche Lebendigkeit seines Wesens, sein umfassendes wissenschaftliches Interesse vielleicht am glänzendsten zum Ausdruck. Dabei fand er immer noch Zeit, sich dem Verkehr in einem künstlerisch und poetisch angeregten Freundschaftskreise zu widmen, zu dem außer Felix Mendelssohn und Moritz Veit (dem späteren Verleger) noch der Jurist Louis Heydemann und Eduard Bendemann gehörten. Er war der Poet dieses Kreises, wie Mendelssohn der Musiker und Bendemann der Maler; zu mehreren Liedern von Felix und Fanny Mendels-

sohn hat D. die Texte gedichtet, meist zarte, anmuthige, aber auch ernste und kräftige Verse (Ed. Peters rev. von Alfred Dörffel Nr. 64, 66, 68; 35, 57, 63). Durch die Musikabende im Mendelssohn'schen Hause wurden D. die Schöpfungen von Bach, Beethoven, Mozart, Schubert aufs innigste vertraut; er hat sich später mit der „Zukunftsmusik" von Liszt und Wagner nie recht befreunden können. Schon 1829 hatte D. bei der von Felix Mendelssohn unternommenen Erstaufführung von Bach's Matthäuspassion durch verständnißvolle Aufsätze in Berliner Journalen mitgewirkt, wobei er namentlich den protestantischen Geist dieser Musik hervorhob. Das Malerische spielt in diesem talentvollen Kreise, zu dem auch J. Hübner und andere Künstler in nahen Beziehungen standen, eine große Rolle; D. selbst, dadurch angeregt, hat sich in Zeichnungen und an der Staffelei versucht; seinem Freunde Bendemann, einem Schüler des Düsseldorfer Wilhelm Schadow, hat er bei der Auswahl malerischer Vorwürfe oft mit seinem Rath zur Seite gestanden; zu den Radirungen der mythologischen Fresken, die Bendemann für die Festräume des Dresdner Schlosses gemalt hatte, hat er ästhetische und mythologische Erläuterungen geschrieben.

Auf die Dauer war dies angeregte, aber auch übermäßig anstrengende Leben und Arbeiten selbst seiner ungemein elastischen Natur doch unerträglich. Er sehnte sich nach einer Lage, in der er sich auf die akademische Berufsthätigkeit beschränken konnte. So kam ihm ein Ruf nach Kiel sehr gelegen, der im Herbst 1839 an ihn erging und ihm für die Uebernahme des Ordinariats ein Gehalt von 1200 Thalern in Aussicht stellte. Allerdings verließ er Preußen und Berlin sehr ungern; er wäre gern geblieben, wenn man ihm sein Gymnasiallehrergehalt als Besoldung für das Extraordinariat gewährt hätte, so daß er das Schulamt hätte aufgeben können. Der vortragende Rath im Ministerium, Johannes Schulze, war dem geistvollen jungen Docenten sehr gewogen; die Beziehungen, die zwischen ihnen bestanden, haben auch nach Droysen's Entfernung von Berlin fortgedauert. Aber die Erfüllung der Wünsche Droysen's ist dadurch nicht befördert worden, weder damals noch später. Der Minister Altenstein wollte nicht darauf eingehen; bei aller Anerkennung seiner Leistungen wollte er höchstens 300 Thaler bewilligen. So hat sich denn D. entschlossen, den Ruf nach Kiel anzunehmen und ist zu Ostern 1840 dorthin übergesiedelt. — In Kiel hatte D. das Fach der Geschichte in seiner ganzen Ausdehnung zu vertreten. Er las hintereinander die Geschichte des Alterthums, des Mittelalters, der neueren Zeit, je in einem Semester; erst 1842 gab er das Mittelalter an Waitz ab. Neben diesen allgemeineren Vorlesungen hat er auch noch Gegenstände aus der griechischen Litteraturgeschichte, namentlich Dramatiker und Redner, behandelt; vor allem aber hat er hier zum ersten Mal deutsche Geschichte und Geschichte der Freiheitskriege vorgetragen. Wissenschaft und Leben stehen dabei in engem Zusammenhang. In Kiel, an den gefährdeten Grenzmarken deutschen Lebens ist die ethisch-politische, deutsch-patriotische Grundströmung seines Wesens zum Durchbruch gelangt; die Beschäftigung mit dem Alterthum, die ästhetisch-humanistischen Interessen treten zurück vor der großen Forderung des Tages, die auch an die Vertreter der historischen Wissenschaften erging: mitzuhelfen an dem Bau des nationalen Staatswesens. So ist aus dem Berliner Philologen der Kieler Historiker geworden und zugleich der politische deutsche Professor der vierziger Jahre, dessen historischen Typus gerade D. mit am kräftigsten darstellt. Das erste litterarische Denkmal dieser Wandlung sind die 1846 herausgegebenen „Vorlesungen über die Freiheitskriege" (2 Bde.). Es ist ein Colleg über die allgemeine europäische Geschichte vom Aufstand der amerikanischen Colonien bis zum Wiener Frieden und der heiligen Allianz;

es ist gedruckt wie es im Winter 1842/43 gelesen worden ist, und es hat durch den Druck nicht verloren. Es ist ein Buch voll Geist und Feuer, voll Enthusiasmus und sittlicher Wärme, weniger eine pragmatische Geschichtserzählung, als das historische Fundament für ein politisches Programm, das deutlich genug zum Ausdruck kommt. Die Tendenz zur Freiheit — zur „königlichen Vollfreiheit des sittlichen Menschen" in Fichte's Sinne — erscheint dem Verfasser als der positive Inhalt dieser ganzen Epoche. Der äußeren Freiheit und Unabhängigkeit der Staaten muß die innere Freiheit entsprechen; sie kann nur erreicht werden, indem die Staatsmacht, die unbedingt erhalten werden muß, sich mit den geretteten und wiederbelebten Elementen freier Selbstbestimmung der Völker verbindet: constitutionelle Verfassung und nationale Staatsbildung sind die großen Forderungen, auf die das ganze hinausläuft. „Der Staat, der dem Volke verloren gegangen ist, soll wieder des Volkes werden". In den Ideen Stein's, in seiner Wirksamkeit sieht der Verfasser das Programm der Zukunft; das neue Preußen, wie es den Männern der Reform vorschwebte, würde der kräftige Führer des neuen Deutschlands geworden sein. Die Reformgesetzgebung ist für Preußen gewesen, was für Frankreich die Revolution war; ihre weiteren Consequenzen müssen gezogen werden. Die thatsächliche Gestaltung der Dinge befriedigt die Wünsche der Patrioten nicht, weder die büreaukratische Wendung der Reformgesetzgebung in Preußen, noch der Föderalismus des Bundestages, noch die legitimistischen Neigungen aus der Zeit der heiligen Allianz, die mit beißender Ironie kritisirt wird. Eine deutliche und entschiedene Ansicht über die Zukunft Deutschlands, über die Lösung der deutschen Frage finden wir noch nicht. Die Auffassung, der warme, begeisterte Ton der Rede, der starke ethische Accent, sind die Hauptsache an dem Buche, das Alfred Dove die „liebenswürdigste von Droysen's Schriften" genannt hat. Es hat aber auch wissenschaftlich unzweifelhafte Verdienste. Der weite Horizont der historischen Betrachtung, die gleichermaßen das staatliche, das wirthschaftlich-sociale, das geistige Leben in seinen markantesten Aeußerungen umfaßt und das alles zu einem historischen Gesammtproceß verknüpft, die großen Perspectiven, in die die jüngste Phase der europäischen Entwicklung gestellt wird, die reiche und vielseitige Bildung, die damit in den Dienst der neuesten Geschichtschreibung gestellt war, bedeuten einen entschiedenen historiographischen Fortschritt. Nach der Seite quellenmäßiger Forschung ist das Buch heute durch die inzwischen erfolgte Eröffnung der Archive überholt. D. hat nur gedrucktes Material zu Gebote gestanden. Mit beredten Worten hat er es beklagt, daß unsere Geschichte stumm sei, daß unsere Archive verschlossen blieben, daß wir uns die Geschichte der letzten entscheidenden Epoche, die Preußen und Deutschland erlebt hatte, von Ausländern müßten erzählen lassen, die den Engländern oder gar den Russen den Hauptruhm des großen Befreiungskampfes zurechneten. „Die geschichtliche Auffassung dieser großen Zeit" — so hat er noch später geurtheilt — „auch die in unserer Litteratur und in vielen Kreisen unseres Volkes vorherrschende, stand gleichsam unter dem Joch derselben Fremdherrschaft, die in so stolzer Erhebung und in so glorreichen Schlachten gebrochen worden war; von unserer Geschichte jener Zeit kam kaum hier und da ein einzelnes Blatt zum Vorschein: es wurde bis in die vierziger Jahre hinein in unseren officiellen Kreisen nicht gewürdigt, von welcher auch politischen Bedeutung es sei, dem Volk in seiner Geschichte das Bild seiner selbst zu geben." — Unter diesem Gesichtspunkt muß das Buch beurtheilt werden. Es war mehr für das gebildete Publicum, als für die eigentlichen Fachgelehrten geschrieben, und in dieser Hinsicht hat es seine Wirkung nicht verfehlt. In den gelehrten Kreisen, wenigstens bei

der Ranke'schen Schule, fand es keine günstige Aufnahme. W. Giesebrecht kritisirte es scharf und nicht eben wohlwollend in der „Staatszeitung"; H. v. Sybel wandte sich in Adolf Schmidt's Hist. Zeitschrift namentlich gegen die Auffassung Burke's. In den officiellen preußischen Kreisen verstimmte die scharfe Kritik der bestehenden Zustände und die entschiedene liberale Haltung. Friedrich Wilhelm IV. hat den ersten Band noch entgegengenommen; den zweiten sandte er dem Verfasser zurück, weil die Sarkasmen über die heilige Allianz ihn tief verletzt hatten. In Preußen war D. damit zunächst unmöglich geworden. Dagegen hat ihm das Buch einen Ruf nach Jena eingetragen, wo die schwere Erkrankung Luden's einen Ersatz nöthig machte. Die Verhandlungen sind jedoch damals (1846) an den ungenügenden Jenenser Gehaltsverhältnissen gescheitert. — Es war wichtig für Droysen's weitere Entwicklung, daß er zunächst in Kiel blieb, wo er übrigens eine erfolgreiche akademische Wirksamkeit und die besten collegialischen Beziehungen hatte; namentlich mit Justus Olshausen, Otto Jahn, Georg Waitz, auch mit Dorner, Madai, Falck, Hegewisch, Ravit stand er zum Theil in freundschaftlichen Verhältnissen. Die schleswig-holsteinsche Bewegung war damals bereits im Gange; in den nächsten Jahren wuchs sie zu ungeahnten Dimensionen und brachte auch die deutsche Frage in lebhaften Fluß, bis das Sturmjahr 1848 die verhängnißvolle Krisis herbeiführte. An dem ganzen Verlauf dieser Bewegung ist D. in hervorragender Weise als Publicist und Parteimann bethätigt gewesen.

Der Beginn der Bewegung trifft ungefähr mit der Uebersiedlung Droysen's nach Kiel zusammen. Seit der Thronbesteigung Christian's VIII. (1839) trat die Frage der Erbfolge hervor für den wahrscheinlichen Fall, daß dessen Sohn und Nachfolger, Friedrich (VII.), ohne Erben bleiben würde. Dann hätten rechtmäßiger Weise die in bloßer Personalunion mit Dänemark stehenden Herzogthümer, unter dem erbberechtigten Prinzen Christian von Augustenburg von der dänischen Monarchie, in der die weibliche Erbfolge galt, getrennt werden müssen. Dagegen verfolgte Dänemark seit 1815 den Plan, einen Einheitsstaat herzustellen und wenigstens Schleswig der dänischen Monarchie völlig einzuverleiben, aber auch Holstein, dessen Zugehörigkeit zum deutschen Bunde einer solchen Incorporirung entgegenstand, bei Dänemark zu erhalten. Die verschärften Danisirungsbestrebungen seit 1839 riefen die Opposition der Deutschen hervor, und D. war neben Samwer, Waitz, Olshausen, Falck, einer der lebendigsten und wärmsten Vertreter der deutschen Interessen. Zu einer bedeutsamen öffentlichen Kundgebung war es schon im J. 1843 gekommen, anläßlich der Jubelfeier des Vertrages von Verdun, die nach der romantischen Geschichtsanschauung ihres Urhebers, König Friedrich Wilhelm's IV., dem tausendjährigen Bestehen des deutschen Reiches gelten sollte. Bei der akademischen Feier in Kiel hielt D. die Festrede und er benutzte diese Gelegenheit zu einer Demonstration im deutsch-nationalen Sinne, die den anwesenden Curator in die größte Verlegenheit versetzte. Das Volksfest, das sich daran schloß, und an dem gegen 10 000 Festgenossen, darunter viele Bauern aus der Umgegend, theilnahmen, bot eine erwünschte Gelegenheit zur nationalen Propaganda durch Trinksprüche und Festreden. Diesem Vorspiel waren bald gewichtigere Ereignisse gefolgt. Auf dem Landtage von Roeskilde war auf den Antrag des Bürgermeisters von Kopenhagen, Allgreen-Ussing, von den dänischen Ständen eine Resolution gefaßt worden, die den König aufforderte, in dem ganzen Umfange der Monarchie die Geltung des Königsgesetzes und die cognatische Erbfolge zu proclamiren, d. h. also die Trennung der Herzogthümer von Dänemark für jenen in Aussicht stehenden Fall zu verhüten. Gegen diese Absicht hatte sich eine rührige Opposition in den Herzogthümern erhoben,

an deren Spitze die Kieler Universität in enger Vereinigung mit den übrigen wissenschaftlichen Anstalten der Länder stand. D. hatte eine Adresse dagegen verfaßt, die in 1000 Exemplaren gedruckt und im Lande verbreitet wurde, um dann, mit vielen Unterschriften bedeckt, an die zu Itzehoe versammelten schleswig-holsteinschen Stände überreicht zu werden. Der Eindruck dieser Opposition war sehr bedeutend gewesen, aber er hatte die dänische Gesammtstaatspolitik nicht zu hemmen vermocht. Am 8. Juli 1846 erschien der bekannte Offene Brief Christian's VIII., der mit Berufung auf ein Abkommen mit dem Herzog von Holstein-Gottorp von 1721, Schleswig sammt dem Gottorp'schen Antheil von Holstein für Dänemark als integrirenden Bestandtheil der Gesammtmonarchie reclamirte. Auf diese Provocation antwortete ein Gutachten von neun Kieler Professoren, unter denen sich auch D. befand, „über das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig". D. selbst hatte einen erheblichen Antheil an dieser Schrift. Trotz des königlichen Verbotes wurde sie in Hamburg gedruckt und im Wege des Buchhandels verbreitet. Die Regierung ging mit dem Plane um, die ungehorsamen Professoren abzusetzen; aber sie wagte es schließlich doch nicht, mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung, die überall in den Herzogthümern auf Seite der Verfasser des Gutachtens stand. Die Stände der Herzogthümer hatten die unauflösliche Verbindung der beiden Länder und ihr gemeinsames Erbrecht in der Erklärung von Neumünster gewahrt, die Agnaten hatten gegen den „Offenen Brief" protestirt, der Bundestag war, wenn auch in sehr zahmer Form, für ihre Rechte eingetreten. Die erregte öffentliche Meinung wurde durch einen zweiten Brief vom 18. September beschwichtigt; die Verfasser des „Gutachtens" kamen mit einem Verweise davon: statt des erwarteten Donnerschlages traf sie der zähe, kalte Dauerregen obrigkeitlicher Mißgunst. D. aber machte sich nun daran, die schwierige Materie, um die es sich handelte, in einer gründlichen historisch-staatsrechtlichen Untersuchung ans Licht zu stellen; er vereinigte sich dazu mit seinem Freunde und früheren Schüler, dem Advocaten Karl Samwer, der die staatsrechtliche Seite der Sache bearbeitete; aus ihren gemeinschaftlichen Bemühungen ging ein Buch hervor, das den Titel führt: „Die Herzogthümer Schleswig und Holstein und das Königreich Dänemark. Actenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit 1806". (1850 Hannover.)

Die Bewegung trat in eine neue Phase durch den Tod Christian's VIII. und die Thronbesteigung Friedrich's VII. Ein Patent des neuen Königs vom 28. Januar 1848 suchte durch Gewährung einer constitutionellen Gesammtverfassung für die ganze Monarchie mit Einschluß der Herzogthümer die Idee des Einheitsstaates zu verwirklichen und den nationalen Widerstand durch die Reize des Constitutionalismus zu überwinden. Der Plan befriedigte weder die Herzogthümer noch die eiderdänische Partei, die die Geltung der neuen Verfassung auf Schleswig beschränken wollte. D. ließ am 5. Februar 1848 eine Flugschrift gegen das königliche Patent ausgehen, die den Titel führt: „Die gemeinsame Verfassung für Schleswig-Holstein und Dänemark", in der er den Köder des Constitutionalismus zurückwies und vor allem an dem nationalen Princip festzuhalten mahnte. Er erklärte mit drastischer Deutlichkeit, „daß die Schleswig-Holsteiner sich zu gut hielten, eine Mulatten-Nation zu werden". Die Erregung des Moments wurde gesteigert durch die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution. Während die Deputation einer Schleswig-Holsteinschen Notabeln-Versammlung, die in Rendsburg abgehalten worden war, eine besondere Repräsentation für die Herzogthümer und die Einfügung Schleswigs in den deutschen Bund verlangte, wurde König Friedrich VII. durch das neue Ministerium, das ihm die radicale eiderdänische Partei auf-

gedrängt hatte, zu der Erklärung veranlaßt, daß Holstein eine besondere Verfassung erhalten, Schleswig aber in Dänemark einverleibt und unter die gemeinsame Verfassung gestellt werden würde. Alles war vorbereitet, um die Herzogthümer, die man überraschen zu können glaubte, durch Waffengewalt zur Annahme dieser Entscheidung zu zwingen. — In den Herzogthümern war es indessen auf die Kunde von der Berufung eines eiderdänischen Ministeriums bereits zum Aufstande gekommen. Eine provisorische Regierung wurde gebildet, am 23. März 1848; am 24. März rückte der Prinz von Noer mit einer schnell zusammengerafften Mannschaft nach Rendsburg, wo die Besatzung sofort zu den Aufständischen übertrat. An diesem Zuge hat sich auch eine Anzahl Kieler Professoren, unter ihnen D., mit ihren Studenten betheiligt. D. wurde von der provisorischen Regierung nach Frankfurt gesandt, um für ihre Anerkennung beim Bundestage zu wirken und um dann weiterhin die Vertretung Holsteins in dem Ausschuß der siebzehn Vertrauensmänner zu übernehmen, die der Bundestag (nach den siebzehn Curien des „engeren Rathes") eingeladen hatte, bei dem neuen Verfassungswerk mitzuwirken.

Am 6. April 1848 trat D., bevor noch der Bundestag die provisorische Regierung in Kiel anerkannt hatte, als Mitglied in diese Körperschaft der Siebzehn ein. Wie er hier gewirkt hat, geht aus den Aufsätzen hervor, die er 1849 unter dem Titel: „Beiträge zur neuesten deutschen Geschichte" veröffentlicht hat. Es war nicht seine Meinung, daß der Entwurf einer Verfassung die Hauptsache sei und daß die Siebzehn sich darauf beschränken sollten, diesen Entwurf auszuarbeiten, um ihn dann durch den Bundestag dem künftigen Parlament vorlegen zu lassen. Er hielt diese Bestrebungen, die sich in erster Linie auf das Verfassungswerk und seine constitutionellen Fragen richteten, für doctrinär; worauf es ihm in erster Linie ankam, das war „die einheitliche Machtbegründung" für Deutschland, und er war der Meinung, daß der Bundestag selbst, in dem ja bereits manche vom Geist der Zeit berührte, wohlmeinende und patriotische Männer saßen, diese Aufgabe in die Hand nehmen müsse. Dazu sollte ein Antrag führen, den die Siebzehn auf eine Anregung und Vorlage Droysen's hin am 17. April an die Bundesversammlung gerichtet haben. Dieser Antrag bezweckte, die Bundesgewalt zu energischer Bethätigung auf dem Gebiet der Militärverfassung und der auswärtigen Politik anzutreiben. Er empfahl die allgemeine Volksbewaffnung, d. h. die Ausdehnung des preußischen Systems der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr auf alle deutschen Staaten von Bundes wegen; er verlangte ferner die Schaffung einer deutschen Kriegsflotte, die bei dem in Aussicht stehenden Kriege mit Dänemark von ganz besonderer Bedeutung sein mußte; und er forderte endlich, daß der Bund die auswärtigen Angelegenheiten kräftig in die Hand nehme, den dänischen Krieg nicht bloß, wie es die Absicht war, Preußen überlasse, sondern im allgemein-deutschen Interesse darauf einwirke, womöglich im Bündniß mit Schweden und Holland, mit Belgien, mit Nordamerika. Indessen diese Anregung scheiterte an der principiellen Abneigung der beiden Großmächte und an der Unklarheit über die Form einer Bundes-Executivbehörde. Die Verfassungsfrage behielt doch die Oberhand und in diesen Dingen war Dahlmann die leitende Persönlichkeit unter den Siebzehn. Das Schicksal seines Verfassungsentwurfes, der aus den Berathungen dieser Körperschaft hervorging, ist bekannt. Er fand nicht die Zustimmung des Bundestages und ist gar nicht vor das Parlament gelangt. Die Aufgabe des Verfassungswerkes entglitt damit überhaupt dem Bundestage und den Vertrauensmännern und ging an die inzwischen zusammengetretene Nationalversammlung selbst über. D. aber hielt seinen Standpunkt fest, nach dem die erste Bedingung für den

neuen deutschen Staat die Begründung einer wirkungsfähigen Macht war. „Wir bedürfen", erklärte er in der Denkschrift vom 29. April —, „eines mächtigen Oberhauptes! Die Macht Oesterreichs war unsere Ohnmacht, während Preußen der Einheit Deutschlands bedarf, um die Lücken seiner Macht zu füllen." „Oesterreich kann, will es mit uns gehen, nicht anders als eine reine Personalunion seiner gemengten Staaten werden wollen; und nur so weit es das wird, kann es mit uns gehen"; die Gesammtstaatsidee müsse es aufgeben. „Preußen ist schon Deutschland in der Skizze. Es wird in Deutschland ‚aufgehen', d. h. statt sich constitutionell abzuschließen als Staatsindividualität, wird es durch Entwicklung der provinzialständischen Verfassung seine Vergliederung mit Deutschland und die der deutschen Staaten mit sich ermöglichen, um seine große und gesunde Machtorganisation — sein Heer- und Finanzwesen voran — als Rahmen für das Ganze zu bieten. Den Hohenzollern gebührt die Stelle, die seit den Hohenstaufen leer geblieben."

Auch D. selbst hatte ein Mandat zu der Nationalversammlung durch einen holsteinischen Wahlkreis erhalten. Er gehörte mit seinen Kieler Freunden und anderen Gesinnungsgenossen dem rechten Centrum an und wirkte unermüdlich für eine starke Reichsgewalt, für das hohenzollernsche Kaiserthum. Als Redner in der Paulskirche ist er nicht hervorgetreten, obwol er — nach dem Zeugniß von Robert v. Mohl — „sehr gut sprach, kräftig, staatsmännisch, mit bündiger Kürze". Er legte mehr Gewicht darauf zu überzeugen als zu überreden, und darum wirkte er mehr im kleinen Kreise und hinter den Coulissen. Niemand verstand besser als er, im persönlichen Gespräch politische Fragen fruchtbar und zweckvoll zu erörtern, die Lauen zu stärken, die Unentschiedenen zu gewinnen, die Partei zusammenzuhalten. In den Fractionssitzungen war er eine unentbehrliche Person; in den Ausschüssen bewährte sich seine Arbeitskraft, sein eindringendes Verständniß, seine Fähigkeit, schnell und scharf zu formuliren und zu redigiren. In diesem Sinne entfaltete er ein bedeutendes parlamentarisches Talent, durch das er auch hervorragenden Einfluß gewann. Mohl rechnet ihn zu den „politisch am besten organisirten Köpfen der Versammlung". Sehr anschaulich hat Heinrich Laube seine Wirksamkeit in der Paulskirche geschildert: wie der kleine Mann mit seinem Stock und seiner großen Brille unverdrossen zwischen den Bänken der verschiedenen Parteien umherwandert, hier beweisend, dort spottend, hier scheltend, dort beredend, um Uebereinstimmung in wichtigen Fragen zu bewirken; wie er dann wol einem befreundeten Fractionsgenossen im Vorübergehen einen Sarkasmus zuflüstert, ohne daß aber das kleine ernste Gesicht dabei eine Miene verzogen hätte. Fast immer sah man ihn mit seinem Greifswalder Collegen und Parteigenossen Georg Beseler, dem Bruder des schleswig-holsteinischen Statthalters, zusammen. „Sie waren beide" — sagt Laube — „mit voller Seele bei dem schweren Werke für unser Vaterland. Das Gelingen des Werkes war ihnen das Gelingen ihres Lebens; sie gingen so darin auf, daß vom Mai 48 bis Juni 49 nur die kurzen Stunden ihres Schlafes leer blieben vom Dichten und Trachten, vom Reden und Treiben, vom Versöhnen und Verbinden für das Zustandekommen eines deutschen Reiches." Und Robert v. Mohl hat Droysen's Haltung mit den Worten charakterisirt: „Zu allen Stunden und an jedem Orte lebte in dem kleinen unruhigen Manne kein Gedanke als der der Ordnung des Vaterlandes". Selbst während des Mittagstisches ging er im Club umher, „um zu ermuntern, vorwärts zu bringen, zu bessern und zu verbessern". Nach den Clubsitzungen war er fast jeden Abend im Englischen Hof zu finden, dem Hauptquartier der regierenden

Partei, wo die Aristokratie des Geistes, der Geburt, des Amtes, des Einflusses sich zusammenfand.

Ein wesentlicher Theil der Thätigkeit Droysen's entfällt auf die Arbeiten des Verfassungsausschusses, dem er mit Dahlmann, Waitz und Beseler angehörte und in dessen Sitzungen er das Protokoll führte; er hat später, nach der Auflösung der Nationalversammlung, einen Theil dieser Protokolle, die aus seiner Feder stammen, zum Druck befördert und damit der Nachwelt nicht bloß eine wichtige Geschichtsquelle, sondern, wie er meinte, auch eine Quelle politischer Belehrung zugänglich gemacht. Bei der Lectüre dieser „Verhandlungen des Verfassungsausschusses der deutschen Nationalversammlung" (1849) wird man das Urtheil Mohl's bestätigt finden, daß dies „meisterhafte Protokoll zwar nur einen geringen kanzleimäßigen Anstrich hat, aber die Verhandlungen auf das unterhaltendste und geistreichste abzeichnet".

D. hatte zu viel politischen Verstand und historische Erfahrung, um, wie die Mehrheit des Ausschusses und der Versammlung überhaupt, die Feststellung der individuellen Grundrechte zu überschätzen. Das Hauptgewicht legte er auch hier auf die Machtfragen, d. h. auf das Verhältniß der Einzelstaaten zur Centralgewalt und namentlich auch auf das Verhältniß des neuen Bundesstaates zu Oesterreich. Seine Meinung in dieser Hinsicht kennen wir schon. Er traf darin selbständig mit Dahlmann zusammen und der Verfassungsausschuß beschloß demgemäß. Dahlmann und D. haben es dann auch vornehmlich bewirkt, daß bei der Berathung des Verfassungsentwurfs im Plenum die entscheidende Frage des Verhältnisses zu Oesterreich vorangestellt wurde. Der Antrag des Ausschusses ging dahin, daß kein Theil des deutschen Reiches mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staat vereinigt sein dürfe; hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen dasselbe Oberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der Personalunion zu ordnen. Für Oesterreich bedeutete das die Zerreißung in Cis- und Transleithanien, die Unterordnung der deutschen Kronländer unter die Centralgewalt des Reiches. Niemand zweifelte, daß die österreichische Regierung sich diesen Bestimmungen nicht unterwerfen würde; es war der Satz der Verfassung, an dem sich die Geister schieden: auf der einen Seite die großdeutschen Idealisten, die Ultramontanen und Particularisten, auf der andern die entschlossenen kleindeutschen, für die preußische Führung entschiedenen Politiker. Die bisherige Majorität ging darüber in die Brüche; aber trotzdem wurde der Antrag mit großer Mehrheit am 27. October 1848 angenommen. — In diesem mit Dahlmann gemeinschaftlich eingeleiteten Versuch, „den Stier bei den Hörnern zu packen", dürfte der Höhepunkt der Wirksamkeit Droysen's in dem Frankfurter Parlament zu erblicken sein. Es ist bekannt, zu welch' heftigen Kämpfen es später in der Versammlung über den Ausschluß Oesterreichs gekommen ist, wie dann Schmerling, von kurzen Verhandlungen mit Schwarzenberg zu Olmütz im Januar 1849 nach Frankfurt zurückgekehrt, durch dilatorische Erklärungen Oesterreichs dem Beschluß des Parlaments die politische Spitze abzubrechen verstanden hat. D. hat später einmal erzählt, wie er damals in Frankfurt zufällig, im Vorbeigehen die hämischen Worte von dem Oesterreicher gehört habe: „Da haben wir den Preußen einmal ordentlich in die Suppe gespuckt". — Es ist hier nicht der Ort, auf die weiteren Beschlüsse und taktischen Manöver in der Versammlung einzugehen; es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß D. namentlich bei den wiederholten Abstimmungen über die Frage des Erbkaiserthums, so bei dem Antrag Welcker, die rührigste agitatorische Thätigkeit entfaltete. Als schließlich durch die Vereinigung der

Centrumsfractionen mit der radicalen Fraction Heinr. Simon's die Entscheidung für das preußische Erbkaiserthum gefallen war (28. März 1849), als die Deputation nach Berlin abgeordnet wurde, um König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anzutragen, da eilte auch D., obgleich ohne officiellen Auftrag, nach Berlin, um die Stimmung zu sondiren und womöglich vorzubereiten; er war auf das lebhafteste und persönlichste an der bevorstehenden Entscheidung interessirt. Damals ist er auch, zum ersten Mal, soviel wir wissen, bei Ranke gewesen, der die Kaiserwahl mißbilligte. D. hat ihn nicht von der Möglichkeit und Heilsamkeit dieser Wendung zu überzeugen vermocht. „Sie verstehen die Geschichte nicht!" rief ihm der Freund Friedrich Wilhelm's IV. zu; und D. erwiderte: „Die Geschichte wird einst zeigen, wer sie besser verstand, wir oder Sie!"

Die Ablehnung Friedrich Wilhelm's IV. warf das ganze Verfassungswerk von Frankfurt über den Haufen und schuf eine Lage, die nur noch die Wahl zwischen Selbstauflösung der Nationalversammlung und Revolution ließ. D. hat mit Entschiedenheit dafür gewirkt, daß seine Partei aus der Versammlung ausschied, was dann ja nach und nach alle gemäßigten Elemente überhaupt gethan haben. Ohne Preußen gab es für ihn kein Deutschland; gegen Preußen konnte auch die Revolution nicht helfen: sie würde nur zu einer engeren Verbindung des deutschen Zukunftsstaates mit Rußland und Oesterreich gegen die nationalen Bestrebungen in Deutschland gedrängt haben. Das war seine Auffassung der Lage. Die Zusammenkunft der erbkaiserlichen Partei in Gotha zum Zweck moralischer Unterstützung der preußischen Unionspolitik, die mit dem Dreikönigsbündniß inaugurirt worden war, hatte er nicht gebilligt; er hielt sich fern von dieser unberufenen Versammlung, die seiner Meinung nach nichts Rechtes wirken konnte. Ihm hatte sich durch die Erfahrungen von Frankfurt die Ueberzeugung aufgedrängt und befestigt, daß die deutsche Frage eine Machtfrage sei, daß der preußischen Regierung nunmehr überlassen werden müsse, den Weg zur Lösung zu finden. Als die Frucht dieser Ueberzeugung ist in jenen Tagen eine Flugschrift entstanden, die unter dem Titel „Gutachten eines Schleswig-Holsteiners" am 7. August veröffentlicht wurde; sie hat später den vollen Beifall Bismarck's gefunden, der öfters einen Neudruck gewünscht hat; mit Rücksicht darauf ist sie in die Sammlung der Abhandlungen aus der neueren Geschichte aufgenommen worden, wo sie den Titel führt: „Preußen und das System der Großmächte". In dieser Flugschrift führt D. aus, daß die deutsche Frage in erster Linie eine Frage der auswärtigen Politik sei. „Nicht von der ‚Freiheit', nicht von nationalen Beschlüssen aus war die Einheit Deutschlands zu schaffen. Es bedurfte einer Macht gegen die anderen Mächte, ihren Widerspruch zu brechen, ihren Eigennutz von uns zu wehren ..." „Die Sache der Nation ist jetzt bei Preußen" ... „Preußen muß die Stellung in Deutschland, die es mit Oesterreich gemeinsam üben sollte, fortan allein über sich nehmen; aber es muß sich bewußt sein, daß es damit den Boden des 1815 gegründeten Völkerrechts verläßt, daß das Bestehen eines engeren Bundes innerhalb des ehemaligen eine nur fictive Fortsetzung des ‚Rechtes über Deutschland' ist, das Oesterreich so lange mißbraucht hat" ... „Preußen darf sich nicht mehr dabei beruhigen wollen, doch nur die zweite Macht in Deutschland zu sein. Die deutsche Macht zu sein ist seine geschichtliche Aufgabe" ... „In diesem Sinne an die Spitze Deutschlands tretend, erneuere uns Preußen die wahrhafte Idee des Kaiserthums, wie sie seit dem fünften Karl an der dynastischen Politik Oesterreichs zu Grunde gegangen ist!" So klar und überzeugend hatte Niemand bisher den Weg bezeichnet, auf dem allein

noch die große nationale Angelegenheit ihrer Regelung entgegengeführt werden konnte, den Weg der zukünftigen Bismarck'schen Politik.

Für den Vertreter der schleswig-holsteinschen Sache bedurfte es einer unerschütterlichen Zuversicht in die deutsche Zukunft Preußens, um nicht irre zu werden an der preußischen Politik jener Tage. Der Waffenstillstand von Malmö bedeutete eine schwere Probe; aber D. hat sich dadurch nicht von seinen preußisch-deutschen Ueberzeugungen abbringen lassen. Nach dessen Kündigung nahm der Krieg, wie bekannt, zunächst eine günstige Wendung für die deutsche Sache; aber die Einmischung der Mächte trat ihr hindernd in den Weg: unter englischer Vermittlung wurde am 10. Juli 1849 der Berliner Waffenstillstand geschlossen, der zugleich die Friedenspräliminarien festsetzte. Danach sollte Holstein unter der Regierung der Reichsstatthalterschaft bleiben, die inzwischen von der deutschen Centralgewalt eingesetzt worden war; Schleswig sollte, unbeschadet seiner politischen Union mit der dänischen Krone, legislative und administrative Selbständigkeit genießen und trat zunächst unter eine abgesonderte Verwaltung; die Herzogthümer sollten also getrennt werden. Bei dieser Wendung hat D. wieder seine Stimme für die Sache Schleswig-Holsteins erhoben. In einem „Sendschreiben" an den Baron Pechlin, den vormaligen Vertreter Holsteins am Bundestage, erklärte er (im Herbst 1849): diese Friedensbasis sei für die Herzogthümer unannehmbar, für Dänemark unvortheilhaft, für die Ruhe Europas gefährlich. Nach seiner Meinung war es die Pflicht Preußens, im deutschen Sinne für die Sache der Herzogthümer einzutreten; die preußische Unionspolitik und die schleswig-holsteinsche Frage erschienen ihm als zwei Seiten desselben politischen Problems. Diese Auffassung hat ihn auch (April 1850) zu dem Unionsparlament nach Erfurt geführt, obwol er kein Mandat dazu hatte, da Holstein ja nicht zu der Union gehörte. Aber die Unentschlossenheit der preußischen Politik, wie sie in der schwankenden Haltung Friedrich Wilhelm's IV., in der Abneigung, anders als im Einverständniß mit Oesterreich zu handeln, hervortrat, eröffnete keine günstigen Aussichten; und die Befürchtungen Droysen's bestätigten sich, als unter dem Druck der auswärtigen Mächte, namentlich Rußlands, der Definitivfriede vom 2. Juli 1850 zu Stande kam, der die Herzogthümer in der Hauptsache sich selbst überließ. Es ist bekannt, wie dann die Dinge weiter verliefen, bis nach der Punctation von Olmütz der wiederhergestellte deutsche Bund die Beendigung des Freiheitskrieges der Schleswig-Holsteiner erzwang und auch Holstein den Dänen auslieferte. D. selbst mußte als Mitglied der schleswig-holsteinschen Landesversammlung nothgedrungen seine Zustimmung zu der neuen Ordnung der Dinge geben.

Von der dänischen Reaction, die nun einsetzte, durfte er nichts Gutes erwarten. Seine Freiheit und Sicherheit war in Gefahr. So kam ihm damals (1851) die Erneuerung des einst abgelehnten Rufes nach Jena sehr gelegen. Dennoch zögerte er, sein Schicksal von dem seiner Freunde zu trennen. In Berathungen mit diesen, namentlich mit Planck (so berichtet Willy Boehm nach eigenen Erzählungen Droysen's) wurde beschlossen, daß er nur bleiben solle, wenn die mit der Ausführung der Friedensbestimmungen beauftragten Civilcommissarien übereinstimmend erklären würden, daß gegen die Universitätsprofessoren nicht (wie früher in Hannover) nach Willkür, sondern nach Urtheil und Recht verfahren werden solle. Der österreichische und der preußische Commissar gaben diese Erklärung, der dänische nicht. Darauf entschloß sich D. den Ruf anzunehmen und siedelte 1851 nach Jena über. — In seinem Hause hatte sich inzwischen eine schicksalsvolle Veränderung vollzogen. Seine erste Gemahlin war schon 1847 gestorben; 1849 hatte er seinen Kindern

eine zweite Mutter gegeben, Emma Michaelis, die Tochter des Kieler Gynäkologen, eine Nichte seines Freundes Otto Jahn. Von ihr ist ihm noch ein Sohn geboren worden. Sie ist ihm 32 Jahre hindurch eine treue und verständnißvolle Lebensgefährtin gewesen.

Unter den politischen Erregungen der letzten Jahre war die wissenschaftliche Production Droysen's nicht verkümmert: gerade in dieser Epoche hat er ein Werk geschaffen, das vielleicht als sein vollkommenstes litterarisches Erzeugniß bezeichnet werden kann: den „York". Der erste Band dieses Buches ist noch in Kiel vollendet worden, in den Tagen der Agonie des schleswig-holsteinischen Freiheitskampfes; die beiden folgenden Bände fallen in die Zeit des Jenaer Aufenthalts. — Der Plan zu dem Werke hängt mit den politisch-wissenschaftlichen Interessen zusammen, die D. zur Beschäftigung mit den Freiheitskriegen geführt hatten. Sein Herzenswunsch wäre gewesen, eine Geschichte jener großen Zeit nach den preußischen Staatsacten zu schreiben. Aber dazu hätte die Berufung nach Berlin gehört und ein Auftrag, der ihm die streng verschlossen gehaltenen Archive öffnete. Unter dem Regiment Manteuffel's war darauf kaum zu rechnen: die Geschichte der preußischen Erhebung ließ sich daher zunächst nur biographisch bearbeiten, mit Hülfe von Familienpapieren, und der Zufall hatte D. ein gutes Material dieser Art über den alten Feldmarschall zugeführt, an dessen Person die Ueberlieferung den Beginn der großen Erhebung anknüpfte. Da fand D. den Mann, wie er damals noch in der Armeetradition lebte, eine Figur von altpreußischer Herbheit und Strenge, „scharf wie gehacktes Eisen". Was ihn vornehmlich zu dem Stoffe hinzog, war gerade das „specifisch Preußische" und das Militärische daran, die Mischung von strenger soldatischer Pflichterfüllung und kühner patriotischer Entschlußkraft. Er wollte der matten und zerfahrenen Gegenwart ein Bild des preußischen Wesens vorhalten, wie es in den großen Tagen der Freiheitskriege gewesen war. Er wollte an einer typischen Figur die moralischen Kräfte demonstriren, die damals in der Armee lebendig waren und das Vaterland gerettet hatten. Es ist bewundernswerth, in welchem Maße ihm das gelungen ist. Eine Atmosphäre von sittlicher Energie herrscht in dem Buche, deren stählenden Einfluß der Leser auch heute noch spürt. Der preußischen Armee sind dadurch Achtung und Sympathie verschafft worden in Kreisen, die damals nur Haß und Hohn für den Militarismus hatten. Das ideale Preußenthum, wie es im Geiste des Verfassers lebte, trat in historischer Verkörperung als eine mahnende und aneifernde Kraft hervor, die auch über die Zeit der Entstehung des Buches hinaus weithin fortgewirkt hat: der „York" ist eins der populärsten deutschen Geschichtsbücher geworden. — Er ist zugleich auch das Musterbild der militärisch-politischen Biographie neueren Stils, wie sie noch heute bei uns gepflegt wird; man darf sagen, daß D. mit dem „York" eine neue historiographische Stilgattung geschaffen hat. Es kam darauf an, ein scharfes und klares Porträt der Persönlichkeit zu geben, deren Schicksale das Ganze der Composition beherrschen und zusammenhalten mußten, und doch zugleich in diesem Rahmen soviel von den politischen und militärischen Ereignissen und Zusammenhängen darzustellen, daß der historische Wirkungskreis des Helden in seiner Größe und Bedeutung veranschaulicht wird. Wie schwierig die Lösung einer solchen Aufgabe war, das zeigen einerseits die glatten, aber flachen, novellistisch-stilisirten Lebensbilder von Feldherren und Staatsmännern, wie sie Varnhagen v. Ense geschaffen hat, und andererseits die formlose, breit zerfließende Stoffmasse, die Pertz in seinem Leben Stein's und später auch in dem Gneisenau's an Stelle einer künstlerischen Biographie darbot. Der erste Band des „Stein" war 1849, zwei Jahre vor dem „York" erschienen; er ist nach Form und Inhalt

für D., bei aller sachlichen Belehrung, die er brachte, doch in der Hauptsache nur ein Beispiel dafür gewesen, wie man es nicht machen müsse; D. hat scharfe kritische Randglossen dazu in der Allgemeinen Monatsschrift von Roß und Schwetschke veröffentlicht; eine Kritik, die ihm der einflußreiche Berliner Oberbibliothekar und Akademiker so wenig verziehen hat, wie den überraschenden buchhändlerischen Erfolg des mit dem „Stein" gewissermaßen rivalisirenden „York", dessen erster Band in kurzer Zeit vergriffen war. — Die historisch-kritische Fundirung des „York" hatte sich der Verfasser eben so eifrig angelegen sein lassen, wie die künstlerische Bearbeitung. Ein wichtiger Umstand war es, daß er das Archiv des großen Generalstabs benutzen durfte, auf dem er seine Vormittage bei Ferienaufenthalten in Berlin in eifrigster Arbeit zubrachte: die militärischen Acten wurden damals vor den Historikern nicht so streng gehütet wie die politischen. Aber wie vieles blieb noch dunkel und zweifelhaft. Trotz dieser archivalischen Grundlage, und trotz der Familienpapiere war es keine leichte Sache, das für die Biographie nöthige Material zusammen zu bekommen und aus den vielfach sich widersprechenden Informationen über zweifelhafte Punkte das richtige herauszufinden. Ja, das Charakterbild des Helden selbst mußte erst auf gelehrte Weise aus der Ueberlieferung wieder erweckt und belebt werden, und das ist zum Theil in scharfem Widerspruch gegen solche geschehen, die York noch persönlich gekannt und in Gemeinschaft mit ihm gewirkt hatten. Im Jahre 1847 hatte sich D., schon längere Zeit mit den Vorarbeiten zu der Biographie beschäftigt, auch an den einzigen damals noch lebenden Staatsmann aus der Zeit der Erhebung Preußens, den Minister v. Schön, gewandt, mit der Bitte, seine Arbeit durch Mittheilung von historischem Material zu unterstützen. Das hat zu einem lebhaften Briefwechsel geführt, der vor kurzem durch Rühl herausgegeben worden ist und sehr charakteristische Züge für beide Correspondenten enthält. Das Bild, das Schön von York hatte, war ein ganz anderes als das, welches D. entworfen hat. Schön bestritt dem Feldmarschall jede moralische Größe; er war ihm ein tapferer Soldat, den das Glück unverdienter Weise in hervorragender Stellung an großen historischen Ereignissen hatte theilnehmen lassen, daneben aber auch ein Schauspieler, der immer anders scheinen wollte als er war. Schön meinte, D. habe sich durch diese Schauspielerei täuschen lassen und habe den falschen York für den wahren genommen. Den Adel der Familie hielt er für usurpirt, der Fabelei von dem englischen Ursprung sprach er alle bona fides ab; York oder, wie er schreiben wollte, Jorck, war ihm ein Glücksritter, ein militärischer Aventurier von dunkler Herkunft und noch dunkleren Charaktereigenschaften; bei der Convention von Tauroggen war der General nach seiner Meinung durch frühere königliche Weisungen einigermaßen gedeckt; er habe höchstens die Pensionirung zu fürchten gehabt, und der Bericht, in dem er dem König die Capitulation anzeigte, mit der bekannten Wendung, daß er auf dem Sandhaufen so ruhig wie auf dem Schlachtfelde die Kugeln erwarten werde, sei ein bloßer Theatercoup gewesen. Daß in dieser ganzen Auffassung des Charakters ein Körnchen Wahrheit lag, ist D. nicht entgangen; hat er doch bei einem Besuch in Arnau nach längeren Unterhaltungen mit Schön einmal geäußert: wenn York nicht preußischer Officier geworden wäre, so würde er ein Räuberhauptmann geworden sein. Aber auf Grund einer umsichtigen, sorgfältigen Kritik, wie sie Schön's Sache nicht eben war, ist er doch zu einer anderen Auffassung dieses „complicirten Charakters" gekommen; und auch seine Anschauung von Tauroggen ruht auf guten historischen Fundamenten, die durch das vermehrte Material und die erneuten Untersuchungen der Gegenwart noch keineswegs umgestoßen sind, wenn auch diese Materie heute in höherem Grade als controvers erscheinen muß, als

man bei der Lectüre der Droysen'schen Darstellung annehmen möchte. — Dieser Gegensatz in der Auffassung York's, die den alten Heißsporn Schön schließlich zu einer scharfen und ungerechten Verurtheilung des Droysen'schen Buches geführt hat, ist die Ursache geworden für die Erkaltung und den Abbruch der Beziehungen zwischen dem Historiker und dem Staatsmann, die doch beide in ihrer idealistischen Staatsauffassung und philosophischen Bildung manche Berührungspunkte hatten, wenn auch die politischen Ueberzeugungen und Programme in wichtigen Fragen, nicht bloß hinsichtlich Schleswig-Holsteins, sondern auch Deutschlands, auseinandergingen. Immerhin waren diese Differenzen nicht so stark, daß nicht trotzdem ein Plan ausführbar gewesen wäre, der im Laufe ihrer Correspondenz und ihres persönlichen Verkehrs hervorgetreten ist, daß nämlich D. auch das Leben Schön's schreiben sollte, womit die historische Darstellung des wichtigsten Moments der Erhebungszeit verbunden gewesen wäre. Dieser Plan ist mit dem Abbruch der persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern begraben worden; doch haben beide auch später noch immer eine hohe Achtung vor einander bewahrt: Schön hielt, wie er sagte, das Bild Droysen's als eines wirklichen Historikers nach seinem Herzen fest, und D. hat dem greisen Staatsmanne ein verehrungsvolles Andenken bewahrt und sich nach dessen Tode sogar für die Herausgabe seiner Papiere lebhaft interessirt, wenn auch die Art, wie diese geschehen ist, ihm schwerlich zugesagt haben wird.

In Schrift und Lehre stand der politische Geist, den D. vertrat, in schroffem Gegensatz zu den damaligen preußischen Regierungstendenzen. Die preußische Unterrichtsverwaltung verhielt sich trotz der persönlichen Zuneigung von Johannes Schulze nach wie vor ablehnend gegen D.; Friedrich Wilhelm IV. hat von dem „York" überhaupt keine Notiz genommen. Aus seiner scharfen Verurtheilung der Reaction unter dem Ministerium Manteuffel hat D. nie ein Hehl gemacht; aber trotz alledem blieb er dem Ideal des preußischen Staates, das er im Herzen trug, treu. Mit seinen preußischen Studien und Interessen kam er sich in Jena doch fast wie im Exil vor; das kleinstaatliche Leben war nicht der politische Boden, den er brauchte. Von den Höfen, die ihm manche Gunst erwiesen, hielt er sich ganz unabhängig; den Wunsch des Großherzogs Karl Alexander, der auch zuweilen in seinen Vorlesungen erschien, er möchte eine Geschichte Karl August's schreiben, hat er nicht erfüllt, obwohl er ein Interesse an dem Stoffe nahm, den er einmal in einer Jubiläumsrede behandelt hatte; nur über „Karl August's deutsche Politik" hat er 1857 eine Schrift veröffentlicht, die den warmen Beifall des englischen Prinz-Gemahls Albert fand und von der Princeß royal, der späteren preußischen Kronprinzessin und deutschen Kaiserin ins Englische übersetzt worden ist (1858). Vergeblich hoffte man von D. auf eine Geschichte der Jenaer Universität zu dem Jubiläum von 1858; D. ist bei dieser Feier gar nicht hervorgetreten. Auch den Bestrebungen des Thüringischen Geschichtsvereins, der 1852 in Jena begründet worden war, hat er kein lebhaftes, werkthätiges Interesse zugewandt. Der in Jena herrschenden Sitte akademischer „Rosenvorlesungen" vor einem gemischten Publicum von Damen und Herren, wie sie Göttling, Karl Hase, Kuno Fischer, Schleiden und andere Professoren hielten, mochte sich D. nicht anbequemen. In engere freundschaftliche Beziehungen zu den Collegen wie zu Kiel ist er hier kaum getreten; das Prorectorat hat er einmal, als die Reihe an ihn kam, ausgeschlagen. — Trotz alledem gestaltete sich seine akademische Wirksamkeit in Jena sehr bedeutend. Er war nun ein berühmter Mann, und unter seinen Hörern im ersten Semester befanden sich auch ein paar preußisch gesinnte Collegen von der Universität, der Kirchenrath Schwarz, der Zoologe

Oscar Schmidt und der Philosoph Constantin Rößler. D. las in Jena Geschichte des Alterthums, neuere Geschichte von der Reformation bis zur Revolution, Geschichte des Revolutionszeitalters (bis 1815) und neueste Geschichte seit 1815 in regelmäßigem Wechsel. Dazu kamen hier zwei neue Vorlesungen, die von dem Fortschritt, den seine Studien nahmen, Zeugniß ablegen: die preußische Geschichte und die Encyklopädie und Methodologie des Geschichtsstudiums, für die der „Grundriß der Historik" (1858) geschrieben war. Hier in Jena begann er auch stärkeres Gewicht auf „historische Uebungen" mit den Studenten zu legen. Er begründete seine „historische Gesellschaft", in der er Themen aus der griechischen Geschichte, aus dem 15. und 16. Jahrh., aus der Zeit der französischen Revolution bearbeiten ließ, und stiftete aus eigenen Mitteln einen Preis für die beste historische Arbeit über ein jährlich von ihm und der Facultät gestelltes Thema. Er hielt täglich eine Sprechstunde ab, die von den Studenten eifrig besucht wurde. Eine Anzahl tüchtiger Schüler schlossen sich ihm an.

Dabei ging seine litterarische Production rastlos weiter und sie blieb in der Bahn der preußischen Interessen. Man hat wohl bedauert, daß D. nicht der „griechische Mommsen" geworden ist, daß er damals einen Antrag der Weidmann'schen Buchhandlung, eine Griechische Geschichte zu schreiben, — an Stelle von Ernst Curtius, an den man sich später wandte —, abgelehnt hat. Aber sein Geist war damals von einem Plan erfüllt, der die volle Arbeit eines Menschenlebens forderte. Er wollte die Geschichte der preußischen Politik schreiben; 1855 ist der erste Band dieses Werkes erschienen, das den Autor dann bis an sein Lebensende beschäftigt hat und das er unvollendet hat zurücklassen müssen. Das Erscheinen der ersten drei Bände dieses Werkes fällt noch in die Jenaer Zeit (1855, 1857, 1859); sie behandeln die „Gründung" und die „territoriale Zeit" des brandenburgischen Staatswesens, bis zu dem Höhepunkt der kaiserlichen Erfolge im 30jährigen Kriege. Die Fortsetzung gehört der neuen Phase an, in die Droysen's Leben 1859 durch die Berufung nach Berlin getreten ist.

Diese Wendung hing zusammen mit dem Eintritt der „neuen Aera" in Preußen unter dem Prinz-Regenten, der damals in mancher Hinsicht unter dem Einflusse des Prinzen Albert stand, und dessen Gemahlin eine Enkelin Karl August's war. Der Geist, der sich damals in Preußen regte, stimmte besser zu den politischen Idealen Droysen's, als der reactionäre Geist der Manteuffel'schen Zeit. Diesen Geist hatte D. nicht nur auf dem Katheder, sondern auch mit der Feder, als Publicist, bekämpft. Die „Constitutionelle Zeitung", die Rudolf Haym 1850—51 in Berlin redigirte, die aber bald der polizeilichen Verfolgung erlag, hatte an ihm einen Berather und hochgeschätzten Mitarbeiter gehabt. Als dann 1858 die „Preußischen Jahrbücher" begründet wurden, rechnete man vor allem auf seine Mitwirkung; aber hier versagte er sich, trotzdem die Richtung der neuen Zeitschrift ganz mit seinen eigenen politischen Anschauungen übereinstimmte. „Der vornehme feine Mann — so motivirt es Haym in seinen Lebenserinnerungen —, ging selten mit der großen Menge; er pflegte sich gern etwas vorzubehalten, seine besondere Meinung zu haben, seine eigenen Wege zu gehen. Er hatte auch diesmal in unserem Rath nicht mitgesessen und war überdies augenblicklich sehr in seinen großen Plan einer Geschichte der preußischen Politik vertieft. Er war gegen das Publicum, das sich von Tag zu Tag so leicht, zu nachhaltigem ernsten Handeln so schwer bewegen läßt, und eben damit gegen alle Publicistik verstimmt. Die langsam belehrende, erzieherische Einwirkung auf die Jugend, die er vom Katheder übte, die Hoffnung, mit dem schweren Geschütz historischer Darstellung in die Ent-

wicklung der Dinge erfolgreicher eingreifen zu können, beschäftigte ihn ausschließlich." Bezeichnend sind die ablehnenden Worte, wie sie Haym wiedergibt: „Wenn ich schreiben soll, — sagte ihm D. —, so muß ich mich an eine bestimmte Adresse richten dürfen — nicht an den großen Niemand, den gedankenlosen, vergeßlichen, unfaßbaren. Denkschriften an bestimmte Persönlichkeiten, sagen wir beispielsweise an die Prinzessin von Preußen, aber nicht Aufsätze mag ich schreiben." Das war im September 1858, in Jena, wo Haym den Freund seines Mentors, Max Duncker, aufgesucht hatte. Ein Jahr darauf ist D. nach Berlin übergesiedelt. Friedrich v. Raumer war damals von seiner Berliner Geschichtsprofessur zurückgetreten. Ranke schlug den Heidelberger Professor Ludwig Häusser zu dessen Nachfolger vor, aber im Cultusministerium wirkten Justus Olshausen und Ludwig Wiese, die alten Freunde Droysen's, für dessen Berufung, und der Minister v. Bethmann-Hollweg folgte ihrem Votum. Die Entscheidung des Regenten fiel für D. aus. Es entstand nun für ihn die Frage, ob er annehmen solle trotz Ranke's ablehnender Haltung, der auch mit der „Geschichte der preußischen Politik" und mit dem „Grundriß der Historik" keineswegs einverstanden war. D. entschloß sich dazu und trat zu Michaelis 1859 die Berliner Professur an, in der er bis an sein Lebensende auf das fruchtbarste gewirkt hat. Das Verhältniß zu Ranke wurde zwar kein freundliches, aber ein ganz erträgliches; Pertz, der andere große Gegner Droysen's, hatte keinen sehr erheblichen Einfluß mehr.

D. las in Berlin in der Regel zwei vierstündige Collegien, über eben die Gegenstände, die er bisher behandelt hatte; dazu trat als ein neues die Quellenkunde der neueren Geschichte; erst in den letzten Jahren hat er die Vorlesungen über die griechische Geschichte, die mit zu seinen interessantesten gehörten, eingestellt. Sein sorgfältig vorbereiteter, scharf pointirter, bis auf die kleinen Wirkungen mit künstlerischer Feinheit durchdachter Vortrag sammelte ein immer größeres Auditorium um sein Katheder; daneben behandelte er in seiner „Historischen Gesellschaft", die in seinem Hause zusammenkam und deren Bibliothek der Grundstock der heutigen Seminarbibliothek geworden ist, Probleme aus der neueren Geschichte, die in der Regel Schritt hielten mit seinen Arbeiten an der „Geschichte der preußischen Politik" und so vom 15. u. 16. Jahrhundert über die Epoche des 30jährigen Krieges allmählich bis an die Schwelle des 7jährigen Krieges fortgerückt sind. Häufig wurden dabei, da es an Aktenpublicationen noch fehlte, Flugschriften zu Grunde gelegt; mit kurzer Andeutung des Problemes wurden die Themen, die zur Bearbeitung kommen sollten, im Anfang des Semesters vertheilt und dann von den Bearbeitern vorgetragen; die lebhaften Debatten, zu denen es darüber bei einer Tasse Thee, oft bis in die späten Abendstunden hinein, kam, und bei denen der Meister in seiner lebendigen, geistreichen, oft drastischen Art eingriff, werden den Theilnehmern unvergeßlich bleiben. Eine Reihe tüchtiger Historiker sind aus dieser Schule hervorgegangen, außer Bernhard Erdmannsdörffer, der schon in Jena promovirt hatte, die Söhne Gustav und Hans Droysen, Reinhold Koser und viele andere. Dabei hat es D. immer vermieden, seine Schüler auf bestimmte Themen zu größeren gelehrten Arbeiten, namentlich auch zu Doctor-Dissertationen hinzuweisen; die „künstliche Fischzucht" in der Gelehrsamkeit widerstrebte ihm; er meinte, daß die Wahl des Stoffes und die Stellung der Frage von den jungen Gelehrten selbst ausgehen müsse. Der Organisation eines gelehrten Großbetriebes zog er immer die individuelle Selbständigkeit vieler kleiner Meister vor. Er wollte namentlich tüchtige Gymnasiallehrer bilden; aus diesen Kreisen ist auch die Anregung zur Begründung der Berliner „Historischen Gesellschaft" erfolgt, deren erster Vorsitzender, ein früherer Lieblingsschüler Droysen's,

Willy Böhm, wurde, und die mit ihren Vortrags- und Discussionsabenden, mit ihrem Organ, den „Mittheilungen aus der historischen Litteratur", gleichsam eine Verlängerung und Fortsetzung der Droysen'schen akademischen Gesellschaft in das gelehrte Berufsleben hinein darstellte.

Droysen's eigene wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit concentrirte sich in der Hauptsache auf die Fortführung seines großen Werkes, für das ihm nun die Archive des Staates, namentlich das Berliner Geh. Staatsarchiv, in ganz anderer Weise als vorher zur Verfügung standen. Die Ernennung zum „Historiographen des brandenburgischen Hauses" (1877), war ihm hauptsächlich deshalb von Werth, weil sie — grundsätzlich wenigstens — den unbeschränkten Eintritt zu den archivalischen Schätzen in sich schloß. Die „Geschichte der preußischen Politik" ist doch das eigentliche Hauptwerk seines Lebens geworden. Es ist zugleich eine patriotische That und ein Denkmal immensen Gelehrtenfleißes. In den trüben Tagen nach Olmütz, als so viele Anhänger der preußischen Sache an der Zukunft dieses Staates verzweifelten, hat D. den zuversichtlichen Versuch unternommen, durch die Darstellung der politischen Geschichte Preußens dessen Beruf zur Lösung der deutschen Frage, zur politischen Regeneration Deutschlands historisch zu erweisen. Die Idee dieses Staates, sein ethisch-politisches Lebensprincip, wie es ihm in der Geschichte des Befreiungskrieges mit überzeugender Gewalt entgegengetreten war, glaubte er auch in der entfernteren Vergangenheit zurückverfolgen zu können bis zu den Anfängen der hohenzollern'schen Politik. Friedrich I. und seine nächsten Nachfolger erscheinen ihm als die insonderheit reichstreuen, national gesinnten Fürsten, die für die Reform des Reiches und seiner Verfassung wirken, bis sich die Unmöglichkeit ergibt, eine Besserung des Reiches herbeizuführen ohne eine Reform der Kirche. Die Rivalität, wenn auch nicht der Gegensatz von Hohenzollern und Habsburg, steht ihm beherrschend schon im Anfang der brandenburgischen Geschichte, gleichsam als eine Vordeutung auf den immer feindseliger werdenden Dualismus, wie er in der deutschen Politik der Gegenwart dominirte. Zu dem deutsch-nationalen Moment in der preußischen Staatsidee gesellt sich dann seit der Reformation das protestantische. Seit Karl V. hat sich das österreichische Kaiserthum von dem fortschreitenden Geistesleben der deutschen Nation abgewandt; auch politisch liegt seit 1555 der Schwerpunkt nicht mehr bei Kaiser und Reich, sondern in den Territorien. Die große Aufgabe, die in Frankreich Heinrich IV. gelöst hat, unter dem der Gedanke des nationalen Staates sich über den Hader der Bekenntnisse, über den Ehrgeiz der Großen und die ständische Anarchie erhob, sie ist in Deutschland ungelöst geblieben, weil sie von dem österreichischen Kaiserthum nicht im nationalen Interesse aufgefaßt, sondern im Sinne der österreichischen Staatsraison ausgebeutet wurde. Der 30jährige Krieg bedeutet den moralisch-politischen Zusammenbruch des innerlich ausgehöhlten Reiches, das Ende unserer nationalen Geschichte; was von deren Ueberlieferungen noch lebenskräftig war, hat Brandenburg gerettet und in die Fundamente seines Staates eingesenkt; darauf beruhte seine Zukunft. „Die Bedeutung Preußens war, daß es aus den Ruinen des 30jährigen Krieges sich aufrichtend zu einem in sich geordneten Staat wurde, zu einem deutschen Staat innerhalb des kernlos gewordenen Reiches, nicht dynastisch, sondern monarchisch, nicht ständisch, sondern militärisch, nicht confessionell, sondern in voller Gewissensfreiheit, allen Bekenntnissen zu gleichem Recht und Schutz." Zu dieser Haltung hat sich der brandenburgisch-preußische Staat aber erst erheben können, seit er das starre und engherzige orthodoxe Lutherthum abgestreift hatte. Auf das eindringlichste betont D. den inneren Zusammenhang der lutherischen Orthodoxie mit dem ständisch-parti-

cularistischen Geiste der territorialen Kleinstaaten. Das protestantische Princip tritt in seiner vollen Lebendigkeit und politischen Fruchtbarkeit erst seit dem Confessionswechsel Johann Sigismund's hervor. Die starke Hervorhebung der ethisch-politischen Bedeutung dieser Wendung, die mit der großen Reform-Gesetzgebung von 1808 in eine Linie gestellt wird, ist ein erhebliches Verdienst des Droysen'schen Werkes. Seit dem Großen Kurfürsten scheint ihm die preußische Politik in den Momenten ihrer Kraft mit Bewußtsein nicht bloß das allgemein protestantische, sondern auch das deutsch-nationale Interesse zu vertreten, gegenüber der universalistischen, undeutschen und katholischen Politik Oesterreichs; die Regierung Friedrich's I. erscheint ihm als eine unrühmliche Ausnahme. So hat er durch die Jahrhunderte hindurch die Idee des preußischen Staates verfolgt, die zugleich mit dem Fortschreiten des Werkes in den großen Ereignissen von 1866 und 1870/71 sich vor allen Augen realisirte. Es war seine Absicht gewesen, die Kleinmüthigen zu stärken und weiteren Kreisen der Gebildeten etwas von jenem zuversichtlichen Glauben an die Zukunft Preußens und Deutschlands einzuflößen, der ihn selbst beseelte. Er konnte darum schwanken, ob er die Arbeit, noch weit von ihrem Ziele wie sie war, weiterführen solle, nachdem die Gedanken und Hoffnungen sich verwirklicht hatten, in denen sie begonnen war. „Mit der Schaffung des Reiches hat die preußische Geschichte ihre Wirkungen vollbracht." So schrieb er 1873, in der Vorrede zum ersten Bande der fünften Abtheilung. Aber der damals entbrannte Culturkampf schien ihm zu zeigen, daß die Realisirung der deutsch-protestantischen auf geistige Freiheit und Toleranz gerichteten Idee im neuen Reiche noch nicht vollendet sei. Den Ultramontanismus, den jesuitischen Geist betrachtete er als den „alten bösen Feind", der noch niedergekämpft werden müsse. Und er führte die Arbeit fort, bis ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Diese Grundanschauung des Werkes von dem unveränderlichrn Charakter des preußischen Staates, von der immanenten Idee seiner Politik, die in dem Bestreben gipfelt, sich zur deutschen Macht zu entwickeln, hat vor der nüchternen Kritik einer Zeit, die es nicht mehr nöthig hat, den deutschen Beruf Preußens aus der Geschichte zu beweisen, nicht Stand gehalten. Nicht nur die schiefe nationale Beleuchtung der sonst sehr verdienstvollen älteren Parteien, die schon von G. Waitz und J. Voigt beanstandet wurde, sondern auch die Ansicht von einer bewußt-nationalen Politik Preußens seit dem Großen Kurfürsten, die noch Dove 1878 ganz natürlich und berechtigt fand, ist heute nicht mehr aufrecht zu erhalten. Dabei ist es bemerkenswerth und gewiß ein gutes Zeichen für die geistige Freiheit, zu der D. seine Schüler bildete, daß die Correctur des Meisters hauptsächlich aus eben diesen Kreisen heraus erfolgt ist. Namentlich Erdmannsdörffer und Koser haben die Auffassung von einer nationalen Politik des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen beseitigt und ein Schüler Koser's hat die schärfste Kritik an der Darstellung des Kurfürsten Friedrich's I. als eines reichspatriotischen Fürsten geübt. Den subjectiven Idealismus, der in der Droysen'schen Interpretation der Motive brandenburgisch-preußischer Politik hervortritt, muß man aufgeben; aber die objectiven Grundverhältnisse, auf die er den Zusammenhang der preußisch-deutschen Geschichte gebaut hat: die Unfähigkeit des österreichischen Kaiserthums zur Regeneration des Reiches, die fortschrittlichen Momente in der preußischen Politik, in ihrem militärischen Absolutismus, ihrer fürsorgenden Verwaltung, ihrem freien und toleranten Kirchenregiment — und vor allem der Gegensatz, der in dem deutschen Charakter des preußischen Staats, in dem undeutschen, national-gemischten des österreichischen begründet ist — diese Verhältnisse, die

zuerst in aller Schärfe und in ihrer ganzen Bedeutung von D. historisch gewürdigt worden sind, können auch heute nicht als erschüttert angesehen werden, wo einerseits eine intelligente katholische Geschichtschreibung die großdeutsch-clericalen Anschauungen wieder zur Geltung zu bringen sucht und andererseits die Gefahr vorliegt, daß man an die Stelle des ausgetriebenen Droysen'schen Geistes in der preußischen Geschichte die Geistlosigkeit zu setzen sucht. D. hat doch vornehmlich die Momente betont, in denen seit Pufendorf alle unsere großen Politiker und Staatsmänner einig gewesen sind, auf denen die Politik Bismarck's ebenso beruht wie die Friedrich's des Großen. Und wenn man heute mit Recht den Particularismus der brandenburgischen und der altpreußischen Politik hervorhebt, und der Droysen'schen Auffassung entgegenhält, so thut man doch gut, die Worte zu beachten, die D. einst in dem „Gutachten eines Schleswig-Holsteiners" über den preußischen Particularismus gesagt hat. Indem er da (S. 147) dem Einwande begegnet, daß Preußen ebenso wie Oesterreich nur sein eigenes Interesse verfolge, unter dem Vorwande, für Deutschland zu sorgen, ruft er aus: „Gebe Gott, daß es völlig rücksichtslos, völlig kühn sein Interesse verfolge: denn es umfaßt nicht bloß $^2/_3$ der Nation, sondern seine disjecta membra verbreiten sich vom äußersten Nordosten bis zum Südwesten des Vaterlandes." Es lag eben in den Verhältnissen begründet, daß jeder Zuwachs der preußischen Macht auch Deutschland zu Gute kommen mußte.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Grundidee des Werkes den Verfasser mehrfach zu falschen Annahmen, Deutungen und Schlüssen verführt hat; die maßlos übertriebenen Angriffe Onno Klopp's gegen die „kleindeutschen Geschichtsbaumeister" sind doch nicht in allen Punkten ganz unbegründet. Aber es wäre sehr verkehrt, darüber den unschätzbaren positiven Werth dieser gewaltigen Arbeit zu verkennen. Man muß nur klar darüber sein, was D. eigentlich wollte. Ihm schwebte, wie aus einer brieflichen Aeußerung von 1851 hervorzugehen scheint, Flassan's Histoire de la diplomatie française vor; etwas ähnliches, nur in strengerer, mehr vergeistigter Form, wollte er für die preußische Politik liefern. Wenn er in den Einleitungsbänden auch die inneren Verhältnisse und das staatliche Gesammtleben im Auge gehabt hatte, so verbot sich das später schon durch die Massenhaftigkeit des Materials, von dem der Autor beim Beginn der Arbeit wol kaum eine zutreffende Vorstellung gehabt hat noch haben konnte. Vom Großen Kurfürsten ab handelt es sich fast ausschließlich nur um auswärtige Politik, und auch diese wird nur nach den preußischen Acten dargestellt. Diese letztere Beschränkung, die geflissentliche Vermeidung der Benutzung fremder Archive, ist dem Geschichtschreiber der preußischen Politik oft zum Vorwurf gemacht worden. Er pflegte demgegenüber wol darauf hinzuweisen, daß er eine Geschichte der preußischen, nicht eine solche der europäischen Politik schreibe, und bei seiner Aufnahme in die Akademie hat er in prägnanter Kürze darauf hingewiesen, von welchem Interesse es sei, die Geschichte des preußischen Staates vor allem aus seinen eigenen Acten und von seinem eigenen Standpunkt aus aufzufassen. Man glaubt eine Selbstvertheidigung vor sich zu haben, wenn man in der Abhandlung „Zur Kritik Pufendorfs" (1864) die Worte liest, mit denen D. das Verfahren dieses Geschichtschreibers rechtfertigt, der auch nur aus Berliner Acten schöpfte und die ihm wohlbekannten schwedischen Archivalien unberücksichtigt ließ. „Er verfuhr absichtlich so", sagt D. „Er will nicht ‚objectiv', wie man jetzt sagt, in dem Sinne sein, daß er dieselbe Thatsache aus den Archiven jeder der dabei betheiligten Parteien kennen zu lernen, gleichsam jedem in die Karten zu sehen sucht, um dann über dem

Streit und den Streitenden stehend vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus die angeblich objective Thatsache vorzuführen. Soll das nicht eben glücklich gewählte Wort Objectivität für ihn in Anwendung kommen, so sucht er sie darin, daß er ‚dessen Herren, dem er seine Feder leiht, Sentiments exprimirt'. Er will die Pläne, Erwägungen, Thaten, Erfolge dessen, von dem er schreibt, so darlegen, wie sie ihm selbst, als er so plante und handelte, nach Ausweis seiner Archivalien erschienen; er will die Umstände, unter denen so gehandelt, die Bedingungen, von denen das Handeln gehemmt oder gefördert wurde, so darlegen, wie sie dem Handelnden sich zeigten, nicht wie sie an sich waren. Aus dem Standpunkt, aus dem Horizont, gleichsam aus der Seele dessen, von dem er schreibt, stellt er das Gethane und dessen Zusammenhänge dar. Und damit hat er, ich will nicht wieder sagen einen objectiven, wol aber einen festen und maßgebenden Standpunkt, einen solchen, der immerhin nicht ‚weltgeschichtlich' heißen mag, wol aber dem Wesen und dem Zweck einer gesunden pragmatischen Geschichtsbetrachtung entspricht". — Die relative Berechtigung dieses Standpunktes, der auch der Standpunkt Droysen's war, wird niemand bestreiten können, wenn natürlich auch die Einseitigkeit, die diesem realistischen Pragmatismus anhaftet, gewissermaßen zur Ergänzung die synoptische weltgeschichtliche Betrachtung wünschenswerth erscheinen läßt. Einer der wesentlichsten Unterschiede Droysen'scher und Ranke'scher Geschichtschreibung tritt scharf charakterisirt darin hervor. Und ein zweiter Punkt von großer methodischer Tragweite hängt damit zusammen. Ranke hatte aus dem ausgeschütteten Material der Archive gleichsam nur mit spitzen Fingern vornehmlich jene Blätter zu eingehenderem Studium herausgegriffen, auf denen Relationen der Gesandten von ihren Missionen, Denkschriften, die sich über die politische Lage verbreiten, Denkwürdigkeiten hervorragender Staatsmänner, politische Testamente oder sonst zusammenfassende Uebersichten aus der Feder der Handelnden oder ihrer Zeitgenossen aufgezeichnet waren. D. macht sich an die Geschäfte selbst; er will alle die großen Verhandlungen und Entscheidungen aus den Originalacten kennen lernen; das große methodische Problem, das sich vor seinem Geiste erhebt, ist: „wie aus den Geschäften Geschichte wird". Es ist eine ganz andere Art des archivalischen Studiums, wie die, die Ranke getrieben hat, unendlich viel zeitraubender, mühevoller, unendlich viel mehr der Gefahr des Mißverständnisses, der Unübersichtlichkeit in der Darstellung der Resultate, des Ertrinkens im Material ausgesetzt, aber, wenn die Zeit und die geistige Kraft des Bearbeiters ausreichen, auch wieder sehr viel instructiver. Auch hier knüpft D. an Pufendorf an. Er bezeichnet es als einen großen Fortschritt, daß dieser Historiker im Studium der Acten seinen Stoff zu ergründen gesucht habe, nicht nur, weil sie die beste originale Belehrung geben, sondern auch „weil das Studium der großen geschäftlichen Vorgänge, wie sie in den Acten, das will sagen, in den geschichtlichen Ueberresten der Vorgänge selbst vorliegen, eine ganz andere Empfindung der Wirklichkeiten, ihrer Bedingungen und Frictionen, ihres pragmatischen Verlaufes gibt, als aus noch so wohlgeschriebenen oder gar populären Geschichtswerken gewonnen werden kann". — Man begreift leicht, daß bei dieser Art des Actenstudiums die Heranziehung der fremden Archive für den Geschichtschreiber der preußischen Politik eine Unmöglichkeit war; hat doch sein langes und arbeitsreiches Leben nicht ausgereicht auch nur den größeren Theil des Stoffes bei der selbst aufgelegten Beschränkung zu bewältigen!

Der dritte Theil des Werkes, „Der Staat des Großen Kurfürsten", der in drei Bänden 1861, 1863, 1865 erschien, hält sich noch, wol nicht ohne den Einfluß, den die Führung Pufendorf's gewährte, in mäßigen Grenzen. In

dem vierten Theil, der dem Zeitraum von 1688—1740 gewidmet ist, schwillt der Stoff schon bedenklich an, weniger bei Friedrich I., den der erste Band dieses Theiles (1867) noch ziemlich kurz behandelt, dessen Regierung nach Droysen's Auffassung ja im wesentlichen nur ein retardirendes Moment in dem Gange der preußischen Politik darstellt, aber auffällig schon bei Friedrich Wilhelm I., dem die beiden nächsten Bände (1869 und 1871) und zum größten Theil auch der vierte kritisch-analytische Band gewidmet sind. D. hat sich als der erste in das schwer zu durchdringende Gestrüpp der verworrenen Politik dieses Zeitraumes gewagt; es kam ihm darauf an, die landläufige Meinung zu widerlegen, die damals noch immer in diesem König „eine halb lächerliche, halb widerwärtige Figur, immerhin mit einigen subalternen Talenten daneben" sehen wollte. In der auswärtigen Politik freilich beruhte die eigentliche Bedeutung der Regierung Friedrich Wilhelm's I. nicht; und die innere Verwaltung, die hier nicht ganz außer Acht bleiben konnte, wird doch nur gestreift. Mit der fünften Abtheilung, die in 4 Bänden (1874, 1876, 1881, 1886) von 1740—1748 reicht, hat die Masse des Materials vollends den Rahmen der ursprünglichen Anlage gesprengt. Die Absicht des Verfassers verschob sich während der Arbeit immer mehr nach der Richtung hin, daß es darauf ankomme, den wesentlichen Inhalt der preußischen Staatsacten, nicht als Rohmaterial oder Halbfabrikat, aber doch ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Oekonomie seines Geschichtswerks, in möglichster Vollständigkeit, geprüft, gesichtet, durchdacht, in einen Thesaurus zu sammeln, aus dem die Nachwelt schöpfen mochte. Wir sehen heute, daß es die Pionierarbeit gewesen ist für eine Epoche des Sammelns und Forschens, in der wir bis zur Gegenwart noch stehen. Der Grundsatz einer „pragmatischen" Geschichtschreibung, wie ihn D. aufgestellt hat, ist für den weiteren Betrieb der preußischen Geschichtsstudien maßgebend geworden. An D., nicht an Ranke, knüpfen vornehmlich die großen Actenpublicationen an, die unsern wissenschaftlichen Betrieb charakterisiren und die für die Zukunft in gewissen Grenzen die Benutzung der Archive ersetzen wollen. Die erste dieser Publicationen waren die „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten", die mit staatlicher Unterstützung seit 1865 zu erscheinen begannen und bei Droysen's Tode schon 10 Bände zählten. In Verhandlungen mit seinem Freunde Duncker, der damals vortragender Rath des Kronprinzen und später (seit 1867) Director der preußischen Staatsarchive war, hatte D. den Plan dazu festgestellt; Duncker hatte es übernommen, den Kronprinzen dafür zu interessiren und dessen Einfluß hatte zur finanziellen Fundirung des Unternehmens geführt. D. selbst übernahm zusammen mit Duncker und dem Archivrath v. Mörner, dem später Hassel und Holtze gefolgt sind, die Leitung. Für diese Publication wurden auch die fremden Archive herangezogen, die D. selbst bei seiner Arbeit über den „Staat des Großen Kurfürsten" nicht hatte benutzen können; die Bearbeitung der ständischen Verhandlungen führte tief in die Verfassungs- und Finanzgeschichte hinein, die D. selbst gemieden hatte. Wenn neuerdings der ursprüngliche Plan durch die Zufügung einer besonderen Abtheilung für Finanz- und Wirthschaftspolitik erweitert worden ist, so hätte D. das sicherlich ebenso freudig begrüßt, wie die Ergänzung der politischen Publicationen für das 18. Jahrhundert durch die verwaltungsgeschichtlichen der „Acta Borussica". Er selbst fühlte sich nicht ganz sicher auf diesem Gebiete der Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte; aber er billigte es, daß die Studien anderer, und namentlich auch jüngerer Historiker diese Richtung nahmen. Isaacsohn ist aus seiner Schule hervorgegangen und auf Schmoller's Vorlesungen hat er später seine Schüler öfters nachdrücklich hingewiesen. — Seit 1867 Mitglied der Akademie

der Wissenschaften, hat er auch diese für preußische Publicationen zu interessiren gewußt. Seit 1879 erschien unter seiner Leitung die „Politische Correspondenz Friedrichs des Großen", der eine Sammlung von „Staatsschriften", die aus dem Cabinet des großen Königs hervorgegangen sind, zur Seite trat. — So mündet das gigantische Unternehmen seiner „Geschichte der preußischen Politik" in die große Arbeit des Sammelns und Sichtens aus, die heute einen so wesentlichen Theil der preußischen Geschichtsstudien ausmacht.

Ueberhaupt macht sich in seinen Arbeiten mit dem fortschreitenden Alter eine Bevorzugung der gelehrten Forschung vor der künstlerischen Darstellung geltend. Scharfsinn und Kritik hatten ihm nie gemangelt, und immer hatte er eine Freude an der feinen, spürenden, die verschlungenen Fäden der Ueberlieferung entwirrenden Einzeluntersuchung gehabt. Neben seinem großen Werke über den Hellenismus hatte er schon eine quellenkritische Abhandlung geschrieben, in der er die Unechtheit der Urkunden in Demosthenes' Rede vom Kranz nachwies; neben den ersten Bänden der „Geschichte der preußischen Politik" hatte er den von ihm vielleicht zu hoch bewertheten „Eberhard Windeck" zum Gegenstand einer kritischen Monographie gemacht. Aber der Hauptzug seines litterarischen Charakters in den früheren Jahren war doch eine große Kraft der Synthese, ein Drang zum Gestalten und Aufbauen, zur Ordnung und künstlerischen Gliederung großer Massen in einer lebendig-anschaulichen, wenn auch zuweilen etwas zur Abstraction neigenden Darstellung. Es mag sein, daß die Pflichten der gelehrten Körperschaften, denen er später angehörte — außer der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften namentlich der Berliner Akademie — dazu beigetragen haben, seine Thätigkeit mehr in die Bahn der gelehrten Einzeluntersuchung zu lenken. Die Resultate dieser Seite seiner Thätigkeit liegen in der Hauptsache vor in zwei Sammlungen, von denen die eine den classischen, die andere den modernen und insbesondere den preußischen Studien gewidmet ist. — Die „Kleinen Schriften zur alten Geschichte" sind erst nach dem Tode Droysen's von seinem Schwiegersohn, dem Philologen E. Hübner, herausgegeben worden in 2 Bänden, 1893 und 1894. Die erste Gruppe schließt sich an die hellenistischen Arbeiten und die Uebersetzungen an: ich nenne außer den schon erwähnten die Aufsätze über die Kelten und über die Päonen und Dardaner, die Abhandlung über die attische Communalverfassung, die Untersuchungen zur griechischen Tragödie, über des Aristophanes „Vögel" und über den Hermakopidenproceß. Von 1847 bis in den Beginn der 70er Jahre, wo die Neubearbeitung des „Hellenismus" in Angriff genommen wurde, wurden die antiken Studien von den modernen verdrängt. Dann folgt wieder eine Reihe von Abhandlungen aus der alten Geschichte: die scharfsinnige Untersuchung über die Wahl der attischen Strategen, die beiden Arbeiten über die Zusammensetzung der Armee Alexander's des Großen und die Beiträge zu der Frage der inneren Gestaltung des Alexanderreiches. Von fachmännischer Seite (R. Weil) ist anerkannt worden, in wie meisterhafter Weise hier die Vielgestaltigkeit des Münzwesens innerhalb des makedonischen Königthums dazu verwerthet wird, die Mannigfaltigkeit von Abhängigkeitsverhältnissen zu erschließen, die dieser Machtbildung ihren eigenthümlichen Charakter gegeben haben. In drei weiteren akademischen Abhandlungen sind Probleme der antiken Numismatik behandelt worden: das Finanzwesen der Ptolemäer und die ägyptischen Währungsverhältnisse; das Litrasystem in Sicilien zur Zeit des älteren Dionysios; endlich das attische Münzwesen.

Die „Abhandlungen zur neueren Geschichte" waren schon 1876 erschienen; sie begleiten in der Hauptsache die Arbeiten an der Geschichte der preußischen

Politik. Ich nenne namentlich die Aufsätze über das Stralendorff'sche Gutachten, zur Kritik Pufendorf's, über die Schlacht bei Warschau, die eindringende und vernichtende Kritik der Memoiren der Markgräfin von Baireuth und des Barons von Pöllnitz, die zu einer noch schärferen Ablehnung dieser trüben Quellen führt als die Kritik Ranke's, ferner die Untersuchungen über die Wiener Allianz von 1719, über den Nymphenburger Vertrag von 1741, über die Schlacht bei Chotusitz; dazu kommt noch — außerhalb der erwähnten Sammlung — die letzte akademische Abhandlung Droysen's, die er noch kurz vor seinem Tode gelesen hat: über die „trois lettres au public", eine Schrift Friedrich's d. Gr., die als publicistischer Carnevalsscherz des großen Königs erklärt und in ihren versteckten Beziehungen erläutert wird. — Ein erheblicher Theil dieser Arbeiten ist, wie schon angedeutet, in den Schriften der gelehrten Gesellschaften veröffentlicht worden, denen D. angehörte. Seit 1857 war er Mitglied der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, seit 1860 Mitglied der Münchener, seit 1867 auch der Berliner Akademie. Als König Max II. von Baiern 1858 die historische Commission bei der Münchener Akademie schuf, war D. unter denen, die zuerst dazu berufen wurden; auf seinen Antrag beschloß die Commission in ihrer ersten Sitzung, in einer großen Sammlung die historischen Volkslieder der Deutschen im 15. und 16. Jahrhundert herauszugeben und historisch-kritisch zu commentiren. Es war ein Plan, der D. aus den Jenenser Studien erwachsen war; einer seiner damaligen Jenenser Collegen, R. v. Liliencron, der ihn dort schon bei derartigen Arbeiten unterstützt hatte, wurde mit der Aufgabe betraut und hat sie, wie bekannt, in musterhafter Weise gelöst. Im Lauf der Jahre hat sich übrigens das Verhältniß Droysen's zu dieser wissenschaftlichen Körperschaft mehr und mehr gelockert; seine eigenen Arbeiten, die Thätigkeit in Berlin nahmen ihn ganz in Anspruch; dazu kamen wohl Reibungen unerfreulicher Art: 1871 hat er seinen Austritt aus der Commission erklärt. — Neben dieser kritischen Einzelarbeit nahm in der zweiten Hälfte seiner gelehrten Laufbahn das Studium der philosophischen Grundlagen des Geschichtsstudiums einen hervorragenden Platz unter den wissenschaftlichen Interessen Droysen's ein. Die Vorlesungen über „Methodologie und Encyclopädie der Geschichte" gehörten zu den anziehendsten, die er gehalten hat; und der Grundriß der Historik, den er seinen Zuhörern dabei in die Hand gab, hat nicht weniger als 9 Auflagen erlebt. Er knüpfte dabei an die methodologischen Arbeiten der alten Göttinger Historikerschule an, die zuerst den Versuch gemacht hatte, eine systematische Uebersicht der Aufgaben und Arbeitsmittel der Historie zu gewinnen. Aber er vermißte an ihr den tieferen philosophischen Blick; „die Methode, die sie lehrte, war nur die Methode des historischen Arbeitens"; eine historische Erkenntnißtheorie auf tiefgründigem philosophischem Fundament, wie sie ihm als ein dringendes wissenschaftliches Bedürfniß erschien, hatte sie nicht geliefert. Ebensowenig hatte das die speculative Philosophie gethan, der es mehr um „Geschichtsphilosophie" im Sinne metaphysischer Construction eines großen Zusammenhanges der historischen Ergebnisse zu thun war. Aber diese Geschichtsphilosophie hatte sich als ein bloßes geistreiches Spiel mit Ideen erwiesen. Hatte Hegel die geschichtliche Gesammtarbeit des Menschengeschlechts als die sich selbst setzende Idee construirt, so lehrte Schopenhauer, daß die Weltgeschichte eine bloß zufällige Configuration und ohne metaphysische Bedeutung sei; und Buckle machte im Anschluß an die positivistische Philosophie den Versuch, die Geschichte „zum Range einer Wissenschaft zu erheben", indem er ihr die Aufgabe stellte, nach dem Vorgang der Naturwissenschaften Gesetze zu finden, nach denen sich das geschichtliche Leben bewege, und indem er sie zu diesem Behuf auf die Beobachtungen der Statistik, auf

Anthropologie und Ethnologie, auf die geographischen und sonstigen natürlichen Bedingungen des geschichtlichen Lebens hinwies. Dem gegenüber hat D. es für eine unumgängliche Aufgabe gehalten, vom Standpunkt der Historie selbst aus die erkenntnißtheoretischen Grundlagen dieser Disciplin zu legen, deren eigenthümliche Aufgabe es nach seinem prägnanten Ausdruck sein soll: „forschend zu verstehen". Das ist der wesentliche Inhalt seiner Historik; er hat damit die „Geschichtsphilosophie" von den speculativen Extravaganzen, den idealistischen wie den positivistischen, auf den Boden des erkenntnißtheoretischen Kriticismus zurückgeführt. Das metaphysische Bedürfniß, das ihm dabei doch immer blieb, befriedigte er mehr in Anknüpfung an die Ideen von Aristoteles, der in den 30er Jahren durch die kritische Ausgabe seiner Werke dem modernen Denken wieder näher gerückt worden war, als im Anschluß an Hegel, namentlich aber in der Aneignung und Fortbildung der Gedanken Wilhelm's von Humboldt, dessen Schrift „über die Aufgaben des Geschichtsschreibers" bei ihm einem congenialem Verständniß begegnet war. Humboldt faßte — kurz gesagt — die Aufgabe des Geschichtschreibers als die Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein zu gewinnen; aber das sollte „keine eigenmächtig der Wirklichkeit angebildete Idee, sondern eine solche sein, welche zwar nicht unmittelbar wahrgenommen, aber doch nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden muß". Auf diesem idealistisch-teleologischen Grunde hat auch D. zeitlebens gestanden. Eigenthümlich ist ihm dabei der starke ethische Accent, die Betonung des Individuellen, des freien Willens, der Verantwortlichkeit; die menschliche Freiheit und Eigenart, deren höchster Ausdruck der Genius ist, erschien ihm als das eigentlich Bedeutende in der Geschichte gegenüber dem Regelmäßigen, Typischen, sich Wiederholenden; die Anomalie fand er hier der Betrachtung würdiger als die Analogie. Immer wieder erklärt er, daß die Geschichte nicht ein natürlicher, sondern ein ethischer Proceß ist, und immer wieder taucht als das Ziel der geschichtlichen Entwicklung das Fichte'sche Ideal in ihm auf: „die königliche Vollfreiheit des sittlichen Menschen".

In solchem Denken, Forschen und Lehren unablässig thätig ist J. G. Droysen bis in ein hohes Alter gelangt. An der Politik hat er seit 1851 keinen unmittelbar thätigen Antheil mehr genommen, wenn sie auch sein Interesse fortwährend auf das lebhafteste beschäftigte. Daß er in Berlin anfänglich einen Ministerposten erstrebt habe, dieses Gerücht hat Duncker ausdrücklich als eine Legende bezeichnet, die auf freier Erfindung und vollster Unkenntniß von Droysen's Charakter beruht. Das überlegene politische Verständniß, das er schon 1848 bewährt hatte und das auf seiner aus geschichtlicher Erfahrung geschöpften Ueberzeugung beruhte, daß der Staat vor allem Macht sei, daß das Machtinteresse den Interessen der freien Verfassung vorgehe — dieses Verständniß zeichnet ihn auch in der Conflictszeit aus. Die Nothwendigkeit der Militärreorganisation erkannte er von vornherein unumwunden an; er hat die Opposition dagegen aufs schärfste gemißbilligt, wenn ihm auch andererseits das Vorgehen der Regierung nicht in allen Stücken gefallen konnte. In diesen Tagen hat er oft gewaltig gegen die Liberalen geeifert, wie Theodor v. Bernhardi erzählt; er wollte gar nichts mehr von ihnen wissen und brauchte wohl die drastische Wendung: „wir müssen alle reactionär werden!" Vergebens hat er versucht, Sybel mit seiner Fraction von dem Zusammengehen mit der Fortschrittspartei abzubringen. Die auswärtigen Verhältnisse verfolgte er mit consequenter Aufmerksamkeit. Er hatte vortreffliche Correspondenzen und war immer gut orientirt. Er suchte durch seine Bekannten wohl eine Einwirkung auf die maßgebenden Männer hervorzubringen, so durch den Unterstaatssecretär Gruner oder durch Bernhardi auf Roon in der hessischen Frage zum Zweck

energischen Vorgehens Preußens (Mai 1862). Er legte großen Werth auf die Convention mit Rußland (1863), die dem polnischen Aufstand ein Ende machte — sehr im Gegensatz zu den Liberalen. Als 1864 die schleswig-holsteinische Frage zur Entscheidung kam, erwarteten wohl manche von seinen alten Freunden, daß er im Interesse der Augustenburger gegen die Annexion publicistisch auftreten würde; er war weit davon entfernt; die Interessen Preußens und Deutschlands standen ihm doch höher. Mit seinem alten Freunde Samwer, der sich ganz zum kleinstaatlichen Politiker entwickelt hatte, war er völlig auseinandergekommen; von dem Augustenburger sagte er in seiner drastischen Weise: „Er hat wollen ohne Preußen seine Sache durchführen und dann gegen Preußen die Zunge herausstrecken." In Bismarck hat er früh den Mann erkannt, der die deutsche Frage in dem Sinne, wie er es längst gefordert hatte, lösen werde; wie richtig traf er doch den Kern der Bismarck'schen Politik, wenn er damals einem der Studenten, die für ein Schleswig-Holsteinsches Freicorps sammelten, sagte: Wir müssen wieder an Friedrich den Großen anknüpfen! 1866 hat er, im Verein mit Trendelenburg, in einer Berliner Wahlversammlung Bismarck zum Abgeordneten des constituirenden Reichstages empfohlen, allerdings vergeblich. Er selbst hat in diesen Zeiten, wo seine patriotischen Hoffnungen der Erfüllung entgegengingen, noch einmal in einem pommerschen Wahlkreis candidirt; aber sein Programm: erst die Machtstellung des Vaterlandes zu sichern, dann nach Kräften für die liberalen Forderungen einzutreten, fand auf keiner Seite Beifall, weder bei den Liberalen noch bei den Conservativen; er ist nicht gewählt worden und er ist seitdem im öffentlichen Leben nicht mehr hervorgetreten. Das Leben ging ihm auf in seiner Lehrthätigkeit, in seinen Archivstudien, in dem Denken und Forschen über alte und neue Probleme, in der Fortführung seines großen Werkes. Der Verkehr mit wenigen Freunden, unter denen Max Duncker die erste Stelle einnahm, ein glückliches häusliches Leben, das erst 1881 durch den Tod der unvergeßlichen Gattin einen unverwindlichen Stoß erhielt, die Freude an dem aufblühenden Leben in den Familien seiner Kinder — das gab dem arbeitsfreudigen Manne immer wieder Erholung und Frische, bis den 76jährigen, nach kurzer Krankheit, mitten in seinen litterarischen Arbeiten, in der Pfingstpause des Sommersemesters 1884, das er noch lehrend begonnen hatte, der Tod ereilt hat, der für ihn die Pforte zu höherem Leben war.

D. ist bis zuletzt eine seltene Kraft und Frische des Leibes und der Seele erhalten geblieben. Etwas Rüstiges, Straffes, Energisches, ich möchte sagen etwas von der sittlichen Energie des Preußenthums drückte sich bis in das höchste Alter in der Haltung dieser kleinen, fast zierlichen Gestalt, in den streng zusammengefaßten Zügen dieses geistreichen charaktervollen Gesichtes aus mit den feinen bartlosen, ausdrucksvollen Lippen, mit dem lebhaften Mienenspiel, mit dem festen imponirenden und doch gütigen Blick, dem die Brille Glanz und Feuer nicht geraubt hatte, mit dem vollen nur leicht ergrauten Haupthaar und dem schmalen Rahmen des Bartes, der auch das feine kräftige Kinn freiließ.

Eine geistreiche und warmherzige Lebendigkeit paarte sich mit dieser rüstigen Energie und milderte das Ernsthafte seiner tiefen Natur, die immer nur den idealen Gütern des Lebens zugewandt war. Nach äußeren Auszeichnungen hat er nie getrachtet, man wird sagen dürfen, daß sie ihm nicht in dem Maße zu Theil geworden sind, wie es seiner Bedeutung entsprochen hätte; den Titel eines Geh. Regierungsraths hat er abgelehnt: er wollte der schlichte Professor bleiben. Der Ehrgeiz eines akademischen Schulhauptes ist ihm ebenso fremd geblieben wie die Intriguen und Machtbestrebungen, die sich so häufig

damit verbinden. Ihm war es immer nur um die Sache zu thun und um die Pflichterfüllung im höchsten und idealsten Sinne. Schön und treffend hat sein ältester Sohn, indem er nach dem Tode des Vaters den letzten Band der „Preußischen Politik" dem Publicum übergab, diese Seite in dem Wesen des Verfassers gekennzeichnet, indem er von ihm sagt, daß er stets „unbekümmert um den Beifall des Augenblicks, seine Aufgabe, wie er sie sich gestellt hatte, schlicht erfüllte und anspruchslos seine Pflicht that, bis er stille aus dem Leben ging". Und doch gehörte er zu den Naturen, die nicht bloß durch das gelten, was sie leisten, sondern fast mehr noch durch das, was sie sind.

Außer den Schriften Droysen's sind folgende Aufsätze und Bücher benutzt worden: M. Duncker, J. G. Droysen, in den Abhandlungen z. neueren Geschichte (1887); — Derselbe, im Biogr. Jahrbuch für Alterthumskunde (1885). — W. Böhm im „Daheim" XI (1875). — A. Dove in „Im neuen Reich" (1878); — Derselbe, Breslauer Adresse (in den Kleinen Schriftchen). — Giesebrecht in den Sitzungsberichten d. Münchener Akademie (1885). — H. T. in der Vossischen Ztg. 1884, 22. u. 23. Juni (Nr. 287, 288); ebenda einige biographische Bemerkungen des Predigers Droysen, Bruders von J. G. Droysen. — Rühl, Briefwechsel Th. v. Schön's mit G. H. Pertz und J. G. Droysen (1896). — S. Hensel, Die Familie Mendelssohn (1884). — G. Droysen, J. G. Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy, Deutsche Rundschau 1902, Heft 7, 8, 9. — Jul. Hejdemann, Geschichte d. Gymnasiums zum Grauen Kloster. Gymnasialprogramm 1829 bis 32. — H. Laube, Das erste deutsche Parlament. — R. v. Mohl, Lebenserinnerungen (1902). — Rudolf Haym, Aus meinem Leben (1902). — Denkwürdigkeiten aus dem Leben Th. v. Bernhardi's, Bd. 4 ff. — Einige Mittheilungen verdanke ich Herrn Prof. G. Droysen in Halle und Herrn Geh. Archivrath Dr. E. Friedlaender in Berlin.

O. Hintze.

Druffel: August von D., Historiker. Als Sprößling einer Münsterschen, im J. 1804 geadelten Familie, wurde D. am 21. August 1841 in Coblenz geboren. Sein Vater, damals Landgerichtsrath, zuletzt Landgerichtspräsident in Aachen, wurde ihm, als er erst dreizehn Jahre zählte, durch den Tod entrissen, und von da lag seine Erziehung in der Hand der Mutter, einer Frau, in der ihm der Ernst sittlicher und religiöser Ueberlieferung, wie sie in den alten, streng katholischen Familien Münsters herrschte, mild, aber auch unerbittlich entgegentrat: ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Urtheil dieser Mutter hat ihn ins Leben begleitet. Von Münster aus, wohin die Familie nach des Vaters Tod zurückgekehrt war, zog D. im Sommersemester 1859 nach Innsbruck, dann nach Göttingen und Berlin, um Geschichte zu studiren. Ficker, Jaffé und vor allem Waitz waren seine Lehrer. Im Seminar des letztern bildete er die seine spätern Arbeiten kennzeichnende Kunst zergliedernder Interpretation aus; hier eignete er sich auch den nur bei größter Entsagung durchzuführenden Grundsatz an, daß es in der Forschung vor allem andern auf Feststellung des Einzelnen, ohne Unterschied zwischen Großem und Kleinem, ankomme. Neben der Geschichte nahm die Nationalökonomie und etwas später, seitdem er im J. 1863/64 sein Militärjahr durchgemacht hatte, die Kriegswissenschaft sein tiefer gehendes Interesse in Anspruch. Als er im Winter 1862/63 seine Universitätsstudien abschloß und seine Doctorschrift über „Heinrich IV. und seine Söhne" veröffentlichte, gedachte er, seine Kräfte in fortgesetzter wissenschaftlicher Forschung der deutsch-mittelalterlichen Geschichte zuzuwenden, und als nächstes Lebensziel schien sich dabei der Eintritt in die Universitätslaufbahn von selbst zu verstehen. Mit solchen Gedanken verlegte

er im Sommer 1864 seinen Aufenthalt nach München. Aber einer so einfach geraden Fortsetzung des eingeschlagenen Weges traten andere Einflüsse und andere Neigungen entgegen. — D. war mit fröhlicher Empfänglichkeit ins Leben getreten; sich in die Eigenart der Menschen zu versetzen, ihre Vorzüge hochherzig anzuerkennen und fremde Anschauungen auf sich wirken zu lassen, war ihm Natur und wurde ihm bei den edlen Umgangsformen, die er seiner vortrefflichen Erziehung verdankte, zur Kunst. So konnte er, der von Münster als Großdeutscher und positiver Katholik auszog, mit einem Mann von so heißen protestantischen und kleindeutschen Ueberzeugungen, wie Rudolf Usinger, einen engen Freundschaftsbund schließen; so konnte er sein ganzes Leben hindurch in eine Fülle von freundschaftlichen Beziehungen eintreten, wie sie nur Wenigen beschieden sind. Wie er sich aber den wechselnden Anregungen, welche Menschen und Studien ihm boten, sorglos öffnete, widerstrebte es ihm, seine Thätigkeit vorzeitig in einen engen Kreis zu bannen, und gar einen Entschluß zu fassen, der fürs Leben band, war und blieb ihm stets über die Maßen schwer. So geschah es, daß, als Franz Löher ihn mit landsmännischer Herzlichkeit aufnahm und ihm in der von der Historischen Commission beschlossenen Herausgabe der Wittelsbacher Correspondenzen die Bearbeitung des Briefwechsels des Herzogs Albrecht von Baiern für die Zeit von 1550—1568 anbot, er sich mit überraschender Schnelligkeit für diese Aufgabe gewinnen ließ, — damals freilich in der irrigen Meinung, daß er daneben seine mittelalterlichen Forschungen werde fortsetzen können. Anfangs vermochte er jedoch in den zerstreuten Briefschaften, die ihm vorgelegt wurden, weder Zusammenhang noch werthvolle Aufschlüsse zu finden. Da wurde es für ihn entscheidend, daß er sich mit seinen Zweifeln an Cornelius wandte und dieser — ich glaube, es war am Neujahrstag 1865 — ihm in kurzen und eindringlichen Worten einen Plan vorzeichnete, der im wesentlichen darauf hinausging, daß er die großen Wandlungen, die seit dem Ende des schmalkaldischen Kriegs bis zum Religionsfrieden das Reich ergriffen hätten, zum Gegenstand seiner Actensammlung machen und die bairischen Herzoge in der Rolle bloß Mitwirkender auffassen solle. Mit frischem Eifer ergriff D. diesen Vorschlag, und indem er für die Ausführung im einzelnen seinen Weg selbständig suchte, ging er an eine Arbeit, die fortan in den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit trat, und aus der schließlich seine „Beiträge zur Reichsgeschichte" hervorgingen. Die drei Bände, die er selbst herausgegeben hat (1873—80), enthalten vereinzelte Acten aus der Zeit der Vorbereitung und des Verlaufs des schmalkaldischen Kriegs, um sich dann, vom Ausgang des Jahres 1547 ab, mehr und mehr zu einem wenn nicht erschöpfenden, so doch alle verwandten Publicationen überragenden Quellenwerk für die Reichsgeschichte der betreffenden Zeit, besonders für das letzte der behandelten Jahre, für das Jahr 1552, abzurunden. In der Absicht nur Ungedrucktes mitzutheilen, suchte D. die Verbindung mit den gedruckten Quellen dadurch herzustellen, daß er überall, wo die Aussagen seiner Schriftstücke sich auf eine Thatsache bezogen, die ihm der Aufklärung zu bedürfen schien, eine bald kurze bald ausführliche, immer mit umfassender Litteraturkenntniß und peinlicher Sorgfalt geführte Untersuchung einflocht.

Mitten unter diesen Arbeiten trat eine Forderung an D. heran, die aus wissenschaftlichen und praktischen Erwägungen zugleich entsprang. Der junge Historiker, besonders wenn er die akademische Laufbahn betreten will, soll seine Fähigkeit zu zusammenfassender Forschung und Darstellung durch eine historische Monographie erweisen. Er gedachte denn auch, die Geschichte des schmalkaldischen Kriegs vom politischen wie militärischen Gesichtspunkt zu

schreiben. Aber je näher er diesem großen Drama trat, um so mehr löste es sich vor seinem kritischen Auge in zahllose Einzelvorgänge auf, die alle erst von Grund aus untersucht sein wollten. Das Ende war, daß er den Plan fallen ließ und sich zwei anderen Unternehmungen zuwandte, die seiner Neigung zur erschöpfenden Untersuchung jeder Einzelheit besser entsprachen. Gleich bei Ausarbeitung des ersten Bandes seiner Beiträge hatte ihn das Verhältniß Karl's V. zu Papst Paul III. und der Gang des Trienter Concils besonders angezogen. Für das eine und das andere begann er nun seit 1872 auf mehreren Reisen, die ihn nach Trient, Florenz und Neapel führten, die Acten zu sammeln, und zwar nicht mehr im Auftrag der Historischen Commission, sondern aus eigenen Mitteln, nur daß die Münchener Akademie, in deren Mitte er 1875 als außerordentliches, 1884 als ordentliches Mitglied eintrat, ihre Denkschriften für die Aufnahme seiner Arbeiten gern zur Verfügung stellte. So erschienen 1877—90 die vier Abhandlungen „Kaiser Karl V. und die römische Curie", welche die Windungen und Wendungen der kaiserlich-päpstlichen Beziehungen zugleich mit dem steten Wechsel der politischen Constellation von dem Beginne des Speirer Reichstags (Februar 1544) bis nahe an den Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs mit einer tagebuchartigen Genauigkeit darlegen, so erschienen ferner von 1884—87 die drei ersten Hefte der Monumenta Tridentina, vornehmlich die Correspondenz zwischen den Legaten und der Curie von Februar 1545 bis Februar 1546 enthaltend: der Beginn eines authentischen Quellenwerks für die Geschichte des Trienter Concils.

Es ist unmöglich, auf kurz bemessenem Raum zu verfolgen, wie von diesen Hauptrichtungen aus die litterarische Thätigkeit Druffel's sich weiter entfaltete, wie er besonders auch in einschneidenden Recensionen sich auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte sowol, wie des Mittelalters bewährte. Aber fragen müssen wir, wie nun diese großartige, aus den reinsten wissenschaftlichen Antrieben hervorgegangene Thätigkeit auf seine äußere Lebensstellung wirkte. — Aehnlich wie vor dem Entschluß zu einem darstellenden Geschichtswerk, so wich D. auch lange vor dem Eintritt in den Beruf des Universitätslehrers zurück: er wollte die freie Forscherarbeit nicht einer durch die Bedürfnisse des Unterrichts vorgezeichneten Lehrthätigkeit opfern. Wie aber anderseits das einsame Leben des Privatgelehrten ihn um so weniger befriedigte, je mehr er im Alter voranschritt, so begrüßte er es wie eine Erlösung aus drückender Enge, als die Kriege von 1866 und 1870 ihn zu frischer That ins Feld riefen. Die Sicherheit, welche er überall da bewährte, wo es augenblicklich zu handeln galt, ließ ihn sich als kaltblütigen Officier in der Schlacht, als festen und humanen Geschäftsmann in der militärischen Verwaltung hervorthun. Er war denn auch Soldat mit Leidenschaft, und eine gewisse Ueberwindung kostete es ihn, als er nach dem Ende der Kriege zu seiner friedlichen Beschäftigung nach München zurückkehrte. Hier that er endlich — im August 1877, wenige Tage bevor er sein 36. Lebensjahr vollendete — den so lange verschobenen Schritt zur Habilitation als Privatdocent an der Universität. Nachdem er jedoch den Entschluß einmal ausgeführt hatte, arbeitete er sich zwar langsam, aber stetig in die Aufgaben des akademischen Lehrers hinein. Mit Gegenständen beginnend, die seinem nächsten Studiengebiet entnommen waren, umspannten seine Vorlesungen allmählich die Zeit von Rudolf von Habsburg bis ins 19. Jahrhundert. — Natürlich hegte er nun auch den Ehrgeiz, Professor zu werden; da jedoch trat ihm ein neues Hinderniß in den Weg.

Von seiner ersten Münchener Zeit ab hatte D. den öffentlichen Dingen im stillen ein höchst lebendiges Interesse entgegengebracht. Unter den Wand-

lungen der Zeit wurden ihm aber auch die kirchlichen und politischen Anschauungen, die er vom Elternhaus mitgebracht hatte, vielfach gleichsam zu Hypothesen, die der prüfenden Verarbeitung bedurften. Eine Krisis in diese seine Stimmung brachte das vaticanische Concil. Gleich die Vorbereitungen desselben erregten ihn im Innersten. Der Widerwille gegen das System der päpstlichen Allgewalt, daneben seine Studien über das Tridentinum führten ihn zu einer Opposition gegen die in der katholischen Kirche zur Herrschaft gelangte Richtung, welche ihm eine allgemeine Prüfung der Grundlagen des kirchlichen Verfassungs- und Lehrgebäudes auferlegte, und das Ergebniß war, daß er sich des Widerspruchs nicht nur gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, sondern auch gegen andere Lehren der Kirche, wie sie ihm in der Gegenwart erschien, bewußt wurde. Andererseits war ihm das Bewußtsein, daß sein sittlich-religiöses Leben aus dem Grund der uralten kirchlichen Gemeinschaft erwachsen war, zu stark, als daß er sich leichthin von ihr losgesagt hätte. So bekannte er denn ohne Rückhalt den Widerspruch gegen die vaticanischen Dogmen und nahm neben Huber und Cornelius einen Platz in dem Ausschuß zur Leitung der altkatholischen Bewegung in Baiern; aber den Verband mit der römisch-katholischen Kirche löste er nur soweit, als eine bestimmte Ueberzeugung es erheischte, und erst im J. 1887, als der römisch-katholische Pfarrer ihm die Taufe eines Kindes verweigerte, entschloß er sich zum förmlichen Eintritt in die altkatholische Gemeinde.

Von dem Augenblick, da D. diesen Standpunkt ergriff, mußte er erfahren, in welchem Maaße die Besetzung der Lehrstühle für Geschichte von kirchlichen Rücksichten abhängig ist. Während die in der Regel mit Protestanten besetzten Professuren ihm lautlos verschlossen blieben, war er für diejenigen Stellen, bei deren Vergebung auf die Forderung der Ultramontanen mittelbare oder unmittelbare Rücksicht genommen wurde, erst recht unmöglich. Natürlich mußten zur Rechtfertigung seiner Uebergehung andere Gründe dienen: der Mangel an Durchsichtigkeit und Flüssigkeit des Vortrags, das Zurücktreten allgemeiner Gesichtspunkte vor den scharf gefaßten Einzelheiten, die Verschmähung des Appells an nationale oder kirchliche Leidenschaften der Zuhörer. Sich über diese Zurücksetzung in Klagen zu ergehen, oder Schritte zu thun, die nach Bewerbung aussahen, würde D. bei der vornehmen Art seines Wesens als Herabwürdigung betrachtet haben; aber gleichgültig war ihm die stete Uebergehung keineswegs. Im vertrauten Verkehr verrieth wol eine kurz hingeworfene Aeußerung des Unmuths oder ein scharfes Wort über akademische Kameradschaften seine Mißstimmung. Wie tief solche Stimmungen gingen, wage ich nicht zu beurtheilen; jedenfalls gewann er jedoch die alte Heiterkeit des Lebens und die Freudigkeit der Arbeit wieder, als er mit seiner in den letzten Tagen des Jahres 1885 vollzogenen Vermählung einen Entschluß ausführte, den er seit zwei Jahrzehnten stets gesucht und immer wieder geflohen hatte. Lange Dauer war leider dem reinen und tiefen Glück seiner Ehe nicht beschieden. Schon zwei Jahre nach seiner Heirath, im Januar 1888, brach eine Krankheit aus, deren Keim wol unter den Anstrengungen von zwei Feldzügen gelegt war. Fast drei Jahre lang rang er mit dem unerbittlich fortschreitenden Leiden, immer wieder zu seinen wissenschaftlichen Studien zurückkehrend. Noch war es ihm vergönnt, unter neuen Arbeitsplänen den Eintritt ins 51. Lebensjahr zu feiern; aber zwei Monate später überkam ihn ein letzter Krankheitsanfall, der am 23. October 1891 sein Ende herbeiführte.

Verzeichniß von Druffel's Schriften in dem Almanach der Münchener Akademie, 1884 und 1890. — Biographische Skizze von Max Lossen in

der Beilage der Allgemeinen Zeitung, 8., 9. und 11. Januar 1892. — Nekrolog von Cornelius in seinen Historischen Arbeiten (1899), S. 614.

Moriz Ritter.

Drugulin: Wilhelm Eduard D., geboren am 25. Februar 1822, † am 20. April 1879, muß den hervorragendsten Druckern, die Deutschland hervorgebracht hat, zugezählt werden. D. war es besonders, der orientalischen und Schriftwerken alten Stiles in Deutschland eine Stätte schuf. Er hatte die Buchdruckerei in der berühmten Officin von Nies in Leipzig gelernt, welche in den Jahren von 1856—1868 sich im Besitze von Karl B. Lorck befand und von D. 1869 erworben wurde. Unter Drugulin's Leitung gelangte die Druckerei bald zu hoher Blüthe. Er erwarb eine Menge vorzüglichsten Materials, darunter die Stempel und Matern der Karl Tauchnitz'schen Schriftgießerei, sowie die von Metzger (jetzt Mitbesitzer der Firma Metzger & Wittig) geschnittenen orientalischen Schriften. Neben seinem Beruf als Buchdrucker studirte D. eifrig alte Stich- und Druckwerke. Er genoß den Ruf eines der tüchtigsten Kenner auf diesem Gebiete. 1856 begründete er ein antiquarisches Kunstgeschäft unter der Firma: „Leipziger Kunstcomptoir", dessen Kataloge und Auctionen in großem Ansehen standen und noch heute hohen Werth besitzen. Eine Specialität seiner Officin war demgemäß auch der Druck von Werken im alten Stil. Das berühmteste derselben ist die „Chronik des sächsischen Königshauses und seiner Residenzstadt", ein vollendetes Meisterwerk, welchem sich noch zahlreiche Reproductionen und Imitationen alter Drucke zugesellten.

Karl Fr. Pfau.

Du Bois: Emil Heinrich D. (Aemilius du Bois nennt er sich in seiner Dissertation von 1843), später stets Emil Du Bois-Reymond genannt, wurde am 7. November 1818 in Berlin geboren. Sein Vater, Felix Henri D.-R., war offenbar ein Mann von seltener Begabung und Thatkraft. 1782 in einem Dörfchen in der Nähe von dem damals preußischen Neuenburg (Neufchatel in der Schweiz) geboren, betrieb er in seiner Heimath das Uhrmacherhandwerk, kam aber, nachdem er sich durch eigene Kraft eine nicht zu unterschätzende allgemeine Bildung angeeignet hatte, nach Berlin, lernte hier die deutsche Sprache und wurde, nachdem er kurze Zeit Medicin studirt hatte, Lehrer am Kadettenhause. Er beschäftigte sich vornehmlich mit sprachwissenschaftlichen Studien, und sein Buch „Kadmus oder allgemeine Alphabetik", 1862, in welchem eine Menge sorgfältiger und feiner Beobachtungen über die Verschiedenheit und Bildung gewisser Laute, z. B. des Gaumen-R, niedergelegt sind, ist als Frucht dieser Studien zu bezeichnen. In den napoleonischen Kriegen ist er als Hauptmann in dem Generalstabe von Bernadotte thätig, kehrt hierauf wieder nach Berlin zurück und erhält hierselbst eine Stellung im Auswärtigen Ministerium in der Abtheilung für die Neuenburger Angelegenheiten. In dieser Stellung vermählte er sich mit Minette Henry, der ältesten Tochter des Predigers der französischen Gemeinde in Berlin, der selbst mit Susanne Chodowiecki, einer Tochter des bekannten Zeichners und Malers Daniel Chodowiecki verheirathet war. Germanisches (denn die Neufchateler zählten im allgemeinen zu den Germanen), keltisch-romanisches und slavisches Blut floß also in den Adern seiner 5 Kinder (3 Knaben, 2 Mädchen). Er bekleidete dann von 1830—39 die Civiladjutantenstelle des Statthalters in Neuenburg, General Pfuel, wurde, nach Berlin zurückgekehrt, bis 1858 unter dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes Director der Neuenburger Angelegenheiten und starb, nachdem in diesem Jahre Neuenburg der Schweiz zugefallen war und seine Verwaltungsthätigkeit hiermit ein Ende erreicht hatte, im Jahre 1865 in Berlin.

Emil D.-R. besuchte zunächst das französische Gymnasium seiner Vaterstadt, dann fast ein Jahr lang dasjenige zu Neuenburg und beendete seine Gymnasialstudien auf dem erstgenannten Gymnasium in Berlin im Frühjahr 1837. Er ward Mitglied der vielumfassenden philosophischen Facultät und hörte, unschlüssig welcher Thätigkeit er sich zuwenden sollte, die ersten zwei Semester die verschiedenartigsten Vorlesungen, wie bei Steffens Psychologie und Anthropologie, bei Mitscherlich Experimentalchemie und bei Neander Kirchengeschichte. Dann geht er nach Bonn, hört bei Fichte Anthropologie und Psychologie, bei Treviranus Botanik und bei Nöggerath Geologie und Mineralogie, dann nach Berlin zurückgekehrt bei Steiner synthetische Methoden, bei Werder Logik und Metaphysik, bei Ritter allgemeine Geographie, bei Dove Meteorologie und bei C. E. Mitscherlich Materia medica, also wie man sieht, recht schöne, aber auch recht mannigfaltige Dinge, die ihn in eine peinlich zerrissene Lage versetzen. Erst Winter 1839 findet er den richtigen Weg, er wird Mediciner; wie man sagt, wesentlich angeregt durch eine Vorlesung des Chemikers Mitscherlich, wohl aber hauptsächlich bestimmt durch den näheren Umgang mit dem Mediciner Hallmann, dem Assistenten von Johannes Müller, dessen „reife und sichere Persönlichkeit sich seiner bemächtigte". Hallmann ertheilte ihm auch „den ersten Unterricht in der Osteologie und auf Streifzügen in der Umgegend Berlins, deren Armseligkeit ein poetisch jugendlicher Sinn verklärte, in der Botanik". Von 1840 an tritt er in nahe Beziehung zu dem gewaltigen Joh. Müller, wird dessen Assistent und beginnt seine Lebensarbeit, nämlich die Bearbeitung eines nahezu neuen Gebietes in unserer Wissenschaft, der thierischen Elektricität.

„Im Frühling 1841 nämlich", wie er in dem Vorwort zu seinen „Untersuchungen über thierische Elektricität" erzählt, „übergab mir Herr Johannes Müller Matteucci's Essai sur les phénomènes électriques des animaux, Paris 1840, mit der Aufforderung, die darin enthaltenen Versuche über den Froschstrom zu wiederholen und womöglich weiter fortzuführen." Nach mühsamen experimentellen Vorarbeiten und litterarischen Studien begann die eigentliche Arbeit allerdings erst Frühling 1842; aber schon im nächsten Jahre werden von dem jugendlichen Forscher eine Menge Thatsachen, ja eigentlich das ganze Gerippe der späteren umfangreichen Untersuchungen, veröffentlicht. In Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie Bd. 58, S. 1, 1843, erscheint ein „vorläufiger Abriß seiner Untersuchungen über den sogenannten Froschstrom und über die elektromotorischen Fische", und im selben Jahre seine Dissertation „Quae apud veteres de piscibus electricis exstant argumenta". Im Sommer 1846 habilitirte er sich als Privatdocent in Berlin, begann jedoch seine eigentliche Lehrthätigkeit, weil allzusehr mit seiner Lebensaufgabe beschäftigt, erst im J. 1854, indem er in Gemeinschaft mit Joh. Müller physiologische Uebungen abhielt. Um diesen bedeutenden Mann sammelten sich, gleich wie um den Magneten die Eisenstücke, ähnliche bedeutende Männer als seine Schüler, ich nenne nur Henle, Schwann, Virchow, Brücke, Helmholtz. Namentlich mit Helmholtz trat D.-R. in ein nahes freundschaftliches Verhältniß und es war gewissermaßen seine letzte That, daß er diesem Freunde seiner Jugend und seiner Arbeit, der etwa zwei Jahre vor ihm starb, die Gedächtnißrede in der Akademie hielt, die erst nach seinem Tode gedruckt wurde. Acht Jahre hindurch, von 1848 an, lehrte D.-R. ferner Anatomie an der Akademie der Künste, welcher 100 Jahre vorher sein Urgroßvater Chodowiecki vorstand. Als 33 jähriger Mann wurde er auf Empfehlung von Joh. Müller und Alexander v. Humboldt, welcher die Mühe nicht scheute, sich die Entdeckungen seines Schützlings in dessen hoch gelegenem, kleinem Experimentirstübchen vorweisen zu lassen, in die

Akademie aufgenommen, deren Secretär er von 1867 an war. Als im J. 1858 Joh. Müller plötzlich dahinstarb, wurde D.-R. sein Nachfolger in der Physiologie, Reichert derjenige in der Anatomie. Seit dem Jahre 1877 war er Vorstand des nach seinen Plänen erbauten großartigen physiologischen Institutes, in welchem er auch ohne nennenswerth krank zu sein, den 26. December 1896 wohl an Alterserkrankung der Gefäße verschied.

Er war verheirathet mit Jeanette Claude, die so wie er aus der französischen Colonie in Berlin stammte und so wie er ein Urenkelkind von Chodowiecki war. D.-R. hatte sie als Kind in Berlin gesehen. Dann ging sie mit ihren Eltern nach Chile und nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter nach Ambleside in Nordengland. Von da kam sie zum Besuche nach Berlin und 1853 reiste D.-R. nach England, um sie zu heirathen. Vier Söhne und fünf Töchter, auf welche sich die Gaben der Eltern übertragen haben, entsprossen aus dieser Ehe.

D.-R. war mittelgroß, von gedrungenem Körperbau und hervorragender körperlicher Gewandtheit, die er unter anderm im Turnen und Schlittschuhlaufen bethätigte. Man hätte ihn nach seinem Aeußeren auf den ersten Blick für einen Mann eines schweren Handwerks gehalten; freilich das etwas tief in den Schultern sitzende gewaltige Haupt mit den lebhaft glänzenden Augen und gar das lebhafte Mienenspiel seines ausdrucksvollen Gesichtes beim Sprechen zeigten, daß man es mit einem Manne zu thun hatte, der, wenn nöthig, mit körperlicher Kraft und Ausdauer schwerste und anstrengendste geistige Arbeit zu verrichten gewohnt war. —

Was hat die Wissenschaft, was hat die Menschheit D.-R. zu danken? Seine Verdienste um beide sind mannigfaltig und vielseitig. Wie schon oben angedeutet, wurde ihm, dem 22jährigen, von Joh. Müller die Aufgabe gestellt, die Angaben Matteucci's über thierische Elektricität nachzuprüfen und womöglich zu erweitern und in der Vorrede zu seinen „Gesammelten Abhandlungen" aus dem Jahre 1875 sagt D.-R., daß ihm das Loos beschieden gewesen sei, seine Forscherarbeit beinah ausschließlich einem einzigen, scheinbar ganz beschränkten Gegenstande zu widmen und nach 34 Jahren sei er noch damit beschäftigt, die Antwort auf diese Frage zu suchen.

Billig wird da mancher fragen, worin liegt denn da seine gewaltige wissenschaftliche Bedeutung, wenn er nach seinem eigenen Geständniß nur ein ganz beschränktes Gebiet der Physiologie bearbeitet und dasselbe in keiner Weise abgeschlossen hat? Die große Menge urtheilt allerdings bloß nach dem Erfolg, der nüchterne Beurtheiler aber schätzt neben dem Erfolge einer That, der zu oft vom Glück abhängt, vor allem auch die in jener That steckende Arbeit und Leistungsfähigkeit, und diese sind es wesentlich, welche D.-R. — ganz abgesehen von seinen andern hervorragenden Eigenschaften als Schriftsteller und Lehrer — zu einem der bedeutendsten und einflußreichsten Naturforscher unserer Zeit gemacht haben. Die Richtigkeit dieser Auffassung geht unter anderem wohl am einfachsten daraus hervor, daß sein 1843 erschienener Abriß, welcher bereits alles Wesentliche seiner Entdeckungen enthielt, verhältnißmäßig sehr wenig Eindruck auf die Mehrzahl der damaligen Forscher gemacht hat. Nicht die gefundenen Thatsachen an und für sich, sondern der Weg, auf welchem sie gefunden wurden, haben D.-R. zu dem weltberühmten Manne gemacht. Es war die ganze Art des Denkens und Forschens, es war die Methode, welche abweichend von der mehr beschreibenden seines Lehrers Joh. Müller, den Erscheinungen auf den Grund ging und ihre gegenseitige Abhängigkeit, die man sich unter dem den Mathematikern geläufigen Bilde der Functionen und Curven darstellte, zu ergründen suchte.

In dieser Richtung tritt D.-R. als gewaltiger Reformator auf, der, wie

es wohl jeder Reformator können muß, auch gewaltig hassen konnte. Wie wäre es sonst verständlich, daß er in seinem bekannten, classisch geschriebenen Vorwort zu seinen „Untersuchungen über thierische Elektricität" bei der Ablegung seines „Glaubensbekenntnisses" so grimmig gegen den Vitalismus, gegen die Alles könnende und Alles vermögende Lebenskraft zu Felde zieht? Daß er sich so gewissermaßen gegen seinen von ihm hochverehrten Lehrer Joh. Müller, einen eifrigen und energischen Vertreter des Vitalismus, auflehnt, daß er den Chemiker J. Liebig eine „Geißel Gottes" nennt, welche über die Physiologen jener Tage verhängt wurde, weil Liebig das ungeheure Verbrechen begangen hatte, von einer Lebenskraft zu sprechen, die man zur Erklärung gewisser Vorgänge im Organismus heranziehen müsse?

Der Kampf, den D.-R. gegen diese Richtung in der Naturforschung kämpft, ist leicht begreiflich; denn einem den Ursachen der Dinge und Erscheinungen nachstrebenden Kopfe muß es im höchsten Maaße widerwärtig sein, wenn er, gleich einem Wanderer in einem schönen Park, alle Augenblicke auf Anschlagstafeln stößt, welche ihm diesen oder jenen schönen Weg verbieten. So wie auf diesen verbotenen Wegen nur bevorzugte Personen wandeln dürfen, so herrscht in jenen Gebieten, denen sich der Forscher mit heißem Bemühen zu nähern bestrebt ist, die Lebenskraft. Ihr kann er sich nicht nähern; denn sie ist allmächtig und unbegreiflich zu gleicher Zeit. Wenn es also sinnlos ist, etwas, was man begreifen will, durch etwas Unbegreifliches erklären zu wollen, so versteht man, daß ein bis an die letzten Grenzen des Denkens vordringender Kopf, wie D.-R. einer war, der damals herrschenden Lehre von der Lebenskraft den Krieg erklären mußte. Woher aber rührt die Erbitterung, mit welcher er jenen Kampf führte? Warum bäumt sich gewissermaßen das ganze innere Wesen von D.-R. gegen diese Lehre auf, wie wenn sie ihn persönlich verletzt hätte? Nun sie war damals die allmächtige und übermüthige Herrscherin in den Naturwissenschaften, und der junge und muthige, aber gefesselte und unterdrückte Kämpfer versucht einen Befreiungskampf aus diesen Banden. Wie stand denn damals die Naturwissenschaft da gegenüber der sogenannten Philosophie, insonderheit der Naturphilosophie?

Wenn der Naturforscher mühselig Tag um Tag, Woche um Woche, ja vielleicht Jahr um Jahr sich mit aller geistigen und oft auch körperlichen Anstrengung abquälte, um irgend welche Eigenschaften oder Vorgänge an einem lebenden oder todten Dinge festzustellen, hatte der Naturphilosoph, „dessen Colleg mit den Metallen anfing und mit dem Abendmahl endigte", das nicht nöthig, der wußte alles vorher, a priori und construirte sich die Welt am Schreibtisch. Mit souveräner Verachtung sah er auf den Naturforscher wie auf einen im Staube kriechenden Wurm herab, während er stolz erhobenen Hauptes durch Nachdenken die große wie die kleine Welt durchschaute und sich verständlich machte. Gegen diese unberechtigte tyrannische Herrschaft, unter welcher D.-R. geradezu litt, führte er jene gewaltigen, wuchtigen Hiebe und suchte die Lebenskraft aus einer ihrer Verschanzungen, und zwar nicht der am wenigsten hartnäckigen zu vertreiben. Ja, vor wenigen Jahren kam der alte Groll noch einmal bei ihm zum Durchbruch, als einige Forscher seiner Meinung nach die Herrschaft der Lebenskraft wieder zur Geltung bringen wollten. Diesen „Neovitalisten" hält er entgegen, daß sie ganz wie die alten Vitalisten in den Lebewesen ganz besondere, von den gewöhnlichen physikalischen und chemischen abweichende Kräfte annehmen, deren Vorhandensein sie aber nicht beweisen können.

Die positiven Leistungen Du Bois-Reymond's in dem Gebiete der Physiologie sind mit wenigen Worten bezeichnet. Er ist der Erbauer des stolzen

Gebäudes der thierischen Elektricität, welches er von Grund aus geschaffen und im Aeußern und Innern seiner heutigen Größe nahe gebracht hat.

Nachdem Galvani am Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine berühmten Versuche mit den Froschschenkeln angestellt und gezeigt hatte, daß die an den beiden frei präparirten Hüftnerven hängenden Schenkel eines Frosches in starke Zuckungen geriethen, sobald sie mit dem Bogen zweier verschiedenen, aber auch mit dem Bogen eines einzigen Metalles berührt wurden, glaubte man — und namentlich Galvani selber that dies — alle diese Erscheinungen einer in den thierischen Theilen, den Muskeln und Nerven, vorhandenen Elektricität zuschreiben zu müssen, die sich durch den metallischen Bogen ausgliche und die thierischen Theile reizte. Der Physiker Volta, Galvani's scharfer Gegner, führte zwar alle diese Erscheinungen auf elektrische Ströme zurück, die außerhalb von Muskel und Nerv, lediglich in den Metallen zu Stande kommen, an denen also jene höchst unschuldig sein sollten. Aber ein von Galvani angestellter Versuch, nämlich die sogenannte Zuckung ohne Metalle, schloß diese Erklärung auf das bestimmteste aus; denn hier hatte man nur thierische Theile vor sich, nämlich den Muskel mit seinem frei präparirten Nerv. Brachte man diesen in Berührung mit seinem Muskel, so zuckte der Muskel. War also diese Zuckung, wofür alles zu sprechen schien, eine durch einen elektrischen Strom ausgelöste, so mußte derselbe in den thierischen Theilen und nur in diesen seinen Sitz haben.

Als sich nun die Methoden verfeinerten und als man namentlich schwache elektrische Ströme durch empfindliche Multiplicatoren nachweisen konnte, zeigte Nobili vermittelst des von ihm erfundenen empfindlichen Meßapparates, daß in jedem frisch getödteten und enthäuteten Frosch ein elektrischer Strom nachweisbar sei, welcher in dem Thiere von den Füßen zum Kopf verlief. Auch Matteucci hatte sich von dem Vorhandensein dieses Stromes überzeugt und ihn, ebenfalls wie schon Nobili vor ihm, zu erklären versucht. Schließlich kannte man eine Reihe von Erscheinungen an elektrischen Fischen, namentlich an Torpedo. — Das war im wesentlichen, abgesehen von vielerlei unklaren und verwirrenden Angaben über thierische Ströme, die thierische Elektricität vor D.-R.

Schritt für Schritt mußte das Gebiet erobert werden; denn es fehlte eben fast alles, vor allen Dingen die Methoden. Einem von uns, der die Methoden von D.-R. als etwas gleichsam Gegebenes, Selbstverständliches überkommen hat, schauert es förmlich, wenn man liest, wie damals die lebendigen thierischen Theile behandelt und mit den elektrischen Apparaten in Verbindung gesetzt wurden. Die Zahl der Fehlerquellen war eine geradezu erschreckend große. Als daher D.-R. „die ersten Lanzen mit den Tücken der thierischen Elektricität" brach und der erdrückenden Fülle wechselvoller und unsicherer Erscheinungen fast zu erliegen drohte, da kann man sich denken, mit welcher Freude er erfüllt wurde, als wenigstens eine Thatsache, gleich dem festen Pol in der Erscheinungen Flucht, mit gleicher Regelmäßigkeit wiederkehrte und mit gleicher Sicherheit hervorgerufen werden konnte, nämlich der Muskel- und Nervenstrom. Dieser elektrische Strom, zugleich die Grundlage seines ganzen späteren Systems, trat nämlich immer in ganz bestimmter Richtung und Stärke auf und verlief ausnahmslos in ausgeschnittenen, regelmäßig gebauten Muskeln (oder Nerven) von der Längsoberfläche dieser Gebilde (in dem abgeleiteten Bogen) zu deren Querschnitt. Er wurde schwächer, sobald die Organe in Thätigkeit geriethen. Es trat die sogenannte „negative Schwankung" ein. Des weiteren konnte er in einem, von einem elektrischen Strom der Länge nach durchsetzten Nerven, eigenartige Ausbreitungen dieses Stromes nachweisen, die er als Elektrotonus

bezeichnete. Alle diese elektrischen Erscheinungen, was von großer Wichtigkeit war, konnten nur an lebenden, niemals aber an völlig abgestorbenen Organen nachgewiesen werden. Da nun diese elektrischen Eigenschaften auch den kleinsten, eben herstellbaren Stückchen von Muskeln (bez. Nerven) zukamen, gleich wie die kleinen Stücke eines zerbrochenen Magneten immer noch bestimmte magnetische Eigenschaften besitzen, so glaubte D.-R., daß, ähnlich wie der Magnetismus in den kleinsten Theilchen eines Magneten, so diese elektrischen Ströme in kleinsten Theilchen von Muskeln und Nerven innerhalb des thierischen Körpers ihren Sitz haben. Fortwährend sollten durch Muskeln und Nerven auch in ihrer Ruhe diese Ströme kreisen. Obwohl diese Anschauung, der namentlich L. Hermann erfolgreich entgegengetreten ist, heut zu Tage nicht mehr viel Anhänger unter den Physiologen haben dürfte, indem man diese „Ruheströme" als künstlich, durch die Schädigung der Organe erzeugte, ansieht, bildete sie doch ein wichtiges Glied in der Kette von Du Bois-Reymond's Arbeiten und führte, immer von neuem geprüft und von ihm und andern auf ihre Richtigkeit befragt, zu einer Menge scharfsinniger Versuche und neuen interessanten Funden.

Aus der übergroßen Fülle der in seinen „Untersuchungen" und „Gesammelten Abhandlungen" niedergelegten Thatsachen seien hier noch folgende besonders hervorgehoben. Daß der elektrische Strom eines der bequemsten und verhältnißmäßig unschädlichsten Reizmittel für Nerv und Muskel war, das wußte man längst und hatte, indem man wesentlich den zum Muskel führenden Nerv untersuchte, bei dessen Reizung sich sein Muskel zusammenzog, verschiedene sogenannte Zuckungsgesetze festgestellt. Auch D.-R. hat ein derartiges Gesetz ausgesprochen und sich um die Technik der elektrischen Reizung einmal durch Erfindung der unpolarisirbaren Elektroden, d. h. solcher Elektroden, die an und für sich keinen entgegengesetzten Polarisationsstrom entstehen lassen, wenn durch sie ein Strom hindurchgeleitet wird, sowie namentlich durch diejenige des sogenannten „Schlittenapparates" ein unsterbliches Verdienst erworben. Was etwa der Bunsen'sche Brenner für ein chemisches Laboratorium ist, das ist jener Schlittenapparat für alle medicinisch-wissenschaftlichen Institute. Es ist dies bekanntlich ein elektrischer Reizapparat, in welchem in schneller Folge viele kurz dauernde elektrische Inductionsströme erzeugt werden können, welche man auf einfachste Weise, nämlich durch Verschiebung einer Drahtrolle auf einem Schlitten — daher der Name — von der geringsten, kaum fühlbaren Stärke, bis zu unerträglicher Heftigkeit steigern kann. Daß dieser Apparat auch in der ärztlichen Praxis die größte Wichtigkeit erlangt und demgemäß Verbreitung gefunden hat, darauf sei hier nur flüchtig hingewiesen.

Von höchstem, namentlich theoretischem Interesse sind dann die Untersuchungen Du Bois-Reymond's über die künstliche Uebertragung der Erregung von Muskel auf Nerv. Er fand die Ursache jener von Matteucci entdeckten, sogenannten inducirten Zuckung, welche beobachtet wird, wenn auf einen zuckenden Muskel der Nerv eines zweiten Muskels gelegt wird. Zuckt nämlich der erste Muskel, so zuckt der zweite auch und zwar wie von ihm unzweifelhaft festgestellt wird, weil die bei der Thätigkeit des ersten Muskels entstehende elektrische Stromesschwankung sich durch den Nerven des zweiten Muskels theilweise abgleicht und ihn ausreichend stark reizt. Wird diese Abgleichung im Nerven in zweckmäßiger Weise, z. B. durch Zwischenlegen nicht leitenden oder sehr gut leitenden Materials verhindert, so kommt auch niemals die inducirte, oder wie D.-R. sagte, secundäre Zuckung zu Stande. Noch interessanter ist dann die Thatsache, daß, wenn der erste Muskel durch rasch aufeinanderfolgende, seinen Nerven treffende Reize in andauernde Zusammenziehung versetzt, wenn er, wie der seitdem gebräuchliche Ausdruck lautet, tetanisirt

wird, dann unter denselben Bedingungen der zweite Muskel ebenfalls in Tetanus verfällt. Hieraus entnahm D.-R. mit Recht, daß bei scheinbar ruhiger, gleichmäßig andauernder Zusammenziehung eines Muskels in demselben ein fortwährendes Auf und Nieder von elektrischen Strömen, so zu sagen ein elektrisches Schwingen oder Schwirren statthaben muß. Im allerhöchsten Maaße Aufsehen erregte schließlich ein Versuch, der sich im zweiten Theil der „Untersuchungen" beschrieben findet. Brachte nämlich D.-R. seine beiden Hände in leitende Verbindung mit einem Multiplicator, so zeigte derselbe durch seinen Ausschlag einen im bestimmten Sinne durch die Arme kreisenden Strom an, sobald die Muskeln des einen Armes angespannt wurden, ja sogar sobald man sie nur anspannen wollte. Es hatte also der Wille, wie es schien, beziehungsweise die in den Muskeln durch den Willen vor ihrer Thätigkeit gesetzten, aber weder fühl- noch erkennbaren Veränderungen einen unmittelbaren Einfluß auf die Magnetnadel. Ergänzend sei hinzugefügt, daß die Deutung dieses Stromes als eines von den thätigen Muskeln herrührenden Stromes späteren Untersuchungen nicht hat Stand halten können. Vielmehr ist diese Erscheinung ein Drüsenstrom, der durch die Thätigkeit der Hautdrüsen erzeugt wird, welche von D.-R. ebenfalls, namentlich beim Frosch, als elektrisch wirksame Organe erkannt worden sind. Schließlich seien Du Bois-Reymond's Untersuchungen über die elektrischen Fische erwähnt. Wenn es bei den bisher erwähnten in Muskeln, Nerven und Drüsen vorhandenen elektrischen Strömen feiner messender Methoden bedarf, vermittelst deren diese Ströme nur nachgewiesen werden können, so handelt es sich hier um gewaltige elektrische Entladungen, deren sich jene Thiere im Kampfe um's Dasein mit furchtbaren Erfolgen bedienen. Dort haben wir ein kaum merkliches Fünkchen aus einer geriebenen Siegellackstange, hier ein mächtiges Gewitter. Schon in seinem „Abriß", aus dem Jahre 1843, erklärt er die Gallertscheibchen der elektrischen Organe als elektromotorisch wirksam, sobald ein bestimmter Nerveneinfluß sie treffe. Des Weiteren wird, ohne daß hier auf alle die interessanten Einzelheiten eingegangen werden kann, durch sinnreiche und mannichfache Versuche auseinander gesetzt, wann und in welcher Art die Fische ihre Batterien entladen — ein in den Stromkreis zweckmäßig eingeschalteter Nerv eines Frosches mit zugehörigem Muskel versetzt z. B. letzteren in Zusammenziehung und läßt, wenn der Fisch schlägt, eine Glocke erklingen —, wie sie selbst sich gegen ihre elektrischen Schläge verhalten, welche durch ihren eigenen Körper hindurchgehen. Wenn Menschen von diesen elektrischen Schlägen „wie mit der Axt gefällt" zu Boden stürzen, oder wie es Sachs erging, dem ein großer Zitteraal über seine beiden durchnäßten Füße fiel, „laut aufschreiend vor Schmerz, durch den Schreck wie versteinert dastehen, ohne sich des Thieres entledigen zu können", warum werden denn die elektrischen Fische von dieser furchtbaren Waffe nicht selbst getroffen oder zum mindesten durch sie belästigt, da doch ihre Muskeln und Nerven durch elektrische Schläge gereizt werden können? Warum sind sie immun gegen ihre eigenen Schläge? Eine Ursache hiervon ist neben ihrer verhältnißmäßigen Unempfindlichkeit gegenüber gewöhnlichen elektrischen Schlägen vielleicht auch die Art der Entladung, die sich aus schnell aufeinander folgenden elektrischen Stößen zusammensetzt, sowie die Art und Richtung, in welcher die Organe des elektrischen Fisches durchströmt werden.

Wenn der Physiologe D.-R. die Lehre von der thierischen Elektricität geschaffen hat, so war dies nur dadurch möglich, daß ihm der Mechaniker und Physiker D.-R. dabei die Wege wiesen und erfolgreich unterstützten. In wie hohem Maaße dies der Fall war, geht unter anderem daraus hervor, daß, als der von ihm gebrauchte Multiplicator zu seinen Untersuchungen nicht genügte,

er sich selbst auf der Drehbank einen Multiplicator von 24160 Windungen wickelte, indem er Lage für Lage sorgfältig isolirte. Die von ihm für seinen speciellen Zweck erfundenen Methoden und Apparate — ich erinnere nur an diejenigen zum Nachweis und zur Messung elektrischer Ströme vermittelst besonderer Multiplicatoren — gehören durchaus der Physik an, so daß er auch diese befreundete Nachbarwissenschaft durch werthvolle Arbeiten bereichert hat.

Das Lebensbild, welches bis jetzt von jenem seltenen Manne gegeben wurde, bliebe aber im höchsten Maaße unvollständig, wenn nicht noch seine litterarische und seine künstlerische Bedeutung in gebührendem Maaße ans Licht gestellt würde. Aeußerst selten nur wird man diese beiden Eigenschaften, diejenige des geistvollen, rastlosen, körperlich und geistig schaffenskräftigen Forschers, sowie die des glänzenden Schriftstellers, vollendeten Redners und anziehenden Lehrers, mit einem Worte des Gelehrten und des Künstlers in dieser Vollendung in einer Person vereinigt finden. Als ständiger Secretär der Akademie, sowie auch bei anderen Gelegenheiten, wie bei Uebernahme des Rectorates der Universität, auf Naturforscher-Versammlungen und ähnlichen Veranstaltungen trat er als Redner auf, und die Zahl dieser seiner gesammelten Reden füllt zwei stattliche Bände. Wer wollte sie alle aufzählen und besprechen? Sie beziehen sich auf die verschiedensten Gegenstände. Theils behandeln sie bedeutende Persönlichkeiten, wie die ihm besonders vertrauten Encyklopädisten und Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Gleich einer Bildsäule aus weißem Marmor vor dunkelgrünem Laub, so heben sich in ihnen jene Persönlichkeiten vor dem Hintergrunde ihrer Zeit ab. Hier sind zu nennen: Voltaire als Naturforscher, Leibnizische Gedanken in der neuen Naturwissenschaft, Zu Diderots Gedächtniß, La Mettrie, Joh. Müller, Helmholtz. Theils haben sie mehr philosophische Probleme zum Gegenstande, wie die Erkenntniß und Begreiflichkeit der Natur und ihrer Lebewesen, so die bekannten: Ueber die Gränzen des Naturerkennens, Die sieben Welträthsel, Darwin versus Galiani, Ueber die Lebenskraft, oder sind mehr politisch-geschichtlichen, namentlich culturgeschichtlichen Inhalts, wie über: Das Nationalgefühl, Der deutsche Krieg, Göthe und kein Ende, Ueber die wissenschaftlichen Zustände der Gegenwart.

So verschieden und mannichfach der Inhalt dieser Reden, Eines ist ihnen allen gemeinsam, das ist die glanzvolle Sprache und die erstaunliche Fülle und Vielseitigkeit des Wissens, die Einem auf jeder Seite in überraschender Weise entgegentritt. Ein glänzendes, allumfassendes Gedächtniß ermöglichte D.-R. neben vielseitiger Sprachkenntniß auch diese Leistungen.

Es ist selbstverständlich, daß diese glänzenden Eigenschaften anziehend wirken mußten auf Jedermann, in erster Linie auf die studirende Jugend und seine Schüler. Was war das immer für eine Fülle von Jung und Alt, die sich erwartungsvoll, als gälte es ein interessantes Schauspiel zu sehen, in dem damals größten Hörsaal der Berliner Universität zusammendrängte und stehend und sitzend auf D.-R. wartete, der hier über allgemein interessante, naturwissenschaftliche Gegenstände sogenannte „öffentliche" Vorlesungen hielt! Aehnlich war es in seinen gewöhnlichen, alltäglichen Vorlesungen über Physiologie, in denen er nicht bloß die nackten Thatsachen aufzählte, sondern auch den Weg zeigte, auf welchem man sie gefunden hatte, und die sich außerdem noch durch Versuche und durch Vorweisung zahlreicher Abbildungen auszeichneten. Diese seine Persönlichkeit war es denn auch, welche aus den engen Räumen seines ersten sogenannten physiologischen Institutes „Schlag auf Schlag Lehrer der Physiologie hervorgehen" ließ, wie Pflüger (Bonn), Rosenthal (Erlangen), Heidenhain † (Breslau), Kühne † (Heidelberg), Hermann (Königsberg), Preyer †

(Jena), v. Bezold † (Würzburg) und viele andere, die außerhalb Deutschlands thätig sind.

Auch künstlerisch war D.-R. beanlagt, wie ja auch Künstlerblut von Chodowiecki her in ihm floß. Die Zeichnungen in seinen Werken und viele für den Unterricht bestimmte Zeichnungen waren von seiner Hand gefertigt. Auch mochte der anatomische Unterricht in der Kunstakademie bildend und anregend nach dieser Richtung auf ihn gewirkt haben.

Du Bois-Reymond's Arbeiten finden sich außer in seinen „Untersuchungen über thierische Elektricität" und in seinen „Gesammelten Abhandlungen und Reden" niedergelegt in dem von ihm und Reichert herausgegebenen Archiv für Anatomie und Physiologie und in Dr. Carl Sachs' Untersuchungen am Zitteraal, nach dessen Tode bearbeitet von E. D. B.-R.

Ueber seine Persönlichkeit schrieben J. Rosenthal in Nord und Süd, Bd. 6, 1878, S. 153, P. Schultz in der Deutschen Rundschau, Bd. 53, 1897, S. 296, J. Rosenthal im Archiv für (Anat. u.) Physiol. 1897, S. I, J. Munk in der Deutsch. med. Wochenschr. 1897, S. 17, J. Bernstein in der Naturw. Rundschau 1897, S. 87, C. A. Ewald in der Berliner kl. Wochenschr. 1897, S. 1, J. Gad in d. Prager Wochenschr. Bd. 22, 1897, S. 1, J. Nikolaides in *Τόμος τῆς Ἀθήνας* (neugriechisch) und Th. W. Engelmann in den Abhandl. d. Berl. Akadem. 1898, S. 1. P. Grützner.

Du Bois: Paul D.-Reymond, Mathematiker, geboren am 2. December 1831 in Berlin, † am 7. April 1889 in Freiburg. Solange das Fürstenthum Neuenburg einen Theil der preußischen Monarchie bildete, hat es begabte Söhne der nordischen Königsstadt zugeführt. Zu ihnen gehörte Felix Henri du Bois-Reymond, und bis zu einem gewissen Grade kann man auch seine beiden in Berlin geborenen Söhne Emil und Paul dazu rechnen, wenigstens insofern, als in beiden romanisches Blut floß, da auch die Mutter der sogenannten französischen Colonie in Berlin entstammte. Die Söhne wuchsen beidsprachig auf, was nicht hinderte, daß eine ausschließlich deutsche Gesinnung ihre politisch-nationalen Ansichten beherrschte. Paul besuchte überdies nach dem Französischen Gymnasium in Berlin noch eine Zeit lang das Collège in Neufchatel, dann das Gymnasium zu Naumburg, von wo er, abermals zwischen Deutschland und der Schweiz wechselnd, 1853 die Universität Zürich bezog, um dort Medicin zu studiren. Er verließ das gewählte Fach und die gewählte Hochschule, trotzdem er ebendort schon in Gemeinschaft mit seinem Freunde Adolf Fick eine werthvolle Untersuchung über den blinden Fleck im menschlichen Auge fertiggestellt und veröffentlicht hatte, und siedelte nach Königsberg über, wo die Anziehungskraft von Franz Neumann und von Richelot einen Kreis hervorragender Schüler der Mathematik vereinigte und fesselte. D.-R. war schon über 27 Jahre alt, als er 1859 in Berlin mit einer hydro-dynamischen Dissertation doctorirte und dort auch das Oberlehrerexamen ablegte, worauf er am Friedrich Werder'schen Gymnasium in Mathematik und Physik Unterricht ertheilte. Wieder um 6 Jahre später sehen wir ihn 1865 als Privatdocent in Heidelberg, wo er 1868 als außerordentlicher Professor charakterisirt wurde. Dann folgte er 1870 einem Rufe als ordentlicher Professor der Mathematik an die Universität Freiburg, von da 1874 einem ebensolchen nach Tübingen, 1884 einem abermaligen Rufe an die technische Hochschule in Charlottenburg. In den Osterferien 1889 war er im Begriffe eine Reise nach Neufchatel zu machen, als ein schon seit mehreren Jahren dauerndes Nierenleiden sich unterwegs in Freiburg plötzlich verschlimmerte und in kurzer Krankheit dort zum Tode führte. Du Bois-Reymond's Charakter war das eigenthümlichste Gemisch von einander geradezu widersprechenden Eigen-

schaften. Heiter und liebenswürdig, ein fröhlicher Zecher, geneigt zu scherzhafter Rede und Gegenrede, dann wieder aufs höchste empfindlich und verbissen, jede Meinungsverschiedenheit als Zeichen persönlicher Feindschaft auffassend; feinfühlend für die Schönheiten der Natur und der Kunst, in Anzug und Haltung jedem Schönheits- oder Ordnungsgefühle trotzend; zu Zeiten eine eiserne Arbeitskraft an den Tag legend, dann wieder ohne jede Arbeitsfreude; immer von augenblicklicher Stimmung getrieben, welcher er folgte, wohin sie auch führen mochte. Wenige seiner Freunde mögen sich nicht irgend eines Zerwürfnisses erinnern, welches irgend einmal zwischen ihnen eintrat, und welches, wenn D.-R. nachträglich sein Unrecht fühlte, damit endete, daß er, ohne ein Wort über das Vorgefallene zu äußern, den ersten Schritt that, der wieder zu dem alten Verhältniß führen konnte. Du Bois-Reymond's mathematische Leistungen verdienten und fanden hohe Anerkennung unter den Fachgenossen. Man kann sie in drei Gruppen zusammenfassen: Arbeiten über partielle Differentialgleichungen, über Fourier'sche Reihen und Reihenconvergenz überhaupt, über mathematisch-philosophische Fragen. Die Arbeiten der ersten Gruppe rahmen die übrigen ein. Ihnen gehören die Schrift „Beiträge zur Interpretation der partiellen Differentialgleichungen mit drei Variabeln. I. Heft: Die Theorie der Charakteristiken" (1864), ihnen gehört die letzte Abhandlung im 104. Bande von Crelle's Joural „Ueber lineare partielle Differentialgleichungen zweiter Ordnung" (1888) an. D.-R. knüpft an Gedanken Monge's an, die er, sie erweiternd fortführt, um Aufschluß über Inhalt und Bedeutung einer partiellen Differentialgleichung und ihrer Integrale zu erhalten. Am fruchtbarsten haben die Arbeiten der zweiten Gruppe sich erwiesen, deren wichtigste in der 2. Abtheilung des XII. Bandes der Bairischen Akademie (1876) den Titel führt „Ueber den gegenwärtigen Stand der Convergenzfrage der Fourier'schen Darstellungsformeln". Ausgehend von einem Mittelwerthsatze für bestimmte Integrale, der unabhängig von einander durch Weierstraß und durch D.-R. aufgefunden, aber von letzterem in voller Allgemeinheit bewiesen wurde und deshalb seinen Namen führt, hat er gezeigt, was bis dahin gänzlich unbekannt war, daß die Fourier'sche Reihe nicht unter allen Bedingungen convergire. D.-R. hat nämlich eine zwar stetige aber mit unendlich vielen Maximis und Minimis behaftete Function gebildet, deren Fourier'sche Entwicklung divergirt. Es gehörte zu seinen Methoden, die Unrichtigkeit allgemeiner Behauptungen durch das Aufzeigen ihnen widersprechender Beispiele an den Tag zu legen. Zu der dritten Gruppe von Arbeiten kann man bis zu einem gewissen Grade den in den Annali di matematica Serie 2, Band 4 gedruckten Aufsatz „Sur la grandeur relative desinfinis des fonctions" (1871) rechnen, ferner den im Nachlasse aufgefundenen Aufsatz „Ueber die Grundlagen der Erkenntniß in den exacten Wissenschaften", endlich und hauptsächlich den Band: „Die allgemeine Functionentheorie I. Theil. Metaphysik und Theorie der mathematischen Grundbegriffe: Größe, Grenze, Argument und Function" (1882), welcher 1887 auch in einer von G. Milhaud und A. Girot unter Mitwirkung und mit Zusätzen des Verfassers angefertigten französischen Uebersetzung erschien. Ein Idealist und ein Empirist streiten in diesem Buche in Gesprächform über den Begriff der Stetigkeit, über den Unterschied zwischen unbegrenzt und unendlich u. s. w. Das Urtheil über diesen Band, dem die zugesagte Fortsetzung, welche die eigentlichen Ergebnisse hätte bringen müssen, nicht gefolgt ist, gehen sehr weit auseinander. Vielleicht ist D.-R. selbst allmählich von der hohen Meinung, welche er zuerst von diesem seinem Geisteskinde hegte, zurückgekommen, wenigstens hat er wiederholt ausgesprochen, daß

die Ergebnisse in allzu ungünstigem Verhältnisse zu der aufgewandten Zeit und Arbeit stehen.

Vgl. Heinrich Weber, Paul du Bois-Reymond in den Mathematischen Annalen, Band 35, S. 457—469 (1889). — J. Lüroth, Referat über Du Bois-Reymond, die allgemeine Functionstheorie in der Zeitschrift für Mathematik und Physik, Band 28, Historisch-litterarische Abtheilung S. 179—181 (1883).

Cantor.

Dubs: Jacob D., schweizerischer Staatsmann, geboren am 26. Juli 1822 zu Affoltern am Albis, dem Hauptort des Knonauer Amts im Kanton Zürich, † am 13. Januar 1879 in Lausanne. Gegen den Willen des Vaters, eines wackern Gastwirths und Metzgers, der den einzigen Sohn lieber für sein Geschäft erzogen hätte, setzte die feiner angelegte Mutter es durch, daß der reich begabte Knabe Ostern 1834 das Gymnasium in Zürich beziehen durfte. Nachdem er diese Schule wegen eines Verstoßes gegen die Disciplin vor gänzlicher Absolvirung hatte verlassen müssen, immatriculirte er sich Ostern 1840 als stud. juris in Bern, wo der anregende Wilhelm Snell auf ihn, wie auf Stämpfli und andere künftige schweizerische Politiker, großen Einfluß ausübte. Im Herbst 1841 siedelte er nach Heidelberg über, genoß hier den Unterricht Vangerow's und Mittermaier's, der gegenüber Moleschott den jungen Schweizer als einen seiner ausgezeichnetsten Schüler rühmte, und brachte dann 1843 seine Studien in Zürich zum Abschluß. Sein Uebertritt ins öffentliche Leben fiel in die bewegten Jahre, wo durch die Aufhebung der Klöster im Aargau, die Berufung der Jesuiten nach Luzern und den im Werden begriffenen Sonderbund die Dinge dem Bürgerkrieg zutrieben, und D. ergriff aus innerster Ueberzeugung für die liberal-radicale Richtung als die Trägerin des demokratischen und nationalen Gedankens Partei. Bei dem zweiten Freischaarenzug vom 31. März 1845, einem förmlichen Einfall der schweizerischen Radicalen in den Kanton Luzern, der den dortigen Gesinnungsgenossen das Jesuitenregiment sollte gewaltsam stürzen helfen, schloß sich D. einem Haufen von 70—80 bewaffneten Zürchern an, bei dem sich auch Gottfried Keller befand, der aber von den Zürcher Behörden am Ueberschreiten der Grenze verhindert wurde.

1846 erhielt D. das Amt eines kantonalen Verhörrichters und sah sich nun dank seiner ungewöhnlichen, mit persönlicher Liebenswürdigkeit gepaarten Gewandtheit und Vielseitigkeit durch das Vertrauen seiner Mitbürger rasch von Stufe zu Stufe gehoben. Im September 1847 wurde der 25jährige von seiner Heimathgemeinde in den Zürcher Kantonsrath gewählt; seine Beeidigung fiel in die Sitzung, wo die Behörde namens des Kantons Zürich sich für die bewaffnete Auflösung des Sonderbundes aussprach. Am Sonderbundskrieg selber nahm D. als Dragoner theil, ohne indeß ins Feuer zu kommen. Alfred Escher, seit dem Uebertritt Jonas Furrer's in den Bundesrath der leitende Staatsmann Zürichs, erkannte die Bedeutung des jungen Aemtlers und zog ihn in seine Kreise; doch wahrte D. auch dieser mächtigen Persönlichkeit gegenüber stets eine selbständige Haltung. Im Frühjahr 1849 wurde er in den schweizerischen Nationalrath gewählt, wo er sich den unter Escher's Führung stehenden gemäßigten Radicalen anschloß und rasch Ansehen und Einfluß erwarb, so daß er schon 1853 zum Vicepräsidenten und 1854 zum Präsidenten des Rathes vorrückte. Zugleich ernannte ihn das Bundesgericht 1849 zum eidgenössischen Untersuchungsrichter für die deutsche und italienische Schweiz und 1854 die Bundesversammlung zum Mitglied des Bundesgerichtes selber. 1855 wurde er Vicepräsident und 1856 Präsident dieses Gerichts-

hofes, der indeß damals noch keine ständige Behörde bildete und seinen Mitgliedern eine politische Laufbahn nicht verschloß.

Im Heimathkanton erhielt D. 1849 das Amt des öffentlichen Anklägers oder Staatsanwalts und zeichnete sich durch sorgfältige und humane Führung desselben aus. 1851 entschied er durch sein Votum im Großen Rath die Einführung der Geschworenengerichte im Kanton Zürich. Seine Erfahrungen und Ideen als Criminalist faßte er in dem 1855 veröffentlichten Entwurf eines Strafgesetzbuchs zusammen, der Mittermaier's enthusiastischen Beifall erntete und D. 1858 seitens der juristischen Facultät Zürich die Ernennung zum Ehrendoctor eintrug. Erwähnung verdient auch die originelle Unterstützung, die der Zürcher Staatsanwalt 1853/54 dem in Berlin verschuldeten Gottfried Keller zu theil werden ließ, indem er durch Actien die zur „Loseisung" des Bedrängten nöthigen, nicht unansehnlichen Mittel aufbrachte. Selber ein ausgesprochenes schriftstellerisches Talent, war D. fortwährend auch in der Presse thätig. Nachdem er 1849 den „Republikaner" Ludwig Snell's mit Correspondenzen aus der Bundesstadt versehen, übernahm er die Redaction des Winterthurer „Landboten", eines Wochenblattes, worin er die Grundsätze einer gesunden, nationalen Demokratie gegen die aus der Fremde importirten „kalifornischen Glückseligkeits- und Erleichterungsformeln" einer socialistisch-demokratischen Partei, die Anfangs der 50er Jahre in Zürich Boden zu fassen schien, in meisterhafter, nie durch persönliche Verunglimpfungen entstellter Polemik vertheidigte. Insbesondere machten in der Wahlperiode von 1854 acht Artikel gegen das socialistische Programm, die auch in Broschürenform als „Beitrag zur Würdigung der sogenannten demokratischen Bewegung des Jahres 1854" verbreitet wurden, Sensation und trugen viel dazu bei, das Regiment der liberalen Mittelpartei auf lange hinaus zu befestigen. Der erneuerte Große Rath wählte denn auch D. am 31. Mai 1854 in die Züricher Regierung, in der er zunächst das Justiz- und Polizeidepartement verwaltete. Als der Regierungspräsident Alfred Escher im Herbst 1855 wegen angegriffener Gesundheit zurücktrat, wurde D., wiewohl das jüngste Mitglied, zu seinem Nachfolger ernannt und übernahm auch die von Escher verwaltete Direction des Erziehungswesens. Als Erziehungsdirector hat sich D. ein hervorragendes Andenken durch ein 1859 vom Großen Rathe genehmigtes Unterrichtsgesetz gesichert, welches das gesammte Bildungswesen des Kantons von der Volksschule bis zur Universität umspannte, eine musterhafte Arbeit, die in ihren wesentlichen Theilen noch heute gilt.

Der kantonalen Thätigkeit ging eine intensive eidgenössische zur Seite. Nach seiner Wahl in die Züricher Regierung hatte D. Ende 1854 seinen Sitz im Nationalrath mit einem solchen im Ständerath vertauscht, der ihn Januar 1856 zum Vicepräsidenten, im Juli zu seinem Präsidenten erhob. Er war regelmäßig Mitglied von allen wichtigeren Commissionen; unter anderen fiel ihm 1857 in der Neuenburger Angelegenheit die Berichterstattung zu. Im Einklang mit Alfred Escher, dem Berichterstatter im Nationalrath, unterstützte er die ebenso feste als besonnene Politik des Bundesrathes gegen die hitzigen Gegenanträge der Genfer Deputirten Fazy und Karl Vogt, die zum Kriege hätten führen müssen, und trug das Seine dazu bei, daß die Bundesversammlung am 16. Januar 1857 durch Niederschlagung des Processes gegen die Neuenburger Royalisten den Weg zur friedlichen Verständigung mit Preußen bahnte. Im Februar und October 1858 wurde D. mit dem Bischof von Basel vom Bundesrath als eidgenössischer Commissär nach Genf geschickt, um einem Internirungsbeschluß gegen französische und italienische Flüchtlinge Nachachtung

zu verschaffen. Durch die Renitenz der von dem eigenwilligen Fazy geleiteten Genfer Regierung entstand ein peinlicher Conflict, der durch die Bundesversammlung zu Ungunsten Genfs entschieden wurde, so daß dieses schließlich den Forderungen des Bundesrathes und seiner Commissäre nachgeben mußte.

Während des italienischen Krieges feierte die Schweiz im Sommer 1859 in Zürich ein eidgenössisches Schützenfest, das durch den Besuch der Bremerschützen eine besondere Weihe erhielt. D. leitete dasselbe als Festpräsident; großen Eindruck machte es, als er von der Tribüne herab die Nachricht von dem Frieden zu Villafranca verkündete. Hernach hatte er im Namen des Standes Zürich den in der Stadt tagenden Vertretern der kriegführenden Mächte, die hier den Definitivfrieden schlossen, die Honneurs zu machen. In dem Nachspiel des Krieges, dem die Schweiz tief aufregenden Savoyerhandel, fiel ihm wieder eine nicht unwichtige Rolle zu. Der von Stämpfli beherrschte Bundesrath wollte, nachdem es ihm nicht gelungen war, von Napoleon III. auf diplomatischem Wege die Abtretung des in die schweizerische Neutralität einbezogenen Nordsavoyens zu erhalten, dessen Uebergang an Frankreich durch militärische Besetzung verhindern, auf die Gefahr eines Krieges mit Frankreich und Sardinien hin, und verlangte von der Ende März 1860 einberufenen Bundesversammlung Vollmachten, die ihm dazu freie Hand gelassen hätten. Wieder waren es die beiden Zürcher, Escher und D., denen als Präsidenten und Berichterstattern der von den eidgenössischen Räthen eingesetzten Commissionen die Führung der Bundesversammlung in dieser Frage zufiel; aber im Gegensatz zu Stämpfli wollten die beiden von gefährlichen Schritten, welche die Schweiz in Krieg hätten verwickeln können, nichts wissen. Die große Mehrheit der Bundesversammlung ging mit ihnen einig und bewilligte die begehrten Vollmachten erst, nachdem man sich in erregten Commissionssitzungen die Gewißheit verschafft hatte, daß der Bundesrath davon keinen aggressiven Gebrauch machen werde. Als hierauf die „Zürcher Krämer" von den radicalen Preßorganen, deren Abgott der Berner Stämpfli war, beleidigende Angriffe erfuhren und von Volksversammlungen und Vereinen stürmisch militärische Maßregeln verlangt wurden, griff D. zur Feder und beleuchtete in fünf Artikeln der Neuen Zürcher Zeitung die „tiefen Differenzen in der Savoyerfrage". Der Grundgedanke dieser Artikel, die auch als Broschüre unter dem Titel „Die Savoyerfrage rechtlich und politisch beleuchtet" deutsch, französisch und italienisch erschienen und „ein Muster klarer, volksthümlicher Darstellung einer äußerst verwickelten Frage" waren, bestand darin, daß die Schweiz wohl eine Servitut, aber kein Miteigenthum an Nordsavoyen besitze, daß ihr mithin die rechtliche Grundlage für eine Occupation fehle und daß sie unmöglich um einer Frage willen, wo nicht das gute Recht auf ihrer Seite stehe, ihre Existenz aufs Spiel setzen dürfe. Wiewohl nun erst recht gegen D. der Sturm losbrach und er sogar des „moralischen Hochverraths" bezichtigt wurde, übte doch seine besonnene Darlegung sichtlich eine beruhigende Wirkung auf die Gemüther aus. Die Wiederwahl des Ständeraths im Herbst 1860 gestaltete sich für ihn zu einem Zutrauensvotum, und als der treffliche Jonas Furrer nach langem Siechthum starb, war er dessen selbstverständlicher Nachfolger im Bundesrath. Am 30. Juli 1861 erfolgte seine Wahl und im September siedelte D. nach der Bundesstadt Bern über.

Im Bundesrath übernahm D. zunächst das Justiz- und Polizeidepartement, dem er in den Jahren 1861, 1862 und 1866 vorstand. Später verwaltete er auch das Postdepartement (1867 und 1869) und das Departement des Innern (1865, 1871 und 1872) und erwies sich überall als ein ausgezeichneter Administrator. Unter den Bundesgesetzen, die D. zum Urheber haben, steht

das Eisenbahngesetz von 1872 obenan, durch welches der Bund den Kantonen die Eisenbahngesetzgebung aus der Hand nahm und dem verfahrenen schweizerischen Eisenbahnwesen eine folgenreiche Wendung gab. Dreimal, 1864, 1868 und 1870 bekleidete er die Würde des Bundespräsidenten und hatte als solcher das Auswärtige zu leiten. Seit dem Rücktritt Stämpfli's (1863) galt D. als der leitende Kopf der Bundesregierung; die innere und äußere Geschichte der Schweiz während der sechziger Jahre ist untrennbar mit seinem Namen verknüpft. So erließ der Bundesrath unter seinem Präsidium am 8. Juni 1864 die Einladung an die Mächte zur Beschickung des Genfer Congresses, der das große Werk der Genfer Convention zum Schutz der Verwundeten schuf. Großen Antheil hatte D. am Zustandekommen des epochemachenden Handelsvertrages mit Frankreich von 1864, der einerseits für die Schweiz die Aera der Handelsverträge, anderseits diejenige der Bundesrevisionen eröffnete. Da sich Frankreich die freie Niederlassung seiner israelitischen Angehörigen in der Schweiz ausbedang, wurde es nothwendig, mittelst einer Revision der Bundesverfassung auch den schweizerischen Israeliten dies ihnen von einer Anzahl Kantone beharrlich vorenthaltene Recht zu sichern. Diesen Anlaß wollte D. ergreifen, um einige weitere Unebenheiten aus der Verfassung von 1848 zu beseitigen; dagegen lehnte er alle einschneidenderen Reformen in centralisirender Richtung principiell ab als im Widerspruch mit dem Wesen des Bundesstaates stehend, wie er das in einer Schrift „Zur Bundesrevision" 1865 näher ausführte. Ganz in seinem Sinne beschränkte die Bundesversammlung die Revision auf 9 Artikel, für die sich aber niemand zu erwärmen vermochte und die auch in der Volksabstimmung vom 14. Januar 1866 mit Ausnahme der Judenemancipation verworfen wurden. Von nun an schlug die Revisionsströmung im Bund und in den Kantonen Bahnen ein, denen D. nicht mehr zu folgen vermochte. In Zürich stürzte 1867/69 eine demokratische Bewegung das liberale System unter dem Schlachtruf der Erweiterung der Volksrechte durch das Referendum, die Initiative und die Volkswahl der Regierung. Eine dadurch veranlaßte Schrift von D., betitelt „Die schweizerische Demokratie in ihrer Fortentwicklung" (Zürich 1868) zeigte, daß er, wiewohl an sich der Weiterbildung demokratischer Institutionen nicht abgeneigt, die Referendumsdemokratie, die nun ihren Siegeszug durch die Schweiz begann, für keine glückliche Entwicklung hielt. Tragisch aber wurde es für ihn, daß er, allerdings seinen früher ausgesprochenen föderalistischen Ueberzeugungen getreu, sich der von den Weltereignissen deutlich gepredigten, namentlich in der deutschen Schweiz lebhaft empfundenen Nothwendigkeit einer stärkern Centralisation verschloß und in der Revisionsperiode 1871/72 die Forderung der Militär- und Rechtseinheit bekämpfte. Dadurch stellte er sich in schroffen Gegensatz zu seinen Collegen im Bundesrath, insbesondere zu dem 1866 gewählten geistvollen und willenskräftigen Welti, auf welchen mehr und mehr der maßgebende Einfluß in den Bundesbehörden überging. Da sich D. in den wichtigsten grundsätzlichen Fragen mit der Mehrheit in den eidgenössischen Räthen nicht mehr in Uebereinstimmung fühlte, nahm er am 1. März 1872 seine Entlassung und beharrte, als ihn die Bundesversammlung zu bleiben ersuchte, auf seinem Rücktritt.

D. gründete nun als anerkannter Führer der aus den Ultramontanen und den particularistischen Westschweizern zusammengesetzten Föderalistenpartei ein Zeitungsorgan „Die Eidgenossenschaft", worin er den neuen Verfassungsentwurf energisch bekämpfte, der denn auch mit knapper Mehrheit in der Volksabstimmung vom 12. Mai 1872 verworfen wurde. So achtenswerth an sich der Muth war, womit D. seine eidgenössische Stellung seiner Ueberzeugung

zum Opfer gebracht hatte, seine Haltung bedeutete doch den Bruch mit der großen freisinnig-nationalen Partei, die ihn noch eben als eine ihrer Koryphäen betrachtet hatte, und kostete ihm im Kanton Zürich, wo er nach seinem Rücktritt ins Privatleben wieder seinen Wohnsitz aufschlug, seine ganze Popularität. Dafür zollten ihm die Westschweizer die höchste Verehrung; die Waadt wählte ihn im October 1872 in den Nationalrath. D. suchte seine föderalistischen Ideen auf das Eisenbahnwesen zu übertragen, indem er eine Gesellschaft zur Erbauung von Schmalspurbahnen gründete, um auch die entlegeneren Landesgegenden gegenüber den bevorzugten Mittelpunkten der Wohlthaten des modernen Verkehrs theilhaftig zu machen; allein der in die siebziger Jahre fallende Eisenbahnkrach vereitelte zum größten Theil die Ausführung seiner Projecte und das Unternehmen brach zusammen. Es zeugt von der gesunden Natur des Mannes, daß sich D. durch die schweren Mißerfolge dieser Jahre nicht auf die Dauer verbittern ließ, daß er in Sachen der Bundesrevision eifrig an einem Compromiß der Parteien arbeitete und zu Gunsten des aus diesem Compromiß hervorgehenden Verfassungsentwurfes von 1874 seinen ganzen Einfluß auf die Westschweizer aufbot, so daß die glänzende Annahme desselben in der Abstimmung vom 19. April 1874 nicht zum wenigsten sein Werk war. Das wiederkehrende Vertrauen, das ihm deshalb auch in Zürich entgegen gebracht wurde, zeigte sich in seiner Wahl zum Mitglied des kantonalen Erziehungsrathes; doch mußte ihn bei den Nationalrathswahlen von 1875 wieder die Waadt für den Mißerfolg seiner Candidatur in der Heimath entschädigen. Am 18. December 1875 wählte ihn die Bundesversammlung zum Mitglied des nun ständig gewordenen Bundesgerichtes, nach dessen Sitz Lausanne er übersiedelte. D. brachte dem neu organisirten höchsten Gerichtshof der Schweiz einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen namentlich auf staatsrechtlichem Gebiete zu. Seine Muße widmete er der Ausführung eines längst gehegten Lieblingsgedankens, einer volksthümlichen Darstellung des „öffentlichen Rechtes der schweizerischen Eidgenossenschaft", um die politische Erziehung des Volkes zu fördern und „der hohlen politischen und patriotischen Phrase, dieser wahren Landespest" entgegen zu wirken. Das vortrefflich geschriebene Buch, in dem nicht der Gelehrte zu Fachgenossen, sondern der republikanische Staatsmann zu seinen Mitbürgern spricht, erschien 1877/78 in zwei Theilen, von denen der erste das Kantonalstaatsrecht, der zweite das Bundesstaatsrecht enthält; ein dritter Theil, dessen Vollendung der Tod verhinderte, sollte die völkerrechtliche Stellung der Schweiz behandeln. Am 10. December 1878 übertrug die Bundesversammlung D. das Vicepräsidium im Bundesgericht, und als sein Nachfolger im Bundesrath, Scherer, am 23. December starb, war ernstlich von seinem Wiedereintritt in seine frühere Stellung die Rede. Allein die herben Erfahrungen der vergangenen Jahre im Verein mit rastloser Arbeit hatten seine Gesundheit untergraben; nach Neujahr warf eine Krankheit den Sechsundsechzigjährigen aufs Sterbelager. Das gewaltige Trauergeleite von Nah und Fern, das am 17. Januar 1879 dem Sarge folgte, sowie die Einstimmigkeit der Presse bezeugten die Theilnahme des Schweizervolkes an dem vorzeitigen Hinschied eines Mannes, an dem es, mochte er ihm auch in einem wichtigen Moment als Führer versagt haben, die hohe Intelligenz und Arbeitskraft, den makellosen Charakter und die aufrichtige Vaterlandsliebe zu schätzen wußte. 1880 wurde D. auf dem Uetliberg ein schlichtes Denkmal errichtet.

Zehender, Dr. Jakob Dubs, ein schweizerischer Republikaner (Zürich 1880). — † Dr. Jakob Dubs („Limmat" 1879, Nr. 9—28). — Jakob Dubs, Aus seinen Tagebüchern und aus Briefen („Züricher Post" J. 1901

Nr. 75—91; 119—169; 303—305. J. 1902 Nr. 1—38). — Bundesblatt der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Wilhelm Oechsli.

Duckwitz: Arnold D., bremischer Staatsmann und für kurze Zeit Reichshandelsminister, war in Bremen am 27. Januar 1802 geboren, „aus althanseatischem Blut" entsprossen. Denn die Familie stammte einer bei ihr erhaltenen Ueberlieferung zufolge aus Danzig und war später in Lübeck ansässig geworden. Von dort war ein Vorfahr Duckwitz' im Jahre 1608 nach Bremen eingewandert, wo er in der hier bald hernach entstandenen Neustadt die Ledergerberei betrieb. Durch fabrikmäßige Ausbildung dieses Geschäfts und andere kaufmännische Unternehmungen gelangten seine Nachkommen zu erfreulichem Wohlstande. Auch D. hatte sich dem kaufmännischen Berufe gewidmet; eine lebhafte, phantasievolle, energische Natur, war er von jungen Jahren unablässig darauf bedacht gewesen, durch eigenes Studium alle Bildungselemente seiner Zeit in sich aufzunehmen. Die Bibel, Ossian und Goethe's Faust waren Jahre lang seine ständigen Reisebegleiter, handelswissenschaftliche und volkswirthschaftliche Werke wie die von Büsching und Adam Smith erfuhren bei ihm eine gründliche Durcharbeitung, selbst astronomischen und philosophischen Schriften wandte sich zeitweilig seine Aufmerksamkeit zu. Nach Beendigung seiner Lehrlingszeit in Bremen hatte er sich zur Erweiterung seiner kaufmännischen Anschauungen im Frühjahr 1823 zunächst nach England begeben, im folgenden Herbst aber in einem angesehenen Handlungshause in Antwerpen eine Stellung angenommen, wo er für mehrere Jahre einen für seine allgemeine und berufliche Ausbildung höchst anregenden und fruchtbaren Aufenthalt fand. Nach einer Reise in die Schweiz im Mai 1826 in die Vaterstadt zurückgekehrt, begründete er hier, nach zweijähriger Thätigkeit in einem andern Handelshause, im Jahre 1828 ein eigenes Geschäft, das namentlich die Einfuhr amerikanischer Häute betrieb und mit dem er zugleich die Unternehmungen seines schon 1807 gestorbenen Vaters wieder aufnahm, auch dessen geschäftliche Verbindungen im deutschen Binnenlande rasch zu erneuern verstand. Im Juni 1831 verheirathete sich D. mit Marie Borchers, die auch einer bremischen Kaufmannsfamilie entstammte, und mit der er bis wenige Jahre vor seinem Tode in glücklichster Ehe verbunden geblieben ist. Seinem zu neuer Blüthe gebrachten Handlungsgeschäfte hat er, nach dem Eintritt in wichtige öffentliche Aemter zuerst durch einen Bruder seiner Frau, dann durch einen Sohn unterstützt, bis in seine späteren Jahre hinein vorgestanden; unter der Leitung zweier seiner Söhne besteht es noch gegenwärtig.

Allein trotz großer Begabung und lebhaftem Interesse für die praktische Thätigkeit des Kaufmanns trieb es ihn doch frühzeitig, sich an öffentlicher Wirksamkeit zu betheiligen. Erfüllt von glühender Vaterlandsliebe, die noch durch die Erinnerungen an die französische Fremdherrschaft genährt wurde, von lebendigem Sinn für Heimath und Familie, begabt mit einem angeborenen, durch Welterfahrung und Studium geschärften Blick für das, was naturgemäß, praktisch und lebensfähig war, erfaßte er leicht die Mängel der bestehenden Zustände, wie sie ihm auch in mancherlei zopfigen und veralteten Anschauungen und Einrichtungen in seiner Vaterstadt entgegentraten, und empfand er das Bedürfniß, thatkräftig für ihre Besserung einzutreten. Vor allem auf dem ihm nahe liegenden Gebiet des Handels und der Schiffahrt. Eben hatte Bremen dank dem kühnen Vorgehen des Bürgermeisters Smidt durch die Gründung Bremerhavens (1830) seine ernstlich gefährdete Stellung als Seestadt gerettet. Aber höchst mangelhaft waren seine Verbindungen mit dem Hinterlande, immer noch war auch die Ausnutzung seiner alten Wasserstraße, der Weser,

durch natürliche und künstliche Hindernisse, Verwahrlosung des Stroms, Zölle der verschiedenen Uferstaaten, particularistische Bestrebungen und Einrichtungen der betheiligten Städte und Schiffergesellschaften schwer beeinträchtigt. Hier setzte Duckwitz' Wirksamkeit ein. In Wort und Schrift, in der Presse und im persönlichen Verkehr mit einflußreichen Männern und den betheiligten Körperschaften der anderen Weserstädte, dann auch in dem bremischen Kaufmannsconvent versocht er mit reichem Material und wirksamer Argumentation die Gemeinsamkeit der Interessen des Weserhandels. Er nahm dabei nicht als Vertreter Bremens und der nächstliegenden Gebiete allein das Wort, sondern betonte den Werth gut ausgebildeter und zusammenhängender Wasserstraßen für den allgemeinen Verkehr, die Industrie und den Wohlstand von ganz Deutschland. Auch praktisch griff er diese Dinge gleichzeitig an. Als Privatmann, unterstützt durch seine Eigenschaft als Mitglied der Handels- und Schifffahrtsdeputation des bremischen Kaufmannsconvents, in die man ihn schon 1831 gewählt hatte, rief er 1837 die erste Dampfschleppschifffahrt auf der Oberweser ins Leben und veranlaßte bald darauf die Gründung einer Actiengesellschaft in Hameln zur Herstellung der ersten Personendampfschifffahrt zwischen Bremen und Münden, nachdem er kurz zuvor mit Hülfe eines kecken Schifferstreichs die Beseitigung eines besonders lästigen Schiffahrtshindernisses, der berüchtigten „Liebenauer Steine", selbst gegen den Wunsch der hannoverschen Regierung ins Werk gesetzt hatte. Im Gegensatz zu manchen älteren Mitgliedern der bremischen Kaufmannschaft war D. in seinen Aufsätzen, die zunächst nur in bremischen Blättern („Bürgerfreund", „Politisches Wochenblatt", „Unterhaltungsblatt"), über Weserschifffahrtsangelegenheiten auch wol (1832) in der „Kölnischen Zeitung" erschienen waren, mit besonderem Nachdruck für die vielfach angegriffene preußische Schöpfung des deutschen Zollvereins eingetreten, den er als Erfolg verheißenden Anfang einer deutschen nationalen Handelspolitik voll würdigte und dessen Ausdehnung auf die sämmtlichen deutschen Staaten, namentlich auch die norddeutschen Küstengebiete, er warm befürwortete: eine enge Anlehnung Bremens und der übrigen Nordseeplätze an das deutsche Binnenland und die thunlichste Vermehrung und Ausbildung aller Verkehrsmittel zwischen beiden Theilen sah er als dringend wünschenswerth an, nicht nur um Handel und Gewerbe und die allgemeine Wohlfahrt, namentlich auch der arbeitenden Classen in Deutschland zu fördern, sondern auch um für Deutschland eine wirksamere Vertretung seiner Interessen gegenüber dem Auslande zu erreichen und „um das Ausland zu zwingen, gegen Bremen und unser ganzes Vaterland ehrliche Reciprocität zu üben". In einer im Jahre 1837 anonym herausgegebenen kleinen Schrift „Ueber das Verhältniß der freien Hansestadt Bremen zum deutschen Zollverein. Von einem Bremer Kaufmanne" wurden diese Gedanken zusammengefaßt. Sie hatten übrigens nicht nur in der bremischen Kaufmannswelt mehr und mehr Wurzel geschlagen, sondern wurden auch von den leitenden Männern der bremischen Regierung gebilligt. Um so mehr wurde es daher hier als ein unerhoffter schwerer Schlag empfunden, daß Preußen 1839 namens des Zollvereins jenen „unglücklichen Tractat" mit Holland abschloß, der die holländischen Seeplätze auf Kosten der Nordseeplätze begünstigte und jenen den Verkehr mit dem deutschen Binnenlande zuwandte. In einer Reihe von Artikeln („Bremen, der natürliche Hafen von Baiern, Württemberg, Thüringen und Hessen", „Ueber die Handelspolitik des deutschen Zollvereins in Beziehung auf Seehandel", „Die Eigenthümlichkeit Bremens" u. a.), die im Jahre 1839 zunächst in der Augsb. Allgem. Zeitung erschienen und die Runde durch die meisten größeren Zeitungen Deutschlands machten, bekämpfte er diese Richtung der Zollvereinspolitik. Mehrere derselben hat der damals in Bremen lebende

bairische Ministerresident und Historiograph Freiherr v. Hormayr in die von ihm anonym herausgegebenen „Fragmente über Deutschlands und insonderheit Bayerns Welthandel und über die Wichtigkeit des einzigen, ganz deutschen Stromes, der Weser" (Juli 1840, ohne Ort) aufgenommen, einige auch in das unter etwas verändertem Titel herausgegebene II. Heft dieser „Fragmente" (München 1841). In diesen Aufsätzen bekämpfte er auch die ungerechte Beurtheilung, welche damals vielfach im deutschen Binnenlande die Hansestädte als „englische Factoreien", deren Bewohner jedes Sinnes für höhere geistige Interessen entbehrten, erfuhren: in beredter Weise hob er ihre Bedeutung für das Leben und die Entwickelung der deutschen Nation hervor und, auf Hamburgs und Bremens glänzenden Aufschwung in der jüngsten Zeit hinweisend, pries er mit patriotischem Stolze den Trieb seiner Mitbürger, in weite Fernen zu wandern und das Ausland zu durchforschen, ihre leidenschaftliche Vorliebe für Schiffahrt und alles, was sich daran knüpfe, ihren hartnäckigen Unternehmungsgeist. Er erinnert den „Süßwassermann" daran, wie damals schon Deutsche jenseits des Meeres fruchtbringende Arbeit für ihr Land und für die Welt vollbrachten, und meinte, für Deutschland sei es nothwendiger, ein paar Seehandelsstädte zu haben, als noch einige Universitäten mehr. Diese Aufsätze hatten wohl auch die Folge, daß, als Bürgermeister Smidt sich im Auftrage des Senats im Jahre 1840 nach Berlin begab, um dort einen Vertrag zwischen dem Zollverein und Bremen abzuschließen, der auch letzterem die den holländischen Seestädten eingeräumten Vortheile zuzuwenden bestimmt war, D. aufgefordert wurde, ihm als „kaufmännischer Sachverständiger" bei den Verhandlungen zur Seite zu stehen. So hat er sich dort noch als Privatmann seine ersten diplomatischen Sporen verdient. Zugleich trat er dadurch dem überall in Deutschland bekannten ergrauten bremischen Staatsmann, dem er noch nicht lange vorher in einer besonderen städtischen Angelegenheit freimüthige und erfolgreiche Opposition gemacht hatte, in einer Weise näher, die ihn denselben fortan bis zu dessen Tode (1857) als einen „väterlichen Freund" verehren ließ.

Wohl durfte sich D. damals als den „Führer und Flügelmann der Kaufmannschaft" in Bremen betrachten. Auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens hatten ihn seine Mitbürger als entschiedenen aber besonnenen Vertreter freierer Anschauungen kennen gelernt. Die „Bürgerschaft" (Volksvertretung) hatte ihn schon 1839 zu ihrem „Dirigenten" (Präsident) erwählt, wohl das erste Mal, daß dieser nicht dem Collegium der Aelterleute, dem auch die Verhandlungen der „Bürgerschaft" stark beeinflussenden Vorstande der Kaufmannschaft, entnommen wurde. Wenige Monate nach seiner Rückkehr von Berlin, am 2. November 1840 erwählte ihn dasselbe Collegium zu seinem Mitgliede. Er sollte ihm indeß nur wenige Monate angehören; denn bereits am 16. Februar 1841 erfolgte seine Erwählung in den Senat, für die sich in einer ungewöhnlich lebhaften Weise die Zustimmung der ganzen Bevölkerung zu erkennen gab. Fortan lebte D. fast ausschließlich seinem Amte, obwohl er als kaufmännisches Mitglied des Senats zur Fortführung seines Handelsgeschäfts berechtigt war. Das Ziel, das er schon bisher bei seiner öffentlichen Wirksamkeit ins Auge gefaßt hatte, den bremischen Großhandel concurrenzfähig mit den andern Seeplätzen des Continents zu machen, betrachtete er nun recht eigentlich als seine Lebensaufgabe. Während des nächsten Jahrzehnts, das eine Reihe wichtiger Neuerungen für Bremens Handel und Verkehr herbeiführte, konnte er im Senate neben Smidt als der leitende Kopf auf diesen Gebieten angesehen werden; die Führung der Verhandlungen mit andern Regierungen, wie die Abfassung wichtiger Denkschriften war ihm vorzugsweise

anvertraut. Dahin gehörte zunächst die Herstellung einer Eisenbahnverbindung zwischen Bremen und Hannover auf gemeinschaftliche Kosten der beiden Staaten, wofür, mehr noch als die Regierung, die Ständeversammlung des Nachbarlandes zu gewinnen, besondere Mühe verursachte. An den nach vierjährigen Verhandlungen am 14. April 1845 abgeschlossenen Vertrag knüpfte sich ein anderer, der eine Verbesserung des Fahrwassers der Unterweser bezweckte, um diese der überseeischen Segel- und Dampfschiffahrt zugänglich zu machen. Daran schlossen sich seit demselben Jahre die Bemühungen, eine Dampferverbindung zwischen Newyork und Bremen, die erste zwischen Nordamerika und dem europäischen Continent, ins Leben zu rufen: es gelang gegenüber den Bemühungen niederländischer und französischer Seeplätze den Congreß der Vereinigten Staaten für diese Linie zu interessiren und unter Führung Bremens die preußische und mehrere andere deutsche Regierungen an der Gründung der Ocean Steam Navigation Company in Newyork zu betheiligen, deren Dampfschiffe im Jahre 1847 die Fahrt nach der Weser eröffneten (vergl. den Artikel „Gevekoht" im IX. Bande der Allgem. D. Biographie, S. 130). Auch der Abschluß des Postvertrages zwischen Bremen und den Vereinigten Staaten von Amerika vom März und Juni 1847 und mehrerer anderer Postverträge, die durch die Herstellung dieser Dampfschiffsverbindung veranlaßt wurden, und die nicht nur für Bremen wesentliche Verbesserungen seiner Posteinrichtungen, sondern auch wenigstens hinsichtlich der Correspondenz mit Amerika eine Einigung für ganz Deutschland und zugleich eine erhebliche Ermäßigung des Briefportos herbeiführten, lag vorzugsweise in Duckwitz' Händen.

Seit mehreren Jahren hatte ihn lebhaft der Gedanke beschäftigt, daß es versucht werden sollte, die sämmtlichen deutschen Staaten zu einem deutschen Handels- und Schiffahrtsbunde zu vereinigen, um wenigstens auf diesen Gebieten eine wirksame Vertretung der gemeinsamen Interessen dem Auslande gegenüber zu ermöglichen und der Wehrlosigkeit Deutschlands gegen willkürliche Zurücksetzungen von Seiten des Auslandes ein Ende zu machen. Es werde dann, hoffte er, auch nicht mehr vorkommen können, daß gelegentlich Preußen mit überseeischen Staaten Verträge einging, bei welchen Lebensbedingungen der Hansestädte unberücksichtigt blieben. In mehreren dem Senate vorgelegten Denkschriften hatte er diese Gedanken auszuführen versucht. Eine derselben, vom 8. November 1844, wurde nach erlangter Billigung des Senats einer Anzahl einflußreicher Staatsmänner in Deutschland übermittelt. Sie hatte die Folge, daß im Frühjahr 1847 die Regierungen von Preußen und Hannover Commissare nach Bremen entsandten, um gemeinsam mit einem Vertreter des Bremer Senats die Frage der Gründung eines deutschen Handels- und Schiffahrtsbundes näher erörtern zu lassen, Verhandlungen, bei denen auch bereits die Herstellung einer gemeinsamen Kriegsflotte in Erwägung kam. Die Verhandlungen wurden in Duckwitz' Wohnhause geführt auf Grundlage einer weiteren von ihm verfaßten, zunächst als Manuscript gedruckten Denkschrift vom März 1847, die im Frühjahr 1848 in neuer Auflage im Buchhandel erschien. Die Sache blieb indeß liegen: der an sich nicht große Eifer der preußischen Regierung, in diesen Dingen die Führung zu übernehmen, wurde durch die unliebsame Aufmerksamkeit, die das Bekanntwerden der Verhandlungen in England erregte, merklich abgekühlt. D. aber war durch diese Arbeiten in ganz besonderer Weise vorbereitet für die größeren Aufgaben, welche durch die Bewegung des Jahres 1848 unerwartet an ihn herantraten.

Als einer der beiden Vertreter Bremens im Frankfurter Vorparlament war er von diesem im April 1848 in den Fünfziger Ausschuß gewählt worden, der die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung vorzubereiten hatte.

Auf seine Befürwortung waren gegen Ende Juni Vertreter der Regierungen der dem Zollverein nicht angehörigen, mit a. W. der kleineren deutschen Seestaaten zusammengetreten, um über die Herstellung einer deutschen Zoll- und Handelsverfassung Rath zu pflegen. Dann entsandte ihn im Juli der Senat als Sachverständigen nach Frankfurt, um von dem volkswirthschaftlichen Ausschuß der Nationalversammlung gehört zu werden. Als Instruction diente ihm dazu ein damals von ihm verfaßtes und dem Druck übergebenes „Memorandum, die Zoll- und Handelsverfassung Deutschlands betreffend". In Frankfurt eingetroffen, fand er bereits die Aufforderung vor, als Handelsminister in das neue Reichsministerium einzutreten. Auf Zureden des Bürgermeisters Smidt leistete er dieser Berufung nicht ohne inneren Kampf, aber auch nicht ganz ohne Hoffnung für einen Erfolg der nationalen Bewegung am 24. Juli Folge. Sie war, wie R. v. Mohl im II. Bande seiner „Lebenserinnerungen" (Stuttgart und Leipzig 1902) bezeugt, an ihn ergangen, nicht nur weil er als Mann vom Fach und als sehr gewandter Geschäftsleiter bekannt war, sondern weil er als der einzig mögliche Vermittler zwischen den Freihandelsleuten des Nordens und den Schutzzöllnern des Südens angesehen wurde. Der bis auf ein unbedeutendes Einschiebsel R. Blum's von D. abgefaßte, mit großer Sachkunde und staatsmännischer Einsicht geschriebene Bericht der Arbeitercommission des Fünfziger Ausschusses vom 8. Mai 1848 soll den Reichsverweser namentlich bestimmt haben, die von Schmerling ihm vorgeschlagene Ernennung Duckwitz' zum Handelsminister zu genehmigen. D. hat sich wohl keinen Illusionen über die völlig unsicheren Grundlagen des Bestehens der neuen deutschen Centralgewalt hingegeben, aber doch, von frischer Begeisterung durch die mächtige nationale Strömung erfüllt und unerschrockenen Muthes den radicalen und utopistischen Tendenzen entgegentretend, seine ganze bedeutende Arbeitskraft daran gesetzt, in seinem Ressort der Fülle der sich heandrängenden Aufgaben gerecht zu werden. Die Aufrechterhaltung und Ausdehnung des bestehenden deutschen Zollvereins sah er, der Freund und Verehrer des im November 1846 verstorbenen Nationalökonomen Friedrich List, als die wichtigste an; ein selbständiges Deutschland und ein selbständiges Oesterreich, beide in enger politischer und commercieller Verbindung, erschienen ihm als die sicherste Bürgschaft für den Frieden Europas. Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen seiner politischen Einsicht und Voraussicht, daß er als der einzige in dem späteren Ministerium Gagern die Verbindung der Kaiserwürde mit der Krone Preußens als für die damalige Zeit unerreichbar widerrieth, dagegen befürwortete, Preußen das Präsidium in dem herzustellenden deutschen Bundesstaate (ohne Oesterreich) zu übertragen; ist doch auf diesem Wege zwei Jahrzehnte später das höhere Ziel erreicht worden. Sein besonderes Interesse wandte D. der Verbesserung der Zolleinrichtungen zu. Von den darüber ausgearbeiteten Vorlagen konnte zwar damals nichts in Erfüllung gehen, aber er hat die Genugthuung gehabt, daß die dadurch gegebenen Anregungen in den folgenden Jahren für die Ausbildung der Einrichtungen des Zollvereins nachwirkten. Als die Centralgewalt sich genöthigt sah, die sofortige Herstellung einer Kriegsflotte in Angriff zu nehmen, ein anderer Mann aber für den Posten eines Marineministers nicht zu finden war, mußte D. es widerstrebend sich gefallen lassen, für sein schwer belastetes Ministerium auch noch das Marinedepartement zu übernehmen (October 1848). Er hat sich dann auch dieser neuen Aufgabe mit unermüdlicher Hingebung unterzogen. Die Erfahrungen des Kaufmanns und Rheders, sein Geschick in der Auswahl und Behandlung seiner Mitarbeiter, seine diplomatische Kunst und sein gesunder Optimismus kamen ihm dabei besonders zu Hülfe und ließen es gelingen, daß in der kurzen Zeit von acht

Monaten eine fertig ausgerüstete, gut befehligte, kampffähige Kriegsflotte geschaffen war, welche die Anerkennung sachkundiger fremdländischer Beurtheiler, wie auch der im September 1849 eingesetzten österreichisch-preußischen Bundescentralcommission fand, und es mit der dänischen Flotte hätte aufnehmen können, wenn nicht die ersehnte Gelegenheit dazu in Folge der Friedenspräliminarien vom 10. Juli 1849 ihr versagt geblieben wäre. D. hat selbst in einer kleinen Schrift („Ueber die Gründung einer deutschen Kriegsmarine". Bremen 1849) die Ausführung des schwierigen Unternehmens geschildert. Auch an den erfolglosen Versuchen der nächsten Jahre, die Flotte für Deutschland als Bundesinstitution oder durch einen unter Preußens Mitwirkung von den Küstenstaaten zu gründenden Nordseeflottenverein zu erhalten, ist D. als Vertreter Bremens noch vielfach betheiligt gewesen. Die gründlichen neueren Forschungen (Max Bär, Die deutsche Flotte von 1848—1852. Nach den Acten der Staatsarchive zu Berlin und Hannover dargestellt. Leipzig 1898) haben bewiesen, wie in der Hauptsache wenig gerechtfertigt die absprechende Kritik war, die der muthige und gewandte Schöpfer des einen Lieblingswunsch der Nation erfüllenden Werkes von verschiedenen Seiten über sich ergehen lassen mußte; sie haben das Wort seines Collegen vom Reichsjustizministerium (v. Mohl, a. a. O. II S. 89) bestätigt: „Der Name des anspruchslosen Mannes bleibt doch für immer an die erste Gründung einer deutschen Kriegsflotte geknüpft."

Nach dem Rücktritt des Ministeriums Gagern war D. Ende Mai 1849 nach Bremen zurückgekehrt, wo bei der ersten Vacanz im Senat dieser und die Bürgerschaft ihn ersuchten, seine übrigens bei der Ernennung zum Reichsminister für die Dauer von zwei Jahren ihm vorbehaltene Stelle im Senat wieder einzunehmen. Er entsprach dieser Bitte am 1. October 1849. Sein dabei kundgegebener Wunsch, vorzugsweise mit handels- und verkehrspolitischen Arbeiten beschäftigt zu werden, ist in vollem Maße in Erfüllung gegangen. Zunächst erschien er im März 1850 in Erfurt als Vertreter des Senats im Staatenhause des dortigen Parlaments, für diese ihm selbst wenig hoffnungsreich erscheinende Thätigkeit noch besonders vorbereitet durch eine Kritik des Drei-Königs-Bundes, die er im November 1849 unter dem Titel: „Zur Revision des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai 1849. Ein Wort zur Verständigung" hatte erscheinen lassen. Im Herbst desselben Jahres führten Verhandlungen in Postangelegenheiten D. nach Berlin, die im Anschluß an den deutsch-österreichischen Postverein vom April 1850 im folgenden Jahre (Nov. 1851) den Abschluß eines Vertrages zur Folge hatten, durch den die gesammte überseeische Correspondenz, soweit sie über Bremen einging, für die bremische Postverwaltung gewonnen und zugleich finanzielle Vortheile für Bremen erreicht wurden. In den nächstfolgenden Jahren war D. in hervorragender Weise an der Ausbildung und Entwicklung der bremischen Schifffahrtsanstalten betheiligt. Die Herstellung eines neuen Hafenbassins in Bremerhaven zur Aufnahme der neuen Dampfer für die transatlantische Fahrt und die Erweiterung des ersten Hafenbassins erforderten nicht nur bedeutende technische Arbeiten, die an die finanziellen Kräfte des kleinen Staates starke Ansprüche stellten, sondern auch schwierige Verhandlungen mit der Krone Hannover, die sich die Militärhoheit über Bremerhaven vorbehalten hatte und die, nachdem durch das Aufblühen dieser jungen bremischen Hafenstadt ihre Eifersucht geweckt worden war, nicht leicht zu den weiter erforderlichen geringen Landabtretungen zu bewegen war. (Verträge vom 21. Januar 1851 und 25. Mai 1861.) Leichter verliefen die Verhandlungen mit Oldenburg (April 1855) wegen Herstellung eines Leuchtthurmes auf dem Oldenburg gehörenden Hohen-

wege in der Wesermündung und eines gemeinschaftlichen Telegraphen. Ebenso nahm die Ausbildung der Eisenbahnverbindungen — im Februar 1859 gelangte ein Vertrag mit Oldenburg wegen Herstellung einer Bahn nach Oldenburg, im März 1864 ein Vertrag mit Hannover wegen Herstellung einer Bahn nach der Geeste (Geestemünde-Bremerhaven) zum Abschluß — sowie in Verbindung damit die Ausbildung der Schifffahrtsanstalten der Stadt Bremen Duckwitz' Thätigkeit in Anspruch. Daneben hatte er, wie schon früher, dem Verhältnisse Bremens zum Zollvereine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der Vertrag zwischen Bremen und den deutschen Zollvereinsstaaten vom 26. Januar 1856, der unter Anschluß eines Theils des bremischen Landgebiets an den Zollverein wesentliche Verbesserungen für den Verkehr zwischen dem deutschen Binnenlande und Bremen herbeiführte und zu diesem Zweck hier Einrichtungen entstehen ließ, wie sie von D. schon in seinen früheren Schriften und namentlich in seiner Frankfurter Zeit empfohlen waren (eine Zollvereinsniederlage und ein zollvereinsländisches Hauptzollamt im „Auslande") darf besonders als sein Werk angesehen werden. Auch die Erneuerung und Erweiterung dieses Vertrages im December 1865 kam noch unter wesentlicher Mitwirkung Duckwitz' zu Stande.

Am 13. Mai 1857 wurde D. vom Senat an Stelle Smidt's, des letzten lebenslänglichen bremischen Bürgermeisters, zum Bürgermeister erwählt. Infolge besonderer Umstände bekleidete er diese Würde, die nach der neuen Verfassung von 1854 regelmäßig auf vier Jahre verliehen wird und mit der im jährlichen Wechsel das Präsidium im Senat verbunden ist, zunächst bis zum Jahre 1863, dann von neuem während der Jahre 1866—1869. Eine nochmalige Wiederwahl lehnte er Ende 1871 aus Gesundheitsrücksichten ab. Im ersten Jahre seiner Präsidentschaft — am 5. Juni 1858 — hat die Universität Jena dem wegen seiner praktischen und publicistischen Wirksamkeit weit über die Grenzen seines kleinen Staates hinaus angesehenen Manne Ehren halber den Titel eines Doctors beider Rechte verliehen (virum loco ordine nomine virtute ingenio ornatissimum, et juris et officii peritissimum, plurimis maximisque in rebus probatissimum). Im letzten Jahre seines ersten Bürgermeisteramts erschien er noch einmal auf einem großen politischen Schauplatze, als „wie ein Blitz aus blauer Luft" die Berufung des deutschen Fürstentags durch den Kaiser von Oesterreich nach Frankfurt erfolgte, zu dem der Senat ihn als seinen Vertreter entsandte. Wir verdanken dieser Mission, für die er als ehemaliger Reichsminister und wegen seiner vielfachen persönlichen Beziehungen mit deutschen Fürsten und Staatsmännern besonders geeignet war, eine in seinen Denkwürdigkeiten veröffentlichte höchst interessante Schilderung des Verlaufs dieses letzten Versuchs Oesterreichs, auf friedlichem Wege die Vorherrschaft in Deutschland zu behaupten, der merkwürdigen Ouvertüre zu dem nahe bevorstehenden Entscheidungskampfe. D. hat dort in seiner freimüthigen Weise den jungen österreichischen Kaiser bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit im Privatgespräch darauf hingewiesen, daß Preußen eine Gleichstellung mit Oesterreich bei der in Aussicht genommenen Regelung der deutschen Dinge zugestanden werden müsse. Er hat dann auch bei den Verhandlungen in Uebereinstimmung mit den Abgeordneten der andern freien Städte, die wie er ohne förmliche Instruction erschienen waren, die Ansicht vertreten, daß ohne Verständigung mit Preußen nichts entschieden werden dürfe. Erst als die Beschlüsse durch Hinzufügung einer die Zustimmung der „hier nicht vertretenen Bundesmitglieder" vorbehaltenden Klausel eine unverbindliche Form erhalten hatten, sind sie — „gleichsam par courtoisie" — auch von ihm und den Bürgermeistern der andern freien Städte unterzeichnet worden.

Für ihn war es nicht zweifelhaft, daß, wenn es zu dem drohenden Waffenkampfe zwischen den beiden deutschen Großmächten kommen sollte, dieser die Hansestädte schon um ihrer eigensten Lebensinteressen willen auf preußischer Seite finden müsse; er hat auch die größere Wandlung der deutschen Dinge noch erlebt und aus vollster Seele der Aufrichtung des deutschen Kaiserthums zugejubelt. Körperliche Leiden nöthigten ihn seit dem Jahre 1871 zu öfterer Unterbrechung seiner amtlichen Thätigkeit; auch machte sich, da er einige Male in wichtigen Fragen, welche die stadtbremischen Verkehrsanstalten betrafen, mit seiner Ansicht unterlag, und die Abweichung seiner volkswirthschaftlichen Anschauungen von den im Senat und in der Kaufmannschaft Bremens vorherrschenden entschieden freihändlerischen Ansichten ihm lebhafter entgegentrat, bei ihm die Empfindung geltend, daß die Zeit gekommen sei, einem jüngeren Geschlecht den Platz zu räumen. Am 19. April 1875 bewilligte ihm der Senat die erbetene Entlassung aus seinem Amte. Sein Name werde mit der Geschichte der gedeihlichen Entwicklung des bremischen Gemeinwesens unaufhörlich verknüpft bleiben, bemerkte der Senat in der Mittheilung, die er darüber an die Bürgerschaft richtete, und die letztere bekundete in ihrer Erwiderung, indem sie dabei an Duckwitz' „hervorragende und ehrenvolle Wirksamkeit bei den ersten Versuchen zur Neugestaltung unsers Vaterlandes" erinnerte, die dauernde Dankbarkeit der Bevölkerung Bremens, „deren Vertrauen und Zuneigung er durch sein stets sich gleich bleibendes schlichtes Wesen sich in so hohem Maße erworben hat". Manche Zeugnisse dieser allgemeinen Verehrung seiner Mitbürger haben seinen Lebensabend bis zu seinem am 19. März 1881 erfolgten Tode verschönert. Für die Nachwelt aber wurde die ihm noch vergönnte Muße dadurch werthvoll, daß er sie mit Hülfe der von ihm geführten Tagebücher zur Ausarbeitung seiner „Denkwürdigkeiten" benutzen konnte, die uns eine Fülle lehrreicher und interessanter Beiträge nicht nur zur bremischen, sondern auch zur deutschen Geschichte seiner Zeit hinterlassen haben („Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben von 1841—1866." Bremen 1877. Besprochen im Bremischen Jahrbuch IX, S. 107. Zu vgl. daselbst X, S. 164). Im Besitz der Familie befinden sich noch neben einem ausgedehnten Briefwechsel mit bedeutenden Männern seiner Zeit die während des größten Theils seines Lebens von D. geführten Tagebücher, die ihm als Grundlage für jenes Werk gedient haben; einen Theil derselben hat auch der Verfasser dieser Skizze einsehen dürfen. Auch in jenen „Denkwürdigkeiten", deren thatsächliche Angaben immerhin hie und da noch der kritischen Nachprüfung bedürfen, tritt uns die eigenartige impulsive Persönlichkeit Duckwitz' in anziehender Weise entgegen, das Charakterbild eines bremischen Staatsmannes, der in seiner ganzen öffentlichen Wirksamkeit von der Ueberzeugung geleitet wurde, daß das Interesse der kleinen hanseatischen Handelsrepubliken sich zwar den wirthschaftlichen und politischen Bedürfnissen des deutschen Landes und Volkes unterzuordnen habe, daß aber die gedeihliche Entwicklung dieser durch ihre Lage und Geschichte auf Handel und Schifffahrt angewiesenen Gemeinwesen für die Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte der deutschen Nation und ihre Stellung unter den Völkern der Welt von hervorragender Bedeutung sei. In diesem Sinne hat er noch in seiner letzten öffentlichen Präsidialrede (1869) einem jungen Collegen bei dessen Einführung in den Senat aus vollem Herzen die Worte zugerufen: „Unser kleines Gemeinwesen verdient es, Kraft, Sorge und Mühe darauf zu verwenden".

Ehmck.

Duflos: Adolf D., Chemiker von Ruf und Director des pharmaceutischen Instituts in Breslau, war von Geburt Franzose. Geboren 1802 zu Artenai

bei Orléans, der Eltern früh beraubt, vom Onkel, einem französischen Militärarzt mit nach Deutschland genommen, durch dessen frühen Tod zum zweiten Mal verwaist, ward er in Torgau von dem Rector des dortigen Lyceums M. Benedict erzogen. Seine Neigung für die Naturwissenschaften führte ihn zunächst der pharmaceutischen Laufbahn zu. Eine Stellung in Breslau lehrte ihn die fabrikmäßige Herstellung von Chemikalien kennen, 1833 gründete er selbst eine Fabrik. Dabei war er schon seit 1824 litterarisch thätig, 1835 erschien sein „Handbuch der pharmaceutisch-chemischen Praxis" in erster Auflage. Mit einer Schrift über die chemische Natur der gebräuchlichsten Nahrungsmittel, ihre Verfälschung und die verschiedenen Mittel ihrer Entdeckung, die grundlegend wurde für die Untersuchungs-Methoden der Nahrungsmittel, habilitirte er sich 1842 an der Universität Breslau und wurde das Jahr darauf zum Verwalter der Universitätsapotheke ernannt. Damit wurde das Pharmaceutische Institut begründet, an dem nun D. eine überaus fruchtbare akademische Wirksamkeit entfaltete. 1846 wurde er außerordentlicher, 1859 ordentlicher Professor, doch schon 1866 zwang ihn ein verhängnißvolles Augenleiden, das sich später zur völligen Erblindung steigerte, dem Lehramt und der Thätigkeit im Laboratorium zu entsagen. Die litterarische Arbeit setzte er unermüdlich fort, noch 1880 erschien die sechste Bearbeitung seines chemischen Apothekerbuchs. Aber nicht nur der pharmaceutischen Chemie, der Lehre von den Giften und der Untersuchung der Nahrungsmittel galten seine Studien, sie erstreckten sich auch auf die verwandten Gebiete der technischen und landwirthschaftlichen Chemie, und seine wissenschaftliche Unterstützung förderte wesentlich das Aufblühen chemischer Industriezweige in der Provinz Schlesien. — D. blieb unverheirathet und starb erst in hohem Alter, am 9. October 1889, zu Annaberg in Sachsen.

Nach dem ihm von seinem Nachfolger im Lehramte Prof. Dr. Poleck in der Chronik der Univ. Breslau 1889/90 gewidmeten Nekrolog, der auch näher auf Duflos' einzelne Schriften eingeht.

Markgraf.

Dühr: August Gustav Friedrich D., Schulmann, Philolog und Dichter, geboren am 10. Mai 1806 zu Stargard in Mecklenburg-Strelitz, † am 5. September 1896 zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz. D., eines Präpositus Sohn, besuchte das Gymnasium zu Neubrandenburg und studirte seit Michaelis 1824 in Berlin Theologie unter Neander, Hengstenberg und Schleiermacher, sowie classische Philologie unter Böckh und Geschichte unter Ranke. Ostern 1828 nahm er eine Hauslehrerstelle an und bereitete sich nebenbei für das erste theologische Examen vor, das er vor dem Consistorium zu Neustrelitz bestand. Im J. 1830 trat er in Condition beim Landrath v. Oertzen in Brunn, und als er dessen Sohn so weit gebracht hatte, daß derselbe in die Unterprima des Grauen Klosters zu Berlin aufgenommen werden konnte, legte er selbst in Berlin die Prüfung pro facultate docendi ab. Unmittelbar darauf wurde er am 5. Januar 1835 als Hilfslehrer beim Gymnasium zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin angenommen und nach Verlauf eines Jahres als ordentlicher Lehrer daselbst angestellt. Ostern 1840 erhielt er einen Ruf als Prorector an das Gymnasium zu Friedland, wo er 1858 in die Stelle des Conrectors aufrückte, die er bis Ostern 1886 verwaltete. Erst dann trat er, nachdem er über 50 Jahre als öffentlicher Lehrer gewirkt hatte, in den wohlverdienten Ruhestand, behielt jedoch den hebräischen Unterricht in Prima und Obersecunda noch bis 1889 bei. Aus Anlaß seines 50jährigen Amtsjubiläums (5. Januar 1886) wurde er, — von anderen Ehrungen zu schweigen —, zum Ehrenbürger der Stadt Friedland ernannt. Bereits im J. 1857 war er von der philosophischen Facultät der Rostocker Universität zum Doctor promovirt worden,

und Neujahr 1863 hatte ihm der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz den Professortitel verliehen.

D. war „nicht bloß ein vortrefflicher Lehrer, sondern auch ein unermüdlicher Forscher und Gelehrter, für den Schule und Wissenschaft untrennbar in eins verschmolzen" (Dörwald). Er besaß gründliche Kenntnisse in den alten wie auch in neuen Sprachen, wovon er in mehreren Schriften Zeugniß ablegte; dazu die selten gewordene Gabe, in lateinischer, griechischer, ja hebräischer Sprache zu dichten, abgesehen von seiner Gewandtheit in deutscher Dichtung. Auf der Friedländer Bibliothek befindet sich ein Sammelband in Quart, der 65 Gelegenheitsgedichte von ihm enthält, darunter eine Triglotte, die Uebersetzung des Lutherliedes: „Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort" in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache. Besonders verstand er es, deutsche Dichtungen meisterhaft ins Griechische zu übertragen. Im Druck sind folgende Schriften von ihm erschienen: „Metrische Uebersetzung der fünf ersten Satiren des Persius." Progr., Friedland 1842; „Persii satira sexta Germanicis versibus reddita; accedit diss. de discrimine quod intercedit inter satiram Persianam et Horatianam." Progr., Friedland 1847; „Bemerkungen zu Hirzels französischer Grammatik." Zwei Theile. Progr., Friedland 1852, 59; „Gesetze für Zwei- und Vier-Schach." Friedland 1855; „An Alexander v. Humboldt, den Nestor und Fürsten der Naturforscher." Berlin 1859. (Eine Ode in alcäischer Strophenform); „Schachgedichte alter und neuer Zeit." Friedland 1860; „Miscellanea." Progr., Friedland 1865. (Darin: Metrische Uebersetzung der I. Olympischen Ode Pindar's mit Anmerkungen, und: Uebersetzung und Studie über das hebräische Deboralied); „Ἐμμανουὴλ Γειβέλιου Ἀναμνήσεις Ἑλλαδικαί." Neustrelitz 1867. (Geibel's Erinnerungen an Griechenland. Ins Altgriechische übersetzt): „La nobla leyczon", Text (altprovençalisch) und Uebersetzung nebst meist etymologischen Noten. Progr., Friedland 1869; „Ueber die Accentuation der Krasis im Griechischen." Progr., Friedland 1878; „Geibel's Idyll Eutin. Ins Altgriechische übersetzt." Neustrelitz 1883; „Dr. Jakob Heussi . . . . Erinnerungen aus dessen Leben." Leipzig 1884. (Eine Biographie seines früheren Collegen, des verdienten Physikers und Conrectors am Gymnasium zu Parchim); „Ueber Metrik und Rhythmik." Progr., Friedland 1885; „Goethe's Hermann und Dorothea. Ins Altgriechische übersetzt." Gotha 1888. — — Einen Briefwechsel über wissenschaftliche Fragen führte D. u. a. mit Geibel, dem classischen Philologen Franz Volkmar Fritzsche, dem Alterthumsforscher Heinrich Schliemann und dem Hebraisten Emil Kautzsch.

„Ein echter Sohn seines Heimathlandes, verband D. mit unverfälschter Wahrhaftigkeit eine gewisse Natürlichkeit und Derbheit, die jedoch nicht verletzte . . . Durch und durch anspruchslos und schlicht, machte er von sich selbst nicht viel Aufhebens . . . Seine im festen Glauben an den gekreuzigten Gottessohn wurzelnde Religiosität und sein tiefer sittlicher Lebensernst wirkten wahrhaft vorbildlich, und seine glühende Vaterlandsliebe entzündete und nährte die Flamme des Patriotismus." (Dörwald.)

Vgl. die Friedländer Schulprogramme von 1886, S. 3 ff. und von 1887, S. 18, sowie Paul Dörwald's Nekrolog in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1898, S. 339—351. Heinrich Klenz.

Dukes: Leopold D., geboren zu Preßburg in Ungarn am 2. Februar 1810 (Zeitlin, bibl. hebr. post. Mendelssohniana, Leipzig 1895, S. 69), gehörte zu denjenigen jüdischen Gelehrten, welche im Anschluß an die großen Bahnbrecher auf dem Gebiete der jüdischen Litteratur (den Italiener David Luzzatto aus Triest, den Galizier Sal. Juda Rapoport aus Lemberg und den Deutschen Leopold Zunz, vorzugsweise in Berlin wirkend) es sich angelegen sein ließen,

den Juden die im Anfang des 19. Jahrhunderts fast vergessenen Schätze ihrer früheren Litteratur wieder nahe zu rücken. D. führte im Dienste dieser Aufgabe eine Art Wanderleben nach den Orten, die große Bibliotheken bargen (vgl. M. Steinschneider, jüd. Litteratur in Ersch und Gruber's allg. Encykl., 2. Sect., 27. Thl., S. 468). Wir finden ihn in Paris, Prag, Wien, Göttingen, wo er seit 1843 zu Heinrich Ewald in Beziehungen trat, und anderen Orten. Zuletzt ließ er sich, des Wanderlebens überdrüssig, bei Verwandten in Wien nieder, wo er im J. 1891 am 3. August gestorben ist. — Das Erste, was von D. erschien, war eine Ausgabe der fünf Bücher Mose mit dem Commentar des Raschi, letzterer in der sogen. Raschischrift gedruckt. Darunter stand in sog. Weiberdeutsch gedruckt (s. d. Erklärung dieser Schriftzeichen in Strack-Siegfried, Lehrbuch der neuhebr. Spr. u. Litt. 1884, § 3, S. 8—10) eine deutsche Uebersetzung des Commentars des Raschi. Das Werk enthielt 5 Theile und erschien in Prag 1833—1838. Vorausgeschickt war eine Einleitung von L. D. (s. den vollst. hebr. Titel bei Strack-Siegfried S. 111). — Danach erschienen „Ehrensäulen u. Denksteine zu e. künftigen Pantheon hebr. Dichter u. Dichtungen" Wien 1837. Es sind darin theilweise in hebräischer Sprache Dichtungen von Salomo ben Gabirol und Jehuda ben Salomon Alcharisi mitgetheilt. — Im J. 1839 erschienen zu Altona theilweise ebenfalls im hebräischen Original Dichtungen des Mose ben Esra aus Granada. Vgl. über diesen D., rabbin. Blumenlese S. 58, A. 1, 2, S. 87, A. 3, Karpeles, Gesch. der jüd. Litt. 1886, S. 504—511, wo Proben seiner Gedichte gegeben sind. Im J. 1842 erfolgte von D. eine Abhandlung: „Zur Kenntniß der neuhebr. rel. Poesie" mit Mittheilung von Beispielen, unter denen sich ebenfalls hebr. Originaltexte befanden (vgl. rabbin. Blumenlese S. 11, 36, 253. Steinschneider a. a. O. S. 421, A. 4). Die Verbindung mit Ewald ermöglichte im J. 1844 weiteren litterarhistorischen Studien von D. das Erscheinen. Die von beiden gemeinsam veröffentlichten „Beiträge zur Geschichte der ältesten Auslegung und Spracherklärung des A. T's." brachten im 1. Bande die wesentlich von Ewald bearbeitete Ausgabe der Erklärung der Psalmen und des Job von Saadia u. a., dazu Abhandlungen über älteste hebr. Sprachforscher und Erklärer. D. lieferte hierzu nur S. 160 einen Nachtrag. Dagegen bieten der 2. und 3. Band durchaus Arbeiten von D. — Band 2 enthält „Litteraturhistorische Mittheilungen über die ältesten hebr. Exegeten, Grammatiker und Lexikographen nebst hebr. Beilagen" und zwar besonders über Saadja hagaon S. 5—115, über Menahem ben Seruck (Sarug) S. 119 bis 148, über Jehuda Chajjug S. 155—163, Jona ben Ganach (Gannach) S. 169—175. Die anderen jüdischen Schriftsteller mußten des mangelnden Raumes wegen kürzer behandelt werden (vgl. Vorwort S. VIII). Der 3. Band enthielt nach einer Münchener Handschrift eine Ausgabe der grammatischen Werke des Jehuda Chajjug aus Fez. Doch haben wir seit 1870 eine bessere Ausgabe derselben nach Handschriften der Bodlejana zu Oxford von J. W. Nutt (s. darüber Strack-Siegfried a. a. O. S. 109). — Ebenfalls 1844 erschien von D. die „Rabbinische Blumenlese", welche Uebersetzung und Erläuterung der hebr. Sprüche des Sirach, talmudischer Sprichwörter und dazu in einem Anhange rabbinische Leichenreden nebst einem Glossar zur Erläuterung der neuhebr. Ausdrücke und Wendungen enthielt. Viele Originalproben in vocalisirten Texten sind beigefügt. Eine Einleitung über die Entwicklung dieser Litteratur in der Bibel und in der nachbiblischen Litteratur ist vorausgeschickt. Die verschiedenen Formen, in denen das Sprichwort im Talmud vorgetragen wird, werden unter Anführung von mancherlei Beispielen dargelegt. In einem zweiten Abschnitt bespricht der Verfasser biblische, apokryphische, talmudische

Sammlungen von Sprüchen und schließt daran solche aus der maurisch-spanischen Periode, besonders Musar haskel von Hai Gaon, den Mischle von Samuel hannagid und Tarschisch von Mose ben Esra, wozu noch ins Hebräische übersetzte Sammlungen von Sentenzen aus arabischen Schriftstellern kommen. Den Abschluß bildet die Besprechung von früheren derartigen Sammlungen aus der Geschichte der hebr. Litteratur. — Neuerdings sind besonders die Citate des Sirach in der rabbinischen Litteratur auch unter Würdigung der Vorarbeiten von D. (vgl. Blumenlese S. 67—84 und darüber E. König, Einl. in das A. T. 1893, S. 89) mit einem beträchtlich erweiterten Materiale aus Rabbinowitz, Perles und eigenen Collectionen behandelt worden von S. Schechter in der Jew. quarterly review 1891, Juli, S. 682—706, vgl. Theol. Jahresber. 1891, S. 58. — Kleinere Arbeiten waren im Litteraturblatt des Orients (1843 „Vorläufige Notiz über Dunasch b. Labrat", „Notiz über die äußere Form der Pijutim", 1844 „Bibliogr. Notiz über versch. Ritualien und besondere Gebetsammlungen", „Das Schaukeln der Juden bei dem Gebet und bei dem Studium des Talmuds", „Der Gebrauch einer bestimmten Melodie beim Studium der Bibel und des Talmuds") mitgetheilt worden. Im J. 1844 erschienen noch zu Stuttgart die „Litterarhistorischen Mittheilungen über die ältesten hebr. Exegeten, Grammatiker und Lexikographen", welche vieles enthielten, was im 3. Bande des Werkes von Ewald und D. (s. o.) hatte aus Mangel an Raum unterdrückt werden müssen. Es sind im ganzen 14 Namen jüdischer Gelehrten, die hier behandelt werden, unter ihnen Saadja, Jehuda ben Koreisch, Menahem ben Saruk, Dunasch ben Librat, Jehuda Chajjug, Hai Gaon, Isaak Chiquitilla, Jona ben Gannach, Sal. ben Gabirol, Samuel ha Nagid u. a. — Im J. 1846 wurden von D. unter dem Titel „Qobis äl jad" Proben lexikalischen, synonymen und grammatikalischen Inhalts aus verschiedenen Handschriften gesammelt, erläutert und herausgegeben. Dieses erste und einzige Heft brachte Proben aus dem hebr. Wörterbuche eben bohan des Menahem ben Salomo mit einer hebr. Einleitung (vgl. dazu Steinschneider a. a. O. S. 397, A. 7, 405, A. 5, 419, A. 15 u. a.). — 1847 schrieb D. eine Einleitung zu S. Cahen's Bibelwerk, Abschnitt Proverbes, in welcher er die Gnomen der Haggada behandelte und eine Tabelle der jüdischen Ausleger von Saadja bis auf Löwenstein mit einer Besprechung von 38 hier in Betracht kommenden Werken gab (bei Steinschneider a. a. O. meist kurz mit Dukes, Mischle citirt, s. S. 392, A. 32, 406, A. 27, 434, A. 49 u. a.). Im J. 1846 veröffentlichte D. die Schrift Qontres hammassoret „eine Abhandlung über die hebräische Accent- und Vocallehre von Aharon ben Ascher", „nach einer Luzzatto'schen Handschrift ergänzt, berichtigt und erweitert, mit Vorrede, Anmerkungen und anderweitigen Beigaben versehen" (vgl. dazu Steinschneider a. a. O. S. 399, A. 27, S. 414, A. 27, 29, 31 u. a.). S. Baer und H. Strack, Die dikduke ha t^e amim . . . Leipzig 1879, S. VI, VII, haben eine neue Ausgabe mit Benutzung zahlreicher alter Handschriften veranstaltet. In demselben Jahre (1846) erschienen auch die litteraturhistorischen Mittheilungen im Litteraturblatte des Orients, welche die Gnomologen Isaak ben Elasar, Jehuda ben Balam, Schirka-Jichud u. a. betrafen (vgl. dazu Diestel, Gesch. des A. T's. in der christl. Kirche 1869, S. 571 und neuerdings S. Poznanski, Beitr. z. Gesch. der hebr. Sprachwissensch. I, 1894, bes. S. 6, A. 1, S. 7 f., 18. — Besonders ist auch die Abhandlung von D. über Saadia Gaon in der Zeitschr. f. Kunde des Morgenlandes Bd. 5, H. 1, S. 115 ff. zu beachten, in der 70 hebräische Worterklärungen von Saadia besprochen sind. D. hat zugleich diese kleine Schrift Saadia's nach einer Handschrift der Bodlejana zu Oxford edirt. — Ebenfalls 1846 erschien die Abhandlung über „Die Sprache der

Mischnah lexikographisch und grammatisch betrachtet" (vgl. dazu Steinschneider a. a. O. S. 364, A. 21. — Karpeles a. a. O. S. 1120). — Im J. 1853 ließ D. 2 Hefte unter dem Titel nahal q^e dumim (vgl. dazu im A. T. Richter 5, 21; die dunklen Worte waren von D. wohl = „Buch der Vorzeit" gedeutet worden) ein Büchlein erscheinen, welches Beiträge zur Geschichte der jüdischen Poesie des Mittelalters enthielt. — 1855 gab H. Filipowski, criticae vocum recensiones Donasch ben Librat (Dunasch b. Labrat) cum animadversionibus Jacobi ben Mejer Tam (London) heraus, wozu auch D. und R. Kirchheim exegetische Anmerkungen geliefert hatten (vgl. über diesen jüdischen Lexikographen Strack-Siegfried a. a. O. S. 109; außerdem s. Ewald-Dukes a. a. O. Bd. 2, S. 149—154). — 1858 veröffentlichte D. 2 Hefte schire Scholomoh hebr. Gedichte, aus Handschriften gesammelt, erläutert und herausgegeben (Hannover), d. h. Gedichte des Salomo Gabirol (vgl. Strack-Siegfried a. a. O. S. 119, Karpeles a. a. O. S. 1148, Steinschneider a. a. O. S. 428, A. 32, wozu auch Dukes' Artikel im Litterturbl. d. Orients V u. VI gehören). — 1860 gab D. ein erstes (und einziges) Heft heraus über „Salomo ben Gabirol aus Malaga und die ethischen Werke desselben" (Hannover). Es behandelte besonders G's. Mibhar ha-peninim (Auslese der Perlen), eine poetische Chrestomathie arabischer Dichtungen (vgl. dazu rabbin. Blumenlese S. 59 und G's. Tiqqun middot ha-nefeš, Verbesserung der Eigenschaften der Seele), eine Sammlung von Sentenzen griechischer und arabischer Weisen (vgl. Blumenlese S. 60). Sonst siehe J. Fürst, bibliotheca Judaica, 1. Theil 1849, S. 214, 215. J. M. Jost, neuere Geschichte der Israeliten, 3. Abth. Breslau 1846, S. 112 f., 165. Karpeles a. a. O. S. 1123, 1131. Mit 1860 schließen die Spuren der litterarischen Thätigkeit von D. ab. Er lebte noch 30 Jahre in Wien in einem otium cum dignitate. Die Zeit war inzwischen fortgeschritten; man stellte strengere kritische Anforderungen an Veröffentlichungen jüdischer Quellen als dieser immerhin verdienstliche Sammler befriedigen konnte (vgl. o. zu Jeh. Chajjug, zu Schechter über Sirach u. a.). Immerhin bleibt ihm das Verdienst, seiner Zeit Interesse an jüdischer Litteratur und Werthschätzung derselben vermittelt zu haben.

Sonst vgl. Reich, Ehrentempel verdienter ungarischer Israeliten. 2. Aufl. 1878. — M. Roest, Catal. d. Hebr. u. Jud. der L. Rosenthal'schen Bibl. Amsterd. 1875, S. 313—315. C. Siegfried.

Dula: Kaspar Franz Josef Matthias D. von Buttisholz, Kt. Luzern, wurde am 10. März 1814 als Sohn einer Handwerkerfamilie in Luzern geboren. Schon unter seinen Studiengenossen am Gymnasium trat Franz D. als Vertreter freisinniger Idealität hervor. Seine akademischen Studien machte er in Jena, wo er Mitglied der Burschenschaft Arminia wurde; nach seiner Rückkehr ward er 1836 Secundarlehrer in Luzern, nahm aber 1841, als der Sieg der conservativ-clericalen Partei ihm wegen seines Freisinns und Freimuths in politischen und religiösen Dingen die Aussicht auf eine seiner Befähigung als Lehrer entsprechende Beförderung im Heimathkanton verschloß, die Stelle eines Bezirkslehrers in dem aargauischen Dorfe Reinach an. Nach der Niederwerfung des Sonderbundes ward er am 18. December 1847 zum Mitglied der luzernischen Regierung ernannt. Mit der Leitung des Erziehungsdepartements betraut, schuf er durch das von ihm ausgearbeitete Erziehungsgesetz 1848, das die liberalen Ideen des Erziehungsgesetzes von 1831 wieder aufnahm, die Grundlage für eine kraftvolle fortschrittliche Entwicklung des luzernischen Schulwesens. Auch der Ausbau der neuen Einrichtungen ist zum großen Theil sein Verdienst; so ist die 1851 erlassene Vollziehungsver-

ordnung zu jenem Gesetze ausschließlich sein Werk. Er selbst aber war schon im März 1849 aus der Regierung getreten, um die Leitung der von ihm in dem aufgehobenen Kloster Rathhausen bei Luzern reorganisirten kantonalen Lehrerbildungsanstalt, und damit den wichtigsten Theil der Reform, die Heranbildung eines für die Volksbildung befähigten und begeisterten Lehrerstandes zu übernehmen.

Erziehung zu selbstthätigem Denken auf intellectuellem Gebiet statt des bisherigen Mechanismus, Erziehung zum und durch das Ehrgefühl statt durch äußerliche Disciplinarmittel auf dem sittlichen, Pflanzung innerlicher thatkräftiger Religiosität gegenüber dem traditionellen Confessionalismus, das waren die Ideale, von denen die Seminarübung und Convictführung Dula's getragen waren und welche vor den Zöglingen in einem Manne personificirt erschienen, der mit ebenso gemüthstiefer als freier Religiosität eine humane Durchbildung des Geistes und ein durch rastloses Weiterarbeiten gemehrtes allseitiges Wissen verband, die weit über das Mittelmaß der damaligen Schulmänner hervorragten, einem Manne, der nach seiner innersten Natur jeder Pedanterie und Kleinlichkeit abhold, heiteren Sinnes und schlagfertigen Witzes, des Mißtrauens unfähig, in imponirender äußerer Haltung und innerer Vornehmheit vor ihnen stand und für sie nicht sowol als Herr und Meister denn als Vater für seine Söhne fühlte. Zwei Eigenthümlichkeiten der von ihm ausgehenden Seminarbildung mögen hervorgehoben werden. Geflissentlich führte er seine Zöglinge, die meist aus den dürftigsten Volkskreisen stammten, nicht bloß in die Grundsätze der Sittlichkeit ein, sondern auch in die Regeln des äußeren Anstandes, deren Befolgung die Freiheit, sich in den Kreisen der Gebildeten ohne Verstoß und darum unbefangen zu bewegen, erst ermöglicht; und unter den damaligen Seminardirectoren war es derjenige von Rathhausen, der die Initiative zu gegenseitigen Besuchen der Lehrer- und Schülerschaft der schweizerischen Lehrerbildungsanstalten ergriff, um die kantonale Isolirung und confessionelle Geschiedenheit zu überwinden, den Sinn für Freundschaft und Wetteifer zu beleben und dem nationalen Gedanken in den jugendlichen Lehrern der Zukunft Eingang und Einfluß zu verschaffen.

Indessen war die Leitung des Seminars nur ein Theil dessen, wodurch sich D. um die Hebung des Lehrerstandes verdient machte. In seinem Erziehungsgesetz hatte er zur Vertretung der Interessen der Schule und zur Belebung des Solidaritätsgefühls der Lehrer eine kantonale Lehrerconferenz berufen, deren erste Versammlung er 1849 eröffnete und deren Vertrauen ihm auch in der Folgezeit zu wiederholten Malen Präsidium und Generalberichterstattung übertrug. Seine Präsidialreden legten den Lehrern die Grundzüge seiner Auffassung des Erzieherberufs und der Erziehungsaufgaben in klar durchdachter Ausführung und lichtvoller Form dar und dürften zu dem gehaltvollsten zählen, was über pädagogische Grundfragen gesprochen und veröffentlicht worden ist. Im Anschluß an die Conferenzen begründete er 1850 die „Konferenzblätter, Zeitschrift für die Volksschullehrer des Kantons Luzern", die er acht Jahre lang fortführte und an die sich dann das jetzt noch erscheinende „Jahrbuch der Luzernischen Kantonallehrerkonferenz" anschloß, das er ebenfalls noch einige Jahre redigirte. Die „Konferenzblätter" sind das weitaus umfassendste Denkmal von Dula's litterarischer Thätigkeit; die Erläuterungen, die er in denselben zu den gesetzlichen Vorschriften über die Disciplin, vor allem aber zu den neueingeführten Lehrmitteln für die Volksschule gab, um die Lehrer derselben zu richtigem Gebrauch zu befähigen und anzuhalten, erfüllten ihren Zweck in vorzüglicher Weise; selbst die Gegner erstaunten über das geistige Leben und die Regsamkeit, die er in kurzer Zeit in der Lehrer-

schaft entzündet hatte. Sein Ansehen als Schulmann und Patriot galt durch die ganze Schweiz. Als Präsident leitete er 1855 in Luzern die Verhandlungen der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, 1858 diejenigen der dritten Versammlung des Schweizerischen Lehrervereins, den er selbst hatte gründen helfen. Das von ihm geschaffene und beseelte luzernische Schulwesen ward als eine hervorragende Erscheinung auch in der zeitgenössischen pädagogischen Litteratur Deutschlands anerkannt und die Universität Jena verlieh ihm beim Jubiläum ihres fünfhundertjährigen Bestandes 1858 den Doctortitel honoris causa. Wol mochte er hoffen, daß es mit der Zeit gelingen werde, auch die bis jetzt noch theilweise oder ganz unerfüllt gebliebenen Postulate seines schulpolitischen Programms, eine die Lehrer vor Nahrungssorgen ausreichend schützende und ihnen zugleich eine geachtete sociale Stellung sichernde Besoldung und die Einrichtung einer fachmännischen Schulinspection, die er schon 1848 aufs eifrigste, aber vergeblich befürwortet hatte, zu verwirklichen.

Aber bald nach Beginn der sechziger Jahre verdüsterte sich der politische Horizont seines Heimathlandes; die durch den Ausgang des Sonderbundkrieges niedergeworfene conservativ-clericale Partei gewann aufs neue im Volke bestimmenden Einfluß. Den Wendepunkt bildete die Volksabstimmung, die im November 1865 das neue Steuergesetz zu Fall brachte. D. sah nicht nur jeden weiteren Fortschritt in unabsehbare Ferne gerückt, sondern die Zukunft des Seminars und seine eigene Lebensexistenz ernstlich in Frage gestellt, mehr noch durch das ängstliche Verhalten der ins Wanken gerathenen liberalen Regierung als durch directe Angriffe der Gegner; so entschloß er sich, der vorher mehrfach ehrenvolle Berufungen in andere Kantone abgelehnt hatte, dem 1867 an ihn ergangenen Ruf der aargauischen Regierung als Director des Seminars Wettingen zu folgen und nahm tiefbewegten Herzens von der am 15. October d. J. in der Kantonalconferenz ungewöhnlich zahlreich versammelten luzernischen Lehrerschaft Abschied.

Genau so lange wie in Rathhausen, etwas zu 18 Jahren, hat nun D. in Wettingen seines Amtes als Seminardirector gewaltet (1867—1886). Aber bald trat doch zu Tage, wie schwer es ist, in den Jahren, wo die physische Kraft nachzulassen beginnt, das Lebenswerk der Jugend mit Erfolg aufs neue zu beginnen und, als vollausgewachsener Baum in fremdes Erdreich versetzt, die frühere Triebkraft zu bewähren. Der äußern Schwierigkeiten, die die neue Stelle in reicher Fülle darbot, wäre eine elastische, rücksichtslos durchgreifende Persönlichkeit ohne Zweifel Herr geworden; jenes war D. nicht mehr und dieses ist er nie gewesen. Seine Individualität wies ihn mehr nach innen als nach außen; die ruhige philosophische Gelassenheit, die er sich durch stets eifrig fortgesetzte Vertiefung in die Werke der größten Geister aller Zeit erwarb, wappnete ihn den Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen in seiner Umgebung gegenüber mit einer Kraft der Geduld, die dem im Alter wohlbeleibt gewordenen Manne leicht als Indolenz und Schwäche gedeutet werden konnte. Selbst auf erzieherischem Gebiete blieb ihm, so manche auch seiner Wettinger Zöglinge das Seminar mit dem Eindruck verließen, daß sie seiner geistigen Anregung und erzieherischen Führung Großes verdankten und ihm daher nach ihrem Austritte noch mit Liebe und Hochachtung, einige mit begeisterter Verehrung vergalten, doch ein allgemein durchschlagender Erfolg, wie er ihn auf heimischem Boden erzielt, in Wettingen versagt. So fiel denn, als Anfangs der achtziger Jahre durch die Motion Heuberger im Großen Rath und in der Presse ein mit größter politischer wie persönlicher Leidenschaft entfachter Ansturm gegen das Seminar sich erhob, der durch nahezu zwei Jahre die Gemüther allgemein erregte (1880—82), die Hauptwucht des An-

griffs naturgemäß auf D., dessen greises Haupt für alles verantwortlich gemacht wurde, was seit Jahren im und am Seminar gesündigt worden. Aufs tiefste in seiner Ehre gekränkt, ließ er alles schweigend über sich ergehen; auf die Vorstellungen der Freunde, gegen die unerhörten Verunglimpfungen sich doch zu wehren, hatte er nur die Antwort: „Sie kennen mich nicht; was würde es nützen, sie belehren zu wollen!" Erst nachdem der Kampf im Großen Rath zum Austrag gekommen, wies er in einer maß- und würdevoll gehaltenen Zuschrift an die Regierung, Punkt für Punkt die ihm gemachten Vorwürfe durchgehend, die Unbegründetheit derselben überzeugend nach; waren doch gerade die Eigenschaften, die ihn als Mensch und Erzieher hochstellten, hauptsächlich Gegenstand der Anklagen gegen seine Seminarleitung gewesen. Er kämpfte nicht um den Sieg, nur um die Vertheidigung seiner Ehre; mochten wenigstens nachträglich Mit- und Nachwelt auf Grund des in seiner Rechtfertigungsschrift dargebotenen Materials sich selbst ein richtiges Urtheil bilden!

Als 1885 der Aargau nach einer Periode der Stagnation, die den zersetzenden Elementen freien Spielraum gegeben und in der Leidenschaftlichkeit jenes Seminarsturmes gezeigt, daß es so nicht weiter gehen könne, durch Annahme einer neuen Verfassung sich die Bahn zu ruhiger Weiterentwicklung aufs neue öffnete, lag ohne weiteres klar, daß auch im Seminar eine völlige Neuordnung ohne Rücksicht auf die bisherigen Persönlichkeiten Platz greifen müsse; so reichte denn im Juni 1886 der 72jähr. D. sein Gesuch um Entlassung aus der Seminarleitung ein. Noch hat er fünf Jahre lang mit Aufbietung seiner Kräfte von Baden aus, wo er nach Räumung der Amtswohnung seinen Wohnsitz aufschlug, als Seminarlehrer der Anstalt gedient, bis ihm eine Pension den völligen Rücktritt ermöglichte. Nur wenige Monate nachher starb er mitten im Gespräch mit seiner Gattin, die 48 Jahre lang Freud und Leid mit ihm getragen, ruhig und schmerzlos an einem Schlagfluß, in der Abenddämmerung des 30. Januar 1892.

In ungewöhnlicher Weise ist Dula's Stern in den letzten Decennien seines Lebens von trüben Wolken verdunkelt worden, und wenn Einer schien D. zu den Männern zu gehören, die sich und ihren Ruhm überlebt haben. Und doch: wie Wenige ist D. innerlich jung und frisch geblieben. Gerade dadurch bewährte sich sein innerer Werth und die Reinheit und Tiefe seines Gemüths, daß selbst die schlimmste Mißstimmung ihn nicht zu erbittern vermochte; liebenswürdiger Humor und Worte urwüchsiger Weisheit standen ihm noch bis in sein letztes Lebensjahr ebenso zu Gebot wie in den Zeiten, „da er noch nicht Seminarlehrer sondern nur Seminardirector titulirt wurde. Darum die merkwürdige Erscheinung, daß die Anhänglichkeit und Verehrung, die er im Kreise seiner Freunde und ehemaligen Schüler genoß, nie heller aufleuchtete als in den Epochen, in denen sein Lebenswerk und seine persönliche Ehre am schwersten bedroht erschienen; so 1875 im Kanton Luzern, als beim endgültigen Sieg der Conservativen die kantonale Lehrerschaft zu Emmenbaum sich zu dankbarer Erinnerung an die Vergangenheit und zur Ermuthigung für die Zukunft um ihn schaarte; so 1881 mitten im Sturm, den die Motion Heuberger über D. heraufbeschworen; und als D. von der Seminardirection sich zurückgezogen, gestaltete sich die Feier seiner 50jährigen Lehrthätigkeit in Baden, wo außer den Schaaren der Luzerner und Aargauer im Januar 1897 zahlreiche Verehrer auch aus andern Kantonen sich einfanden, zu einer wahrhaft großartigen und überwältigenden Feier durch die herzliche Beweise der Hochachtung und Verehrung, die von allen Seiten D. in einer Fülle dargebracht wurden, wie noch selten einem Lehrer. Wahrlich D. hat in vollem Maße an

sich selbst erfahren, was er einst in der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft 1885 gesprochen und dann vorahnend unter sein Bild geschrieben: Rasch eilt dahin das flüchtige, wechselvolle Leben; was gibt ihm Werth noch über das Grab hinaus, wenn nicht die Liebe, die wir Andern erweisen und die Liebe, die wir von ihnen empfangen haben?"

Fritz Marti, Lebensbild des Seminardirektors Franz Dula; mit Vorwort von C. Küttel. Zürich 1898. Das Buch enthält auch ein vollzähl. Verzeichniß d. Druckschriften u. Manuscript gebliebenen Arbeiten aus Dula's Feder. — J. Keller, Das Aargauische Lehrerseminar. Denkschrift. Baden 1897. Hunziker.

Dulk: Albert Friedrich Benno D., Dramatiker und religionsphilosophischer Publicist, ein genialer Sonderling und Romantiker in Leben, Denken und Schreiben, wurde am 17. Juni 1819 zu Königsberg in Ostpr. als Sohn des Professors der Chemie an der Universität und Apothekers Frdr. Phil. D. (1788—1851) geboren. Nach dem Tode der Mutter — aus der Familie Hartung, langjährigen Besitzerin der großen liberalen „Königsberger H.'schen Zeitung" —, schon in Dulk's 3. Jahre, wuchs er unter der Obhut des wohlhabenden Vaters und einer trefflichen Stiefmutter auf. Der Vater ließ den körperlich wie geistig kräftig veranlagten Sohn sich austoben und früh an Selbständigkeit, an Freiheit in Urtheil und Handeln gewöhnen. Schwimmen, reiten, wandern durfte er so viel und wann er wollte. Schon während des, infolgedessen unregelmäßigen Gymnasialbesuchs functionirte er seit 1835 als Lehrling in der Officin des Vaters, um einmal diese zu übernehmen, und wurde 1839 Provisor und „Gehilfe". Orthodox-religiös und patriotisch, dies nach dem Ideale Theodor Körner's, war damals sein Denken gerichtet. Seit 1837, der Absolvirung des Gymnasiums, studirte er neben der pharmaceutischen Thätigkeit auf der heimatlichen Universität Medicin und Naturwissenschaften, sah sich dabei aber auch in Philosophie, Aesthetik, Philologie, fremder classischer und älterer deutscher Litteratur um, entwarf dramatische Pläne und verfing sich heimlich in der Ueberzeugung seines Dichterthums. In der Studentenschaft spielte der schöne, lebensfreudige und schneidige Burschenschafter eine bewußte repräsentative Rolle. Während dieser Studienjahre wurde Dulk's Vaterstadt, besonders deren Hochschule, mehr und mehr Mittelpunkt einer energischen liberalen Opposition sowie modern litterarischer Bestrebungen, und beide wirkten auf die empfängliche Seele des in der Oeffentlichkeit auffallenden Jünglings stark ein. 1839, nach dem Provisor-Examen, verlobte er sich mit der erst 16jährigen Base Johanna D., einem anmuthigen, gemüthstiefen, richtig urtheilenden Mädchen. 1841 trat er in die Lazareth-Apotheke zu Breslau behufs einjährig-freiwilligen Militärdienstes ein, 1842 in die Apotheke zu Kupferberg i. Schl. Seit Anfang 1843 genügte D. zurückgezogen in der stillen ostpreußischen Kreisstadt Gumbinnen dem heißen Drange nach poetischem Schaffen, dessen Frucht „Orla" ward, sein allseitig vordeutender poetischer Erstling. Bei dessen Erscheinen begab sich D., um sich in den Naturwissenschaften, besonders der Chemie, zu vervollkommnen, Ostern 1844 nach Berlin, schon im Sommer aber nach Leipzig, wo er nun, ungeachtet aller äußeren und inneren Zwischenfälle, in Professor Otto Linné Erdmann's chemischem Laboratorium $1^3/_4$ Jahre unverdrossen gearbeitet hat.

In Leipzig fielen bald die Würfel über Dulk's Zukunft, sowohl hinsichtlich des Berufs, wie der geistigen und seelischen Entwicklung. Der vorurtheilslose Vater, vom befreundeten Demokraten Johann Jacoby mit dem anonymen „Orla" bekannt gemacht, schrieb dem Sohn: „Ich habe die Forderung an dich gestellt, etwas Tüchtiges zu leisten, sei es in welchem Felde des mensch-

lichen Wissens es wolle . . . . Du hast jetzt eine tüchtige Leistung geschaffen, und nur das war es, was ich von dir forderte"; im Tagebuche des beglückten Freigegebenen heißt es: „Je mehr ich den Brief lese, desto seliger bin ich in ihm." Freilich hemmten ihn die öffentlichen und Herzensstürme, die ihn demnächst schüttelten, sofort nachdrücklich in die poetische Laufbahn einzutreten. Im Februar 1845 führte ihn ein befreundeter junger Musiker ins Haus eines gesellschaftlich hochangesehenen Leipziger Finanzmanns ein, dessen 23jährige Tochter Jni, schön, geist-, temperament- und charaktervoll, rasch mit D. eine verhängnißschwere Neigung austauschte. Im Mai suchte D. in ihrem westfälischen Verstecke die Tochter Bertha des am 24. December 1844 wegen Attentats auf Friedrich Wilhelm IV. von Preußen enthaupteten Bürgermeisters H. L. Tschech von Storkow auf, um diesen zum Helden eines revolutionären Dramas zu machen. In Leipzigs Vorort Lindenau hielt er sich danach bei dem ihm nahestehenden, damals atheistisch anrüchigen engern Landsmanne Wilhelm Jordan auf, wohl weil Jni's Eltern dort ein Landhaus besaßen. Von letzterer bewohnerleerer Villa machte D. im September und October Gebrauch, als ihn infolge der Grabrede, die er mit Robert Blum und Jordan als Erwählte der Studenten den beim antiklerikalen Leipziger Putsch vom 12. August 1845 Gefallenen hielt, die sächsische Regierung auswies. Ende October bis ins Frühjahr schlich sich der verstellungshalber Kurzgeschorene vom nahen Neuschönefeld von Früh- bis Abenddämmerung ins Erdmann'sche Laboratorium. Ende April 1846 wurde er bei der Ankunft in Halle, wo er promoviren wollte, auf Grund ältern Haftbefehls wegen jener Tschech-Fahrt, in Untersuchung gezogen, aber — alle seine Papiere brachte Jni sofort in Sicherheit — nach vier Wochen unverrichteter Sache entlassen. Bis in den Juli wieder in Neuschönefeld, brachte D. die Freundin zu seiner Braut Hannchen, die schon mit einander warm correspondirten, nach Bad Kranz bei Königsberg, und kehrte im September mit dem Breslauer Doctordiplom heim. Die Zweifel über das äußere Herzensschicksal der drei endigte am 26. October Dulk's Hochzeit mit der Base, die ausdrücklich Jni's — diese flocht ihr den Myrthenkranz — vorläufiges Verbleiben beim jungen Paare ausbedang. Im Winter 1846 47 scheiterten, trotz des Vaters und des ganzen Senats energischer Fürsprache, Dulk's Versuche, sich in Königsberg als Privatdocent zu habilitiren, an des Ministers Eichhorn Verlangen, D. müsse zuvor „überzeugende Beweise von Gesinnungsänderung" ablegen. In seinem Dichterheim am Friedländer Thor, wo Dulk's Drama „Lea" damals entstand, gaben sich Dienstag Abends J. Jacoby, Rud. Gottschall, L. Walesrode, August Wolf, der Philosoph Otto Seemann u. a. für Pflege der Poesie und Musik ein anregendes Stelldichein. Im April 1847 verließ Jni, blutenden Herzens entsagend, das treue Freundespaar, meldete aus Leipzig die Annahme einer Erzieherinstelle in Oesterreich, hielt jedoch das bedeutsame Verhältniß zu Hannchen, welche sie darauf besuchte, und zu D. außerhalb der Oeffentlichkeit aufrecht: bis 1876 begleitet ihre interessante Figur das Leben des geliebten Mannes.

Aber wie eine Ablösung trat sofort in Dulk's Sphäre eine andere weibliche Erscheinung, die fester in sein Dasein eingreifen, ja, auf dieses bis an sein Lebensende mitbestimmenden Einfluß ausüben sollte. Während der Abwesenheit von Dulk's Gattin bei der Leipziger Busenfreundin, entzündete sich in ihm und einer Blondine, Else Bußler, Tochter eines höheren Berliner Hofbeamten, die zu Besuch bei ihrer Schwester Frau Kleist auf Kalthof bei Königsberg weilte, eine vollbewußte tiefe Leidenschaft mit geniezeitlichen Allüren, unauslöschlich und ungezügelt. Gerade in Königsberg hatte sich, theilweise unter Dulk's Augen ein schamlos ausgeartetes Treiben abgespielt, das im

Anschlusse an die theosophische Lehre Joh. Hnr. Schönherr's (1771—1826) seit etwa 1823 den Geschlechtstrieb mystisch-schwärmerisch in gottesdienstliche Verwendung zog und 1839 in staubaufwirbelndem Criminalverfahren zur Amtsentsetzung der beiden betheiligten Geistlichen Ebel und Dieftel führte. Unabhängig von solch unreiner Pseudo-Sectiererei bekämpften in den Vierzigern in derselben „Stadt der reinen Vernunft" J. Jacoby, K. Rosenkranz, Walesrode, Fanny Lewald, mit verschiedenen Gesichts- und Angriffspunkten die geltende gesellschaftliche Moral, und D. wurzelte somit leicht in vorgepflügtem Boden ein, als ihn der Drang des Bluts und seltsame Gelegenheit nach dem halb-romantischen Doppel-Liebesbund der Jahre 1845—47 veranlaßten, die sogen. „freie Liebe" in die Praxis umzusetzen. Es ist nöthig, seine eigene, keineswegs principiell zuchtlose bezügliche Anschauung klar formulirt anzuführen wie in einem Briefe des Jahres 1848: „Mir ist die Erschöpfung der Liebe, leibliche wie geistige, heilig — heilig die Befriedigung aller Kräfte und Fähigkeiten im Innern, alles Genusses, sobald er nicht flüchtiger, leichtsinniger Reiz ist. Wenn aber die eine Beziehung unter der andern leidet (die geistige unter der sinnlichen oder umgekehrt), schreibe ich es nicht innerlichen Conflicten zu, sondern nur der äußeren, so unvollkommenen Einrichtung der Gesellschaft und sehe darin eine würdige Aufgabe, neue Formen zu finden, die der idealistischen Berechtigung besser entsprechen als die jetzige faule Moral und Sitte . . . . Unter dem Eindrucke einer großen, heiligen Ueberzeugung, werde ich mir hierzu (zu einer Abweichung von der bestehenden Regel) immer das Recht einräumen." Diese Darlegung kann als Motto für Dulk's ganzes Verfahren gelten, wie er künftig sein Leben geführt hat, und zwar nicht etwa nur im Gebiete seiner Herzensbeziehungen. Die genannte Else verharrte nach Hannchen's Heimkehr, November 1847, in ihrem Verhältnisse zu D. ungestört, nahm am lebhaften Verkehr in dessen Kreise theil und blieb bis Januar 1852 im Hause ihrer Schwester. Vorläufig aber fuhr die Revolution zwischen Dulk's Privat-angelegenheiten. Am 23. Februar 1848 wurde Dulk's 1846/47 entstandenes Drama „Lea" auf dem Königsberger Stadttheater zuerst aufgeführt, und der Verfasser rief als Antwort auf den brausenden Beifall am Schlusse statt eines Danks die eben eingetroffene Kunde der vortägigen Vorgänge an der Seine von der Rampe hinunter: „Die Sturmglocken der Freiheit läuten! In Paris ist die Revolution ausgebrochen; wir stehen vor einem welterschütternden Ereigniß." Am 6. März verursachte ein Antrag Dulk's eine Commission, die eine reformfordernde Adresse an den König aufsetzte, am 13. zündete seine Ansprache unter den Straßenreden am stärksten, und er ward Corporal der neuen Bürgerwehr. Die Erfolge der militärischen Reaction des Jahres 48 in Preußen ließen D. versuchen, diesen durch eine Arbeiter-Association, eine Sonntagsschule, an der er selbst unterrichtete, und ein socialistisch angehauchtes Sonntagsblatt „Der Handwerker" (nur 5 Nummern), entgegenzuwirken. Resignirt schrieb er am 12. December: „Ich . . . möchte vor den verwünschten, ewig neuen Erbärmlichkeiten Reißaus nehmen, wenigstens in einen anderen Welttheil hinein. Auch habe ich so vieles angefaßt und nichts vollendet . . . Ich habe den Ehrgeiz der Unsterblichkeit und gehe in Kleinigkeiten unter . . . Ich frage den Weltgeist: ‚wozu, warum das alles?' Um mich, wie bisher noch immer im Leben, zu überzeugen, daß alle begonnenen Bahnen mich nicht zum Rechten führen." Der Angriff seiner satirischen Komödie „Die Wände" auf die „Preußenvereine" 1848 und der entscheidende, dazumal auffällige Austritt aus der evangelischen Landeskirche, Anfang 1849, ließen es ihm vollends gerathen erscheinen, vor dem Hasse der scharf einsetzenden Reaction zu entweichen und in unbehelligter Ferne von den ihn beengenden Zuständen über die Zweifel

und Räthsel ins Klare zu kommen. Im Juni 1849 nahm D. von Hannchen und Else bewegten Abschied; er reiste nach Wien, von da über den Semmering, die Alpen u. s. w. meist zu Fuß bis nach Neapel, nach 5 Tagen stürmischer See traf er in Alexandrien den geist- und witzreichen Bogumil Goltz. Unter den niedrigsten Volksschichten lernte er Arabisch, legte die Landestracht an und fuhr Ende December von Kairo auf einer gemietheten primitiven Barke wie die Fellah bis zur Insel Philä und den ersten Katarakten Assuans nilaufwärts, sein eigener Koch, mit dem Bootsmann und einer Herde Ratten allein. Aus Geldmangel nach Kairo zurückschiffend, fand er dort Ende März 1850 Mittel vom generösen Vater vor, besuchte die Herrschergräber und durchreiste danach mit drei, für 400 Piaster erkauften Kameelen und dem Beduinen Imbarok die Grenzwüsten Aegytens und Arabiens, worauf er ein Vierteljahr in einer Granithöhle nahe dem Sinai, der „Schlangengrotte", völlig weltverloren dem Naturzauber, seinen Träumereien und Grübeleien nachhing. Die ersehnte Erkenntniß, der Entschluß zu thätigem, vorbildlichen Prophetenthum, Idee und Einzelheiten zu dem großzügigen Poem „Jesus der Christ" reiften ihm dort in der gewollten Einsamkeit. Nur der Ausbruch der Pest in Arabien und die durch das Liegenbleiben häuslicher Briefe in Kairo erzeugte Ungewißheit über Daheim vermochten ihn, Ende Juli über Smyrna nach Europa zurückzukehren.

In Königsberg faßte er gar nicht wieder Boden, sondern ließ sich noch 1850 mit seinem Hannchen auf dem Cubly, 1000 Fuß über dem Nordufer des Genfersees, oberhalb Clarens und Montreux, $1^1/_2$ Stunden von Vevey in einem einsamen Holzhäuschen der Gemeinde Chaulin nieder, das er kaufte, ausbaute und roth anstrich — noch heute heißt die Dulkhütte in der Gegend maison rouge. Mit dem Tode des ausgezeichneten Vaters, an dessen Sterbebett er im nächsten Jahre eilte, verlor D. seinen allbereiten Rathgeber, Helfer, seine stete pecuniäre Stütze und eigentlich das Letzte, was ihn mit Königsberg verband. Else, wegen ihres ununterbrochenen Verhältnisses zu den Dulks mit den Ihrigen zerfallen, ging 1852 nach Paris, dann längere Zeit nach Berlin, zwischendurch mehrmals bei Dulks weilend, bis sie im Juni 1857 für immer in deren Hauswesen eintrat, und zwar nicht etwa als Gast oder einfache Hausgenossin, sondern als wirkliche Ehegefährtin des seit über 10 Jahren vermählten Paares — ein Factum, das D. sofort unter Zustimmung Frau Hannchens durch einen, seiner Gewohnheit gemäß, feierlich gleichsam priesterlichen Act und eine, wie er es liebte, überanstrengende Höhenwanderung durch die Schweiz besiegelte. Trotz innigster Familiengemeinschaft hat er sich in jener Weltabgeschiedenheit — Januar 1852 besuchte er mit der Gattin Rom — 8 Jahre lang ernsten und eindringlichen philosophischen, historischen, religionsgeschichtlichen Studien gewidmet, dabei mancherlei Dichterisches, vor allem das Jahre lang ausgetragene Werk „Jesus der Christ", fertiggestellt. Wenn er auch die innerhalb der europäischen und christlichen Gesellschaftsordnung mehr als merkwürdige Bigamie — diesen Charakter seines weiteren Ehelebens hat er keinen Augenblick abgeleugnet — mit vollster Verantwortlichkeit als Consequenz eines theoretischen Ueberzeugungsfanatismus durch ethische Gründe als berechtigt hinzustellen bemüht war, so drängte doch gewiß eben diese ungewöhnliche Situation, wohl auch Else persönlich, zur Wahl eines Wohnsitzes, der äußeren Wiederanschluß an Cultur und Oeffentlichkeit ermöglichte. Im Herbst 1858 übersiedelte D. mit den Seinen nach Stuttgart, wo er, insbesondere durch die Künstler- und Poetengesellschaft „Bergwerk", mit den hervorragendsten Litteraten und anderen ästhetisch strebsamen Geistern der journalistisch betriebsamen schwäbischen Hauptstadt in anregendste Verbindung

kam: Fr. Vischer, Moritz Hartmann, L. Pfau, J. G. Fischer, W. Raabe, Hackländer, F. Wehl, Walesrode, später Freiligrath u. A. Jedoch auch sein eigenes Heim, das durch Dulk's persönlich hochachtbares, gleichsam patriarchalisches Verhalten gegenüber aller amtlichen und privaten Controlle die Doppelehe siegreich vertheidigte, ward wieder eine Stätte der Gastfreundschaft, ungezwungenen Bildungsaustausches, stets bereiter praktischer Humanität. Wie früher seine Schaffensstunden am freudigsten in der Einsamkeit der Natur erledigend, hielt er sich im Sommer am liebsten in einer Blockhütte zwischen Rohracker und Untertürkheim auf, und sogar als er seit Ende 1871 von der sich immer großstädtischer herauswachsenden Residenz in die dörfliche Ungeschorenheit des nahen Untertürkheim am Neckar hinauszog, griff er zu der Einsiedelei zu, die ihm Graf Reischach in einer geräumigen Holzhütte des Leonberger Waldes zur Verfügung stellte, nach deren Abbruch 1878 er sich ein neues Asyl seines Sommerfleißes in einem verlassenen Waldhüterhäuschen des Eßlinger Bergwaldes ermiethete. Vor diesem hat die württembergische Arbeiterschaft im September 1885 eine eherne Büste Dulk's von der Meisterhand Donndorf's enthüllt.

Albert D. war nämlich im Verfolge seiner radicalen Ideenentfaltung allmählich durch seine Negation der landläufigen Religionsformen und seine Construction einer rein intuitiven Ethik auch in staatlichen Dingen immer weiter nach links abgerückt und hatte, nachdem er, 1865 ostentativ aus dem preußischen in den württembergischen Staatsverband übergetreten, noch 1866 und 1868, publicistisch im Stuttgarter „Beobachter" bis 1870, den Standpunkt der großdeutschen süddeutschen Volkspartei kräftig verfochten, infolge der Geschehnisse von 1870/71 seine Opposition wider den neuen Gang der deutschen Dinge arg verschärft; die nach dem Kriege erschienene Schrift „Patriotismus und Frömmigkeit" bezeichnet Dulk's Umkehr von der reformbegeisterten Ideologie zum antireactionären Kampfe des Tages, zugleich von philosophisch-religiöser Speculation zum Atheismus der Praxis und der Emancipation des Proletariats nach wirthschaftlichen Factoren. Wie 1849 machte er vor der Entscheidung noch gleichsam eine Läuterungsfahrt, diesmal nach dem hohen Norden: mit dem Heidelberger Naturhistoriker George Hartung, seinem Vetter, theilweise auch mit Else, unternahm er in der schönen Jahreszeit 1872 eine größere Reise, die er 1874 überaus farbig beschrieb in dem Aufsatze „Spaziergänge in Lappland" in Westermann's „Illustrirt. Dtsch. Monatsheften", als Buch die Eindrücke wiederspiegelnd als „Fahrten durch Norwegen und die Lappmarken von George Hartung und Albert Dulk" 1877. Anfang 1873 erklärte er den officiellen Anschluß an die Socialdemokratie, innerhalb deren er dann das Jahrzehnt seiner rastlosen Wirksamkeit eine selbständige, vielfach angefeindete Stellung einnahm, indem er, sehr gegen den Willen der eigentlichen Parteihäupter die angestrebte ethisch-religiöse Erneuerung nicht nur nicht in den Hintergrund schob, sondern mit der Gesammtheit der vorschwebenden Reformen innigst verschmolz. So hat denn D. zwar wiederholt als socialdemokratischer Bewerber für Stuttgart candidirt, für den Reichstag 1878 und 1881 mit jedesmal über 4000 Stimmen, zum Landtage 1876 mit 2958, in der Stichwahl mit 4716 Stimmen, und 1882 unter dem Socialistengesetze mit 2631 Stimmen, stets unterliegend und 1878, wegen Preßvergehens durch ein Flugblatt, ein Jahr in Heilbronn im Gefängnisse gebüßt. Aber viel näher ging ihm doch der Meinungsstreit, der ihn sofort danach wegen Gotteslästerung für zwei Monate, bis Weihnachten 1879, hinter Schloß und Riegel führte, und seine politischen Fest- und Totenreden von 1875 an, sowie die Zeitungs-Aufsätze „Die Gewaltmenschen" („Demokratische Zeitung"), „Die reactionäre

Masse" („Neuer Socialdemokrat"), „Die Strömung der Gesellschaft wider den Socialismus" und „Die Omnipotenz des Staats" (beide in „Neue Gesellschaft"), haben im Gesammtauftreten Dulk's längst nicht das Gewicht wie sein damaliges Wirken auf der Rednertribüne — besonders durch die Serie der im großen Festsaale der Stuttgarter Liederhalle gehaltenen Vorträge, die er nach scharfer Polemik von positiver Seite in der Schrift „Was ist von der christlichen Kirche zu halten?" zusammenfaßte — und die Hand in Hand damit gehende Arbeit des Schreibtisches im Dienste der ihn nothwendig dünkenden Aufklärung der Massen über die höchsten Probleme und Ziele. Da er hierbei nicht nur niederriß wie seine älteren Anreger vom Schlage Bruno Bauer's und die meisten Gesinnungsgenossen des reifen Mannes D., sondern auch Greifbares, die Ergebnisse langjährigen Forschens und Prüfens, als neuen Glauben, als vernunft- und zeitgemäßere Moral dafür einsetzen wollte an Stelle des ihm überlebt erscheinenden Dogmas und Kirchenthums, so war es folgerichtig, als er 1881 mit dem berühmten Verfasser des „Kraft und Stoff"-Buchs, Ludwig Büchner in Darmstadt, und anderen Vertretern des Freigeisterthums einen „Allgemeinen Deutschen Freidenkerbund" begründete und im April 1882 in Stuttgart die erste deutsche „Freireligiöse Gemeinde" begründete. Er bekleidete in dieser das maßgebliche Amt des Sprechers, wie er andererseits in der rasch wachsenden Gemeinde das Organ erblickte, seine Anschauungen zu erproben und zu verbreiten. Nach einer überaus stark besuchten Versammlung des Frauenvereins der Stuttgarter Freidenkergemeinde wurde D. am Abend des 29. (30?) October 1884 auf dem Perron des Stuttgarter Hauptbahnhofs vom Herzschlage getroffen. Am Sonntag den 2. November gaben an 10000 Männer aus ganz Südwestdeutschland der Leiche, die zur Verbrennung nach Gotha überführt wurde, das Geleit zum Bahnhofe, wofür Polizei und Militär in außerordentlichem Aufgebot bereit standen. In Gotha ziert sein sinniger Spruch auf die Liebe in der verzehrenden Flamme die Aschenurne; das Brustbild in Metall (Nachbildung 1893 vor „Dramen" I.) verewigt am Waldessaum oberhalb Eßlingens vor der letzten hölzernen Sommerresidenz den unermüdlichen Denker.

Als ein solcher, ein Heger rastlosen Denkens und Spintisirens eigenen Antriebs, erscheint Albert D., wenn man sein merkwürdiges äußeres Dasein mit seiner geistigen Entwicklung auf eine Linie bringt. Er war in Anschauungs- und Handlungsweise „ein genialer Kraftmensch, der sich in herausfordernder Opposition gegen das Landesübliche behagte" (so R. Gottschall, der ihm in der Blüthe seiner Jahre und entscheidenden Entschlüssen nahestand), und so nehmen sein scharfer Protest gegen den deutsch-französischen Krieg, sein gewaltsamer Zusammenstoß mit dem Stuttgarter evangelischen Clerus, sein, des Hyperidealisten Landen bei der materialistisch durchsetzten Richtung der Socialdemokratie kaum wunder bei einem Manne, der im Sommer 1841 von Breslau nach Königsberg 70 Meilen in 7 Tagen zu Fuß durchwanderte, um seine Braut wiederzusehen, und, ein zweiter Lord Byron, im Sommer 1865 in $6^1/_2$ Stunden den Bodensee von Romanshorn nach Friedrichrichshafen durchschwamm, ohne das begleitende Boot nur einmal zu benutzen. Die ungemeine Rüstigkeit des allseitig abgehärteten Mannes, der noch in seinen letzten Jahren in Eislöchern des Neckars badete, brachen die Aufregungen der Agitation und das unabgesetzte geistige Schaffen von Jahrzehnten. Im übrigen hat er es ja insofern gut gehabt, daß ihn materielle Sorge infolge günstiger Situation vom hülfsbereiten Vater her nie geplagt und auch trotz aller Auflehnung wider Staats- und Gesellschaftsordnung nirgends die Disciplinargewalt ernstlich angepackt hat. Es ist ein mehrfach nachgesprochener Irrthum — den ganz neuerdings namentlich Bartels drastisch ausprägt — als sei er der Orient-Eremit und Sennhütten-

Bewohner infolge politischer Verfolgung geworden. Im Gegentheil: keinem der „Genies" oder Revolutionäre der Dreißiger und Vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts ward so sanft mitgespielt für ihre unleugbaren Ausschreitungen, man darf fast sagen Anrempelungen der gesetzlich verbrieften Normen des politischen, kirchlichen, gesellschaftlichen Lebens. Vielleicht haben ihn die Behörden und leitenden Factoren für ungefährlich angesehen, weil er zuerst recht ideologisch dahertritt, während er doch zwar ein Idealist ist, es aber blutig ernst meint. Denn wie sein Lebensgang, so verrathen seine Schriften, den dichterischen gleich die abhandelnden, eine eingeborne Wucht, Energie und mächtige Selbstständigkeit. In ihnen spiegelt sich die Excentricität seines Wesens von Anbeginn, vorzüglich den Dramen.

Schon das erste davon, „Orla. Dramatische Dichtung" (1844), überstürzt die dem jugendlichen Verfasser gegenwärtigen Gestalten und Situationen, ohne erstere scharf zu zeichnen, letztere aus oft überladenem Pathos in schönem, klarem Zusammenhange zu entfalten. Trotzdem durchglüht echtes poetisches Feuer diesen Ausbruch eines reflectirenden deutschgefühlten Don Juan, den der genußgierige und dabei sentimentale Held abgibt; etwas gewaltsam in die allerneueste Zeit gepreßt, entbehrt der Stoff in der posthum gedruckten Umarbeitung doch des wenig passenden Ausklangs der Originalfassung, der Theilnahme des Titelhelden am verunglückten Frankfurter Attentat vom 3. April 1833. Das Drama „Lea", kurz vor dem „tollen Jahr" als theilweise wörtliche Reproduction der bekannten historischen Novelle Wilh. Hauff's „Jud Süß" abgefaßt, 1848 und 1874 gedruckt, verdient mehr Beachtung, weil es der antibureaukratischen Recht-Begeisterung Dulk's, auch seiner demokratischen und antichristlichen Ueberzeugung ein Gefäß ward, denn als poetische, psychologisch und social — wozu sein Zuschnitt der bekannten württembergischen Staatsaction von Anno 1737 Ansätze bot — wenig tiefer als der Erzähler greifende Leistung. Kurios, daß gerade dies unselbständigste und poetisch rückständigste Drama allein von allen Dulk's auf die Bühne gelangte: außer in Königsberg bei den 1848er Fanfaren, 1870 in Mannheim, 1874 in Ulm und mehrfach auf deutschen Bühnen der Vereinigten Staaten Nordamerikas; so trug es zur Verbreitung des Inhalts der ihm Quelle gewesenen nicht recht dichterisch herausgearbeiteten Historiette Hauff's mehr bei als diese selbst, was Herausgebern und Monographen des schwäbischen Dichterjünglings — Schwab, Klaiber, Ad. Stern, Flaischlen, Mendheim, Hans Hofmann (1902) — völlig entging. Eine dramatische Merkwürdigkeit ist, mit seinem Freunde, dem Philosophen und Dramatiker („Der letzte König. Politisches Drama", 1842; s. H. Kurz, G. d. d. L. IV, 420a) Otto Seemann aus Hamburg, dem Vater des grotesken Plans, geschaffen, „Die Wände. Eine politische Komödie in 1 Akt" (1848): eine in Platen's Art unternommene aristophanische Persiflage des deutschen Michels („Hans Volk"), mehr herb und geistvoll als wirklich witzig, wobei die Wände den Chor bilden. Aber ein Decennium später erschien, mit eine Frucht seines Grübelns in morgenländischer Wüste, „Simson. Ein Bühnenstück in 5 Handlungen" (1859 gedruckt, doch 1857 abgeschlossen), weit dramatischer durchgeführt als der Erstling, wenn auch für theatralischen Eindruck noch zu breit. Inhalt und Charakteristik knüpft D. an die geringen Unterlagen an, die das Alte Testament, Buch der Richter, Cap. 13—17, für den Gegensatz zwischen Simson und Delila, ihm die Verkörperer von Juden- bezw. Heidenthum, gewährt. Die Seelenkämpfe des Weibes im Dilemma zwischen dem ihr allmählich imponirenden Simson und ihrem, sie dann täuschenden Volke vertieft der Dichter mit psychologischer Wahrheit; durch die feine Symbolik schimmern seine eigenen Herzenswirren durch. Ein Abhub langen, sorgsamen Suchens und Gestaltens

ist Dulk's dichterisches Hauptwerk „Jesus der Christ", von ihm als ein Stück für die Volksbühne gedacht und bezeichnet, also im Stile der sog. Passionsspiele, von deren Manier es freilich die umfängliche scenische Ausstattung fernhält. Es erwuchs aus Dulk's Ideengängen, als er sich in die Verlassenheit der Sinai-Landschaft vergrub, und fand im Alpenheime Ostern 1855 die Vollendung. Darauf recitirte er es 1855—64 wiederholt in Zürich, Heidelberg, Stuttgart, Frankfurt, Mannheim u. ö. unter großem Beifalle öffentlich, um wenigstens auf diesem Wege das Kind seiner deutelnden Renovation des grandiosen biblischen Legendendramas vor dem Schicksale rein litterarischer Zukunft und damit der Ungelesenheit zu retten. Im Jahre 1865 mit einem „Vorwort", das sich über den künstlerischen Zweck und die dabei verwirklichte Auffassung des aus seiner Zeit, seinem Culturgrade hervorsteigenden „Menschensohnes" verbreitete, durch den Druck dem allgemeinen Urtheil zugänglich gemacht, fand das großzügige, tiefdurchdachte „dramatische Lebensbild" nie eine einigermaßen geziemende Aufmerksamkeit oder gar Würdigung. Und doch verlangt eine solche, wie Dulk's bewundernder Biograph und Herausgeber E. Ziel ausruft: „dieses unvergleichliche Drama mit seinen fragmentarisch skizzirten Situationen und gigantisch wuchernden Bildern, mit seinen grell kolorirten Charakteren als Trägerin einer chaotisch gährenden Ideenwelt — ohne Frage ist es eine der gedankenvollsten Schöpfungen unserer gesammten Litteratur, und fast könnte man es eine metaphysische Tragödie nennen", wie es auch mit Recht von Ad. Stern als „charakteristische Probe der veränderten Auffassung" hingestellt wird, welche die neuern Dramatisirungen des Jesus-Themas gegenüber den religiös gestimmten Epen und den ältern naiv-gläubigen Dramen erfüllt. Drei interessante Besonderheiten sind noch hervorzuheben: der Widerstreit der theologisch umstürzlerischen Behandlung des Stoffs im Sinne der negirenden Kritik des Neuen Testaments eines D. F. Strauß und Br. Bauer mit der ästhetisch-reactionären Form nach Art der D. vorschwebenden mittelalterlichen Mysterienbühne; der Gegensatz in der ganz rationalistischen Erklärung der Wunder in Jesu Erdenwallen zum psychologischen Eindringen in die Vorgänge seines Innern; die Herausarbeitung des dämonisch feurigen Judas, zu dem als seine Geliebte die bestrickende Maria Magdalena reizvoll contrastirt, als patriotischer, wagemuthiger Widerpart des weichen Nazareners, der Mann der öffentlichen That neben dem Heros der Idee — beides wie in Paul Heyse's 1903 vielumstrittener „Maria von Magdala" (1899)! Die einzelnen Gemälde, aus denen sich die vielfach melodramatische oder beschreibende Darstellung zusammensetzt, schließt die Himmelfahrt, eine durch Wolken und Sonnenstrahlung gleich den andern Wundergeschichten auf natürliche Weise erläuterte Erscheinung; doch folgt äußerlich, im Stile der alten Epiloge, ein tragisch leidenschaftliches „Nachspiel", wo grausiger Gegensatz zwischen Jüngern und Juden einer-, diesen und den Heiden andererseits auf die Spitze gelangt.

Daß ein Dramatiker von solcher Kühnheit der Erfindung, so grandioser Wucht der Gestaltung, es unternahm, kraftgeniale Werke Heinr. v. Kleist's („Die Familie Schroffenstein"; in Stuttgart so aufgeführt) und Chr. D. Grabbe's („Herzog Theodor von Gothland" 1855), an den er in der Rhetorik, sowohl Gedanke als Ausdruck häufig anklingt, der Bühne durch Eingriffe zu erobern, was übrigens mißlang, leuchtet ein. Er hat auch 1861 in F. Wehl's Zeitschrift „Deutsche Schaubühne" eine dramaturgische Studie über Kleist's „Prinz Friedrich von Homburg" und im „Morgenblatt" einen Aufsatz „Der ethische Gehalt des Dramas ‚P. F. v. H.'" veröffentlicht. Jedoch verschmähte es D. auch nicht, sich an leichteren dramatischen Anlässen zu bethätigen. 1861 lieferte er auf Anregung des genannten Künstlercirkels „Bergwerk" unter dem Pseudonym Rübezahl ein kurzes, stimmungsvolles, aber wenig eigenartiges Festspiel

zur Einweihung des Stuttgarter „Königsbaus", „Das Bergwerk im Königsbau", 1862 das Libretto „Enzio von Hohenstaufen, große Oper in vier Acten", dessen schwunghafte Lyrik der bekannte Stuttgarter Hofcapellmeister J. J. Abert schön vertonte. 1865 wagte er sich mit dem Conversations- und Intrigenlustspiel kleineren Stils „Das Mädchenkleeblatt" auf ein ihm wenig zusagendes Feld, wobei er in Handlung und Dialog eine geschicktere Hand offenbarte als bei den unglaubhaften Motiven und der Aeußerlichkeit der Charaktere und mitunter stark possenmäßigen Vorgänge. Dieselben Mängel besitzt die gleichfalls die Posse streifende jüngere dramatische Kleinigkeit „Die Gemsjagd", die, nach einer Novelle aus einer der Serien gelungener schweizerischer Dorfidyllen seines Freundes und engsten Landsmanns Robert Schweichel, ein warmes, humorvolles Genrebild aus den Hochalpen gibt. Die lyrisch-dramatische Scenenfolge „König Helge" (1875) greift mit Schwung der Phantasie und Sprache in das romantische nordische Revier, dessen Landschaft der Dichter kurz zuvor durchstreift und dann congenial geschildert hatte. Mit zwei ferneren Dramen hat D., dem Zuge der Zeit entsprechend, in die ältere deutsche Geschichte zurückgegriffen. Einmal in dem zweitheiligen historischen Doppelschauspiel von zweimal „Drei Handlungen", „Konrad der Zweite" (1867): I. König Konrad II., II. Kaiser Konrad II.; der deutsch-patriotisch durchgeführte Inhalt, dessen erste Hälfte, auch was das Ueberragende des Helden anbelangt, eine Glorificirung echter Freundestreue, sich mit dem der „Herzog Ernst"-Dramen Uhland's, P. Heyse u. A. deckt, leidet an erdrückender Breite der geschichtlichen Einzelheiten, der Episoden, die dem Fortschritte des Leitmotivs — das ist Konrad's II. Aufstieg zum bedeutendsten Ausdehner der Reichsgrenzen — hemmend in die Quere kommen, und der, wie in „Jesus der Christ" prächtigen Naturschilderungen. Zweitens „Willa. Schauspiel in drei Handlungen" (1875), „864 unter Ludwig dem Deutschen" spielend, geschrieben zum Unterschiede von den früheren in iambische Fünffüßler gegossenen Dramen in frischer, markiger Prosa, mit scharf umrissenen Personen, rankt sich idyllisch und doch packend dramatisch, ja spannend durch die einfache, versöhnliche Wendung um den Grundgedanken: wahre Liebe triumphirt ausgleichend über Klassenabstand und Kastengeist. Der neue Abdruck in der posthumen Dramen-Ausgabe zeigt eine völlige Umschmelzung.

Angesichts der schier unerschöpflichen Ideenfülle, der glänzenden Darstellung und der wahrhaft poetischen Kraft, die sich ebenfalls in dem Bändchen „Gedichte. Ausgewählt aus seinem Nachlaß" (1892; 2 Auflagen) aussprechen, worin neben heiß empfundenen Liedern und leidenschaftlichen Ergüssen der Liebes- und Seelenkämpfe, viele, bis dahin zerstreut oder gar nicht gedruckt, politischen oder sonstwie polemischen Schlags sind, bedauert man, daß D. die letzten neun Jahre seines Lebens sich auch litterarisch gänzlich auf Politik und praktische Philosophie in der oben gelegentlich seiner Lebensbeschreibung skizzirten Richtung warf. Sein Prosadebüt war 1863 die Schrift „Der Tod des Bewußtseins" gewesen, die naturwissenschaftlich und speculativ im Leben der Menschheit die einzige Unsterblichkeit erwies. In „Thier oder Mensch?" (1872) exemplificirte er aus dieser Parallele auf die Bestimmung des zweiten. Das Gespräch „Nieder mit den Atheisten!" (1876) versuchte eine gemeinverständliche Apologie der religiösen Freigeisterei gegenüber dem Dogmatismus; das knappe Compendium „Was ist von der christlichen Kirche zu halten? Eine gedrängte Darstellung der Quellen und der Geschichte des Christenthums" (1877) legt auf geschichtsphilosophischem Wege die Identität des Christenthums und des Menschenthums dar, setzt aber hinzu, daß das letztere in der fixirten und forterbenden Form des Christenthums verdeckt werde — man fühlt sich daran bei den Auslassungen des Elias gegenüber seinem Pfarrer-Vater im 1. Acte von B. Björn-

son's vielerörtertem Drama „Ueber unsere Kraft" I. (1883) erinnert. Während ihn diese Schriften hauptsächlich nur als entschiedenen und unversöhnlichen Angreifer der christlichen Religionssatzungen und der daraus entspringenden Gott- und Weltlehre bekunden, entpuppt er sich allmählich als neu aufbauender Bekenner und Vorfechter einer nothwendig erachteten ‚neuen Religion' in den größeren religions-philosophischen Büchern. An deren Spitze steht „Stimme der Menschheit", wovon der erste Theil, 1878 erschienen, eine „Kritische Glaubenslehre, ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht" enthielt, der zweite, 1880, eine „Positive Glaubenslehre der ideellen Religion". Aus den legendären, historischen und dogmatischen Elementen errichtet D. da eine Vernunftreligion, die man als einen pantheistisch angehauchten ethischen Atheismus bezeichnen möchte. So findet auch Gottschall sehr fein in Dulk's Analyse der Katechismus-Hauptstücke und anschließender Kritik gleichsam die Ethik zur Metaphysik Feuerbach's, einestheils die Auflösung der Dogmen in Sätze von philosophischer und menschheitlicher Wahrheit wie bei D. F. Strauß und L. Feuerbach, anderntheils Anklänge an die pantheistisch-poetische Einkleidung in L. Schefer's „Laienbrevier" und Sallet's „Laienevangelium". D. erstrebt „eine Religion ohne Gottperson und ohne Cultus, nicht mehr der Anbetung, sondern der Erkenntniß — die Religion der bewußten Einfügung des Menschlichen in das Göttliche" und zielt damit auf eine Religion der Liebe, eine Humanitätsreligion; er nimmt etwa die Mitte ein zwischen dem Büchner'schen Radicalismus der rein naturwissenschaftlich-empirischen Negirer und den Tendenzen der heutigen „Gesellschaft für ethische Cultur". Das zweite Hauptwerk Dulk's als Religionsphilosophen ward das Strauß', Bauer's, E. Renan's Arbeit unabhängig aufnehmende „Der Irrgang des Lebens Jesu"; der erste Band dieses seines Lebensfacits erschien unmittelbar vor dem plötzlichen Tode des 65jährigen, der zweite trat danach hervor, von Dulk's Else als geistiger Testamentsvollstreckerin mühe- und hingebungsvoll aus den Papieren zusammengestellt und von seinem Jugendgenossen Rob. Schweichel verständnißvoll bevorwortet. Dies Handbuch will die angewandte und begründende Erläuterung der „Stimme der Menschheit" sein. Farbig zeichnet D. den geschichtlichen und culturellen Hintergrund der christlichen Religionsgründung, die nebst dem Auftreten ihres Messias-Stifters ihm als logische Nothwendigkeit der damaligen Zustände erscheinen. Die Individualität des Gottessohns entwickelt er als menschliche Riesennatur, die sich durch den Widerstand, auf den sie stieß, verrannt und nur ein modificirtes Heidenthum mit „Menschenanbetung" hinterlassen habe. Man findet hier vielfach die Gedankenfäden aus „Jesus, der Christ" weitergesponnen. Aus Dulk's Nachlasse tauchte ferner „Der Entwurf einer Gesellschaftslehre" auf, nach seiner Angabe in der Vorrede zu „Stimme der Menschheit" II. (dort heißt er „Ethik der Gesellschaft") als deren Theil III gemeint. Das gedrängte Heft, das aus seinen Papieren hervorkam, ist nur ein Grundriß, unabgeschlossen und darum ungleichmäßig, der geplanten Morallehre einer nicht-transscendenten Humanität. Völlig vollendet dagegen gaben die Tagebuchaufzeichnungen, von Else ausgezogen, „Reiseerinnerungen aus Aegypten und Arabia Peträa" her, directe schriftliche Ausbeute des exotischen Ausflugs von 1849/50. Farbig und anmuthig spiegelt der gewandte Stil dieses einwurfslosesten aller litterarischen Erzeugnisse Dulk's seine Eindrücke und Gedanken von Land und Leuten wieder und seine Plastik wird dem betroffenen, geheimnißvollen Schöpfungsbezirk gerecht.

Dulk's litterarische Wirksamkeit hängt aufs engste mit seiner geistigen Eigenthümlichkeit, mit seinen philosophischen, religiösen und verwandten Seltsamkeiten zusammen; schrieb er doch kaum je eine Zeile, in die nicht sein

Herzblut floß, und er dachte von seiner geistigen wie litterarischen Mission ungemein hoch, ohne Arroganz und irgend welchen Dünkel. Auch durch seine Irrthümer und Widersprüche, seine socialen und schriftstellerischen Ausschreitungen schimmert eine wuchtige Ueberzeugungsstärke, auf angeborener Ehrlichkeit fußend. Als eine der wunderlichsten und auffälligsten Gestalten der neuern deutschen Geistes- und Litteraturgeschichte nach Gebühr registrirt zu werden, haben ihm wohl die Extravaganzen seines äußern Daseins verscherzt. Jedoch scheint sein Leben nur in eine Anzahl Episoden und Wechselfälle auseinanderzufallen; bei näherem Zusehen knüpft sich jede neue Scenerie seines Wirkungskreises mit ihren veränderten Bedingungen an die vorige wie ein weiterer Aufzug eines Theaterstücks, der einen fremden Schauplatz aufweist. Sein origineller Antheil an den religions-philosophischen Auseinandersetzungen ist gemach in den Hintergrund getreten; die Litterarhistoriker des 19. Jahrhunderts und die Geschichtsschreiber des deutschen Dramas gehen mit Ausnahme Heinr. Kurz' und Rud. v. Gottschall's nicht oder nicht näher auf diesen urwüchsigen und doch durchweg idealistischen Epigonen des Sturms und Drangs ein, wie auch die sog. jüngstdeutschen Heißsporne in ihm wohl aus Unkenntniß nicht den Bahnbrecher der er mit Wort und rücksichtsloser That gefeiert haben. In einer freilich gegen den größern Genius ungerechten Parallele zwischen Fr. Hebbel und D. bei Eugen Reichel, „Die Ostpreußen in der deutschen Litteratur" (1892), erscheint der Landsmann des heimathbegeisterten Verfassers, immer Benno Dulk genannt, als der, der „den weitumspannenden Geist, das glutvolle Herz und die harmonischer geordnete Persönlichkeit voraus hat", Hebbel nur als der vielseitigere Poet und größere dramatische Künstler; in solche Uebertreibung ist Eugen Zabel als Kritiker und selbständiger Ergänzer R.'s in seiner Studie gleichen Titels, „National-Zeitung" 1892 (Nr. 311, 313, 318, 345) nicht verfallen. Vor der Vergessenheit ist D. der Dramatiker auf die Dauer bewahrt durch die drei Bände „Albert Dulk's Sämmtliche Dramen. Erste Gesammt-Ausgabe. Herausgegeben von Ernst Ziel" (Stuttgart 1893/94) mit wichtigem Vorwort und einem gründlichen warmherzig für den Toten entflammten Essay „A. D. Sein Leben und seine Werke" (I S. 1—76), der, wiederholt in „Litterarische Reliefs. Dichterporträts von E. Ziel. Vierte Reihe" (1895), S. 1—144, aus dem Vollen aller gedruckten und lebenden Quellen, sowie Aufzeichnungen, besonders Tagebuchblättern Dulk's und Briefen von wie an D. schöpft; unser Lebens- und Charakterbild entlehnt da, wo Ziel einzige Basis ist oder den prägnantesten Ausdruck hinsetzt, öfters den Wortlaut. Einem tiefer grabenden Biographen schiebt Ziel die Ausführung dessen, was er „skizzirt", zu, theilte mir aber im December 1902 auf Anfrage mit, daß außer den ihm zu Gebote gestandenen und dabei ausgenutzten Materialien nichts weiter verfügbar sei; denn wann und wem werden „die zu erwartenden Memoiren Elsens einmal, wenn auch erst in einer nicht abzusehenden Zeit Aufschluß geben" (I 23 bezw. „Reliefs" S. 34)? Außerdem beschäftigten sich ausführlich und liebevoll mit D. nur noch Heinr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Litt. IV 570 ff. u. R. v. Gottschall, D. dtsch. Nationallitt. d. 19. Jhrhs.[6] III 543—47, II 399, I 565 f.). Lebensabrisse bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Prosa. d. 19. Jhrhs.[5] I 285/7 u. J. N. Weisfert, Biograph.-litt. Lexikon f. Königsberg u. Ostpreußen [1 u. 2] S. 51 f. Einige gute Notizen bei Ad. Stern, Lex. d. dtsch. Nationallitt. S. 78 u. 189 („Jes. Chr."), Bornmüller, Schriftstellerlexikon S. 197, Meyer's Conversationslex.[5] V 264; R. Prölß, Gesch. d. mod. Dramas III 2, 336 f.; Bartels, G. d. d. L. II 398.

Nicht unerwähnt bleibe, daß des Unterzeichneten mühsam und fast ohne Erreichbarkeit authentischer Daten geschriebener Artikel über D. für die

14. Auflage von Brockhaus' Conversations-Lex., den die Redaction beim Abdruck und in der „Jubiläums-Ausg." verkürzte, vor dem Erscheinen der Ziel'schen Gesammtausgabe der Dramen und des Ziel'schen Lebens- und Charakterbildes abgefaßt wurde; sein Schlußsatz lautete: „D. besaß trotz seiner theilweise ultraradikalen Anschauungen empfänglichen Sinn für alle geistigen und socialen Bestrebungen".

Ludwig Fränkel.

Dulon: Christoph Joseph Rudolf D., reformirter Prediger und socialistischer Agitator in Bremen, entstammte einer eingewanderten Hugenottenfamilie Frankreichs. Am 30. April 1807 in Stendal geboren wurde er nach absolvirter Gymnasialzeit und vollbrachtem theologischen Studium 1836 vom Bischof Dräseke in Magdeburg ordinirt. Schon da trat er in Gegensatz zu der kirchlichen Ordnung, besonders hinsichtlich der Verpflichtung auf die reformatorischen Bekenntnisse, jedoch in so linder Form, daß die kirchliche Behörde Nachsicht zu üben sich entschließen konnte, zumal da die theologische Richtung des Candidaten Bedenken nicht aufkommen ließ. Im J. 1843 verließ D. die preußische Landeskirche, um an der deutsch-reformirten Gemeinde zu Magdeburg eine Predigerstelle anzunehmen. Von hier an datirt seine agitatorische Wirksamkeit. Mit den sog. Lichtfreunden und den „freien Gemeinden" trat er in Verbindung, ohne jedoch in dogmatischer Beziehung sich ihnen anzuschließen. Was ihn mit ihnen verband, war der gemeinsame Kampf gegen die Geltung der Bekenntnißschriften in der reformirten und gegen alles angebliche und wirkliche katholisirende Wesen in der evangelischen Kirche. Die Leidenschaftlichkeit seiner Polemik zog ihm vom Ministerium Eichhorn eine Warnung zu, die ihn jedoch nicht hinderte, nur um so dreister auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Ernstere Zerwürfnisse mit den Behörden bahnten sich an; durch die Wahl an die Kirche zu Unserer Lieben Frauen in Bremen im Juni 1848 wurde er ihnen entzogen. Nur durch revolutionäre Vergewaltigung der Gemeindeverfassung wurde seine Wahl ermöglicht. Nach der bestehenden Ordnung war die Predigerwahl bereits eingeleitet; da D. jedoch in der Vorwahl nicht durchdrang und somit für ihn keine Aussicht bestand, definitiv gewählt zu werden, wurde von der Majorität des Gemeindeconvents die alte Ordnung durch eine neue ohne weiteres ersetzt und nach dieser wurde seine Wahl vollzogen. Aber noch mehr; der durch die Zeitstürme eingeschüchterte Senat, die kirchliche Oberbehörde in Bremen, stellte dem reformirten Stadt-Ministerium den Antrag, die vorgeschriebene Probepredigt, woran sich die Verpflichtung auf das Apostolicum, die Augustana und den Heidelberger Katechismus anzuschließen hatte, in Wegfall kommen zu lassen; das Ministerium ging darauf ein in der Absicht, die Verpflichtung bei der Aufnahme Dulon's in seiner Mitte nachzuholen; allein die Absicht wurde nicht ausgeführt, nur die allgemeine Verpflichtung „auf Gottes Wort" blieb bestehen, und D. unterzog sich ihr unter der Erklärung, Bibel und Gottes Wort seien ihm sehr verschiedene Dinge.

Ein weites Feld der Thätigkeit hatte sich ihm eröffnet. Von allen Seiten strömten ihm begeisterte Anhänger zu; namentlich in dem mittleren Bürgerstande und in den niederen Volksschichten wurde er je länger desto mehr als Prophet einer neuen Zeit begrüßt und die Masse hatte er bald in unbedingter Gewalt. Seine Predigten, die von dichtgedrängten Schaaren mit Begierde verschlungen wurden, hatten von vornherein ein durchaus socialistisches Gepräge, Politik und Religion wurden vermischt, Demokratie und Revolution bedeuteten ihm wahres Christenthum. Die patriarchalischen und zu gutem Theil auch verrotteten Zustände der kleinen Republik boten ein ergiebiges

Agitationsfeld; D. trat an die Spitze der demokratischen Bewegung, sein Einfluß in der „Bürgerschaft" (dem Abgeordnetenhause), in der Schuldeputation, in allen öffentlichen Angelegenheiten war unbegrenzt, und er wußte ihn durch seine Thätigkeit als Prediger und von Beifall umtoster Volksredner auszunutzen. Eine bewundernswerthe Arbeitskraft stand ihm zur Verfügung, und seine rednerische und schriftstellerische Begabung schien mit der Ausdehnung seiner Wirksamkeit sich nur zu steigern. Dabei läßt sich eine tüchtige schriftstellerische Durchbildung nicht verkennen; seine theologischen Gegner waren in der Beziehung nur theilweise ihm gewachsen, und die Leidenschaftlichkeit seiner Polemik, die auf intellectuelle und moralische Vernichtung seiner Gegner in rücksichtslosester Weise ausging, sicherte ihm den Nimbus absoluter Ueberlegenheit wenigstens bei der von ihm fascinirten Masse.

Allein seine Siegesbahn wurde sein Verhängniß. Gerade durch die Verquickung der Religion mit der revolutionären Demokratie wurde D. je mehr und mehr zu religiösem Radicalismus, der auch vor der Bekämpfung und Verhöhnung evangelischer Heiligthümer nicht zurückscheute, hingerissen, und als die Wogen der Revolution sich zu glätten begannen, brach über ihn das Gericht herein. Im J. 1851 wurden seine Zeitschriften in Preußen verboten, und unter dem Rückhalt der veränderten Zeitlage ermannte sich auch der Senat in Bremen zu kräftigerem Auftreten. Als gar am 1. März 1852 eine Bundesintervention in Bremen durch Hannover beschlossen und durch den Generalmajor Jacobi, dem 10 000 Mann in der Nähe von Bremen zur Verfügung standen, ins Werk gesetzt wurde, waren Dulon's Tage gezählt. Bereits im April 1851 hatte eine Anzahl von Gliedern der U. L. Fr.-Gemeinde eine Anklage gegen D. beim Senat eingereicht, in der ihm Verleugnung der wesentlichsten Glaubenslehren, Verhöhnung des Evangeliums und offene Feindschaft gegen das Christenthum schuld gegeben wurden. Der Senat nahm die Anklage an und erbat sich von der Heidelberger theologischen Facultät ein Gutachten über die Anklage und das eventuell einzuhaltende Verfahren gegen den Schuldigen. Die Facultät erstattete durch D. Daniel Schenkel das Gutachten; die Anklagen wurden durchaus begründet gefunden und Pastor D. als unwürdig der Bekleidung eines geistlichen Amtes in der evangelischen Kirche erklärt. Unterzeichnet war das Gutachten von den Professoren Hundeshagen, Schenkel, Ullmann und Umbreit, während Professor Dittenberger in einem von Schenkel alsbald widerlegten Separatvotum nur das formelle Recht des Bremischen Senates als jurisdictioneller Kirchenbehörde in Zweifel zog. Am 1. März 1852 wurde durch Senatsbeschluß D. von seinem Amte suspendirt; die definitive Entlassung wurde ihm in sichere Aussicht gestellt, falls er nicht innerhalb sechs Wochen dem Senate für künftiges Wohlverhalten Gewähr leiste. Am 19. April erschien das Absetzungsdecret: neben der kirchlichen wurde jetzt auch die politische Seite betont in der Gemeingefährlichkeit seiner socialistischen Bestrebungen. D. erhob zwar Protest und verklagte den Senat beim Bremischen Obergericht; aber auf ein Gutachten der Leipziger Juristenfacultät, das den Senat völlig rechtfertigte, wurde D. abgewiesen, in die Kosten verurtheilt und als Verbrecher gegen den Staat mit sechs Monaten Gefängnißstrafe belegt. Allein mittlerweile hatte er es vorgezogen, Bremen zu verlassen und nach dem damals englischen Helgoland zu entfliehen. Nach Jahresfrist entwich er mit seiner zahlreichen Familie nach Nordamerika, wo er durch Vorträge und Jugendunterricht sein Leben fristete, bis der Tod am 13. April 1870 seinem wildbewegten irdischen Dasein ein Ende machte. — In der Geschichte der evangelischen Kirche wird es, vielleicht Thomas Münzer

ausgenommen, kaum einen Zweiten geben, der so wie Rudolf D. die Religion in den Dienst revolutionär-socialistischer Demokratie gestellt hätte.

Schriften: „Dorfpredigten", Stendal 1842; „Luthers Nachlaß". Predigt am 18. Febr. 1846; „Herr Prediger Palmié, die reformirte Kirche hat keine Symbole. Ein Wort der Zurechtweisung", 1846; „Wahrhaftigkeit, Demuth, Liebe, — des christlichen Streiters Schmuck." Predigt am 15. Nov. 1846; „Die Geltung der Bekenntnißschriften der reformirten Kirche. Ein Wort wider Symbolzwang auf protestantischem Grund und Boden", 1847; „Liebesgruß an meine neue Gemeinde." 2 Predigten 1848; „Luthers Nachlaß." 2. Heft (Vom Kampf um Gottes Wort. Apostolische Gedanken), 1848; „Ueber den Anschluß Bremens an den Sonderbund. Ein Wort zu meiner Rechtfertigung", 1849; „Herzenserguß an meine Gemeinde." Predigt, 1850; „Vom Kampf um Völkerfreiheit. Ein Lesebuch fürs deutsche Volk", 1850; „Eine Abendmahlspredigt, gehalten am 15. Sept. 1850; „Die Stephanigemeinde in Bremen am 22. October 1850", „Die reformirte Kirche, Herr Mallet und ich. Ein Wort zur Belehrung und Züchtigung", 1851; „Rede bei der Confirmation der Kinder am 15. April 1851"; „Unsere Zeit hält Gericht! Predigt über Röm. 12, 13", gehalten nach seiner Rückkehr am Sonntag, dem 24. August 1851; „Rede am Grabe des verstorbenen Herrn C. D. Seemann am 8. März 1852. Nebst den Reden bei der Feier des 8. März im Bürgerverein und im demokratischen Verein", 1852; „Das Gutachten der vier Heidelberger Theologen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte der Gegenwart." 1. Band: Das Gutachten in Beziehung auf Gegenstände der Lehre und des Glaubens. 2. Band: Das Gutachten in Beziehung auf Gegenstände der Verfassung und des Rechts. Das Ketzerrichteramt in der reformirten Kirche. Ein Zeugniß wider die Behauptungen unwissender Professoren und für die Freiheit der reformirten Kirche, 1852; „Gruß und Handschlag. An meine Gemeinde in Süd und Nord", 1853; „Der Wecker. Ein Sonntagsblatt zur Beförderung des religiösen Lebens." Zwei Jahrgänge von Sept. 1850 bis Aug. 1852.

J. Fr. Iken, Die Wirksamkeit von Pastor Dulon in Bremen, 1894.

E. Chr. Achelis.

Dümichen: Johannes D. wurde am 15. October 1833 in Weißholz bei Groß-Glogau in Schlesien geboren. Nach dem Wunsche seines Vaters, eines strenggläubigen evangelischen Geistlichen, begann er 1852 in Breslau und Berlin Theologie zu studiren. Gleichzeitig hörte er bei Lepsius und Brugsch Vorlesungen über Aegyptologie, die ihn mehr und mehr dem Studium des ägyptischen Alterthums zuführten, bis er nach Absolvirung seiner theologischen Studien im J. 1859 sich ganz der neuen im Aufblühen begriffenen Wissenschaft zuwandte. Mehr als zwei Jahre suchte er sich nun unter Lepsius' und Brugsch's Leitung auf allen Gebieten der Aegyptologie auszubilden, und trat im J. 1862 die erste Reise nach Aegypten an. Das ihm durch Vermittlung seiner Lehrer erwirkte Reisegeld war nur für einen Winter berechnet. D. aber dehnte diese Reise mit eigenen Mitteln auf drei Jahre aus. Unter unsäglichen Schwierigkeiten, welche er mit einem wahren Heroismus überwand, wußte er mit den ihm zur Verfügung stehenden geringen Mitteln Großes zu leisten. In der klaren Erkenntniß, daß bei dem damaligen Stande der Aegyptologie ihre Weiterentwicklung in erster Linie von der Erschließung neuen Materials abhing, sammelte er drei Jahre lang mit Bienenfleiß neues Material und revidirte das bekannte, so oft es in schlechter Veröffentlichung vorlag. So hat D. in drei Jahren das gesammte Nilthal bis über Chartum hinaus durchforscht.

Das wichtigste Ergebniß dieser Reise waren die sich schnell folgenden inschriftlichen Publicationen. Sie überraschten nicht nur durch ihren Reichthum und ihre Bedeutung, sondern auch durch die große Zuverlässigkeit. Daß D. seinem Lehrer Brugsch, welcher gerade damals sein großes Wörterbuch der ägyptischen Sprache abschloß, das neue Material noch vor der Publication zur Verfügung stellte, bewies nicht zuletzt, wie selbstlos der begeisterte Forscher seine Mission auffaßte.

Hatte D. die inschriftlichen Schätze dieser ersten Reise noch mühsam eigenhändig gewonnen und in Handcopien veröffentlicht, so konnte er sich bei der zweiten 1868 im Auftrage des Königs von Preußen unternommenen Reise der Photographie bedienen und damit auch für die Epigraphik wichtiges Material erschließen. Eine dritte Reise unternahm D. anläßlich der Eröffnung des Suezcanals 1869 als Reisebegleiter des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Die letzte Reise 1875 galt den Inschriften des größten Privatgrabes in der thebanischen Todtenstadt; leider ist die Veröffentlichung dieser Arbeit ein Torso geblieben. 1872 wurde D. als Professor der Aegyptologie an die Universität Straßburg berufen, wo er bis zu seinem Tode (7. Februar 1894) eine erfolgreiche Lehrthätigkeit entwickelte.

Dümichen's große wissenschaftliche Bedeutung besteht einmal darin, daß er durch seine Textveröffentlichungen den Aufschwung vorbereiten half, den die Aegyptologie in den verflossenen beiden Jahrzehnten genommen hat. Nicht weniger hat er aber durch die Verarbeitung dieses inschriftlichen Materials seine Wissenschaft gefördert. Die Entzifferung der aus der Ptolemäer- und Kaiserzeit stammenden hieroglyphischen Texte, welche vielfach in Schriftspielereien ausgeartet sind, ist neben Brugsch vor allem D. zu danken, welcher aus den Inschriften der Tempel von Edfu und Dendera die Baugeschichte dieser beiden großen Tempel erschlossen hat. Auch die Kenntniß der Geographie und Metrologie Aegyptens ist durch Dümichen's Arbeiten wesentlich erweitert worden.

Ein ausführliches Verzeichniß von Dümichen's Schriften findet sich im Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes XVI, S. 76 ff. Biographieen erschienen in der Beilage z. Allgem. Zeitung 1894, Nr. 56 (Beil.-Nr. 47, wieder abgedruckt in: Aegyptische Studien u. Verwandtes von Georg Ebers, S. 471 ff.), in der Zeitschrift f. ägyptische Sprache XXXII, S. 63 und in dem erwähnten Band des Recueil S. 74. W. Spiegelberg.

Duemmler: Ferdinand D., classischer Philolog und Archäolog, als Enkel des gleichnamigen Verlegers (s. A. D. B. V, 460) und Sohn des Historikers Ernst D., damals Professors zu Halle a. S., daselbst geboren am 10. Februar 1859, fand er am dortigen Stadtgymnasium eine treffliche vielseitige Vorbildung. Die fünf Universitätsjahre vertheilten sich auf Halle, Straßburg und Bonn. An den beiden ersteren Orten von August Krohn und Adolf Michaelis am stärksten beeinflußt, erfuhr D. die entscheidendsten Einwirkungen durch das schöne Zusammenwirken von Bücheler, Usener und Kekulé zu Bonn. Dort erwarb er 1882 mit den „Antisthenica" den Doctorgrad. Bald darauf führten ihn die archäologischen Studien nach Italien und Griechenland. Von Wolfgang Helbig und Ulrich Köhler angeregt und gefördert, wandte er sich, immer selbständiger forschend, besonders der archaischen und vorgeschichtlichen Denkmälerwelt zu. 1885 unternahm er, den Spuren seines Pathen Ludwig Roß folgend, ergebnißreiche Erkundungsreisen auf Inseln des ägeischen Meeres und auf Cypern. Von Ostern 1887 bis 1890 wirkte D. als Privatdocent in Gießen, durch die Verhältnisse der kleinern Universität wieder mehr zur philologischen Arbeit zurückgeführt, als deren erste größere Frucht 1889

die „Akademika“ erschienen. Im Frühling 1890 ging er als ordentlicher Professor nach Basel, um in ausgedehnter, angestrengter Lehrthätigkeit weite Gebiete der Philologie und Archäologie mit Erfolg zu vertreten. Aber nur zu bald sollte er einem tiefgewurzelten, complicirten Leiden erliegen. Obgleich es ihm mit Hilfe wiederholten Urlaubs gelang, seine große Arbeitskraft herzustellen, brach er mitten in der Berufswirksamkeit nach kurzer Krankheit am 15. November 1896 zusammen. Duemmler's kurzes Leben war, trotz manchen günstigen Bedingungen, von Jugend auf durch Leiden eines zarten Körpers und eines tiefen, weichen Gemüths getrübt. Dennoch wußte ihm ein nur allzu straffes, echt preußisches Pflichtgefühl und der leidenschaftliche Drang, seine reichen Kräfte in Wirkung zu setzen, eine Fülle von wissenschaftlicher Arbeit abzugewinnen. Zwar das Vollenden eines größern Werkes blieb ihm versagt, und das, was er geschrieben, bewegt sich großen Theils auf dem Boden der Hypothese, ja es trägt nicht selten die Spuren der Hast eines Mannes, der noch viel zu sagen hat und ein baldiges Ende vorausahnt. Trotz alledem jedoch hat D. kraft eines wunderbar reichen und vielseitigen, zugleich kritisch scharfen und dichterisch aufbauenden Geistes, dessen Denken auch im Kleinsten immer auf große Zusammenhänge gerichtet war, sowie kraft des Zaubers einer ebenso vornehmen als liebenswerthen Persönlichkeit auf so weite Strecken seiner Wissenschaft bahnbrechend und anregend gewirkt, daß sein frühes Ende als ein unersetzlicher Verlust empfunden wurde. Deshalb vereinigte sich eine große Zahl von Freunden und Fachgenossen, um seine kleinen Schriften, edirte und unedirte, gesammelt herauszugeben (weiterhin kurzweg mit den Bändezahlen I—III citirt).

Duemmler's Forschung hatte gleich auf zwei weit auseinanderliegenden Gebieten eingesetzt. Sein früh erwachtes philosophisches Interesse wurde durch Krohn und Usener auf die sokratische Litteratur gelenkt. Ihr vornehmlich gelten die Doctorschrift „Antisthenica“ (1882), die „Akademika“ (1889), die umfangreichen Baseler Rectoratsprogramme „Chronol. Beiträge zu einigen platonischen Dialogen aus den Reden des Isokrates“ (1890), „Prolegomena zu Platons Staat und der platonischen und aristotelischen Staatslehre“ (1891), „Zur Composition des platonischen Staates, mit einem Excurs über die Entwickelung der platonischen Psychologie“, sowie kleinere Aufsätze und Recensionen, mit Ausnahme der Akademika vereinigt im Bd. I. Die Hauptabsicht dieser Arbeiten ist, die Entwicklung der platonischen Lehre verständlicher zu machen aus den lebendigen Beziehungen ihres Urhebers zu Vorgängern und Zeitgenossen, deren verlorene Schriften aus der Polemik oder Benutzung bei Platon, Xenophon und Isokrates, bei spätern Populärphilosophen wie Dion Chrysostomos, ja selbst bei Euripides und Thukydides herzustellen versucht wird. So hat D. wesentlich dazu beigetragen, das Charakterbild des Archegeten der Kyniker und Stoiker Antisthenes und den dogmatischen Gehalt der Schriften von Sophisten wie Prodikos und Hippias herauszuarbeiten. Dabei trat die antike Staatslehre immer mehr in den Vordergrund und führte schließlich auf eigene Versuche (s. u.).

Die archäologischen Arbeiten, meist in den Schriften des k. deutschen arch. Instituts veröffentlicht, befassen sich verhältnißmäßig wenig mit den eigentlich kunstgeschichtlichen Problemen, so tief auch D. die Schönheit der antiken wie der Renaissancekunst empfunden hat. Sein wissenschaftliches Hauptinteresse war vielmehr im Sinne des Thukydides und Aristoteles, auf die historische Bedeutung der Denkmäler im weitesten Sinne gerichtet, besonders dorthin, wo die monumentale Ueberlieferung die einzige oder wenigstens die unmittelbarste und reichste ist. Durch kleine aber treffsichere Grabungen und ausgedehnte Beobachtungen in Cypern, Amorgos und auf anderen Inseln

hat D. weit vollständiger und klarer die prähistorischen Perioden Griechenlands, die „trojanisch-kyprische" und die der „Inselkunst" bestimmt. Die Stellung der „mykenischen" und der „geometrischen" Kunst hat er zwar einseitig, aber doch im Ganzen richtiger beurtheilt, als die damals herrschende Meinung, indem er die erstere mit U. Köhler als wesentlich „karisch", erst die letztere als hellenisch ansah (Athen. Mitth. d. d. arch. Inst. XI—XIII; III 45 ff.). Auf italischem Boden erwarb sich D. ein großes Verdienst, indem er den Einfluß Joniens genauer als Frühere an den „cäretaner Hydrien" und an einer andern, erst von ihm constituirten Classe schwarzfiguriger Vasen erkannte (Röm. Mitth. II. III; III 239 ff.), wohl insofern übertreibend, als die ionisirenden Gefäße nicht aus dem Osten eingeführt, sondern in Italien gearbeitet sein dürften, wie so Vieles, was jetzt in allzu eifriger Verfolgung der Duemmler'schen Thesen schlechtweg „ionisch" genannt wird. Für die Chronologie der rothfigurigen Vasen und ihr Verhältniß zu der Wandmalerei Polygnot's hat D. anläßlich eines cyprischen Fundes werthvolle Beobachtungen beigesteuert (Jahrbuch d. arch. Inst. II; III 320 ff.). Diese wie andere Arbeiten förderte sein Wissen und sein Scharfsinn auf epigraphischem Gebiete, dessen schönster Erfolg die Lesung der ältesten lateinischen Inschrift auf der Fibula von Praeneste ist (Röm. Mitth. II; II S. 528).

Tiefer noch als andere Archäologen mußte dieser mit griechischer Philosophie vertraute Schüler Usener's in die Welt der Sagenpoesie, des Mythos und des Glaubens hineingeführt werden. „Skenische Vasenbilder" weiß er in aller Kürze als unschätzbare Zeugen für die Anfänge der dionysischen Festspiele zu verwerthen (Rhein. Mus. 1888; III 26), freilich auch einmal in böser Stunde einer öden Topfmalerei tiefsinnigen Aufschluß über die Eleusinien abzuquälen (III 31). Die Beschäftigung mit Polygnot wirft als Nebenertrag einen mindestens beachtenswerthen Versuch, die Nekyia der Nosten zu reconstruiren, ab (Rh. Mus. 1890; II 379). An damals noch unveröffentlichte Gedanken des Lehrers anknüpfend, setzt er in dem Excurse „Hektor" zu Studniczka's „Kyrene" (II 240) einen Eckstein für alle Bestrebungen auch die trojanischen Heroen aus dem Sagenbesitze des griechischen Mutterlandes herzuleiten (vgl. Usener in den Wiener Sitzungsberichten 1897). Wie frühzeitig Duemmler's Anschauungen über die Methode religionsgeschichtlicher Forschung ausgereift waren, lehrt die Recension von Roscher's Lexikon der Mythologie I. Bd. (Berl. phil. Woch. 1891, 901; II 250). In diesem Sinne hat er später selbst, für Pauly-Wissowa's Realencyklopädie, mehrere Gottheiten dargestellt, am besten wohl Adonis und Athena (II 18). Die Grundlage bildet der Cultus nach seiner Ausbreitung und seinen Bräuchen, deren Deutung mit Hülfe einheimischer und auswärtiger Analogien gesucht wird. Namentlich diese „sittengeschichtlichen Parallelen" (der Titel seines letzten Aufsatzes, Philol. 1897; II 212), wie sie bei uns vor Allen Mannhardt in der Sagenforschung eingebürgert hatte, suchte D. in immer weiterem Umkreise, durch Wellhausen auch auf Semitisches hingewiesen, nutzbar zu machen für das Verständniß des religiösen und damit des gesammten geistigen Lebens der Hellenen. So enthüllt sich ihm „der Ursprung der Elegie" in urthümlich wilden Sitten der Todtenklage (Philol. 1894; II 201); so werden ihm in „*Στυγὸς ὕδωρ*" und den „Büßergestalten des Hades" alte Rechtsbräuche lebendig (Delphica, Baseler Festschrift für Halle 1894; II 125); so gedachte er die spartanischen Könige als eine Art „lebendige Fetische" zu erklären. Denn auch die Schrift über „das hellenische Königthum" war bereits in diesem Sinne unternommen, obwohl in ihren vier unvollendeten Anfangsabschnitten (II 295) fast nur die Darlegung und Kritik der einschlägigen Lehren des Aristoteles, der epischen und spartanischen Ueberlieferung zu Worte kommt.

Dergestalt schließen selbst die erhaltenen Trümmer von dem, was D. gedacht und geplant hat, fast lückenlos aneinander in dem weiten Kreis eines von der Philosophie bis zur bildenden Kunst reichenden Horizontes. „So fand er endlich in der Culturgeschichte der griechischen Werdezeit die Aufgabe seines Lebens. Wie er, philosophisch durchgebildet und das monumentale Material beherrschend, daran ging und Religion, Sage, Dichtung, Recht gleichermaßen anpackte, das hat noch Keiner versucht, weder vor ihm noch nach ihm" (v. Wilamowitz). Dies gewaltige Unternehmen hatte D. in der That schon fest ins Auge gefaßt und in akademischen Vorlesungen Hand daran gelegt, als er der Wiener Philologenversammlung 1893 über „Kulturgeschichtliche Forschung im Alterthum" vortrug (II 443). Wie sein Buch zu uns gesprochen hätte, wenn ihm glückliche Vollendung beschieden gewesen wäre: mit souverainer Beherrschung des in prächtiger Fülle zuströmenden Stoffes, mit tiefem, liebevollem, gelegentlich lächelndem Verständniß für alles Menschliche, mit aufflammendem Zorn wider das Niedrige und feuriger Begeisterung für das Hohe, in edler, warmer, eigener Sprache, die doch nirgends auf Stelzen geht, davon gibt wohl die beste Probe der 1892 gehaltene Vortrag über „Gesetzgeber und Propheten in Griechenland" (II 157), auch unseres Erachtens „das Schönste, was D. geschrieben hat" (v. Wilamowitz). Wer über so große Dinge so zu denken und zu reden verstand, darf eine bleibende Stelle in der Gelehrtengeschichte unseres Volkes beanspruchen, wenn er auch das Beste, was er gewollt und gekonnt, mit in ein frühes Grab nehmen mußte.

F. D. (Basel, Schweighauserische Buchhdlg. 1896.) — Karl Joël, F. D. in der Sonntagsbeilage Nr. 38 der Allg. Schweizer Zeitung, Basel 1896. — Kl. Schriften von F. D. Leipzig 1901. I. Zur gr. Philos. (mit biograph. Einleitung). II. Philologische Beiträge. III. Archäologische Aufsätze. — Vgl. v. Wilamowitz-Möllendorff in der Deutschen Litteraturzeitung 1902 Nr. 6. — H. Schenkel in der Berliner philol. Wochenschr. 1902.

Franz Studniczka.

Dumont: Karl Theodor D., katholischer Theologe, geboren am 21. Juni 1827 zu Flamersheim im Rheinland, † am 13. October 1898 zu Köln. Er empfing seine humanistische Bildung am Gymnasium zu Münstereifel, seine theologische Ausbildung an der Universität Bonn und im Priesterseminar zu Köln und wurde am 2. September 1852 zum Priester geweiht. Am 1. April 1853 wurde er Domvicar in Köln, am 15. April d. J. zugleich Geheimsecretär des Erzbischofs v. Geissel, dessen volles Vertrauen er sich in dieser Stellung erwarb. 1857 wurde er auch apostolischer Notar, am 24. Februar 1863 Assessor beim erzbischöflichen Ordinariate, am 24. September 1863 zum Domcapitular ernannt und als solcher am 5. October installirt, am 19. November d. J. auch wirklicher geistlicher Rath. Dabei blieb er noch Secretär des Cardinals bis zu dessen Tode (8. September 1864). 1871 Dr. theol. — Auf litterarischem Gebiete machte sich D. um die Geschichte der Erzdiöcese Köln verdient, und insbesondere um das Andenken des Cardinals v. Geissel. Sehr verdienstvoll ist besonders die Herausgabe der gesammelten „Schriften und Reden von Johannes Cardinal v. Geissel, Erzbischof von Köln", die hier mit großer Sorgfalt und Pietät aus der Zerstreuung gesammelt, theilweise auch zum erstenmal gedruckt sind (zunächst 3 Bände, Köln 1869—70, denen sich 1876 die 2. Auflage von Geissel's Hauptwerk, „Der Kaiserdom zu Speyer", als 4. Band anschloß). Weiter veröffentlichte er die „Diplomatische Correspondenz über die Berufung des Bischofs Johannes v. Geissel von Speyer zum Coadjutor des Erzbischofs Clemens August Freiherrn v. Droste zu Vischering von Köln" (Freiburg i. B. 1880). Auch der Artikel über Geissel in der

2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (Bd. V, Sp. 195—199) ist von ihm verfaßt. Zur Abfassung einer größeren Biographie Geissel's kam er selbst nicht, machte sich aber durch Ueberlassung des von ihm pietätvoll aufbewahrten schriftlichen Nachlasses desselben um das Zustandekommen der großen Biographie desselben von O. Pfülf (Freiburg 1895 f.) verdient. Zur Geschichte der Erzdiöcese überhaupt veröffentlichte er 1879 eine „Descriptio omnium archidioecesis Coloniensis ecclesiarum parochialium" und besorgte die Redaction des auf seine Veranlassung und nach seinem Plane seit 1879 vorbereiteten und seit 1883 erscheinenden großen Sammelwerkes: „Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet", wovon bis 1899 neun Bände erschienen. Auf kirchenrechtlichem Gebiete ist zu nennen: „Sammlung kirchlicher Erlasse, Verordnungen und Bekanntmachungen für die Erzdiöcese Köln" (Köln 1874; 2. Aufl. 1891; ein „Nachtrag zu Dumont's Sammlung . . ." erschien nach seinem Tode 1899 von anderer Hand).

Kölnische Volkszeitung 1898, Nr. 897. — Maaßen, Geschichte der Pfarreien der Dekanates Bonn (= Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln, herausg. v. Dumont, V), II. Theil (Bonn 1899), S. V f. — O. Pfülf, Cardinal v. Geissel, II (Freiburg 1896), S. 461 f.

Lauchert.

Dumrath: Valentin D. (Dumrad) war von 1622 bis zu seinem am 27. April 1658 erfolgten Tode Pastor der Parochie Iwen-Landskron Anklamer Kreises. Er ist der 1589 geborene Sohn des 1585 von dem Pommern-Herzog Bogislav XIII. zum Schloßprediger und Pastor in Franzburg berufenen Nicolaus Dumrad, welcher einer vor 1550 aus Bergen auf Rügen in Rostock eingewanderten, der Reformation angeschlossenen und viele angesehene Geistliche unter ihren Söhnen, Schwiegersöhnen und Enkeln zählenden Familie angehörte. Valentin studirte 1608 in Rostock, 1610 und 1621 in Greifswald und verheirathete sich 1622, als er auf die Pfarre in Iwen kam, mit der Tochter des Pastors Laurentius Gerschow in Medow. Die in den vitae Pomeranorum Bd. 8 enthaltenen poetischen, der damaligen Sitte entsprechend, anakreontisch und derb abgefaßten lateinischen Hochzeits-Glückwünsche der Verwandten und Freunde in Greifswald ließen die Zukunft des jungen Paares in rosigem Lichte erscheinen. Es kam aber bald anders. Der dreißigjährige und später der nordische Krieg, in welchen Pommern durch Kriegshorden und Pest fort und fort verwüstet wurde, verhängten auch über Valentin D. und seine Familie ein trauriges Schicksal. Er wurde 1638, als der Krieg am heftigsten in Mecklenburg und an der pommerschen Grenze wüthete, von der Pfarre vertrieben und floh, um sein Leben zu retten, nach Schleswig-Holstein, wo sich zwei andere Cleriker Namens Dumrath (sic) aus Rostock, Oheime des Professors Dr. der Theologie Johannes Quistorp und viele Theologen, bellica calamitate ejecti, befanden. Hier blieb er bis zum Jahre 1643 — die Angabe in der Cimbria 1644 kann nicht richtig sein — und gab in Glückstadt und Schleswig die in der Cimbria Bd. II, S. 174 aufgeführten lateinischen genealogischen 3 Schriften heraus: über die Vorfahren der Könige Christian IV. und V. von Dänemark, die Vorfahren des holsteinischen Herzogs und Lübecker Bischofs Johann und die Wappen der Fürsten von Dänemark, Holstein und Oldenburg.

Auf die Pfarre in Iwen zurückgekehrt, traf ihn das furchtbare Unglück, daß in der Nacht vom 4. zum 5. Januar 1643 seine Gattin im Bett durch den Einsturz zweier Boden des Pfarrhauses an seiner Seite erschlagen wurde, während er selbst, wie durch ein Wunder, lebend von den Nachbarn aus den

Trümmern hervorgezogen werden konnte (vitae Pomeranorum a. a. O.). In dem Pfarrarchiv von Iwen befindet sich ein von Valentin eigenhändig geschriebener, durch Wasser stark beschädigter und vielfach unleserlich gewordener Brief vom 17. Februar 1643, worin er „das ganze Kirchspiel wegen seiner schentlichen Nachlässigkeit heftig anklagt und ihm seine Handlungsweise vor Gottes Gericht dermal noch zu verantworten, anheimstellt". Später scheinen die Verhältnisse nicht besser geworden zu sein. Denn nach der im Jahre 1661 vom Nachfolger Joachim Jaster aufgestellten Kirchenmatrikel waren die D. zustehenden Einkünfte viele Jahre nicht gezahlt, und die Kirchen zu Iwen und Landskron befanden sich in einem solchen Zustande, daß man sich scheuen mußte, hinein zu gehen. Jaster selbst hat, nachdem er 1659 auf die Pfarre gekommen, sofort wegen des nordischen Krieges flüchten müssen und ist erst 1661 zurückgekommen.

Vitae Pomeranorum (in der Greifswalder Universitätsbibliothek). — Möller, Cimbria litter. II p. 174. — Jöcher, II S. 240. — Baltische Studien 1893, Nr. 10. Dumrath.

Dumreicher: Johann v. D. (in den Freiherrnstand 1866 erhoben als D. v. Oesterreicher), Chirurg, wurde am 15. Januar 1815 in Triest geboren. In Wien ausgebildet und 1838 promovirt, war er bei Wattmann Assistent und 1846 Primarchirurg. Als Schuh für Wattmann eintrat, übernahm D. die zweite chirurgische Klinik. Ganz hingegeben der Lehraufgabe, hat D. nur wenige größere Arbeiten veröffentlicht, so die über Hüftgelenkluxation, über einen Eisenbahnapparat zur Verwendung bei Knochenbrüchen, über Wundbehandlung (letztere in der Wiener med. Wochenschr.). Nach dem Kriege von 1866, in welchem er sich die volle Zufriedenheit der österreichischen Behörden erwarb, trat er gegen v. Langenbeck polemisch auf und schrieb 1877 gegen das moderne Unterrichtswesen. Lange herzleidend, starb v. D. am 16. November 1880 auf seinem Landgute bei Agram. Seine Richtung in der Chirurgie war eine im wesentlichen conservative; mit seinem Specialcollegen Schuh, resp. später Billroth harmonirte er wenig und widersetzte sich hartnäckig der Lister'schen Antisepsis.

Vgl. Biogr. Lex. ꝛc. ed. Pagel, S. 426. Pagel.

Duncker: Alexander Friedrich Wilhelm D., geboren am 18. Februar 1813, † am 23. August 1897, Sohn des Commerzienraths und Verlagsbuchhändlers Karl D. in Berlin, trat als Lehrling in die Buchhandlung des Vaters ein — dessen verdienstvoller Compagnon Peter Humblot inzwischen verstorben war —, arbeitete darauf mehrere Jahre in der damals (1832) im größten Flor und Ansehen stehenden Perthes & Besser'schen Buchhandlung in Hamburg und gründete, nachdem er noch einige Zeit im väterlichen Geschäft thätig gewesen war, 1837 eine Firma unter seinem eigenen Namen. Als Grundlage diente derselben das von Duncker & Humblot übernommene Sortiment, dem sich bald eine große Anzahl von Verlagsunternehmungen zugesellte. Unter vielen seiner Autoren seien hier nur genannt: Geibel, Thekla v. Gumpert, Gräfin Hahn-Hahn, Heyse, Holtei, Jähns, Jensen, Kopisch, Fanny Lewald, Mügge, Marie Petersen, Elise Polko, Gustav zu Putlitz, Fürst Pückler, Reumont, Scherenberg, Sternberg, Graf Stillfried, Storm, v. Uechtritz, Graf Waldersee, wobei ihm das Verdienst gebührt, später so berühmt gewordene Dichter wie Geibel, Jensen, Marie Petersen, Putlitz, Storm und andere zuerst in die Litteratur eingeführt zu haben. Neben diesen Werken gingen umfangreiche Unternehmungen, wie die aus fast 1000 Ansichten bestehende Sammlung von Schlössern und Rittersitzen der preußischen Monarchie und die aus 28 großen Kupferstichen bestehende Wiedergabe der berühmten Wandgemälde Wilhelm

v. Kaulbach's, aus seinem Verlage hervor. Am 1. Januar 1860 wurde das Duncker'sche Sortimentsgeschäft, das einen nicht unbedeutenden Aufschwung genommen hatte, an Wilhelm Lobeck verkauft, und am 1. Januar 1870 ging der größte Theil des Buchverlages käuflich an die Gebrüder Paetel über. Die Thätigkeit Duncker's neigte sich nunmehr der Herausgabe von Kunst- und Prachtwerken in erhöhtem Maaße zu, ohne sich dem Verlag hervorragender litterarischer Werke zu entfremden, wie dies die Herausgabe der auf mindestens 30 Bände berechneten Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen, der Schriften Carmen Sylva's und anderes bezeugt. Schon 1841 war Alexander D. das Prädicat eines Königlichen Hofbuchhändlers verliehen worden, ebenso im Laufe der Zeit eine Anzahl hoher Ordensdecorationen. Seine Vorliebe für den Soldatenstand und sein Ausharren im Dienst bis in ein vorgerücktes Lebensalter haben ihm die seltene Auszeichnung eines wirklichen Majors der Landwehr-Cavallerie zu Theil werden lassen. Als Landwehrofficier nahm er Theil an den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870—71. Nicht unbemerkt mag bleiben, daß sich D. eines ungewöhnlich großen Vertrauens des verstorbenen Kaiser Wilhelm's erfreute. Auch als Schriftsteller hat sich D. nicht ohne Erfolg versucht, wie seine unter dem Titel: „Abseits vom Wege" erschienenen, von Thumann illustrirten Gedichte und ein paar gern gelesene Novellen bezeugen. Karl Fr. Pfau.

Dunker: Balthasar Anton D. (Duncker), geboren am 15. Januar 1746 in Saal bei Stralsund, † am 2. April 1807 in Bern. Die Erziehung des schon frühe künstlerisch beanlagten ältesten Knaben eines mit Kindern reich gesegneten Predigers leitete der Onkel mütterlicher Seite, der Stralsunder Kunstfreund Baron Althof. In dessen Hause genoß derselbe den Unterricht des trefflichen Landschaftsmalers Jakob Philipp Hackert (s. A. D. B. X, 295), welcher im Mai 1765 auf den Wunsch des Onkels den Jüngling als Lehrer und Mentor nach Paris begleitete, und welcher daselbst, nachdem der Onkel und die eigene Familie Dunker's ihr Vermögen eingebüßt hatten, die Erziehung und den Unterhalt des talentvollen Knaben selbst übernahm. Gefördert durch den Unterricht der Maler Vien und Hallé, insbesondere durch den persönlichen Verkehr mit dem ausgezeichneten deutschen Kupferstecher Johann Georg Wille (s. A. D. B. XLIII, 257), malte und zeichnete D. für die Pariser Kunstfreunde Landschaften. Ein fast zufälliger, gelungener Versuch in der Führung der Radirnadel war für die Folgezeit seines Lebens von der größten Bedeutung, da er auf diesem Gebiete seine höchsten Erfolge erzielt hat. Gleich seine erste größere Leistung, die Radirung eines vollen Drittels der prachtvollen „Bildergalerie des Herzogs von Choiseul", in den Jahren 1770 bis Juni 1772 zeigt seine virtuose Kunst, in wenigen Strichen vieles zu sagen. Im Juni 1772 übersiedelte D. nach Basel zu Kupferstecher Christian v. Mechel, an dessen „Düsseldorfer Galerie" er fleißig radirte. Ein Mißverständniß mit seinem Principale bewog ihn zur Rückkehr nach Paris, allein auf dieser Reise blieb er im Frühling 1773 in Bern stecken, wo damals die Kunst in der Schweiz am lebhaftesten gepflegt wurde. Hier entfaltete D. eine überaus reiche Thätigkeit als Zeichner und Maler von Landschaften in Kreide, Röthel, Tusch, Aquarell und Gouache, insbesondere aber als Radirer. Als solcher führte er eine erhebliche Zahl von zum Theil großen Radirungen von schweizerischen und italienischen Landschaften (die letzteren nach Gemälden seines Lehrers Jakob Philipp Hackert) aus; daneben schuf er auch Genrebilder, Porträte, Trachtenbilder, Darstellungen politischer Vorgänge und eine Fülle von Ex Libris, Cartouchen u. s. w. Ganz besonders wurde seine Thätigkeit als Bücherillustrator geschätzt; die von ihm mit geistreichen Radirungen ausgestatteten beiden Haupt-

werke: „Les Nouvelles de Marguerite de Valois (L'Heptaméron des nouvelles)“ 3 vols. 8°, Berne 1780—81 und Louis Sébastien Mercier's „Tableau de Paris“, 4°, Yverdon 1787, sind auch heute noch von Sammlern sehr gesucht. Seine eigenen, während der Jahre 1798—1800 erschienenen Schriften: „Der moralisch-politische Kurier“, „Die verkehrte Welt in Sinnbildern“, „Das Jahr 1800“, sowie die „Letzten Lebensjahre Friedrich v. Steiger's“ (des Schultheißen von Bern, s. A. D. B. XXXV, 584), zeigen seinen Humor, seine Satire, seine Phantasie auf der einen Seite im hellsten Lichte, während sie auf der anderen historischen Werth als eine getreuliche Darstellung des vom Künstler miterlebten Untergangs des alten Bern beanspruchen dürfen. D. versuchte sich mit Glück auch auf dem Gebiete der deutschen Litteratur und nur die Seltenheit seiner ohne Verfassernamen erschienenen und von ihm mit Radirungen ausgestatteten Schriften in drei Bändchen (I: „Schriften von“ (Silhouette) Bern, 1782; II: „Schriften B : A : D : “ II, 1785; III: „Ein Intermezzo mit einigen Vignetten von B. A. D. 1785“) trägt die Schuld, daß D. in der deutschen Litteraturgeschichte nicht den ihm gebührenden Rang einnimmt. Dunker's Sohn, Philipp Heinrich D., geboren am 7. August 1779 in Bern, † am 2. Mai 1836 in Nürnberg, wirkte als Landschaftsmaler und Kupferstecher an letzterem Orte (vgl. über ihn G. K. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexicon, Bd. 4 S. 6, München 1837).

S. mein Neujahrs-Blatt der Litterar. Gesellschaft Bern auf das Jahr 1900, 4°, Bern 1899 (mit e. Verzeichniß der Radirungen von und nach B. A. Dunker). Hans Herzog.

Duncker: Hans Gottfried Ludwig D., Professor der Kirchengeschichte und Consistorialrath in Göttingen, ist geboren zu Hamburg am 17. August 1810. Seine Schulbildung empfing er in seiner Vaterstadt, in dem Privatinstitut von H. S. Lütkens, im Johanneum und im Gymnasium. Im J. 1829 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren; Lücke und Ewald waren seine Lehrer. Ein reiches Leben eröffnete sich ihm in Berlin, wohin er zu Ostern 1831 übersiedelte. Ihn fesselten besonders Schleiermacher und Neander, in seinen philosophischen Studien der geistvolle und phantasiereiche Heinrich Steffens. Schon in Göttingen war er mit Johann Hinrich Wichern nahe befreundet; „ihr glaubt nicht, wie er lieb ist; in den wichtigsten Ansichten über Wissenschaft und Leben finden wir uns ganz einig“, schreibt Wichern (Fr. Oldenberg: Johann Hinrich Wichern I [1884], S. 199). In Berlin trafen die Freunde wieder zusammen, um noch inniger mit einander vertraut zu werden. „Von meinem Duncker muß ich dir noch schreiben, welche Freude ich an dem Zusammenleben mit ihm habe. Es ist keiner unter allen, der so mit mir stände wie er. An drei Abenden in der Woche lesen wir gemeinsam den Propheten Jesaja, und auf diesem Grunde verständigen wir uns über die höchsten Lebensfragen, die ihn wie mich beschäftigen und uns in das Wort Gottes hineinführen“ (a. a. O. S. 260). Nachdem D. von 1834 an zwei Jahre in Hamburg als Candidat der Theologie zugebracht hatte, bestand er am 19. October 1836 in Göttingen das Licentiatenexamen und habilitirte sich zu Ostern 1837. Im Herbst 1843 wurde er zum außerordentlichen Professor für Kirchengeschichte ernannt, 1846 zum Mitgliede der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 1849 zum ordentlichen Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig, am 17. Mai 1850 honoris causa zum Doctor der Theologie. Im J. 1854 wurde ihm der durch Gieseler's Tod erledigte Lehrstuhl für Kirchen- und Dogmengeschichte im Ordinariat übertragen; 1860 erhielt er den Charakter als Consistorialrath und 1864 „auf Grund des rühmlich bethätigten hingebenden Eifers für die Förderung eines

gründlichen theologischen Studiums auf der Universität Göttingen" den theologischen Ephorat. Mit dem Theologen Abt Friedrich Ehrenfeuchter und dem Philosophen Hermann Lotze hielt ihn warme Freundschaft verbunden, und den Arbeiten Albrecht Ritschl's widmete er das regste Interesse. Sein Hauptwerk ist die gemeinsam mit dem Philologen F. G. Schneidewin veranstaltete Herausgabe und lateinische Uebersetzung von des Hippolytus Philosophumena (1859), nachdem er schon 1851, gleichzeitig mit der zu demselben Ergebniß führenden Relation von Prof. Jacobi in Halle (Deutsche Ztschr. für chr. Wiss. und chr. Leben), in der Recension von Emmanuel Miller: Origenis philosophumena (Oxford 1851) mit sieghaften Gründen diese Schrift dem Origenes abgesprochen und dem Hippolytus von Rom zugeschrieben hatte (Göttingische gelehrte Anzeigen 1851, 152.—155. Stück, S. 1513—1550). Seit 1844 lebte er in kinderreicher Ehe mit Auguste Sophie Uhde, Tochter des preußischen Feldpredigers in Hamburg Johann Gustav Anastasius Uhde. Nach wiederholten Krankheitsanfällen starb er am 7. November 1875. An seinem Sarge wird er „ein Mann des Friedens und der Freundlichkeit" genannt; „er war und blieb eine zarte, fast schüchterne Natur; aber zart war auch sein Sinn für Wahrheit und Recht, und lauter blieb seine Seele".

Schriften: Außer einigen wenigen kleinen Aufsätzen sind zu erwähnen: „Historiae doctrinae de ratione, quae inter peccatum originale et actuale intercedit, pars continens Irenaei, Tertulliani, Augustini de hac doctrina sententias. Diss. inaug.", Göttingen 1836; „Des heiligen Irenaeus Christologie im Zusammenhange mit seinen theologischen und anthropologischen Grundlehren dargestellt", Göttingen 1843; „Zur Geschichte der christlichen Logoslehre. Die Logoslehre Justins des Märtyrers", Göttingen 1848; „Apologetarum seculi secundi de essentialibus naturae humanae partibus placita" I, Göttingen 1844, II, Göttingen 1850; „S. Hippolyti Episcopi et Martyris Refutationis omnium Haeresium Librorum decem quae supersunt. Recensuerunt, latine verterunt, notas adiecerunt L. Duncker, Theol. Dr., et F. G. Schneidewin, Phil. Dr. Opus Schneidewino defuncto absolvit Ludovicus Duncker" (die gemeinsame Arbeit erstreckte sich bis zum sechsten Buch), Göttingen 1859.

Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Hamburg 1851 f. II, S. 91 f. — Briefliche Mittheilungen des Sohnes, Oberlandesgerichtsrath Dr. Duncker in Naumburg. — Rede am Sarge Duncker's, gehalten am 9. November 1875 von Prof. Dr. Theodor Zahn (Manuscript).

E. Chr. Achelis.

Duncker: Max D., preußischer Patriot, geboren zu Berlin am 15. October 1811, † am 21. Juli 1886, war der älteste Sohn des Begründers der Buchhandlung Duncker & Humblot, Karl Fr. W. Duncker, und von dessen Frau Fanny, der Tochter des jüdischen Bankiers Delmar. Die Dunckers waren im 17. und 18. Jahrhundert Pastoren in Westfalen. Indeß schon der Großvater von Max ließ sich 1773 in Berlin als Kaufmann nieder. Auch von mütterlicher Seite war D. mit dem Berliner Boden verwachsen. Dreizehnjährig kam er auf das damals unter Spilleke's Leitung stehende Friedrich Wilhelms-Gymnasium in der Kochstraße. Seinen Confirmationsunterricht genoß er bei dem Hofprediger Theremin. In der letzten Zeit seines Schulbesuches hörte er eifrig die Predigten Schleiermacher's. Das Zeugniß, mit dem er 1830 zur Universität entlassen wurde, hob Duncker's sittlichen Ernst und seine Vorliebe für Geschichte hervor. Am 17. April 1830 ließ er sich an der Berliner Universität immatriculiren, um „Geschichte und Philologie" zu studiren. Rector war damals Hegel, in dessen Bann er sofort gerieth.

Als der Philosoph im folgenden Jahre starb, hörte D. bei dessen Schülern Gans und Michelet. Daneben übten Böckh's Vorlesungen einen starken Einfluß auf ihn aus. Im 5. Studiensemester ging er nach Bonn, wo er am 1. Mai 1832 immatriculirt wurde und gleichzeitig als Einjähriger bei den 7. Ulanen eintrat. Wissenschaftlich wurde an der rheinischen Universität der Historiker Loebell sein Berather. Zusagenden studentischen Verkehr fand er in der von patriotischem Geiste erfüllten Burschenschaft Markomannia. Ostern 1833 nach Berlin zurückgekehrt, promovirte er am 16. Juli 1834 mit der Dissertation „De historia eiusque tractandae varia ratione". Sodann begann er eine Recensententhätigkeit an der seit 1834 im Verlage seines Vaters erscheinenden, von Büchner herausgegebenen „Litterarischen Zeitung", und im Dienste Loebell's eine Bearbeitung der 7. Auflage der Becker'schen Weltgeschichte, damals des Haupt- und Stammbuches im Duncker & Humblot'schen Verlage; er übernahm das Mittelalter. Vom Herbst 1834 bis zum Herbst 1835 fand er gegen Remuneration Beschäftigung an der Königlichen Bibliothek, „um das väterliche Taschengeld entbehren zu können". Während dieser Zeit hatte er wegen seiner Mitgliedschaft an der Markomannia lange Verhöre durch den berüchtigten Criminalrath Dambach zu bestehen, die ihn seelisch sehr mitnahmen. Er wurde schließlich zu sechs Jahren Festung verurtheilt, die infolge eines Gnadengesuches auf sechs Monate herabgesetzt wurden. Im Juli 1837 trat er die Haft in Köpenick an. War ihm infolge der gedrückten Stimmung während der drei Untersuchungsjahre Haupt- und Barthaar leicht ergraut und ein Herzleiden erwachsen, so war die eigentliche Festungshaft für ihn eine muntere Zeit. Schmerzlich berührte es ihn, daß er infolge seiner Verurtheilung aus den Listen des 20. Landwehrregiments gestrichen wurde. Er bat 1839 um Rehabilitation, und das Bataillonscommando befürwortete sein Gesuch; seine Wiedereinsetzung erfolgte indeß erst 1843 als Lieutenant mit zurückdatirtem Patent vom 20. September 1840. Eine andere schädigende Rückwirkung hatte seine harmlose Burschenschafterzeit insofern, als es ihm anfangs verwehrt wurde, sich zu habilitiren. Als er im October 1838 die Erlaubniß dazu erhielt, wurde seine spätere Anstellung von seinem Verhalten als Privatdocent abhängig gemacht. Auch damals wäre er kaum zur Habilitation zugelassen, hätte er nicht im Cultusministerium an dem Hegelianer Johannes Schulze einen einflußreichen Fürsprecher besessen. Schulze wollte in ihm ein Gegengewicht gegen Heinrich Leo schaffen und veranlaßte ihn daher nach Halle zu gehen. In seinen Bücherbesprechungen hatte D. den conservativen Leo scharf befehdet, und Leo war ihm bei seiner stark polemischen Natur die Antwort nicht schuldig geblieben. D. hatte darauf in den „Hallischen Jahrbüchern" des radicalen Arnold Ruge erwidert. Es ehrt beide Theile, daß Leo den jungen Docenten jetzt freundlich willkommen hieß. Im Frühjahr des folgenden Jahres vollzog D. die Habilitation mit einer historisch-philologischen Untersuchung „Origines Germanicae".

Am lebhaftesten begrüßte Ruge, wie D. Hegelianer, Duncker's Uebersiedlung nach Halle: „Uns sind die tapferen, wohlfundirten Leute so dünn und werden noch immer dünner werden". Aber D. war maßvoller angelegt als Ruge, und sich in neuen Streit mit Leo einzulassen verbot ihm sein Tactgefühl; so ging er einen anderen Weg als Ruge. Er hielt Vorlesungen über „Elemente der Philosophie der Geschichte", über Verfassungsgeschichte, Geschichte des Mittelalters, des Alterthums. Sie müssen recht langweilig gewesen sein. Da er gleichzeitig zum Theil das Geschäft seines Vaters zu leiten hatte, überarbeitete er sich und verfiel 1841 in ein Nervenfieber. In der Krankheit wurde er mit der Tochter des ihn behandelnden Arztes, Charlotte Gutike,

näher bekannt. Sie zeichnete sich durch reiche Herzens- und Verstandesbildung, Geist und Willensstärke aus. Im Herbst 1841 mit ihr verlobt, konnte er sie erst am 27. Mai 1843 heimführen, da er aus dem Vaterhause, obwol dort recht wohlhabende Verhältnisse herrschten, nur wenig Mittel erhielt und erst am 20. November 1842 zum außerordentlichen Professor mit 300 Thalern jährlicher Remuneration ernannt wurde. Besonderer Gunst erfreute er sich trotz dieser Beförderung bei seiner vorgesetzten Behörde immer noch nicht. So bekam es der Cultusminister Eichhorn fertig, ihm eine Remunerationsrate nur darum zu bewilligen, um ihm „durch Versagung keinen Antrieb zum Fortschreiten in seiner unersprießlichen Richtung zu geben". Wenn D. sich auch ganz als Liberaler fühlte, so war ihm doch der Radicalismus zuwider. So nahm er in der „Litteraturzeitung", in der er am 1. Juli 1843 die Redaction des historischen und politischen Theils übernahm, bald energisch Stellung gegen religionsfeindliche Strömungen innerhalb des Liberalismus. „Lassen wir die knabenhaften Angriffe und Renommagen gegen die Religion, die uns um allen Boden bringen" ließ er sich dagegen vernehmen. Er gewann Droysen und Sybel als Mitarbeiter an der Zeitschrift. Diese Redactionsthätigkeit schmeckte ihm mehr als die Arbeit an Becker's Weltgeschichte, die er liegen ließ, obwol sein Vater deren schnelle Fortsetzung wünschte. Bald schienen ihm die Bestrebungen der „Lichtfreunde" ein geeignetes Feld zu bieten, um seinen politischen liberalen Anschauungen weitere Verbreitung zu verschaffen. Am 6. Aug. 1845 hielt er im Kreise der Lichtfreunde einen Vortrag über die Geschichte der Reformation, ihr Verhältniß zum Staat und zu den politischen Bestrebungen der damaligen Zeit. Er bekam dadurch abermals Ungelegenheiten mit der Behörde, die es bereits übel vermerkt hatte, daß Berthold Auerbach eine freiheitliche Rede in Duncker's Hause gehalten hatte. Nunmehr ließ D. seinen Vortrag unter dem Titel „Die Krisis der Reformation" im Buchhandel erscheinen und vertheidigte in der Vorrede die Lichtfreunde. Zugleich trat er darin mit Begeisterung für einen monarchisch geeinten deutschen Volksstaat ein und begann damit gewissermaßen seine Laufbahn als nationaler Politiker. Die Schrift wurde von ihm im December dem Minister übersandt, der ihm indeß nur mit größerer Mißgunst lohnte. Es war begreiflich, daß D. sich unter diesen Umständen nach einer Wirkungsstätte umsah, an der er freieren Herzens wirken konnte. Aber Aussichten, in Jena einen Lehrstuhl zu erhalten, zerschlugen sich.

Mächtig ergriffen wurde D. von der Schleswig-Holsteinschen Bewegung. Nicht zuletzt leitete ihn dabei die Erkenntniß, daß, wie er 1849 sagte, „Deutschlands Zukunft auf dem Meere läge" und daß darum vor allem Schleswig-Holstein mit seinen Häfen für das Deutschthum zu retten wäre. Aus seiner Feder erschienen zahlreiche Artikel über die Schleswig-Holsteinsche Frage in der Hallischen Zeitung. Die Adresse der Bürger von Halle an die Bewohner der Elbherzogthümer vom 21. August 1846 wurde von ihm verfaßt. Mit Feuereifer suchte er Stimmung für die Bedrängten der Nordmark zu machen. Am 28. Januar 1848 schrieb er mit schmerzlicher Empfindung: „Wir haben Elsaß und Lothringen verloren, die Schweiz und Holland und die Flamänder, wir verlieren Kurland und Livland. Aber von Allem, was in langen Jahrhunderten der Erniedrigung Deutschland getroffen hat: Dänemarks Sieg über Schleswig-Holstein wäre das Schmählichste". Dabei blieb es sein Bestreben, der Regierung den Weg zu erleichtern. Die Februarerlasse des Jahres 1847 begrüßte er mit Dank und veranlaßte ihretwegen eine Adresse der Hallischen Bürger an König Friedrich Wilhelm IV., in der er hervorhob, die Erlasse seien bestimmt, „den festen Grundstein einer neuen Epoche in

unserer staatlichen und nationalen Entwicklung zu bilden". In einer Festversammlung der liberalen Bürger, die damals im Saale der Giebichensteiner Weintraube veranstaltet wurde, hielt er es für angemessen, den Versammelten ins Gedächtniß zu rufen, wie viel Preußen auch gerade an liberalen Maßnahmen lediglich dem Vorgehen der Regierung verdanke: „Beachten wir es wohl, es war die Regierung, welche es nach dem Tilsiter Frieden unternahm, den Staat auf dem Princip der Selbstregierung zu erbauen, nicht das Volk. Vergessen wir es nicht, daß wir es waren, die 1820 einschliefen und den Beamten die Zügel des Staats allein überließen, daß abermals die Regierung es ist, welche uns heut entgegenkommt". Wenn sich zur Zeit des Vereinigten Landtages in Halle eine organisirte constitutionelle Partei bildete, so war das im wesentlichen Duncker's Verdienst. Er hatte sich inzwischen in die Geschichte des Alterthums vertieft, die er für die Becker'sche Weltgeschichte liefern sollte. Da kam die Februarrevolution und nun wurde es ihm bewußt, daß die Politik sein eigentliches Lebenselement war. Er ließ die Wissenschaft in den Hintergrund treten und widmete sich einstweilen fast nur dem öffentlichen Leben.

So freudig D. es begrüßte, daß eine Zeit größerer Freiheit anzubrechen schien, so sehr empfand er auch Sorge um das Königthum. Am 19. März eilte er nach Berlin. Dort unter die Schloßwachen eingereiht, wurde er von dem unglücklichen König angesprochen: was ihn herführe. D. gab zur Antwort „die Ereignisse". Für das Frankfurter Parlament wurde er als Candidat aufgestellt. Sein Programm lautete: „Die nächste Aufgabe ist die: sowohl das Ueberschlagen der Bewegung als den Rückfall in die früheren unglücklichen Zustände zu verhindern. Alle Ueberspannung des Fortschritts ist der sicherste Weg zur Reaction, alle Reaction ist der Weg zur Revolution". Von 156 Wahlmännern der Stadt Halle gaben ihm 149 am 9. Mai ihre Stimme. Er glaubte sich zum Staatsmann berufen, da er, wie er es ausdrückte, „fast zwanzig Jahre in den Geschicken der Staaten zu lesen versucht". Trotz dieses Selbstgefühls hat er sich davor gehütet, nach rednerischen Erfolgen zu haschen. Er besaß genügend Einsicht dafür, daß er eine zu lehrhafte Natur war, um durch die parlamentarische Rede zu wirken. Seine Reden waren Vorträge und verleugneten nie den Mann des Katheders. Er vermochte auch nicht zu improvisiren und selbst, wenn er vorbereitet war, hatte er mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Als er einmal in der Paulskirche das Wort ergriff, passirte ihm das Mißgeschick, von Vincke „vor das Messer genommen zu werden", indem dieser ihn wegen seines Eintretens für ein dreiköpfiges Directorium verspottete. Schließlich stimmte D. auch Gagern's „kühnem Griffe" zu. In der richtigen Erkenntniß, daß von Frankfurt allein aus nicht viel gemacht werden könnte, und daß die Entscheidung in Berlin läge, knüpfte er mit der Persönlichkeit daselbst, die am preußischen Hofe am meisten Sympathie für Frankfurt zeigte, mit der Prinzessin von Preußen, Beziehungen an und suchte sie für recht anfechtbare Maßnahmen der Nationalversammlung einzunehmen. Die Schwäche der einzelnen dem preußischen Könige aufgenöthigten Ministerien reizte ihn. „Was sagst Du", schrieb er nach dem Sturm auf das Zeughaus an seine Frau, „zu den Berliner Bubenstreichen und zu der Schwäche des Ministeriums? Warum sagt man Camphausen nicht, daß er das Blut frevlerischer Rebellen, die die Ehre der Nation besudeln, nicht zu schonen habe?" Als mit dem Ministerium Brandenburg eine Zeit kraftvolleren Handelns begann, athmete er auf. Neue Rathschläge, die er durch die Prinzessin von Preußen an die entscheidenden Stellen zu bringen gedachte, wurden wie die ersten durch die Ereignisse überholt. Diese Rathschläge gingen dahin, die Stimmung zu „bra-

vieren". In Halle gab er als Loosungswort aus: „Ein Hundsfott, wer die Krone in diesem Kampfe verläßt!" und in diesem Sinne bekämpfte er den Unruh'schen Radicalismus in seinem Hallischen constitutionellen Club, wo eine starke Strömung vorhanden war, die die Steuerverweigerung der Anhänger Unruh's billigte. Die Anarchie sei der Feind, belehrte er seine Mitbürger, durch den das junge constitutionelle Leben bedroht sei, und nur im Bunde mit der Krone wäre man im Stande diesem Gegner zu begegnen. Auch in Frankfurt wußte er diese maßvolle, auf das Positive gerichtete Haltung zu bewahren. Er schloß sich dort der großen Casinopartei, der Partei des rechten Centrums an. Besonders nützlich erwies er sich dieser durch seine gewandte Feder, als seit dem December von der Partei eine lithographische Correspondenz ins Leben gerufen worden war. Damals verfaßte er den Bericht über die Oberhauptsfrage, aus dem Vincke die Grundlagen zu seiner berühmten Rede vom 22. Januar 1849 entnahm. Der geistvolle Heinrich v. Arnim konnte nicht umhin, gegen D. über diesen durch seine Klarheit und Präcision ausgezeichneten Bericht zu äußern: „Wenn es mir gegeben wäre, Großem und Schönem gegenüber ein unedles Gefühl zu nähren, so könnte ich Sie beneiden um die glücklich ausgeführte Lösung dieser Frage und um eine Arbeit, die Ihnen ein bleibendes Denkmal in der Geschichte Deutschlands stiften wird". Als D. es dann schließlich erleben mußte, daß es ein Unding war, den vierten Friedrich Wilhelm dazu zu zwingen, ein großer Mann zu sein, als damals sowol aus dem deutschen Kaiserreich wie aus der Befreiung Schleswig-Holsteins nichts wurde, trug er den Verhältnissen Rechnung und erklärte am 20. Mai 1849 mit 65 Mitgliedern der Gagern'schen Partei seinen Austritt aus der Nationalversammlung. Entsagungsvoll schrieb er: „Unser Gewissen ist so ruhig, als unser Schmerz und unsere Trauer tief ist". Der Kaiserdeputation hatte er sich seiner Zeit auf Wunsch des Reichsministeriums angeschlossen, ohne ihr als Mitglied anzugehören.

Gleich nach seinem Austritte aus der Paulskirche eilte er wieder nach Berlin, und sein erster Gang dort war zur Prinzessin von Preußen. Noch gab er auf deren Urtheil viel; und warum sollten ihm ihre Klagen und Trostesworte und ihr Vertrauen zu seinem Urtheile nicht wohl thun? Der Prinz von Preußen, an den er bereits im März eine Denkschrift über die Angelegenheit der Elbherzogthümer hatte gelangen lassen, verlangte von ihm eine Zusammenfassung seiner Gedanken über die Lage. Schnell gefaßt und nicht ohne realpolitischen Blick entwickelte er sie ihm: es gälte nun das Reich von Berlin aus zu gründen; diese Eroberung müsse eine moralisch-politische und eine militärische sein; nur der vollendeten Thatsache würden sich die Regierungen fügen. Freilich kamen ihm dabei zuweilen unpraktische Ideen, so wenn er schrieb: „Auch das mittlere Deutschland muß durch fortdauernde Durchzüge von Truppen in Furcht und Staunen erhalten werden, um zu zeigen, daß Preußen eine Macht". Als erstes Erforderniß bezeichnete er Schaffung einer Verfassung, sodann Machtentfaltung und drittens Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage. Ihn beseelte der unerschütterliche Glaube an den Beruf des Staates Friedrich's des Großen. Die Betheiligung an den Vorbereitungen zu den Besprechungen in Gotha verstand sich für ihn von selbst. Seit Ende Mai entspann sich darüber zwischen ihm und Droysen, mit dem er in der letzten Zeit der Nationalversammlung bekannt geworden war, ein reger Briefwechsel. Als die Gothaer im Juni zusammentraten, um noch einmal einen Versuch der Reichsgründung zu wagen, obwohl sie selbst kein Vertrauen mehr zum Gelingen ihres Unternehmens hatten, wurde D. neben dem in Gotha lebenden Becker Präsident der Versammlung. Im Gefühl eine patriotische Pflicht mit

diesem Unternehmen zu erfüllen, schrieb D.: „Es hilft nichts, wir müssen es thun, wenn wir uns auch noch einmal blamiren" und mit ruhiger Würde trug er den Spottnamen eines „Gothaers". Am 27. Juli 1849 auf Grund des Dreiclassensystems von Halle in das Abgeordnetenhaus geschickt, strebte er die Verwirklichung der Unionsverfassung an und ergriff in diesem Sinne am 6. September das Wort. An jenem Tage sprach auch Otto v. Bismarck zu dieser Sache in ganz entgegengesetztem Sinne und mit richtigerer Erkenntniß dafür, was im Sinne einer preußischen Machtpolitik, die auch D. vorschwebte, lag. In derselben Zeit verfaßte D. das Büchlein „Zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung in Frankfurt", eine Schrift zur Rechtfertigung der Politik der Paulskirchenmehrheit und zur Vertheidigung der Unionspolitik, „nahezu das Beste, was je zur Rechtfertigung der Erbkaiserlichen gesagt wurde", wie Heinrich v. Treitschke 1886 urtheilte. Im Anfang des nächsten Jahres schickten ihn die Wähler von Halle in das Volkshaus des Erfurter Parlaments. Dort schloß er sich besonders an Mathy, den staatsmännischsten Kopf der liberalen Partei, an. Seinem Einfluß verdankte vornehmlich Simson die Wahl zum Präsidenten. In jenem Jahre entstand auch Duncker's biographische Skizze „Heinrich v. Gagern" als Beitrag für das damals in Leipzig bei Costenoble & Remmelmann erscheinende Sammelwerk „Männer der Gegenwart". Noch theilte er mit vielen Anderen die Ueberschätzung der staatsmännischen Bedeutung des ersten Präsidenten der Paulskirche.

Der Mißerfolg aller Einigungsversuche bedrückte ihn in hohem Maaße, aber er ließ sich nicht entmuthigen, sondern richtete nach wie vor unablässig sein Denken und Trachten darauf, wie er dem nationalen Gedanken nützen könnte. War doch Hoffnungsfreudigkeit der Grundzug seines Wesens. Er vermochte daher nicht anders, als unablässig zu treiben und zu trösten. Der neugegründeten Constitutionellen Zeitung in Berlin verschaffte er in der Person Rudolf Haym's, dem er seiner Zeit auch zu einem Sitz in der Nationalversammlung verholfen hatte, einen fähigen Redacteur. Besonders wandte er sich jetzt wieder der Beschäftigung mit der Sache der Elbherzogthümer zu, indem er als Agitator im Lande nach Kiel, Bremen, Oldenburg, am Rhein herumreiste. In Oldenburg suchte er vergeblich auf Nichtratification des Friedens vom 2. Juli 1850 hinzuwirken. „Es muß alles versucht werden" schrieb er. „Sie glauben nicht, was ich in allen Coupés, Dampfbooten und Wirthshäusern ganz gegen mein Naturell aufstellte. Meine Litanei weiß ich bereits auch im Schlafe". In Kiel freundete er sich näher mit Gagern an. Doch vermied er es, dessen Beispiel zu folgen und wiederum den Soldatenrock anzuziehen, weil er fühlte, daß er mit seiner Feder nützlicher sein konnte. Mit Feuereifer wirkte er für seine Gedanken in der Presse, besonders in der Constitutionellen Zeitung. „Krieg auf Leben und Tod gegen die Jammergeschöpfe, die Volk und Vaterland ruiniren" schrieb er und glaubte sich voller Selbstbewußtsein sagen zu dürfen: „Ohne mich schliefe Deutschland jetzt schon wieder viel fester, als wirklich der Fall ist". Niederschmetternd wirkte es auf ihn, als Preußen die Sache Schleswig-Holsteins in Olmütz aufgab. Schon am 11. November 1850, einige Tage nach dem entscheidenden Kronrathe vom 2. November, der den Kriegsgedanken fallen ließ, schrieb er zornerfüllt: „Wir sind Dupirte, nieder mit den Schuften! Ich gehe zum Andreas, d. h. ins demokratische Lager." Staatsmännischer faßte Mathy die Sachlage auf, der dem Freunde schrieb: „Ich gräme mich nicht über die Wendung der Dinge; was hätten wir uns von einem Kriege versprechen dürfen, der unter den Auspicien Friedrich Wilhelm's IV. geleitet worden wäre?" Zum Demokraten war D. freilich nicht geschaffen; aber eine

Zeit lang war er jetzt doch geneigt, die Flinte ins Korn zu werfen. Er dachte daran, eine Sprengung der Kammer durch Massenaustritt herbeizuführen. „Schleswig-Holstein", schrieb er am 5. Februar 1851 „bricht mir fast das Herz". Seine Stimmung entlud sich in der kleinen, von ihm zusammen mit Samwer und Forchhammer verfaßten, im Januar erscheinenden Schrift „Vier Wochen auswärtiger Politik", die die Ereignisse vom 2. November bis zur Eröffnung der Dresdener Conferenzen behandelte, und gleich darauf noch vollständiger in der allein von ihm herrührenden, ohne Namensnennung veröffentlichten berühmten Flugschrift „Vier Monate auswärtiger Politik", in der er das Ministerium Manteuffel, dessen Politik zu dem demüthigenden Gange nach Olmütz geführt hätte, schonungslos angriff. Zur Kenntniß der Zeitgeschichte nicht von großem Belange, da ihm die treibenden Ursachen der damaligen politischen Ereignisse verborgen waren, begründete sie doch für immer seinen Ruf als Publicist, der mit Verve zu schreiben weiß. Am 3. April sah sich der Polizeipräsident Hinckeldey zur Confiscation der Schrift veranlaßt, worauf D. sich als Verfasser bekannte. Die Untersuchung zog sich länger als anderthalb Jahre hin. Schließlich wurde das Strafverfahren eingestellt.

Die völlige Aussichtslosigkeit, in der Reactionszeit irgendwie seiner Politik dienlich zu sein, lenkte D. darauf, sich wieder mehr der Wissenschaft zu widmen. Im März 1852 erschien der erste Band seiner „Geschichte des Alterthums", der im Böckh'schen Geiste die überreichen Ergebnisse der letzten Jahrzehnte orientalischer Forschung zu einer zusammenhängenden Darstellung zu verwenden begann. Im Herbst 1853 war der zweite fertiggestellt, und mit großer Thatkraft ging der Verfasser an die Fortsetzung des Werkes. Von den ersten Bänden wurden in kurzer Zeit neue Auflagen erforderlich, sodaß der wissenschaftliche Ruf Duncker's bald begründet war. Politisch wurde D. um so stiller, als die „Constitutionelle Zeitung" ihr Erscheinen einstellte und er dadurch das Hauptorgan, das ihm zur Verfügung stand, verlor. Als jedoch der Krimkrieg heraufzog, litt es ihn nicht, ruhig zu sein. Im März 1854 ließ er die Flugschrift „Preußen und Rußland" erscheinen, in der er die Neutralitätspolitik König Friedrich Wilhelm's IV. angriff, obwohl sie die einzig richtige Haltung für Preußen und ein schlagendes Beispiel für den politischen Weitblick des nur nicht zum Handeln geborenen Königs war. Statt der Neutralität verlangte D. ein Bündniß mit England. An der mit der seinigen übereinstimmenden Haltung des Prinzen von Preußen hatte er helle Freude und er bewog daher die Stadt Halle und andere Orte der Provinz Sachsen zu Glückwunschadressen bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des prinzlichen Paares im Juni 1854.

Mittlerweile machte sich der Umstand drückend geltend, daß D. nicht befördert wurde. Er blieb nach wie vor außerordentlicher Professor, seit Mai 1848 mit einem festen Gehalt von 400 Thalern. Der Curator der Hallischen Universität, Pernice, ein schroffer Reactionär, besaß ein durchschlagendes Mittel, um die Verleihung einer ordentlichen Professur an D. zu verhindern, indem er auf die geringen Lehrerfolge Duncker's hinwies. Gern wäre D. daher auf einen andern Lehrposten gegangen, wenn sich ihm etwas Passendes geboten hätte. Es zeigten sich auch Aussichten, in Greifswald, Bern oder Basel einen Lehrstuhl zu erhalten; einen Ruf nach Basel entschloß sich D. jedoch auf Mathy's Rath abzulehnen, obwol Sybel ihm zugeredet hatte. Sein alter Gönner Johannes Schulze befürwortete bei dem Cultusminister v. Raumer Duncker's Ernennung für Greifswald, und in der That schien Raumer darauf eingehen zu wollen; doch wurde die Anstellung von einer Erklärung Duncker's über die von ihm zu erwartende politische Haltung abhängig gemacht. D. setzte eine Denkschrift

auf, in der er seine politische Haltung rechtfertigte und kühnerweise der Regierung Rathschläge ertheilte; die Regierung hatte eher einen Widerruf erwartet. Raumer fand die Erklärung „nicht Vertrauen erweckend", und damit war die Greifswalder Aussicht in nichts zerronnen. Inzwischen fühlte D. immer mehr den Boden unter seinen Füßen schwinden. Seine gemäßigte Haltung machte ihm die Mehrzahl seiner Amtsgenossen zu Feinden; mit Studenten besaß er wenig Fühlung. Unter diesen Umständen sah er sich veranlaßt, sich mit verdoppelter Kraft wissenschaftlicher Production hinzugeben; er ließ sich zeitweilig von seinen Vorlesungen dispensiren, um ungestörter arbeiten zu können. Da setzte Rümelin, sein alter Parteifreund, im Sommer 1857 Duncker's Berufung an die in Tübingen freigewordene Professur für politische Geschichte, Völkerrecht und Theorie der Statistik durch, sodaß D. vor die Frage gestellt wurde, ob er sein Preußen, an dem er mit ganzer Seele hing, verlassen sollte. Er erkundigte sich bei Johannes Schulze, ob er irgendwelche Hoffnung hegen dürfe, daß man ihn in Preußen festhalten würde. Als er erfuhr, daß von Raumer nichts für ihn zu erwarten sei, nahm er in Tübingen an; von Vorlesungen über Statistik befreite man ihn dort auf seinen Wunsch. Es war ein bitteres, aber wahres Wort, das er in seiner Abschiedsrede im Kreise seiner Freunde aussprach: die Hochschule, an der er achtzehn Jahre hindurch thätig gewesen wäre, habe „niemals ein Wort für ihn gehabt". Noch einen letzten Versuch, in Preußen zu bleiben, machte er, indem er unter Ueberreichung des vierten Bandes seiner Geschichte des Alterthums an die Prinzessin von Preußen, „deren einflußreicher Theilnahme er bei seinem Weggange aus Preußen nicht entrückt zu werden wünschte", ein Schreiben richtete und ihr gestand, daß er seine akademische Laufbahn aufzugeben entschlossen sei, wenn er eine andere Verwendung in seinem engeren Vaterland finden könnte. Ja er rückte mit einem Geständniß heraus, das seine innersten Neigungen verrieth. Sein Ehrgeiz ging auf eine Verwendung im auswärtigen Amte: „Den Interessen und Studien des Historikers ist die auswärtige Politik verwandt genug. Die auswärtige Politik bildet gerade den schwierigsten und gefährlichsten Punkt der preußischen Staatsleitung. Gerade diese ist unausgesetzt der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit und meiner Forschungen gewesen. Ihre Versuche und Wechsel, ihr Gelingen und Mißlingen liegen mir seit den Zeiten des zweiten Friedrich ziemlich klar vor Augen, und ich würde hier und da vielleicht einen sachkundigen Rath zu ertheilen vermocht haben". In jenem Augenblick war die stolze Prinzessin im Koblenzer Schlosse vielleicht weniger wie je in der Lage, solchen Wünschen Rechnung tragen zu können.

So ging D. also nach Schwaben. Am 9. November 1857 fing er an zu lesen und zwar über die französische Revolution. Gleich in der Einleitungsrede warb er für die deutsche Einheitsidee: „Unsere Stämme stehen politisch nebeneinander; sie haben seit zwei Jahrhunderten ihre besondere Geschichte und dadurch ein verschiedenes Selbstgefühl erhalten". Während sonst die Norddeutschen auf diesem Boden gewöhnlich das Loos hatten mit einigem Mißtrauen betrachtet zu werden, gewann D. in Tübingen sofort eine sehr günstige Stellung unter den Collegen und in der Studentenschaft. Neben dem Oberbibliothekar Klüpfel schlossen sich ihm besonders einige Jüngere, wie K. H. Weizsäcker, Chr. v. Sigwart und der damalige Studiosus Gustav Schmoller an. Kaum war D. nach Tübingen übergesiedelt, da eröffnete die Uebernahme der Stellvertretung für den erkrankten König Friedrich Wilhelm IV. durch den Prinzen von Preußen die Aussicht auf einen baldigen Wechsel der Dinge in Preußen.

Die Gründung der „Preußischen Jahrbücher" im Januar 1858 war gleichsam das Zeichen eines neuen Anschwellens der liberalen Ideen. In dieser Zeitschrift,

deren Leitung sein alter Schützling Haym übernahm, fand Duncker's Feder die rechte Stelle, um der preußischen Sache zu dienen. Bereits im ersten Hefte begrüßte er in dem Aufsatze „Preußen und England" die bevorstehende Verbindung des preußischen mit dem englischen Königshause. Den Gedanken von 1854 wieder aufnehmend, führte er aus, daß beide Staaten vereinigt emporgekommen und niemals ohne Schaden für beide ernsthaft getrennt gewesen seien. In einem weiteren Aufsatz: „Die Politik der Zukunft" griff er Bismarck's Haltung in Frankfurt heftig an, indem er sie eine Politik kleinlicher Rache und muthwilligen Widerspruchs nannte und neben abermaliger Befürwortung des Anschlusses an England für Freundschaft mit Oesterreich plaidirte. „Zänkereien sind keine Politik" rief er dem Bundestagsgesandten zu. „Diese Politik der Rancune mußte verderben, was noch zu verderben war." „Und neben diesen Kleinlichkeiten, bei aller dieser Erbitterung und bei all diesem Widersprechen gab Preußen in jeder wesentlichen Frage nach. Man ließ sich in der Zollvereinsfrage, in der Handelsrechtsfrage auf eine kümmerliche Defensive zurückdrängen." So mißmuthig sah er Preußens Lage an, so abfällig urtheilte er über den genialen Vorkämpfer des preußischen Machtgedankens, während dieser in Frankfurt gerade die Bahnen suchte und erkannte, die Preußen gehen mußte, um ungefähr die Ziele zu erreichen, nach denen die Gothaer strebten. Aber während sich D., beeinflußt durch liberale Romantik, mehr als wünschenswerth in einen Gegensatz zu Factoren hineinlebte, deren Hilfe doch nicht zu verachten war, bekundete er auf der andern Seite wachsendes Verständniß für einzelne Lebenselemente des preußischen Staates. Ungefähr gleichzeitig mit dem Aufsatz „Die Politik der Zukunft" erschien sein Vortrag „Feudalität und Aristokratie", mit dem er sich am 18. März 1858 im Tübinger Senat eingeführt hatte, im Buchhandel. Darin wies er wieder auf England hin, zeigte aber auch zugleich, daß er von dem preußischen Adel und dessen politischer Befähigung nicht durchaus schlecht dachte, eine Anschauung, die ihm der Liberalismus vielfach als Ketzerei auslegte. Sehr bald nach diesem Vortrage eilte er nach Berlin, um mit den alten Freunden und Gesinnungsgenossen wie Droysen, Ad. Schmidt, Sybel, Curtius, Waitz über die Lage zu sprechen. Auch mit der Prinzessin von Preußen gewann er neue Fühlung. Gleichsam als wäre er ein Mann der kommenden Zeit, wurde er in den Kreisen des Liberalismus hoch gefeiert. Ihm zu Ehren veranstaltete man große Festessen, zu denen die Häupter der liberalen Partei geladen wurden. Auf einem solchen, das ihm die Fraction Schwerin gab, hielt Graf Schwerin eine schwungvolle Rede auf die Historiker, die das Beste zur Gründung politischer Freiheit und Größe thäten, indem sie bei der studirenden Jugend Verständniß dafür weckten. Wenn D. in seiner Antwort sagte, daß „Geschichte machen zu allen Zeiten mit Recht für ein höheres Streben gegolten habe, als Geschichte schreiben", verneigte er sich wohl vor den anwesenden Staatsmännern und Parlamentariern; wer ihn genau kannte, mußte darin aber zugleich den verhüllten Ausdruck seines sehnlichsten Wunsches erkennen, selbst ein Mann des öffentlichen Lebens zu sein. Daß er mehr das Zeug zu einem solchen hatte, wie die meisten der anwesenden Männer, die er feierte, ist zweifellos. Er selbst nahm nach Süddeutschland zum Theil nicht die besten Eindrücke von dem politischen Verständniß seiner Parteigenossen mit. Er erkannte, daß manche gar zu doctrinär waren.

Als im October 1858 der Prinz von Preußen die Regentschaft antrat, ergriff D. sofort die Gelegenheit, um sich in Erinnerung zu bringen, indem er eine Denkschrift über den Systemwechsel in Preußen aufsetzte, die dem Regenten in die Hände gespielt werden sollte. Sie enthielt abermals einen

Angriff auf Manteuffel, dessen Stunden inzwischen gezählt waren, und schloß mit der tiefes Verständniß für die in Preußen schlummernden und zu lösenden Kräfte verrathenden Apostrophe: „Preußen besitzt einen Bauernstand wie kein anderes Land in Europa, einen Bürgerstand voll Intelligenz, von seltener Rührigkeit und Arbeitskraft, eine Ritterschaft voll von den schätzbarsten Kräften für die Armee. Die bedenklichen Tendenzen in diesem Stande werden verschwinden, sobald er nur eine feste Hand und einen festen Zug von oben her empfindet. Alle diese reichen Kräfte stehen bereit, einer Führung zu folgen, welche ihnen Gewähr bietet, einem in Deutschland und Europa geachteten Staate anzugehören. Das preußische Volk verlangt nichts mehr, als zu Anstrengungen aufgefordert, zu großen Aufgaben geführt zu werden". Bald darauf knüpfte der junge Prinz Friedrich Wilhelm, der Thronerbe, mit ihm an, und D. nahm Gelegenheit, auch diesem die Aufgaben zu entwickeln, die nach seiner Ansicht Preußen zu lösen hatte. So bereitete er sich die Bahn und bald erfüllte sich denn auch sein Sehnen nach Preußen, „dem natürlichen Boden meiner Wirksamkeit", wie er sagte, zurückberufen zu werden. Sein Freund von Schleswig her, Sammer, kam auf den Gedanken, daß D. der richtige Mann zur Leitung der preußischen Regierungspresse sein würde. Dem schloß sich Herzog Ernst von Coburg an, und der Vertraute des preußischen Thronerben, Ernst v. Stockmar, setzte schließlich diese Ernennung beim Prinzregenten durch. Es war nicht eine Rolle, wie sie sich D. erträumt hatte. Er fühlte, daß er auf diesem Posten seine Individualität nicht zur Geltung würde bringen können. „Man kann, wie ich glaube, eine Politik nur dann wirksam vertreten, wenn man nicht ausschließlich auf ihre Apologie angewiesen ist", schrieb er treffend. „Ich kann keine Politik vertheidigen, wenn ich nicht auf deren Leitung, tant soit peu, Einfluß habe und zwar amtlicher Weise." Die neuen Minister rissen sich förmlich um D. Der Cultusminister Bethmann-Hollweg verlangte im Februar 1859 von der philosophischen Facultät in Halle Vorschläge zu einer Professur für alte Geschichte und hatte die Genugthuung, daß der Wink verstanden und D. mit allen Stimmen, ausgenommen die Leo's, an erster Stelle vorgeschlagen wurde. Schon aber erhielt D. auch vom Minister Rudolf von Auerswald die dringende Aufforderung, sich zu einer Unterredung in Berlin einzufinden, und die Aussicht eine politische Anstellung zu erlangen, bestimmte ihn, die Professur fahren zu lassen. Freilich handelte es sich zunächst doch nur um die Leitung der Presse. Aber D. entschloß sich, diese Stelle anzunehmen, weil sie doch die erste Staffel für eine politische Laufbahn sein konnte und weil von vornherein diese ganze Beschäftigung nur ein Durchgangsposten zu sein schien. Auerswald stellte ihm die Wahl, ob er amtlich eine ordentliche Professur in Berlin oder eine Rathsstelle im auswärtigen Ministerium bekleiden wolle. D. wünschte, zumal da er von Vorlesungen befreit sein sollte, lieber die Professur, weil er dadurch unabhängiger dazustehen hoffte. Eine solche Ausnahmeprofessur wollte Bethmann jedoch nicht schaffen. Zum Rath wollte ihn wiederum der Unterstaatssecretär Gruner nicht haben, weil ihm die geschäftige Lebhaftigkeit Duncker's unbequem erschien, obwohl sich D. sonst sehr seiner Werthschätzung und Gunst erfreute. Herzog Ernst und Sammer, denen es darum zu thun war, den alten Freund in einflußreicher Stellung zu sehen, wußten einen Ausweg zu finden. D. sollte zwar Rath im auswärtigen Amte werden, aber lediglich dem Ministerpräsidenten Fürst Hohenzollern beigegeben sein. So bereitete schon der Eintritt in die neue Stellung gleich Schwierigkeiten. Nach deren Beseitigung übernahm D. die ihm zugewiesenen Geschäfte, die, wie er bald merkte, unerschöpflich reich an Dornen für ihn sein sollten. Nachdem ihm in Tübingen

Uhland eine warme Abschiedsrede gehalten hatte, traf er am 28. April 1859 in Berlin ein.

Zum Fürsten Hohenzollern gewann er eine gute Stellung D. ging noch über den von Bismarck mit Recht durchaus verworfenen Gedanken der bewaffneten Friedensvermittelung, den der Prinzregent vertrat, hinaus, indem er mit allen Mitteln dahin zu arbeiten suchte, daß Napoleon so schnell wie möglich durch Waffengewalt gedemüthigt würde, und zwar deswegen, weil er einen Angriff Rußlands als bevorstehend ansah. Unter anderem unterhielt D. mit dem damals in München wirkenden Sybel einen regen Briefwechsel, der seinen Zielen dienen sollte. Doch die Besiegung Napoleon's hätte auch die Vereitelung der Einigung Italiens bedeutet, die D. selbst wünschte. Wie der Regent, war D. tief betroffen, als der Friede von Villafranka es zum Glück verhinderte, daß Preußen den Oesterreichern die Kastanien aus dem Feuer holte. Er schob diese angebliche Versäumung der Gelegenheit, die deutsche Frage zu lösen, irrigerweise der Langsamkeit des auswärtigen Amtes zu, und in seiner temperamentvollen Art war er rasch dabei, diese Politik, die er doch zu vertheidigen angewiesen war, zu verdammen und launig davon zu sprechen, daß er nicht übel Lust verspüre, gegen sein Ministerium über „Sechs Monate auswärtiger Politik" zu schreiben. Er suchte nun wenigstens zu thun, was in seiner Macht stand, um die diplomatische Lage Preußens zu verbessern, und verfaßte im Einvernehmen mit Karl Anton und Auerswald am 16. Juli für die officiöse „Preußische Zeitung" einen Artikel zur Beleuchtung der redlichen Absichten Preußens und gegen die vermeintliche Unehrlichkeit Oesterreichs. Zu seinem Schmerze erschien statt dessen ein Artikel des Grafen v. d. Goltz, in dem gleichsam um Entschuldigung für die bereits bewerkstelligte preußische Mobilmachung gebeten wurde. Sofort bat D. um seinen Abschied. Doch das Ministerium hielt ihn, und der Goltz'sche Artikel wurde durch die Schrift Aegidi's „Preußen und der Friede von Villafranca" desavouirt. D. ließ sich nun wenigstens die ausdrückliche Zusicherung geben, daß er über den Gang der Politik stets genau unterrichtet würde, da er sonst nicht imstande wäre, seine Functionen nach Wunsch zu versehen. Er machte sich sodann daran, das officiöse Preßwesen vollkommen neu zu gestalten und entwickelte dabei nicht nur einen wahren Feuereifer, sondern auch großes Organisationstalent. Eine große Anzahl von Zeitungen wurde durch ihn gegründet und er wußte mancherlei gute Federn zu gewinnen. Zugleich war es ein Hauptaugenmerk von ihm, Ehrlichkeit in die ihm unterstellte Presse zu bringen, ein Unternehmen, dessen völliges Gelingen allerdings durch die Natur der Verhältnisse ausgeschlossen war. Einen neuen Freund fand er in Theodor Bernhardi, mit dem er politisch aufs beste harmonirte, während die früheren Parteifreunde ihm nicht mehr so folgten. In Bernhardi warb er auch den sachkundigsten publicistischen Vertreter der Militärreform, an die der Prinzregent jetzt ging. Charakteristisch für ihn war es, daß er es nicht unterlassen konnte, auch an den Aufsätzen dieses von ihm ganz außerordentlich geschätzten Mannes ohne dessen Wissen erhebliche Aenderungen vorzunehmen, sodaß Bernhardi tief verstimmt war und nur deswegen seinen Unmuth still bewältigte, weil es ihm nicht möglich war, dem Freunde, „der es so treu und redlich mit mir, so treu und redlich mit der Sache meint" deswegen irgendwie entgegenzutreten. Im December 1859 wurde er von dem Wahlkreis Neustettin-Schievelbein gegen Ludwig v. Gerlach für das Abgeordnetenhaus gewählt.

Er erkannte allmählich, daß der Mann, der am meisten das Vertrauen der Prinzessin von Preußen besaß, der Minister des Aeußeren

Freiherr v. Schleinitz, nicht für seinen Posten geeignet war, und verfaßte demgemäß im März 1860 eine Denkschrift für den Prinzregenten, in der er zur Beseitigung von Schleinitz rieth. Darin führte er aus, daß die Heeresverbesserung eine Lebensfrage für Preußen sei, Preußen müsse eine kräftige auswärtige Politik einschlagen, um der inneren Schwierigkeiten wegen der Heeresreform Herr zu werden, und demgemäß an die Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage gehen. Mit Herrn v. Schleinitz sei eine solche kühne Politik nicht durchzuführen; sein Wort habe nirgends mehr Gewicht und Vertrauen; gestände er ja doch selbst, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen wäre. Aber er plaidirte nicht für Bismarck's Berufung, die, wie heute jeder erkennt, die richtige Lösung der Schwierigkeiten hätte sein können, sondern äußerte sich gerade vor diesem besorgt und beruhigte sich erst, als Fürst Hohenzollern ihm sagte, so weit sei man noch nicht, um „den Bock zum Gärtner zu setzen". Ihm galt vielmehr gerade Fürst Karl Anton als der einzige Retter in der Noth, wie er auch dem Regenten in jener Schrift darlegte. Wie einst in Gagern, so überschätzte er jetzt in Hohenzollern die staatsmännischen Fähigkeiten. Bei der Zusammenkunft des Regenten mit Napoleon im Juni 1860 zu Baden war D. im Gefolge Hohenzollern's zugegen und eifrig thätig, um das Ereigniß publicistisch im preußischen Sinne zu verwerthen. Seine Feder gab dem Regenten die schriftlichen Unterlagen zu dessen Rede an die in Baden versammelten deutschen Fürsten. Noch immer hielt er an dem Gedanken der Allianz mit England fest und suchte in diesem Sinne auf englische Staatsmänner einzuwirken. Er hatte die Hand dabei im Spiele, als ein Besuch der Königin Victoria in Koblenz verabredet wurde, bei dem ein gemeinschaftliches Programm für Preußen und England vereinbart werden sollte. Nach seiner Idee sollte England von Preußen im Orient und in Italien unterstützt werden, wofür England Preußens Standpunkt in der deutschen und holsteinschen Frage vertreten sollte. Bald zeigte es sich, daß dergleichen Pläne keine Aussicht auf Verwirklichung hatten, und das Ergebniß der Koblenzer Besprechung war lediglich eine Verstimmung Oesterreichs und Rußlands. Wenig Erfolg hatte D. auch mit einer für den Nationalverein bestimmten Denkschrift, in der er diesen zur Rücksichtnahme auf die preußische Regierung zu bestimmen suchte. Dafür gelang es ihm bei dem Minister des Innern Graf Schwerin die Amtsentsetzung des dem Liberalismus mißliebigen Polizeipräsidenten v. Zedlitz zu bewirken, was allerdings eine tiefe Verstimmung des Regenten zur Folge hatte. Vielleicht der erfreulichste Theil seiner Thätigkeit in dieser Zeit war die Redaction der Thronreden. Es war D. gegeben, sich in die Seele und Art des Regenten hineinzuversetzen, sodaß er in jenen Ausarbeitungen den dem hohen Herrn zusagenden Ton zu finden vermochte. Hin und wieder gelang es ihm auch, Spitzen aus den Entwürfen herauszubrechen. Auf die Dauer war indeß die Stellung als Leiter der Regierungspresse für ihn nicht zu ertragen, und so war er auf der Stelle bereit, die ihm im März 1861 vom Cultusminister angebotene, durch Dahlmann's Tod erledigte Professur in Bonn zu übernehmen. Auerswald suchte jedoch wiederum seine Kraft für die politischen Geschäfte zu erhalten und stellte es ihm frei, Bedingungen zu nennen, unter denen er auf die Professur verzichten würde.

So hielt D. sein Schicksal in seiner Hand, und er zauderte nicht, jetzt den Wunsch auszusprechen, den er schon seit langem im Herzen getragen haben mochte. Er wünschte dem Kronprinzen, dem Fürsten von Hohenzollern und dem Minister des Auswärtigen, vielleicht auch dem Könige über die politische Lage und den Stand der öffentlichen Meinung von Zeit zu Zeit mündlich oder schriftlich Bericht erstatten zu dürfen. Sein Gedanke war es dabei natürlich, alle diese In-

stanzen nach Möglichkeit zu beeinflussen. Es war allerdings ein weitgehender Wunsch, den er damit äußerte. Die einflußreichen Freunde, die er hatte, bewirkten es, daß wenigstens ein Theil seines Wunsches in Erfüllung ging. Wiederum war es der Vertraute der kronprinzlichen Familie, den Königin Victoria von England mitgeschickt hatte, Stockmar, der, wie er vor zwei Jahren Duncker's Ernennung zum Leiter der Preßangelegenheiten anregte, ihm jetzt den Posten eines Berathers des Kronprinzen verschaffte. Stockmar hatte schon seit dem Anfange des Jahres 1860 eine Annäherung zwischen den jungen Herrschaften und D. herbeigeführt. Prinz Friedrich Wilhelm wie seine Gemahlin fanden Gefallen an D., und der Prinz ließ sich öfter durch D. über schwebende Fragen unterrichten, was D. getreulich in allerlei Denkschriften that. Stockmar glaubte daher, in D. den passenden Mann gefunden zu haben, der sein Nachfolger in der Berathung des kronprinzlichen Paares werden könnte. Schon seit November 1860 ging er in seinem Verkehr mit D. von diesem Grundgedanken aus. So fehlte schon damals nicht mehr viel daran, daß Duncker's Wünsche nach dieser Seite hin in Erfüllung gingen. Es kam hinzu, daß Fürst Karl Anton den Verkehr des Kronprinzen mit D. gern sah. Im März 1861 äußerte er zu D.: „Der Kronprinz ist die einzige Stütze des Ministeriums; seit er Sie sieht, ist er ein ganz anderer geworden!" Daher brauchte es dem Kronprinzen nur von Stockmar oder einer andern Seite nahegelegt zu werden, einen dahingehenden Wunsch zu äußern, so erhielt D. die Stelle eines Rathgebers bei ihm. In der That sprach sich der Thronfolger sehr bald in diesem Sinne aus. Nun, am 15. April 1861, erklärte D. in Berlin bleiben zu wollen, wenn ihm eine fest umschriebene Stellung eingeräumt würde, und zwar wünschte er den Vortrag beim Kronprinzen als amtliche Aufgabe betrachten zu dürfen und diesen Vortrag allein zu halten. Man bewilligte ihm alles. Am 6. Juni hatte er seine Ernennung in Händen, um damit in den denkwürdigsten Abschnitt seines Lebens einzutreten.

Hatte D. sich dadurch, daß er sich fortgesetzt zur Bekämpfung von Schleinitz veranlaßt sah, gelegentlich diese sogar der Königin direct als erforderlich bezeichnete, zweifellos die Gunst der hohen Frau verscherzt, so wollte es der Gang der Dinge, daß er sich in demselben Augenblicke, da er sozusagen durch englische Protection die scheinbar seinem Wesen homogenste Stellung fand, auch den englischen Kreisen entfremdete, während er doch selbst bisher ein Hauptvorkämpfer des Gedankens an ein Zusammengehen zwischen England und Preußen gewesen war. Er erkannte, daß England in der schleswigschen Sache eine feindliche Haltung gegen Deutschland einnahm und fand es deswegen durchaus angebracht, als der bald darauf an Schleinitzens Stelle tretende Graf Bernstorff eine Wendung zu Frankreich vollzog. Mit Bedauern nahm er wahr, daß er es dadurch auch mit Herzog Ernst verdarb, und suchte, wenn auch durchaus vergeblich, auf diesen in seinem Sinne einzuwirken. Gleich nachdem er seine Stelle angetreten hatte, reiste er nach England, wo der Kronprinz gerade weilte, und lernte dort in Gesprächen mit dem Prinzgemahl, Russell und Palmerston die deutschfeindliche Politik Englands an der Quelle kennen. Empört äußerte er sich über die Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin von Glücksburg, der Tochter des Protokollprinzen, da dadurch die dänenfreundliche Politik Englands öffentlich bekundet wurde. Mit jener Heirath, so erklärte er, sei der sittliche Boden der Allianz zwischen Deutschland und England vernichtet. Durch diese Erfahrungen wurde indeß sein Verhältniß zu dem Kronprinzen nicht berührt. Ein anderes Element, durch das seine allgemeine Stellung eine Veränderung erfuhr, war der beginnende Kampf um die Heeresreform, der ihn mit seinen alten Parteigenossen

auseinander zu bringen drohte. Er sah, daß seine politischen Freunde in einem bösartigen Doctrinarismus befangen waren, und um dem preußischen Staate zu einem Auswege aus den dadurch entstehenden Wirren zu verhelfen, befürwortete er im November 1861 in einer an den Kronprinzen gerichteten Denkschrift unter Umständen eine liberale Dictatur des Königs. Als die Wahlen im December sehr demokratisch ausfielen, setzte er noch einmal alles in Bewegung, um seine Partei zum Entgegenkommen zu überreden, weil er voraus sah, daß sie sich sonst ganz darum brachte, regierungsfähig zu sein. Sehr bald begriff er, daß hier nichts auszurichten sei. Gegen Bernhardi erklärte er, die liberale Partei sei völlig verbraucht, es sei „kein Material mehr" zu etwas Besserem. „Man muß eine neue Partei zu begründen suchen, eine conservativ-constitutionelle Partei". Die Idee einer liberalen Dictatur ließ er fallen, weil, wie er dem Kronprinzen sagte, „die Männer zu solcher Politik fehlen". Wohl aber fand er in der conservativen Partei Männer, die die erforderliche Energie besaßen. Am 18. December 1861 war er bereits mit dem Gedanken an die Berufung Bismarck's einigermaßen vertraut und nannte eine solche Berufung „nicht die schlimmste Aussicht". Nicht ohne Einfluß auf seine Anschauung war dabei wol Gustav Freytag, mit dem ihn seit Jahren ein herzliches Verhältniß verband. Die Schwierigkeiten der Lage wurden vermehrt durch die kurhessische Angelegenheit. D. gerieth dadurch in eine steigende Erregung, die ihn geneigt machte, hitzigen Maßregeln das Wort zu reden. „Will man die kurhessische Sache verfolgen, so muß man es auf einen Bruch mit den Mittelstaaten und Oesterreich ankommen lassen" erklärte er. „Man muß dann vor allen Dingen irgend einen Vorwand suchen, um Kurhessen militärisch zu besetzen. Das ist unerläßlich!" In tiefem Mißmuth über den Gang der Dinge schrieb er im Februar: „Eine Regierung, die seit Jahren die Uebergriffe Dänemarks für dem Bundesrecht und völkerrechtlichen Stipulationen zuwider, die Verfassung von 1831 in Kurhessen für rechtsbeständig, die Reform des Bundesheeres und der Bundesverfassung für wünschenswerth erklärt und diesen Zielen um keinen Schritt näher gekommen ist, muß die Achtung im Auslande und mit dieser die Stärke im Inlande verlieren. Unser Mangel an Erfolgen hat die Phrase, das Geschwätz und die Erregung emporkommen lassen. Der Widerstand gegen die Armeereform war nichts als ein Rückschlag gegen unsere Inaction in Deutschland und nach außen". Als das Ministerium am 6. März 1862 um seine Entlassung einkam, da fand D. den Entschluß, dem Kronprinzen gegenüber Bismarck's Berufung zu empfehlen, weil dadurch Einheitlichkeit im Ministerium erzielt werden würde; Bismarck würde Gelegenheit haben, seine Thatkraft in den auswärtigen Dingen zu zeigen; Bismarck wäre der einzige, der Oesterreich und den Mittelstaaten gegenüber nicht zurückweichen würde.

So hatte sich Duncker's Urtheil über den Mann geändert, dessen Politik er noch vor vier Jahren nicht scharf genug brandmarken konnte und dessen Ministerium ihm noch vor zwei Jahren als das größte Unheil für Preußen erschien. „Der Starke ist immer oder wird schließlich immer populär" schrieb er im Hinblick auf den verschrieenen Junker in demselben Augenblick, als seine alten Freunde aus dem Ministerium schieden und zu einer Zeit, da die Junkerpartei ihn aus seiner Stellung beim Kronprinzen zu verdrängen suchte. Der Beweggrund lag für die Conservativen in der Thatsache, daß D. eben als unverbesserlicher Liberaler galt und der Kronprinz mit ihm vollkommen einig war. D. war aber nicht gewillt, vor den Conservativen das Feld zu räumen. „O! wohlfeil gebe ich es ihnen nicht", rief er gegen seinen Freund Bernhardi aus. „Ich werde mich tüchtig wehren." Gleichwohl verhehlte er sich nicht, daß auch seine

Stellung beim Kronprinzen von außerordentlicher Schwierigkeit zu werden schien. Denn als nun ein conservatives Ministerium, freilich noch ohne Bismarck, gebildet wurde, entstand die Gefahr, daß der Kronprinz wegen seiner liberalen Grundanschauung mit seinem Vater in Differenzen kommen könnte. D. war scharfsinnig genug, um die möglichen Consequenzen gleich voll auszudenken, und er erblickte als treuer Patriot in der Verhinderung eines Zerwürfnisses zwischen Monarch und Thronfolger fortan seine Mission. Sofort nach Bildung des neuen Ministeriums schrieb er daher an den Kronprinzen (am 19. März 1862): „Es liegt weder im Interesse des monarchischen Princips noch im Interesse der Königlichen Familie, der Welt das Schauspiel auch nur des Scheins eines Zerwürfnisses zu geben. Andererseits wäre es auch im Interesse des Königs und des monarchischen Princips, diesen Zwiespalt zu vermeiden. Diesem die Schärfe und Spitze zu nehmen, kann es von Nutzen sein, wenn dem Lande in der Haltung des Kronprinzen die Aussicht auf eine andere Politik erhalten und gezeigt wird." Seine abweichende Ansicht könne der Kronprinz bei den Sitzungen des Staatsministeriums durch zurückhaltendes Benehmen bekunden. „Seiner Majestät gegenüber würde Seine Königliche Hoheit hervorheben können, daß das Verfahren der im Amte gebliebenen Minister bei der Beseitigung ihrer liberalen Collegen Höchstihnen Zurückhaltung auferlege, die dadurch noch bestimmter geboten sei, daß ein aufrichtiges Aussprechen der Höchsten Auffassung nothwendig auf eine oppositionelle Haltung hinauskommen würde, die Seine Königliche Hoheit entschieden vermeiden wolle." Es war ein schmaler Pfad, den D. dem Kronprinzen wies. Wich der Thronfolger von dieser Linie ab, so war die Stellung seines Rathgebers erschüttert. Fürs erste folgte der hohe Herr der Duncker'schen Richtschnur; ja er setzte sich für ihn ein, als im Sommer der Versuch gemacht wurde, D. dadurch von ihm zu trennen, daß man ihn als Professor für alte Geschichte in Bonn in Vorschlag brachte, indem er mit Entschiedenheit erklärte, er wünsche seinen vortragenden Rath nicht zu verlieren. Und dabei hatte D. kurz vorher energisch Einsprache gegen eine Reise des Kronprinzen nach England erhoben und ihn, als er doch hinreiste, zu schleuniger Rückkehr aufgefordert, da er sonst zu sehr in einen Gegensatz zu den preußischen Verhältnissen hineingedrängt werden würde. Parteiformeln traten für D. angesichts der Lage immer mehr zurück. Er sprach das gelegentlich auch dem Kronprinzen offen aus: Vor der Mißachtung Preußens, die sich in dem Benehmen des Kurfürsten von Hessen zeige, „müssen", so meinte er, „alle Erwägungen des Liberalismus oder Conservativismus, alle Bemühungen, Deutschland zusammenzuhalten, zurücktreten". Abermals suchte er auf militärische Besetzung Hessens hinzuwirken und bestürmte Roon deswegen. Als nichts daraus wurde, schrieb er außer sich vor Empörung an Gruner: „Sie haben dem Bunde Gelegenheit gegeben, den bösen Ruf seiner Schwerfälligkeit zu widerlegen und seine Autorität auf Preußens Kosten gestärkt. Sie haben die Machtfrage, die Ehrenfrage für Preußen vollkommen fallen lassen, aber Sie haben großmüthig den Hessen zu Ihrem Rechte verholfen. Sie haben die Politik von Olmütz gemacht, die darin besteht, die Machtfragen aus der Hand zu geben". Aber solche zornigen Worte bedeuteten in seinem Munde niemals Preisgeben der Sache; niemals gab er die Hoffnung auf, daß es besser werden würde; niemals verlor er den Muth, selbst helfend einzuspringen.

Freilich war er jetzt nicht mehr so für Bismarck's Berufung, durch die die heillosen Wirren wegen der Heeresreform beendigt werden sollten. Noch im letzten Augenblick, zwei Tage vor dem 22. September, an dem König Wilhelm seinen Bund mit Bismarck schloß, suchte D. durch den Kronprinzen

einen Ausgleich herbeizuführen, indem dieser den König in der Frage der zweijährigen Dienstzeit zum Nachgeben bestimmen sollte. Da dieser Versuch mißlang, so galt auch für D. Bismarck als die einzige Rettung. Aber den Eintritt des gewaltigen Mannes ins Ministerium begrüßte er nicht mehr so freudig. Er meinte: „Eine zum Schlagen bereite auswärtige Politik hätte früher die Organisation durchgebracht: jetzt wird man sagen, es soll ein Krieg vom Zaune gebrochen werden, um die dreijährige Dienstzeit zu machen".

Die starke Hand des neuen Ministers machte sich alsbald fühlbar. D. formulirte sich sofort für alle Fälle die Aufgabe, durch den Kronprinzen einem Verfassungsbruch entgegenzuwirken. Fürs erste ließ sich das Regieren Bismarck's in seinen Augen günstig an; der Minister gewann sogar Fühlung mit D. und zeigte sich geneigt, seinen Rathschlägen Gehör zu schenken. Denn D. versäumte nicht, dem Minister in allerlei Berichten und Denkschriften seine Ansichten über das, was ihm nöthig schien, zu entwickeln. Bismarck unterließ es dafür seinerseits nicht, dem Kronprinzen durch D. Rathschläge zukommen zu lassen. Sehr bald erkannte D., daß der neue Minister eine geradezu unerschütterlich feste Stellung einnahm. Als Bernhardi Ende December die Ansicht äußerte, Bismarck's gewagte Politik führe zum Sturz des Ministeriums, erwiderte er bestimmt: „Bismarck tritt nicht zurück". Aber ihm begann dabei zu grausen; er fürchtete eine Verschleppung der Dinge „mit starker moralischer Unterwühlung der Dynastie". Darum suchte er auf das Ministerium besänftigend einzuwirken, indem er Roon durch Bernhardi zu bearbeiten unternahm. Die tobenden Wellen des parlamentarischen Kampfes erschreckten ihn. „Es ist ein Ständekampf daraus geworden — ein Kampf des Bürgerthums gegen das Junkerthum" rief er. Ganz aus der Fassung kam er, als Bismarck am 8. Februar, ohne sich an Duncker's Warnungen zu kehren, durch Gustav Alvensleben die weitausblickende Convention mit Rußland abschließen ließ. Er sprach von „subalternen" Maßregeln und „Etourderien" des Ministers, weil er davon die Isolirung Preußens gegenüber Frankreich, Oesterreich und England befürchtete. Zwar warnte er den wieder in England weilenden Kronprinzen ängstlich vor einer Preisgabe des Vertrages, aber er war doch gewillt, dem Kronprinzen zu rathen, seine Reserve fallen zu lassen. „Eine Reserve aus Pessimismus haben Eure Königliche Hoheit niemals beabsichtigen können und niemals beabsichtigt." Als im Mai Schließung des widerspenstigen Landtages erfolgte, da meinte er starr: „Bismarck ist ein Spieler, der die Existenz Preußens, die Existenz der Dynastie ohne Bedenken einsetzt". Wohl ermaß er das Ziel des Staatsmannes, dem es darauf ankam, die Gemäßigten an die Wand zu drücken, um ganz klare Verhältnisse zu schaffen. Doch dies Vorgehen schien ihm allzu gewaltthätig. Er hielt jetzt den Augenblick für gekommen, in dem der Kronprinz Verwahrung gegen das System der Regierung einlegen könnte. Und er ertheilte dem Thronfolger diesen Rath. Freilich zum offenen Zerwürfniß, das sagte er sich auch diesmal, mit dem Träger der Krone durfte es nicht kommen. D. rieth dem Kronprinzen daher entschieden davon ab, seinen Standpunkt durch die Presse zur Geltung zu bringen: „Dieser versteckte Weg ist gegen die Würde Euerer Königlichen Hoheit".

Immer schmaler wurde der Pfad, auf dem der Kronprinz und sein Berather wandelten; selten entwickeln sich die Dinge so harmonisch, daß so eng vorgezeichnete Linien dauernd innegehalten werden können. Zwar war der Kronprinz jetzt selbst noch zurückhaltender als D. es wünschte; der hohe Herr entschloß sich nur widerstrebend, Duncker's Rath zu folgen und sich brieflich an seinen Vater mit der Bitte zu wenden, nicht das Recht anzutasten.

Tags darauf, nachdem er ein solches Schreiben abgeschickt hatte, am 1. Juni, erschien die bekannte Preßverordnung, durch die Bismarck den stärksten Beweis dafür erbracht hat, wie wenig wählerisch er in seinen Mitteln war, wenn sie ihm geeignet schienen, gegnerische Strömungen auszuschalten, und wie völlig gleichgültig ihm Rechtsnormen waren, wenn er das Staatsinteresse wahrzunehmen gedachte. Als die Preßverordnung erschien, war D. nicht in der Umgebung des Kronprinzen, da dieser nach Ostpreußen abgereist war. Es war offenbar ein Fehler Duncker's, daß er dieser Trennung nicht vorgebeugt hatte; denn nun sah er sich darauf beschränkt, brieflich auf den hohen Herrn einzuwirken. Am 2. Juni erstattete er ihm Bericht über die Verordnung und kritisirte sie scharf. Zugleich knüpfte er daran mit äußerster Vorsicht seine Rathschläge. Er stellte dem Kronprinzen vor, daß auch die mildeste Form des Widerspruches in Gestalt eines Schreibens an den König verbunden mit dem Verlangen, daß sein abweichendes Votum in die Protokolle des Staatsministeriums aufgenommen würde, zu einem Zwiespalt mit seinem Vater führen könne. Aber die nöthigen Entwürfe für den Fall, daß der Kronprinz sich zu einer Kundgebung entschließe, legte er doch bei, und deutete damit dem hohen Herrn an, was er selbst, wie der Biograph Duncker's, Rudolf Haym, von diesem sagt, „ohne Zweifel erwartete und wünschte", nämlich daß der Thronfolger bei dem Könige schriftlich Verwahrung gegen die Verordnung einlegte. Der Kronprinz entschloß sich in der That, am 3. und 4. Juni an seinen Vater im Sinne der Duncker'schen Vorschläge zu schreiben. Währenddessen empfand D. wohl einige Unruhe über sein eigenes Vorgehen. An demselben 4. Juni, an dem der Kronprinz schrieb, beschwor er ihn „jeden Schritt zu vermeiden, der die Zukunft gefährden könnte". Namentlich warnte er ihn davor, seine abweichende Meinung öffentlich auszusprechen. Das hieße der Regierung Schwierigkeiten bereiten, dadurch würde er Führer der Opposition und dann wäre der Bruch mit dem Könige da. Tags darauf warnte er nochmals: Um keinen Preis demonstrative Haltung! Für den Kronprinzen gäbe es einen verfassungsrechtlichen Weg, seine abweichende Meinung zur Geltung zu bringen, nämlich im Staatsministerium. Das war ein Rückzug. Denn hierin lag die Abmahnung von einem Schreiben an den König, das er doch selbst eben gewünscht, wozu er noch am 2. Juni Entwürfe eingereicht hatte. Währenddessen ereignete sich das Unheil. Provocirt durch den Oberbürgermeister Winter in Danzig sprach der Kronprinz im ehrwürdigen Rathhause der alten Hansestadt die bekannten Worte, die sich gegen die Regierung seines Vaters richteten.

D. war bestürzt und verhehlte dem hohen Herrn nicht, daß er seinen Schritt für höchst bedenklich halte. Zu Bernhardi äußerte er, der Kronprinz hätte sich in Danzig darauf beschränken sollen zu sagen: die Motive der neuesten Verordnungen seien ihm nicht bekannt. Er hielt fest an seinem unbedingten Tadel des kronprinzlichen Auftretens, auch als es der sonst so maßvolle Bernhardi in gewissem Sinne vertheidigte. Zugleich ging er aber auch positiv vor, indem er dem Kronprinzen dringend von weiteren derartigen Aeußerungen abrieth; denn er befürchtete, daß der hohe Herr, verführt durch den Beifall der Opposition, zu neuen Kundgebungen schreiten könnte. Als man liberalerseits jetzt das Schicksal der Stuarts und Bourbons als Schreckgespenst an die Wand zu malen begann, arbeitete er einem solchen Treiben entgegen und schrieb an Saucken-Julienfelde: „Ich finde es unverantwortlich, den Kronprinzen durch solche Vergleiche zu beunruhigen und ihn zu Thaten für die Rettung der Dynastie aufzufordern, die, bis jetzt wenigstens, keineswegs gefährdet ist. Es ist dies kaum minder unverantwortlich als die Insinuationen der Gegenseite, welche die Stellung des Prinzen seit Danzig mit der des

Herzogs von Orleans gegen Karl X. vergleichen". Er erlebte die große Genugthuung, daß der Kronprinz ihm einräumte, unrichtig gehandelt zu haben, und ihm die Zusicherung gab, niemals wieder eine Ansprache zu beantworten. Da aber geschah es, daß Mittheilungen über den Schriftwechsel, den der Kronprinz mit seinem Vater vor und nach der Danziger Begebenheit geführt hatte, durch eine Indiscretion in die Times gelangten und dadurch der klaffende Zwiespalt der Meinungen von Vater und Sohn aller Welt offenbar wurde. D. konnte nicht umhin, dem Kronprinzen sein tiefes Bedauern darüber auszudrücken; er sprach von „Streichen guter oder vielmehr böser Freunde". Zwischen zwei Systemen, so stellte er dem Herrn vor, habe der Prinz sich jetzt zu entscheiden, zwischen dem, „das ich das englische System nennen möchte", und dem entgegengesetzten, was D. seit langem empfahl. Jenes wolle, daß der Kronprinz sich abseits stelle; das andere bestehe, nach dem Beispiel des Vaters während der Regierung Friedrich Wilhelm's IV., in der Vertretung der abweichenden Ueberzeugung im Staatsministerium. „Soweit ich mir zutrauen kann, Euerer Königlichen Hoheit kindliches und pietätvolles Herz zu kennen, ist die Rolle des Thronerben an der Spitze der Opposition nicht für Euere Königliche Hoheit geeignet." Diese Stellungnahme entschied das Schicksal des edlen Patrioten. Denn nun gerieth er mit Stockmar, der indirect die Verantwortung an der Veröffentlichung der Briefe trug, wenn er auch nachher angab, daß er das Bekanntwerden von Einzelheiten daraus nicht gewünscht hätte, sondern nur die Thatsache der brieflichen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn hätte bekannt werden lassen wollen, auseinander. Der Mann aber, der D. dem Kronprinzen nahe gebracht hatte, besaß auch die Macht, ihn wieder aus dieser Nähe zu verdrängen. Ebenso überwarf sich D. wegen dieser Sache mit Sammer, von dem es hieß, daß er sich auf Duncker's Posten Rechnung machte.

Der Kronprinz antwortete auf Duncker's Schreiben erst nach langer Pause, ohne auf die Vorstellungen des treuen Berathers näher einzugehen. Es war das ein erstes Zeichen, daß die D. entgegengesetzten Strömungen mehr Einfluß auf ihn gewannen. In derselben Zeit wurde von anderer Seite auf D. der Angriff eröffnet; Bismarck stellte ihn zur Rede. Zunächst, am 9. Juni, geschah es wegen des Danziger Vorfalls, weil das Ministerium in D. den Anstifter jener Demonstration argwöhnte. Der Minister v. d. Heydt hatte am 7. sofortige Amtsenthebung Duncker's gefordert. D. weigerte sich, ohne Ermächtigung des Kronprinzen Auskunft darüber zu geben, in welchem Sinne er ihn berathen habe. Am 23. Juni wurde er wegen der Timesartikel befragt. D. konnte mit gutem Gewissen jede Mitwirkung an dieser Veröffentlichung bestreiten. Am selben Tage aber erfuhr er auch, daß König Wilhelm seine Weigerung am 9. übel vermerkt habe und daß infolgedessen seine Stellung beim Kronprinzen gefährdet sei. Bismarck erklärte ihm, er selbst habe ihn zwar gehalten, er würde ihn auch ferner, wenn die Sache wieder zur Sprache kommen sollte, zu halten suchen, da er ihn von früher zwar als einen Parteigegner, aber ebenso als Preußen kenne, doch werde dann möglicherweise ein anderer Rath von der Farbe des Ministeriums ihm zur Seite gestellt werden. So sah sich D. plötzlich zwischen zwei Feuern. Es zeigte sich, daß die neue Stellung, die er sich selbst auf den Leib zugeschnitten hatte, noch viel delikater und schwieriger war, als einst die Stellung als Leiter der officiösen Presse. König und Ministerium versicherten sich, daß D. an der Veröffentlichung des Schriftwechsels unschuldig war, am 17. Juli dadurch, daß Bismarck ihn auf Amtseid darüber vernahm. Tags darauf ging D. nach Putbus, wo der Kronprinz weilte, um dort zu erkennen, daß jetzt Sammer auf dem besten Wege war, sich an seine

Stelle zu setzen. Zwei Tage währte die Aussprache mit dem Kronprinzen und dessen Gemahlin. Schon damals wäre es fast zum Bruche gekommen, hätte es die milde Art des Kronprinzen nicht noch einmal vermieden, das trennende Wort zu sprechen.

Noch hielt die beiden auch ein starkes Band zusammen. Während D. mit Schmerz erkannte, daß der Thronfolger mit reißender Geschwindigkeit dem Banne der Fortschrittspartei verfiel, obwohl er doch ein Freund der Heeresreform war, wußte er sich doch wenigstens mit ihm in den Anschauungen über die jetzt herannahende Lösung der schleswig-holsteinschen Frage einig. Beide, der Kronprinz und D., traten energisch für die Erbfolge des Augustenburgers ein. Dies ermöglichte es auch noch einmal, daß D. mit Sammer, dem Hauptberather des Erbprinzen von Augustenburg, gemeinsame Sache machte. Seit einiger Zeit war er auf dem besten Wege gewesen, seine preußische Machtpolitik von der liberalen Reichsromantik zu befreien und sich Bismarck anzuschließen, da verführte ihn dieser alte Herzenswunsch, Schleswig-Holstein zu befreien, noch einmal, mit vollen Segeln in die unklaren Reichsvelleitäten hinabzugleiten und Bismarck auf Tod und Leben zu bekämpfen. Er beeinflußte Schleinitz, den er einst aus dem Auswärtigen Ministerium hatte verdrängen helfen, um durch ihn auf König Wilhelm zu wirken. Er suchte den Fürsten von Hohenzollern zu bewegen, von Düsseldorf nach Berlin zu kommen, um seinen Einfluß gegen Bismarck geltend zu machen. Dessen Ablehnung verhalf ihm endlich zu der Erkenntniß, daß er ihn immer überschätzt hatte. „Er hat keine Initiative!" rief er unwillig. Dann wieder ließ er dem Könige Briefe von Vincke-Olbendorf über die dänische Sache zukommen, ein andermal suchte er ihn durch Bethmann-Hollweg im Augustenburgischen Sinne zu beeinflussen; und so erhielt König Wilhelm gleichsam jeden Tag eine Anregung im antibismarck'schen Sinne durch ihn. Auch den Großherzog von Baden und Herzog Ernst suchte er auszuspielen. Am 2. December 1863 zeigte einer der Hauptberather des Augustenburgers, Francke, an Theodor Bernhardi einen Brief Duncker's, in dem dieser bedauerte, daß keiner der Fürsten, die die Augustenburgische Partei darum gebeten hatte, nach Berlin gekommen wäre; es hätte entscheidend sein können, denn zwei Mal hätte Bismarck „auf dem Wipp" gestanden, so daß es nur noch eines geringen Druckes bedurft hätte, um ihn zu stürzen. So ließ der blinde Eifer für die Augustenburgische Sache diesen preußischen Patrioten die Stellung des Staatsmannes untergraben, der im Begriffe war, die schleswig-holsteinsche Frage in der glänzendsten Weise für Preußen zu lösen.

Nicht lange sollte es indeß dauern, bis D. erkannte, daß der Erbprinz Friedrich Preußen nicht hinreichend Entgegenkommen zeigte. Hierin trennte sich Duncker's Auffassung der Sachlage bald von der, die der Kronprinz hegte. Immer deutlicher sollte es sich zeigen, daß Beider Wege auseinander führten. Auf Befehl des Kronprinzen folgte D. diesem bei Beginn des Krieges nach Schleswig. Hier wollte es ihm garnicht behagen, daß der Augustenburger schon als Regierung auftrat. Er rieth dem Erbprinzen sich direct mit König Wilhelm zu verständigen. Noch war der Kronprinz hierin mit seinem Rathgeber einer Meinung. Dagegen wuchs ihre Differenz in der Auffassung der allgemeinen politischen Aufgaben, wobei sich der Einfluß der noch in englischen Vorstellungen lebenden Kronprinzessin immer stärker geltend machte; diese wollte vor allen Dingen ein liberales Parteiregiment in Preußen haben. D. betonte dagegen, daß ein Parteiregiment in Preußen ein Unding sei, und insbesondere ein Regiment der Fortschrittspartei. Allmählich erwachte in D. auch das Verständniß für Bismarck's Politik in der Elbherzogthümerfrage, insofern als er erkannte, daß der Minister zunächst darauf ausging, von den

Londoner Verträgen loszukommen. Um so dringender arbeitete er bei dem Erbprinzen darauf hin, daß er sich mit Preußen ins Einvernehmen setzte, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Dem sich verbreitenden Gedanken an die Einverleibung der Elbherzogthümer durch Preußen stand D. noch im Mai 1864 ablehnend gegenüber. Er fand die Einverleibung allerdings für Preußen, Deutschland und selbst für die Herzogthümer wünschenswerth, denn diese würden dadurch wirthschaftlich und moralisch-politisch nur gestärkt. Allein er befürchtete, daß die Einverleibung europäische Schwierigkeiten hervorrufen und daß sie Mißtrauen bei den Klein- und Mittelstaaten wecken und deren engeren Anschluß an Oesterreich herbeiführen würde. Darum trat er fortgesetzt für den Augustenburger ein, trotz aller Fehler, die dieser nach seiner Meinung begangen hatte. Sollte die Einverleibung indeß doch beschlossen werden — so äußerte er am 15. Mai zu Bernhardi — so würde er sie nicht weiter „contrecarriren", sie vielmehr nach Kräften zu fördern suchen. Man sieht, es fehlte also doch nicht mehr viel, daß er auch den Augustenburger fallen ließ; sein preußisches Herz begann auch in dieser Frage die Oberhand bei ihm zu gewinnen. Am 19. Mai bestellte ihn Bismarck zu sich, um durch ihn seine Wünsche an den Kronprinzen gelangen zu lassen. Außer einer Reihe von Concessionen, die D. bereits befürwortete, verlangte Bismarck von dem Augustenburger conservative Bürgschaften, Trennung von den unruhigen Liberalen Samwer und Francke, die die Regierung des Augustenburgers zu einem zweiten Gotha stempeln würden; im Weigerungsfalle drohte er mit der Einverleibung. Trotzdem D. innerlich für diesen Gedanken schon zu haben war, machte er doch seine Bedenken geltend. Auch bei weiteren Unterredungen mit Bismarck in diesen Tagen ließ er sie nicht fallen. Das Ergebniß war, daß er den Kronprinzen bestimmte, den Augustenburger zur Verhandlung mit Bismarck zu veranlassen, worauf die denkwürdige Unterredung zwischen dem leitenden preußischen Staatsmanne und dem Augustenburger am 1. Juni 1864 stattfand. Der Ausgang lehrte D., daß die Einverleibung näher rückte; „Bismarck behält Recht; er hat immer gesagt, wozu sollen wir da einen neuen Herzog einsetzen. Der Junker behält Recht" sagte er mit einem Anflug von komischem Aerger am 6. Juni. Er ermaß zweifellos, daß der Augustenburger vor Bismarck die Rolle der Maus bei dem Löwen gespielt hatte, der mit der Maus machte, was ihm beliebte. Wiederum suchte er die Augustenburger zum Nachgeben zu bewegen (Brief an Samwer 15. Juni): „Ich kann nur sagen, schließt lieber heute als morgen ab, und so günstig für Preußen, daß Ihr nicht überboten werden könnt. Macht Ihr Euch damit abhängig von Preußen, so habt Ihr auch Preußen von Euch abhängig gemacht; kommt Ihr damit in die Hand Preußens und Bismarck's, so habt Ihr auch die Hand des Königs für Euch gebunden". Seine Darlegungen hatten zur Folge, daß die Gegnerschaft der Francke und Genossen sich gegen ihn nur noch verschärfte, und D. mußte immer mehr die tiefe Feindschaft dieser Elemente gegen Preußen erkennen. Dies brachte ihn dem Einverleibungsgedanken stetig näher. Am 15. December schrieb er: „Preußen kann unmöglich den Krieg geführt haben, um einen Feind in Schleswig-Holstein einzusetzen oder auch nur um einen neuen particularistischen Kleinstaat zu gründen". So war er auf dem besten Wege, in das Bismarck'sche Fahrwasser überzulenken. Als ihn nun der Ministerpräsident am 8. März 1865 abermals zu sich bestellte und ihm seine Politik entwickelte, da ging dem durch die weitgehenden Februarbedingungen neuerdings zum Widerspruch gereizten D. zum ersten Male volles Verständniß für die Größe dieses Staatsmanns auf. Nicht nur daß Bismarck auf alle seine Einwendungen

gegen die Einverleibung, die der Minister als die einzige vernünftige Lösung bezeichnete, sofort Rath wußte, sondern vor allem die großartige Objectivität des Mannes, der als letztes Mittel die Aufrollung der Nationalitätenfrage im größesten Stile bezeichnete, imponirte ihm. Als Bismarck auf dieses Mittel zu sprechen kam, erwiderte D., das wäre allerdings ein Ausweg, „aber das glaubt Ihnen Niemand!", mußte jedoch schweigen, als der Minister das als möglich zugab und hinzufügte: „Aber wenn es mir niemand glaubt, dann trete ich zurück und ein anderer macht die Sache, einer von Ihrer Couleur!" Bismarck's Einfluß ist es wol gewesen, wenn D. jetzt zu einer schärferen Beurtheilung der Mittelstaatenpolitik am Bunde gelangte. Schon früher hatte Gustav Freytag D. in diesem Sinne zu belehren gesucht. „Die deutsche Einheit, wie die Süddeutschen sie verstehen, ist nichts weiter als die Vernichtung Preußens; sie wollen Preußen unter ihren Fuß bringen und mit in die deutsche Kleinstaaterei verarbeiten" erklärte D. am 26. März 1865.

Die augustenburgische Partei lohnte ihm seine Haltung mit giftiger Feindschaft. Als im April dieses Jahres der Abgeordnete Freese einen haßerfüllten Brief gegen Treitschke, Mommsen, Sybel, Droysen und insbesondere D., den „Einbläser und Ausbläser der Politik Bismarcks" veröffentlichte, schickte Francke dem ehemaligen Freunde einen Abdruck ohne Begleitwort zu. Da antwortete D. am 4. Mai frei heraus: „Mein Herz hängt an diesem realen Preußen, dessen gesammte Geschichte seit 1640 die Rettung der deutschen Nation und der deutschen Existenz bedeutet. Für dieses in harter Arbeit und ernster Pflichttreue gegründete Staatswesen verlange ich Erfolg und Macht. Gewiß würde eine liberale Politik im Innern auswärtigen Erfolgen höchst förderlich sein — obwohl mir leider sehr gegenwärtig ist, daß wir 1859—1862 unter dem liberalen Ministerium thatsächlich recht schwach innerhalb wie außerhalb Deutschlands waren. Aber weil Preußen diese liberale Politik heute nicht hat, ihm zu diesem Mangel noch Mißerfolge nach außen zu wünschen, oder zu solchen an meinem Theile beizutragen, dazu werde ich mich nie verstehen. Es ist meine tiefste Ueberzeugung, daß jeder Staat schließlich verloren ist, in welchem der innere Streit auf die auswärtige Politik übertragen wird". Noch einmal setzte er dem Augustenburger zu Liebe alles in Bewegung, um den Kronprinzen und durch diesen den Erbprinzen Friedrich für die allerdings auf fast völlige Mediatisirung Schleswig-Holsteins hinzielenden Februarbedingungen zu gewinnen. Am 14. Juli 1865 stellte er dem Kronprinzen schriftlich vor: „Die weit überwiegende Mehrheit in Preußen will die Annexion. Die Armee will sie wie Ein Mann: sie will nicht für Herzog Friedrich, sie will für Preußen gefochten haben. Euere Königliche Hoheit sind Preußen mit stärkeren Pflichten verbunden als dem Herzog Friedrich. Es ist das Los der Fürsten, den Interessen ihres Staates dienen zu müssen, nicht den Neigungen ihres Herzens folgen zu dürfen. Es ist das Los der Fürsten, nicht da großmüthig sein zu dürfen, wo die Interessen des Staates dadurch gefährdet würden". Aehnlich redete er auf den hohen Herrn in Berichten vom 18. und 22. Juli ein. Doch der Kronprinz weigerte sich, seinen Einfluß auf seinen Augustenburger Freund geltend zu machen. So mußte sein Verhältniß zu D. immer mehr erkalten. Als D. die Hetzarbeit der Kieler zu arg wurde, indem von ihnen ein angeblicher Ausspruch des Kronprinzen verbreitet wurde, D. sei ein Spion Bismarck's, verlangte der Angegriffene (im December 1865) von dem hohen Herrn Schutz gegen solche Verunglimpfungen. Der Kronprinz lehnte ein Dementi kühl ab. Indeß ließ er sich im Anfang des neuen Jahres wieder von D. mündlichen Vortrag in Potsdam halten, aber D. hatte dabei das Gefühl, daß sein Einfluß im Erlöschen sei. Kaum gelang es ihm noch

in Einzelfragen durchzudringen, wie in dem Falle, wo es sich um Uebernahme des Protectorats der Baruch-Auerbach'schen jüdischen Waisenhäuser durch den Kronprinzen handelte und wo er dem hohen Herrn davon abrieth, weil es den darum Nachsuchenden lediglich um Befriedigung ihrer Eitelkeit zu thun sei. Trotz allem mochte er sich nicht entschließen, von seiner Stellung zurückzutreten; da er Beweise dafür hatte, daß Francke, Sammer, Stockmar und der Privatsecretär der Kronprinzessin v. Normann fortgesetzt eifrig auf seinen Sturz hinarbeiteten, kam er zu dem Schluß, daß seine Stimme doch noch etwas Geltung beim Thronfolger haben müßte. „So lange ich den Leuten in Kiel unangenehm bin, so lange gehe ich natürlich nicht" ließ er sich vernehmen. Nach jeder Richtung hin fühlte er sich unglücklich in seiner Stellung, aber aus Patriotismus glaubte er ausharren zu müssen.

Als die Kriegsfrage näher rückte, da war D. Feuer und Flamme für die Entscheidung durch die Waffen. Schon im Februar 1866 bekannte er, daß es ihm beinahe nicht recht wäre, wenn Preußen seinen Willen in Schleswig-Holstein durchsetzte, ohne daß es darüber zum Kriege käme. Das führte ihn noch weiter weg vom Kronprinzen, ebenso von noch älteren Freunden, wie Gruner. Das doctrinäre und kleinliche Verhalten der alten Parteigenossen machte ihm ein längeres Zusammengehen mit ihnen unmöglich. So erfolgte in diesen Tagen sein völliger Anschluß an den großen Staatsmann, der Preußens Geschäfte leitete, und fortan blieb er ihm in unerschütterlicher Anhänglichkeit voller Bewunderung zugethan. Der Kronprinz zog gleichzeitig eine andere Persönlichkeit an sich heran, den Geheimrath Friedberg, und ließ sich durch diesen Vortrag halten. Nun merkte D., daß seine Stunde als Berather des Thronerben endgültig geschlagen hatte: Friedberg war ein Freund des Oberbürgermeisters Winter. Am 14. Mai hielt D. dem Kronprinzen noch einmal Vortrag auf der Fahrt von Potsdam nach Berlin. Vier Wochen darauf, am 12. Juni, als der Kronprinz zum bevorstehenden Kriege ausgerückt war, reichte er sein Entlassungsgesuch ein mit der Begründung, daß seine Thätigkeit in den letzten Monaten nur noch in geringem Maaße in Anspruch genommen worden sei, und mit der Bitte, beim Könige um eine anderweitige Verwendung im Staatsdienste, womöglich um eine Beschäftigung in den Archiven des Staates nachsuchen zu dürfen, „welche mich in den Stand setzen würde, die Kräfte und Tage, die mir noch übrig sind, für die Geschichte Preußens zu verwerthen". Tags darauf erfolgte bereits mit ungewöhnlicher Schnelligkeit die Gewährung des Abschiedes von Schloß Fürstenstein i. Schlesien aus, wo sich das Hauptquartier des Thronfolgers befand. Kein geringerer als König Wilhelm selbst bedauerte diesen Entschluß seines Sohnes, indem er am 17. Juni an Bismarck schrieb, D. wäre ein viel besserer Berather für seinen Sohn als Friedberg, „weil vielseitiger gebildet".

So schickte sich D. auf der Höhe seiner Kraft stehend — er zählte damals 54 Jahre, seine bewundernswerthe Spannkraft zeigte noch nicht die geringste Ermüdung — an, das Feld, das sein Lebenselement gewesen war, das der Politik, zu verlassen und Beschäftigung in einer Stellung zu suchen, die verglichen mit seiner früheren, nur als ein Ruheposten angesehen werden konnte. Er war aber weit davon entfernt, irgendwie darüber niedergeschlagen zu sein, daß er wiederum auf eine gescheiterte Mission zurückzublicken hatte. Bernhardi constatirt einmal ausdrücklich von ihm: „Niedergeschlagen ist er eigentlich nie". Und doch war D. über seiner Politik nicht nur in eine unhaltbare Stellung gekommen, sondern auch mit der Mehrzahl seiner alten Freunde zerfallen; am meisten stimmte er noch mit Bernhardi überein. Ein Lichtblick war die Bekanntschaft mit Heinrich v. Treitschke, die er in dieser

Zeit machte. Der frische Gang der Ereignisse half ihm jetzt über etwaige Sorgen und Verstimmungen, die ihn beschleichen mochten, hinweg. Als der Krieg wahrscheinlich wurde, schon im April, fühlte er sich geradezu in eine gehobene Stimmung versetzt. Es war eine Stimmung, die seinen Freunden an ihm wohlbekannt war. Wenn er ihr im Gespräch Ausdruck gab, pflegten sich seine Wangen zu röthen und er war dann auch wohl zu gewagten Behauptungen geneigt. Es konnte ihm eine Genugthuung sein, daß der leitende Staatsmann in richtiger Würdigung der Bedeutung Duncker's, zum Theil aber auch offenbar, um den empfänglichen Mann zu beeinflussen und für seine Zwecke auszubeuten, aufs neue Fühlung mit ihm suchte und ihm am 22. April seine deutsche Politik entwickelte. Dies bestimmte D. im Mai mit Bennigsen wegen des Anschlusses von Hannover an Preußen in Verbindung zu treten. Trotzdem er Bennigsen weit entgegenkam, war dieser nicht sehr zugänglich, sodaß D. mißmuthig an seinen alten Freund Baumgarten schrieb: „Bennigsen und Oetker und viele andere wünschen nichts sehnlicher als Bismarck Erfolge — und doch können sie nicht unterlassen, ihm Knüppel zwischen die Beine zu werfen!" Nach der Abreise des Kronprinzen ertheilte ihm Bismarck den amtlichen Auftrag, mit den nationalgesinnten Elementen in Baden und Hannover Fühlung zu unterhalten, was D. mit Freuden that. Am 16. Juni wurde D. angewiesen, als preußischer Civilcommissar nach Kassel zu gehen, um Preußens Interessen in Kurhessen zu vertreten und in dem besetzten Lande die einstweilige Verwaltung zu übernehmen. Er hatte sich dem commandirenden General zur Verfügung zu stellen und bei diesem die maßgebenden Gesichtspunkte des Auswärtigen Ministeriums geltend zu machen. Schon am 18. war er in Kassel und suchte dort Oetker auf, um mit dessen Hülfe eine provisorische Regierung zu bilden. Hier wiederholte sich genau der Vorgang, der sich wenige Tage vorher in Hannover zwischen dem jüngeren Bruder Duncker's, dem Bürgermeister Hermann D. und Bennigsen abgespielt hatte: Oetker versagte sich dem preußischen Commissar. Am 19. traf D. den General Beyer in Guntershausen und verständigte sich mit ihm höchst glücklich über die zu treffenden Maßregeln. Er setzte für Beyer die Proclamation vom 21. Juni auf, in der die „Autorität des Kurfürsten für suspendirt" und die Minister für abgesetzt erklärt wurden und in der sich der General vorbehielt, kurhessische Beamte mit der Fortführung der laufenden Geschäfte zu beauftragen. Mit feiner Berechnung auf die Gefühle der Kurhessen hieß es darin: „Das Staatsvermögen wird gewissenhaft geachtet werden", und daß es bei loyaler Haltung der Bevölkerung später leicht sein würde „die Lasten des Kriegszustandes unter Heranziehung der Revenüen des Kurfürsten auszugleichen". Dann griff D. auf den ihm von Oetker schon am 18. gegebenen Rath zurück, die bisherigen Decernenten in den Ministerien mit der Fortführung der Geschäfte zu betrauen. So angestrengt die damalige Thätigkeit für D. war, so viel Freude bereitete sie ihm. Er fühlte sich in der glücklichsten Stimmung. Am 22. schrieb er nach Hause: „Proklamationen und Ansprachen in Unzahl gemacht und verbreitet, fünf Minister abgesetzt und mehrere Verhaftungen vorgenommen — kurz, pascha-artig gewirthschaftet. Aber es geht Alles vortrefflich!" D. war es, der aus Gründen der öffentlichen Sicherheit, wenn auch schweren Herzens im Hinblick auf den monarchischen Sinn der Kurhessen, am 23. die Verhaftung des Kurfürsten und dessen Wegführung bei Nacht und Nebel veranlaßte. Er fühlte sich bewogen, diesen Schritt Tags darauf in einem Schreiben an den Kronprinzen zu begründen. Alsdann erschien es ihm erforderlich, daß ein Statthalter für Hessen bestellt würde, und er richtete einen dahingehenden Antrag

nach Berlin. Er zweifelte nicht, daß die Wahl auf ihn fallen würde. Oetker, der Duncker's Unruhe in seiner nicht genau umschriebenen Stellung bemerkte, beantragte ebenfalls Einrichtung eines Statthalterpostens und schlug D. ausdrücklich dazu vor. Bismarck war wol geneigt hierauf einzugehen, stieß aber beim Ministerium deswegen auf einen stärkeren Widerspruch als ihm lieb war, weil D. als zu unerfahren in der praktischen Verwaltung galt. So unterblieb die Einsetzung eines Statthalters. Dafür wurde ein Militärgouverneur, mit einem geschulten Verwaltungsbeamten zur Seite, bestellt. D. war enttäuscht und schrieb später: „Hätte man den Muth gehabt, mir nicht bloß die Einleitung, sondern auch die Fortführung in Kurhessen zu überlassen, ich hätte das Land für unbedingten Anschluß gewonnen, und diese Stimmung in Hessen hätte dann wesentlich auf Hannover gewirkt, wo wir einen guten Stützpunkt in Ostfriesland haben". Bismarck bat er jetzt um Abberufung, indem er mit einiger Genugthuung auf seine Thätigkeit hinwies: „Es ist mir gelungen, den für die Einleitung und Vorbereitung unserer Position in Hessen, wie ich glaube, angemessenen Rath zur Geltung zu bringen, und dürfte hierbei kaum ein wesentlicher Punkt übersehen oder außer Acht gelassen worden sein". Bismarck veranlaßte ihn nun wieder, die Dinge in Hannover in preußischem Sinne zu fördern. Daselbst traf D. am 2. Juli ein. Er fand dort aber die Sachlage viel schwieriger als in Kurhessen und garnichts für sich zu thun; daher kehrte er schon am 4. Juli nach Berlin zurück.

Es entsprach sehr seinem Wesen, daß er nach Königgrätz anfangs sofortige Abrechnung mit Frankreich wünschte, beruhigte sich dann aber in stolzer Freude über das Errungene: „Der Griff von Mainz bis zur Königsau, Frankfurt inbegriffen, ist kühn und groß, aber durchaus richtig", da nunmehr das große Ziel, auf das die Geschichte seit der Zeit des großen Kurfürsten weise, erreicht sei. Wie Bismarck vertrat er im Gegensatz zu den Wünschen des Königs bei Feststellung der Friedensbedingungen die Verbindung der beiden Hälften der preußischen Monarchie und demgemäß die Einverleibung von Hannover und bestärkte zum mindesten durch seine schriftlichen Rathschläge den Grafen Bismarck in seinen Ansichten über diese Frage. Im October reiste er zum Besuche Mathy's nach Karlsruhe und verlebte dort glückliche Stunden im Zusammensein mit diesem alten Freunde, Jolly, Baumgarten und Roggenbach. Wie verjüngt kam er sich vor, nachdem sein geliebtes Preußen so zur Macht gekommen war. Dem großen Staatsmanne sollte er bei dem Ausbau des Werkes behülflich sein, indem dieser ihm im August den Auftrag ertheilte, einen Verfassungsentwurf für den Norddeutschen Bund aufzusetzen, und im folgenden Monate von ihm eine staatsrechtliche Arbeit über die Verhältnisse der einverleibten Gebiete einforderte. Der von D. ausgearbeitete Verfassungsentwurf fand freilich nicht den Beifall Bismarck's. Noch einmal wurde D. jetzt auch zum Volksvertreter gewählt, indem ihn sein altes Halle am 12. Febr. 1867 in den constituirenden Reichstag schickte. Bismarck selbst trat bei der Wahl in einem Schreiben an Duncker's alten Gegner Heinrich Leo für D. in die Schranken, wodurch er allerdings geradezu Duncker's Sieg gefährdete, da auf diese Weise viele mehr linksstehende Liberale abgesprengt wurden. Wie einst übernahm D. für die Zeit von Februar bis Mai wieder die politische Correspondenz für die „Preußischen Jahrbücher". Am 7. Mai pries er dort die Errungenschaften: „Welch' ein Unterschied zwischen den 73 Artikeln dieser Verfassung und den 20 Artikeln der deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815! Das deutsche Volk hat nicht vergebens gestrebt und gearbeitet: der phantastische Idealismus seiner Studenten und Demagogen, die Taschenausgabe des Constitutionalismus in den süddeutschen Staaten, der beharrliche Doktrinarismus

der süddeutschen Opposition, die ernste mühselige Arbeit der preußischen Bureaukratie in Preußen wie in der Schöpfung des Zollvereins, die ungestüme Bewegung des Jahres 48, die Kämpfe um die Gründung und den Ausbau, die Aufrechterhaltung der preußischen Verfassung, die herbe Zähigkeit des norddeutschen Junkerthums, die unablässige Sorge um die Erhaltung der Streitfähigkeit der preußischen Armee durch fast fünfzig lange Friedensjahre, die Hartnäckigkeit, mit welcher die Reorganisation aufrecht erhalten wurde — alle diese so weit auseinander liegenden Bestrebungen, alle diese Forderungen und Kämpfe, alle diese Arbeiten und Anstrengungen mit ihrer Verschlingung, mit ihren gegenseitigen Hemmungen und Einwirkungen waren erforderlich das große Ergebniß hervorzubringen, mit welchem Deutschland heute seine politischen Lehrjahre zu schließen im Begriff steht".

Noch einmal schien es so, als sollte sein Vertrauen zu Bismarck wieder erschüttert werden: als Luxemburg aufgegeben wurde. Dies empfand er als einen nicht zu verwindenden Schlag für Preußen. Nach seiner temperamentvollen Art war er sehr unzufrieden, als die Kriegsflammen nicht gleich hell aufloderten, Bismarck vielmehr dies mit Fleiß vermied. Aber bald sagte D. doch einlenkend: „Indessen, Bismarck hat immer gut gespielt, man muß glauben, daß er auch diesmal gut spielen wird."

Seine politische Entwicklung, insbesondere seine Stellung zur Militärfrage, hatte ihn jetzt dahin geführt, daß er den Conservativen näher stand, als den Liberalen. Infolge dessen schied seine Wahl für den neuen Reichstag durch Halle aus, da sich dort die Mehrheit von der altliberalen, jetzt sich auflösenden Partei zur neugebildeten nationalliberalen wandte. Sich von den Conservativen aufstellen zu lassen lehnte D. ab: er könne sich nicht gegen seine alten Freunde wählen lassen. So schloß denn jetzt auch seine parlamentarische Thätigkeit. Es that ihm wehe, sich politisch auf einmal vereinsamt zu sehen, um so mehr, als sein alter Wahlkreis an den Rufer im Militärstreit, den doctrinären General Stavenhagen übergegangen war. So trat er politisch ganz in den Schatten. Zwar wurde er im Frühjahr 1880 bei einer Nachwahl im 2. Berliner Reichstagswahlkreis von rechtsstehender Seite als Candidat aufgestellt, und abermals gab, wie schon 1867, Bismarck seinen lebhaften Wunsch zu erkennen, daß D. gewählt würde. Doch fiel er gegen einen Fortschrittler durch. Nur noch einmal betheiligte er sich an einer kleinen politischen Action. Zum 70. Geburtstage des Fürsten Bismarck am 1. April 1885 vereinigte er sich nämlich mit den noch lebenden Mitgliedern der erbkaiserlichen Partei zu einer Adresse an den Reichskanzler, deren Wortlaut er entwarf. Darin stattete er Dank ab „dem Manne, der unsern Glauben zur That gemacht und zum Ziele geführt hat: wer hat eindringlicher und schmerzlicher als wir erfahren, welche Kluft Streben und Erreichen, Gedanken und Vollbringen trennt?"

Psychologisch ganz begreiflich war es, wenn der Kronprinz es übel vermerkt hatte, daß D. sich durch Bismarck verwenden ließ. Infolge dessen unterließ er es, obwol er dazu anfangs seine Unterstützung zugesagt hatte, sich um Duncker's Anstellung im Archivdienst zu bemühen, auch als D. ihn mehrmals daran discret zu erinnern wagte. Nun wandte sich D. an Bismarck mit dem Bemerken, es wäre ihm peinlich, das Brot des Staates ohne Gegenleistung zu essen. Bismarck beruhigte ihn darüber vollkommen; er dürfe sich ohne Scrupel der Muße erfreuen. Da die Verwendung in der Archivverwaltung auf sich warten ließ, obwol bereits Ende 1866 der Posten des Archivdirectors durch den Rücktritt Lancizolle's freigeworden war, mochten sich Duncker's Gedanken wohl wieder mit der Aufnahme der Lehrthätigkeit

beschäftigen. Sein wissenschaftliches Ansehen war im Laufe der Jahre außerordentlich gestiegen. Schon im Herbste 1862 konnte er die 3. Auflage des ersten Bandes seiner Geschichte des Alterthums besorgen. Im Februar 1867 beendigte er auch vom 2. Bande die 3. Auflage. Da damals Häußer starb, dachte Mathy ihn für Heidelberg zu gewinnen, und dementsprechend richtete das badische Cultusministerium eine Anfrage an D., ob er annehmen würde. Mathy übte, um auf seine Entschlüsse einzuwirken, eine feine Kritik an Duncker's politischer Thätigkeit, indem er meinte, daß doch an allem Ende der wahre Gelehrte in der politischen Praxis fast immer schwächer sei als in wissenschaftlicher Erörterung politischer Fragen. D. war unschlüssig. Da erklärte ihm Bismarck, daß ihm sein Weggang unlieb sein würde; er wollte den Mann, der ihm immer eine Stütze sein konnte, nicht in seiner Nähe missen. Er stellte es ihm anheim, eine Stelle im Ministerium zu übernehmen. D. erklärte, daß ihm die Direction der Archive lieber wäre. Darauf Bismarck: „Wenn Sie das Archiv wollen, so haben Sie es"; er möge sich nur die näheren Modalitäten zurechtlegen. Aber die Angelegenheit verschleppte sich weiter. Auf eine nochmalige Anfrage beim Kronprinzen im Juni erhielt D. wieder keine Antwort. Da er aber den Heidelbergern antworten mußte, erinnerte er den hohen Herrn am 19. Juni ausdrücklich an sein Versprechen. Nun endlich äußerte sich der Kronprinz und theilte D. mit, daß er bei Bismarck Schritte in seinem Sinne gethan hätte. Am 26. Juni ließ ihm Bismarck eröffnen, daß „in Veranlassung eines Schreibens Seiner Königlichen Hoheit vom 21. d. M." das Staatsministerium beschlossen habe, ihm die fragliche Stellung am Archiv unter definitiver Beibehaltung seiner bisherigen Bezüge zu verleihen. Am 8. Juli 1867 erfolgte Duncker's Ernennung zum Director der preußischen Staatsarchive. Damit war ihm der innerste Wunsch, den er jetzt hegte, erfüllt. Wieder einmal hatte er sich selbst seine Stellung verschafft; hoffte er doch in ihr seine wissenschaftlichen und politischen Neigungen zugleich befriedigen zu können. Bernhardi, der seinen Werth vielleicht am genauesten kannte, beklagte, daß man D. nicht besser zu verwenden wüßte; der geistvolle Militärhistoriker ahnte gleich, was D. sich nicht sagte, daß sein Freund politisch nicht mehr zur Geltung kommen würde.

Sehr bald zeigte es sich, daß ein Mann von rascher Thatkraft, der gern regierte, die Leitung der preußischen Archive übernommen hatte. Schon am 31. August, wenige Wochen nach seinem Eintritt, erließ D. eine grundlegende Dienstanweisung für die Archivbeamten, die noch heute (1903) in Kraft ist. Er bewirkte sodann die Verlegung des Geheimen Staatsarchivs aus dem unzureichenden Parterregeschoß des königlichen Schlosses in das altehrwürdige Lagerhaus, das zu diesem Zwecke eingerichtet wurde, und vereinigte damit das u. a. die Acten des Generaldirectoriums umfassende Ministerialarchiv. Noch gegenwärtig beruhen in den von D. gewählten, inzwischen allerdings sehr erweiterten Räumen die Acten der preußischen Centralbehörden. Ein höchst glücklicher Gedanke war es ferner von ihm, das kurhessische Archiv von Kassel in das für diese Zwecke besonders geeignete Marburger Schloß zu verlegen und damit das Fürstlich Hanauische und das Stiftisch-Fuldische Archiv zu vereinigen. In Hannover ließ er die Archive zu Stade und Hildesheim eingehen und vereinigte deren Bestände mit denen des Staatsarchivs der Provinzialhauptstadt; dafür begründete er für Ostfriesland ein selbständiges Archiv in Aurich. Weniger glücklich war es, daß er die nassauischen Archive in dem kleinen Idstein statt in Wiesbaden und die Archivalien der Elbherzogthümer, soweit er sie zusammenbringen konnte, in Schleswig statt in der Universitätsstadt Kiel unterbrachte. Seine Ver-

waltung war äußerst sparsam, geradezu knauserig. „Preußen", so pflegte er zu sagen, „habe sich heraufgehungert und müsse sich weiterhungern". Daher konnte sich jemand bei ihm besonders einschmeicheln, der in ihm den Glauben erweckte, daß er es mit einem anspruchslosen Manne zu thun habe. Aber diese Sparsamkeit brachte u. a. den Uebelstand zu wege, daß sich einzelne seiner Bauten sehr bald als ganz ungenügend erwiesen und in verhältnißmäßig kurzer Zeit Neubauten erforderlich wurden. Mit einer gewissen Genugthuung blickte er auf sein Regiment und meinte wohl: der preußische Staat könne zufrieden sein, daß er ihm seine Archive verwalte. Dabei war ihm die Verwaltung geradezu langweilig. Sein Sinn ging viel mehr auf die Forschung. Es ergab sich von selbst, daß der Historiker des Alterthums sich jetzt vorzugsweise der neueren Geschichte zuwandte. Schon in der Zeit, als er politischer Berather des Kronprinzen war, hatte er Gelegenheit gefunden, anregend für die Erforschung der preußischen Geschichte zu wirken, indem er im Juli 1861 im Verein mit Droysen den Kronprinzen bewog, das große, später ins Stocken gerathene Unternehmen der Herausgabe von Acten zur Geschichte des großen Kurfürsten ins Leben zu rufen, von dem im Herbst 1864 der erste Band erschien. Glücklicher gegründet war ein anderes, ebenso großes Unternehmen, das er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zusammen mit Droysen, der nach Mathy's Tode sein nächster Freund war, in Gang brachte, die Herausgabe der politischen Correspondenz Friedrichs des Großen. Er selbst schrieb eine Reihe ausgezeichneter Abhandlungen zur preußischen Geschichte, die sich auf archivalischem Material aufbauten. Er faßte sie in einem Bande zusammen, dem er den Titel gab: „Aus der Zeit Friedrich's des Großen und Friedrich Wilhelms III." Sie waren reich an wichtigen Aufschlüssen und lebendig geschrieben, wenn Duncker's Stil auch schwer zu nennen ist. Vom wissenschaftlichen Standpunkte ist gegen diese Aufsätze am meisten einzuwenden, daß sie doch recht borussisch sind. Die ruhige Unbefangenheit der neueren preußischen Geschichtschreibung war D. noch nicht eigen. Er sieht alles vom rein preußischen Standpunkte, viel mehr wie Treitschke. Lediglich als Anwalt des Preußenthums tritt er auf, während Treitschke doch bei aller Eingenommenheit für Preußen auch wieder eine großartige Stellung über den einzelnen preußischen Dingen und Personen bewahrt. Die neue Thätigkeit gewährte D. abermals nicht die ersehnte Befriedigung. Er hatte davon geträumt, daß er in seiner Stellung noch öfter politisch nützlich wirken könnte; davon war gar keine Rede. Auch sonst mag sein neuer Beruf nicht immer erquicklich gewesen sein. Als im Frühjahr 1872 die Tübinger ihn wieder berufen wollten, wäre er fast gegangen. Dafür übernahm er seit October 1872 an der Kriegsakademie Vorträge über neuere Geschichte, die er vierzehn Jahre hindurch bis kurz vor seinem Ende fortsetzte. Sie gewährten ihm mehr Befriedigung als seine Stellung als Archivdirector, die er nur sieben Jahre bekleidete und am 28. September 1874, als er dem Vicepräsidenten des Staatsministeriums untergeordnet wurde, aufgab.

Politisch wandte er der unpraktischen Art des Liberalismus immer mehr den Rücken. Ihn schmerzte auch das Sinken der Ethik im deutschen Volksleben. Die Attentate schienen ihm ein Zeichen dafür, ebenso die Angriffe der Presse auf die Religion und Kirche, obwohl er kein Kirchenbesucher war und eine kritisch freie Stellung zur Bibel einnahm. Die selbstgefällige religiöse Gleichgiltigkeit der gebildeten Welt betrachtete er als ein Zeichen innerer Schwäche. Selbst von der mütterlichen Seite her jüdischer Abstammung, besaß er doch die große Unbefangenheit, die antijüdische Bewegung nicht zu verurtheilen, sondern fand, daß sie nicht ohne Grund sei, und hegte die Hoffnung,

daß sie gute Früchte tragen würde, insofern als sie vielleicht „die Herren von jener Seite etwas bescheidener" machen würde.

Große Freude erlebte er an seiner „Geschichte des Alterthums", die er bis zum Tode des Perikles fortführte. Das schließlich auf neun Bände anwachsende Werk war mittlerweile ein standard work der Geschichtslitteratur geworden. Mochten manche Stücke durch ihre Breite ermüdend wirken und die Form ihre Mängel haben, so war das Ganze doch eine außerordentliche wissenschaftliche Leistung. Eine erstaunliche Fülle historisch-philologischen Wissens verband sich darin höchst glücklich mit tiefgehendem philosophisch-politischem Urtheil. Das Werk erlebte fünf Auflagen und wurde ins Französische und Englische übersetzt, die Geschichte Griechenlands auch ins Italienische. Dieser Theil, die griechische Geschichte, gelang ihm am besten. Als D. die Gestalt des Themistokles zeichnete, da ward ihm in ihr die ragende Figur des Staatsmannes lebendig, von dem er Politik gelernt hatte. Mit ganz andern Augen sah er doch die Geschichte an, seitdem er selbst praktisch an der Politik betheiligt gewesen war. Damals hatte er, wie Treitschke hervorhebt, „sich die lebendige Anschauung vom Staate gebildet, deren kein Geschichtsschreiber großen Stils entrathen kann". Das Bewußtsein, daß sein Preußen das errungen hatte, was er selbst mit allen Kräften seiner Seele erstrebte, verklärte ihm den Abend seines Lebens. So viel er geirrt hatte, ein so köstliches Gefühl war es ihm doch, mitgearbeitet zu haben. Während Bismarck indeß allmählich in der Reichsidee aufging, kehrte D. umgekehrt später mehr das Preußenthum heraus. Wie dem Könige, so behagte auch ihm anfangs der Kaisertitel nicht. Er meinte 1870: „Mir persönlich ist der Titel unerwünscht. Ich ziehe entschieden das nüchterne Präsidium und das Feldherrnamt vor und verstehe mich äußersten Falles zum deutschen Königthum. Im Jahre 1848 mußten wir unbedingt an die Reichstradition anknüpfen, da Preußen versagt hatte. Jetzt stehen die Dinge anders: es muß vielmehr an die preußische Tradition angeknüpft werden. Ich fürchte den Prunk und das Ceremoniell, das sich daran hängen wird, ich fürchte das Großdeutschthum, das darin liegt. Der Titel ruft alle Irrwege unserer Nation ins Gedächtniß und nimmt den preußischen Bauern ‚unsern König'. Plus être que paraître!" Mit Freuden sah er in dem christlichen und nationalen Enthusiasmus der Studenten den Idealismus der alten Burschenschaft wieder aufleben. Als Droysen 1884 starb, wurde D. zum Historiographen des Hauses Brandenburg ernannt. Am 16. Juli 1884 war es ihm vergönnt, sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum zu feiern, ein „Erntefest", wie er es nannte; die Akademie der Wissenschaften, der er seit 1873 angehörte, sprach damals durch Sybel, die Berliner Universität durch Treitschke, Halle durch seinen Schüler Boretius Worte des Lobes und Preises zu ihm. Eine besondere Ehrung war es für ihn, als ihm Droysen's Lehrstuhl angeboten wurde; jetzt aber fühlte sich D. zu alt, um noch einmal ein Lehramt zu übernehmen. Fast fünfundsiebzigjährig hat er am 21. Juli 1886 auf der Fahrt nach Pontresina, wo er von Leiden Heilung suchen wollte, in Ansbach sein arbeitsreiches Leben beschlossen. Er ruht auf dem Zwölfapostelkirchhof in Berlin zwischen Nitzsch und Droysen. Ein Marmorstein mit seinem von Helene Wohlgeboren geschaffenen Broncerelief kennzeichnet die Stätte. Kinder waren ihm nicht beschieden. Seine geistreiche Gattin, die ganz in seinem Denken und Trachten aufging — es sei keine Frau, sondern ein Wesen, sagte Mathy von ihr — folgte ihm vier Jahre später im Tode nach.

Will man Duncker's Gesammtpersönlichkeit mit einem Worte kennzeichnen, so wird man sagen müssen, daß er ein durch universale Bildung, aber auch

durch politische Begabung ausgezeichneter preußischer Patriot von ungewöhnlicher Charakterfestigkeit und höchstem Schwunge der Seele gewesen ist.

Rudolf Haym, Leben Max Duncker's, Berlin 1891. — Außerdem: Duncker's Schriften; Stücke aus Duncker's Nachlaß, in Verwahrung des Oberstlieutenants v. Mühlenfels in Oels; Bernhardi's Tagebücher. — Treitschke, Max Duncker in Hist. u. pol. Aufs. IV, 401 ff. — Nasemann, Max Duncker, Grenzboten 1886, S. 361—372. — Reinhold Brode, Max Duncker, in d. biogr. Jahrb. f. Alterthumsk. 1886, S. 147—174; — derſ., Max Duncker's Antheil a. d. dtschn. Geschichtschreibung, Forsch. z. brandenb. u. preuß. Gesch. VI, 159—185. — Constantin Rößler, D. Leben Max Dunckers, Preuß. Jahrbücher 68, 404 ff. — H. Kohl, Bismarckjahrbuch IV, 193—196. — Max Lenz, Gesch. Bismarck's. — H. v. Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV., I, 418/419; II, 60/61; — derſ., Fürst Bismarck u. die Parlamentarier II, 90; III, 13. — Marg. v. Poschinger, Kaiser Friedrich. — Philippson, D. Leben Kaiser Friedrichs. Wiesbaden 1900. — R. Haym, Aus meinem Leben. Berlin 1902. — Schrader, Gesch. d. Univ. Halle II, 283. — Fürst Bismarck, Gedanken u. Erinnerungen I, 316—320; — derſ., Anhang z. d. Gedanken u. Erinnerungen I, 152/153; II, 345. — Jansen-Sammer, Schleswig-Holsteins Befreiung. Wiesbaden 1897. Insbes. S. 727. — Sammer in der A. D. B. XXXVI, 311. — Steindorff, ebd. XXX, 332. — Simson, Lebenserinnerungen. Lpz. 1900. — Oetker, Lebenserinnerungen III. H. v. Petersdorff.

Du Prel: Carl Freiherr D., Dr. phil., geboren am 3. April 1839, † am 5. August 1899, philosophischer Schriftsteller, wissenschaftlicher Verfechter des Spiritismus (Occultismus). — Carl du Prel entstammte einem alten burgundischen Adelsgeschlechte, das nachmals in Luxemburg ansässig wurde. Er war als der zweite Sohn des kgl. bair. Notars Max Freihern du Prel zu Landshut in Niederbaiern geboren. Seine Eltern übersiedelten später nach München, dort besuchte er das Ludwigsgymnasium und wurde in die kgl. Pagerie aufgenommen. Auf Wunsch seines Vaters, der ein hervorragender Jurist war, aber gegen seine eigene Neigung, bezog er (1857) die Universität, um Jurisprudenz zu studiren und hörte daneben die für Juristen obligaten philosophischen Vorlesungen, die ihn schon damals mehr interessirt haben mögen als sein eigentliches Fachstudium, das er denn auch bald aufgab, um — da ihm die Eltern keine andere Wahl ließen — die militärische Laufbahn zu ergreifen. Die vorübergehende Mobilisirung (1859) gestattete dem Absolventen der kgl. Pagerie, sofort als Lieutenant einzutreten. Er lag in pfälzischen Städten, später in München in Garnison, machte 1866 die für Baiern unglückliche Schlacht bei Kissingen mit und wurde Oberlieutenant. Im großen Kriegsjahr 1870/71 wurde ihm als Hauptmann wegen seiner gründlichen Kenntniß des Französischen das Gefangenen-Depot in Neuburg a. D. anvertraut. Nach dem Feldzug nahm d. P. theils aus Gesundheitsrücksichten, theils um sich seinen geliebten Studien besser widmen zu können, seinen Abschied. Der ihm angeborene ernste wissenschaftliche Sinn war ihm selbst in den lustigsten Lieutenantstagen niemals abhanden gekommen. In seinen freien Stunden beschäftigte sich der junge Officier mit philosophischen Problemen und schrieb Kritiken über eben erscheinende bedeutende Bücher. In einem gleichgesinnten Freundeskreis, dem u. a. der Liedercomponist Robert Frhr. v. Hornstein, ein Schüler Rich. Wagner's und Schopenhauer's, Heinrich Noé, Martin Greif, Adolf Bayersdorfer angehörten, fand d. P. Verständniß und Anregung. Der Umgang mit wenigen guten Freunden, gute Bücher und die unerschöpflichen Schönheiten einer großen Natur standen ihm überhaupt Zeit seines Lebens weit höher als das gesellschaftliche Treiben hohlen Stadtlebens. Verschlossen

und wortkarg, konnte er im vertrauten Kreise bald aufthauen und kindlich heiter werden. Für seine Person äußerst bedürfnißlos, huldigte er in jener Zeit einer regen Wanderlust, die mit der heutigen Reisewuth freilich nichts gemein hatte. Im Winter 1873/74 wanderte er mit dem großen Naturschilderer Noé zu Fuß über die Tauern nach Venedig. Auf unbetretenen Reisewegen durchforschte er Tirol, Italien, Dalmatien und Montenegro, und eine Frucht seiner Wanderungen wurde sein, heute mit Unrecht nahezu verschollenes Buch „Unter Tannen und Pinien" (Berlin 1875), das ihn heute noch in die erste Reihe unserer Reiseschriftsteller einordnen müßte.

Das erste aber, was d. P. überhaupt drucken ließ, war eine kleine Schrift, die in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift (Mai 1868) erschien und „Oneirokritikon, der Traum vom Standpunkt des transcendentalen Idealismus" betitelt war, und auf Grund welcher die Universität Tübingen ihm den Doctortitel verlieh. Ohne daß er es wohl ahnte, wurde der Traum und diese philosophische Erstlingsschrift für ihn fast zwei Jahrzehnte später zur Pforte, durch die er sein eigentliches Berufsfeld betreten sollte. Vorerst aber wandte er sich nach einer minder bedeutenden kleinen Brochüre „Ueber die Intelligenz des Zufalls und die Berechenbarkeit des Glücks" (München 1870) der philosophischen Tagespolemik zu. Es war die Blüthezeit der Philosophie des Unbewußten, des heftigen Für und Wider Eduard v. Hartmann. D. P. trat damals mit einer geistsprühenden Abhandlung „Der gesunde Menschenverstand vor den Problemen der Wissenschaft; in Sachen J. C. Fischer contra Ed. v. Hartmann" (Berlin 1872) entschieden für letzteren ein und lenkte dadurch zum ersten Mal die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf seine Person, vor allem natürlich die des Philosophen des Unbewußten selbst, der zuerst froh, einen solchen Streitgenossen gefunden zu haben, sich später freilich von ihm abwandte, als d. P. des Unbewußten müde und auch sonst vom philosophischen Industrialismus abgestoßen, bei Hartmann nicht stehen blieb. Einen Namen in der Wissenschaft machte sich d. P. eigentlich erst mit seinem ersten größeren Werk: „Der Kampf ums Dasein am Himmel" (Leipzig 1873), das bis heute auch die meisten Auflagen erlebt hat; die dritte, stark vermehrte (1882) führt den Titel: „Entwicklungsgeschichte des Weltalls, Entwurf einer Philosophie der Astronomie". In dieser und der später (1880) entstandenen kleineren Schrift: „Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese" machte d. P. den genialen Versuch, die Darwin'sche Theorie über unsere Erde hinaus auch auf die übrigen Weltenkörper auszudehnen, die natürliche Auslese auch als ein in jenen unendlichen Sphären geltendes Gesetz nachzuweisen und durch die geistvolle Hypothese einer merkwürdig einleuchtenden Organprojection die Möglichkeit von jenen Welten angepaßten Bewohnern zu construiren. Während die erstere Schrift die Naturwissenschafter von Fach, ja, selbst einen so groben, jedem Transcendenten abgewandten Materialisten wie Ludwig Büchner so entzücken konnte, daß dieser sich daraus Motti für sein Buch: „Kraft und Stoff" zurechtmachte, die er freilich in einer späteren Auflage wieder tilgte, als er sah, wie wenig d. P. zu den Seinen gehören wollte — streiften die „Planetenbewohner" bereits jenes mystische Gebiet, das er fernerhin nicht mehr verlassen sollte.

Für d. P. selbst war damals in seinem Leben wie in seinem Schaffen eine wichtige Wendung eingetreten. In Brixen am Eisack, wo er mit kurzen Unterbrechungen die Jahre 1876—1879 zubrachte, lernte er eine junge Wittwe kennen, mit der er sich 1880 vermählte. Seine Verheirathung mit einer vermöglichen Frau, die ihn ganz verstand und ihm alle täglichen Sorgen, ja, später auch die Erziehung der Kinder ganz abnahm, gestattete ihm, sich völlig

in seine Ideenwelt einzuspinnen und ausschließlich seiner geliebten Philosophie zu leben, unbekümmert darum, wie viel — oder besser gesagt — wie wenig sie ihm eintrug. Hätte d. P. um des lieben Brotes willen schreiben müssen, so wäre er vielleicht verhungert, denn er schrieb eben nur, wenn er etwas zu sagen hatte, ohne jede Rücksicht auf den materiellen Erfolg. Eine Lebensregel der Araber, daß der Mensch das Leben benützen soll, entweder einen Baum zu pflanzen, oder ein Kind zu zeugen oder ein Buch zu schreiben, war seine Lieblingsmaxime und er fügte stets hinzu, Eines hindere nicht das Andere. Er sah sich gesunde Kinder erblühen und hat uns ein Viertelhundert Schriften hinterlassen.

In das Jahr seiner Verheirathung fällt außer den „Planetenbewohnern", die er auf der Hochzeitsreise vollendete, noch eine Schrift, die ihn uns auf scheinbar ganz fremdem Gebiete zeigt, das er später leider nie mehr betreten hat, auf ästhetischem. Seine „Psychologie der Lyrik" (Leipzig 1880) bietet in knappem Rahmen eine Fülle feinsinniger Urtheile über deutsche Dichter und eine so tiefgründige, gewissermaßen intuitive Analyse der geheimnißvollen Vorgänge in der Seele des Dichters, daß man einen Forscher vor sich zu haben glaubt, der sich nie mit einem anderen Thema beschäftigt hat. Doch bedeutete das Buch nur einen gelegentlichen Excurs. — Es tritt nun eine fast fünf Jahre währende Pause ein, welche die letzte entscheidende Wendung vorbereitet. D. P. hat sich gelegentlich in seinen Schriften, dann auch in Briefen selbst darüber geäußert, wie er Spiritist geworden ist. Einem dieser letzteren entnehmen wir, daß ein Erlebniß, das er schon als Lieutenant in Germersheim hatte, den ersten Anstoß gab. Die Promotionsschrift „Oneirokritikon" berichtet darüber. Philosoph wurde d. P. durch Schopenhauer, den er bis zuletzt hoch verehrte, wenn es auch sein heißestes Bemühen blieb, dessen blinden Willen zu einem denkenden und zugleich organisirenden transcendentalen Subject zu erystallisiren. Dagegen hat Hartmann nur insoferne Einfluß auf ihn gehabt, als er in der „Philosophie des Unbewußten" „das Thor in die dunkle Grotte aufthat, in die ich eintrat, aber etwas ganz Anderes fand als er. Ich wollte dann (nach Darwin) den Spiritismus studiren, fand, daß er isolirt nicht studirt werden kann, ließ ihn liegen, studirte Magnetismus und Somnambulismus, d. h. das Hineinragen des Menschen in die Geisterwelt, statt des Hereinragens der Geisterwelt in die unsrige". Experimente, die er in Wien miterlebte, brachten ihn wieder auf den Spiritismus. Und das Experiment unter den schärfsten Cautelen stand ihm bis zuletzt so hoch, daß er immer wieder klagte, es fehle ihm nur ein großes Vermögen, um nicht genöthigt zu sein, den Gegenstand immer wieder nur philosophisch und historisch zu behandeln. So ist er der Philosoph des Spiritismus geworden, wo er in Verkennung seiner sich niemals verleugnenden Begabung gern bloß der Experimentator gewesen wäre, immer von der Ansicht verfolgt, neue und immer neue Experimente könnten endlich jene gelehrte Welt überzeugen, die er so gern überzeugt hätte zu jener felsenfesten Gewißheit, die ihn keinen Augenblick mehr verlassen hat und die doch durch die gelungensten Experimente keinem anderen hätte mitgetheilt werden können, der nicht schon von vornherein geneigt gewesen, ihm zu vertrauen.

D. P. ist also, was nicht oft und scharf genug betont werden kann, von den Naturwissenschaften ausgegangen und von der Astronomie über Hypnotismus und Somnambulismus zum Spiritismus gelangt. Für die medicinische und forensische Bedeutung des Hypnotismus ist er (in der Schrift: „Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung", München 1889 und anderen) zu einer Zeit eingetreten, als die Wissenschaft, in Deutschland wenigstens, noch nichts davon wissen wollte. Er hat später die Anerkennung seiner Theorien

erlebt, nicht aber, daß man sich seiner als eines Bahnbrechers erinnert hätte. In seinem geistvollen Hauptwerke: „Die Philosophie der Mystik" (Leipzig 1885), das auch ins Englische übersetzt wurde, ist von Spiritismus noch keine Rede, denn „Mystik", ein nicht eben glücklicher Ausdruck, der irrig an die alte christliche Mystik erinnert, ist nur für die occulten, noch wenig erforschten Phänomene des Seelenlebens gewählt, aus denen d. P. sein transcendentales Subject herausconstruirt. Die Philosophie der Mystik bietet die Basis zu du Prel's ganzer Philosophie: vom Traumleben und vom Somnambulismus ausgehend, führt der Verfasser einen Prachtbau von großartiger Kühnheit auf mit neuen überraschenden Gedanken und in einer Sprache von wahrhaft classischer Formvollendung. Seinem philosophischen Gehirn war die Entdeckung neuer Probleme stets ein wahres Fest. Wohl erstand ihm bald ein Heer von mehr oder minder ernsthaften Gegnern, aber seine vollkommene, ungeheuchelte Gleichgültigkeit gegen die Urtheile anderer, wo er glaubte, die Wahrheit gefunden zu haben, seine große Ehrlichkeit, der es niemals um den äußeren Erfolg, immer nur um die Sache selbst zu thun war, halfen ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Wie die Ethik die Blüthe jeder Philosophie ist, so ist auch das Schlußcapitel der Philosophie der Mystik voll erhabener ethischer Gedanken, und es wird immer bedauert werden müssen, daß sie in keinem der späteren Werke weiter ausgeführt worden sind.

Verhältnißmäßig rasch aufeinander folgten nun die ausbauenden Schriften: „Die Mystik der alten Griechen" (Tempelschlaf—Orakel—Mysterien—Dämon des Sokrates) (Leipzig 1888), bei welcher d. P. durch seine colossale Belesenheit unterstützt, von den Fachphilologen aber auch viel bekämpft worden ist, „Die Entdeckung der Seele" (2 Bde., Leipzig 1894/95), der schon 1890/91 eine Sammlung von „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften" (2 Thle., Leipzig) vorausgegangen war und 1899 „Die Magie als Naturwissenschaft" (2 Thle., Jena) als letztes großes Werk folgte. Dazwischen hatte d. P. mehr zu didaktischen Zwecken, aber doch in der Handlung spannend, in den Naturschilderungen von blühender Anschaulichkeit, einen hypnotisch-spiritistischen Roman „Das Kreuz am Ferner" (Stuttgart, Cotta 1891) geschrieben, der inzwischen die zweite Auflage erlebt hat. Dem großen Publicum trat d. P. ferner durch zwei kleinere populärere Schriften („Das Räthsel des Menschen" und „Der Spiritismus") näher, die 1892 und 1893 in Reclam's Universal-Bibliothek erschienen. Das letzte was d. P. schrieb war die im Selbstverlag herausgegebene Schrift: „Der Tod — das Jenseits — das Leben im Jenseits" (1899), nicht sein reifstes Werk, aber — da schon die Schatten des Todes über ihm selbst schwebten — gewissermaßen ein zusammenfassendes Testament von rührender Eindringlichkeit. Rechnet man zu all dem noch verschiedene Gelegenheitsschriften, so zum Jubiläum Justinus Kerner's, die Einleitung zu den von d. P. wiederentdeckten Vorlesungen Kant's über Psychologie, in der er Kant fast gegen die gesammte Fachkritik für seine mystische Weltanschauung reclamirte, die nach seinem Tode erschienene, aber lang vorher entstandene Brochure: „Die vorgeburtliche Erziehung als Mittel zur Menschenzüchtung, ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage" (Jena 1899), und zahlreiche Bücherbesprechungen, Aufsätze polemischen, litterarischen, sogar politischen Inhalts — so haben wir ein Lebenswerk vor uns, wie es reicher und zielbewußter kaum mehr gedacht werden kann. Er arbeitete stundenlang mit Leichtigkeit ohne zu ermüden. Die Arbeit war ihm Lebensbedürfniß und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der kleine, zart gebaute Mann mit dem prachtvoll gewölbten Schädel und den durchdringenden klaren Augen, der einst so luft- und lichthungrig zu wandern wußte, sich im Dienste seiner ihn ganz ausfüllenden Idee langsam am Schreibtisch

verzehrte, bis er bald, nachdem die deutschen und ausländischen Spiritisten seinen 60. Geburtstag zum aufrichtigen Schrecken des jedem Gepränge gründlich abholden Forschers festlich begangen hatten, unter einem tückischen Leiden rasch zusammenbrach und wie ein echter Philosoph in der geliebten tiroler Sommerfrische starb.

D. P. nannte sich einen überzeugten Spiritisten und mit der, vielen genialen Naturen gemeinsamen Einseitigkeit thaute der kleine Schweiger in den letzten Jahren fast nur mehr dann auf, wenn die Rede auf dieses eine Thema kam. Man wird dies im Interesse der reichen universalen philosophischen Anlagen dieses geistvollen Kopfes bedauern müssen, aber d. P. wurde vielfach gerade durch die wachsende Opposition auf dieses in seinen Augen gefährdetste Feld gedrängt, und wer ihm näher stand, wußte, daß fast der einzig völlig ernsthaft zu nehmende wissenschaftliche Verfechter des Spiritismus in Deutschland, als welcher d. P. in der Geschichte seinen Platz erhalten wird, mit jenen Excessen des professionellen Mediumismus und Spiritismus, der nach französischem und amerikanischem Muster sogar zu religiösen Zwecken ausgebeutet wird, nicht nur innerlich gar nichts gemein hatte, sondern daß er dieses theils lächerliche, theils widerliche Treiben von Grund der Seele haßte. Denn die Wahrheit ging ihm über alles, Unwahrheit war ihm einfach unverständlich. D. P. hat zahlreiche würdige und unwürdige, wissenschaftliche und unwissenschaftliche Gegner gehabt, aber unter all denen, die ihn persönlich kannten, wohl kaum einen Feind, denn sein ernster, wahrhafter Sinn, sein fast kindlich reiner Charakter, der jedem ohne Falsch, wenn auch mit einer gewissen Reserve entgegenkam, entwaffnete jeden. Er war eine durch und durch vornehme Natur, voll Vertrauen in seine Sache, an deren endlichen Sieg er glaubte. Er hatte in der Geschichte seiner philosophischen Vorgänger zu oft erfahren, daß die besten Ideen ihre Schöpfer überleben müssen, um zur Geltung zu kommen, als daß er auch bei mangelnder Anerkennung in seinem Vertrauen erschüttert worden wäre. In diesem Glauben ist er nach einem reichen Leben gestorben, und wenn eine ferne Zukunft das Lebenswerk du Prel's auch nicht in seiner Ganzheit ratificiren sollte — die Keime seiner stürmischer als jede andere an die Pforten des Unendlichen pochenden Philosophie werden sicher unverloren sein.

Die biographische Litteratur über d. P. war bei seinen Lebzeiten nur sehr klein und hob sich erst einigermaßen anläßlich der Feier seines 60. Geburtstages und bald darauf seines Todes. Ungern nur schrieb er einmal zu seinem in einer obscuren Zeitschrift erscheinenden Bilde einen kurzen, unvollständigen Lebensabriß. Dagegen ist das in der „Geschichte des neueren Occultismus" von dem jung verstorbenen Carl Kiesewetter (Leipzig Wilhelm Friedrich 1891) enthaltene 12. (Schluß-)Capitel S. 749 u. ff., das d. P. und seine Schriften behandelt, vielfach mit Zugrundelegung seiner eigenen brieflichen Angaben geschrieben. Zur 60. Geburtstagsfeier und nach seinem Tode sind zahlreiche größere und kleinere biographisch-kritische Artikel in deutschen und außerdeutschen Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Insbesondere haben sich du Prel's schriftstellernde Freunde: Martin Greif, Dr. F. Wedel, Dr. Walter Bormann, Dr. Franz Riß nach dieser Richtung verdient gemacht. Der erste Nekrolog erschien in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung am Todestage selbst von dem Unterzeichneten, der später auch im „Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog" IV. Band 1900, herausg. von Anton Bettelheim (Berlin, Georg Reimer), sowie in dem von Karl Werckmeister herausgegebenen „Neunzehnten Jahrhundert in Bildnissen" (Berlin, Photographische Gesellschaft. 4. Band) ein Lebensbild seines Freundes zu zeichnen versucht hat. Dieses letztere Unternehmen bringt auch das bestgetroffene Bildniß Du Prel's. — Die Werke

Du Prel's sind leider bei verschiedenen Verlegern zerstreut erschienen. Das meiste, wie angegeben, bei Ernst Günther in Leipzig, der nun gegen den ausdrücklichen Willen des Verstorbenen und seiner Hinterbliebenen eine Titelauflage „Ausgewählter Schriften" veranstaltet hat, die mit Hinzuziehung einiger kleinerer, in anderem Verlage herausgekommener Schriften in ca. 20 Lieferungen Werke Du Prel's in kunterbunter Reihenfolge enthält — eine Anordnung, die niemals ein Bild seiner Entwicklung geben kann, indem z. B. nebensächliche, spätere kleine Aufsätze an die Spitze, die naturwissenschaftlichen, ersten Schriften an den Schluß gestellt sind. Die Ausgabe ist mit einem minderwerthigen Bildniß des Verfassers und einer kleinen, nichtssagenden Lebensskizze „geschmückt", ein verantwortlicher Herausgeber nirgends genannt. So ist denn leider diese vom Verfasser nicht autorisirte Sammelausgabe nur aufrichtig zu beklagen und man wird sich auch fernerhin an die ersten Einzelausgaben zu halten haben, bis sich — wenn auch erst in ferner Zeit — der sehnliche Wunsch Du Prel's nach einer wohlgeordneten chronologischen und systematischen Gesammtausgabe erfüllt. Alfred Frhr. Mensi v. Klarbach.

Dürck: Friedrich D., Porträt- und Genremaler, geboren am 28. August 1809 zu Leipzig als Sohn eines sehr vermöglichen Kaufmanns. Zu seinen frühesten, von ihm selbst höchst anmuthend erzählten Jugendeindrücken gehören die Ereignisse der berühmten Leipziger Schlacht: Der eines Tages mit der Großmutter von einem Spaziergange heimkehrende Knabe fand alle Wege und Plätze mit Soldaten, Kanonen, Pulverwagen und Pferden der Avantgarde Napoleon's gefüllt und im väterlichen Hause achtundzwanzig Mann einquartiert. Bald sah er auch vom Fenster aus den „kleinen Mann im grauen Rocke mit dem dreieckigen Hütchen". Darauf folgte der erste Schlachttag (16. October 1813), an dessen Abend auf Napoleon's Befehl mit allen Glocken geläutet und von den Thürmen geblasen wurde. In Dürck's Hause lag der ganze Vorsaal voll von Kranken und Verwundeten, Deutsche, Franzosen und Kosaken durcheinander. Am nächsten Morgen riefen die Leute aber kein „Vive l'Empereur" als der Kaiser an der Spitze seines Stabes über den Marktplatz sprengte; Einige lachten sogar, Andere ballten die Fäuste. Tags darauf, am 18. October läuteten wieder alle Glocken als (wie die „Leipziger Zeitung" mit officieller Sinnigkeit verkündete) am Schlachtabend „die drei Allerhöchsten" niederknieten, „um den Höchsten für den herrlichen Sieg zu preisen", während vom Rathhause herab der Posaunen-Choral „Nun danket alle Gott!" erscholl. Ein leicht verwundeter französischer Officier, welcher bei Dürcks einlogirt war und immer Lagerscenen, Soldaten und Pferde zeichnete, scheint dadurch großen Eindruck auf die Phantasie des Knaben gemacht zu haben, welcher nun auch in der Schule auf jedes Stück Papier Pferde und Soldaten, besonders aber Kosaken, auch den Napoleon zeichnete, zum großen Ergötzen seiner Kameraden und der Großmutter, welche ahnungsvoll diese Dinge mit dem Motto: „Es is nix, aber 's is doch was" sammelte und mit einem Kuß oder Apfel honorirte. Da der Vater infolge seiner durch die Zeitereignisse mißglückten Speculationen sein Vermögen verlor, so gab es schwere, bittere, harte Tage und Jahre, bis der vielgeprüfte Mann als Inspector des kgl. Jagdschlosses Hubertusburg eine Stelle erhielt. Der junge D. aber kam aus der Bürgerschule in die „Leipziger Kunstakademie", eine höchst mittelmäßige Zeichnungsschule, welcher der alte Veit Hans Schnorr von Carolsfeld als Director vorstand. Der Knabe mußte sich indessen gut gehalten haben, weil 1822 eine Einladung von Seite seines Oheims, des kgl. bairischen Hofmalers Karl Stieler erfolgte, sich unter seiner Leitung in München weiter zu bilden. Die Reise mit dem Eilwagen (bei halber Taxe, da der jugendliche Passagier

nicht als voll galt) dauerte damals zweiundsiebzig Stunden in einer Tour — was unserer Generation, welche bei Courier- und Blitzzug noch Langeweile empfindet, wol ins Gedächtniß gebracht werden darf. Stieler nahm sich seines Neffen mit väterlicher Liebe und Sorge an, unterrichtete ihn selbst, da derselbe durch Peter v. Langer für den Antikensaal als nicht reif genug befunden war, und brachte ihn später doch auf die Akademie. Mit Feuereifer warf sich D. auf die Oelmalerei und das Porträt und war bald so glücklich, dem Oheim bei dessen Bildnissen helfen und Spitzen, Perlen und Stickerei malen zu dürfen. So ist beispielsweise der volle Schmuck und die überladen reichen Details auf den lebensgroßen, in ganzer Figur und im Königsornate dargestellten Bildnissen der Königin Therese und des König Ludwig I. (Schleißheim) von D., welcher dabei seinem berühmten Oheim Stieler mit nicht unerheblichen Handleistungen beistand. Das erste für ein Damenporträt erhaltene Honorar mit vier Ducaten gab, in Gesellschaft des singlustigen, wackern Wilhelm Lindenschmit aus Mainz, Anlaß zu einer Fußpartie nach Aibling und Berchtesgaden, wobei natürlich auch eine Besteigung des Watzmann erfolgte. Dann wurde zu München mit verdoppeltem Fleiße weiter gemalt, studirt und gezeichnet, auch ein Porträt Beethoven's (nach Stieler) für Artaria in Wien auf Stein übertragen. Durch diese und ähnliche Arbeiten gewann D. die Mittel, nach vierjährigem Aufenthalte zu München wieder die Heimath zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit sah der Maler die letzte große, von König Friedrich August in Hubertusburg abgehaltene Wildschweinjagd. — Mit dem sorgfältigst durchgeführten Porträt seines Freundes und Kunstgenossen, des Malers W. Lindenschmit, eines ächt germanisch blonden, blauäugigen, geistvollen Jünglings (welchen Moritz v. Schwind in seinem „Aschenprödel" als Prototyp der Treue verewigte), gab D. zum ersten Male im Münchener Kunstverein ein Zeugniß seiner selbständigen Kunst. D. erwarb durch diese Arbeit, ebenso durch ein darauf folgendes Genrebild die Gunst des Publicums, namentlich der höheren, kauflustigen Aristokratie, welche den Namen des Künstlers im Gedächtniß behielt und ihn mit zahlreichen Aufträgen fernerhin beehrte. Das genannte Genrebild, welches Landleute vorstellte, die vor einem beschneiten Kreuze bei winterlichem Sonnenuntergange für ein im Hintergrunde in Flammen stehendes Dorf beten, wurde 1828 vom Kunstverein angekauft und gelangte durch mehrere Hände endlich in Besitz des Baron Rothschild zu Paris. Kurz darauf antichambrirte D. als angehender Hofmaler, eingeladen von der Königin Karoline nach Tegernsee, daselbst ein Porträt König Max I. zu copiren. Der Aufenthalt an dem schönen Gebirgssee verlockte zu landschaftlichen Studien, welche D. in dem damals noch unbekannten Feldafing fortsetzte; dann aber wanderte er mit seinem Landsmann Bernhard Stange zu wochenlanger Bergeinsamkeit nach dem unter der Zugspitze gelegenen Eibsee, wo sie in einer Fischerhütte mit dem urwüchsigsten Comfort sich behalfen und D. nach Stange's Abzug noch weiter verweilte, bis er endlich der anachoretischen Kasteiungen satt und überdrüssig, an seinem Talente zur künstlerischen Gestaltung dieser Felsenwüste verzweifelnd, in die gemäßigteren Regionen Partenkirchens zog und den ganzen landschaftmalerischen Anlauf mit einem Aufenthalte bei dem Norweger Thomas Fearnley zu Berchtesgaden und am wildromantischen Königsee beschloß. Glücklicherweise brachte Onkel Stieler unsern D. wieder in das richtige Fahrwasser mit einer Reise nach Wien (1833), wo D. nicht nur das lustige Leben der Kaiserstadt kennen lernte, sondern auch fleißig Sammetroben, Orden, Decorationen, feine Toiletten und Putz malte. In München zählte D. nach seiner Rückkehr schon zu der jüngeren Elite, welche im Hinterstübchen des Scheidel'schen Kaffeehauses Rumor zu machen

begann, sodaß die in der Vorderstube rauchenden und kannegießernden „Alten" besorgt auf den Nachwuchs blickten und bisweilen die jungen Grasteufel mit ihrem Besuche beehrten. Zu diesen zahmen Titanen gehörten Wilhelm Kaulbach, der damals gerade am „Narrenhaus" zeichnete, der heitere Philipp Foltz aus Bingen, Adolf Mende, der ebenso im Gebiete der Rechtswissenschaft, wie in der Costümkunde hochgebildete, auch als trefflicher Zeichner hervorragende Dr. Eduard Fellner und viele Andere, während Monten, Rottmann, Jos. Petzl u. s. w. mit olympischer Ruhe im „Herrenstübel" eben demselben nationalen Gerstenschleim so lange opferten, bis beide Fractionen in vereinter Stärke nach dem „Café Fink" auszogen. D., welcher nebenbei auch viel mit Studenten, namentlich edlen Kurländern verkehrte, die der Ruf der neuorganisirten Universität anzog, wagte sogar einige schüchterne Besuche in Schelling's Auditorium, griff aber doch bald wieder nach Palette und Pinsel, um seine Freunde zu malen, darunter die Herren v. Osten-Sacken auf Dondangen, v. Derschön und v. Kleist, dessen Porträt im Kunstverein viel Aufsehen machte (vgl. Stuttgarter Kunstblatt 1834, S. 263. Raczynski 1840. II, 438). Weiteren Ruhm gewann D., welcher nun plötzlich ein gemachter Mann war, mit dem in fünf Stunden vollendeten Bildnisse des Malers Kaiser, welches nach der Meinung eines damaligen Kritikers „an die besten Werke der Venetianischen Schule zur 'Zeit Tizians" erinnerte. Ein anderes Bild einer jungen und schönen Frau schien dagegen mehr mit Kügelgen's und Ritter v. Lampi's Manier verwandt, obwohl auch Stieler's Einfluß unverkennbar blieb. Ebenso malte D. das Bild des Landschafters Heinlein, welches Raczynski in kleiner Copie, geschnitten von Andrew, Best und Leloir in Paris, seiner „Kunstgeschichte" einverleibte — heute ein lehrreiches Exempel, wie nüchtern, trocken und geistlos diese damals berühmten Xylographen zu arbeiten pflegten. D. lieferte auch zeitweise einige, durch äußerste Harmlosigkeit des Inhalts, aber durch sorgfältigste Durchbildung ausgezeichneten Genrestücke: so 1830 die Scene mit einem Bruder Studio und einem Manichäer; die „Erscheinung eines Berggeistes"; eine Frau mit ihren Kindern während eines mächtigen Gewitters unter einer Felswand Schutz suchend (1834); dann folgte eine Mutter mit einem Seifenblasen machenden Kinde (1836); auch kam als Probe von Dürck's vorübergehendem Beruf zur Landschafterei ein „See im Gebirg" zur Ausstellung (1832). Nachdem noch die Bildnisse einiger Leuchtenberg'schen Prinzessinnen (lithographirt von Troendlin, Wölffle und Fertig) vollendet waren, rüstete sich D. mit dem Dänen Marstrand zu einer langersehnten Fahrt nach Italien. Vorerst gab es noch eine von dem damals zu München weilenden geist- und witzsprühenden Landschafter Andreas Achenbach in Sendling inscenirte Abschiedsfeier; dann ging die Fahrt mit sonnenhellem Jugendsinn durch die Schweiz, über Genua und Livorno, wo eine achtzehntägige Quarantäne abgesessen werden mußte und unter der damals üblichen Fülle von Paß-Plagereien und Zoll-Visitationen endlich über Pisa und Siena nach Rom, wo eine ganze Colonie von Künstlern, darunter Foltz, Haushofer, Aug. Riedel, Peter Schöpf, Kirner, Max Seitz u. A. den Ankömmling jubelnd in Empfang nahmen. Die Fluth neuer Eindrücke stürmte über D., der nur mit Mühe so weit sich zu sammeln vermochte, um zwei Bilder zu malen: eine junge, ihren Vogel fütternde „Albanerin" (welches König Wilhelm von Württemberg für den Rosenstein erwarb) und ein anderes Genrebild ähnlichen Inhalts (Herzog Wilhelm von Urach). Zu ruhigem Schaffen bot das lustige Künstlertreiben keine Zeit: da gab es Weihnacht-, Neujahr- und Carneval-Feste (der große Masken-Corso fiel aus Opposition gegen die Regierung 1837 freilich aus und es kam sogar vor, daß nur der

Moccoli-Abend, aber auch ohne Lichter, abgehalten wurde), Colosseum-Beleuchtungen, Frühlingsfahrten, Ausflüge nach Neapel, Amalfi und Sorrent. In dieses wonnige Leben zu Neapel schlug auf einmal der Ausbruch der Cholera, welche Italien damals schon für längere Zeit unsicher gemacht hatte. Aus den dumpfen Scenen der Trauer und des Todes fuhr D. mit Gustav Jäger und Augustin Palme wiederholt und jeweilig auf längere Zeit nach dem reizenden Capri, wo sie in weltvergessener Sorglosigkeit mit den schönen Caprimädchen europäische Tänze übten und im reinsten „dolce far niente" auf dieser seligen Insel einen glücklichen Monat verbrachten. Die Erinnerung an diese sonnigen Tage gab später noch unserem Maler die Feder in die Hand: seine „Idylle auf Capri" bildet wirklich eine Perle unter den oft breiten, memoirenartigen Aufzeichnungen des Künstlers und liest sich, obwohl in schmuckloser Prosa, durch den activen Reiz der Unmittelbarkeit wie eine wohlklingende, abgerundete Dichtung. Die Freunde bestiegen noch den Vesuv, besuchten Ischia, Pompeji, Pozzuoli und Bajä, packten aber endlich doch zusammen und fuhren, froh dem von Quarantänen blockirten unglücklichen Neapel auf diesem Wege entkommen zu können, quer durch Italien und unangefochten von den in sichere Aussicht gestellten Briganten, nach Manfredonia hinüber, wo sie endlich, geprellt durch die im voraus bezahlte Gelegenheit mit einem Kriegsdampfer weiter zu fahren, auf einem elenden, von Korfu kommenden, Tintenpulver führenden griechischen Trabaculo nach Triest transportirt wurden. Von Venedig wendete sich D., um Versäumtes nachzuholen, furchtlos der überall spukenden Seuche trotzend, nach Parma, Florenz und Bologna, saß dann noch längere Zeit in Verona, gondelte mit seinem Freunde Eduard Arwedson auf den oberitalischen Seen, so lange die letzten Liren und Kaisergulden aushielten, bis der Maler schließlich nur durch die Bürgschaft eines gutwilligen Conducteurs per Eilwagen nach München zurückfuhr, wo zahlreiche Aufträge auf die Ankunft des Künstlers harrten, darunter die Familie des Herzogs von Leuchtenberg, Fürst Ludwig Oettingen-Wallerstein, Dr. Rohmer u. A. Bei dem Künstler-Maskenzug von 1840 (das heute noch in fröhlicher Erinnerung lebende sogenannte Albrecht Dürer-Fest) erschien D. als Anführer der Fackelträger, ging dann im Herbst desselben Jahres wieder nach Dresden und schloß mit der Frau seines verstorbenen Bruders einen sein ganzes weiteres Leben beglückenden Bund zu Hubertusburg. Sie überlebte ihren Gatten und starb 87 Jahre alt, am 5. Februar 1900. In München, wo damals Ateliers im heutigen Sinne unbekannt waren, miethete D. im zweiten Stockwerk des Odeon einen Saal — nebenan schuf der liebenswürdige Karl Schorn an seinen in der Geschichte der Münchener Kunst epochemachenden „Wiedertäufern" — und begann, nach einer nach Venedig unternommenen Studienreise, die lebensgroßen Costümbilder des Grafen und der Gräfin Arco-Steppberg, welche damals ungetheilte Bewunderung erregten und heute noch den Schloßsaal zu Anif zieren. Von König Ludwig I. nach Berchtesgaden geladen, malte D. die Brustbilder des Freiherrn Heinrich von der Tann (Jugendfreund des Monarchen und Vater des berühmten bairischen Generals) und des Ministers Grafen Karl v. Seinsheim. Nach Vollendung des Porträts der Frau Kurfürstin Marie Leopoldine ging D. auf Schloß Kupferzell in Schwaben, um die Familie des Fürsten Hohenlohe-Waldenburg zu malen. Die Bestellungen drängten sich und verfolgten den Künstler auch in seine ländliche Sommerfrische an den damals noch weniger cultivirten Geländen des Starnberger Sees, wo zu Leoni nebenbei allerlei lustige Aufzüge, Waldfeste und Mummerei erfolgten und D. mit seinem Freunde Kaulbach und Andern die Villa des Baraths Hiembsel mit Fresken zierte. —

Der Wunsch, endlich ein eigenes Heim und ein praktisches Atelier zu besitzen, verleitete D. zu einem Hausbau (das Werk des Oberbaurath Eduard Metzger 1807, † 1894), welcher der Anlaß vielseitiger Verdrießlichkeiten und Aergernisse wurde, bis D. endlich, solcher Erfahrungen müde, das Haus an Dr. v. Schanzenbach verkaufte. Hier war es, daß eines Tages ein stattlicher junger Mann von auffallender Schönheit anklopfte und nach artigster Begrüßung im reinsten Deutsch sagte: „Ich habe mehrere Bildnisse von Ihnen gesehen und komme zu fragen, ob Sie mich nicht auch malen wollen; ich bin der Kronprinz von Schweden". Das Bild des nachmaligen Karl XV. mußte zur hohen Befriedigung ausgefallen sein, da alsbald eine Einladung des Königs Oskar an D. erfolgte. Vorerst machte unser Maler mit dem Ingenieur und Dichter Theodor Simons noch einen Ausflug nach Tirol und wagte die kühne Expedition von Fendt über die Oetzthaler Ferner ins Schnalserthal, welche zur Freude und Zufriedenheit aller Betheiligten glücklich verlief und über Finstermünz und Landeck nach Pähl zurückführte, wo D. sommerfrischelnd rastete und endlich im August 1849 über Berlin und Lübeck nach Christiania abging (1849). Die Aufnahme daselbst war eine ehrenreiche, der Maler wurde mit größter Auszeichnung behandelt. So stand ihm zu einem Abstecher nach den schönsten Wasserfällen und Bergseen Norwegens ein vierspänniger Wagen mit allem möglichen Comfort zur Verfügung. Zur Fortsetzung seiner Aufgabe nach Stockholm geladen, wohin das kgl. Hoflager übergesiedelt war, machte D., wie bei seiner Fahrt nach Norwegen, die angenehme Reise in Gesellschaft des Architekten H. E. Schirmer, über Gothenburg auf dem Trollhätta-Canal durch den Mälar-See mit dem reizenden Gewirre von Eilanden und Buchten. Auf dem Schlosse Haga malte D. die Prinzen Gustav, Oskar, die Prinzeß Eugenie und zuletzt den König. Zwischendurch gab es Ausflüge nach dem Schlosse Drottningholm (Lieblingsaufenthalt Gustav III.) und Gripsholm, wo D. viele Kostbarkeiten sah, darunter auch die erst neuestens bekannt gewordenen köstlichen Augsburger Gobelins. Zu Gripsholm war D. Augenzeuge, wie Prinz Oskar ein vierjähriges, ins Wasser gefallenes Mädchen mit kühner Geistesgegenwart vor dem Ertrinken rettete. Mit dem letzten Schiffe, welches am 9. November Stockholm verließ, dampfte der in feierlicher Abschiedsaudienz noch mit dem Wasa-Orden decorirte Maler zurück, nachdem er einen furchtbaren Seesturm vor Ystad glücklich überstanden hatte. In München häuften sich neue Bestellungen, die Porträts der Gräfin Bassenheim, der Herzogin Leuchtenberg, der Kaiserin von Brasilien mit ihrer Tochter Amalia. Im Jahre 1851 unternahm D. mit G. Flüggen eine Fahrt nach Paris und Brüssel, wo ihnen mit Ausnahme von Horace Vernet, die neuern Koryphäen gegen alles Erwarten weniger imponirten. Bald darauf finden wir ihn wieder als vielbegehrten Porträtmaler am Hofe des Fürsten von Thurn und Taxis zu Donaustauf und dann in Meran, wo D. 1852 und 1853 im Schlosse Rottenstein überwinterte und etliche Genrebilder malte, darunter den „Sonnenuntergang auf der Alpe" (erst im Besitze der Großherzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt, dann Eigenthum des Kaisers Wilhelm I.; eine verkleinerte Wiederholung im König-Ludwig-Album, lithographirt von Arnst), einen „Meraner Bauernknaben" (welchen nachmals Kaiser Franz Joseph erwarb) und einen kleinen „Violin-Spieler" (Erzherzogin Sophie). Während D. im Sommer in der vielbelobten Künstlerherberge zu Frauen-Chiemsee weilte, erging an ihn von Herzog Maximilian der Auftrag, die Kaiserbraut Elisabeth in Possenhofen zu malen — ein Porträt, welches durch Schöninger galvanographirt, in Tausenden von Exemplaren durch ganz Oesterreich flog. Nun wurde D. nach Wien entboten, wo der Maler in den sog. Alexander-

Zimmern (welche der Kaiser Alexander während des Wiener Congresses bewohnte) sein Atelier erhielt und seine Aufgabe mit einem Bilde des kaiserlichen Bräutigams glänzend löste. D. sah daselbst auch den Erzherzog Max Ferdinand (den nachmaligen Kaiser von Mexico), ohne jedoch dessen Bild zu malen; dagegen porträtirte er den Erzherzog Franz Carl, erkrankte aber am Typhus in bedenklicher Weise, sodaß er auf den Rath der Aerzte als Reconvalescent Wien verließ und seine Aufgaben, wozu noch ein Kaiser-Bildniß in ganzer Figur und in Feldmarschalls-Uniform kam, zu München vollendete. Im Herbst 1854 fuhr D. dann mit seinen Bildern die Donau hinab nach Wien, wo er ob eines Formfehlers unsägliche Verdrießlichkeiten und Aergernisse mit den kaiserlichen Mauthnern und Zöllnern durchzukosten hatte, bis endlich Graf Grünne den Handel schlichtete. Zu München harrte seiner schon wieder eine größere Bestellung: für eine von König Oskar zu Gripsholm erbaute Rotunde (welche die lebensgroßen Bilder sämmtlicher europäischer Monarchen vereinen sollte), das Porträt des König Otto von Griechenland zu liefern. Deshalb nach Athen zu reisen, wäre zu complicirt gewesen, D. behalf sich außer einigen Photographien mit der von Halbig nach dem Leben modellirten Büste, auch erhielt er das dazu benöthigte, prächtige griechische Costüm. Bald darauf malte D. die Königin Marie und schließlich (1858) auch den König Ludwig I., welcher für den Künstler immer eine gnädige Affection hegte, auch seiner Fürsprache gerne Gehör lieh. So war es z. B. D., welcher während einer Sitzung sich über Idee und Zweck des Künstler-Unterstützungs-Vereins weiter herausließ und als Vorstand desselben eingehenden und ausführlichen Detail-Bericht erstattete. Bald darauf erfolgte die Mittheilung, daß der greise Monarch mit der erheblichen Summe von 10000 Gulden eine Stiftung zu dieser im Stillen, namentlich für Witwen und Waisen höchst wohlthätig wirkenden Anstalt huldvollst gemacht habe. Später, kurz vor seinem Ableben, testirte der königliche Maecen abermals ein Legat von 30000 Gulden für denselben Verein. Im Jahre 1858 wurde D. an den großherzoglichen Hof nach Weimar geladen und entledigte sich seiner Aufträge ganz im Sinne eines Malers der „Haute Volée". Als feingebildeter Sachse, kundig des guten Tons, weniger ein Meister der Rede, doch geistiger Causerie mächtig, außerdem auch gewandt mit der Feder und von anmuthender Darstellung, gewann er die hohe Aristokratie für seine Kunst. Er malte die Repräsentanten der Schönheit, einen blühenden Damenflor, Koryphäen der Wissenschaft z. B. den Kirchenhistoriker D. Hase und den Medicinalrath Dr. v. Ringseis, eine große Anzahl von Engländern und Amerikanern, die sich zeitweise geradezu in sein Atelier drängten und außer ihrem Conterfei auch Studienköpfe und Genrebilder mit in das Ausland nahmen. Was nun die letzteren betrifft, so blieb der Maler immer in einem engen Bereich des ruhigen Stilllebens: ein paar spielende Kinder, ein schönes Landmädchen, ein sanfter Engel, Schiffer- und Hirtenknaben bilden so ziemlich sein ganzes, immer salonfähiges Repertoire; dazu kam 1868 das „Brustbild einer Italienerin", ganz umflossen von einer Morbidezza, welche den Künstler überhaupt zum beliebten Darsteller der Frauenschönheit bevorzugte. Wir, welche nun allmählich gewöhnt wurden, den Menschen entweder in nüchternster Tagesbeleuchtung mit wissenschaftlicher Pathologie behandelt zu sehen oder durch eine archaistisch gefärbte Brille betrachten zu müssen, sind häufig ungerecht in Beurtheilung dieser Maler, welche noch einen idealen Mittelweg verfolgten, an Ehrlichkeit und Wahrheit aber gewiß ebenso herzhaft hingen, wie die jüngere titanische Generation. Dürck's ganzes Wesen war auf melo-

diösen Wohlklang gerichtet, wie überhaupt classische Musik das ergänzende Bedürfniß seiner Seele bildete. In seinem gastlichen Hause gab es musikalische Abende, aus welchen sich später der „Oratorien-Verein" entwickelte. Durch alljährlich wiederholte Reisen an den Rhein, nach dem Süden und der Nordsee suchte D. Herz und Auge zu erweitern. Diese Reiseeindrücke brachte er gern in Schrift, worunter der Aufenthalt auf der Insel Sylt Anlaß gab zu einem hübschen Essay. Die Gesellschaft der „Zwanglosen", diese Elite der in München cursirenden Fülle von Kunst, Geist und Wissenschaft, dankte ihm manch angenehme Erinnerung. Die letzten, vielfach von den Leiden des Alters und einem leichten Schlaganfall getrübten Jahre benutzte der Künstler zur Ausarbeitung eines autobiographischen Rückblickes über seine Zeit; er vollendete diese Aufgabe in einem dreibändigen Memoirenwerke, welches, wenigstens auszugsweise, immer noch auf ein dankbares Publicum rechnen dürfte. D. schloß am 25. October 1884 sein an schönen Erfahrungen, Ehren und Auszeichnungen reiches, echtes Künstler-Dasein.

Vgl. Nagler 1836. III, 503. — Raczynski II, 438 ff. — Seubert 1878. I, 400. — H. A. Müller 1882, S. 149. — Nekrolog in Beil. 3 d. „Allgemeinen Zeitung" 1885. — Pecht, Geschichte der Münchener Kunst, 1888, S. 155. — Müller-Singer, Lexikon 1895. I, 367. — Fr. von Böttticher, Malerwerke 1895. I, 243. Hyac. Holland.

Düringer: Philipp Jakob D., Schauspieler und Dichter, wurde am 23. Juli 1809 in Mannheim geboren. Seine unbezwingliche Vorliebe für das Theater ließ ihn gar bald die Hörsäle der Universität Heidelberg, wo er sich auf den Wunsch seiner Eltern als Student der Medicin hatte inscribiren lassen, mit der Bühne vertauschen. Bereits 1826 trat er in Mannheim auf; von 1828 ab führte ihn ein ungebundenes Wanderleben nach Freiburg i. Br., Frankfurt a. M., Düsseldorf, Wien, Hamburg, München und Nürnberg; 1835 wurde er am Leipziger Stadttheater engagirt und war 1836 bis 1843 Regisseur daselbst. 1843 bis 1853 war er Oberregisseur des großherzogl. Hof- und Nationaltheaters zu Mannheim. Schon als Mitglied des Theaters in Leipzig hatte D. 1839 ein Gastspiel am königl. Schauspielhaus zu Berlin absolvirt; 1853 berief ihn Herr v. Hülsen, der seit 1851 als Nachfolger C. Th. v. Küstner's Intendant der königl. Schauspiele in Berlin war, an das königl. Schauspielhaus, wo er von 1853 bis 1870 als artistisch-technischer Director des Schauspiels wirkte. Anfang 1870 pensionirt, starb er am 12. Mai 1870 in Coburg.

Eine außergewöhnliche natürliche Begabung, nicht minder aber auch rastloser Fleiß und die reiche Erfahrung eines von Anfang an durchaus thätigen Lebens haben D. bald zu einem trefflichen Darsteller, zu einem noch trefflicheren Regisseur und auch Dramaturgen gemacht. Schon in Leipzig verstand er es wie Wenige außer ihm, den schwierigen Beruf eines Regisseurs mit Leichtigkeit und Sicherheit auszuüben; dabei traf er in jeder Hinsicht stets das Richtige und wußte das Dramatische wohl vom Theatralischen zu unterscheiden — eine Eigenschaft, die sich später an ihm noch vervollkommnete, und die leider zahlreichen modernen Regisseuren nur zu sehr mangelt. In Mannheim kam ihm das Studium des dortigen Theater-Archivs sehr zu statten; welches Interesse er auch der Regiekunst früherer Zeiten entgegenbrachte, zeigt ein von ihm zusammengestellter Band „Interessante Berichte und praktische Bemerkungen des Directors Beck mit Randglossen Dalbergs 1797—1803". Kein Geringerer als Gustav Freytag hielt auf Düringer's dramaturgische Rathschläge sehr viel; Freytag arbeitete seine „Valentine" genau nach Düringer's Vorschlägen um und wußte diesem noch Dank dafür. Seine drama-

turgische Thätigkeit setzte D. auch während der Berliner Zeit in ausgedehnterem Maaße fort. Das kgl. Schauspielhaus gab den „Hamlet" von 1855 bis 1874 nach einer Bearbeitung der Schlegel'schen Uebersetzung durch D., in der das Stück auf vier Acte zusammengezogen wurde; 1856 bearbeitete D. mit Dessoir zusammen Emil Brachvogel's „Narziß", er lieferte hiebei geradezu eine Umdichtung, und den erst durch D. wirksam gestalteten Actschlüssen verdankte das Drama großentheils seinen Erfolg. 1857 richtete D. Calderon's Trauerspiel „Der Maler seiner Schmach" für die Bühne ein. Auch Uebersetzungen und freie Bearbeitungen von französischen Stücken hat er geschrieben („Die Tochter einer Mutter" nach Dumanoir, gedr. Leipzig 1842; „Maurice oder Der Helfer in der Noth" nach Melesville u. a. m.). In allen diesen theils durch Rathschläge angeregten, theils selbst verfaßten Bühnenbearbeitungen kommen Düringer's unfehlbare Sicherheit im Erfassen der Hauptsache, seine stete Berücksichtigung der lebendigen Bühnenwirkung und seine völlige Vertrautheit mit allem zur Bühne Gehörigen zum schönsten Ausdruck. Er hat auch seine Kenntnisse und Erfahrungen in dem gemeinsam mit dem Theaterinspector H. Bartels verfaßten Werk: „Theaterlexikon, ein theoretisch-praktisches Handbuch", gedr. Leipzig 1841, zusammengefaßt.

Als Dichter trat D. zuerst mit einer Gedichtsammlung hervor, die „Künstlerhauche. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten" betitelt ist und die 1834 in Mannheim gedruckt wurde. Wol sind die Poesien im allgemeinen noch etwas unreif; doch findet sich unter ihnen manch eine Perle, die von echtem dichterischen Empfinden erfüllt ist, wie das „Des Mädchens Klage" überschriebene, heute zum Volksliede gewordene Gedicht (S. 55):

Den lieben langen Tag
Hab' ich nur Schmerz und Plag
Und sollt' am Abend doch nit weine!?
Wann ich am Fenster steh'
So in die Nacht h'nei seh',
So ganz alleine,
Da muß ich weine! —

Viele dieser Lieder umfließt ein matter Abglanz der verschwindenden romantischen Dichtung; andere sind prächtige Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinne; wieder andere sind witzig, ihr Humor erinnert lebhaft an den Humor der Lortzing'schen Operntexte. Düringer's lyrische Ader war stark; mehrere sehr bekannt gewordene Arien aus Lortzing's Opern sind von ihm gedichtet, so das Lied „Einst spielt' ich mit Scepter, mit Kron' und mit Stern" in „Czar und Zimmermann" und das 2. Finale und das Lied im 2. Acte (mit dem Refrain „Der Liebe Glück, das Vaterland") in „Hans Sachs". — Von Düringer's dramatischen Werken lag mir bloß das dreiactige Drama „Der Araber" (gedr. Mannheim 1847; Musik von V. Lachner) vor, das die Liebe des arabischen Scheiks Al Yezid zu einer russischen Fürstin und die Aufopferung einer jungen Russin, die unter dem Namen Laila als Yezid's Sklavin in Cairo lebt, für den von ihr abgöttisch geliebten Scheik behandelt. Hier ist der dramatische Aufbau der Handlung ebenso zu loben wie die Schönheit des sprachlichen Ausdrucks.

D. verdient aber nicht bloß als Dramaturg und als Dichter, sondern auch als Mensch im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein echt deutsches Fühlen und Empfinden werden von all' seinen Bekannten gelobt; Männer wie G. Freytag und Berthold Auerbach achteten ihn hoch. Das Band steter inniger Freundschaft verband D. mit dem unglücklichen Lortzing, den D. schon in Leipzig kennen lernte und dem

er, unbekümmert um das Verhalten der Mitwelt, immer ein treuer, hülfebereiter Herzensfreund geblieben ist. Von keinem Andern ist Lortzing so erkannt und verstanden worden wie von dem ihm geistig so nahe verwandten D. D. hat noch in Lortzing's Todesjahr seinem Freund ein biographisches Denkmal gesetzt in dem Büchlein: „Albert Lortzing, sein Leben und Wirken" (Leipzig 1851), und die von D. verfaßte bekannte Grabschrift (die Edwin Neruda in der Neuen Zeitschr. f. Musik 1901, Nr. 46 ohne jeden Grund Max Ring zuschreibt) enthält in ihren knappen vier Zeilen wirklich Lortzing's ganze Lebensgeschichte und zugleich eine Weissagung von prophetischer Kraft; auch zeigt sie uns schön wie kein anderes Gedicht Düringer's dessen herzenstiefes, echt deutsches Gefühl.

F. Walter, Archiv u. Bibliothek des Großherzogl. Hof- u. Nationaltheaters in Mannheim. Leipzig 1899. Bd. 1, S. 259, 330 f., 473. — C. Schäffer und C. Hartmann, Die kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886. S. 39, 58, 150, 171, 207. — R. Genée, Hundert Jahre des königlichen Schauspiels in Berlin. Berlin 1886. S. 173. — Die Gartenlaube. Jahrgang 1879, S. 129 ff. — Frankfurter Zeitung v. 4. October 1900 (enthält einen wichtigen Brief Gustav Freytag's an Düringer).

Egon von Komorzynski.

Dürr: Wilhelm D., Maler, wurde zu Villingen im Schwarzwald am 10. Mai 1815 geboren. Sein Vater war dort Chorregent am Münster und Musiklehrer. D. erhielt seine künstlerische Ausbildung in Wien, wo er sich besonders unter Kuppelwieser's Einfluß der religiösen Historienmalerei zuwandte. Im Anfang der 1840er Jahre lebte er in Rom und verkehrte in den der gleichen Richtung angehörenden Kreisen der Overbeck, Deger, Ittenbach, der beiden Müller u. A.; als er eines Tages im Nemisee badete, rettete ihm Rahl das Leben. Nach seinem Heimathlande zurückgekehrt, nahm D. seinen Wohnsitz in Freiburg im Breisgau. Er malte viele Altarbilder für Kirchen Badens und des Elsasses und auf Bestellung des Großherzogs von Baden und des Fürsten zu Fürstenberg für deren Galerien in Karlsruhe und Donaueschingen. Das Kupferstichcabinet zu Karlsruhe bewahrt von seiner Hand viele Illustrationen zu Hebel's Alemannischen Gedichten. Dürr's Werke sind mehr durch die sehr sorgfältige Zeichnung als durch die Farbe ausgezeichnet. Er war kein Colorist. Trotz einer conventionellen Behandlung, die man seinen Bildern nicht mit Unrecht vorwarf, verrathen sie doch Wärme des Gefühls und volle Hingabe an den Gegenstand der Darstellung. Freiburg, wo er sich großen Ansehens und allgemeiner Beliebtheit erfreute, verließ D. im J. 1887, um nach München überzusiedeln, wo sein gleichnamiger Sohn, ein talentvoller Künstler, seit längerer Zeit lebte. Dort starb er am 7. Juni 1890. Wilhelm Dürr der Sohn starb am 23. Februar 1900.

Badische Biographien 4, 89. v. Weech.

Dürre: Hermann Christian August Konrad D., Geschichtsforscher, † 1893, wurde am 18. Januar 1819 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater Johann Christian Theod. D. das Gewerbe eines Bier- und Essigbrauers betrieb; seine Mutter Charl. Elisabeth Henriette war eine geborene Dreyer. Dem Wunsche des Vaters gemäß studirte der Sohn, nachdem er das Pro- und Obergymnasium seiner Vaterstadt durchgemacht hatte, seit 1838 in Göttingen Theologie, doch zogen ihn mehr die Philologie und Geschichte an, zu deren Studium er Michaelis 1839 ganz überging. Ostern 1840 begab er sich auf ein Jahr nach Leipzig und im April 1842 bestand er in Braunschweig das Staatsexamen. Unterm 16. April 1846 wurde er als Collaborator am Gesammtgymnasium in Braunschweig angestellt und 1854 zum

Oberlehrer befördert. In den Jahren 1857—62 hielt er auch am Collegium Carolinum Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller. Zu Michaelis 1870 wurde er zum Gymnasialdirector in Holzminden ernannt, Ostern 1882 aber in gleicher Eigenschaft nach Wolfenbüttel versetzt. Hier wirkte er bis Neujahr 1889, wo er unter Verleihung des Titels „Schulrath" pensionirt wurde. Ostern 1890 zog er nach Braunschweig und hier ist er am 11. December 1893 gestorben. Seine Frau Johanne Sophie Wilhelmine Schuhard, die er am 24. März 1850 heimgeführt hatte, war ihm schon am 27. März 1885 im Tode vorausgegangen.

Die erste Anregung zu Studien in der heimischen Geschichte erhielt D. bald nach seiner Rückkehr von der Universität durch den Stadtdirector Wilh. Bode (s. A. D. B. III, 2 f.), dem er bei Ordnung der städtischen Bibliothek, sowie des Archives behülflich war. Die erste litterarische Frucht dieser Arbeiten war seine Abhandlung „De Ungarorum incursionibus saec. X in Saxoniae ducatum factis", auf die er am 25. Januar 1847 in Marburg zum Doctor der Philosophie promovirte. 1858 begann er seine Forschungen im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel, die er bis an sein Lebensende unermüdlich fortsetzte. Anfangs stand die Stadt Braunschweig, deren Geschichte im Mittelalter er 1861 herausgab, im Mittelpunkte seiner Studien. In Holzminden bildeten namentlich die Weserlande das Gebiet seiner Forschungen. Veröffentlicht hat er außer einigen Aufsätzen über verschiedene Klöster besonders familiengeschichtliche Arbeiten, von denen seine „Regesten des Geschlechtes von Wallmoden" (Wolfenbüttel 1892) die bedeutendste ist. Das Hauptergebniß seines rastlosen Fleißes blieb aber ungedruckt. Es besteht in den von ihm gesammelten Urkundenregesten, für die er außer dem Wolfenbüttler und Braunschweiger Archive auch andere benutzte, und in den daraus zusammengestellten umfangreichen Registern über die Geistlichkeit, den höheren und niederen Adel, die Raths- und Bürgerfamilien der Städte, die Ortschaften und Wüstungen des Herzogthums Braunschweig und seiner Nachbargebiete. Schon bei seinen Lebzeiten traf er Fürsorge, daß dieses ganze Material, das 138 z. Th. starke Bände und Convolute umfaßt, im Archive zu Wolfenbüttel sicher geborgen würde, wo es jetzt ein werthvolles, von zahlreichen Forschern dankbar benutztes Hülfsmittel bildet. Es wird hier das Andenken an den liebenswürdigen, stets hülfsbereiten Gelehrten, dessen Vorzüge auf litterarischem Gebiete nicht so sehr in glänzender Darstellung, wie in ausdauerndem Sammeleifer, gründlicher Forschung und ruhigem Urtheil liegen, für lange Zeit lebendig erhalten.

Vgl. Zeitschr. des Harzvereins f. Gesch.- u. Alterthumskunde XXVII (1894), S. 334—338. — Ein Verzeichniß seiner Schriften bei Koldewey, Verzeichniß der Directoren und Lehrer des Gymnasiums Martino-Katharineum (Braunschweig 1894), S. 19. P. Zimmermann.

Dursch: Johann Georg Martin D., katholischer Theologe und Aesthetiker, geboren am 11. November 1800 zu Deggingen bei Geislingen in Württemberg, † am 21. Februar 1881 zu Rottweil. Er studirte in Tübingen, wurde am 24. September 1825 zum Priester geweiht, zum Doctor der Theologie und Philosophie promovirt, betrieb hierauf noch 2½ Jahre hindurch in Paris orientalische Sprachstudien, wurde dann Vicar in Weilderstadt, Herbst 1828 Professorats-Verweser am Gymnasium in Ehingen, 5. Mai 1829 definitiv Professor daselbst, 2. Februar 1842 Decan und Pfarrer in Wurmlingen, 14. August 1850 Stadtpfarrer in Rottweil, seit 4. März 1858 auch Decan daselbst. — Litterarisch hat sich D. auf verschiedenen Gebieten bethätigt. Auf theologischem Gebiete sind zu nennen das Religionshandbuch: „Die Religions-

wissenschaft" (3 Theile, Ehingen 1832—34); „Allgemeiner Commentar über die Psalmen des Alten Testaments" (Freiburg i. B. 1842); und die zwei Predigtsammlungen: „Predigten auf die Feste der sel. Jungfrau Maria" (Stuttgart 1847) und „Katholisch-dogmatische Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres" (2 Bde., Tübingen 1852); auf pädagogischem Gebiete: „Das Verhältniß der Schule zu Kirche und Staat mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Irrungen" (Ulm 1833); „Pädagogik oder Wissenschaft der christlichen Erziehung auf dem Standpunkt des katholischen Glaubens" (Tübingen 1851), und die Uebersetzung des Hitopadesa unter dem Titel: „Die älteste praktische Pädagogik des heidnischen Alterthums. Hitopadesas, oder heilsame Unterweisung, angeblich von Wischnusarman zur Belehrung königlicher Prinzen verfaßt. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt" (Tübingen 1854). Das Hauptgebiet seiner Thätigkeit war jedoch das der Aesthetik und Symbolik der christlichen Kunst; hierher gehören die Arbeiten: „Aesthetik oder die Wissenschaft des Schönen auf dem christlichen Standpunkte" (Stuttgart und Tübingen 1839); „Der Geist der christlichen Kunst im germanischen Dombau" (Freiburger Zeitschrift für Theologie, Bd. XIX, 1849, S. 258—294); „Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland" (Tübingen 1854; 2. Aufl. 1856); „Symbolik der christlichen Religion" (2 Bde., Tübingen 1858—59; Bd. I auch unter dem Titel: „Symbolik des mosaischen und christlichen Cultus"; Bd. II auch unter dem Titel: „Symbolik der christlichen Lehre"); „Der symbolische Charakter der christlichen Religion und Kunst; eine Einleitung in die specielle Symbolik der christlichen Kunst, und ein Beitrag zur Begründung einer christlichen Aesthetik" (Schaffhausen 1860). Eine Symbolik der christlichen Kunst, welche D. auf der durch die beiden letztgenannten Werke gelegten Grundlage ausarbeiten wollte, ist nicht erschienen.

Litterarische Rundschau 1881, Nr. 6, S. 186 f. — Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Aufl. (Schw.-Gmünd 1894), S. 17 f. Lauchert.

Dusch: Gottfried Maria Freiherr v. D., Präsident des großherzogl. badischen Handelsministeriums, geboren in Karlsruhe am 16. Februar 1821, † in Nizza am 18. December 1891. Sein Vater war der badische Staatsminister Alexander v. Dusch. Nach Vollendung seiner Studien an den Universitäten München, wo sein Vater als badischer Gesandter lebte, und Heidelberg, und nachdem er 1842 das juristische Staatsexamen bestanden hatte und an mehreren Bezirksämtern und Gerichten verwendet worden war, erhielt er die erste Anstellung als Assessor beim Landamt Karlsruhe im J. 1846, von dem er 1847 an das Stadtamt überging. In den Jahren 1848 und 1849 war er als Untersuchungsrichter bei der gerichtlichen Verhandlung der Vorfälle in Frankfurt am Main am 18. und 19. September, als Civilcommissär und juristischer Beirath bei den in Baden einmarschirenden Reichstruppen und als Untersuchungsrichter bei dem Standgericht in Rastatt thätig. Nach Wiederherstellung der geordneten Verhältnisse in Baden wurde D. zuerst als Amtmann beim Stadtamt Karlsruhe, 1850 als Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern, als Ministerialassessor und seit 1852 als Ministerialrath in diesem Ministerium thätig. Nach Trennung der Justiz und Verwaltung wurde D. von dem Präsidenten des Ministeriums des Innern, August Lamey, im J. 1862 mit Bearbeitung eines auf den Grundsätzen der Selbstverwaltung beruhenden Gesetzentwurfes beauftragt, welcher im J. 1863 von beiden Kammern des Landtages angenommen und am 6. October d. J. als Gesetz veröffentlicht wurde. Ihm lag auch die Ausarbeitung der Vollzugsverordnungen zu diesem bedeutsamen Gesetzgebungswerke ob. Als nach dem Tode des Ministers Mathy

im J. 1868 Minister Jolly mit Bildung des neuen Ministeriums beauftragt wurde, berief er D. an die Spitze des Handelsministeriums. In der Eigenschaft als Präsident dieses Ministeriums rief D. die badische Notenbank und die rheinische Creditbank ins Leben, welche beide ihren Sitz in dem Haupthandelsplatz des Großherzogthums, Mannheim, erhielten, für dessen Förderung insbesondere durch die Hafenanlage er in verständnißvoller Umsicht thätig war. Mit gleichem Eifer und gleicher Sachkenntniß trat D. für den Ausbau des badischen Eisenbahnnetzes und dessen Anschluß an die Nachbarbahnen ein. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um das Zustandekommen der Gotthardbahn durch Betheiligung Badens an der erforderlichen Subvention mit einem Beitrag von 3 Millionen Francs und um die unmittelbare Verbindung der badischen und schweizerischen Eisenbahnen mit Ueberbrückung des Rheins bei Basel. Auch für die Vervollständigung des Landstraßennetzes in Baden war er als Ministerialpräsident thätig, nicht minder für die Förderung der Landwirthschaft durch Errichtung des Landesculturrathes und Ausführung des Gesetzes über die Feldbereinigung. Auch die Einführung des kunstgewerblichen Unterrichts erfolgte, während D. dem Handelsministerium vorstand. Ein schweres Augenleiden setzte zu früh seiner sehr ersprießlichen amtlichen Thätigkeit ein Ende. Auf sein Ansuchen wurde D. am 28. October 1872 in den Ruhestand versetzt. Obwohl in seinen letzten Lebensjahren fast vollständig erblindet, erhielt er den politischen Vorgängen wie allen Erscheinungen des geistigen Lebens das von jeher bewährte lebhafte Interesse, insbesondere auch auf größeren Reisen, die ihn in seinen letzten Lebensjahren mehrmals und zu längerem Aufenthalte nach Italien und Frankreich führten. Der Tod ereilte ihn im Kreise seiner Familie in Nizza, wo er den Winter 1891/92 zuzubringen beabsichtigte.

v. Weech.

Du Thil: Freiherr Karl Wilhelm Heinrich du Bos du Th., hessischer Staatsminister, ist als Sprößling einer altadeligen Hugenottenfamilie am 22. April 1777 zu Braunfels geboren. Seinen ersten Unterricht empfing er von Privatlehrern im Hause seines Vaters, eines früheren Stabsofficiers in holländischen Diensten und nachmaligen Adjutanten des Herzogs von Braunschweig. Mit dem 10. Lebensjahre wurde er mit seinem (im Feldzug von 1806 verstorbenen) Bruder in eine Pension nach Neufchatel geschickt, in der er $2^1/_2$ Jahre verblieb, dann kam er nach der Confirmation im Elternhause in die hohe Karlsschule nach Stuttgart, um hierauf, kaum 16 Jahre alt, die Universität Tübingen zu beziehen. Hier wie in Göttingen, wohin er nach 2 Jahren übersiedelte, studirte er mit großem Eifer und Erfolg Jurisprudenz. Nach Absolvirung des Studiums wurde er nach verschiedenen Versuchen, ihn für den preußischen Staatsdienst zu gewinnen, und einem $^3/_4$jährigen Cursus am Reichskammergericht in Wetzlar am 2. August 1799 fürstlich solms-braunfelsischer Assessor und am 16. März 1801 wirklicher Regierungsrath des ebengenannten kleinen Landes. Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung seines Lebensganges war sein 1802 erfolgter Uebertritt in hessen-darmstädtische Dienste. Es waren verschiedene Verhältnisse, die ihn dazu trieben. Einmal war er schon von seinem Großvater her Unterthan der hessischen Landgrafen, nämlich durch den Besitz des Gutes Graß in der Wetterau. Andererseits war er durch seine Bekanntschaft mit dem hessischen Gesandten, General v. Pappenheim, die er auf einer Urlaubsreise in Paris machte, und ein späteres Bekanntwerden mit dem Minister v. Barkhaus, enger mit Hessen verknüpft worden. Diese Thatsachen überwogen die durch die Abstammung seiner Mutter, einer Tochter des nassauischen Oberjägermeisters Frhrn. Röder v. Diersburg, nahegelegte und gelegentlich auch ausgesprochene Aufforderung, in nassauische Dienste

überzugehen. So kam es, daß er am 19. August 1802 „in gnädigster Erwägung seiner guten Eigenschaften" einstweilen zum hessischen Kammerherrn ernannt, am 14. September seine Entlassung aus braunfelsischen Diensten nehmen konnte, um am 8. Juni 1803 als Regierungsrath in hessischen Staatsdienst zu treten. In dieser Stellung nahm er an den Verhandlungen der Reichsdeputation von 1802 auf 1803 theil, wurde am 13. October 1803 zum staatsrechtsgelehrten Mitglied des Regierungscollegs der Provinz Starkenburg und am 17. Januar 1804 zum Mitglied der Oberpostdirection berufen. Der Sturz des deutschen Reiches im J. 1806 sah ihn noch in dieser Stellung. Bald nachher bat er jedoch um seine Entlassung. Sie wurde ihm, weil aus Anlaß einer „vorhabenden" zweijährigen Reise erbeten, auch (und zwar unter sehr gnädigen Aeußerungen und mit dem Wunsche des Wiedereintritts in den Dienst) am 20. August 1807 gewährt. Hatte er schon früher, namentlich bei seinem Pariser und Regensburger Aufenthalt, mannichfache Beziehungen zu den führenden Geistern der Politik der europäischen Staaten angeknüpft, so geschah dies jetzt in noch umfassenderer Weise. Ziel und Zweck der Reise war lediglich das Streben, Länder, Höfe, Völker und Diplomaten der übrigen europäischen Staaten kennen zu lernen. Hieraus erklärt es sich auch, daß mit der Rückkehr du Thil's in die Heimat im J. 1809 sofort auch seine größere politische Laufbahn begann. Seit August 1809 Legationsrath, seit 1811 Hofmarschall und Geheimer Rath, hatte er das Glück, seine Bedeutung zum ersten Mal in einer, auch weiteren Kreisen erkennbaren Weise im J. 1813 offenbaren zu können. Seinem Einfluß und seiner Entschlossenheit ist es zu danken, daß Hessen nach der Schlacht bei Leipzig, den französischen Drohungen zum Trotz, den Verbündeten beitrat (Vertrag von Dornigheim) und so noch vor Thoresschluß sich das Recht der Forteristenz sicherte. Trotzdem war diese That nur ein Vorläufer. Die wirkliche Glanzperiode du Thil's beginnt erst mit seinem Eintritt ins hessische Staatsministerium. Seit 24. December 1813 Referendar in dieser Behörde, rückte er (seit 1818 wirkl. Geheimrath und Excellenz, seit 1820 lebenslängliches Mitglied der ersten Kammer) am 14. Juni 1820 in die Stelle eines Staatsministers und Gesandten am Bundestag ein, wirkte von 1821 bis 1829 als hessischer Finanzminister und (nach v. Grolmann's Tod) von 1829 bis 1848 als dirigirender Staatsminister mit dem schon 1821 übernommenen Auftrag eines Ministers des Gr. Hauses und des Aeußeren sowie dem (an Stelle des 1829 abgegebenen Finanzministeriums) neu übernommenen Auftrag eines Ministers des Innern und der Justiz. Nach seinem im J. 1848 nach zweimaligem erfolglosen Nachsuchen (1840 und 1844) endlich ermöglichten Rücktritt lebte er noch 11 Jahre in Darmstadt. Er starb daselbst am 17. Mai 1859 und wurde unter großer Betheiligung auf dem dortigen Friedhof beigesetzt.

Du Thil's Bedeutung läßt sich am besten unter den beiden Gesichtspunkten seiner Thätigkeit als Finanzminister und seines Wirkens als dirigirender Staatsminister darstellen. In erster Beziehung verdient besondere Erwähnung der Abschluß des hessisch-preußischen Zollvertrags vom 14. Februar 1828, in letzterer seine Fürsorge für die Hebung der geistigen Cultur des Hessenlandes. Es war ein für die damaligen Kleinstaaten Süddeutschlands unerhörtes und ohne Zweifel gewagtes Unternehmen, als d. T. sich zu Zollverhandlungen mit Preußen herbeiließ. Zwar drängten die ganzen Verhältnisse, besonders die schweren Schädigungen des von Preußen völlig eingeschlossenen sog. Hinterlandes, dessen Handel durch die hohen Zollsätze des preußischen Zollgesetzes von 1818 einfach lahm gelegt wurde, auf einen gütlichen Ausgleich hin. Aber d. T. nennt selbst die That auf seiner Seite eine That der Verzweiflung, und wir verstehen das,

wenn wir die ganze politische Lage dieser Tage mit in Betracht ziehen. Trotzdem war diese „Verzweiflungsthat" die genialste That des hessischen Finanzministers. Sie wurde für beide Theile entgegen den Weissagungen der Particularisten ein Segen. Für Hessen durch die äußerst günstigen Bedingungen des Vertrages, der den Charakter einer Zollvereinigung unbeschadet der Selbständigkeit von Hessens Zollverwaltung annahm und durch den in ihm angewandten Modus der Vertheilung der Zolleinnahmen nach der Seelenzahl Hessen ungeheure finanzielle Vortheile brachte. Für Preußen dadurch, daß mit dieser That du Thil's der Anfang des deutschen Zollvereins gewonnen, die Verfassung desselben geschaffen und einer der besten Wege zur Erzielung einer deutschen Einheit unter Preußens Führung gefunden war.

D. T. war aber nicht bloß dieser Blick aufs Große eigen, er zeigte seine Größe auch in der sorgfältigen Rücksicht auf die zu seiner Zeit weniger beachteten Factoren zur Erzielung einer Volkskraft. Wir denken dabei an die Organisationsarbeit, die er für die hessische Kirche und das hessische Schulwesen leistete. Hierfür sind nicht bloß die für die ganze gegenwärtige geistige Cultur des Hessenlandes grundlegenden Organisationsedicte der 30er Jahre Zeuge, obwohl sie allein genügen würden, dem Minister, der an Stelle einer princip- und damit haltlosen „Ordnung" in Kirche und Schule etwas Positives setzte, einen bleibenden Namen zu machen, sondern auch all die Einzelanordnungen, welche den Hauptedicten Wege bahnten, unhaltbare Zustände (besonders hinsichtlich der socialen Stellung der Lehrer) beseitigten und, wenn auch leider manchmal ohne die nöthige Rücksicht auf das geschichtlich Gewordene, der geistigen Förderung des Volkes Nahrung zuführten. Da war kein Gebiet ausgeschlossen. Wie d. T. der Schule aufhalf durch Erhöhung der Ansprüche an die Lehrenden und Steigerung von deren Einkommen, so hat er z. B. auch auf dem Boden der Wissenschaft und Kunst fördernd gewirkt. Ja auch die Landwirthschaft erfuhr von ihm eine geistige Förderung. Die Gründung der landwirthschaftlichen Vereine, die u. a. auch die Pflicht haben mit den Errungenschaften der der Landwirthschaft nahestehenden Wissenschaften stets in enger Fühlung zu stehen, ist des Zeuge.

Als Charakter wird d. T. von seinen Zeitgenossen äußerst günstig beurtheilt. Insbesondere hebt man seine große Uneigennützigkeit hervor, die ihn eine Pensionirung mit vollem Gehalt als gegen die Staatsgesetze verstoßend ausschlagen ließ.

Darmst. Zeitung 1860 Nr. 137 u. 139. — W. Oncken in Künzel-Soldan, Das Großherzogthum Hessen (unter Benutzung der im Großh. Haus- und Staatsarchiv aufbewahrten, von du Thil selbst geschriebenen Denkwürdigkeiten). W. Diehl.

Duvernoy: Heinrich Gustav D. stammt aus der ehemals württembergischen Grafschaft Mömpelgard; sein Vater, Hermann Heinrich D., Major und Generalkriegskassierer, stand in Stuttgart in Diensten, als ihm der Sohn am 9. Juli 1802 geboren wurde. D. widmete sich der Rechtswissenschaft zu Tübingen und Jena, erlangte auf der erstgenannten Hochschule mit einer Abhandlung über die Entstehung der Königswürde bei den Germanen den Doctorgrad, und zog es vor, ohne sich einer Staatsprüfung zu unterwerfen, als Privatgelehrter ebenda seinen Studien zu leben. Als er auf den Wunsch seiner Verwandten 1829 nach Stuttgart übergesiedelt war, schien es, als ob er in der bescheidenen Dachstockwohnung, die er bis zu seinem Ende beibehielt, sich still von der Welt abschließen wollte. Aber die liberale Opposition gegen die Regierung mit ihren Führern Uhland, Paul Pfizer, Friedrich Römer riß ihn hin. Bei einer Nachwahl im Oberamte Oehringen ließ er sich von

seinen Freunden vorschlagen und siegte glänzend. D. war eben in die Kammer eingetreten, als die Pfizer'sche Motion gegen die Karlsbader Beschlüsse (siehe Pfizer, Paul) zur Auflösung führte (22. März 1833). Die Neuwahlen von 1833 brachten nur die bedeutendsten Männer der Opposition, darunter D., wieder in die Kammer; 1839 zog sich auch von ihnen die Mehrzahl von der politischen Thätigkeit zurück; D. blieb. In seiner sachlichen, zähen Weise verlangte er immer wieder Herstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit, trat für milde Bestimmungen in der neuen Strafproceßordnung ein und wirkte für Anlage von Eisenbahnen durch den Staat. Als die Wahlen von 1845 die Gesinnungsgenossen Duvernoy's gestärkt hatten, wuchs sein Einfluß. Er war es auch, der 1845 den Antrag durchsetzte, die Regierung solle kräftige Maßregeln zur Rettung der Selbständigkeit Schleswig-Holsteins ergreifen. Um dieselbe Zeit wurde D. in den Stuttgarter Stadtrath gewählt. So wurde er, als König Wilhelm sich im März 1848 gezwungen sah, liberale Minister zu berufen, der Vertraute der Krone und des Landes. D. weigerte sich, allein einzutreten, und bestand auf der Berufung des thatkräftigeren Römer; auch ihre Freunde Pfizer und Goppelt wurden angenommen. D. übernahm das Departement des Innern. Seine Ruhe und Aengstlichkeit paßte nicht recht in die aufgeregte Zeit und oft genug kam er noch bei Nacht an Römer's Bett, um ihn um Rath zu fragen; aber andererseits war es gerade seiner Ruhe zu verdanken, wenn in dem allgemeinen Durcheinander befriedigende Anstalten getroffen wurden. Das Gesetz über die Volksbewaffnung, dem D. durch Pflege persönlicher Beziehungen zu der Stuttgarter Bürgerwehr Nachdruck gab, das Gesetz über die Volksversammlungen, das erste Gesetz über die Ablösungen, das er später lange zu vertheidigen hatte, geben dafür Zeugniß. Auch die Schaffung der Centralstellen für die Landwirthschaft und für Gewerbe und Handel fallen in diese Zeit. Beim Streit des Ministeriums mit dem König im April 1849 wegen Anerkennung der Reichsverfassung stand D. Römer treu zur Seite und setzte mit ihm die Anerkennung durch. Noch gelang es ihm, das Wahlgesetz vom 1. Juli 1849 mit seinem Stimmrecht für jeden volljährigen Steuerzahler unter Dach zu bringen, — nach seiner Auffassung unbedingt nur zum Zweck der Berathung einer Verfassungsänderung unter Anerkennung anderer Befugnisse ausschließlich aus praktischen Gründen, während später die dauernde Gültigkeit des Gesetzes behauptet wurde. Wie aber zu erwarten war, brachten die Wahlen der entschiedeneren Linken die Mehrheit, so daß D. mit seinen Freunden seine Entlassung anbot. Der König nahm diese nicht an, da er die Verfassungsdurchsicht abwarten wollte. Trotzdem kam es bald zum Bruch: D. billigte des Königs und Römer's ablehnende Haltung gegen das Dreikönigsbündniß nicht, sondern wollte sich Preußen nähern. Als er sah, daß er nicht durchdrang, nahm er am 19. October 1849 mit Goppelt seine Entlassung; am 28. war schon das ganze Ministerium durch ein gefügigeres ersetzt. D. trat gleich seinen Genossen mit seinem Titel als Staatsrath und unter Verzicht auf einen Ruhegehalt in das Privatleben zurück; er konnte das Bewußtsein mitnehmen, daß er das Seinige dazu beigetragen hatte, daß Württemberg von einer Revolution verschont blieb.

Den verfassunggebenden Landesversammlungen gehörte D. nicht an. Als aber 1851 wieder der alte Landtag ins Leben gerufen wurde, trat er als Vertreter Schorndorf's ein und blieb bis 1868 Mitglied der Kammer. In diesem Jahre wurde er nicht mehr gewählt, weil in den neuen politischen Kämpfen seine früheren Verdienste von der Menge vergessen wurden und er selbst sich nicht in die persönlichere Wahlbewerbung schickte. Gleich 1851 wurde er, nachdem das Präsidium der Kammer an Römer übertragen worden war,

von dieser in erster Linie zum Vicepräsidenten vorgeschlagen, aber vom König übergangen; 1857—1861 und 1864—1868 wurde ihm das Ehrenamt wirklich übertragen. Er hielt sich zur gemäßigten Linken, trat aber seltener mehr hervor. Wo er das Wort ergriff, wie zum Widerstand gegen Maßregeln des wiederhergestellten Bundestages, in der kurhessischen und schleswig-holsteinischen Frage, im Kampf gegen das Concordat von 1857, bot er eingehende geschichtliche und rechtliche Begründungen, eine wahre Gelehrtenarbeit. 1866 gehörte er zu den ersten Württembergern, die den Anschluß an Preußen verlangten.

Eine willkommene Unterbrechung seiner unfreiwilligen Muße brachte ihm die Wahl in die 1869 einberufene erste württembergische Landessynode. Die damals im Vordergrunde stehenden Aufgaben der Ausbildung und Weiterentwicklung des kirchlichen Verfassungslebens fanden bei dem frommen Christen und überzeugten Protestanten volle Hingebung und Förderung. Auch in der immer wieder angeschnittenen Frage der Ausscheidung des Kirchengutes war er der Sachkundigsten einer. Beinahe einstimmig wurde er zum Präsidenten der Synode gewählt und behielt sein Amt bei der zweiten, 1875 und 1878 zusammengetretenen Landessynode bei. Allerdings ließ seine Leitung des jungen kirchlichen Parlaments manchmal die Kraft zur Eindämmung des losgebrochenen Redestroms vermissen; und seine übergroße, bisweilen peinliche Gewissenhaftigkeit verstand nicht, über kleinere Bedenken hinwegzukommen. Als er 1886 auch in die dritte Landessynode gewählt worden war, verzichtete der Greis auf weitere Theilnahme an den Verhandlungen. Am 24. December 1890 ist er in seiner Vaterstadt der Schwäche des Alters erlegen. — Was D. auszeichnete, war unermüdliche Pflichttreue, reine Vaterlandsliebe, Unbeugsamkeit des Charakters, umfassendes Wissen. Oeffentliche Thätigkeit entsprach seiner Natur wenig. Wenn er sich ihr doch in gefährlichen und bewegten Zeiten widmete, so war er dazu durch das Vertrauen, das seine ganze Persönlichkeit genoß, und damit eben durch die Pflicht berufen.

Schwäbische Kronik 1890, Nr. 306. — Privatmittheilungen. — E. Schneider, Württembergische Geschichte S. 512 ff.

Eugen Schneider.

Dohm*): Ernst D., hervorragender Publicist und Humorist des 19. Jahrhunderts, der langjährige Leiter des „Kladderadatsch", mit dessen Namen der seine so innig verknüpft ist, daß er zu seinen Gunsten fast die individuelle Existenz verloren, zum mindesten mit ihm sich untrennbar verschmolzen hat, und daß eine Darstellung von Dohm's schriftstellerischer Thätigkeit und Lebensschicksalen fast zusammenfällt mit der Geschichte des satirisch-humoristischen Organs, dem er länger als ein Menschenalter den Stempel seines Geistes aufgeprägt hat. D., der am 24. Mai 1819 in Breslau geboren war, studirte zunächst in Halle Theologie und Philosophie und gehörte dort zu den Lieblingsschülern A. Tholuck's, der auch späterhin dem in so ganz andere Sphären verschlagenen Schüler stets treue Freundschaft bewahrte. Zwölf Mal hat der junge Theologe in der Umgegend von Halle sich in der Kunst des Predigens versucht, aber es scheint doch nicht, daß ihm der Beruf des Gottesgelehrten auf die Dauer zusagte. Frühzeitig erwachte litterarische Neigungen gewinnen bald die Oberhand. Er verläßt die gebahnte Straße, geht nach Berlin und nimmt zunächst eine Stellung als Hauslehrer

*) Zu Bd. XLVII, S. 737.

an, um von diesem Uferposten aus Fahrten auf das offene Meer des publicistischen Lebens zu unternehmen. Er wird Mitglied der berühmt gewordenen lustigen Berliner Vereinigung „Das Rütli", die seit dem Winter 1845/46 in der Bierstube bei Lauch in der Werder'schen Rosengasse hinter der Werder'schen Kirche allwöchentlich ihre Versammlungen abhielt und, trotz ihres herausfordernden Namens, weniger in politischen als in litterarisch-künstlerischen Gesprächen die Raketen ihres Witzes steigen ließ. Dort gewinnt er Fühlung mit den führenden litterarischen Geistern der Hauptstadt und tritt auch schon Rudolf Löwenstein und Wilhelm Scholz, seinen späteren Collegen vom „Kladderadatsch", nahe. In Joseph Lehmann's 1832 gegründetem „Magazin für die Litteratur des Auslandes", wo damals, ebenso wie noch Jahrzehnte später, die jüngeren Berliner Schriftsteller sich zuerst hervorwagten, debütirt er mit Essays über spanische und französische Litteratur; auch in Gubitz' „Gesellschafter", der sich in der vormärzlichen Zeit noch großer Beliebtheit erfreute, erprobt er seine Feder. Aber erst die Bewegung des Jahres 1848 gibt seinem Leben die entscheidende Wendung. Sie reißt ihn völlig in den Kampf der Geister, in dem er sich sein ganzes künftiges Leben hindurch als einer der geschicktesten und erfolgreichsten Fechter tummeln sollte. Als Stammgast der berühmten Berliner „Zeitungshalle" von Julius in der Jägerstraße, eines der demokratischen Hauptquartiere, lernt er nun die Schaar der Männer kennen, die sich in jener Zeit und den folgenden Jahren an dem leidenschaftlichen Streit der politischen Parteien betheiligten — so kam es auch, daß D. als Zeuge im späteren Waldeck-Proceß vernommen wurde —, und als im Frühling 1848 der „Kladderadatsch" geboren wurde, war D. von der zweiten Nummer an Mitarbeiter des neuen Blattes.

Als am 7. Mai des „tollen Jahres" in den Straßen Berlins die erste Nummer dieses „Organs für und von Bummler" mit dem grotesken Haupttitel ausgerufen wurde, sahen die Käufer und Passanten darin zunächst nur eins der zahllosen Witzblätter, die damals aus dem aufgewühlten Boden sprossen wie Spargel im Mai. Es war natürlich, daß die Kampfstimmung der Zeit nicht nur in ernsthafter und erregter Betrachtung, sondern auch in fröhlicher Satire sich wiederspiegeln wollte. Aber fast alle diese lustigen Blätter flogen rasch wieder davon. Nur der „Kladderadatsch" hielt sich und bewährte eine Lebenskraft, die ihn befähigte, alle Wandlungen der nationalen und politischen Entwicklung zu überdauern. Er hat dies glorreiche Schicksal wohl verdient. Denn von Anfang an stand die Art, wie er die Ereignisse der stürmisch bewegten Zeit glossirte, thurmhoch über der mehr oder minder flachen Witzelei seiner norddeutschen Concurrenten. Das Trifolium seiner Begründer: der Verleger Albert Hofmann, der angehende Schriftsteller David Kalisch, damals noch ein junger Kaufmann, und der junge Zeichner Wilhelm Scholz, hob ihn von vornherein auf ein hohes litterarisch-künstlerisches Niveau, und die glückliche Ergänzung des Redactionsstammes durch die unmittelbar nach der Begründung erfolgte Hinzuziehung Ernst Dohm's und Rudolf Löwenstein's trug dazu bei, dieses Niveau dauernd zu erhalten und immer mehr zu steigern. D. aber wurde bald die Seele des Blattes. In der Nummer vom 27. Mai 1849 zeichnete er zum ersten Male als verantwortlicher Redacteur, und bis wenige Monate vor seinem Tode ist er, vierunddreißig Jahre hindurch, mit einer einzigen kurzen Unterbrechung, die durch eine zeitweilige Abwesenheit von Berlin begründet war, der verantwortliche und thatsächliche Redacteur des kostbaren Organs, das „täglich mit Ausnahme der Wochentage" erschien und erscheint, gewesen. Das Wort von den „Gelehrten des Kladderadatsch", dessen Entstehung sich nicht mehr genau feststellen

läßt, weist deutlich auf den eigenthümlichen Respect des Publicums vor dem Redactionscollegium und bezeichnet zugleich sehr glücklich das Wesen seiner Thätigkeit, die in Dohm's Leitung und Mitarbeit ihre charakteristische Prägung erhielt. D. war ein Mann von reicher und tiefer Bildung. Von der hohen Warte des Weltweisen betrachtete er gelassen das Getriebe, ohne Hochmuth, aber mit der unbesiegbaren Spottlust des Ueberlegenen. Er besaß, was dem gewerbsmäßigen Witzbold mangelt, eine reife und feine Weltanschauung. Lachend erkannte er all das Dumme und Kleine, was sich aufbläht und eine Rolle spielen möchte. Seine satirischen Scherze waren nicht böswillig-hämische Sticheleien aus dem Hinterhalt, sondern freie und klatschende Geißelhiebe, die von oben her auf die Getroffenen herabsausten. Sein Hohn war nicht bitter und verletzend, nicht bissig und gallig, sondern von souveräner Heiterkeit. Und hinter seinen geistreich-lustigen Gedichten und Bemerkungen leuchtete erwärmend ein heiliger Ernst, der nur die Eigenart hatte, sich meistens nicht positiv, sondern negativ auszusprechen. Er wird als eine Persönlichkeit von ruhigem inneren Gleichmuth geschildert, der der Beweglichkeit seines Geistes die Wagschale hielt, als ein kluger und sprühender Plauderer im intimen Kreise, dem aber nichts ferner lag als die gewandten Allüren des „amusanten" Gesellschafters, Tischredners und Witzeerzählers. Die Bilder, die wir von ihm besitzen, bestätigen das vollauf: ein durchgeistigter, stiller, bescheidener Gelehrtenkopf mit hoher Stirn und Brille, mit dem scharfen Blick eines sicheren Auges und einem in feiner Linie geschlossenen Munde, dem man ansieht, daß er noch viel mehr verschwiegen als gesagt hat; keine Spur vom nervösen Journalistentypus oder von arrangirter Schriftsteller-Physiognomie. Aber in den Mundwinkeln zucken doch tausend Teufelchen, die nur auf eine Gelegenheit lauern, um vorzuspringen und ihre übermüthigen Tänze aufzuführen. In Dohm's schön gewölbtem Schädel barg sich die goldene Gabe eines unerschöpflichen Humors, einer königlichen Ironie, die ihn auf rosigen Wolken emporhob, und ihn wahrhaft zu dem Amte befähigte, ridendo castigare mores. Doch ohne Pedanterie übte er diesen Beruf. Er gehörte nicht zu denen, die eher Vater und Mutter verrathen, als einen Witz verschlucken können. Er war kein „Humorist auf alle Fälle". Und jeder Doctrinarismus, vor allem der der politischen Parteibeschränktheit, lag ihm fern. Focht er in der nachmärzlichen Reactionszeit und in der heißen Periode des preußischen Verfassungsconflicts für die Sache der geistigen Freiheit und der Volksrechte, so war er doch gegen die gefährlichen Uebertreibungen, die sich der großen liberalen Bewegung an den Wagen hingen, nichts weniger als blind. Und er, dem nichts Kleinliches entging, bewahrte sich die volle Unbefangenheit dem Großen gegenüber, dem er sich willig beugte. Er erkannte früh, von der Fractionsschablone nie beirrt, die Bedeutung und Genialität Bismarck's. Auch zu den Zeiten, da er den späteren Reichskanzler noch als seinen politischen Gegner betrachten und bekämpfen mußte, klingt, vielleicht oder wahrscheinlich unbeabsichtigt, ein Unterton fast zärtlicher Bewunderung mit. So erscheint bei ihm die nach 1866 veränderte Stellung zu dem Leiter der preußisch-deutschen Politik nicht als eine plötzliche Schwenkung, sondern als eine wohl vorbereitete und organisch sich vollziehende Wandlung.

Was D. und seine Mitarbeiter besonders auszeichnete, war bei aller rücksichtslosen und muthigen Schärfe der vollendete Tact ihrer Satire. Er verschaffte dem „Kladderadatsch", ohne daß er ihm in der Liebe seiner Freunde schadete, die dauernde Achtung seiner Gegner und das nur selten unterbrochene Wohlwollen der maßgebenden Kreise, die er, wenn die Gelegenheit sich bot, so erbarmungslos verspottete. Dies Tactgefühl befähigte namentlich

D. zu seinem sicheren politischen Urtheil, das man ruhig als staatsmännisch bezeichnen kann. Wie er Bismarck's Größe frühzeitig erkannte, so durchschaute er sofort die Gefahren, die Preußen von Napoleon III. her drohten, so sah er klar den Weg vor sich, den die große deutsche Frage zu gehen hatte. Und sein Instinct leitete ihn stets zum Rechten, wenn der Augenblick kam, da es Zeit war, ernsthaft zu werden, da der Humorist dem Dichter zu weichen hatte. Dann zeigte D. erst ganz, welch tiefer Lebensernst, welche Gedankenfülle, welches Formtalent ihm eigen waren. Niemand hat die deutsche Sprache besser gemeistert als er, und wo es galt, an allgemeiner Trauer würdig theil zu nehmen, wie beim Tode Friedrich Wilhelm's IV., oder pathetischen Schwung nicht zu verschmähen, wie in den Jahren der Kriege gegen Dänemark, Oesterreich und namentlich gegen Frankreich, hat D. Gelegenheitsgedichte geschaffen, die zum Allerbesten gehören, was diese Gattung überhaupt hervorgebracht hat, und die als Documente der Zeit dauernde Geltung behalten werden. Sein packendes Gedicht auf die „Schlacht von Metz" hat in der patriotischen Lyrik von 1870 kaum seines Gleichen.

Unter Dohm's Leitung ward der „Kladderadatsch" zu einem der wichtigsten Organe des öffentlichen Lebens in Deutschland. Der Historiker der Zukunft wird die Geschichte der fünfziger und sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts nicht schreiben können, ohne zu berücksichtigen, wie sich die Ereignisse in diesem Hohlspiegel ausnahmen; ebenso wenig, wie der Geschichtsschreiber der Reformationszeit ohne die satirischen Flugblätter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auskommen könnte. Oft genug ist überdies der „Kladderadatsch", oder D., was dasselbe ist, nicht nur ein Spiegel, sondern ein Führer der öffentlichen Meinung gewesen. So ganz besonders in der schon erwähnten Stellung gegen Napoleon III., die zwar der Redaction genugsam „Verwarnungen" seitens der einheimischen Regierung aus diplomatischen Gründen zuzog, die aber nicht wenig dazu beigetragen hat, die in Deutschland eine Zeit lang sich ankündigende sorglose Schwärmerei für den Glanz des kaiserlichen Hofes zu Paris wirksam zu bekämpfen und dadurch die Volksthümlichkeit des Krieges von 1870 vorzubereiten. So auch später, als D. mit unerschütterlicher Treue und Ueberzeugung und allen Waffen seines scharfen Geistes für Richard Wagner eintrat, dessen Genie er lange Zeit vor der Menge erkannte und verstand. In zahllosen Einzelfragen ist die Stellungnahme des Kladderadatsch für weite Volkskreise maßgebend oder mit entscheidend gewesen. Ein prägnanter Witz von ihm, eines seiner kostbaren Gedichtchen vermochte oft mehr als viele Reden, Erlasse, Programme und Leitartikel. Was ihm sein Ansehen gab, war seine verbürgte Unabhängigkeit und Ehrlichkeit. Als D. sich nach 1870 in der für einen Witzblattredacteur peinlichen Lage sah, in allem Wesentlichen mit den regierenden Gewalten Jahre lang übereinzustimmen, zwang er sich nicht zu einer oppositionellen Stellung, deren Mangel dem Blatte damals allerdings seine Schwungkraft lähmte. Aber als im J. 1879 Bismarck seine neue Zoll- und Wirthschaftspolitik inaugurirte, war der Kladderadatsch unabhängig genug, diese Schwenkung ironisch zu paraphrasiren, was zwar im Grunde ziemlich harmlos geschah, aber doch zu einer auf Bismarck's Anregung erfolgten Anklage und zu einer Geldstrafe führte. Das war freilich nicht das einzige Mal, daß D. als verantwortlicher Redacteur auf die Anklagebank kam, und mehrmals hat er den Gewahrsam in der alten Berliner Stadtvogtei am Molkenmarkt, „Neun Ellen im Geviert, ein enges Loch, — Kaum größer als die Großmacht von Reuß-Gera", beziehen müssen. Doch abgesehen von solchen Zusammenstößen war das Verhältniß zwischen D.-Kladderadatsch und dem großen Kanzler, auch in den Zeiten, da der witzige Kobold sich gar unbotmäßig benahm,

ein recht freundschaftliches. Bismarck hatte trotz aller Reibereien auch seinerseits eine besondere Vorliebe für den Kladderadatsch und unterhielt zu seinem Leiter Beziehungen wie zu einem Parteiführer. Bezeichnend für die seltsame Art dieser Freundschaft ist die documentarisch verbürgte Geschichte, wie im J. 1864 König Wilhelm I. auf den Antrag Bismarck's D. den Rest einer Haftstrafe erließ, weil eine wenig reumüthige, aber um so geistreichere Caricatur von Wilhelm Scholz auf des „Verantwortlichen" fünfwöchige Einsperrung die Majestät aufs höchste amüsirt hatte — so daß für den Kladderadatsch eine Unannehmlichkeit die Quelle eines neuen großen Erfolges wurde.

Dohm's Ausübung der redactionellen Pflichten war meister- und musterhaft. Mit klarem Blick sichtete er die unermeßliche Zahl der Einläufe, verarbeitete er das Halbgeeignete, gab er Rath und Anregung, gab er seinem Blatt in allen Stürmen und Schwierigkeiten eine feste und geschlossene Einheitlichkeit. Das Ganze war von seinem Geist durchtränkt, und es ist darum, zumal da er seine Manuscripte stets vernichtete, sehr schwierig, in manchen Fällen unmöglich, seinen wie der Andern Antheil im einzelnen genau festzustellen. Weitaus die Mehrzahl der Gedichte, die an der Spitze der Nummer standen und die am meisten auf dauernde Geltung Anspruch haben, stammen in den Jahren von Dohm's Redactionsführung aus seiner Feder; doch eine authentische Sammlung seiner Beiträge, auch der wichtigsten, besitzen wir nicht. Wie so oft im journalistischen Getriebe, verschmolz auch hier der Redacteur mit seinem Blatte, das von ihm das Opfer seiner Persönlichkeit forderte. Sonst ein Mann, der das Leben gern von der leichten Seite nahm, war D. gegen den Kladderadatsch von strengster Pflichttreue. Er hatte sich freilich nicht viel zu quälen. Seine geniale Begabung befähigte ihn, im letzten Augenblick, wenn nur noch eine winzige Spanne Zeit zur Verfügung stand, im Redactionszimmer der Druckerei, mitten im größten Lärm, die besten Beiträge niederzuschreiben. Das schon genannte Gedicht auf den Tod Friedrich Wilhelm's IV. entstand so, im Zeitraum einer halben Stunde, während der Druckerjunge jede einzelne Strophe mit der noch nicht getrockneten Schrift dem Schreiber unter den Händen fortzog.

Der Kladderadatsch nahm Dohm's Arbeitskraft fast ganz in Anspruch. Er hat außer der freilich kaum übersehbaren Fülle von kleinen Dingen, die er für sein Blatt schuf, nicht viel veröffentlicht. Aus dem Jahre 1849 besitzen wir von ihm eine Reihe kleiner Hefte voll liebenswürdiger Satiren unter dem Titel „Der Aufwiegler in der Westentasche". Ferner schrieb er eine satirische Posse „Der trojanische Krieg" (1864), einen Scherz auf den deutsch-österreichischen Conflict des Jahres 1850. Aus demselben Jahre stammen seine Coupletverse zu A. Weirauch's Berliner Posse „Wenn Leute Geld haben". Lebendiger erhielten sich eine ausgezeichnete Uebersetzung Lafontaine'scher Fabeln und die überaus witzigen, glänzend gelungenen Uebertragungen einiger Meilhac-Halévy'schen Texte zu Offenbach'schen Operetten, wie der besonders geglückten „Schönen Helena". Eine Zeit lang (1867—72) zeichnete D. mit Julius Rodenberg zusammen als Herausgeber des „Salon für Litteratur, Kunst und Gesellschaft"; aber um die Redaction hat er sich gar nicht gekümmert, und die einzige Spur seiner Thätigkeit für die Zeitschrift war ein mit „I" bezeichneter „Chinesischer Brief" im ersten Heft, dem nie ein zweiter gefolgt ist. Ständiger Mitarbeiter war D. an dem „Deutschen Montagsblatt", für das er Jahre hindurch allwöchentlich seine gereimten „Ungereimten Chroniken" schrieb (im J. 1879 unter dem Titel „Sekundenbilder" gesammelt). Durch seinen Jahrzehnte währenden Aufenthalt in der Hauptstadt war D., ebenso wie sein Breslauer Landsmann David Kalisch, ein echter Berliner geworden. Sein Haus war

durch Decennien ein Mittelpunkt des litterarisch-gesellschaftlichen Lebens, seine Gastfreundschaft in allen Kreisen hochberühmt und viel gesucht. Eine tief in ihm wurzelnde sorglose Heiterkeit, die noch in späten Jahren gelegentlich Ausbrüche geradezu studentischer Laune zeitigte, gab seinem Wesen das Gepräge. Seine Freigebigkeit und unbefangene Lebensfröhlichkeit brachten ihn denn auch hie und da in kleine Ungelegenheiten, wie sie einem Studenten sonst eher begegnen als einem berühmten Schriftsteller. Im J. 1870 trieben ihn solche Ungelegenheiten sogar auf mehrere Monate aus Berlin; er ließ sich auf diese kurze Zeit in Weimar nieder, aber die Arbeit am Kladderadatsch führte er von dort aus weiter, und durch die nähere Bekanntschaft mit Franz Liszt trug er auch aus dieser Episode einen reichen Gewinn fürs Leben mit davon. Diese Verhältnisse können hier um so freimüthiger berührt werden, als niemand dem genialen Manne die liebenswürdigen kleinen Fehler, die zu seinem Charakterbilde gehören, mit pharisäischem Geiste nachrechnen wird, und als damit zugleich Gelegenheit genommen werden soll, den total unbegründeten und unbegreiflichen Vorwurf der Spielleidenschaft, der ohne jeden Anlaß gegen D. erhoben worden ist, nachdrücklich zurückzuweisen. — D. starb in Berlin am 5. Februar 1883.

Der Kladderadatsch und seine Leute 1848—1898 (1898). — Paul Lindau, Ernst Dohm und der Kladderadatsch (Nord und Süd, Oct. 1879). — „Im tollen Jahr." Erster Jahrgang des Kladderadatsch (neugedruckt 1898). — Bismarck-Album des Kladderadatsch (27. Aufl. 1898).

Max Osborn.

E.

Ebeling: Adolf E., Schriftsteller, erblickte als Sohn eines Hamburger Arztes am 24. October 1827 dortselbst das Licht der Welt. Seine aus Brasilien stammende Mutter gehörte der katholischen Religion an, während der Vater protestantisch war. Der in dessen Glauben lebende Knabe kam nach dem Tode dieses 1833 zur Erziehung zu seinem Oheime, einem dänischen Propste, und besuchte nach fernerem Aufenthalte in Magdeburg und Halle das Johanneum in Hamburg, worauf er die Heidelberger Universität bezog, um daselbst philosophischen und schönwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Hierselbst erwarb er 1845 summa cum laude die Doctorwürde; in dem nach einem halben Jahrhundert von der philosophischen Facultät der genannten Universität erneuerten Diplome, dem ein überaus ehrenvolles Schreiben des Decans beilag, wurde der Jubilar bezeichnet als „der vortreffliche, wohlverdiente Mann, der deutsches Wissen im Auslande, speciell in Frankreich und im Orient, zu hohem Ansehen gebracht, der von jenen Ländern langjährige, werthvolle Schilderungen geliefert, der ferner in seinen zahlreichen, selbstständigen Werken sich allgemeine Anerkennung erworben und der schließlich als Vorkämpfer für die Abschaffung der Sklaverei eine muthige Lanze gebrochen". In demselben Jahre seiner Doctorpromotion, 1845, veröffentlichte E. auch bereits einen Band „Gedichte" und ging dann, vom Reisetriebe und dem Streben fremde Länder kennen zu lernen erfaßt, nach Bahia in Brasilien, wo er eine Zeit lang bei Verwandten seiner Mutter sich aufhielt. Nach Deutschland zurückgekehrt wirkte er zuerst als Lehrer zu Schönberg in Mecklenburg, ging dann aber 1851 nach Paris, wo er die Bekanntschaft vieler hervorragender Männer machte. Hier fand auch sein Uebertritt zur katholischen Kirche statt, für welche er seit seiner Jugend eine besondere Vorliebe hegte, die so weit ging, daß er als Vierzehnjähriger häufig äußerte, Priester werden zu wollen. Der Jesuitenpater Gable, der Apostel der katholischen Deutschen in Paris, dem er auch später ein biographisches Denkmal gesetzt, war sein liebster Umgang daselbst; desgleichen verkehrte er viel mit Pater v. Ravignan, mit Louis Veuillot, dem Grafen Montalembert u. a. Auch war die Verbindung, die er mit dem Bischof Dupanloup, mit Pater Lacordaire, Vicomte de Melun und ähnlichen geistesbedeutenden Männern unterhielt, eine recht innige und lebhafte. Nebenbei war E. auch eine Zeit lang Erzieher der Söhne einer der ältesten Adelsfamilien Frankreichs (de Rohan) in der Bretagne.

1862 wurde er in Paris zum Mitgliede der Universität und Professor für deutsche Sprache und Litteratur an der kaiserlichen Handelsakademie ernannt. Seit 1859 schrieb er für die „Kölner Blätter" (jetzt „Kölnische Volkszeitung") und andere Zeitschriften eine „Kleine Chronik aus Paris", die unter dem Titel „Lebende Bilder aus dem modernen Paris" anonym in Buchform erschien (4 Bde., Köln 1863—66; 2. Aufl. 1867; 2 weitere Bde. „Neue Bilder" Paderborn 1869). „Die Wunder der Pariser Weltausstellung 1867" veröffentlichte er in Köln in demselben Jahre. Seinem Aufenthalte in der Bretagne verdankten wir das Werk „Thurine, eine bretonische Dorfgeschichte" (Berlin 1872). Das Wirken Ebeling's in Frankreich dauerte bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges, wo auch ihn, wie alle Deutschen, der Ausweisungsbefehl traf. Er ging nach Düsseldorf und von dort nach Köln, von wo aus er mit den ersten deutschen Zeitschriften Verbindungen anknüpfte. Sein „Kaleidoskop aus den Kriegsjahren 1870—71" erschien in Köln 1871. Als der Friede mit Frankreich geschlossen war, wurde E. durch den Civilcommissar Kühlwetter nach Metz berufen, woselbst er bei dem damaligen Präfecten, späteren sächsischen Finanzminister von Könneritz, einen Vertrauensposten bekleidete, der sich speciell auf die deutschen und französischen Preßverhältnisse in den Reichslanden bezog. Von Metz aus leitete E. das in Düsseldorf erscheinende „Deutsche Künstleralbum" (Jahrg. 5—7) und folgte 1873 einem Rufe an die vicekönigliche Kriegsschule in Kairo, woselbst er bis 1878 blieb, um von diesem Zeitpunkte an nach kurzem Aufenthalte in Düsseldorf seinen bleibenden Wohnsitz in der rheinischen Metropole Köln zu nehmen. Die „Bilder aus Kairo" (2 Bde., Stuttgart 1878) und das „Aegyptische Tagebuch" (1880—1885) schildern seine Erlebnisse im Nillande. Vorübergehend bekleidete er noch die Stelle eines Vorlesers bei einer russischen Fürstin, wodurch er 1881 zur Herausgabe eines allerliebsten Gesprächs zwischen „Fürstin und Professor" über Immermann's Tulifäntchen veranlaßt wurde, was auch noch besonderes Interesse durch die Darlegung der Beziehungen des Verfassers zu Heinr. Heine für sich in Anspruch nimmt. In Köln war E. ein fruchtbarer Mitarbeiter an den „Kölner Nachrichten". Hervorragendes Verdienst erwarb er sich durch die deutschen Bearbeitungen der Remusat'schen und Durand'schen „Memoiren über Napoleon I. und seinen Hof" (4 Bde., 1880—1887; 3. Aufl. 1888), woran sich sein selbständiges Werk „Napoleon III. und sein Hof" (3 Bde., Köln 1891—1893) anschloß, sowie die deutsche Originalausgabe der „Memoiren des Fürsten Talleyrand" (5 Bde., Köln 1891—1893). Letztere machten besonders von sich reden; es ist an der Ebeling'schen Uebersetzung nur das zu tadeln, daß die Freiheit und Selbständigkeit derselben bei einem so streng historischen Werke an einigen Stellen sich unliebsam bemerkbar macht. Zur Antisklaverei-Bewegung schrieb E. die Schrift „Die Sklaverei von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" (Paderborn 1889).

E. starb am 20. Juli 1896 in Köln. Ein von einem Freunde ihm im „Kölner Tageblatt" (Nr. 469 vom 22. Juli 1896) gewidmeter Nachruf lobt seine reine, allem Absonderlichen und Fremdartigen abholde Sprache, seinen klaren, lichtvollen und fließenden Stil und seine ansprechende Darstellungsweise, durch die er zu den besten deutschen Prosaisten gerechnet werden dürfe. „Seine Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen lesen sich ganz wie Originale, und auch seine wenigen poetischen Arbeiten — meist Gelegenheitsgedichte — verbinden dichterischen Schwung mit classischer Formvollendung. Als der Grundzug von Ebeling's Charakter ist bei aufrichtiger Religiosität eine kindlich naive Vertrauensseligkeit zu bezeichnen, die den in Rechnungs- und Geldangelegenheiten sehr unerfahrenen Gelehrten u. a. auch veranlaßte,

in den Milliardenjahren seine ganzen Ersparnisse der Kölner Effektenbank anzuvertrauen, deren bald darauf erfolgender Krach ihn um all sein Vermögen brachte."

Brümmer, Deutsches Dichterlexikon. Eichstädt 1876. Bd. I, S. 157; — Derselbe, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des XIX. Jahrh. 4. Ausg. Bd. I, S. 292—293. — Kölner Tageblatt Nr. 469 vom 22. Juli 1896. — Kölner Localanzeiger Nr. 199 vom 23. Juli 1896.

Jakab Schnorrenberg.

Eberhard: Matthias E., Bischof von Trier, geboren am 1. November 1815 zu Trier, † daselbst am 30. Mai 1876. Er besuchte von Herbst 1826—1834 in seiner Vaterstadt das Gymnasium, studirte dann seit Herbst 1834 Theologie am Priesterseminar daselbst und empfing am 23. Februar 1839 die Priesterweihe. Hierauf wirkte er zunächst in der Seelsorge als Caplan zu St. Castor in Coblenz, wo er insbesondere als Prediger beliebt war. 1842 berief ihn Bischof Arnoldi als bischöflichen Geheimsecretär nach Trier; dieses Amt bekleidete er aber nur kurze Zeit, da ihn der Bischof schon im Herbst desselben Jahres 1842 zum Professor der Dogmatik am Priesterseminar ernannte. Im Sommer 1846 verlieh ihm die Münchener theologische Facultät auf Grund seiner Dissertation: „De tituli ‚Sedis Apostolicae' ad insigniendam Sedem Romanam usu antiquo ac vi singulari" (Trier 1846) die theologische Doctorwürde. Im Herbst 1849 wurde er Regens des Seminars, welches Amt er bis Ostern 1862 verwaltete, 1850 auch Domcapitular und Domprediger. In den Jahren 1852—1856 war er auch Abgeordneter der zweiten preußischen Kammer. 1862 wurde er von Bischof Arnoldi zum Weihbischof erwählt, am 7. April von Papst Pius IX. als Bischof von Paneas (Cäsarea Philippi) präconisirt und am 3. August consecrirt. Nachdem er als Weihbischof unter den Bischöfen Arnoldi († am 7. Januar 1864) und Pelldram (1865—67) gewirkt hatte, wurde er nach dem Tode des Letztern († am 3. Mai 1867) am 16. Juli 1867 zum Bischof von Trier gewählt, am 20. September präconisirt, am 13. November inthronisirt. Als solcher ließ er sich die Bildung des Clerus, wie die Hebung des religiösen Lebens im Volk sehr angelegen sein und erfüllte die Pflichten des bischöflichen Amtes mit großer Hingabe. 1869—70 wohnte er in Rom dem Vaticanischen Concil bei. Hier schloß er sich an die Bischöfe der Minorität an, da er die Definition des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Lehramtes des Papstes, obwohl die Lehre seiner persönlichen Ueberzeugung entsprach, für inopportun hielt. Nach der erfolgten Definition publicirte er aber die dogmatischen Decrete des Concils schon unter dem 8. August in seiner Diöcese. Als der sogenannte Culturkampf entbrannte, wurde E. eines der ersten Opfer desselben aus dem preußischen Episcopat. Da er auf Grund des unter dem 26. Mai 1873 an das Staatsministerium gerichteten Collectivprotestes der preußischen Bischöfe seine Mitwirkung zum Vollzug der neuen kirchenpolitischen Gesetze verweigerte, mußte er zuerst am Anfang des Jahres 1874 die polizeiliche Schließung seines Priesterseminars, dann nach Verurtheilung zu größeren Geldstrafen wiederholte Pfändungen, endlich am 6. März 1874 die Gefangennahme über sich ergehen lassen; von diesem Tage bis zum 31. December des Jahres war er in der Strafanstalt zu Trier als Gefangener. Nach der Freilassung nahm er mit ungebrochenem Muthe die Verwaltung der Diöcese wieder auf und ging neuen Verwicklungen entgegen; aber seine Gesundheit war durch die überstandenen Aufregungen und Leiden erschüttert und unerwartet rasch wurde er aus diesem Leben abberufen. — Seine Kanzelvorträge wurden nach seinem Tode von Aeg. Ditscheid in sechs

Bänden herausgegeben (Trier 1877—83; 2. Aufl. 1880—90; 3. Aufl. Freiburg 1894—1903).

P. Müller, Matthias Eberhard, Bischof von Trier. Würzburg 1874. — J. J. Kraft, M. Eberhard, Bischof von Trier. Trier 1878. — Aeg. Ditscheid, M. Eberhard, Bischof von Trier, im Culturkampf. Trier 1900.

Lauchert.

Eberl: Ferdinand E., ein wichtiger Vertreter der Wiener Volksdramatik im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Ueber seinen Lebensgang ist weiter nichts bekannt; er war Theaterdichter bei Marinelli, dem Director des Leopoldstädter Theaters, und übernahm später selbst die Direction des Theaters in der Josephstadt. Seine Thätigkeit für das Marinelli'sche Theater setzt mit Uebersetzungen aus dem Italienischen ein: 1788 übersetzte E. die Martin'sche Oper „Der Baum der Diana"; ihr folgten 1789 die Uebersetzungen von Daponte-Martin's „Cosa rara" (u. d. Titel „Der seltene Fall oder Schönheit und Tugend") und von Goldoni's „Talisman". Diese Uebersetzungen werden von E. selbst als „freie" bezeichnet; sie übertragen die Handlung mit Geschick in das von E. völlig beherrschte Milieu des Wiener Volksstückes, das sich wenige Jahrzehnte vorher von der Regellosigkeit der Stegreifkomödie befreit hatte und das unter dem fortdauernden Einfluß von Philipp Hafner's und anderer Stücken einer mächtigen Entwicklung entgegenging. Eberl's Werke nehmen einen bedeutsamen Platz ein in dem Uebergang von Hafner und seinen Genossen zu späteren Schauspieldichtern wie Schikaneder und Perinet. So manche Reste von früher leben in Eberl's Possen weiter: Hanswurst und Columbine, die sich in den von Marinelli seit der Begründung seines Theaters (1781) viel gegebenen Kasperliaden in Kaspar und dessen Weib verwandelt hatten, sind auch bei E. fast immer zu finden; als Leibdichter des „Kasperle-Theaters", wie die Leopoldstädter Bühne im Volke allgemein genannt wurde, mußte E. der beliebt gewordenen komischen Figur ganz besondere Pflege widmen. So treffen wir den Kasperle schon in der Posse „Kasperl der Mandolettikrämer oder Jedes bleib' bey seiner Portion" (1789) und die Figur kehrt noch unter ganz ähnlichen Umständen in dem dreiactigen Lustspiel „Die Limonadehütte" (1793) wieder. Als Bedienter treibt Kaspar sein schnurriges Wesen in „Das verdächtige Gewerbe" (1789) und „Noch seltner als Weibertreue" (1795). Die Posse „Der Tote und seine Hausfreunde" (1793) hat gar Kaspar zum Helden. Aber diese urwüchsige Komik ist auch bei E. nur Zugabe zu ernsteren Dingen. Auch E. ist bemüht gewesen, in seinen Volksstücken die Wiener adelige und bürgerliche Gesellschaft treulich und mit allen ihren Schwächen abzuschildern. Er hält der Mitwelt einen scharf zeigenden Spiegel vor. Dabei baut er schon seine Stücke nach der später so oft benützten Schablone auf: ein rechtlich und freimüthig denkender Mann ist mit einer hoffärtigen, über ihren Stand hinausstrebenden Frau verheirathet, beider Tochter (die fast stets den typisch gewordenen Namen „Luise" führt) ist in einen armen, von der Mutter verachteten Mann verliebt, dessen Werbung der Vater unterstützt; die Mutter will die Tochter mit einem alten Lebemann oder einem Hochstapler verkuppeln. Es entwickelt sich ein Intriguenspiel und die Mutter sieht sich zum Schluß getäuscht. Hierher gehören „Die Wirtin mit der schönen Hand" (1788), „Noch seltner als Weibertreue" (1795) und „Die Limonadehütte" (1793). In all' diesen Stücken thut sich, wie späterhin noch bei Raimund, die Dienerschaft stark hervor; viel Gewicht wird auf radebrechende Ausländer gelegt; die Komik ist oft derb und drastisch: so erscheint in dem Lustspiel „Der Vetter von Eipeldau bei seiner Frau Mahm in Wien" der Eipeldauer mit einer schnatternden Gans und mit einem an einem über

die Schulter gelegten Stock hängenden, quiekenden Spanferkel auf der Bühne. Dieses Stück, in welchem der städtischen Gesellschaft der naiv empfindende Landmann gegenübertritt, ist (zugleich mit dem dazu gehörigen „Die Hausmudel oder die Frau Mahm bei ihrem Herrn Vetter in Eipeldau") ein directer Vorläufer von Schikaneder's „Tiroler Wastel" (1798) zu nennen. Auch sonst hat E. namentlich Schikaneder tüchtig vorgearbeitet; schon bei ihm findet sich die Lust, das Wiener Volksleben auf der Bühne vorzuführen, und die berühmten Praterscenen im „Tiroler Wastel" haben ihre Vorläufer in Eberl's „Limonadehütte", worin der Prater mit seinen Verkaufsbuden und seinem Menschengewühl auf die Bühne gebracht wird. — Weniger werthvoll als diese komischen und volksthümlichen Arbeiten sind Eberl's Versuche im ernsten Drama: das Schauspiel „Die Deutschen unter den Muselmännern" (1803) strotzt von falschem Pathos und von Rührseligkeit.

E. liebte es, bei Gelegenheit für die Schriftsteller eine Lanze zu brechen. In dem Lustspiel „Noch seltner als Weibertreue" (1795) fällt der Ausspruch über die Buchhändler: „Diese Gedankenkrämer werden von den Tropfen, die der Hunger dem Autor erpreßt, reich, sind unbekümmert, ob ein Mann von Talent zu Grunde geht oder nicht". In den seinen Uebersetzungen aus dem Italienischen beigegebenen Vorreden macht er Front gegen die Recensenten und versichert immer wieder von neuem, er sei gegen allen „komischen" (d. h. ohne Recht lächerlich machenden) Tadel „gänzlich unempfindlich".

Goedeke's Grundriß, 2. Aufl., 5. Bd., S. 332 (Weilen).

Egon von Komorzynski.

Eberstein: Joseph Karl Theodor Freiherr von E., der letzte männliche Sprosse des Mannheimer Zweiges des Geschlechtes von Eberstein, wurde am 12. August 1761 in Mannheim geboren. Am Hofe seines Pathen, des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz erzogen, wurde er 1780 Accessist auf der adeligen Bank des kurpfälzischen Hofgerichts, 1783 kurpfälzisch-bairischer Kämmerer und 1784 Wirklicher Neuburgischer adeliger Regierungsrath. Mit Erlaubniß des Kurfürsten Karl Theodor trat er 1786 in den Dienst des Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis und zwar als Hofmeister der in Würzburg studirenden Taxis'schen Prinzen, die er auch auf der üblichen Bildungsreise begleitete. Nach der Rückkehr wurde er 1788 Wirklicher Geheimer Rath und Präsident bei der fürstlichen Landesregierung in Regensburg, blieb aber auch weiterhin Gouverneur des Erbprinzen Karl Alexander von Taxis. 1797 wurde E. zweiter dirigirender Geheimer Rath und Präsident bei der Geheimen Canzlei und General-Postdirection in Regensburg, zog sich aber schon 1798 ins Privatleben nach Heidelberg zurück, anscheinend als Opfer einer Intrigue gegen ihn am kaiserlichen Hofe. 1806 ernannte ihn Fürst Karl Alexander von Thurn und Taxis zu seinem Residenten beim Fürsten Primas des Rheinbundes Karl von Dalberg; dieser aber zog E. als Wirklichen Geheimen Staatsrath zur Verwaltung des Fürstenthums Regensburg in seine Dienste und ernannte ihn bald darauf am 29. November 1806 zum Concommissarius bei der für die Verwaltung der Stadt Frankfurt a. M. eingesetzten fürstlich Primatischen Generalcommission. Deren treibende Kraft war E.; voll Hohn und Spott gegen die zurückgebliebene reichsstädtische Verwaltung griff er, dem der Fürst die Oberaufsicht über den Dienstbetrieb der städtischen Aemter anvertraut hatte, scharf ein; ein großer Theil der heilsamen Reformen, welche die Generalcommission in rascher Folge einführte, ist seiner Energie und Einsicht zu verdanken, besonders auf dem Gebiete des Armen- und Stiftungswesens. Im September 1807 begleitete er den Fürsten Primas nach Paris und legte hier einen interessanten Plan zu einem Fundamentalstatut

für den Rheinbund vor; er scheiterte an der Abneigung Kaiser Napoleon's, dem Rheinbunde eine festere Organisation zu geben. Am 6. September 1810 ernannte Dalberg, der mit Eberstein's Geschäftsführung außerordentlich zufrieden war, ihn zum Minister-Staatssecretär und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, des Cultus und der Militär-Verwaltung des neugegründeten Großherzogthums Frankfurt. E. war wohl derjenige Minister des Großherzogs Karl v. Dalberg, der durch seine vielseitige Erfahrung und Entschlossenheit den größten Einfluß auf den schwankenden Herrscher hatte. Er war der Typus eines rheinbündlerischen Bureaukraten: rücksichtlos, aufgeklärt, an den Ideen der französischen Revolution weitergebildet, von scharfem Blick und kaltem Verstand; wenn man ihm auch gerade keine deutsch-nationale Gesinnung nachsagen kann, so muß doch anerkannt werden, daß der harte Realpolitiker, dessen Ziel das Wohl seines Kleinstaates war, das Heil für denselben nicht in der französischen Bevormundung sah. Nach dem Zusammenbruche des Großherzogthums Frankfurt zog sich E. nach Mainz zurück. Hier lebte er bis zu seinem am 29. März 1833 erfolgten Tode. E. hat besonders im letzten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts in einer Reihe von meist anonym erschienenen Schriften seine Stellung zu den Zeit- und Tagesfragen dargelegt; sie dürften sich vollständig in der Mainzer Stadtbibliothek finden, der er seine Bücher und Acten vermacht hat; letztere sind für seine Thätigkeit unter dem Fürsten Primas und Großherzog von Frankfurt nicht ohne Interesse.

L. F. Frh. v. Eberstein, Urkundliche Geschichte des Geschlechtes Eberstein, Bd. III. Zweite Ausgabe (Berlin 1889), S. 603—639; — Derselbe, Abriß der urkundlichen Geschichte des Geschlechtes Eberstein (Dresden 1893), S. 132—134. — K. Frh. v. Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit (Weimar 1879), Bd. II. — P. Darmstaedter, Das Großherzogthum Frankfurt (Frankfurt 1901), woselbst weitere Litteraturangaben.

R. Jung.

Ebert: Georg Karl Wilh. Adolf E., Romanist und Litterarhistoriker, wurde am 1. Juni 1820 zu Kassel geboren. Die Vermögenslage der Familie verhieß ihm keine glänzende Zukunft. Er durchlief seit Mai 1835 mit gutem Gewinn für seine späteren Interessen und Arbeiten das dortige (jetzt kgl. Friedrichs-) Gymnasium, das am 14. August 1835 als Lyceum Fridericianum neu organisirt wurde. Am 13. April 1836 trat an der Anstalt Franz Dingelstedt als Hülfslehrer für neuere Sprachen und Litteratur ein (s. A. D. B. XLVII, 708), dem der litteraturbegeisterte Gymnasiast E. näher kam; jedenfalls ward E. Mitarbeiter, zeitweise Redactionssecretär der „Wochenschrift für Heimath und Fremde" ‚Der Salon', die der im September 1838 strafweise nach Fulda versetzte Dingelstedt 1840—42 theils herausgab, theils durch Frdr. Oetker redigiren ließ. Zweifellos empfing E. auf dem Gymnasium eine anreizende Einführung ins Verständniß von Litteratur und Geschichte. Aus Vergnügen an den Gebilden classischer Poesie sowie aus früher Einsicht in ihren Geist kam ihm Anlaß, deutsche und fremde Muster nachzuahmen, indem er sich an eigene Schöpfungen wagte, die ihm bald in der Heimath einen gewissen Namen als Dichter machten. Weder Sucht sich auszutoben noch eine Anwandlung der dazumal blühenden Romantik zogen ihn in den Dienst der Muse; vielmehr neigte der Jüngling mit dem schwächlichen Körperbau und der schier nüchternen Denkweise zu nichts weniger als unklarer Stimmungssimulation oder revolutionärem Gepolter, wie sie vor und kurz nach 1840 üppig in die Halme schossen. Darum fesselten ihn auch beim Antritte des dritten Lebensjahrzehnts mehr als die Poesie Entwicklung und Bedingungen der geschichtlichen und culturellen Verhältnisse bei den Völkern des Mittelalters. So bezog er April 1840 die Hochschule willens, sich

der Geschichte und Litteratur, vornehmlich der romanischen Völker, in ernstem Studium zu widmen, gab freilich als Abiturient „Philosophie" an.

Zuerst studirte E. trotz des unerquicklichen Drucks, der unter Wilhelm II. (bis 1847) und dem Kurprinzen und -fürsten Friedrich Wilhelm in Hessen-Kassel jede freiere geistige Regung hemmte, zu Marburg, obwol ihn dies Provinzialstädtchen stets unsympathisch anmuthete, damals auch keine seinen Zwecken gelegenen Vorlesungen darbot. Emanuel Geibel, dessen „Zeitstimmen" E. 1842 im genannten „Salon" II. Jahrg. S. 27 fg. sehr anerkennend besprach und der nach Pfingsten 1841 fast ein Jahr auf Schloß Escheberg bei Kassel der, vor allem an spanischen Schätzen reichen Bibliothek Karl's von der Malsburg widmete, kann E., der sich noch 1856 auf die Geibel unvergessene Bekanntschaft des „noch unbekannten Dichters" mit dem Studenten Berufende, nur in einer der nächsten Ferienzeiten kennen gelernt haben. Denn zu Ostern 1841 ließ sich E. als Studiosus der Philosophie und Geschichte in Leipzig immatriculiren, wo er, bezeichnend für seine dünne Börse, in einer der „Studentenbuden" des „Kleinen Fürstencollegiums" (in Universitätsbesitz) campirte; im Herbst in Göttingen, dann in Berlin. Er promovirte 1844 zu Göttingen glänzend mit „Historia Ioannis Secundi Castellae regis, usque ad pugnam apud Olmedum commissam enarrata" (VI u. 27 S.). Diese lateinische Dissertationüber den ersten Theil der Regierung des Mäcenas Johann II. von Castilien — 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts — verdeutlicht Ebert's Art, Geschichte und Litteratur im Zusammenhange zu treiben, und kündigt seine fernere Richtung schon im Eingange (S. III) an.

Wie die Promotionsschrift erweist, fühlte sich E. zunächst mehr zum Historiker berufen. Als solcher trat Herbst 1845 der junge Privatdocent in den Göttinger akademischen Lehrkörper. Er las daselbst über die Geschichte Spaniens, die Aera Ludwig's XIV., Geschichte des Mittelalters und der romanischen Nationen, ohne Anklang. E. hatte sich in die Aufstandsbewegungen in Spanien nach Karl's V. Thronbesteigung versenkt, als die Ereignisse von 1848 daherstürmten. Zufolge der Vorrede seiner „Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens" (1849) beabsichtigte E., in der Gesammtheit jener Freiheitsregungen die Wurzel für den jähen Sturz des mächtig emporgeblühten Staatswesens bloßzulegen. Da aber die spanischen Archive dafür noch unzugänglich waren, beschränkte er sich auf die Germania, die republikanisch angelegte Verbrüderung der Gewerke Valencias in Karl's V. Anfängen, die mittelalterliche Verfassung dieser Stadt und Barcelonas vorher darlegend. Fülle und Verwerthung der Materialien sind trotzdem bewundernswerth. Auch der Mensch Ebert nahm Antheil an dieser dramatischen Episode von der Gründung des „heiligen Bundes" 1519 bis zum unseligen Zusammenbruche 1524, da dessen Anhänger wegen übermäßiger Belastung der hölzernen an steinernen Galgen endeten. Wir begreifen nach dem Wohlwollen, das er den Helden jener Empörung und der Tendenz ihrer Parteigänger schenkt, die Aeußerung der Vorrede: des lange durchforschten Stoffs künstlerische Gestaltung sei besonders durch die Niederschrift während einer Zeit beeinträchtigt worden, „wo kaum die Wissenschaft einen Trost für das hereinbrechende Unglück des Vaterlands zu geben vermag!" Nun erzählt 18 Jahre später der über eigene Motive sonst wortkarge E. im Nekrolog auf Ferd. Wolf, letzterer habe, schon lange mit einer „Geschichte des [erwähnten] Städteaufstandes in Spanien" schwanger, laut seinem ersten Briefe an E. vom 2. Februar 1850, aus dem Jahre 1848/49 die lebhafteste Aufforderung zur Durchführung gesogen, mit der Absicht, „der Gegenwart, wenn sie wieder der Besinnung fähig geworden, ein Spiegelbild der Vergangenheit, ein historisches Meduſenhaupt vorzuhalten"

u. s. w.; andererseits habe Wolf damals und danach ihm mehrfach nahegelegt, den Plan, den er (wie E. von sich sagt) „früher gehegt hatte (obschon in einer andern Absicht)", aufzunehmen, da ihm selbst zu dem Werke, das „so recht an der Zeit" sei, die Muße fehle: „die Zeitverhältnisse aber, die Wolf zur politischen Geschichte hinzogen, hatten mich gerade ihr abtrünnig gemacht". Hier sehen wir die so überaus folgenreiche Verbindung dieser beiden Mitväter der neuen romanistischen Litteraturgeschichte sich anknüpfen, dazu den psychologisch seltsamen Fall, wie ein deutscher Gelehrter wegen jener, von ihm gar nicht einmal activ begleiteten Begebenheiten als Historiker resignirt und sich auf die Dauer objectiver zu treibenden Studien ergibt. Daß E. einmal an Robert Blum, den November 1848 standrechtlich Erschossenen, einen Brief geschrieben, war der einzige, auf Thatsachen fußende Vorwurf, als er an amtlich maßgeblicher Stelle im Heimathlande die ganzen nächsten Jahre im fatalen Geruche eines Demokraten stand.

E. hat sich nämlich, nachdem er schon für Sommer 1849 und Winter 1849/50 statt historischer Collegien eins über italienische Litteratur angekündigt, direct von einem zeitweiligen Aufenthalte in der Geburtsstadt, ohne sich in Göttingen zu verabschieden, nach Marburg umhabilitirt, wo er nicht nur als Einheimischer persönlich und in der Laufbahn eher befriedigt zu sein hoffte, sondern man ihm „goldene Berge versprach". Winter 1850/51 las er nun noch über „Allgemeine Geschichte von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Karls V., verbunden mit Kritik der wichtigsten Quellen". Im übrigen sattelte er aber völlig um und schrieb auch 28. September 1851 an Wolf, er wolle in Vorlesungen und Studien künftig die politische Geschichte vollständig liegen lassen und sich ganz der Litteraturgeschichte sammt dem Unterrichte der neueren Sprachen zuwenden. Neben „Geschichte der deutschen Litteratur seit Opitz bis auf unsere Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die sociale und politische Entwicklung der Nation" und „Ueber Schiller und Goethe, vom kulturgeschichtlichen Standpunkte" — beide, öfters wiederholt, zeigen seine immer festgehaltenen Beziehungen zum vaterländischen Schriftthum sowie seine bis zuletzt unverrückbare Anschauung, die Culturverhältnisse als Parallelmoment der Litteratur nie zu vernachlässigen — treten allmählich im Laufe des Jahrzehnts Spanisch, Italienisch, Französisch, Provenzalisch sowie Englisch, und zwar mit Vorzug des Sprachlichen inbegriffen erklärender Lectüre (häufig auch Shakespeare's), während die Litteraturgeschichte nur die italienische und französische öfters heranzog. Dazu kamen eine Vorlesung über das Drama im allgemeinen, eine über das mittelalterliche Theater bei den Germanen und Romanen, dessen Geschichte er damals schreiben wollte, endlich im Sommer 1862, dem letzten Marburger Semester „Einleitung in das Studium der romanischen Sprachen und Litteraturen" und Erklärung von Crestien's von Troies „Chevalier au lyon". Der für damals recht umfängliche Kreis der Themata bot viel mehr als jede andere Universität außer Bonn, wo längst Fr. Diez und auch A. Delius wirkten, auf neuphilologischem Felde; freilich kamen wegen der geringen Zahl der Studirenden des Fachs (z. B. Sommer 1857 nur 5) manche Vorlesungen nicht zu Stande, und E. klagt in vielen Briefen über das Unbefriedigende seiner Thätigkeit. Dazu wirkten allerdings noch gewichtigere Umstände mit. In erster Linie die Aussichtslosigkeit, in Marburg oder anderwärts trotz nachdrücklicher Vertretung seines Fachs zu einer Professur dafür zu gelangen, dann der, eindringlichere wissenschaftliche Forschungen erschwerende Mangel litterarischer Hülfsmittel ebendaselbst; dabei allerlei „Kläglichkeiten" in „diesem elenden Neste", „die erbärmliche kleinliche Klatschsucht" in dieser „erbärmlichsten Misère des Philisterthums", wo E. den Unterricht einer jungen

geistreichen Dame im Italienischen — für die er auf Wunsch eine romanische Metrik in Briefform mit vielen Uebersetzungsproben verfassen wollte — „unter solchen Schildbürgern" aufgeben mußte und „kein Kunstgenuß, kein Theater, kein Concert, kein Gemälde u. s. w." den schönheitsfreudigen Mann etwas entschädigten. Obwol er „niemals irgend welche politische Thätigkeit entwickelt", „bloß aus meiner liberalen Gesinnung kein Geheimniß gemacht" hatte, verhinderte der Ruf eines „Demokraten", in dem E. bei dem allmächtigen Minister Kurhessens, Hassenpflug, und dessen Referenten für Gelehrtenschulen und Landesuniversität, Prof. Vilmar, dauernd stand, die Beförderung. Und so erzielten der warme Vorschlag des akademischen Senats auf eine dotirte außerordentliche Professur für E. Ende 1853 und die entschiedene Wiederholung dieses Antrags Ostern 1854 keinen Erfolg. Ebert's zäher, aber wenig robuster Körper litt ebenso unter dieser Unsicherheit wie sie seine geistige Fähigkeit lähmte. Endlich nach Hassenpflug's Abgang nochmals im März 1856 vom Senat unter Beistimmung des insgeheim gegen E. intriguirenden Vilmar vorgeschlagen, wurde E. am 5. Juli 1856 mit 300 Thalern Gehalt zum außerordentlichen Professor ernannt, obwol ein, schon lange unbesetztes Ordinariat für „abendländische Sprachen und Litteraturen" (dies füllten auch Ebert's nächste Nachfolger L. Lemcke und B. ten Brinck ebenfalls noch aus) bestand. Von all diesen amtlichen und privaten Widrigkeiten entwirft der private Briefwechsel, den E. während jener ganzen Periode mit dem befreundeten Wiener Fachgenossen Ferd. Wolf führte, ein lebhaftes und für jene Zeitverhältnisse lehrreiches Bild. Mehrmals sehnt sich da E. ins „Ausland" d. h. aus Kurhessen oder sogar Deutschland heraus in einen Bibliotheks- oder ähnlichen Posten, wenn ihm als Reformirten Baiern oder Oesterreich verschlossen sein sollten. Von den Regierungen dieser Staaten erhoffte er Unterkommen und Stützung seines Fachjournal-Unternehmens; 1856 wünscht er „in Bayern irgend eine meinen Studien entsprechende Stellung" und schreibt, der Bibliothek und ihrer Manuscripte gedenkend: „in München selbst möchte ich vor allem am liebsten sein", und noch 6. December 1861 nennt er sich „Austrophile" und äußert: „Ich schätze überhaupt die Süddeutschen höher als die Norddeutschen, und nichts ist mir mehr zuwider als das wahrhaft sterile Preußenthum. Einen Wunsch habe ich nur, daß es Oesterreich gelingt, von dem Concordat sich zu befreien, dann wird das deutsche Element mit Leichtigkeit alle anderen niederhalten, und wenn sie nicht anders wollen, seine Herrschaft fühlen lassen" (!).

Das Handbuch der italienischen Litteratur, Ende 1853, und das Werk über die französische Tragödie, Sommer 1856 erschienen, raubten ihrem öfters kränklichen Verfasser endlose Mühe und Zeit, ohne ihn finanziell zu sichern, und so war seine Lage fortwährend prekär: nothgedrungen gab er mehrfach Privatunterricht in Sprachen und dachte wiederholt an Uebersetzen etwa spanischer Novellen mit Einleitungen und Anmerkungen, wie er 1860 eine Bibliothek der Litteratur des Auslands d. h. gute Verdeutschungen von Romanen, Dramen u. s. w. mit Wolf, Frdr. Halm (Münch-Bellinghausen), F. Liebrecht, P. Heyse unternehmen wollte. Zu Namen, und anstrengender Arbeit, nicht so lohnendem pecuniären Zuschuß verhalf besonders das „Jahrbuch für romanische und englische Literatur", dessen Ursprung und Herausgabe das Haupt-, theilweise sogar das einzige Thema in der ausgedehnten Correspondenz Ebert's mit Wolf bildet. Seit 1853 hatte ihn der Mangel eines Centralorgans für die sich fester concentrirenden Forschungen im Gebiete der neueren fremdsprachlichen, insbesondere der romanischen Philologie nicht locker gelassen, „da das [Herrig'sche] ‚Archiv für neuere Sprachen' im

allgemeinen doch auf einem gar niedern Standpunkte steht". Ueber drei Jahre, mehrfach fallen gelassen und nach den verschiedensten Seiten hin Fühlung suchend, zogen sich die Verhandlungen mit F. Wolf und verschiedenen Verlegern bis in den Mai 1858 hin. Im October erschien das erste Heft dieses neuphilologischen Fachorgans, „dont l'apparition fait date dans l'histoire de la philologie romane" (Th. Ruyssen) und das, wennschon mit Pause, bis 1876, also bis zum Aufkommen specieller Zeitschriften für Romanisch und Englisch aus dem Schoße einer neuen Generation — die übrigens zum größten Theil in Ebert's Leipziger Hörsaal gesessen — die Fachmänner nebst ihren Veröffentlichungen zusammenzuhalten bestimmt war. Trotz eifrigster Hingabe Ebert's führte sich das „Jahrbuch" nicht so gut ein, daß es buchhändlerisch einigermaßen rentirt hätte, und so lauerte vielfacher Aerger für E., der, um für selbständige Arbeit die Arme frei zu bekommen, öfters die Redactionslast ganz abschütteln wollte. In München durch Baron Schack, den Mitarbeiter Paul Heyse, Wolf (der bair. Akademiker war) Subvention oder wenigstens greifbares Interesse bei König Max II. zu erwirken, mißlang. So ging der Verlag Frühling 1861 von Asher & Co. und Dümmler in Berlin an Brockhaus in Leipzig über. Eine Reise nach der Französischen Schweiz, um sich wieder einmal in Conversation zu üben, scheiterte im Sommer 1862 an schwankender Gesundheit. „Aller und aller Illusionen bar" und „auf dem Punkte schon angelangt, kaum etwas von der Zukunft zu erwarten", wurde E. am 10. Juni 1862, unico loco vorgeschlagen, als Ordinarius auf den eben errichteten Lehrstuhl der romanischen Sprachen und Litteraturen an der Universität Leipzig berufen, was er wie eine Erlösung annahm; ein anonymer Brief aus Marburg an das sächsische Ministerium hatte ihn nicht verdächtigen können. Mitte October übersiedelte E. dorthin, Mitte November hielt er die Antrittsvorlesung über den Gang der Entwicklungsgeschichte der romanischen Sprachwissenschaft und der Litteraturgeschichte. Das vielfältig anregende Leipzig mit den gelehrt-litterarischen Interessen und Kunstgenüssen behagte ihm im Vergleich mit Marburg ungemein. Gerade sechs Jahre ständiger Mitarbeiter an Friedrich Zarncke's „Litterarischem Centralblatt", trat er zu ihm, der ihm höchst collegial entgegenkam, in ein Verhältniß, dessen Freundschaftlichkeit bis zu Ebert's Tode immer mehr wuchs und in des überlebenden Collegen beredtem und bewegten Nachrufe gipfelte. Zarncke freilich, „an den allein zu denken wäre" als Leipziger Mitarbeiter des „Jahrbuchs" (das. V, H. 2 Z.s Aufsatz über Brut y Tysilio), hatte mit dem „Lit. Ctrlbl." vollauf zu thun; und da das „Jahrbuch" E. manche Verdrießlichkeit verursachte, andererseits die ihm sehr zusagende akademische Wirksamkeit ihn stark in Anspruch nahm (er brachte alle Vorlesungen zu Stande und schloß Sommer 1864 deren Cyklus ab), auch alle Erwägungen, es, etwa in Wien unter Mussafia nebst Wolf Vater und Sohn zu consolidiren, sich zerschlugen, trat er mit dem Schlusse des 5. Bandes im September 1864 von der Redaction zurück. Aus einem andern Unternehmen, das „alles Wichtige im Jahrbuch ersetzen werde" und für das Wolf seinen Aufsatz über die jüngste spanische Litteratur zurückhalten solle (Jan. 1864), wurde nichts. Damit schlief auch der Briefwechsel zwischen E. und Wolf ein: die Freunde, die sie aus Fachgenossen geworden, haben sich nur im Bilde gesehen, da eine geplante Wiener Reise — wie andere verhinderte sie E.s beinahe periodisch leidender Zustand — ins Wasser gefallen war. Schon in Marburg klagte er wiederholt über Augen- und Ohrenleiden, und auch die Uebersiedlung nach Leipzig erfolgte unter Unwohlsein. Dabei schlug ihm der Tod der geliebten Mutter (16. Januar 1864), die schon seit dem Umzuge mit ihm recht gekränkelt, eine schwere Wunde, machte ihn selbst halbkrank und

hing ihm lange nach. Er kaufte sich an ihrer Seite ein Grab, in dem er nun ruht, blieb aber trotz einer ihm von Freund Wolf gemachten Andeutung vom Heirathen (Antwort 5. Octbr. 1864) Hagestolz. Am 8. Juni 1859 hatte er brieflich den verwittweten Wolf den Jüngeren getröstet, „daß er doch ein Herz besessen habe, das ihn liebte, welches Glück nicht jedem zu Theil wird". Im Herbst 1864 besuchte er auf einer Ferienreise Kassel und Marburg. Damit trat er an seinen dortigen Amtsnachfolger die fernere Ueberwachung seines Schmerzenskindes ab, das nun seinen Weg in die Welt nahm mit dem Untertitel „unter besonderer Mitwirkung von Ferdinand Wolf und Adolf Ebert herausgegeben von Ludwig Lemcke", und seit Wolf am 20. Februar 1866 nach einem für die Romanistik so gesegneten Dasein ins Grab sank, „begründet im Verein mit F. W. von A. E., herausgegeben von L. L.". Zwei wichtige Aenderungen gingen bei diesem Anlasse vor sich. E. bot keine größeren Beiträge mehr — seine Zeit war anderweit festgelegt — abgesehen von der gehaltvollen, für die Geschichte des Fachs wahrhaft ergiebigen Abhandlung „Ferdinand Wolf. Seine Bedeutung für die romanische Philologie, namentlich die Litteraturgeschichte" VIII (1867), 271—305, die fast zu gleichen Theilen dankbare Pietät wie der Wunsch, den Antheil des langjährigen Arbeitsgefährten für die Wissenschaft festzustellen, dictirt hat. Sodann sind folgende Mittheilungen bezeichnend, die Lemcke auf dem Vorsatzblatte des ersten Heftes zu Band VI macht: bei unveränderter äußerer Einrichtung wird das „Jahrbuch" hinfort auch dem rein philologischen Theile seines Gebiets die Rücksicht zu Theil werden lassen, die der nunmehrige Stand der Wissenschaft erheischt (Wolf hatte im April 1855 Ebert's Beifall dafür erhalten, rein ästhetische und rein philologische d. h. grammatische Arbeiten auszuschließen); zweitens dürfen Gelehrte des Auslands künftig ihre Muttersprache gebrauchen, wenn das eine gebildete romanische oder das Englische ist. Man halte daneben Ebert's Bedauern Jahrb. V, 240 am Ende seiner eingehenden, die Eroberungsthat schön hervorhebenden Anzeige von Wolf's „Le Brésil littéraire" — welches Werk der Verleger nur in französischer Uebersetzung (G. van Muyden's) annahm — „daß dem Verf. es nicht vergönnt gewesen ist, das Werk in deutscher Sprache zu veröffentlichen .... Aber auch das Vaterland hat seine Rechte".

Durch den Tod der Mutter, auch wohl die seit Verzicht auf die Redaction eintretende Minderung persönlicher Beziehungen fühlte sich E. vereinsamt. Am 5. September 1864 erklärt er Wolf, sich nun ganz in seine Studien vergraben zu wollen: „das lang beabsichtigte große Werk soll den ganzen Rest meines Lebens beschäftigen: eine „Allgemeine Geschichte der Litteratur seit dem Christentum", nachdem er am 28. März 1863 von den mit Prudentius anhebenden Studien zu einer ‚Allgemeinen Geschichte der Litteratur des Abendlandes'" gemeldet hatte. In dem letzterhaltenen Briefe der Wolf-Correspondenz, der somit einen Ausblick auf die Krone seines Schaffens, die seine übrigen drittehalb Jahrzehnte ausfüllen sollte, heißt es: „Ob ich je zur Vollendung des Ganzen gelange, ist freilich zweifelhaft. Der erste Band allein kann mich mehrere Jahre beschäftigen. Doch die Ausarbeitung geschieht zunächst in meinem eigenen Interesse; und so ist die Frage der Publication für mich sehr untergeordneter Art." Seinen Zuhörern trug er zuerst in den Wintersemestern 1866/67, 1868/69, Sommer 1871 über christliche lateinische Litteratur bis auf Karl d. Gr. wie Proben seines epochemachenden Werkes vor, das in den nöthigen, dem Kenner erklärlichen Pausen, 3bändig 1874—87 erschien und, wie das Vorwort vor dem 2. Bande sagt, durch Gesundheitsstörungen wiederholt gehemmt wurde; Band I ist „den lieben Freunden Friedrich Zarncke

und Georg Voigt gewidmet" und verlangte im J. 1889 eine neue, auf Grund der Specialstudien, die E. selbst meist hervorgerufen hatte, (so dankt die Vorrede zum 3. Bande 1887 seinem einstigen Schüler und nunmehrigen nächsten Leipziger Amtsgenossen Richard Wülker, der 1885 seinen „Grundriß zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur" veröffentlicht hatte, für seine Beihilfe), verstärkte Auflage. Den bescheidenen, leiblich nie ganz festen Mann absorbirten seine Studien vollständig, und so lebte er meistens zurückgezogen, jedem lauten Lobe, jeder Hervorziehung seiner Person ängstlich ausweichend. Akademische Ehren nahm E. grundsätzlich nicht an — wenn man nicht dahin rechnet, daß er, am 22. Juni 1867 Mitglied der Leipziger Akademie, der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften geworden, als deren stellvertretender Secretär (d. h. 2. Vorsitzender) in der philologisch-historischen Classe seit 12. Decbr. 1883 bis zum Tode fungirte. Die ausgedehnte Arbeit „Tertullian's Verhältniß zu Minucius Felix, nebst einem Anhang über Commodian's Carmen Apologeticum", die er 1868 in des V. Bds. der „Abhandlungen d. philol.-hist. Cl. der K. S. G. d. W." Nr. 5, S. 319—386, bezw. 387—420 veröffentlichte, sowie seine vier Beiträge zu den „Berichten" ebenderselben sind lediglich als Vorstudien zur großartigen Hauptarbeit zu betrachten. Diese Aufsätze in den „Berichten" der K. S. G. d. W. sind: „Ueber den Verfasser des Buches de mortibus persecutorum" (Ber. 22, 1870, S. 115—138); „Ueber die Rätselpoesie der Angelsachsen, insbesondere die Aenigmata des Tatwine und Eusebius" (Ber. 29, 1877, S. 52—56); „Kleine Beiträge zur Geschichte der Karolingischen Litteratur" (Ber. 30 II, 1878, S. 95—112); „Ueber das angelsächsische Gedicht ‚der Traum vom heiligen Kreuze'" (Ber. 36, 1884, S. 81—93). Nachdem E. den Abschluß seines stattlichen Compendiums, das die Sammel- und kritische Ausbeute eines vollen Viertelsäculums umfaßt, und die Revision des ersten, grundlegenden Teiles durchgeführt hatte (September 1889), stand er an der Schwelle der 70 Jahre-Norm des Psalmisten. Eine öffentliche Feier des Datums, wie sie Schüler und Collegen vorhatten, ließ er nicht begehen, und genau einen Monat darauf, am 1. Juli 1890, raffte den bis zum letzten Augenblicke forschungsfreudigen Gelehrten, der im höheren Alter häufig der erwünschten Schaffenskraft vorübergehend beraubt gewesen, nach kurzer Krankheit ein Herzleiden weg. Dem anspruchslosen, liebenswürdigen Menschen, dem treuen Freunde reinen Gemüths, dem unersetzlichen Gelehrten und hochgeschätzten Lehrer bereiteten Universität, Collegen und Schüler eine erhebende Trauerfeierlichkeit.

Ebert's Leben, an sich äußerlich wenig ereignißreich, bietet doch ein erhöhtes Interesse dar durch die mannichfaltigen, für ihre Zeit typischen Mühsale, die er zu überwinden hatte, um sich und seiner Wissenschaft ein Fleckchen an der Sonne zu erringen, insbesondere auch um dem publicistischen Werkzeug der von ihm ideal erfaßten Wissenschaft das Dasein zu ermöglichen. Die politische Anfeindung, die der gemäßigt liberale, nie agitatorische Gelehrte in Kurhessen ungerecht erduldete, reiht ihn hinter jene Märtyrer ihrer Ueberzeugung, wie sie dem deutschen Gelehrtenstand vor und nach der Mitte des 19. Jahrhunderts seit dem gewaltsamen Exodus der berühmten „Göttinger Sieben" Ehre gemacht hatten. Beiderlei Ungunst der Zeitumstände hat den redlichen Apostel der Romanistik und Litteraturgeschichte bis ins 42. Jahr niedergehalten und auf der schwächlichen Constitution nachhaltige Spuren hinterlassen. Um so wunderbarer, wie der 54jährige noch an den Druck seines imposanten, lange in die Wege geleiteten Werkes schritt, das er 67jährig abschloß und $^3/_4$ Jahre vor dem Tode nochmals neu vorzustellen begann. Die Lebensgeschichte und Laufbahn Ebert's sind ein deutliches Zeugniß des Ringens

einer jungen, heute längst voll und stark entfalteten Sonderwissenschaft, der Neueren Philologie und Litteraturgeschichte, zur Selbständigkeit. Auch sie wollte sich neben ihrer mit Staatsmitteln reich ausgestatteten altclassischen Schwester und der soeben aufgewachsenen Zwillingsschwester, der Germanistik, ihr Recht am Tische ertrotzen. Sie stak zwar bis zu einem gewissen Grade noch in den Kinderschuhen, aber sie spannte alle ihre Kräfte an, um anerkannt und auch von oben her gefördert zu werden. Darum hat auch E. nie gezaudert, die grammatisch-linguistische Seite seines Feldes — zunächst auch des Englischen mit, später ausschließlich der Romanistik — auf dem Katheder ebenso energisch mitzuvertreten wie die seinem Herzen naheliegende litterarhistorische, welche in seinen Publicationen allein zur Geltung kam. Zwar sprach er es überzeugt mehrfach aus — eine Forderung, die sogar heute erst an Nordamerikas Universitäten erfüllt ist — zur ausgiebigen Pflege der neueren Philologie gehöre für jedes wichtige Sprachgebiet ein linguistischer und ein litterarhistorischer Professor, ohne dabei den geringsten Zweifel zu lassen, daß ihn Sympathie und Studiengang bloß zum letzteren Amte zögen. Gleichwol erfüllte er in Marburg dem Bedürfnisse gemäß sogar überwiegend die linguistischen Erfordernisse und lieferte während der langen Leipziger Wirksamkeit in regelmäßigem Intervall den Studiendebütanten die universal einführende „Einleitung in das vergleichende Studium der romanischen Sprachen", wo neben den feinsinnigen Litteratur-Ueberblick eine großzügige, dennoch das Individuelle betonende Rundschau über die Entwicklung sämmtlicher einschlägigen Sprachgebiete nebst deren Mundarten trat, die außer litterarischen auch genug rein philologische Probleme aufwarf und so mancherlei gelungene Arbeiten in der Dialektkunde veranlaßte. Ueberhaupt beruhte Ebert's Wirken als Docent, wie es sich in Leipzig allmählich ausgestaltete, wesentlich auf den bedacht angelegten und sorgsam ausgearbeiteten Vorlesungen, die er ständig durch Ergänzungen auf dem Laufenden erhielt, nicht auf seinem Versuche seminaristischer Uebungen, die er, wie in Marburg anfänglich, einmal in einer „Litteraturgeschichtlichen Societät", regelmäßig in einer „Romanistischen Gesellschaft" mit mannichfaltigen Anregungen veranstaltete. Freilich ist er deren Theilnehmern und den Mitgliedern des „Akademischen Vereins für neuere Philologie", dessen Ehrenmitglied er natürlich war, selten näher getreten, was theils in höheren Jahren das Befinden verbot, theils sein bis zuletzt bewahrtes Zurückhalten: dies grenzte fast an Schüchternheit und erschwerte es jüngeren Leuten ziemlich, wissenschaftlichen Beirath oder gar Halt bei ihm zu finden. Das ist mit eine Ursache, daß E. keine „Schule" gebildet hat; trotzdem haben nicht nur Hunderte nachheriger tüchtiger Lehrer der neueren Sprachen, sondern genug spätere akademische Fachleute mit großem Erfolg zu seinen Füßen gesessen. Durch große culturelle Gesichtspunkte sowohl wie durch stetiges Aufrechterhalten der Totalität der romanischen Philologie hat er jene fast noch mehr als durch sachlichen Reichthum mit Interesse und Bewunderung für das sprachlich-geistige Leben der weltgeschichtlich unvergänglichen romanischen Völkergruppe zu erfüllen gewußt. Hat E. sich auch nicht wie der, übrigens mit Unrecht einseitig als Grammatiker ausgeschrieene Vater und Altmeister der Romanistik, Friedrich Diez, in beiden Rayons des Fachs forscherisch und schriftstellerisch bethätigt und dem in den Siebzigern und Achtzigern des Jahrhunderts, wie in der Germanistik, mächtig hervordrängenden jung-linguistischen Streben — das ja schon sein Nachfolger Lemcke von Anbeginn im „Jahrbuch" protegirt hat — wenig Rechnung getragen, so steht sein hohes Verdienst um die unmodernere, aber für Erkenntniß des Volkscharakters und -geistes der romanischen Nationen,

sowie die mittelalterliche Gesammtcultur kaum weniger ertragsreiche Seite der Romanistik, felsenfest.

Ueber Ebert's Leistungen können wir uns hier nicht im einzelnen verbreiten. Seine „Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens", deren litterarische Fundamentirung auch äußerlich des Verfassers Uebergang zum Litterarhistoriker mit vollzogen haben mag, fanden schon oben bei der Zeit ihres Hervortretens (1849) genügende Charakteristik. Einen dauernden Werth besitzt das „Handbuch der italienischen National-Litteratur. Historisch geordnete Anthologie der Poesie und Prosa von der ältesten bis auf die neueste Zeit nebst einem Abriß der Litteratur-Geschichte" (1854; 2. [Titel-] Ausg. 1864), im Herbst 1853 nach schwer zugänglichen peinlichen Textcollationen herausgegeben: nach F. Wolf's Referat „ein wahrhaft historisch-pragmatisches Musivbild", „wozu die Musterauswahl [die das Drama vorläufig ausschloß] als belegende Urkundensammlung dient", mehrfach mit W. Wackernagel's ausgezeichnetem „Deutschen Lesebuch" parallelisirt. Leider ist E. nicht dazu gekommen, die in Umrissen entworfene und durch Colleg und 1852—59 durch vielseitige Sonderstudien fundirte große „Geschichte des Theaters im Mittelalter", schließlich „Geschichte des Dramas und Theaters in Europa bis zur Entwicklung der neuen Bühne" betitelt, auszuführen. Daraus hat sich nur das Capitel „Entwicklungs-Geschichte der französischen Tragödie vornehmlich im XVI. Jahrhundert" abgezweigt und zu einem selbständigen Buche (1856) ausgewachsen, das aber in seinen zwei ersten Capiteln, der in Conner mit der entschiedenen „Vorrede" über litterarhistorische Theorie und Poetik des ältern wie neuern Kunststils ausholenden dogmatischen „Einleitung" — diese orientirte, klar über Ebert's, Wolf gegenüber etliche Male erörterte Anschauung — und dem Resumé des mittelalterlichen, vornehmlich des ernsten Schauspiels Frankreichs, sich als Ausschnitt oder Torso jener Gesammtdarstellung verräth. Die ursprünglich (1854) beabsichtigte „Geschichte der classischen Tragödie der Franzosen" ist diese kritische Evolution, die mit einer Prüfung des Corneille'schen überwältigenden Eingreifens abschließt, geworden, weil E. die mangelhaften Hülfsmittel in Deutschland damals ebensowenig durch eindringliche Kenntnißnahme in Paris ergänzen konnte. Der durch streng historisches Verfahren stichfesten Schrift ward der Beifall competenter Richter zu Theil, die, gegenüber kleinlichem Widerspruche eines Kritikers in Herrig's „Archiv" und du Méril's, die durch ästhetische Momente unbestechliche, dagegen das Historische und dabei das Sociale sauber herausarbeitende Methode anerkannten: so auch wieder F. Wolf's liebevolle Würdigung. Im Frühling 1857 erschien in Cotta's „Deutscher Vierteljahrsschrift" Ebert's flott geschriebener Aufsatz über „Litterarische Wechselwirkungen zwischen Spanien und Deutschland", während das im Briefe an Wolf vom 25. April 1857 breit discutirte Thema einer Abhandlung „Die deutschen Universitäten und das Studium der neueren, insonderheit der romanischen Sprachen und der Litteraturgeschichte" in der erwähnten Leipziger Antrittsvorlesung leider erstickt zu sein scheint. Seinem „Jahrbuch" war E., lange vor dessen Geburtsstunde sogar, nicht bloß ein aufopferungsfähiger Redacteur, sondern auch ein rühriger Mitarbeiter. Als seine Hauptarbeiten darin müssen gelten: in Band I die große Abhandlung über „Die englischen Mysterien mit besonderer Berücksichtigung der Townley-Sammlung" (ferner bespricht er ausführlich A. Lacroix' preisgekrönte „Histoire de l'influence de Shakespeare sur le théâtre français jusqu'à nos jours" und A. Fabre's „Etudes historiques sur les Clercs de la Bazoche" — also, wie im Hauptbeitrag, Geschichte des Dramas bebauend), auch die regelmäßige Bibliographie Ebert's ist von Anfang an eine bedeutende, höchst nützliche Leistung; in

Band II (1860) „Zur catalanischen Litteratur", in Band IV „Die Handschriften der Escurialbibliothek zur romanischen und englischen Litteratur"; in Band V (1864) der erste, ohne Nachfolge gebliebene Abschnitt von „Studien zur Geschichte des mittelalterlichen Dramas", nämlich über „Die ältesten italienischen Mysterien", ferner die ausführliche kritische Anzeige von Wolf's „Le Brésil littéraire". Aus Ebert's oben citirten Beiträgen zu den Publicationen der Leipziger Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. seien hier nur die wichtigsten Resultate herausgehoben: die vielventilirte Autorschaft der heftigen Schrift über die Christenverfolgungen gehört dem christlichen Rhetor Lactantius; die „Octavia" des Minucius Felix ist nicht von Tertullian's Apologeticus abhängig, vielmehr umgekehrt (späterhin von anderer Seite gemeinsame Quelle behauptet); Commodian, der älteste christlich-lateinische Poet, hat auch das durch Hinweis auf einen zweiten, nachneronischen Antichrist bemerkliche Gedicht verfaßt; die Angelsachsen Tatwina und Eusebius sind als Urheber anziehender lateinischer Räthseldichtungen (die E. zugleich kritisch edirte) anzusehen; das angelsächsische „Traumgesicht vom heiligen Kreuz" stammt nicht vom Dichter Kynewulf, womit über diesen hergebrachte Behauptungen zerfallen.

Der Glanz- und Höhepunkt von Ebert's Schaffen, in dem sich seine Art, Kraft und Methode sammelten, ward und blieb die „Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande". An diesem Orte deren unendlichen Gehalt an Wissens- uud Gedankenstoff knapp anzudeuten, erscheint nicht angängig. E. verkörpert hier seine Ansicht schriftlich, daß ein gewisser gemeinsamer Geist das ganze ideelle Leben in der ersten Hälfte des Mittelalters durchdringe, indem es bereits eine Weltlitteratur fast im Goethe'schen Sinne besessen habe. Dieser universell-litterarische Zug bricht sich zunächst im spätlateinischen Schriftthum Raum, dem also ein guter Bruchtheil von Ebert's Darlegungen gilt. Aber die späteren Capitel unternehmen eine Charakteristik der einsetzenden Nationallitteraturen in ihren Anfangsstadien, natürlich von einem höheren, gleichsam kosmopolitischen Standpunkte, wie ihn ja auch der Titel will. Band I führt als selbständiges Ganzes den Sondertitel: „Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karl's des Großen", Band II „Geschichte der lateinischen Litteratur vom Zeitalter Karl's des Großen bis zum Tode Karl's des Kahlen", Band III „Die nationalen Litteraturen von ihren Anfängen und die lateinische Litteratur vom Tode Karl's des Kahlen bis zum Beginne des elften Jahrhunderts", die französische Uebersetzung, von E. durchgesehen und im ersten Bande schon mit seinen Verbesserungen, von Joseph Aymeric (Bonn) und James Condamin (Lyon) heißt Histoire générale de la littérature du moyen âge en occident (Paris 1883, 1884, 1889). Wie schon das Vorwort zur ersten Auflage von Band I die allgemeine Litteratur des Mittelalters, einen einheitlichen Organismus, den Ausdruck der aus germanisch-romanischem Zusammenwirken, aus römisch-hellenischen und orientalisch-hellenischen, d. h. christlichen Elementen erzeugten abendländischen Cultur, als ihr Thema bezeichnet hatte, so betonte der Verfasser im Mai 1877, S. V des Vorworts zu Band III nochmals, „daß das Werk nicht bestimmt war, die lateinische Litteratur des Mittelalters allein und etwa als einen Ausläufer der classischen des Alterthums, wie jene Kritiker [altphilologische, die Ebert's Vorgehen als Einbruch in ihre Domäne tadelten, obwol er doch den Forschungen der Patristik, über Vulgär- und Mittellatein gleichsam erst ein neues sicheres Substrat geliefert hat] sich einbildeten, sondern als Vorläufer und Begleiter der Nationallitteratur des Abendlandes in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu schildern." Zumal E. zahlreiche bisher vernachlässigte Quellen und Unterlagen zuerst benützt hatte, besonders auch die bislang

arg unterschätzte Fachwissenschaft des Mittelalters, soweit sie litterarischen Rang beanspruchen darf, ergoß sich da ein wahrer Strom neuer Thatsachen und Anschauungen aufklärend. Weit über die Grenze der Fachgenossen und die des Vaterlands hinaus hat diese Grundlegung einer europäischen Litteratur- und Geistesgeschichte von Altroms Untergang bis ums Jahr 1000 Aufsehen gemacht und Adolf Ebert's Namen, wie R. Wülker sagt, „zum Ruhme deutscher Gelehrsamkeit unter die bedeutendsten Litterarhistoriker gestellt". Dem Manne, der die Litteraturgeschichte als eine historische Disciplin, als eine Geistesgeschichte betrachtet und gepflegt und dabei stets die geistig-litterarischen Zusammenhänge der Völker in den Vordergrund gerückt hat — Ebert s'est surtout attaché à l'étude des rapports des littératures romanes avec les littératures germanique et latine du moyen âge; il s'est efforcé de rattacher ces littératures aux mœurs, aux institutions, aux idées du temps, sagt Th. Ruyssen — steht ein Standpunkt sehr wohl an wie der im Lenz 1859 dem Freunde Wolf brieflich ausgesprochene: „Mag bei dem ausbrechenden Weltkriege der Himmel auch das ‚Jahrbuch' in seine Obhut nehmen, das die Brüderlichkeit der Nationen zur geistigen Basis hat. Es verträgt sich schlecht mit diesem wahrhaft miserablen Kriege!" und „Eine gewisse Franzosenfresserei droht ja leider schon wieder einzureißen. Ueberhaupt, es ist eine erbärmliche Welt, wohin man den Blick richtet". Und damit stimmt der Gedanke Richard Otto's am Ende seines, von inniger Schülerverehrung getragenen kritischen Nachrufs: „Wie eine künstlerische Natur alles harmonisch vereint, so war auch Ebert's Ansicht von der romanischen Philologie abgerundet und ohne Disharmonie . . . . Ebert war ein universaler Geist mit weitem Blick . . . ." Ihm war die Litteraturgeschichte ein Stück Völkerkunde, weil erst die Rücksicht auf die anderen geistigen Factoren der Geschichtsentwicklung sie verständlich macht und ihre Unterlage mit hundert Fasern an den großen und kleinen Geschehnissen des Lebens haftet".

Hauptquelle der mit werthvollem einleitenden Ueberblick und mancherlei Erläuterungen versehene „Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf", d. h. exacte Auszüge der 125 Briefe Ebert's an Wolf nebst Teil-Abdruck 10 besonders wichtiger, wie ihn R. P. Wülker am 4. Febr. 1899 in der philol.-histor. Classe der Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. zu Leipzig vorlegte und in den „Berichten" v. 1899 S. 77 – 139 zum Abdruck brachte; die Originale, sowie Wolf's Briefe an E. liegen auf der Leipziger Universitätsbibliothek. Allerlei biographische Daten bei Karl W. Whistling, „Prof. Dr. Adolf Ebert. Nekrolog": Leipziger Tageblatt v. 4. Juli 1890 Nr. 185, S. 4380. L. Fr(änkel), „Zu Adolf Ebert's 70. Geburtstag": 126. Beilage z. Allgem. Ztg. Nr. 151 (2. Juni) 1890; Rich. Otto, „Adolf Ebert": ebenda, 70. u. 71. Blg. zu Nr. 83 u. 84, 1891. Zu Einzelnem: W. Schoof, „Die deutsche Dichtung in Hessen" (1901), S. 147 u. 196; Ebert's Nachruf auf Wolf (s. oben), bes. S. 294 f. u. 298 f.; Th. Ruyssen's Artikel über E. La Grande Encyclopédie XV (1892) 231. In der officiellen Publication „Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig am 1. Juli 1896" S. XXXII Besprechung seiner für diese gedruckten Arbeiten (durch Otto Ribbeck), im „Namen- und Sachregister d. Abhdlgn. u. Berichte d. histor.-philol. Cl. d. K. S. Ges. d. Wissensch. 1846—1895" (1898), S. 8 Verzeichniß derselben. Eigenes Verzeichniß seiner Beiträge zum „Jahrbuch f. roman. u. vgl. Lit." Band I—V in der Mitarbeiter- u. Titelliste hinter S. 464 (Druckfehler 644!) des Bd. V. — Wegen der Beziehungen und vergleichshalber wichtig ist Rud. Beer's Artikel über Ferd. Wolf: Allg. Dtsch. Biogr. XLIII, 727—737, bes.

S. 733—737; viele bezeichnende Aeußerungen lassen sich fast wörtlich auf Ebert anwenden. Wolf's Referat über Ebert's „Handbuch" im „Litter. Centralblatt" 1853 Nr. 48, Sp. 784—5, das über Ebert's „Entwicklungsgeschichte" i. d. „Allgem. Ztg." 1856, Beilg. z. Nr. 265, Sp. 4235—6: beide abgedruckt in „Kleinere Schriften von Ferd. Wolf, zusammengestellt von Edm. Stengel" (1890, Heft 87 von Stengel's „Ausgb. u. Abhdlgn. aus d. Gebt. d. rom. Philol."), S. 189 bezw. 221 (vgl. auch S. IX f.). — Frdl. Mittheilungen von Geh. Hofrath Prof. R. P. Wülker in Leipzig u. A.; eigene Erinnerungen. F. Dingelstedt, Blätt. a. s. Nachlaß. Mit Randbemerkgn. v. Rodenberg I, 185. — Sollten die eingeleitete Umfrage und weitere Nachforschung ergiebig ausfallen, so folgt, wol als Programm der Kgl. Ludwigs-Kreisrealschule zu München, 1904 eine Arbeit „Adolf Ebert und seine Bedeutung für die Litteraturgeschichte. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Neueren Philologie". Ludwig Fränkel.

Ebert: Karl E., Landschaftsmaler, geboren am 13. October 1821 zu Stuttgart. Des schon früh Verwaisten nahmen sich wohlwollende Verwandte an und brachten ihn, seinen Neigungen folgend, in der Stuttgarter Kunstschule unter, woselbst er unter dem Classicisten Steinkopf seine Studien machte. 1846 siedelte er nach München über. Erst hier entschied er sich unter dem Einfluß von Salzer und R. Zimmermann definitiv für die Landschaftsmalerei, in welcher er so große Erfolge erzielen sollte. Mit Ausdauer und außerordentlichem Fleiß lag er seiner Kunst ob; wiederholte Reisen nach Italien, Paris, den Niederlanden u. s. w. führten ihn weiter, doch nicht Italien, sondern nach Schleich's Vorbild, die holländischen Eindrücke mutheten ihn besonders an. Seine eigentliche Domäne war aber der deutsche Wald, dem er alle Geheimnisse abgelauscht hatte. Er schilderte dessen majestätische Erhabenheit, die idyllische Ruhe und Lieblichkeit, den fegenden Sturm und dergl. Ueberall in Auffassung und Composition zeigte sich der malende Dichter, indeß die Feinheit der Zeichnung mit dem prächtigen Colorit wetteiferte. Später wurde E. eilfertiger, legte sich aber zugleich einen ruhigeren Ton bei; dabei hastete er unruhig vorwärts, wie von einer Ahnung gehetzt, daß ihm keine längere Thätigkeit beschieden sei. Der Drang, neues, originelles zu geben, verleitete ihn der Einladung eines Freundes zu folgen und 1881 eine längere Studienreise nach Bosnien zu machen. Er kam zurück mit schönem Material, welches der plötzlich gebrochene Mann aber nicht mehr aufzuarbeiten vermochte. Doch entstanden noch als Frucht seiner Bosnischen Studien die Bilder „Festung Vranduk" und die Stadt Mageley. Sein ständiger Aufenthalt war München und aus der dortigen Gegend entnahm er vielfach Motive zu Bildern: Partien am Chiemsee, an der Amper, Starnberger See u. s. w., aber auch schwäbische Landschaften waren bei ihm als echtem Schwaben, der er zeitlebens blieb, vielfach der Vorwurf zu Gemälden. E. starb zu München nach längerem Leiden am 1. März 1885. Künstler und Kunstfreunde ehrten ihn hoch und auch an Auszeichnungen aller Art von Fürsten, Akademieen und Vereinen fehlte es ihm nicht; von König Ludwig bezog er eine Staatspension und der König von Württemberg verlieh ihm das Ritterkreuz des Kronenordens. Seine persönliche Erscheinung war eine stattliche aristokratische, was auf seinen vielfachen Reisen oftmals Verwechslungen mit hochgestellten Persönlichkeiten nach sich zog. Nur seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart bewahrten ihn mehrmals vor dem Mißgeschick als Spion arretirt zu werden; unter anderen Episoden aus seinem Leben wird erzählt, daß er in Genua, als er an einer verbotenen Stelle der Darsena reale zeichnete, von dem Wachtposten beinahe erschossen worden wäre, weil er auf dessen Ruf nicht hörte. Unverwüstlich war sein Humor, ein stets an-

genehmer Gesellschafter und Gelegenheitsredner wußte er sich Liebe und Achtung in den weitesten Kreisen zu verschaffen.

Allgem. Zeitung 1885, Nr. 245. — Kunstchronik 1884/85, S. 445.

M. Bach.

Ebo, Erzbischof von Reims 816—835, 840—841; Bischof von Hildesheim 844 oder 845—851. — Ebo's Heimath ist das rechtsrheinische Deutschland. Von niederer Herkunft — er war der einzige Sohn von Unfreien eines königlichen Kronguts, sodaß ihn später der Biograph Ludwig's des Frommen, Chorbischof Thegan von Trier, verächtlich zu machen suchte als den niederen Bauern und Sklaven, dessen Vorfahren Ziegenhirten, nicht Räthe der Fürsten gewesen seien — wird er von Karl dem Großen mit der Freiheit beschenkt und in der Hofschule für den geistlichen Stand vorbereitet. Rasch durchläuft der begabte und ehrgeizige Jüngling die Stufenfolge der kirchlichen Würden, unter denen er die eines Abtes im J. 814 bekleidet zu haben scheint. Er wird nach Aquitanien entsandt, um in den Dienst Ludwig's als dessen Verweser zu treten; Anstelligkeit und Tüchtigkeit machen ihn zum Freunde des Königs, der ihn zu seinem Bibliothekar ernannte. Bald darauf, im Herbst 816, erhob ihn, der nach einer späteren Erzählung Milchbruder und Mitschüler Ludwig's des Frommen (geb. 778) gewesen sein soll, der Vorschlag des Kaisers zum Erzbischof von Reims, nachdem die Wahl von Clerus und Volk zunächst einem unfähigen Manne, Gislemar, die Nachfolgerschaft Wulfar's zugedacht hatte.

Eine Reihe von Zeugnissen gewährt Einblick in Ebo's Sorge für seinen Metropolitansprengel. Thatkräftig weiß er die Besitzungen und Gerechtsame seiner Kirche, vor allem die werthvolle Immunität, zu schirmen und zu erweitern. Der Gunst seines Herrschers sicher baut er die verfallene Kathedrale von Reims wieder auf, in der einst Chlodwig getauft und Ludwig im October 816 von Papst Stephan V. gekrönt worden war; zur Herstellung der nöthigen Baulichkeiten wurden ihm die Stadtmauern und die Thore seines Sitzes überlassen, überdies die üblichen Arbeitsleistungen seiner Kirche für die Pfalz zu Aachen aufgehoben. Eine andere kaiserliche Urkunde erneuert das Recht der Metropole an mehreren ihr entfremdeten Kirchen und Gütern in der Nähe von Reims. Im Sinne der durch Benedict von Aniane ins Werk gesetzten Reform gestaltete E. 827 die Abtei Montiérender aus einem Stift von Kanonikern wieder zu einem Benedictinerkloster um. Berichtet wird von der Uebertragung von Heiligenleibern nach Braux bei Mezières, während die Uebersendung von Reliquien an den Grafen von Flandern nichts weniger als beglaubigt ist durch ein spätes, auf den Namen Ebo's gefälschtes Schreiben (Miraeus, Opera diplomatica I [1723], 22 f.). Eine kurze Zusammenstellung über die Amtspflichten eines Propstes, Archidiakons, Chorbischofs und Bischofs aus Ebo's Feder war bestimmt, die Stellung eines jeden scharf zu umgrenzen und dadurch etwaigen Mißbräuchen zu steuern. Deutlich tritt das Bestreben hervor, namentlich die Wirksamkeit des Chorbischofs in gesetzlichen Schranken zu halten, ohne daß deshalb das der Aufzeichnung vielfach gespendete Lob durchaus wohlverdient genannt werden dürfte (Sirmond, Opera varia IV [1728], 349 f.). Die Theilnahme schließlich an der Pariser Synode vom Jahre 829, die sich so bestimmt gegen den Gebrauch unzureichender Bußbücher ausgesprochen hatte, erklärt vielleicht Ebo's Anregung an seinen Suffraganbischof Halitgar von Cambrai, aus älteren Satzungen ein neues Bußbuch zusammenzustellen, um der herrschenden Verwirrung ein Ende zu bereiten; er selbst sei außer Stande es in Angriff zu nehmen, da ihn die Sorge für die kirchliche Disciplin seiner Untergebenen und weltliche Abhaltungen daran hinderten (Mon. Germ. Epistolae V [1899], 617).

So vielseitige Pflichten aber die Leitung des bedeutendsten Erzbisthums im fränkischen Reiche auferlegte, nicht allein Glaubenseifer, sondern vor allem Ehrgeiz und das volle Einverständniß mit der äußeren Politik Ludwig's bestimmten E. zur Uebernahme der Mission bei den Dänen. Die fromme Phrase, E. habe häufig am kaiserlichen Hofe Dänen gesehen und deren in teuflischem Irrwahn befangene Seelen beklagt, gibt nur einseitige Anschauung: die Bekehrung der Dänen zum Christenthum hatte nicht zuletzt aus dem Grunde ein Interesse für das Frankenreich, als ihr Gelingen hoffen ließ, den König Harald selbst zur Annahme der Taufe zu bewegen und ihm die Herrschaft im Lande zu sichern, die sein Vasallenverhältniß zu Ludwig nur noch stärken mußte. Die vorbereitenden Schritte zur Ausreise Ebo's fallen bereits in das Jahr 822: mit Genehmigung des Kaisers und des Reichstags zu Attigny erwirkte er in Rom vom Papst Paschalis I. (817—824) die Vollmacht zur Predigt des Evangeliums im Norden, zugleich die Ernennung zum Legaten des apostolischen Stuhls in jenen Gegenden. Im Sommer 823 begab sich E. mit einem römischen Geistlichen Halitgar, der die Verbindung mit Paschalis I. aufrecht erhalten sollte, und mit Bischof Willerich von Bremen zum ersten Male nach Dänemark. Ueber drei Jahre, freilich nicht ohne Unterbrechung — bezeugt ist seine Anwesenheit auf dem Reichstage zu Compiègne im November 823, während er 825 als Königsbote für den Reimser Sprengel in Aussicht genommen wird — hat sich E. dem Missionswerke gewidmet. Papst Eugen II. (824—827) erneuerte seine Bestellung zum Legaten; vom Kaiser wurde ihm als Stützpunkt seiner Thätigkeit das heutige Münsterdorf an der Stör in Holstein überwiesen, wo ein von E. errichtetes Kloster, geschirmt durch die nahe Veste Itzehoe, bei seinen häufigen Reisen als Aufenthaltsort diente. Entsprachen die Ergebnisse den Erwartungen? Berichtet wird allerdings von vielen Taufen, die E. an Dänen vollzog, allein es gelang nicht, die dänischen Fürsten selbst zu bekehren. König Harald blieb zunächst Heide, bis die — freilich trügerische — Hoffnung thatkräftigerer Unterstützung durch den Kaiser im Kampf wider seine Vettern ihn zum Uebertritt bestimmte. Die prunkvolle Feier in der Albanskirche bei Mainz (826) verhüllte nur einen Scheinerfolg Ludwig's und seines Abgesandten. Harald mußte 827 aus Dänemark weichen; seine Taufe hatte weder den Einfluß des Christenthums sichern noch der Mission selbst nützen können. Als diese dann durch Anskar wieder aufgenommen wurde, hat ihn E. mit Rath und That unterstützt. Vermuthlich im November 831 war er bei der Weihe Anskar's zum Erzbischof von Hamburg zugegen; mit ihm, dem neuen Legaten Roms, verständigte er sich dahin, daß die Missionsthätigkeit in Schweden unter seiner Aufsicht bleiben und von seinem Neffen Gauzbert geleitet werden sollte.

Im Leben des Reimser Erzbischofs brachte das Jahr 833 die entscheidende Wendung: aus dem Freunde und Anhänger des Kaisers wurde er dessen erbitterter Feind, ein Gesinnungswechsel, dessen Folgen die Reimser Historiographie des zehnten Jahrhunderts durch eine Vision vorherverkündet sein läßt, geleitet von dem Bestreben, ein unbegreiflich erscheinendes Ereigniß wenn nicht zu begründen, so doch als nicht gänzlich unerwartet zu bezeichnen.

Gleich nach der Geburt Karl's des Kahlen (13. Juni 823) hatte die Kaiserin Judith an E., der damals in Dänemark weilte, einen Ring übersandt, der seinen Träger mahnen sollte, des jüngsten Prinzen niemals im Gebet zu vergessen: sie suchte die Hülfe eines Mannes, dessen kirchliche Stellung befürchten ließ, er werde ihren Plänen einer territorialen Abfindung Karl's und folgeweise einer Aenderung des Thronfolgegesetzes von 817 widerstreben. Wohl hatte E. auf der Pariser Synode (829) gleichzeitig mit anderen

Vertretern der Hierarchie Verwahrung eingelegt wider die innere Politik des unfähigen Herrschers, aber die erste Empörung der älteren Söhne Ludwig's (830) zählte ihn noch nicht zu ihren Theilnehmern. Vielleicht aus Treue, gewiß in behutsamer Vorsicht hielt er zum Kaiser, dessen einzigen geistlichen Widersacher, Bischof Jesse von Orléans, sein und seiner Amtsgenossen Urtheil mit Absetzung bestrafte. Noch 832 war er im Auftrage Ludwig's bei der Wiederherstellung der Ordnung im Kloster St. Denis thätig. Erst im folgenden Jahre trat er als der erklärte Parteigänger Lothar's und seiner Brüder in deren Kampf wider ihren Vater ein. Ausschlaggebend war für E. wie für die übrigen Geistlichen jedenfalls die Verbindung des Papstes Gregor IV. (827—844) mit Lothar, nicht minder das Verlangen, mit der gefährdeten Reichseinheit, die ja der Ordinatio imperii von 817 zu Grunde lag und deren Aufrechterhaltung von den Empörern gefordert wurde, zugleich die eigenen Bestrebungen nach gesteigertem Einfluß auf die Reichsgewalt selbst zu verwirklichen. Als Vertreter der kirchlichen Herrschaftsansprüche, die gerade dank den Regierungsmaximen Ludwig's sich entfaltet hatten, ging E. in das Lager seiner Widersacher über. Vielleicht, daß zu diesen allgemeinen Gründen sich auch solche rein persönlicher Art gesellten, vor allem seine Verdrängung aus dem kaiserlichen Rath, die späterhin auf schwere Verbrechen zurückgeführt wurde; die Aussicht auf den Besitz der Abtei von St. Vaast in Arras, die ihm Lothar überwiesen haben soll, mochte allein ihn kaum von der Sache Ludwig's abspenstig machen. Als Abgesandte der Versammlung von Compiègne hielt E. mit Erzbischof Agobard von Lyon dem Kaiser seine Vergehungen vor; bedrängt, gepeinigt von seinem grausamen Ankläger mußte der jeglichen Haltes Beraubte vor allem Volk ein vorher aufgesetztes Schuldbekenntniß verlesen und der Waffen sich entledigen: er sollte nicht mehr in die Welt zurückkehren, fortan des Thrones unwürdig sein (October 833). Die Härte, mit der E. die Abdankung seines früheren Wohlthäters herbeizuführen verstand, wird nicht durch die Angabe entschuldigt, er habe die Kirchenbuße Ludwig's im Medarduskloster zu Soissons leiten müssen, weil andere Große ihn drängten und Soissons zum Sprengel von Reims gehörte: auf Ebo's Andenken ruht die Schmach jener unwürdigen Veranstaltung; er war ihr Urheber.

Ein vollständiger Umschwung der Volksstimmung, die Abkehr Pippin's von Aquitanien und Ludwig's des Deutschen von Lothar erhob Ludwig aufs neue zum Kaiser; am 1. März 834 erfolgte zu St. Denis seine Wiedereinsetzung. Unter den Geistlichen, die hier Verzeihung für ihren Abfall erwirkten, fehlte E. Auf die Kunde von der Restauration Ludwig's und dem Abzug Lothar's hatte er sich, schwer erkrankt und an beiden Füßen gelähmt, in das Kloster St. Bâle im Sprengel von Reims, dann in die Zelle eines Klausners bei Paris geflüchtet; die spätere Erzählung, er habe, versehen mit den Reimser Kirchenschätzen, sich zu den Dänen begeben wollen, verdient keinen Glauben. Um den vielleicht beabsichtigten Anschluß an die Gegenpartei zu vereiteln, ließ ihn Ludwig durch die Bischöfe Rothad von Soissons und Erchanrad von Paris gefangen nehmen und nach Fulda in Gewahrsam bringen. E. mochte gleich — denn noch war er im Besitz seiner kirchlichen Würde — auf dem Reichstag zu Diedenhofen (2. Februar 835) die Ungesetzlichkeit der Geschehnisse von 833 in feierlicher Form verbriefen, sich an Ludwig's Krönung zu Metz (28. Februar 835) betheiligen und öffentlich sich des Irrthums bezichtigen, persönlich trat nun der Kaiser vor der Synode zu Diedenhofen (4. März 835) als Ankläger des Erzbischofs auf: er habe ihm Verbrechen zugeschrieben, die er niemals zugestanden, geschweige denn begangen, er habe ihn um ihretwillen vom Thron und der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen,

in Metz selbst eingeräumt, daß seine Handlungsweise in Soissons den Satzungen des kirchlichen Rechts widerspräche. Ebo's Selbstvertheidigung — sie verwies auf die übrigen Bischöfe, die nicht minder schuldig seien als er — wie die von ihm erwirkte Verwendung der Kaiserin Judith blieben erfolglos. Immerhin beschloß auf seine Bitten hin die Versammlung, daß nur Geistliche, also auch nicht der Kaiser, über ihn urtheilen sollten. Auf Grund der Entscheidung dreier von ihm zu Beichtigern erwählter Richter, des Erzbischofs Aiulf von Bourges und der Bischöfe Modoin von Autun und Badarad von Paderborn, bekannte sich E. in einem von ihm unterzeichneten Schriftstück (Mon. Germ. Capitularia II [1897], 57 f.) seines Amtes für unwürdig und einverstanden mit der Wahl seines Nachfolgers. Nach mündlicher Wiederholung dieser Erklärung vor Erzbischof Notho von Arles und den Bischöfen Theoderich von Cambrai wie Achard von Noyon verkündeten alle Synodalmitglieder einstimmig die Absetzung. Es war das bezeichnende Seitenstück zu dem Tage im Kloster von Soissons; Ludwig hatte sich gerächt. E. wurde dem Kloster Fulda, dann dem Bischof Frechulf von Lisieux und endlich dem Abt Boso von Fleury zu strenger Haft übergeben. Ungewiß bleibt, ob Papst Gregor IV. sich für ihn ins Mittel legte; jedenfalls wurde die Ueberwachung noch verschärft, als sich das Gerücht verbreitete, E. wolle mit Lothar's Hülfe nach Italien flüchten sowie durch Sendschreiben neue Wirrungen in Kirche und Staat anzetteln. Umsonst wandte sich Hraban von Fulda durch Vermittlung des Abtes Markward von Prüm an Karl den Kahlen, an die Kaiserin Judith und an den Bruder Ludwig's, Erzbischof Drogo von Metz. Erst Ludwig's des Frommen Tod (20. Juni 840) schenkte E. die Freiheit wieder.

In Begleitung des Abtes Fleury stellte er sich dem aus Italien herbeigeeilten Lothar zur Verfügung; der Lohn war die Wiedereinsetzung in die erzbischöfliche Würde, die eine Synode zu Ingelheim „im ersten Jahre der Rückkehr Lothar's, da er Nachfolger des Vaters im Frankenreich wurde", feierlich verkündete (Aug. 840). E. konnte in der That am 6. Decbr. 840 seinen Einzug in der Metropole halten: durch die Weihe mehrerer Geistlicher seines Sprengels legte er Zeugniß dafür ab, daß er nur seine Restitution, nicht aber seine Deposition von 835 als einen nach kanonischem Recht gültigen Act betrachte; drei während seiner Abwesenheit geweihte Suffraganbischöfe suchten nachträglich bei ihm die Bestätigung nach. Kaum ein Jahr freilich konnte er sich halten. Bald nach Lothar's Niederlage in der Schlacht bei Fontenoy (25. Juni 841) vertrieben ihn die Fortschritte Karl's des Kahlen im Nordwesten des Reiches zum zweiten Male aus Reims. Während die Verwaltung des Erzstifts wie schon 835 an den Abt Fulko von St. Remi in Reims, dann an Notho übertragen wurde, mußte sich E. mit den Abteien Stawelot und Bobbio begnügen, mit denen ihn Lothar für kurze Zeit ausstattete. Sein Ehrgeiz war noch ungebrochen. Im Einverständniß mit dem Kaiser, der seine Dienste zu mancherlei Gesandtschaften verwandte, dem die erneute Ueberweisung des Reimser Erzbisthums an einen Anhänger wie E. nicht geringen Vortheil versprechen mußte, forderte er (Juni 844) in Rom mit drängendem Ungestüm die Reconciliation und als ihr äußeres Zeichen das Pallium. Nur das Zugeständniß der Laiencommunion gelang es beim Papste durchzusetzen; Sergius II. (844—847) betrachtete die Wiedereinsetzung als zu Unrecht erfolgt, mochte sie auch von Geistlichen ausgesprochen sein, die durch sie ihr eigenes Werk, das Urteil von Diedenhofen, umstießen. Kurz darauf lösten sich auch die Beziehungen zu Lothar: E. fiel in Ungnade, da er sich mit Rücksicht auf sein Alter weigerte, als kaiserlicher Bote nach Constantinopel zu gehen; er wurde jener beiden Abteien und einer von ihm gekauften Besitzung in Italien beraubt. In der deutschen Heimath, bei König

Ludwig, fand der viel Umhergetriebene die letzte Zufluchtsstätte. Wider den Wortlaut kirchlicher Regeln, der den Bischöfen einen Wechsel ihres Sitzes allein auf Grund eines Synodalbeschlusses gestattete, sobald es nur die Bedürfnisse der Kirche erforderten, wurde E. im J. 844 oder 845 zum Bischof von Hildesheim erhoben, vielleicht dank der Fürsprache Anskar's und Hraban's von Fulda und mit stillschweigender Genehmigung seitens des Papstes. Die Hoffnung freilich, noch einmal nach Reims zurückzukehren, hat E. zeitlebens nicht verlassen. Im Einverständniß mit Ludwig dem Deutschen nahm Lothar trotz der vorangehenden Trennung Ebo's Ansprüche wieder auf, um Karl dem Kahlen neue Verlegenheiten zu schaffen. Sergius II. willigte in die Abhaltung einer Synode zu Trier (Sommer 846), die über die Rechtmäßigkeit der Wahl Hinkmar's zum Erzbischof von Reims (18. April 845) eine Untersuchung anstellen sollte. Sie blieb ohne Ergebniß: E. wollte dem unter westfränkischem Einfluß stehenden Gericht und der Aufforderung, persönlich zu erscheinen oder bevollmächtigte Vertreter zu entsenden, sich nicht fügen, ebensowenig wie der nochmaligen Ladung durch eine Synode zu Paris (Ende 846), deren Spruch ihm für die Zukunft das Betreten des Reimser Sprengels und jegliche Verbindung mit dessen Angehörigen untersagte, bis er sich rechtsförmlich gestellt und sein endgültiges Urtheil empfangen habe. Spätere Gesuche an den Papst fanden kein Gehör mehr; eine Reise nach Westfranken war vergeblich. Als Untergebener Hraban's von Mainz hat E. noch dem Mainzer Concil (October 847) beigewohnt. Der 20. März 851 ist sein Todestag. Während sein Nachfolger Altfried die von ihm ertheilten Weihen als ungültig aufhob, ließ in Reims der Verlauf des langwierigen Streites gerade über die Gesetzlichkeit der durch E. 840 und 841 vollzogenen Ordinationen seinen Feind Hinkmar sich siegreich wider alle Gegner behaupten. —

Ebo's buntbewegtes Leben spiegelt den Charakter des merkwürdigen Mannes wieder; man könnte ihn typisch nennen für eine Generation, die nicht allein Zeugin war der inneren Zersetzung und Auflösung des karolingischen Reiches, sondern auch selbstthätig an ihr sich betheiligt hat. Den Emporkömmling beseelte ein ungezügelter Ehrgeiz, den geistlichen Würdenträger die ganze Starrheit und Einseitigkeit, um nicht zu sagen Folgerichtigkeit hierarchischer Weltanschauung. Ihm mußte es schmeicheln, das weltliche Staatshaupt vor sich knieen zu sehen; der Träger der irdischen Gewalt hatte sich dem Priester unterwerfen müssen, der sein Auftreten mit einer vom Himmel gewährten Vollmacht begründete. Sein Sinnen und Trachten war allein gerichtet auf den Besitz eben seines kirchlichen Amtes, das ihn über jede andere Autorität erhob. Zähe hält er an seinen Ansprüchen fest; die Vorschriften des kanonischen Rechts erkennt er nur soweit an, als sie mit den eigenen Interessen übereinstimmen. Jede Lage weiß er für sich auszunutzen. Immer suchte er dort Anschluß, wo sich Aussicht bot auf persönlichen Vortheil. Vielgewandt vermag er in den Tagen der Bedrängniß Auswege zu ersinnen, die wenigstens die Möglichkeit einer Besserung zu versprechen scheinen. Stets treten zu gelegener Zeit Fürsprecher für ihn ein, — wahre Freunde hat er wohl wenige besessen. Voll Ueberhebung in den Tagen, da er voll leidenschaftlicher Gehässigkeit seinem Kaiser die reichen Wohlthaten mit schnödem Undank lohnte, verzagte er in Zeiten des Unglücks. Unvorsichtig geht er, um die Rache Ludwig's zu vermeiden, in der Selbstanklage zu weit; als er sieht, daß diese ihn nicht retten kann, soll die Strafe auch andere treffen. Man hat E. einen vielgeprüften Dulder genannt; zutreffend ist solche Bezeichnung allein für die letzten Lebensjahre, in denen er zur Schachfigur geworden war für die Pläne Lothar's. Seinem Wesen und Schicksal fehlt jegliche Größe.

In den ersten Jahren seines Archiepiscopats hatte E. den Eifer des Missionars bethätigt; er war nur eine Folie gewesen für die politischen Actionen Ludwig's, zu dem er damals noch hielt. Die Huldigungen des Erzbischofs Agobard von Lyon, der ihm einen theologischen Tractat widmete, die Verse eines Walafried Strabo kamen seinem Selbstgefühl entgegen wie das lobpreisende Gedicht im Evangeliar aus dem Kloster Hautvillers im Sprengel von Reims. Der Selbstverherrlichung sollte auch Ebo's eigene schriftstellerische Thätigkeit dienen.

In Betracht kommen für diese nicht so sehr die unbedeutenden Verse auf die Wiederherstellung der Reimser Kathedrale und den Tod seiner Mutter Himiltrudis, die ihre Tage in Reims beschloß (Mon. Germ. Poetae aevi Carolini II [1884], 93), als vielmehr die zwei Ausgaben seiner Vertheidigungsschrift, des sog. Apologeticum Ebonis. Das Ziel beider ist, die Absetzung Ebo's im J. 835 als ungesetzlich, die Restitution von 840 dementsprechend als rechtmäßig hinzustellen. Auf der Synode zu Diedenhofen, so führt der Verfasser in der ersten Recension aus, sei die Erklärung seiner Schuld von ihm nur deshalb abgegeben worden, um dem äußeren Druck zu entgehen; sie habe seine Rettung erwirken sollen; kein Vergehen sei in ihr ausdrücklich genannt, um dessentwillen er hätte abgesetzt werden dürfen (L. d'Achery, Spicilegium VII [1666], 175 ff.). Aehnlich ist, trotz der Verschiedenheiten im Aufbau und Wortlaut, der Gedankengang der zweiten, wohl 842 oder 843 veröffentlichten Recension, die wie ihre Vorläuferin nicht ungeschickt den Ton gekränkter Unschuld mit dem der demüthigen Ergebung in ein angeblich unverdientes Schicksal verbindet (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XXV [1900], 364 ff.). Ihr Werth wird dadurch gemindert, daß E. sich nicht scheute, offensichtliche Fälschungen durch sie zu verbreiten. In Lothar's Wiedereinsetzungsurkunde von 840 schaltete er eigene Zuthaten ein; das Document, das der Freude der Reimser Suffraganbischöfe über Ebo's Rückkehr Ausdruck geben soll, war ebenfalls sein Machwerk. Dieselbe Bezeichnung verdient schließlich eine Urkunde Gregor's IV.: sie erklärt einmal die Absetzung von 835 für unzulänglich und stellt Ebo's erzbischöfliche Würde im vollen Umfang wieder her, andererseits will sie bezeugen, daß der Papst seine Zurückführung nach Reims wohl für wünschenswerth, vorderhand aber für gefahrvoll halte und deshalb die Wirksamkeit in einem anderen Sprengel gestatte (Mon. Germ. Epistolae V [1899], 82 ff.). Kein Zweifel, daß sie Ebo's Versetzung nach Hildesheim nachträglich zu rechtfertigen bestimmt war. Sollte er nicht betheiligt gewesen sein an der bedeutsamsten aller Fälschungen, an den pseudoisidorischen Decretalen? Die vielerörterte Frage zu beantworten wird ein kurzer Lebensabriß sich nicht unterfangen. Während die sprachlichen Anklänge an die Vertheidigungsschrift allein nicht beweiskräftig sein können, sind die thatsächlichen Beziehungen der angeblich altehrwürdigen Papsterlasse zu Ebo's Schicksal unbestreitbar. Der oft eingeschärfte Satz, die Anklage gegen einen Bischof sei nur dann zulässig, sobald der des Sitzes beraubte zuvor wieder in seine Habe und sein Amt eingesetzt wäre, — er trifft auf E. zu gleichwie das Verlangen, daß allein die kraft päpstlicher Autorität berufene Synode als kanonisch bezeichnet werden dürfe. Aber man fragt, warum das Ganze erst nach Ebo's Tod bekannt wurde: hätte er sich nicht der Sammlung bedienen können, wenn sie sein Werk gewesen wäre? Ihre Heimath ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Sprengel von Reims; ob E. sie angefertigt oder ihre Ausarbeitung nur angeregt hat oder endlich ob sie aus dem Kreise seiner Anhänger, der von ihm geweihten und von Hinkmar bekämpften Geistlichen,

hervorgegangen ist, wird wohl kaum mit einer jedwede andere Möglichkeit ausschließenden Sicherheit entschieden werden können. — —

Außer den Schriften Ebo's (vgl. dazu E. Dümmler, Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde IV [1879], 369 f.; K. Hampe, a. a. O. XXIII [1898], 180 ff.; A. Werminghoff, a. a. O. XXV [1900], 361 ff.) ist zu verweisen auf die sog. Narratio clericorum Remensium (A. Duchesne, Historiae Francicae Scriptores II [1636], 340 ff.) und die Acten der Synoden von Diedenhofen 835, Ingelheim 840, Soissons 853 und Troyes 867 (vgl. Neues Archiv u. s. w. XXIV [1899], 489, 491, XXVI [1901], 618, 638). — Histoire littéraire de France V (1740), 100 ff. — C. H. Rückert, De Ebonis archiepiscopi Remensis vita. Diss. Berolin. 1844. — A. Werner, Realencyclopädie für die protestantische Kirche V (3. Aufl. 1898), 129 f. — C. v. Noorden, Hinkmar Erzbischof von Rheims (1863). — H. Schrörs, Hinkmar Erzbischof von Reims (1884). — G. Swarzenski, Jahrbuch der königl. preußischen Kunstsammlungen XXIII (1902), S. 81 ff. — P. Hinschius, Decretales Pseudoisidorianae (1863), S. CCXII f., CCXIX ff. — G. Lurz, Ueber die Heimath Pseudoisidors. Erlanger Diss. München 1898. — B. v. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen (1874, 1876). — E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches I (2. Aufl. 1887). — E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern (1896). — A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II (2. Aufl. 1900).

A. Werminghoff.

Ebrard: Johannes Heinrich August E., reformirter Theologe und belletristischer Schriftsteller, wurde am 18. Januar 1818 zu Erlangen als Sohn des französisch-reformirten Pfarrers und Consistorialraths François Elie Ebrard in demselben Pfarrhause geboren, in welchem er siebzig Jahre später aus dem Leben scheiden sollte. Die Jugendentwicklung des später viel umgetriebenen Mannes verlief ruhig und ohne Umwege. Frühe erscheint die Grundrichtung seines Lebens festgelegt; ebenso früh offenbart sich die beispiellose Lebendigkeit seines Geistes. Als E., nachdem er 1835 — 39 in Erlangen und Berlin studirt, sich 1842 zu Erlangen zunächst in der philosophischen und alsbald in der theologischen Facultät habilitirte, war er eigentlich bereits ein fertiger Mann. Die positiv-christliche, kirchlich-reformirte theologische Stellung, welche sein stark entwickelter Familiensinn schon ererbt haben mochte, wurde durch den Pfarrer und Professor Krafft, von welchem ein reicher Segen auf die gesammte evangelische Kirche Baierns ausgegangen ist, vertieft und gefestigt. Ebrard's für jegliche Wahrheit und Schönheit geöffneter Geist hatte von diesem festen Standpunkte aus, der ihm ein Zeit und Kraft verzehrendes Ringen um die Weltanschauung ersparte, nicht bloß ein reiches Wissen in allen theologischen Fächern erworben, er hatte sich auch mit den Elementen aller Geistes- und Naturwissenschaften vertraut gemacht, sich in allerlei Künsten geübt, sich in Sprache und Litteratur verschiedener Länder vertieft. Es wird in der Zeit der Arbeitstheilung und der unübersehbaren Ausdehnung aller Wissenschaften nicht leicht einen Mann geben, welcher E. an umfassendem Wissen und an Vielseitigkeit der Interessen erreichte. Und das alles war nicht ein totes Capital brach liegender Gelehrsamkeit, es stand vielmehr seinem geistreichen und schlagfertigen Besitzer stets zur Verfügung. Dabei war E. nichts weniger als ein Stubengelehrter: die Frische seines Studentenlebens in der 1836 von ihm mitgegründeten christlichen Verbindung „Uttenruthia", die Lust am Reisen und Wandern, der offene Sinn für Freundschaft haben ihn bis ins Greisenalter nicht verlassen. Es ist ebenso begreiflich, daß ein solcher

Mann auf dem Katheder die Studenten kräftig anzog, wie daß er eine Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet seiner Wissenschaft nicht zu ertragen vermochte. Hielt er sich auch zunächst überwiegend an Exegese, so beschäftigte ihn doch von Anfang an das alte und neue Testament, und im Laufe der Zeit hat er alle Abtheilungen der Theologie irgendwie in den Bereich seiner Vorlesungen gezogen, ja mit alleiniger Ausnahme der alttestamentlichen Fächer so gut wie vollständig behandelt.

Noch in Erlangen hat der junge Gelehrte sein umfangreiches Werk wider die Strauß'sche Evangelienkritik ausgearbeitet, in welchem sich der biblische Glaube mit der Energie der Jugend zu einer ungemein temperamentvollen Abwehr vereinigt: „Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte" (Frankfurt 1842, 3. Aufl. 1868). Das Buch trug seinem Verfasser 1844 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Zürich ein und stellte ihn daselbst auf den Posten eines Vorkämpfers für das positive Christenthum. Er gab zusammen mit J. P. Lange eine Zeitschrift „Die Zukunft der Kirche" heraus und nahm lebhaften Antheil an den kirchlichen Bewegungen. Der Lehrer und Schriftsteller begab sich jetzt überwiegend auf das systematische Gebiet. Aus der Züricher Zeit stammt das auf umfassenden geschichtlichen Studien ruhende Werk: „Das Dogma vom heiligen Abendmahl und seine Geschichte" (2 Bände, Frankfurt 1845 f.). Allerlei Unerquicklichkeiten ließen jedoch E. gern nach Erlangen als seiner und der Heimath seiner Frau Luise geb. v. Löwenich zurückkehren, wo er als Nachfolger Krafft's 1847 die jetzt zu einem Ordinariat erhobene Professur für reformirte Theologie übernahm. Es folgten die wohl fruchtbarsten Jahre seines Lebens. Es ist kaum zu fassen, wie der unermüdliche Mann neben seinen Vorlesungen und der litterarischen Arbeit an mehreren neutestamentlichen Commentaren wie an seiner zweibändigen „Dogmatik" (Königsberg 1851 f., 2. Aufl. 1862 f.) und an der von ihm begründeten und 1851—53 redigirten „Reformirten Kirchenzeitung" Zeit fand zur lebhaftesten thätigen Theilnahme an politischen und kirchlichen Bewegungen, zum Mitbetriebe von localen Aufgaben der Armenpflege, zu weiten Reisen u. s. w. Gegen seinen Wunsch wurde E., dessen energische Lebhaftigkeit manchen Collegen unbequem geworden war, aus dieser reichen Thätigkeit gerissen: unvermuthet traf ihn im März 1853 die Ernennung zum Consistorialrath in Speyer. Hier wurde er mit seinen umfangreichen Kenntnissen und seiner beweglichen Thatkraft alsbald die Seele des Consistoriums. E. begnügte sich weder mit der herkömmlichen Leitung des kirchlichen Betriebes, noch mit der einfachen Besserung offensichtlicher Schäden: er gedachte in jeder Hinsicht, in Bezug auf die presbyteriale und synodale Verfassung, auf Bekenntniß- und Lehrordnung, auf Katechismus und Gesangbuch in der pfälzischen unirten Kirche ein ihm theoretisch feststehendes Ideal zu verwirklichen. Verzehrende Kämpfe konnten infolge dieser nicht immer an den historischen Bestand mit hinlänglicher Vorsicht anknüpfenden Bestrebungen nicht ausbleiben. Der an sich durchaus berechtigte Versuch, das eingebürgerte rationalistische Gesangbuch durch eine Arbeit wahrhaft evangelischen Geistes zu ersetzen, scheiterte an der „liberalen" Gegenagitation, welcher der Mangel an persönlicher und sachlicher Mäßigung im Vorgehen des Consistoriums manchen erwünschten Anlaß bot. E., zuletzt auch von Ministerium und Regierung in Stich gelassen, mußte dem Ansturm weichen, erbat und erhielt im April 1861 seine Quiescirung. Von allen unter seinem Einfluß geschaffenen Ordnungen behauptete nur die Anerkennung der Augustana variata als Unionsbekenntniß ihre Gültigkeit.

In der Fülle der Manneskraft emeritirt zog sich E. nach seinem geliebten Erlangen zurück, in der Hoffnung, seine akademischen Vorlesungen wieder auf-

nehmen zu können. Doch gelang dies auf Grund der 1842 erworbenen venia legendi erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten. In den Jahren 1863 bis 1887 hat E., nicht als Inhaber seiner früheren, durch J. J. Herzog und später durch Fr. Sieffert besetzten Professur, sondern in einer Art von Privatdocentenstellung wieder Vorlesungen über fast alle theologischen Disciplinen gehalten. Mit besonderem Eifer pflegte er seine litterarischen Arbeiten. In diesen Jahren entstand u. a. sein vierbändiges „Handbuch der christlichen Kirchen- und Dogmengeschichte" (Erlangen 1865 f.) und seine zweibändige „Apologetik" (Gütersloh 1874 f., 2. Aufl. 1878 ff.). Hervorragend fruchtbar wurde jetzt die schon früher begonnene poetische und belletristische Production, deren Ergebnisse unter den Pseudonymen Gottfried Flammberg, Christian Deutsch und Sigmund Sturm vorliegen. Im J. 1875 übernahm E. das Pfarramt an der kleinen französisch-reformirten Gemeinde zu Erlangen, welches er bis zu seinem am 23. Juli 1888 erfolgenden Tode mit hingebender Treue geführt hat.

Eine ausführlichere Biographie mit vollständigem Schriftenverzeichniß gab der Unterzeichnete in der 3. Aufl. der Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche, Bd. V, S. 130 ff.

E. F. Karl Müller.

Echter: Michael E., Historienmaler, geboren am 5. März 1812 zu München, † am 4. Februar 1879 ebendaselbst. Sein Vater war ein Tischler, der in der kgl. Silberkammer verwendet wurde und schließlich die Stelle eines Schloßverwalters in Bamberg erhielt. Er schickte sein Kind in die Volksschule, wo neben dem elementarsten Unterricht auch Singen und Zeichnen getrieben wurden. Seine gute Stimme verschaffte ihm einen Platz als Chorknabe in der Michaelskirche. Sein Eifer für das Zeichnen brachte den Vierzehnjährigen in die Lehre zu Seidel, welcher die zur Akademie führende Kluft überbrücken half, wo E. geduldig den damals noch langen Weg vom Gyps- und Draperiezeichnen bis zum Act- und Malsaale durchlaufen und, von der Hand zum Munde lebend, das Gelernte gleich wieder durch Unterricht verwerthen mußte. So wurden z. B. die Brüder Horschelt seine Schüler, denen E. die Hand reichte zum ersten Schritte nach dem Tempel der Kunst und des Ruhmes; er legte den Grund so gut und praktisch, daß sie ihm zeitlebens dankbar verblieben. E. war auch der erste Lehrer des (am 4. December 1882 verstorbenen) Landschaftsmalers Arnold Steffan. Weitere fördernde Hülfe brachte die Malerei für Kirchen. Ein Altarbild mit dem Ritter St. Jörg wurde für Oberhaching bestellt, zwar um den unglaublich geringen Preis von dreißig Gulden; doch war der Besteller so zufrieden mit Echter's Leistung, daß eine freiwillige Zulage von sechs Gulden das im voraus veraccordirte Honorar überschritt. Mit freudiger Erwartung und großer Zuversicht wurden unter der Oberleitung von Clemens Zimmermann, Heinrich Heß und Julius Schnorr neue Arbeiten und große „historische" Stoffe begonnen, wie Graf Eberhard der Greiner, der von Uhland besungene Rauschebart, vom armen Hirten aus dem Wildbad gerettet wurde — ein Bild, welches 1835 als erstes Werk im Kunstverein erschien, ohne jedoch daselbst angekauft zu werden. Unbeirrt von solchen Erfahrungen zeichnete und malte E. weitere Kirchenbilder: „Die Befreiung des hl. Petrus aus dem Kerker" (1837), den „Gang der Jünger nach Emaus" und abermals den großmächtigen Drachenstecher (1842) für die neue Capelle auf dem Schloßberg in Rosenheim, eine hl. Katharina für Prien, S. Florian und Sebastian in St. Salvator; weitere Aufträge für Kronstadt und Pultawa vermittelte Leo v. Klenze. E. schuf auch Bildnisse und Porträte bekannter Zeitgenossen, z. B. des Gundelfinger Abgeordneten Leonhard Friedrich, welcher

durch seine Freimüthigkeit im Landtag (1843) das damalige Ministerium in Harnisch brachte. Dann assistirte E. als Freskotier seinem verehrten Lehrmeister Schnorr v. Carolsfeld bei den großen Wandbildern aus der deutschen Kaisergeschichte im Festsaalbau der kgl. Residenz, schuf außerdem noch manch' Marienbild (1845) und andere Heilige (1846) im Auftrage des Grafen v. Preysing für die Kirche zu Prien, bis ihn eines Tages Wilhelm Kaulbach durch das Salzkammergut, über Linz, Wien, Prag und Dresden nach Berlin entführte (1847): Welch' ehrenvolles Zutrauen, unmittelbar mit dem Meister die seither weltbekannt gewordenen Compositionen im Treppenhause des Neuen Museums auszuführen! wobei sich die von Professor v. Fuchs und Jos. Schlotthauer erfundene Stereochromie glänzend bewährte. Hierbei leistete E. mit jahrelangem Fleiß und innigster Hingebung die treueste, von selbstloser Begeisterung getragene Beihülfe. Für einen schöpferisch-begabten Künstler ist es immer eine Art von Opfer und Entsagung, auf eigene Production zu verzichten und seine beste Kraft der Ausführung eines fremden Werkes unterzuordnen; dazu vermag nur eine völlig neidlose und freie Seele sich zu erheben. Zwischen den beiden Künstlern — als dritter im Bunde wäre auch Julius Muhr zu nennen — entstand eine innige Freundschaft, welche, vorübergehende Stimmungen abgerechnet, dauernd hielt. Als heitere Zwischenfälle entstanden von Echter's und Kaulbach's muthwilliger Laune zeigend die phantastischen „Kaffeeklexbilder", worin übrigens, obwohl in anderer Technik, schon Justinus Kerner und Franz Graf v. Pocci sich hervorgethan hatten (vgl. Nr. 1958 „Illustr. Zeitung", Leipzig 8. Januar 1881 und in besonderer Ausgabe Leipzig bei E. Schloemp, 50 Blätter in Lichtdruck). Indessen fand E. während seines langjährigen Berliner Aufenthaltes immerhin noch Zeit zu eigenen Compositionen für den Grafen Raczynski, welche er im Atrium des genannten Palais in Fresko ausführte. Nach seiner Rückkehr (1858) schuf E. zu München vier große Wandbilder für die historische Galerie des bairischen Nationalmuseums: den Sieg Kaiser Heinrich IV. über seinen Gegenkönig Rudolf von Sachsen am 12. August 1078 bei Mellrichstadt; die „Hochzeit des Barbarossa mit der Pfalzgräfin Beatrix von Burgund im ‚cazenwichûs' zu Würzburg" — einem historischen, höchst merkwürdigen Bollwerk, welches leider 1852 der Eisenbahn zum Opfer fallen mußte. Auch die Scene wie Walther von der Vogelweide im „Lusemgärtlein" des Neuen Münsters in Würzburg zur letzten Ruhe getragen wird und der sogenannte „Wartburgkrieg" sind von Echter's Hand. Darauf folgte im Auftrage König Maximilian II. die Darstellung der „Ungarnschlacht auf dem Lechfelde" (955). E. bewies mit diesem dem königl. Athenäum einverleibten Werke nicht allein seine lange Zeit darniedergehaltene Fähigkeit, eigene Ideen originell zu gestalten und im „historischen Style" durchzuarbeiten, sondern bekundete auch im Oelbilde eine gediegene Farbenkraft und verdienstliche Technik. Mit einer 1865 an der Westseite desselben Gebäudes, den „Vertrag von Pavia" darstellenden Fresko schied E. von dieser historischen Thätigkeit, auf welche wir bei aller Hochachtung vor Echter's Leistungen doch nicht den Schwerpunkt seiner Kunst legen möchten. Sein ganzes Wesen drängte nach Stoffen, wo er die schöpferische Phantasie freigestaltend walten lassen durfte, unbeengt von obligater Costüm- und Waffenkunde und sonstigem archäologischem Culturkram, in welchem er sich jedoch gut und geläufig zu bewegen wußte. — Schon 1860 hatte er für Herrn v. Cramer-Klett zu Nürnberg die „Vier Elemente" als Thürsturzbilder vollendet. Verzichtend auf alle herkömmliche Allegorie führte er eine Reihe lieblicher Kindergestalten vor, deren Beschäftigung jene Hauptkräfte der Natur charakterisiren, welche man Elemente zu nennen pflegt. Auf Waarenballen und Kisten schließen zwei mit ernsten

Mienen ein Handelsgeschäft ab, indeß das Floß mit ihnen den Strom hinabgleitet; ein dritter schnellt an der Angel einen zappelnden Fisch aus dem Wasser, dessen Fluth ein vierter mit kräftigem Ruderschlag theilt. Tief im Grunde der Erde rollt, von Knaben in Bergmannskleidern gezogen, ein mit Metall beladener Karren und ertheilt der Obersteiger mit komischem Ernste seine Befehle. Dort raucht der Meiler und qualmt der Schmelzofen und sprühen die Funken unter mächtigen Hammerstreichen, während ein jugendlicher Kohlenträger sein Pfeifchen schmaucht. Von besonders anziehender Wirkung ist „Die Luft", wobei der Künstler einen Knaben orgelspielend, einen anderen Seifenblasen machend zeigte und auch das muntere Vögelein nicht vergaß, das lustig in die Welt hineinsingt (in Photographie bei J. Albert). Im nächsten Jahre schuf E. die vier Freskenfriese in den beiden Durchfahrten des von Oberbaurath Bürklein ausgeführten Münchener Staatsbahnhofgebäudes, worin er nicht allein das Eisenbahnwesen und alle hierbei verwendeten Zweige geistiger und gewerblicher Thätigkeit, sondern auch den völkerverbindenden Verkehr, den Weltaustausch der Waaren und Erzeugnisse aller Zonen in geistvollster Weise zum Ausdruck brachte. Das ist echte monumentale Malerei, welche ohne Schwulst und Floskelschwall, ganz im Geiste von Moriz v. Schwind, leichtverständlich zum Volke redet. Es ist unstreitig das beste, was E. geleistet hat, wozu die gleichfalls in Weiß contourirten, auf rothem Grunde ausgeführten beiden Bilder in der großen Einsteighalle des Bahnhofes gehören. In dieser ist ein beschwingter Genius selbstredend als der Träger des großen transparenten Uhrzifferblattes gedacht; ihm zur Seite sind in zwei Spitzbogenfeldern die beiden Erfindungen vertreten, welche einzig hierher gehören: Dampfkraft und Telegraphie — an sich gewiß sehr prosaische Probleme, welche indessen nur einer poetischen Berührung bedürfen, um in idealer Gestaltung zu erscheinen. In wilder Hast stürmt auf dem ersten Bilde ein geflügelter Dämon vorüber; Dampfringelchen pfeifen stoßweise aus seiner keuchenden Brust; seine Arme und Beine theilen in wüthenden Stößen die Luft, alles darniederwerfend, was sich ihm in den Weg stemmt; zertrümmert stürzen die Zollschranken und Schlagbäume, den schreibseligen, auf Wanderbuch, Vorweis und Paßquälerei erpichten Thorwärter bei Seite schleudernd. Aber der Dämon ist mit Ketten an den Armen dienstbar gemacht einer hehren, auf ihm in halb knieender Stellung schwebenden, hellen Auges in die Ferne sehenden Frauengestalt, welche durch den geflügelten Schlangenstab hinreichend charakterisirt wird, begleitet von zwei Genien, deren einer mit geschwungenem Beil alle Wege zu ebenen trachtet, indeß der andere freigebig aus seinem Füllhorn Blumen, Früchte und Schätze streut. Womöglich noch origineller gelang dem Künstler auf dem zweiten Bilde die Gestaltung der „Telegraphie". Aus scharfkantigen Erzstufen taucht halben Leibes ein riesiges Weib empor; ihr Auge blitzt in die Ferne, ihr reiches Haar wird durch den von ihr ausgehenden und sie durchwallenden elektrischen Strom flatternd emporgetrieben. Mit den von bärtigen Gnomen unterstützten weit ausgestreckten Armen scheint sie die Welt umspannen zu wollen — gleich den wirklichen Drähten des Telegraphen, dessen äußerer an und für sich so nüchterner Apparat in überraschender Weise versinnlicht ist: Zu jeder Seite sitzt eine schöne Frauengestalt; fünf, die ganze Gruppe in einem Bogen geschäftig umflatternde Knaben bilden das vermittelnde Band: der erste empfängt von der schönen Frau eine stille Botschaft, welche der letzte in diesem Reigen augenblicklich der gegenübersitzenden Frau ins Ohr flüstert, die im gespanntesten Ausdruck des Hörens gleichzeitig die Hand erhebt, um die Kunde auf ihr schmales Schriftband niederzuschreiben (vgl. die Holzschnitte nach Albert's Photographien in der „Illustr. Ztg.", Leipzig, vom 27. December 1862,

Bd. 39, S. 464. Dazu Regnet in den „Münchener Propyläen", 1869, S. 398 und in dessen „Münchener Künstlerbildern", I, 114. Eine verkleinerte Reproduction der „Telegraphie" in Spamer's „Conversations Lexikon", 1871, I, 323 und Max Haushofer's Vortrag „Ueber Allegorien" in der „Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbevereins", 1889, S. 4). Wahrlich! wenn es, wie Emanuel Geibel so schön sagt, die Aufgabe des Dichters ist, „auch dem widerspänstigsten Stoffe durch vollendete Form doch ein Lächeln abzugewinnen", so hat E. gleicherweise im adäquaten Fall als wahrer Künstler ein unvergängliches Werk geschaffen. Durch diese Leistungen wurde die Aufmerksamkeit König Ludwig II. auf E. gelenkt, welchem der Auftrag wurde, in dem zu den Gemächern des Monarchen führenden Corridor dreißig Fresken zu Wagner's „Ring des Nibelungen" zu malen. Echter's Compositionen bildeten demnach die ersten Illustrationen zu dieser Tondichtung. Sie wurden, in der Folge durch Franz Heigel in Aquarell copirt und durch Albert photographisch reproducirt (München 1876), nächst den Arbeiten von Theodor Pixis, im weitesten Sinne ein Gemeingut für alle Wagnerfreunde. Auch zu den übrigen Schöpfungen Wagner's entwarf E. eine Reihe von Aquarellen, welche theilweise, darunter auch sechs Cartons zu „Tristan und Isolde", auf der Wagnerausstellung 1876 zu Wien in die Oeffentlichkeit traten. — Aber auch einer stattlichen Reihe von Privataufträgen wußte der unermüdlich fleißige Mann, dessen Schaffenskraft mit den Jahren zu wachsen schien, zu genügen. So malte E. ein Surportebild für den Tapezierer Steinmetz, mit der ihm eigenen Genialität das alltägliche Leben erheiternd, indem er, ganz im Geiste des Giovannantonio Bazzi von Vercelli neckische Amoretten darstellte, welche mit Spiegeln und Blumengewinden einen Saal festlich aufputzen. Für den Kaufmann Thierry malte er eine Gruppe spielender Kinder, ebenso die „zwölf Monate" an dem Plafond im Hause des Commercienrathes Kustermann. Auch zeichnete er die Cartons zu den von entsprechenden Symbolen umgebenen colossalen Gestalten der „Kunst" und „Technik", welche am Hause des Civilingenieurs Beeck zu Augsburg in Sgraffito ausgeführt wurden. Deßgleichen schmückte er einen Tanzsaal zu Frankfurt mit zwei Deckengemälden, mit einer ihre pfeilschießenden Amoretten in den Saal sendenden Venus und einer ächt homerisch am Morgenhimmel heraufziehenden, rosenfingerigen Aurora. Für ein Wiener Privathaus schuf er 1873 die Figuren der „Poesie" und „Phantasie", umgeben von den in vier Medaillons vertheilten übrigen Künsten. Auf der Münchener Kunstausstellung 1876 erschien eine vom heitersten Humor eingegebene Zeichnung, worauf E., gleichfalls in einem Kinderfries, die „Photographie" in neckischer Weise verherrlichte (im Handzeichnungs- und Kupferstichcabinet zu München). Vier Kohlenzeichnungen mit den „Jahreszeiten" erwarb 1877 der Münchener Kunstverein. E. war auch an den „Bildern zur deutschen Geschichte" (Dresden bei C. Meinhold) betheiligt, ebenso bei den „Bildern aus dem Leben bairischer Fürsten" (München 1852 bei Braun und Schneider), wozu er das schöne Blatt zeichnete, wie der ritterliche Herzog Christoph bei der Hochzeit Georg des Reichen zu Landshut einen riesigen Polen aus dem Sattel sticht. Der größte Theil von Echter's Schöpfungen erschien bei Albert oder Hanfstängl in Photographie. Der Künstler wurde nach Vollendung seiner Bahnhofbilder 1862 Mitglied der Akademie zu München; die Ausstellung dieser Cartons zu Antwerpen 1865 brachte ihm den belgischen Leopoldorden; 1868 folgte das Ritterkreuz des hl. Michael I. Classe, zugleich mit einer Professur an der k. Kunstgewerbeschule, nachdem E. vorerst längere Zeit am Kunstgewerbeverein gewirkt hatte. Auch war E. unter den ersten, mit der Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft Ausgezeichneten. — Dieses künstlerische,

von Anerkennungen und Aufträgen belohnte, von einem glücklichen Familienleben getragene Arbeiten und Schaffen, zerriß auf einmal eine Reihe von Leiden. Erst überfiel 1875 den seither kerngesunden Mann, welcher seines athletischen Baues wegen 1840 bei dem heute noch unvergessenen Künstler-Maskenfest als Bannerträger und Fahnenschwinger glänzte, eine tückische Gliederkrankheit, die alle Bewegung hemmte; als durch den Gebrauch eines Schweizer Bades die Plage wich, trat ein Augenleiden auf, welches mehrfache, leider vergebliche Operationen erheischte und zu des Künstlers trostloser Ueberraschung mit völliger Erblindung endete. Dazu gesellte sich ein erst unscheinbares Magenleiden, das heillos um sich griff, bis den mit bewundernswerther Ergebung ausharrenden Dulder am 4. Februar 1879 der Tod erlöste. E. gehörte noch „zu den wenigen Künstlern und Lehrern Münchens, welche in der monumentalen Kunst das Princip der idealen Formgebung über das realistische Colorit setzten".

Vgl. Seubert, Lexikon 1878 I, 433. — Reber, Gesch. der neueren Deutsch. Kunst, 1876, S. 344. — Nekrologe in Beil. 47 d. Allgem. Ztg., 16. Febr. 1879. Augsburger Abendztg. Nr. 36 vom 7. Febr. 1879. Nürnberger Correspondent 1879, S. 291. — Fr. v. Böttticher, Malerwerke, 1895, I, 251 ff. — Luise v. Kobell, König Ludwig II. 1898.

Hyac. Holland.

Echtermeyer: Theodor E., Aesthetiker und Philosoph der junghegelschen Schule, wurde 1805 zu Liebenwerda geboren, besuchte die Landesschule Pforta, wo namentlich der Rector Ilgen und der Germanist Koberstein bestimmend auf ihn einwirkten, studirte in Halle und dann in Berlin dem Wunsche seines Vaters gehorchend zunächst die Rechte, wandte sich aber in Berlin ganz der deutschen Litteratur und namentlich, unter Hegel's Einfluß, der Philosophie zu. Schon damals trat er mit verschiedenen kleinen Gedichten und Aufsätzen an die Oeffentlichkeit und verband sich mit Ludwig Henschel und Karl Simrock zur Herausgabe der „Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen", eines großangelegten Werkes, von dem aber nur drei Bändchen (1831) aus Simrock's Feder erschienen sind. Nachdem E. mit einer Arbeit über den mythischen Virgil die Doctorwürde erlangt hatte, unterrichtete er zunächst am Gymnasium in Zeitz und fand Ostern 1831 eine Anstellung am königl. Pädagogium der Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. An dieser kleinen, aber hoch angesehenen Schule fand sich in dem Jahrzehnt eine ganze Reihe tüchtiger junger Leute von regstem wissenschaftlichen Streben zusammen. Unter ihnen war der vortreffliche Lateiner Moritz Seyffert, mit dem zusammen E. 1833 „Carmina aliquot Goethii et Schilleri latine reddita" erscheinen ließ und den er zu seiner „Palaestra Musarum" (Halle 1834 f.) anregte und bei ihrer Abfassung mit seinen reichen Kenntnissen unterstützte. Noch enger und für die Folge wichtiger war die Verbindung mit Arnold Ruge (A. D. B. XXIX, 594 ff.), der nach sechsjähriger Festungshaft ebenfalls 1831 in das Collegium eintrat. Zunächst war Ruge mehr der Empfangende und wurde namentlich von E. in die Hegel'sche Philosophie eingeführt, bald aber erlangte er mit seiner energischen Persönlichkeit auf den ruhigeren und langsameren E. starken Einfluß, allerdings gelang es ihm nie ganz oder wenigstens nicht dauernd, den mehr conservativen und religiösen Mann für seine politisch und religiös gleich radicalen Ansichten zu gewinnen. In Ruge fand E. den gewünschten Mitarbeiter zur Ausführung eines Planes, der ihn schon jahrelang beschäftigte, der Herausgabe einer kritischen Zeitschrift. Von 1838 an erschienen von ihnen herausgegeben die „Hallischen Jahrbücher". E. eröffnete sie mit einem Aufsatz über die Universität Halle und lieferte mehrere wichtige Beiträge, nahm auch eifrig theil

an dem Streite, in den die Jahrbücher bald verwickelt wurden (D. D. B. XXIX, 595 f.) und lieferte namentlich den Stoff zu dem vielleicht bedeutendsten Aufsatz dieser Zeitschrift, dem „Manifest“: „Der Protestantismus und die Romantik. Zur Verständigung über die Zeit und ihre Gegensätze von Ruge und Echtermeyer“. Dennoch erlahmte er nach einiger Zeit in seiner Mitarbeit. Der Grund hierfür lag zum Theil in seinem körperlichen Befinden. Schon während der Vorarbeiten für die Jahrbücher wurde der bisher so kräftige Mann von einer furchtbaren Krankheit, dem Markschwamm, befallen, die 1838 die Amputation des linken Armes, dann längere Erholungsreisen und Ende 1838 die Niederlegung seines Amtes am Pädagogium zur Folge hatte. Ostern 1841 siedelte er von Halle nach Dresden über, wohin Ruge ihm bald folgte. Nachdem er im Herbst 1841 von der Redaction der Jahrbücher förmlich zurückgetreten war und der „Deutsche Musenalmanach“, den er 1840 und 1841 zusammen mit Ruge redigirte, eingegangen war, beschäftigten ihn in Dresden neue Pläne. 1843 hielt er hier noch Vorlesungen über deutsche Litteraturgeschichte. Aber in demselben Jahre brach das alte Leiden wieder aus, und am 6. Mai 1844 starb E. in Dresden.

E. „hatte die Gewohnheit, mit großem Eifer Pläne vorzubereiten und die Ausführung ins Werk richten zu helfen, dann aber bei der Arbeit zu ermüden und auf etwas Neues zu denken, bevor das Alte erledigt war“ (Ruge). Darum suchte er immer Anlehnung an andere und hat durch seinen Einfluß auf andere auch nach verschiedenen Richtungen hin Bedeutung erlangt, allein aber nicht viel geschaffen. Nur ein Werk trägt allein seinen Namen und erhält als ein Zeugniß seiner Belesenheit und seines Geschmackes sein Andenken in weiten Kreisen lebendig, die „Auswahl Deutscher Gedichte für höhere Schulen“, die, 1836 zum ersten Male erschienen, im Lauf der Jahre vielfach erweitert und verändert, aber doch in Echtermeyer's Geiste fortgeführt ist und, jetzt herausgegeben von Ferd. Becher, schon 33 Auflagen erlebt hat.

Adolf Stahr, kleine Schriften zur Litteratur und Kunst. Bd. I (Berlin 1871), S. 395—422. — Arnold Ruge, sämmtliche Werke, Bd. 6 (Mannheim 1848), S. 137—159. Jürgen Lübbert.

Eckelt: Joh. Valentin E., Meister im Orgelspiel und Musikgelehrter, geboren Anfangs Mai (getauft am 8.) 1673 zu Werningshausen bei Erfurt, † am 18. December 1732 zu Sondershausen. Auf den Schulen zu Gotha und Erfurt wissenschaftlich und besonders in der Musik gut vorgebildet, hatte er mit 24 Jahren nicht nur seine Vorbereitung hinter sich, sondern war schon Meister des Orgelspiels und hatte sich in Compositionen versucht. Im Frühjahr 1697 trat er von Gotha aus eine größere Kunstreise an, deren Ziel zunächst Hamburg mit seinem berühmten Operninstitut, dann wahrscheinlich auch das nicht weit entfernte Lübeck mit seinem ausgezeichneten Kunstgenossen Buxtehude war. Als er aber unterwegs hörte, daß in Wernigerode eine Organistenstelle zu besetzen sei, meldete er sich bei dem Leiter des dortigen Kirchenwesens dem Superintendenten Heinr. Georg Neuß, einem großen Freunde und Kenner der Musik. Bei der am 21. Mai stattfindenden Orgelprobe, bei der er vier Mitbewerber hatte, setzte er Neuß und alle zugezogenen Musiker und Musikverständige durch sein kunst- und ausdrucksvolles Spiel und die meisterhafte Beherrschung des Generalbasses nicht wenig in Erstaunen. So gelang es ihm leicht, sich in der Gemeinde allgemeine Anerkennung zu verschaffen, aber da sein meisterhaftes Spiel bald Auswärtige nach Wernigerode zog, ihn zu hören, so wurde er schon nach vier Jahren abberufen und zwar als Organist bei der Dreifaltigkeitskirche zu Sondershausen. Hier, wo besonders seit 1721 ein reiches musikalisches Leben sich entfaltete, wirkte er bis an sein Lebensende.

Als Componist schuf er verschiedene Orgel- und sonstige Instrumentalwerke, dann eine vollstimmige Passion, sowie eine Sammlung von geistlichen Arien oder Liedern mit Begleitung zweier Violinen. Von theoretischen Werken vollendete er: „Experimenta musicae geometrica", 1715; „Unterricht, eine Fuge zu formiren", 1722; „Unterricht, was ein Organist wissen soll". Eine groß angelegte Musiklehre blieb unvollendet. Nach dem, was wir darüber hören, zu schließen, sollte es eine Art christlich verklärte pythagoreische Harmonielehre werden. Sein sinnig-frommes Wesen tritt dabei zu Tage. Gleich verschiedenen Zeitgenossen arbeitete er daran, die Mängel seines Hauptinstruments, der Orgel, zu verbessern. Nachhaltige Wirkung für die Musik- oder Tonkünstlergeschichte übte er dadurch, daß er seinen für die damalige Zeit ziemlich vollständigen musikalischen Bücherschatz mit überaus reichen musikgeschichtlichen Bemerkungen und Angaben versah, die Gerber, der die Bibliothek erwarb, für sein schätzbares Tonkünstlerlexikon verwerthete.

Was G. W. Fink (Ersch. u. Gruber I, 30, 455), Fétis, Mendel-Reißmann u. A. über Eckelt bringen, beruht fast lediglich auf Gerber, Lexikon der Tonkünstler, I, Sp. 372—374. Dazu kommt unsere Mittheilung in Spitta's Vierteljahrsschrift für Musikwissensch. Jahrg. 1893, S. 311—328. Ed. Jacobs.

Ecker: Alexander E., Professor der Anatomie und Physiologie, wurde am 10. Juli 1816 in Freiburg als Sohn des dortigen Universitätsprofessors Alexander Ecker geboren. Als er die Universität seiner Vaterstadt bezog, war er durch die Bekanntschaft mit Männern, wie Alexander Braun und Louis Agassiz auf das Studium der Medicin hingewiesen. Er setzte dieses in Heidelberg fort und vertiefte, nachdem er (1837) die medicinische Staatsprüfung bestanden hatte, die erworbenen Kenntnisse auf Reisen und durch längeren Aufenthalt in Frankreich und England, sowie durch Besuch der Hörsäle der medicinischen Facultät in Wien, wo namentlich Rokitansky und Skoda auf seine weitere wissenschaftliche Entwicklung Einfluß gewannen. Nach Freiburg zurückgekehrt, habilitirte er sich im Jahre 1839 an der dortigen Universität und betrieb hauptsächlich pathologisch-anatomische Studien, deren Ergebnisse er in verschiedenen Schriften niederlegte. Daneben veröffentlichte er auch schon anatomische, zootomische und physiologische Arbeiten. Im J. 1841 siedelte er als Privatdocent und Prosector nach Heidelberg über, wo neben anderen bedeutenden Gelehrten seines Faches insbesondere Bischoff seinen Forschungen reiche Anregung bot. Im Herbst 1844 nach Basel berufen, kehrte E. 1850 nach Freiburg zurück, wo er von nun an bis an sein Lebensende (er starb am 20. Mai 1887) als Lehrer und Forscher ruhm- und erfolgreich wirkte. Die Professur der Physiologie vertauschte er bald mit jener der Anatomie. Persönliche und wissenschaftliche Beziehungen zu Gelehrten wie v. Siebold, mit dem er 1847 eine an wissenschaftlicher Ausbeute reiche Reise durch Italien machte, und v. Baer waren von Bedeutung für seine weiteren Studien, besonders auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Neben sehr namhaften rein anatomischen Arbeiten veröffentlichte E. in den nächsten Jahren auch eine erhebliche Zahl solcher, in denen anatomische und physiologische Fragen zugleich behandelt wurden. Seine Untersuchungen zeichneten sich eben so sehr durch Bedachtsamkeit und Vorsicht als durch Klarheit und Vielseitigkeit aus. Von seinen Arbeiten auf diesem Gebiete sind von besonderer Bedeutung die 1854 bis 1859 erschienenen „Icones physiologicae, Erläuterungstafeln zur Physiologie und Entwicklungsgeschichte". In den späteren Jahren beschäftigten ihn hauptsächlich biologische und anthropologische Studien. Hier interessirten ihn in erster Reihe die Studien über Schädelbildungen, deren

wichtigstes Ergebniß das 1865 erschienene Werk „Crania Germaniae“ (s. unten) war. Die Zeitschrift für Anthropologie, seit 1870 Organ der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, hat E. 1866 mitbegründet und in ihr während einer langen Reihe von Jahren viele Studien aus dem Bereiche der jungen Wissenschaft der Erforschung der vorgeschichtlichen Zeit niedergelegt. Als Lehrer sehr beliebt, verband er seinen Namen auch mit der Erweiterung der wissenschaftlichen Institute der Universität, indem er eine anthropologische Sammlung für das anatomische Museum und — mit Unterstützung des Mineralogen Professor Heinrich Fischer — die Sammlung für Ethnographie und Urgeschichte schuf. Als ihm durch die Gründung der Universität Straßburg der Bestand der Freiburger Hochschule bedroht zu sein schien, rief er 1870 die Akademische Gesellschaft ins Leben. Auf allen Gebieten, die er bebaute, hat er sich eine bleibende Stelle im Gedächtniß der Fachgenossen und auch weiterer der Wissenschaft nahe stehender Kreise gesichert. Selbständig erschienene Schriften: „Physiologische Untersuchungen über die Bewegungen des Gehirns und Rückenmarks“, Stuttgart 1843; „Der feinere Bau der Nebennieren beim Menschen und den vier Wirbelthierclassen“, Braunschweig 1846. Mit 2 Tafeln; „Entwicklungsgeschichte der Hydra viridis“. Mit 1 Tafel; „Anatomische Beschreibung des Gehirns von Mormyrus cyprinoides“, Leipzig 1854. Mit 2 Tafeln; „Die Anatomie des Frosches, ein Handbuch für Physiologen, Aerzte und Studirende.“ Braunschweig 1864—1882; „Crania Germaniae meridionalis occidentalis. Abbildung und Beschreibung von Schädeln früherer und heutiger Bewohner des südwestlichen Deutschlands, insbesondere des Großherzogthums Baden.“ 38 Tafeln. Freiburg 1865; „Die Hirnwindungen des Menschen, nach eigenen Untersuchungen dargestellt.“ Braunschweig 1869. 2. Auflage 1886. Außerdem zahlreiche Vorträge, Aufsätze, Programme, Referate, Recensionen, Litteraturberichte in Zeitschriften, vgl. Verzeichniß der Publicationen von Alexander Ecker 1839—1883. Freiburg 1883.

Bad. Biographieen 4, 97. v. Weech.

Eckert: Karl (Anton Florian) E., geboren am 7. December 1820 zu Potsdam, der Sohn eines Wachtmeisters bei den Garde-Ulanen, † am 14. October 1879 zu Berlin (nach den Monatsheften f. Musikgesch., Bd. 12, S. 78). Seine glücklichen Anlagen für Musik zeigten sich so früh, daß man ihn zu den Wunderkindern rechnete. Er verlor den Vater sehr früh, doch nahm sich seiner der als Dichter bekannte Hofrath Friedrich Förster in Berlin an und ließ ihn von guten Lehrern unterrichten. Man nennt den Kammermusikus Böttticher, Rechenberg, Greulich, Hubert Ries und Rungenhagen. Schon im Jahre 1830, also mit 10 Jahren, hatte er die Oper „Das Fischermädchen“ componirt, 1832 trat er in Berlin als Claviervirtuose auf, 1834 wurde sein Oratorium „Ruth“ ebendort aufgeführt, nachdem das Jahr vorher schon ein Psalm von ihm zur Aufführung gelangt war. Ebenso gelangten in den nächsten Jahren größere Werke an die Oeffentlichkeit, wie 1836 eine Sinfonie, 1837 die Operette „Kätchen“, 1838 „Der Laborant im Riesengebirge“, auch eine Reihe Lieder erschienen von 1834 ab, die in der Leipziger Allgemeinen Musikzeitung besprochen werden. Im J. 1839 nahm er noch einen Cursus der Composition bei Mendelssohn und brachte 1841 das Oratorium „Judith“ zur Aufführung, von dem auch die Stimmen im Druck erschienen. In den nächsten Jahren begab er sich auf Reisen, trat theils als Virtuose, sowohl als Clavierspieler, wie Violinist auf, theils als Componist und überall regnete es Orden und Ehrentitel. Erst im Jahre 1851 band er sich als Accompagneur bei der italienischen Oper in Paris, begleitete die Sängerin Henriette Sontag auf

ihrer Kunstreise durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo er als Virtuose und Accompagneur auftrat und erhielt 1852 den Capellmeisterposten an der italienischen Oper zu Paris, legte aber schon im nächsten Jahre die Stelle nieder und ging nach Wien, wurde 1854 Capellmeister an der k. k. Hofoper, bald darauf technischer Director und erwarb sich um die Hebung des Wiener Musiklebens durch Erneuerung der eingegangenen und einst durch Nicolai gegründeten Musterconcerte der Philharmoniker große Verdienste. Warum er diese einflußreiche Stellung im Jahre 1860 ganz plötzlich aufgab und als kgl. Capellmeister nach Stuttgart ging, 1867 entlassen wurde und sich in Baden-Baden als Privatmann niederließ, ist bis heute nicht bekannt geworden. In Baden-Baden, dem Zusammenflusse der vornehmen Welt, machte er vortheilhafte Bekanntschaften und wurde am 1. Januar 1869 an Stelle der beiden Capellmeister Taubert und Dorn kgl. preußischer Hofcapellmeister an der Oper mit einem Gehalte von 4000 Thalern. Mit vielversprechender Energie ergriff er die Leitung der Oper und brachte neues Leben und neue Opern in die stark zurückgegangene Leistung der Hofbühne. Doch bald erkaltete sein Eifer, ein altes Leiden nahm in einer Weise überhand, daß er zeitweise unfähig war seinen Pflichten nachzukommen und der Tod für beide Theile die einfachste Rettung war. Auch sein Compositionstalent trat mit der Uebernahme öffentlicher Aemter zurück und versiegte schließlich fast ganz. Was das Kind versprach, hat der Mann nicht gehalten. Von all seinen Compositionen hat sich nur das eine Lied „Tausendschön" der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen, alles Uebrige ist spurlos verschwunden.

Nekrolog in der Bock'schen Musikzeitung 1879, S. 338. — Das Musiklexikon von Mendel-Reißmann, durch Vergleiche mit der Leipziger Allgem. Musikzeitung vielfach verbessert. Rob. Eitner.

Eckstein: Friedrich August E., ein bedeutender Schulmann und Gelehrter, wurde am 6. Mai 1810 zu Halle geboren. Früh verlor er den Vater, auf Bitten der Mutter erhielt er zu Ostern 1818 eine Freistelle in der zu den Francke'schen Stiftungen gehörigen Waisenanstalt für Knaben, zwei Jahre später wurde der Orphanus aus der deutschen Schule in die lateinische Hauptschule aufgenommen. Hier entwickelte der strebsame Schüler seine ungewöhnliche Begabung, seinen Lehrern empfahl er sich durch Fleiß, durch seine Leistungen und durch die leichte Auffassung des ihm im Unterricht Dargebotenen; durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und wissenschaftliche Tüchtigkeit war er seinen Mitschülern ein lieber Genosse. Bereits im Jahre 1827 verließ er die Schule, um auf der Universität seiner Vaterstadt Philologie zu studiren. Tüchtige Männer wie Ed. Meier, der ein anerkannter Vertreter der Böckh'schen Richtung in der Alterthumswissenschaft einen Kreis von wissensdurstigen Studenten um sich sammelte, Gottfried Bernhardy, Jacobs, vor allen anderen aber übte Karl Reisig, einer der bedeutendsten Schüler Gottfr. Hermann's in Leipzig, einen mächtigen Einfluß auf die Musensöhne aus. Es gehörte damals zum guten Tone, daß Studierende auch aus anderen Facultäten, namentlich der theologischen, ein und das andere Collegium bei Reisig hörten. (Vgl. Fr. Ritschl's op. V, S. 95 flg. A. Ritschl's Leben von O. Ritschl Bd. I, S. 34 und 269 flg.) Nach allen Seiten hin suchte sich der wißbegierige E. zu bilden, alles sich anzueignen, was für die Ausgestaltung der Persönlichkeit von Wichtigkeit war, Philologie, Philosophie, Geschichte, alles zog er in seine Studienkreise. Sehr vortheilhaft war es für seine Ausbildung, daß er mit in gleicher Weise strebsamen Genossen in nahe Berührung kam, denn nichts ist förderlicher als ein lebhafter Gedankenaustausch mit geistig regsamen Freunden. E. durfte es als ein Glück preisen, daß er mit Jüng-

lingen zusammentraf wie Friedrich Schöne, Friedrich Hanow, Gustav Kießling, Mor. Seyffert, K. W. Büchner, K. F. Ranke und vor allen mit Friedrich Ritschl, der nach dem unerwartet auf einer Reise nach Italien am 17. Januar 1829 in Venedig erfolgten Tode des hochgeliebten geistreichen Lehrers Karl Reisig, nachdem er sich an der Universität habilitirt hatte, die Traditionen seines Lehrers Reisig aufnahm und in demselben Sinne und Geiste wirkte. Auch E. hörte bei Ritschl. Es ist von großem Interesse, in der ausgezeichneten Biographie Friedr. Ritschl's die Otto Ribbeck 1879 und 1881 veröffentlicht hat, das wissenschaftlich bewegte Leben und Treiben der jungen Philologen, unter denen E. einer der lebendigsten und wohlbeanlagtesten war, näher kennen zu lernen (O. Ribbeck's Biographie Friedr. Ritschl's Bd. I, S. 43 f.). Die Studienzeit war vorüber, die Staatsprüfung, wie vorauszusehen, sehr gut bestanden und schon 1831 erfolgte, nachdem er nur 3 Jahre (1827—30) studirt hatte, seine Anstellung als Lehrer an der lateinischen Hauptschule und bereits 1835 wurde er Ordinarius der Prima. Seine Gelehrsamkeit, seine pädagogische Geschicklichkeit, die Begeisterung für seinen Beruf hatten ihm schnell die Herzen der Schüler und die Hochachtung seiner Collegen und Vorgesetzten gewonnen. E. verstand es, Interesse zu erwecken und immer neu zu beleben, insbesondere wurde der Unterricht im Lateinischen und später im Deutschen in wahrhaft musterhafter Weise ertheilt, besonders wurden die Lectionen, in denen er die Schriften und die Bedeutung G. E. Lessing's behandelte, gerühmt. Es war natürlich, daß begabte Schüler durch die pädagogische Geschicklichkeit des jungen Mannes sich außerordentlich angezogen und gefördert fühlten. Im J. 1839 trat E. als Oberlehrer an das Pädagogium der Francke'schen Stiftungen über, 1842 wurde er Rector der Hauptschule und 1849 Condirector der Francke'schen Stiftungen. (Der von den Francke'schen Stiftungen [damals Agathon Niemeyer] zum Condirector Erwählte hat nach den Statuten der Anstalt, wenn die Regierung damit einverstanden ist, das Recht der Nachfolge in dem Directorat der Francke'schen Anstalten.) Der Ruf Eckstein's als eines tüchtigen Schulmanns war überall verbreitet, sodaß es nicht an Anträgen fehlte, anderswo in besser ausgestattete Stellungen zu gelangen. Von G. Hermann und M. Haupt wurde er 1845 als Nachfolger des hochverdienten Rectors der Landesschule Meißen, des Dr. Baumgarten-Crusius († am 12. Mai 1845) der königlich sächsischen Regierung dringend empfohlen. Bald darauf suchte man auch von Weimar aus an die Stelle des Director Gotth. Gernhard († am 4. März 1845) den auch im Großherzogthum wohlbekannten Hallischen Schulmann zu gewinnen. Später im Jahre 1853 bemühte man sich, um den gewiegten Pädagogen für Görlitz zu werben, und bald nachher wurde ihm unter sehr günstigen Bedingungen nach dem Tode seines alten Freundes, des Directors des Gothaischen Gymnasiums, des Grammatikers und Lexikographen, des geistvollen Fr. Valentin Chr. Rost († am 6. August 1862) die Leitung des Gymnasiums zu Gotha angetragen, aber er war zu fest an die geliebte Vaterstadt gebunden, mit der Geschichte des Orts und der Bürgerschaft so eng verwachsen, daß er sich doch nicht entschließen konnte, seine Zelte abzubrechen. (Vgl. A. D. B. XXIX, 279 [A. Baumeister]; Bursian, Geschichte der classischen Philologie Bd. I, S. 636 flg.) Freilich war E., der sich um die Francke'schen Stiftungen hohe Verdienste erworben hatte, dadurch sehr verstimmt worden, daß er nach dem Tode Herm. Agathon Niemeyer's († 1851) als Director der Francke'schen Stiftung nicht bestätigt wurde. (Man lese was von dem Chef des preußischen Gymnasialwesens Dr. Ludw. Wiese [Berlin 1886] S. 167 flg. über die Francke'schen Stiftungen und über die Frage der Nachfolge Eckstein's berichtet wird.)

Dr. Gustav Kramer, Director des französischen Gymnasiums zu Berlin, ein sehr tüchtiger Gelehrter, der vieler Menschen Städte gesehn, in der Schweiz, in Italien und Griechenland längere Zeit sich aufgehalten und an verschiedenen Anstalten der Hauptstadt seine Lehrgeschicklichkeit bewährt hatte, trat 1853 nur mit einigem Widerstreben an die Spitze der Francke'schen Stiftungen. Die beiden Männer E. und Kramer waren doch zu verschieden angelegt, als daß ein wirklich collegialisches Verhältniß sich hätte herausbilden können. Als daher nach dem allzufrühen Tode des Rectors der Thomasschule in Leipzig Dr. Kraner die Anfrage an E. gelangte, ob er geneigt sei, die Leitung dieser ehrwürdigen Anstalt zu übernehmen, da sagte er endlich zu, wenn es ihm auch schwer wurde, seiner geliebten Vaterstadt den Rücken zu kehren. Am 12. October 1863 fand die feierliche Einführung in das neue Amt statt. So wurde er auch wieder einer von den Leitern der Thomasschule, die sich um Wissenschaft und Schule gleichmäßig verdient gemacht haben, wie Joh. Matthias Gesner, Joh. August Ernesti, Gottfr. Stallbaum, Friedr. Kraner und andere. Gar bald war E. in seinem neuen, an Anregungen aller Art reichen großartigen Wohnorte heimisch. Sehr angenehm war es ihm, daß er neben der Aufgabe, die die Schule ihm stellte, als außerordentlicher Professor an der Universität wirken konnte. Er las über Pädagogik, wurde zum Director der philologischen Abtheilung des pädagogischen Seminars und zum Mitgliede der Commission für die Prüfung der Schulamtscandidaten ernannt, er prüfte das Fach der Pädagogik. Auch erklärte er, wenn es die akademischen Verhältnisse wünschenswerth machten, Cicero's Schrift de oratore, besonders gern pflegte er den Horatius in seiner Eigenart den Schülern und Studenten nahe zu bringen. So hat er in mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit auch in Leipzig sich um die Bildung künftiger Gymnasiallehrer hohe Verdienste und dauernde Dankbarkeit erworben.

Seine Studien hatte E. von Jugend auf besonders der Pädagogik und Geschichte der Philologie zugewandt. Der verdienstvolle nomenclator philologorum, bei dem Friedrich Ritschl Pathe gestanden — er sollte der Vorläufer und die Grundlage eines umfassenden biobibliographischen Lexikons werden — erschien 1871. E. war mit den maßgebenden Philologen und Schulmännern befreundet, er war eins der hervorragendsten Mitglieder der seit den dreißiger Jahren stattfindenden Philologenversammlungen. Sehr häufig wurde bei Besetzung von Directoren- oder Gymnasiallehrerstellen sein Rath eingeholt. Als er am 6. Januar 1881 sein 50jähriges Doctorjubiläum feierte, da zeigte es sich, wie allgemein die Hochschätzung war, die er seit vielen Jahren in allen gebildeten Kreisen der bedeutenden Handelsstadt gewonnen hatte. Am Ende der siebziger Jahre stellten sich bei ihm die Schwächen des Alters ein, da sah er Ostern 1881 sich gezwungen, mit schwerem Herzen sein Amt niederzulegen. Auch als er von seinem Schulamte zurückgetreten war, hielt er noch, wenn auch schwächer geworden, seine Vorlesungen an der Universität, lag seiner wissenschaftlichen Thätigkeit mit geistiger Frische ob, bis er in den Abendstunden des 15. November 1884 unerwartet schnell heimgerufen wurde. Ein an Erfahrungen und Hochachtung aller Art reiches Leben hatte sich an diesem Tage abgeschlossen, hohe Anerkennung war dem Verewigten in der mannichfachsten Weise zu Theil geworden, mit bedeutenden Menschen hat er in Beziehung gestanden, in seinen Schulämtern hat er anregend und fördernd gewirkt, sodaß sein Name in der Geschichte der Pädagogik immer mit Ehren genannt werden wird.

In der von Emil Jungmann, seinem Amtsnachfolger herausgegebenen Biographie sind auf S. 20—23 die Schriften verzeichnet, durch deren Heraus-

gabe sich E. verdient gemacht hat, besonders hervorheben möchten wir den Separatabdruck aus Schmid's Encyklopädie: Lateinischer Unterricht, und Fr. A. Eckstein, Lateinischer und Griechischer Unterricht. Mit einem Vorwort von W. Schrader, herausgegeben von Dr. Heinr. Heyden, Leipzig 1887. Dazu kommen zahlreiche Artikel in Ersch und Gruber's Realencyklopädie und Schmid's Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens und in den ersten Bänden der Allgemeinen Deutschen Biographie, sowie Aufsätze in Brockhaus' und Meyer's Conversationslexikon. Vgl. Bursian, Geschichte der Philologie Bd. VI, S. 782 A. 1, S. 807, 943, 1160.

Lothholz.

Edelsheim: Georg Ludwig Freiherr von E., jüngerer Bruder des Folgenden, badischer Staatsminister und Minister des Auswärtigen, wurde geboren zu Hanau am 22. Juni 1740, studirte zu Göttingen, Straßburg und Genf, hielt sich dann vorübergehend in Gotha auf und wurde auf Empfehlung der Herzogin von Friedrich d. Gr. zur Einleitung von Verhandlungen über einen Sonderfrieden mit Frankreich im Februar 1760 mit einer geheimen Mission betraut, die ihn nach Paris und London führte und ihm, wenn sie auch scheiterte, doch in Folge seines geschickten, taktvollen Auftretens das Vertrauen und die Gunst des Königs gewann. Im Mai 1761 trat er als Secretär bei der preußischen Gesandtschaft in London ein, wurde zwei Jahre später nach dem Hubertusburger Frieden zur weiteren Ausbildung in den Staatsgeschäften dem Berliner Ministerium des Auswärtigen zugetheilt und im J. 1771 nach der Abberufung des preußischen Gesandten v. Rhodt, den er schon früher gelegentlich zur vollen Zufriedenheit des Königs vertreten hatte, zu dessen Nachfolger in Wien ernannt. Familienverhältnisse nöthigten ihn jedoch, schon Ende 1773 sein Abschiedsgesuch einzureichen und nach Hanau zurückzukehren, wo er die Verwaltung des ihm durch den Tod des Vaters zugefallenen Gutes zu übernehmen hatte und sich mit Adelaide v. Keyserlingk vermählte. Aber es war ihm nicht lange beschieden, sich der Stille und Muße des Landlebens zu erfreuen; auf Wunsch Friedrich's d. Gr., der ihm bis an sein Ende in gnädiger Gesinnung gewogen blieb, übernahm E. im April 1778 die Aufgabe, die kleineren mittel- und süddeutschen Höfe (Weimar, Gotha, Kassel, Darmstadt und Karlsruhe) unter Hinweis auf die österreichischen Uebergriffe wegen eines engeren Anschlusses an Preußen zu sondiren und mit Hannover und Kurköln wegen einer Association der beiden sächsischen und des westfälischen Kreises in Verbindung zu treten: Verhandlungen, die zunächst freilich in Folge des Mißtrauens Frankreichs ohne Ergebniß verliefen und durch den Abschluß des Teschener Friedens auch gegenstandslos wurden, immerhin aber den Boden für den späteren Fürstenbund in gewissem Sinne vorbereiteten. Rücksicht auf die Erziehung seiner Kinder und die Aussicht auf Wiedervereinigung mit seinen am badischen Hofe lebenden Geschwistern bestimmten ihn, nach einigen Jahren ländlicher Zurückgezogenheit im April 1784 einem Rufe des Markgrafen Karl Friedrich zu folgen und nach Karlsruhe überzusiedeln, wo er unter Ernennung zum Oberst-Kammerherrn und wirklichen Geheimen Rathe mit der Vertretung Badens beim Schwäbischen Kreise beauftragt wurde. Sein Wirkungskreis erweiterte sich, als der Markgraf ihn nach dem Tode seines älteren Bruders zu dessen Nachfolger im Ministerium ernannte und ihm die Leitung der auswärtigen Politik übertrug (28. April 1794). Gestützt auf eine reiche, langjährige Erfahrung, ein kluger, scharfblickender, form- und geschäftsgewandter Diplomat, hat er es in der Zeit der schwersten Krisis, die je über Baden hereingebrochen ist, verstanden, die politischen Interessen des Landes mit unleugbarem Geschick zwei Jahrzehnte hindurch zu wahren und an seinem Theil

dazu beigetragen, daß das Staatswesen Karl Friedrich's aus den Stürmen der Revolutionskriege und den Kämpfen des Kaiserreichs an Macht und Ansehen erheblich vermehrt hervorgegangen ist. Im Herbst 1794 noch ein eifriger Verfechter der Idee eines neuen, gegen Frankreich gerichteten Fürstenbundes, sah er sich nach dem Basler Frieden, wenn auch widerstrebend, schließlich durch die Macht der Verhältnisse doch gezwungen, die Bahnen einer Separatfriedenspolitik zu beschreiten und den Abschluß eines Sonderfriedens mit der Republik zu befürworten, der zu der künftigen Gebietsvergrößerung Badens den Grund legte. Während der französischen Invasion im J. 1796, vor der der Markgraf sich nach Triesdorf geflüchtet, führte E. in schwieriger Lage an der Spitze des Geheimen Rathes die Geschäfte der Regierung mit Umsicht und anerkennenswerthem Muthe. Vom Herbst 1797 bis April 1799 nahm er dann als badischer Subdelegirter an den Verhandlungen des Rastatter Congresses eifrigen und nicht unrühmlichen Antheil. Im Frühjahr 1801 eilte er auf Wunsch Karl Friedrich's nach Paris, um in Vertretung des erkrankten Gesandten v. Reitzenstein bei der bevorstehenden Entscheidung der Entschädigungsfrage Baden die wünschenswerthen Vortheile zu sichern. Die alten Sympathien für Preußen, in denen er aufgewachsen war, traten infolge der verhängnißvollen Politik, die dieser Staat nach dem Basler Frieden eingeschlagen, seit dem Ende der 90er Jahre mehr und mehr bei ihm zurück: in demselben Maße befestigte sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Pflicht der Selbsterhaltung den Anschluß an Frankreich gebiete; sie war es, die ihn schließlich auch im Herbst 1805, als jede Hoffnung auf Wahrung der Neutralität geschwunden war, bestimmte, schweren Herzens das Bündniß mit Napoleon zu unterzeichnen. In der Rheinbundszeit schwand sein Einfluß auf die auswärtige Politik des Großherzogthums sichtlich und die Leitung der Geschäfte ging, wenn sie gleich dem Namen nach noch in seinen Händen lag, thatsächlich doch auf Männer wie Reitzenstein, Dalberg und Andlaw über, von denen der erstere ihn auch an staatsmännischen Fähigkeiten und Charakterfestigkeit zweifellos überragte. In dem unerfreulichen Gewirre politischer Intriguen und Leidenschaften, das die gesunde Weiterentwicklung des Staates zu untergraben drohte und den Lebensabend Karl Friedrich's verdunkelte, inmitten der Späher Napoleon's, die seine Schritte mit Mißtrauen verfolgten, wurde seine Stellung, zumal er an dem haltlosen, jeder ernsten Arbeit abgeneigten Regierungsverweser keine Stütze fand, immer schwieriger und erschien wiederholt ernstlich erschüttert. Es zeugt von seinem Geschick, daß er trotzdem seinen Platz, auch unter dem Enkel Karl Friedrich's zu behaupten und, soweit es an ihm lag, das Wohl des Ganzen zu fördern wußte. So hatte er die Genugthuung, den Zusammenbruch des ersten Kaiserreichs noch zu erleben, der den Ausblick auf bessere Zeiten eröffnete. Er starb nach kurzem Krankenlager am 1. December 1814. „Sein Ruhm als Staatsmann und als Mensch" — heißt es von ihm in dem Nachrufe, den ihm die Karlsruher Zeitung vom 12. December widmete — „verwelkt so wenig als der Dank des Regentenstammes und des Landes, welchen die allgemeinste Theilnahme an seinem Verluste erprobt hat".

Kurze Selbstbiographie in „Recueil des portraits des ministres et députés au congrès de Rastadt" (Basel bei Decker, 1794—1801) Lieferung 4. — K. Obser, Die Mission des Freih. Georg Ludwig v. Edelsheim i. J. 1760 (Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins. N. Folge, II, 69—98; III, 354—358). — Politische Correspondenz Karl Friedrich's von Baden, bearb. von B. Erdmannsdörffer und K. Obser, Bd. I—V. — Acten des Karlsruher Archivs.

K. Obser.

Edelsheim: Wilhelm Freiherr von E., badischer Minister, stammte aus einem zur fränkischen Ritterschaft gehörigen, in der Wetterau begüterten Adelsgeschlechte und wurde als ältester Sohn des gräflich Hanau-Münzenbergischen Kammerpräsidenten Philipp Reinhard v. E. am 13. November 1737 zu Hanau geboren. Ueber Jugend und Studienzeit fehlen alle Nachrichten; seine erste praktische juristische Schulung erhielt er beim Reichskammergericht in Wetzlar. Im August 1758 trat er in die Dienste des Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach, der ihn zum Hofrathe ernannte und ihm die Bearbeitung der beim Kammergerichte schwebenden Rechtshändel übertrug. Auf Wunsch seines Herrn, dessen volles Vertrauen er in kürzester Frist erwarb, ging er 1760/61 wiederholt als geheimer Sendbote nach Norddeutschland, um Badens Interessen beim Friedensschlusse im voraus zu wahren und Friedrich d. Gr. für die hochfliegenden, auf Gründung einer starken protestantischen Macht im Südwesten des Reiches abzielenden Pläne des Karlsruher Hofes zu gewinnen; ein Besuch in London verfolgte einen ähnlichen Zweck. Pflichten der Pietät gegen den kränklichen Vater nöthigten ihn dann im Frühjahr 1763, um seine Entlassung nachzusuchen und die Verwaltung der Familiengüter selbst in die Hand zu nehmen; er legte dabei den Grund zu den tüchtigen wirthschaftlichen Kenntnissen, die ihm in seiner späteren Stellung zu statten kamen. Eine ehrenvolle Einladung Friedrich's des Großen, in preußische Dienste zu treten, schlug er ebenso aus, wie er späterhin (1775) ein schmeichelhaftes Anerbieten des ihm nahe befreundeten Herzogs Karl August von Weimar ablehnte: er wollte, sagte er ein mal, keinem anderen Herrn als seinem Markgrafen dienen. Bald erging Karl Friedrich's Ruf von neuem an ihn. Die Schwierigkeiten, die der Lösung der baden-badischen Erbfolgefrage von österreichischer Seite bereitet wurden, machten die Entsendung eines Unterhändlers nach Wien erforderlich: auf Bitten des Markgrafen, dem er auch von der Ferne stets ein treuer Berather blieb, übernahm E. 1767 den Auftrag, der ihn fast zwei Jahre am kaiserlichen Hofe festhielt, und erzielte einen vollen Erfolg. Ausgedehnte Reisen, die ihn nach Frankreich und Italien und durch einen großen Theil des Reiches führten, erweiterten seine Bildung und boten ihm willkommene Gelegenheit, seinen vielseitigen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen zu leben. Nach der Rückkehr — der Vater war inzwischen gestorben — erfolgte auf dringendes Zureden des Markgrafen seine dauernde Uebersiedlung nach Karlsruhe und seine Ernennung zum wirklichen Geh. Rath und Minister (April 1774). War seine Hauptaufgabe hierbei zunächst die Ueberwachung der auswärtigen Beziehungen, so wurde er durch das besondere Vertrauen seines Herrn, zu dem er mit der Zeit in ein freundschaftliches Verhältniß seltener Art trat, auch dazu berufen, in allen wichtigen Fragen des staatlichen Lebens sein Urtheil abzugeben. So hatte er an fast allen Reformen der nächsten zwanzig Jahre Antheil und fast überall wußte er mit dem klaren, praktischen Blicke für die Bedürfnisse des Landes, den er sich auf zahlreichen Bereisungen desselben erworben, das Richtige zu treffen. Das Jahr 1776 stellte ihn vor eine neue mühevolle Aufgabe, der er sich mit Geschick entledigte: die Verhandlungen mit Pfalz-Zweibrücken wegen der Theilung der hinteren Grafschaft Sponheim wurden von ihm zu einem glücklichen Ende geführt. Die bairische Erbfolgefrage, die nach dem Tode des Kurfürsten Max Josef eine bedrohliche Wendung annahm, gab ihm wiederholt Anlaß zum Meinungsaustausche mit dem Berliner Hofe und dessen Vertreter, seinem jüngeren Bruder; bei aller Sympathie für Preußen vermochte er indeß nicht, seinem Herrn die Uebernahme weitgehender Verpflichtungen, insbesondere den Beitritt zu der geplanten Fürstenvereinigung zu empfehlen. Erst als mit dem Anbruch der achtziger

Jahre die Freiheiten und Gerechtsame der Reichsstände durch die wiederholten Angriffe Josef's II. ernstlicher gefährdet schienen und das Wiederauftauchen des bairisch-belgischen Tauschprojects die Gemüther beunruhigte, kam er auf die früher erörterten Ideen zurück und betheiligte sich lebhaft an den Verhandlungen der bedrohten Stände, die unter Preußens Leitung ihren Abschluß in dem Fürstenbund von 1785 fanden. Von seiner Hand stammt bekanntlich der erste Unionsentwurf aus dem Winter 1783. Unermüdlich und mit großem Geschick war er von diesem Zeitpunkte ab für das Project thätig und suchte es durch rege Correspondenz mit den Höfen von Weimar und Dessau zu fördern; die für die spätere Gestaltung des Fürstenbundes bedeutsame Verbindung mit dem Mainzer Hofe wurde wesentlich durch ihn vermittelt. Ein schwerer Krankheitsanfall — die Folge übermäßiger Anspannung seiner Kräfte — wurde glücklich überwunden, aber, wenngleich er in jenen Tagen gelegentlich an seinen Rücktritt dachte, vermochte er doch nicht dem Rathe des erfahrenen Arztes zu folgen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Er verblieb auf seinem Posten, auf dem man in den kritischen Zeiten, denen das Land mit dem Ausbruch der französischen Revolution entgegenging, seiner bald mehr bedurfte denn je. Die Beeinträchtigung der Rechte der linksrheinisch begüterten Reichsstände durch die Beschlüsse der Pariser Nationalversammlung vom 4. bis 10. August 1789 zogen auch Baden in Mitleidenschaft. Die daran anknüpfenden Entschädigungsverhandlungen mit dem Chevalier de Ternant wurden in Karlsruhe durch E. geführt und gaben Anlaß zu einem regen, infolge der weiteren Wendung der Dinge in Frankreich freilich ergebnißlosen Meinungsaustausch mit den übrigen Interessenten. Die Unruhen im Elsaß, die sich auch nach den rechtsrheinischen badischen Landen verpflanzten, erheischten energische Gegenmaßregeln; dem Einschreiten des Ministers war es wesentlich zu verdanken, daß auf dem rechten Rheinufer die Ordnung aufrecht erhalten blieb. Eine Convention mit Oesterreich, die er im Sommer 1791 zu Stande brachte, sollte die Markgrafschaft vor einem feindlichen Einfalle schützen, die im Frühjahr 1792 geplante Association der Kreise, die er eifrig betrieb, verstärkte Sicherheit schaffen. Auch sein Verhalten in der Emigrantenfrage zeugte von Einsicht: während er die unziemlichen Zumuthungen des französischen Gesandten, durch polternde Kriegsdrohungen unbeirrt, mit Würde und Entschiedenheit zurückwies, bemühte er sich andererseits, alles aus dem Wege zu räumen, was berechtigten Anlaß zu Klagen bieten konnte, und sorgte für die Entfernung der disciplinlosen Mirabeau'schen Legion vom Oberrhein. Als schließlich der Kampf doch nicht zu vermeiden war, unterzeichnete er im September 1792 eine Militärconvention, durch welche Baden gegen gewisse militärische Leistungen von Oesterreich und Preußen die Zusage voller Restitution seiner Rechte und Besitzungen im Elsaß beim künftigen Friedensschlusse erhielt. Der Abschluß eines Subsidienvertrages mit England im September 1793 war Edelsheim's letztes Werk. Unter dem Uebermaße von Arbeit, das ihm in den letzten Jahren beschieden war, brach sein Körper zusammen; ein Schlagfluß setzte am 6. December 1793 seinem Leben ein Ziel, — zu einer Zeit, wo er, wie Karl Friedrich klagte, dem Staate zwei Mal unentbehrlich war. Er war neben Reitzenstein unzweifelhaft der bedeutendste Staatsmann, den Baden unter Karl Friedrich besessen hat: von beweglicherem Geiste und lebhafterem, lebensfroherem Temperamente, wie dieser, aber ihm ebenbürtig an Vielseitigkeit der Interessen und des Wissens. Wie die Geschichte der physiokratischen Bestrebungen auf deutschem Boden ihn als Freund des älteren Mirabeau und Dupont's kennt und nennt, so ist er auch in der Geschichte unserer Litteratur kein Unbekannter. Mit Lavater, Klopstock und Herder, denen er in Karlsruhe

begegnete, hat er persönlichen und brieflichen Verkehr gepflegt; Goethe hat als Gast in seinem Hause geweilt, gemeinsame politische Arbeit hat beide späterhin näher zusammengeführt, und der Dichter hat sich am Hofe von Weimar, wie in Karlsbad stets des freundschaftlichen Umganges mit dem in „Staats- und Wirthschaftssachen" wohl bewanderten Manne gefreut und gerne von ihm bekannt, er „kenne keinen klügeren Menschen".

K. Obser, Zur Erinnerung an Wilhelm von Edelsheim. Karlsruher Zeitung vom 6. Dec. 1893. — B. Erdmannsdörffer und K. Obser, Politische Correspondenz Karl Friedrich's von Baden. Bd. I ff. — Knies, Karl Friedrich von Badens brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Dupont. 2 Bde. — Th. Ludwig, Der badische Bauer im 18. Jahrhundert. — Th. Ludwig, Die deutschen Reichsstände im Elsaß und der Ausbruch der Revolutionskriege. — In der Goethelitteratur wird Wilhelm v. E. fast durchweg mit seinem jüngeren Bruder Georg Ludwig verwechselt.

K. Obser.

Edelsheim: Leopold Freiherr von E.-Gyulai, k. und k. General der Cavallerie, geboren am 10. Mai 1826 in Karlsruhe, entstammte einer alten schwäbischen Adelsfamilie. Am 24. Mai 1842 trat er als Cadet in das k. k. Chevauxlegersregiment Nr. 5 ein, wurde am 16. März 1846 zum Unterlieutenant befördert und am 16. Juli 1847 als Capitänlieutenant zum 38. Infanterieregimente übersetzt. Doch schon einen Monat später kam er als Premierrittmeister zu Wallmoden-Kürassieren Nr. 6, in welchem Truppenkörper er in den Jahren 1848/49 die Kämpfe bei Wien, die Gefechte bei Moor, Tetény, Szolnok, Czegléd und Czibakháza, die Schlacht bei Jászeg, die Gefechte bei Czinkota und am Rákos mitmachte. Nach Genesung von einer in dem Gefechte am Rákos, 11. April 1849, erhaltenen Verwundung, kam E. auf die Flottenescadre, nahm im Mai 1849 theil an der Beschießung von Ancona, wurde aber im Juni wieder zur Armee nach Ungarn beordert, woselbst er noch in dem Treffen von O'Becse, 25. Juni und im Gefechte und in der Schlacht bei Hegyes, 6. und 14. Juli, mitkämpfte. Aus diesen kriegerischen Affairen ging E. mit der Allerhöchsten Belobung, für die Attaque am Rákos, mit dem Orden der eisernen Krone III. Cl., für Hegyes, und mit dem neugestifteten Militärverdienstkreuz ausgezeichnet, hervor. Die einzelnen Grade der Stabsofficierschargen durcheilte E., der sich durch seine Leistungen in Krieg und Frieden den Ruf eines der tüchtigsten Reiterofficiere der Armee errungen hatte, sehr rasch; er war bereits am 5. October 1856, in dem Alter von 30 Jahren, Oberst und Commandant des Husarenregiments König Friedrich Wilhelm III. von Preußen Nr. 10.

In dem Feldzuge des Jahres 1859 in Italien erhielt das von E. befehligte Regiment die Eintheilung im III. Armeecorps, FML. Fürst Edmund Schwarzenberg. Gleich bei Eröffnung der Feindseligkeiten machte sich E. durch einige kühne Unternehmungen bemerkbar; ganz hervorragendes aber leistete er in der Schlacht von Magenta, 4. Juni. Gegen 7 Uhr abends war nach stundenlangem Kampfe der Westtheil von Ponte vecchio di Magenta von den Franzosen genommen worden und FML. Fürst Schwarzenberg hatte für sein Corps den Rückzug ins Auge fassen müssen. Doch wollte er durch eine letzte außerordentliche Kraftentfaltung versuchen, das Gefecht zum Stehen zu bringen und übersandte dem mit vier Escadronen seiner Husaren bei E. Vajano in Reserve haltenden Obersten E. den Befehl, zur Attaque vorzurücken. Aber schon hatte dieser die ganze Gefahr des Augenblickes und die einzige Möglichkeit ihrer Abwehr erkannt und ohne einen Befehl abzuwarten, die Anordnungen zu raschem Vorrücken getroffen. Gleichzeitig wies er auch die bei einer Brigade

des Corps eingetheilte 5. Escadron an, mit dem Regimente zur Attaque vorzugehen. Ohne Rücksicht auf das durchschnittene und bedeckte, für ein Cavalleriegefecht wenig geeignete Gelände und im Vertrauen auf das von ihm selbst herangebildete Regiment, führte E. seine Escadronen geschlossen an den Feind. In Formationen, wie das Gelände mit all seinen Hindernissen sie eben zuließ, stürmen die Husaren mitten zwischen die vorrückenden Colonnen der Franzosen hinein. In Galopp schwenken einzelne Escadronen gegen Flanken und Rücken der feindlichen Massen ein. Was den Reitern unter die Klinge kommt, wird zusammengehauen, geschlossene Abtheilungen des Feindes werden gesprengt und die fliehenden bis mitten in die Straße des Westtheiles von Ponte vecchio di Magenta am rechten Naviglioufer verfolgt. Der französische Oberst Bellecourt wurde niedergeritten, Oberst Senneville, Generalstabschef des feindlichen Corpscommandanten Marschall Canrobert, im Begriffe einige Abtheilungen gegen die Häusergruppe von Ponte vecchio vorzuführen, fiel in den letzten Augenblicken dieses blutigen Gefechtes, Canrobert selbst war nahe daran, von den Reitern Edelsheim's zusammengehauen zu werden. An einen Halt im Orte war für die Husaren nicht zu denken, da dieser nicht nur von Infanterie, sondern auch von Artillerie stark besetzt war, deren Geschosse in den Reihen der kaiserlichen Husaren wütheten. Aber das Beispiel der Reiter Edelsheim's fachte die Thatkraft der erschöpften österreichischen Infanterie von neuem an. Die Tornister von sich werfend, stürzten die Bataillone der Brigaden Hartung und Dürfeld den Husaren nach, warfen den Feind auf der ganzen Linie vom Rideau von Carpenzago herab und bis hinter S. Damiano zurück. Alle seitens des Feindes vorher errungenen Vortheile wurden ihm wieder entrissen, ja sein eigener rechter Flügel war jetzt arg gefährdet. Dagegen blieb FML. Fürst Schwarzenberg nicht allein völlig Herr der Situation am linken Flügel der kaiserlichen Armee, sondern er sah sich sogar in die Lage versetzt, frischen Truppen dieses Flügels eventuell die Wiederaufnahme der Offensive am nächsten Tage mit Sicherheit offen zu halten. So hatte E. mit seinen Husaren die Schlacht auf dem linken Flügel in einem der kritischsten Augenblicke zu Gunsten der kaiserlichen Waffen gewendet und dadurch nicht nur das eigene Armeecorps, sondern auch andere Armeetheile vor unabsehbaren Unfällen bewahrt. Für diese Waffenthat erhielt Oberst Freiherr v. E. am 27. Juni 1859 das Ritterkreuz des Leopold-Ordens, am 17. October desselben Jahres aber über Votum des Capitels das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens.

Von dem gleichen Unternehmungsgeist war Edelsheim's kühne Gefechtsführung in der Schlacht von Solferino, 24. Juni, erfüllt. Von FML. Fürst Schwarzenberg um 6½ Uhr früh beauftragt, die Verbindung zwischen Cassiano und der von Guidizzolo gegen Cà Morino vorrückenden Brigade Hartung zu erhalten, beschloß E. zwischen Cassiano und Cà Morino durchzubrechen und den gegen Guidizzolo vorrückenden Feind in Flanke und Rücken anzugreifen, zu welchem Zwecke er sich vom Cavalleriedivisionär FML. Grafen Mensdorff die nöthige Unterstützung erbat. Gleich nach dem Ueberschreiten der von Cassiano nach Medole führenden Straße, stieß E. auf mehrere Abtheilungen der Chasseurs d'Afrique, die er nach hartem Kampfe zurückwarf, durchbrach dann, an Cà Morino vorbei, welches von feindlicher Infanterie und Artillerie stark besetzt war, die feindliche Schlachtlinie bis hinter den in der Höhe von Le Grole gelegenen französischen Verbandplatz. Da jedoch die vom FML. Grafen Mensdorff in Aussicht gestellte Unterstützung nicht eintraf, sah sich E. genöthigt, wieder zurückzukehren.

Während der dem Kriege von 1859 folgenden Friedensperiode wurde Oberst E. unter Belassung in seiner Charge zum Brigadier ernannt und mit

der Neuorganisation von drei Cavallerieregimentern betraut, die auf Initiative des FM. Erzherzog Albrecht bei Ausbruch des Krieges durch freiwillige Contributionen errichtet worden waren. In anderthalbjähriger energischer Thätigkeit führte E. nicht nur die für die dauernde Aufstellung dieser Regimenter erforderlichen Organisationsarbeiten durch, sondern brachte auch die Ausbildung derselben auf einen solchen Grad, daß sie am 7. Juli 1862 als Husarenregiment Nr. 13 und 14 und Ulanenregiment Nr. 13 definitiv in das Heer eingetheilt werden konnten.

Am 25. December 1862 wurde E. zum Generalmajor befördert. In dieser Charge machte er 1866 den Feldzug in Böhmen mit. Anfangs war er mit seiner leichten 1. Cavalleriedivision bei den unter dem Commando des Kronprinzen Albert von Sachsen an der Iser in Böhmen stehenden Streitkräften eingetheilt, beobachtete die nordöstliche Grenze Böhmens von Zwickau bis über Adersbach und nahm in der Zeit vom 25. bis 29. Juni theil an den Gefechten bei Liebenau, Sichrow, Podol und Jičin. In der Schlacht bei Königgrätz, 3. Juli, deckte E. den linken Flügel der kaiserlichen Armee und stellte im Verlaufe des Kampfes den Antrag zu einer Offensive gegen die rechte Flanke der preußischen Elbarmee. Nach erhaltener Genehmigung setzte sich E. um 2 Uhr mit seiner Cavalleriedivision und der 2. sächsischen Reiterbrigade von Steinfels gegen Techlowitz in Bewegung, doch schon um 4 Uhr erhielt er den Befehl, sich wegen der im Centrum bei Chlum eingetretenen Katastrophe dorthin zu wenden und die dort entstandene Lücke auszufüllen. Die Bestimmtheit des erhaltenen Befehls überwog die Besorgniß Edelsheim's, daß dadurch die linke Flanke der Armee sehr gefährdet werden würde und er ging zurück. Bei Stežer angelangt, fand E. den Befehl des Armeecommandos durch die Ereignisse bereits überholt. Seiner Thätigkeit und Ausdauer gelang es dann noch im Verein mit der 2. schweren Cavalleriedivision die Armee vor zu starkem feindlichen Nachdrängen auf ihrem linken Flügel zu bewahren. Bis $6^1/_2$ Uhr hielt er mit seinen Batterien stand, dann rückte er mit seiner geordneten und schlagfertigen Division über Pardubitz nach Chrudim, dann im Verbande des unter FML. Prinz Holstein stehenden Cavalleriecorps nach Wien. Am 25. September 1866 zum Feldmarschalllieutenant befördert, erhielt E. zwei Monate später das Commando über die 1. Cavalleriedivision, wurde am 5. December 1867 Inhaber des Husarenregiments Nr. 4, am 28. Januar 1869 General-Cavallerieinspector und erhielt am 19. April 1873 die Würde eines geheimen Rathes. Am 28. Januar 1874 erfolgte seine Ernennung zum General der Cavallerie gleichzeitig mit der eines commandirenden Generals in Ofen-Pest. Nachdem E. am 29. September 1875 durch die Verleihung des Ordens der eisernen Krone I. Cl. ausgezeichnet worden war, wurde er am 1. Januar 1883 infolge der neuen Organisation Commandant des IV. Armeecorps und commandirender General in Budapest, in welcher Verwendung er noch bis zum 1. August 1886 activ diente. An diesem Tage trat er, infolge eines Conflictes wegen Bekränzung der Gräber der Bezwinger Ofens im Jahre 1849 in den Ruhestand und lebte bis zu seinem am 27. März 1893 erfolgten Tode in der ungarischen Hauptstadt. Den Namen E.-Gyulai führte er infolge der Adoption durch seinen Vetter, den FZM. Grafen Gyulai, seit dem 26. October 1866.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Lukeš, Militärischer Maria-Theresien-orden. Wien 1890. — Nekrologe militärischer Zeitschriften v. Jahre 1893.

Oskar Criste.

Effner: Karl v. E., kgl. Hofgartendirector, geboren zu München am 10. December 1831, † daselbst am 22. December 1884. Er stammte aus

einer der ältesten Hofgärtnerfamilien Baierns; sein Vater Karl Effner, welcher lange Zeit mit der Leitung des königlichen Küchengartens betraut war und 1855 bis 1865 als Hofgärteninspector in sämmtlichen Hofgärten wirkte, starb im J. 1870. Sein Urgroßvater war schon Hofgärtner im J. 1728; zwei Oheime desselben waren gleichfalls in bairischen Diensten als Hofgärtner.

Karl v. E. fühlte von frühester Jugend an großen Drang zu dem Gartenfache in sich; er absolvirte die Lateinschule und mußte dann wegen Kränklichkeit privatim studiren; nachdem er als Hospitant die Vorlesungen von Professor Zuccarini, Martius, Schubert, Kaiser und Alexander besucht hatte, war er anfangs bei seinem Vater in dem königlichen Hofküchengarten beschäftigt, später einige Zeit im königlichen botanischen Garten in München. 1850 ging er nach Wien, wo er bei dem berühmten Schott in Schönbrunn in Dienst trat, später im kaiserlichen Hofburggarten; dort einige Monate beschäftigt ging er nach Prag und von hier wanderte er nach Sanssouci, wo er das Glück hatte, in nähere Beziehung zu dem berühmten Landschaftsgärtner und Gartendirector Lenné zu treten, der in ihm den Entschluß erweckte, sich ganz und gar der Landschaftsgärtnerei zu widmen.

Ohne Zweifel ist es aber dem Umstande, daß er die Vielseitigkeit der gesammten Gartenkunde frühzeitig erkannte, zuzuschreiben, wenn er jetzt auf diesen Höhepunkt kam. Lenné, mit Graf Pückler-Muskau und Sckell-Mayer wohl einer der bedeutendsten Landschaftsgärtner unseres Jahrhunderts, nahm ihn, nachdem er zuerst in der Früchtetreiberei gearbeitet hatte, oft zu sich, um ihm theils fertige Arbeiten, theils Entwürfe zu zeigen und um ihn mit den vielseitigen Aufgaben, die einem Landschaftsgärtner obliegen, vertraut zu machen. Uebrigens hatte er diese besondere Gunst in erster Linie König Max II. zu verdanken, der ihn vier Jahre hindurch mit einem ansehnlichen Stipendium ausstattete und ihn überall, besonders auch an Lenné empfahl. Lenné hatte eben damals von König Max II. den Auftrag, einen Plan zu entwerfen, nach dem München rings mit einer Promenade umgeben werden sollte. Lenné hat dieses Project wirklich bearbeitet; es war vom englischen Garten, über Schwabing, Neuhausen gegen die Bavaria zu ein vollständiger Park gedacht; der Plan ist unseres Wissens heute noch in den Händen der kgl. Hofgärtendirection.

Nachdem E. nahezu ein Jahr in Sanssouci — wo der Unterzeichnete zu gleicher Zeit mit ihm beschäftigt war — sich aufgehalten, reiste er, nachdem er zuvor die hervorragendsten Gärten Norddeutschlands besucht hatte, nach Belgien, um sich in der Gärtnerei von Van Houtte, damals die berühmteste von ganz Europa, einige Zeit aufzuhalten. Alle Fachmänner, welche mit der Geschichte des Gartenbaues vertraut sind, werden sich erinnern, welch großen Einfluß Van Houtte zur damaligen Zeit auf den Gartenbau hatte. Er war auch der erste, der neben seiner großen Gärtnerei eine höhere Gärtner-Lehranstalt gründete. Nachdem E. eine Weile dort beschäftigt gewesen, machte ihm Van Houtte den Vorschlag, an der Anstalt den Zeichenunterricht zu übernehmen und Vorträge über die Landschaftsgärtnerei zu halten.

Dieser Umstand war für ihn von höchster Bedeutung; gab er ihm einerseits Gelegenheit, seine Kenntnisse in der Zeichenkunst, in der er Tüchtiges leistete, zu verwerthen, so war ihm anderseits Zeit gegeben, sich dieser nun ein Mal fest bestimmten Branche ganz und gar zu widmen. Er war nicht mehr wie seine Collegen an die Arbeitsstunden gebunden, sondern konnte seine ganze Wirksamkeit der Landschaftsgärtnerei zuwenden. Jeder freie Tag, jede freie Stunde, wurde von jenem Zeitpunkte an benutzt, die verschiedenen größeren Gärten Belgiens und Hollands zu besuchen. E. fühlte sich in Gent so glücklich, daß er nahezu zwei Jahre dort verweilte und den dortigen Aufenthalt immer

zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens rechnete. Sein bestimmtes Vorhaben, England zu sehen und sich auch der Sprache zu bemächtigen, führte ihn dorthin und er besah sich die hervorragendsten Gärten Englands, Schottlands und Irlands, wozu er ungefähr ein halbes Jahr brauchte.

Die Landschaftsgärtnerei in England war, man darf sagen, bis zur Neuzeit auf einem bedeutenden Höhepunkt; denn England hat in diesem Fache wirklich große Meister aufzuweisen. Daß die klimatischen Verhältnisse — das Insularklima — der Vegetation außerordentlich günstig sind, möchten wir um so weniger unerwähnt lassen, als es ja uns theils durch die beschränkte Wahl der Bäume, theils durch das Zurückgehen oder Erfrieren einzelner Gewächse unmöglich ist, ein gleich schönes Bild zu schaffen. Von England aus reiste E. nach Frankreich, hielt sich aber in Paris nur einige Wochen auf, da er von König Max II. zurückgerufen wurde, um mit der Ausführung neuer Anlagen zu beginnen, und insbesondere an der in Feldafing nach Lenné's Plan begonnenen Anlage weiter zu arbeiten.

Der König hatte schon in den fünfziger Jahren sich mit dem Plane getragen, die Isaranhöhe zwischen Bogenhausen und dem heutigen Athenäum in eine Promenade zu verwandeln. Jetzt bilden diese Gasteiganlagen einen herrlichen Schmuck für die Hauptstadt. Das Panorama, das die Gasteiganlagen uns bieten, ist durch die geschickte Vertheilung von Hügel und Weg ein zu jeder Zeit prachtvolles Bild. Wie erwähnt, war der erste Entwurf zu dieser Anlage von Lenné gegeben; allein E., der das Glück hatte, von Beginn an mit dieser Aufgabe betraut zu werden, mußte dafür einen anderen Entwurf bearbeiten, da er sich nach den gegebenen Verhältnissen zu richten hatte, und manche Aenderung infolge des großen Baues des königl. Athenäums u. s. w. eintreten mußte. Wenn man auch zugeben muß, daß schon die Oertlichkeit der Gasteiganlagen eine höchst vortheilhafte ist, so wird es doch keinem Besucher entgehen, daß E. es verstanden, den landschaftlichen Reiz durch geschickte Anbringung von Wegen, durch Verdeckung dieses oder jenes Gegenstandes, durch Versenkungen und schöne Hügelbewegungen, namentlich aber durch die Wahl der zu verwendenden Bäume und Sträucher auf das glänzendste zu erhöhen. Er arbeitete zu gleicher Zeit an der Ausführung der kgl. Parkanlagen in Feldafing, die einerseits an das Lustschloß Garatshausen und anderseits an den herzoglichen Park in Possenhofen grenzen sollten. Dieser Park, welcher einen Flächenraum von über 400 Tagewerk hat, war im Spätherbste 1863 so weit vollendet, daß nur die Anlagen um das Schloß, womit nunmehr begonnen werden sollte, übrig blieben. Infolge des im J. 1864 erfolgten Ablebens des Königs unterblieb der bereits begonnene Bau des Schlosses, allein die Anlagen werden bis heute in musterhafter Weise gepflegt und unterhalten. Wenn wir oben die günstige Oertlichkeit der Gasteiganlagen hervorgehoben haben, so wäre wohl das gleiche vom Starnbergersee zu sagen; denn derselbe bietet infolge des großartigen Gebirgspanoramas, der Wasserfläche, der Quellen, Vortheile, wie sie ein Landschaftsgärtner wohl nicht besser finden kann. Wunderbar aber hat E. es verstanden, dieses oder jenes Bild in seine Landschaft hereinzuziehen, diese oder jene Fläche täuschend groß oder klein zu machen, mit der Wahl der Bäume umzugehen, wie er denn gerade auf das Colorit der Pflanzungen ein Hauptaugenmerk wendete. Gleichviel zu welcher Tageszeit man diese Anlagen besucht, man wird sich jeder Zeit überzeugen können, mit welcher Bedachtsamkeit, mit welch tiefem Wissen dieser königliche Park angelegt ist. Er wußte dort, wo wenig Wasser war, eine Schlucht zu bewerkstelligen, er verstand es, Wegverbindungen, Verkleidungen, Einbuchtungen, kurz alles in so harmonischer Weise herzustellen, wie wenige

vor ihm. Von den vielen Leistungen v. Effner's werden ihm die Feldafinger Anlagen zu allen Zeiten als das größte Meisterwerk angerechnet werden; sie werden immer als eine Sehenswürdigkeit betrachtet werden. E. wurde schon im J. 1857, zur Zeit als man mit den königlichen Gasteiganlagen in vollster Arbeit war, an seinem Namenstag zum königl. Hofgärtner ernannt; 1860 wurde er Substitut des königl. Oberhofgärtners, seines Vaters, 1868 zum Oberhofgärtner ernannt, und von da an begann seine selbständige Wirksamkeit als Director der königl. Hofgärten in Baiern; 1870 erhielt er auch den Titel eines „königlichen Hofgärtendirectors". Mit der Anlage der neuen Maximiliansstraße im J. 1857 ward E. der Auftrag gegeben, eine Gartenanlage im sogenannten Forum herzustellen.

Zur damaligen Zeit beabsichtigte E. mehrere Pflanzungen mit immergrünen Gewächsen vorzunehmen, wie er sie auf seinen Reisen da und dort selbst in rauheren Gegenden getroffen hatte, so namentlich mit Rhododendron und einigen Koniferen, welche er durch künstliche Bedeckung mehr oder minder zu schützen hoffte; allein der Witterungswechsel in München ist derartig groß, daß sein Project in dieser Beziehung scheiterte. Er sprach in späteren Jahren oft seinen Unmuth aus, daß die Maximiliansstraße mit Berücksichtigung der Baumpflanzungen, welche vom König ganz besonders gewünscht wurden, zu schmal angelegt sei. Bei dem großen Verkehr, den die Straße in letzter Zeit gefunden hat, ist seine Anschauung leider nur zu richtig, und die Gefahr liegt nahe, daß die Platanen, welche v. E. als Allee zuerst hier eingeführt hat, — vorher waren sie nur sporadisch zu sehen — wohl keine große Zukunft mehr haben dürften.

Als im J. 1858 die bairische Gartenbaugesellschaft unter dem Vorsitz des Geheimrathes von Martius gegründet wurde, war E. einer der ersten, der sich daran betheiligte. Er gewann für die Bestrebungen des Gartenbaues, namentlich für die Hebung des Gartenbaues der engeren Heimath, so warmes Interesse, daß er sich diesem Unternehmen mit wahrer Begeisterung hingab. E. war bei allen Versammlungen, bei allen Besprechungen im großen wie im kleinen die Seele der Gesellschaft, erst als erster Schriftführer, dann als zweiter Vorstand, welche Stelle er 23 Jahre bekleidete. Wie sehr haben nicht die Blumen- wie Obstausstellungen durch ihn gewonnen! Welche Mannichfaltigkeit, welchen Stilreichthum, welche Ueberraschungen haben seine Ausstellungen nicht gebracht! Wie war er bemüht, den Mitgliedern Neues zu bieten, dieser oder jener neuen Pflanze, dieser oder jener Frucht, diesem oder jenem Gemüse, das er für werthvoll hielt, Eingang und Verbreitung zu verschaffen!

Denn wenn er sich zunächst auch als Landschaftsgärtner betrachtete, so blieb er bei der Liebe zum Fache, bei der Liebe zu allem Nützlichen keinem Culturzweige fremd. So kam er schon im J. 1862 auf den glücklichen Gedanken, eine Obstbaustatistik anzulegen, wol die erste, die je gemacht wurde. Es liegen darüber eine Menge Notizen aus dem ganzen Lande vor, man darf sagen, ein werthvolles Material, zu dessen Ausarbeitung er aber in dem Gedränge der Geschäfte und der Menge der Aufgaben, die man an ihn und die er sich selbst oft stellte, leider nicht kam.

Die Gründung von Obstgärten und Baumschulen, die Vertheilung von richtigen Obstsorten, die Gelegenheit, daß junge Gärtner sich im Baumschnitt üben, kurz die ganze Obstbaukunde zu heben, hielt er für eine große Aufgabe. Er fehlte bei keiner größeren Obstausstellung, und wie sehr sein Wissen auch in diesem Zweige in ganz Deutschland Anerkennung gefunden hat, ergibt sich daraus, daß ihn der „Deutsche Pomologische Verein" zu seinem zweiten Vorstand wählte. Weitere Leistungen, wie königl. Lustgärten zu Linderhof

und Berg, die Roseninsel und die Anlagen auf der Herreninsel im Chiemsee, nahmen Effner's Thätigkeit sehr in Anspruch. Ja seine Thätigkeit erstreckte sich noch weiter. Eine Menge von kleineren und größeren Gärten, unter denen insbesondere der herrliche Hofgarten des Fürsten Taxis und der Garten des Grafen Dernburg zu nennen wären, wurden nach seinen Plänen ausgeführt, und wie sehr sein Ruhm ins Ausland gedrungen war, beweist wol der Umstand, daß ihn die Städte Basel und Zürich rufen ließen, um Parkanlagen zu entwerfen und die Ausführung zu übernehmen. — Ebenso führte er ein paar große Gärten in Brüssel und bei Paris aus und die Menge von Notizen und Plänen, die sich in seinem Rücklasse vorfinden, beweisen eine Thätigkeit seltener Art. Nach Effner's Plan wurden auch die Anlagen um die königl. Residenz in den siebenziger Jahren noch ausgeführt.

Zu Anfang der sechziger Jahre wurde durch die Munificenz König Ludwig's I. das Parterre zu Schleißheim in Rokokostile ausgeführt. Auch hier ist wiederum zu sehen, wie sehr E. allen Verhältnissen Rechnung zu tragen wußte, und wie strenge er in Reinhaltung eines Stils war. Der Schleißheimer Garten hat dadurch seinen großen Ruf errungen und wird allenthalben als Muster aufgestellt.

Daß E. bei seinen vielen Anlagen Gelegenheit hatte, junge, tüchtige Schüler heranzubilden, das darf um so weniger unerwähnt bleiben, als gerade durch ihn eine Reihe von jungen Männern im In- und Auslande Stellung fand.

Unter den hervorragenden Leistungen seiner letzten Jahre ist noch die Anlage auf dem Maximiliansplatze zu nennen, wo er bemüht war, nebst den glücklich durchgeführten Terrainbewegungen und gewählten Bäumen und Sträuchern ganz besonders die Plastik in Verwendung zu bringen; es sollten außer den projectirten Monumenten ein Tempel, ferner zwei große Fontänen nach Gedon und Wagmüller's Entwürfen zur Ausführung kommen; er ahnte hierbei wol nicht, daß hier auch eines Tages ein Plätzchen gefunden werden sollte, um ihm selbst in Anerkennung seines Schaffens ein bleibendes Denkmal zu errichten.

E. hatte in der letzten Zeit öfters Gelegenheit, größere Reisen nach Italien, Rußland, Holland und Frankreich zu machen, theils weil er als Preisrichter gerufen wurde, theils um Neuerungen zu besichtigen, zu prüfen und in Verwerthung zu bringen.

Wollen wir zum Schlusse sein gesammtes Wirken charakterisiren, so müssen wir sagen, daß sich bei seinen Anlagen Bild hinter Bild schiebt, und jeder neue Schritt, jede neue Wendung, die der Beschauer macht, gibt ihm eine neue und andere Ansicht; Stimmung, Beleuchtung, Licht und Schatten wechseln unausgesetzt den ganzen Tag je nach dem Stande der Sonne, je nach der Klarheit und Trübung des Himmels. Er verstand es, wie wenige, mit einem fertigen Schlosse oder einer bestehenden Villa bei seinem Plan mit den Grundlinien derselben in Harmonie zu treten und ein einheitliches, dem Stile angemessenes Bild zu entwerfen. Sehen wir nur, wie geschickt er das lichte Gelbgrün mit dem dunkelsten Schwarzgrün der Steineichen und Erlen u. s. w. zu verwenden wußte. Der Landschaftsgärtner hat mit den verschiedenen Tönen und Tinten zu arbeiten, deren Erscheinungen noch durch die Oberfläche der Blätter, ob glatt, glänzend, rauh und matt, sehr verändert werden, und daß er dies verstand, hiervon können wir uns allenthalben überzeugen. Der Landschaftsgärtner kann seine Farben nicht wie der Maler auf der Palette mischen, seine Aufgabe erstreckt sich auf Farbe, Wirkung, Wachsthum, Höhe, die jeweilige Veränderung der Pflanze, er muß wissen, welche Bedeutung hat dieselbe für das Frühjahr, welche für den Herbst; da ist ihm zu thun, die

Blüthen der Sträucher zu verwerthen, desgleichen die Früchte; in dem einen Falle sieht er sich genöthigt, einen Baum oder einen Strauch mit immergrüner Belaubung zu wählen, in dem anderen Falle das Gegentheil. Der Gärtner, der nicht bewandert ist mit dem Wachsthum der Bäume und Sträucher, der nicht im voraus weiß wie der Baum oder Strauch in 10 oder 20 Jahren sein wird, dessen Leistungen werden für die Gegenwart vielleicht das Auge erfreuen, aber der Zukunft nicht dienen. Eines noch darf hier wol auch nicht unterschätzt werden: Der Gärtner ist in der schwierigen Lage, sich nicht sogleich fertig hinstellen zu können, denn er muß jung pflanzen und das Werden und Gedeihen der Natur überlassen. Daß E. dies verstand, hierüber sprechen die Thaten, und sein Schaffen hat die allgemeinste Anerkennung gefunden.

M. Kolb.

Eggert: Sigmund E., Genremaler, geboren am 13. Februar 1839 zu München als Sohn des vielfach verdienten Glasmalers Franz E. (1802—1876), kam von der Gewerbeschule an die Akademie, wo er unter Anschütz und Schlotthauer sich bildete, bis ihn sein Vater als Gehülfen bei den großen Fensterbildern und anderen kirchlichen Arbeiten zu sich nahm. Später bezog Sigmund E. nochmals die Akademie, um sich unter Arthur v. Ramberg dem Genrefach zu widmen. Mit Vorliebe wählte er das Leben und Treiben der Landleute in ihrer Häuslichkeit, bei ihren Leiden und Freuden, die er mit einem Anfluge leisen Humors in coloristisch wirksamen Bildern zur Darstellung brachte. Seine Modelle nahm er gerne aus dem am Wörthsee (nächst Starnberg) gelegenen Walchstadt, wo E. mit Vorliebe der Sommerfrische pflag. Seine anspruchslosen Bilder fanden in den Kunstvereinen gerne Aufnahme, wurden von illustrirten Zeitschriften bereitwillig gesucht und in Holzschnitt reproducirt, z. B. der „Friedensstörer", ein „Pflichtvergessener" (1873), „Großvaters Rekruten" (1874, in Nr. 49 „Allgem. Familien-Ztg.", 1897 S. 389), ein „Schiedsgericht" (1875), „Plauderstündchen" (1876), „Fahrt in die Stadt" (1877, als Holzschnitt im „Deutsch. Hausschatz" 1879, S. 356), „Der Dorfschulze" (ebendas. 1879. S. 377), „Gute Jagdbeute" (1881), die Schusterbuben-Idylle „Der Milchdieb" (1881), das „Atelier eines Dorfmalers" (1882), „Seifenblasen" (1883, Holzschnitt in „Ueber Land und Meer" 1886. 55, 504), der „Widerspenstige Patient beim Dorfbader" (1883), eine heitere Episode aus der Werkstätte eines bäuerlichen „Kunstbildhauers" (Holzschnitt im „Kränzchen" 1892, S. 107), ein „Schwerer Entschluß" (1894) und andere harmlose, häufig mit Kinderscenen staffirte Darstellungen. Besonderen Dank erwarb E. ob seinen charitativen Bestrebungen für bedürftige Kinder in seiner Eigenschaft als Districtsvorsteher und Armenpflegschaftsrath. Er starb am 25. August 1896 zu Walchstadt, wo er nächst der Kirche (in welche er ein schönes, von ihm gemaltes Glasbild gestiftet hatte) seine letzte Ruhestätte fand. Sein künstlerischer aus allerlei anziehenden Studien, Entwürfen und Skizzen bestehender Nachlaß wurde im Kunstverein ausgestellt und von Liebhabern rasch angekauft.

Vgl. Kunstvereins-Bericht für 1896, S. 73. — Bettelheim, Biograph. Jahrbuch, 1897. I, 49 f. Hyac. Holland.

Egidy: Moritz v. E., Führer einer religiösen Bewegung im Sinne eines ästhetischen und moralistischen Rationalismus, ist 1847 in Mainz geboren, er wurde im Kadettenhause zu Potsdam erzogen und trat 1865 als Officier in die preußische, 1867 in die sächsische Armee ein. Als Oberstlieutnant im sächsischen Gardereiterregiment wußte er sich durch seinen religiösen und sittlichen Ernst und seine wohlwollende Manneszucht die ungetheilte Hochachtung und Werthschätzung besonders der kirchlichen Kreise zu gewinnen. Um so mehr überraschte es, als er sich als Verfasser der anonym erschienenen Broschüre:

„Ernste Gedanken“ (1890) bekannte; die scharfe und bittere, aber gerade bei diesem Verfasser auffallend verständnißlose Kritik von Kirche und Christenthum, seine Behauptung, das Christenthum dulde weder Kirche noch Dogmenzwang und bestehe lediglich im Glauben an Gottes Liebe und in sittlich geordnetem Lebenswandel, dabei die warme Liebe zum Christenvolke, die überall durchblickt, — das Alles charakterisirt den liebenswürdigen und edel gesinnten, aber an großer Unklarheit und Selbstüberschätzung leidenden Schwärmer. Zu beklagen ist es, daß E. durch rigoroses Vorgehen seiner Vorgesetzten — man vermuthete wol ein Wiederaufleben des Lichtfreundthums — zum Märtyrer gemacht wurde; er erhielt seinen Abschied aus dem Heere und siedelte nach Berlin, später nach Potsdam über. Durch Vorträge und Broschüren suchte er, durch sein Martyrium berühmt geworden, für seine Ideen in unermüdlicher Weise Propaganda zu machen. Die Anhänger der „Ethischen Gesellschaften“ in Deutschland und in der Schweiz erhoben ihn enthusiastisch auf den Schild und feierten ihn als neuen Reformator. Als er 1898 im Alter von 51 Jahren starb, war auch der Einfluß seiner Reden und Schriften verschwunden.

Schriften: „Bericht über die Pfingstversammlung 1891“; „Das einige Christenthum“ (Ernste Gedanken. Weiteres und Ausbau. Bericht über die Pfingstversammlung) 1891; „Ernstes Wollen“, 1891; „Versöhnung. Zusammenschluß aller das Gesammtwohl fördernden Bestrebungen“, 1894; (Fortsetzung unter dem Titel: „Monatsschrift“ 1896); „Leitworte“ 1894; „Beseitigung der Classengegensätze“, Vortrag am 8. November 1895; „Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragscurse, veranstaltet von den Gesellschaften für ethische Cultur in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz (Züricher Reden)“, 7 Bände, Bern 1896/97; „Gedanken über Erziehung“ (Sammlung pädagogischer Vorträge, X. Band 6. Heft. 1897).

Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung 1899, Nr. 1. — J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte [13] (1899) II 2, S. 284 f.

E. Chr. Achelis.

Egika, Westgothenkönig, 24. Nov. a. 687 bis c. 15. Nov. a. 701, Eidam seines Vorgängers Erwich (15. Oct. 680 bis c. 15. Nov. a. 687, s. den Artikel), Neffe König Wamba's (s. den Artikel), berief vor allem ein Reichsconcil (zugleich Reichstag) nach Toledo (XV. Concil von Toledo, a. 688), sich von einem Widerstreit von Eiden befreien zu lassen. Er hatte nämlich bei der Vermählung mit Eurich's Tochter Cixilo diesem schwören müssen, die königliche Familie in allen Dingen zu schützen und in nichts zu schädigen und bei der Thronbesteigung hatte er den verfassungsmäßigen Königseid geleistet, gegen alle Unterthanen der Gerechtigkeit zu walten. Da nun unter Eurich manche Vornehme, vermuthlich Anhänger des von diesem gestürzten Königs Wamba (s. den Artikel), ungerechtermaßen sammt ihrem Vermögen Gesippen Eurich's als Knechte zu eigen gegeben worden waren, so mußte E., wollte er seinem Königseid gemäß diese Verunrechteten wieder in Freiheit und Vermögen einsetzen, nothwendig jene Verwandten Eurich's schädigen. Das Concil entband ihn des „privaten“ Schwurs, soweit er mit dem Herrschereid unvereinbar.

In diesem Reich ist bei jedem König von grundsätzlicher Bedeutung die Stellung, die er gegenüber dem übermächtigen Bischofthum einnimmt (s. die Artikel Leovigild, Rekared, Svinthila, Sisinanth, Kindasvinth, Rekisvinth, Wamba, Eurich, Witika): E. nun war nicht ganz so schwach und bischofergeben wie sein Schwiegervater, der die Krone einer Priesterverschwörung verdankt hatte (s. den Artikel). Grade deshalb wollte die kirchliche Partei E.

beseitigen und durch ein willfährigeres Werkzeug ersetzen, wie ihr das nur zu oft schon gelungen war. Ihr Führer war der hochgeborne und hochfahrende Metropolitan von Toledo Sisbert, ein echtes Spiegelbild der damaligen gothischen Priesterschaft und ihres auf völlige Beherrschung des Staates gerichteten Sinnes. Der hochmüthige Prälat, der sich selbst mit dem von der heiligen Jungfrau Sanct Hildifuns vom Himmel herab gebrachten heiligen Gewand, der „sancta cuculla", zu bekleiden herausnahm, setzte eine Verschwörung im Palast und eine gleichzeitige Erhebung in den Provinzen ins Werk: der König und seine Gesippen sollten ermordet werden; allein der Plan ward entdeckt, die Empörung niedergeschlagen, Sisbert verhaftet und von dem XVI. Concil (zugleich Reichstag) zu Toledo a. 693 mit Excommunication, Absetzung, Vermögenseinziehung und Einbannung in ein Kloster gestraft: ein Laie wäre dem Tode nicht entgangen.

Im nächsten Jahre richtete das XVII. Reichs-Concil von Toledo über eine angebliche Verschwörung der Juden im Gothenreich mit ihren Glaubensgenossen in Nordafrika, wie man behauptete auch mit den dort jetzt herrschenden Arabern behufs einer Landung in Spanien und Erlösung der spanischen Juden von dem Joch grausamster Verfolgung, das seit König Sisibut (a. 612 bis 620, s. den Artikel) auf ihnen lastete: ist die Beschuldigung begründet, wofür manches spricht, so erklärt dies Unternehmen die Verzweiflung der Unseligen, für die der Gothenstaat eine lebenslängliche Strafe ohne Vergehen war, zumal im Vergleich mit der günstigen Lage der Juden unter der Herrschaft des Islam. Das von dem Concil über die sämmtlichen Juden — nicht nur die des Verrathes Beschuldigten — verhängte Strafgericht war furchtbar: alle erwachsenen Juden wurden verknechtet, sie wurden aus ihren Wohnsitzen ausgehoben und unter die christlichen Familien vertheilt, ihr Vermögen ward eingezogen, alle mehr als sechsjährigen Kinder wurden ihnen weggenommen, christlich erzogen und mit Christen verheirathet, so daß im Laufe des nächsten Menschenalters die Auffaugung der Verhaßten hätte vollzogen sein müssen, hätte das Gothenreich noch so lange bestanden. Es gelang dem König seinen Sohn Witika, den er vorher zum dux von Gallaecien (zu Tuy) bestellt hatte, zu seinem Mitherrscher zu erheben und ihm dadurch die unangefochtene Nachfolge zu sichern, als E. am 15. November a. 701 zu Toledo starb.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen V, 1870, S. 219 f. VI², 1885, S. 419, 482. Dahn.

Eginhard (Pseudonym für Gotthard Freiherrn von Buschman), Dichter und Schriftsteller auf verwaltungsrechtlichem Gebiete, geboren am 10. November 1810 zu Ragendorf (nach Andern am 9. November zu Wien), erhielt seine Ausbildung in Wien und studirte auch an der Hochschule daselbst die Rechtswissenschaft. Im J. 1832 zum Doctor der Rechte promovirt trat er als Conceptspraktikant bei der k. k. allgemeinen Hofkammer in den Staatsdienst und zeigte sich fortan von besonderem Pflichtgefühle für die Aufgaben seines Berufes durchdrungen. Schon als junger Beamter veröffentlichte er die fleißige und instructive Schrift: „Ueber die österreichische Staatsbürgerschaft" (Wien 1833). Stets von der Nothwendigkeit einer constitutionellen Verfassung für seinen Heimathsstaat überzeugt war er auch Mitglied des berühmten juridisch-politischen Lesevereins in Wien, welcher für die freiheitliche Gestaltung der Verhältnisse Oesterreichs im J. 1848 von so hervorragender Bedeutung wurde. In dem erwähnten Jahre wirkte er als Mitglied der Wiener Nationalgarde mit regem Eifer für Freiheit und Ordnung in der kampfdurchtobten Residenzstadt. In seiner amtlichen Stellung finden wir ihn später als Beamten des Finanzministeriums, woselbst er seit 1861 eine

Ministerialrathsstelle bekleidete und als Referent des obersten Gefällsgerichtes fungirte. Unter seinen amtlichen Leistungen ist besonders die Wirksamkeit als Regierungsvertreter für die Forstservitutsregulirung auf den Staatsdomänen in Oberösterreich und Salzburg hervorzuheben, wobei er auf die wirthschaftliche Existenz des betheiligten Bauernstandes besonders Rücksicht zu nehmen bestrebt war. Im J. 1872 wurde Frhr. v. Buschman in auszeichnender Weise in den Ruhestand versetzt, in welchem er jedoch fortwährend schriftstellerisch und poetisch thätig blieb bis zu seinem am 21. August 1888 zu Maria Enzersdorf bei Mödling erfolgten Tode.

Neben seiner ersprießlichen amtlichen entwickelte Gotthard Frhr. v. Buschman unter dem Decknamen: Eginhard aber auch eine reiche poetische Thätigkeit. Ein großer Freund der Natur und ihrer Schönheiten hatte er schon als junger Mann eine Fußreise nach Schweden und Lappland unternommen, die nicht ohne Einwirkung auf seine spätere litterarische Entwicklung blieb und sein Interesse namentlich auch der skandinavischen Natur- und Sagenkunde zuwandte. Aber auch die schönsten Gebirgsgegenden Oesterreichs und der Schweiz hatte er besucht und manchen aussichtsreichen Alpengipfel erstiegen. Seine Freude an der Kenntniß fremder Länder und Gegenden bethätigte er selbst noch in seinem höheren Alter, da er Spanien, Italien und den Orient sich zum Ziele seiner Reisen erwählte.

Hatte E.-B. schon in Zeitschriften und Almanachen frühzeitig Proben seiner poetischen Begabung niedergelegt, so trat er auch bald mit einem größeren dichterischen Werke hervor, es ist dies die Sammlung „Marienkranz" (Leipzig 1840), welche den Dichter als Anhänger echter Romantik zeigt. Er widmet darin einer wie der „Prolog" darlegt, frühzeitig geschiedenen Geliebten eine Zahl lebendig entworfener epischer Bilder, in denen er verschiedene historisch merkwürdige weibliche edle Gestalten vorführt, welche den Namen Maria getragen, von Maria der Mutter Jesu an bis in die neuere Zeit herab. Der Dichter hat dabei Gelegenheit, auch in den Naturschilderungen mancher der ihm lieb gewordenen Gegenden zu gedenken, welche er auf seinen Reisen selbst kennen gelernt. Auch ein dramatisches Stück: „Marie Ypsilantis", welches den griechischen Freiheitskampf der neueren Zeit zum Hintergrunde nimmt, findet sich in dem ansprechenden Buche. — Nicht lange nach dieser Veröffentlichung verherrlichte der Dichter in den sieben Gesängen „Auf nach Norden" (1844) mit dichterischem Schwunge die Schönheit der skandinavischen Landschaft und die Tüchtigkeit der männlichen, wie die edle Sinnigkeit der weiblichen Bewohner jenes nordischen Gebietes und errang mit diesem poetischen Werke namentlich auch in Schweden selbst besondere Anerkennung. Eine spätere Sammlung kleinerer Dichtungen erschien unter dem Titel „Singen und Ringen" im J. 1856, dieselbe enthält neben christlich-frommen Anklängen im edelsten Sinne des Wortes und manchem philosophisch vertieften Gedichte eine Zahl epischer erzählender Stücke, welche wieder von der plastischen Darstellungsweise des Poeten beredtes Zeugniß ablegen und zum großen Theile dem geschichtlichen Gebiete, auch dem der Volkssage entnommen sind. In manchem der Lieder und erzählenden Gedichte kommt selbst ein gewisser Humor zur Geltung und verschiedene aphoristische Sprüche erweisen die freiheitlichen Anschauungen des feinsinnigen Poeten. Das dramatische Fragment der Sammlung „Aus Faust's Jugend" bietet eine eigenartige Scene als Beitrag zu dem vielbehandelten Fauststhema. Bevor des letzten epischen Werkes Eginhard-Buschman's gedacht wird sind noch zwei größere dramatische Dichtungen zu erwähnen, nämlich das der nordischen Sage entnommene „dramatische Märchen": „König Ragnar's Hort" (Wien 1865) und das historische Volksschauspiel:

„Graf Rudolf vor Basel" (Wien 1882). In beiden Stücken zeigt sich ein nicht belangloses dramatisches Talent. In dem nordischen Drama hat der Dichter in kräftigen Zügen nordische Recken, namentlich den König Ragnar und die kühne und doch weiblich fühlende Frauengestalt Aslög gezeichnet und der märchenhaften Handlung Leben und Bewegung zu verleihen verstanden. Das Rudolf in den Vordergrund stellende Drama weist uns eine Episode aus dem Leben des vor der Stadt Basel gelagerten Grafen von Habsburg, die mit dessen Wahl zum römisch-deutschen Kaiser abschließt. Bewegte Turnier- und Lagerscenen und die recht charakteristisch entworfenen Bürger-, Ritter- und Mädchengestalten verleihen dem als patriotisches Festspiel gedachten Stücke neben einer geschlossenen Handlung mehr als ephemeren Werth. Die letzte (epische) Dichtung Frhr. v. Buschman's und zugleich die umfangreichste ist das „Lied von Herzog Friedel und Sänger Osly" (Wien 1880). Der Verfasser, welcher mehrfach in seinen poetischen Werken der Bewunderung für den Dichter Anastasius Grün Ausdruck gibt, hat in diesem Epos sich gewissermaßen des berühmten Vorgängers „Letzten Ritter", wenigstens in der Wahl eines der Zeitfolge naheliegenden patriotischen Stoffes und in der Form der Behandlung, zum Muster genommen. Die Hauptpersonen des Epos sind der Herzog Friedrich mit der leeren Tasche von Tirol und der Dichter Oswald von Wolkenstein. Der Poet weiß die verschiedenen historischen Beziehungen der beiden Persönlichkeiten geschickt im Liede zu verwerthen und ein großes Bild der Kämpfe und Befehdungen jener Zeit mit dem schönen landschaftlichen Hintergrunde des Tiroler Gebirgslandes vor dem Leser aufzurollen. Bearbeitungen von Originalgedichten Oswald v. Wolkenstein's erscheinen dem Texte eingestreut, welcher in 6 Gesänge zerfällt, dessen letzter in dem Preise des Landfriedens von 1423 ausklingt. Die auch von genauen historischen Studien zeugende Dichtung war noch bei Lebzeiten des berühmten Dichtergrafen Auersperg (Anastasius Grün) abgefaßt und vom Verfasser diesem im Manuscripte mit der Bitte um Begutachtung vorgelegt. Graf Auersperg hatte eine genaue Prüfung vorgenommen und es liegen noch seine Briefe vor, die höchst anerkennende Worte über dieses poetische Werk enthalten, zugleich aber Aenderungen vorschlagen, welche der Verfasser gewissenhaft befolgt und damit dem Ganzen eine festere Gestaltung verliehen hat. Den Druck des Werkes hat Anast. Grün nicht mehr erlebt, E.-B. aber dasselbe pietätvoll „den Manen" seines ruhmvoll bekannten Berathers gewidmet.

Um der Thätigkeit dieses vielseitigen Mannes auch auf verwaltungs- und staatsrechtlichem Gebiete vollständig gerecht zu werden, seien noch seine sachlich eingehende Schrift: „Ueber das österreichische Forstwesen" (1848), die historisch-politische Studie: „Die niederösterreichischen Landstände und die Revolution in Oesterreich" (1850), die vortreffliche Arbeit: „Strafrechtlicher Schutz des Parlamentarismus in Oesterreich" (Wien 1879) und die einschneidende Fragen der österreichischen Beamtenorganisation behandelnde Broschüre: „Adel und Beamtenthum Oesterreichs mit besonderer Bedachtnahme auf eine Dienstpragmatik für Staatsbeamte" (Wien 1886) hier angeführt. Durch letztere Schrift hat der Verfasser sich den besonderen Dank der darin vertretenen österreichischen Staatsbeamtenschaft erworben.

Erbetene Mittheilungen vom Sohne des hier Besprochenen, Herrn k. k. Ministerialrath Hugo Baron v. Buschman in Wien. — Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter d. 19. Jahrh. Leipzig. I. Bd. — Zu vgl. auch der Anast. Grün's Briefe an Buschman enth. Aufsatz von A. Schlossar in der N. Fr. Presse, 5. April 1903, Lit.-Blatt.

A. Schlossar.

Egle: Joseph von E., Architekt, kgl. württembergischer Hofbaudirector. Geboren am 23. November 1818 in Dellmensingen, OA. Laupheim, widmete er sich frühe dem Baufach, in welchem er vermöge seines klaren Verstandes und seiner künstlerischen Begabung bald zu den höchsten Würden und Ehren sich emporschwarg. An der Gewerbeschule in Stuttgart und am Polytechnikum in Wien vorgebildet, vervollständigte er seine Studien unter Strack und Böttticher an der Berliner Bau-Akademie, sowie unter Förster in Wien. 1842 ging er als Correspondent der „Allgemeinen Bauzeitung" auf Reisen nach Norddeutschland und England und nahm dann zu seiner praktischen und künstlerischen Vervollkommnung längeren Aufenthalt in Paris, München und Italien. Im J. 1848 in seine Heimath zurückgekehrt, übernahm er am 1. November dieses Jahres die Leitung der kurz zuvor gegründeten Stuttgarter Baugewerbeschule, die er aus bescheidenen Anfängen auf die Höhe einer Musteranstalt ihresgleichen gebracht hat. Ein paar Jahre später wurde ihm auch ein Lehrauftrag an der polytechnischen Schule übertragen und gleichzeitig eröffnete er eine Privatpraxis, indem er zunächst eine Anzahl bürgerlicher Wohnhäuser, Schulgebäude und kleinere Kirchen übernahm. Als abgesagter Feind jeder Scheinarchitektur verließ er die herkömmliche Fachwerksconstruction, um den unverblendeten Massivbau zu pflegen, dem er, als für Stuttgart ein neues Baustatut berathen wurde, durch sein entschiedenes Eingreifen zum Sieg in dieser Stadt verhalf.

Im Jahre 1857 berief ihn König Wilhelm I. zu seinem Hofbaumeister und dessen Nachfolger Karl übertrug ihm nach seinem Regierungsantritt die Neueinrichtung der Wohnräume im kgl. Residenzschloß (1864—67). Schon 1860 wurde ihm der Bau des neuen kgl. Polytechnikums übertragen; dieser in den edelsten Formen italienischer Renaissance gehaltene Bau zeichnet sich ebensowol durch seine praktische innere Eintheilung, als durch Gediegenheit der technischen Ausführung vortheilhaft aus. Bei Gelegenheit der Einweihung des Gebäudes wurde dem Meister das Ehrenbürgerrecht der Stadt Stuttgart verliehen. Bald nach Vollendung des Polytechnikums hatte er die Freude auch für seine ihm so sehr ans Herz gewachsene Anstalt ein neues Heim bauen zu dürfen (1867—70). Dieser Bau ist in den Formen französischer Renaissance ausgeführt und zeichnet sich besonders durch zwei schöne Lichthöfe aus. Noch glänzender als im Gebiete der Renaissance trat sein Talent als Gothiker hervor. Die im frühgothischen Geschmack erbaute katholische Marienkirche in Stuttgart zählt in ihrer einfachen und ruhigen Erhabenheit ohne Zweifel zu den schönsten gothischen Kirchen der Zeit. Außerdem baute er die neue katholische Kirche in Tübingen (1876—78), ebenfalls in einfachen frühgothischen Formen. Vielfach leitete er die Wiederherstellung alter Kirchen, schon 1855 ist er Beirath beim Münsterbau in Ulm und besorgte die Erneuerung der Eßlinger Frauenkirche, der hl. Kreuzkirche in Gmünd, der Kirche zu Weil der Stadt u. s. w. Neben den vielfachen Obliegenheiten seines Berufs, die ein genaues Eingehen auf Personen und Sachen und ein allzeit fertiges Urtheil erheischen, wußte er mit kluger Einsicht und planmäßiger Pünktlichkeit arbeitend und seiner unverwüstlichen Arbeitskraft und dem rastlosen Schaffensdrang keine Erholung gönnend, auch noch Zeit zu schriftstellerischen Leistungen zu gewinnen. Er stellte eine Theorie mathematischer Körperflächen auf und lieferte gediegene Aufsätze in die vom Stuttgarter Bauvereine herausgegebene Zeitschrift. Seine letzte Monographie war eine solche über die Frauenkirche zu Eßlingen. 1884 erhält er den Titel Hofbaudirector und das Amt des Vorstands der kgl. Bau- und Gartendirection. Welches Ansehen E. nach außen genoß, geht aus der Thatsache hervor, daß er seit 1866 bei zahlreichen Con-

currenzen, unter anderen bei denjenigen für das Hamburger Rathhaus, die Straßburger Universität und das Reichstagsgebäude als Preisrichter berufen wurde. Für seine Schule bearbeitete er ein treffliches Vorlagenwerk, das ihn als feinen Kenner der Baustile und der geschichtlichen Entwicklung der Architektur, sowie als trefflichen Zeichner bekannt machte. Mit der Anlage zu klarem systematischem Denken und freiem schöpferischen Vollbringen verband sich eine gründliche wissenschaftliche und technische Ausbildung, was ihn zum leitenden Schulmann und selbständigen Architekten gleich tüchtig machte. Er starb am 5. März 1899, 81 Jahre alt. An öffentlichen Ehrungen aller Art hat es ihm nicht gefehlt, er war Mitglied der Akademien zu Wien, Berlin, München und des Royal Institut of British Architects in London.

Centralbl. d. Bauverwaltung 1899, Nr. 21. — Beil. z. Münch. Allg. Ztg. 1899, Nr. 57. — Biogr. Jahrb. 4, 73. — Schwabenland 1899, Nr. 6.

Max Bach.

Egler: Ludwig E., hohenzollernscher Dichter und Schriftsteller, wurde am 24. August 1828 in dem damaligen fürstlich hohenzollernschen Residenzstädtchen Hechingen geboren, als Sohn des Seifensieders Karl E., dessen Großvater im 18. Jahrhundert dahin aus der Schweiz eingewandert war. Familienverhältnisse zwangen den begabten, nach Wissen drängenden jungen Mann, sich nach der Volksschule dem väterlichen Gewerbe zu widmen, woneben er sich durch Lecture und Selbststudien unablässig fortbildete. Länger kränklich gewesen, ging er erst im 21. Jahre, 1850, auf die übliche Wanderschaft, durch Württemberg rheinabwärts bis Westfalen; in Darmstadt und Neuwied arbeitete der Gesell am Siedkessel und zog Dochte durch Lichter. Dann focht er sich übers Hannöversche und Braunschweigsche — in Helmstedt trat er wieder in Arbeit — nach dem Osten durch, um in Berlin, Dresden, Weimar Museen, Theater und Bibliotheken zu besuchen. So war dieser Jüngling mit den Siebensachen im Felleisen auf dem Rücken also kein Durchschnittshandwerksbursche: nach freien, weiten Blicken in Natur und Cultur stand der Sinn des Lerndurstigen, und seine Aufzeichnungen aus jenen Jahren „auf der Walz" belegen diesen Trieb, die schöne Welt zu sehen, um die Eindrücke des geistig Großen in sich einzusaugen. So hat E. danach auch Oesterreich, die Schweiz und das Elsaß bereist, mit wahrem inneren Nutzen. 1854 mußte er sich daheim in Hechingen niederlassen, um das Siedereigeschäft des Vaters zu übernehmen. Rastlos war er fürder bemüht, sich durch regelmäßige Umschau über die Fortschritte der allgemeinen Bildung in der Enge des kleinlichen Horizonts seines Heimathsländles und Wohnsitzes auf dem Laufenden zu erhalten. E. blieb der geliebten Muse treu und fand in ökonomisch-socialer Unabhängigkeit und glücklichstem Familienleben die Möglichkeit, litterarisch, namentlich auch journalistisch zu wirken. Dabei trat der um Communal- und Landesverwaltung verdiente Mann entschieden jedem Rückschritt entgegen, bis sein Streben, aufs Empfindungs- und Gemüthvolle angelegt und nicht für den Tagesstreit actueller Politik, angesichts der übermächtigen klerikal-conservativen Gegnerschaft sich vom öffentlichen Leben ab- und außer humanitären Bestrebungen seinem Schaffen, der Freude an den Geheimnissen heimathlicher Natur und Volksseele ausschließlicher zuwandte. Seit 1871 hat er eine Reihe von Jahren die „Hohenzollernschen Blätter" redigirt.

Insbesondere widmete er schon von früh an die wärmste Theilnahme dem Sammeln und Verarbeiten aller Mittheilungen und alles Wissenswürdigen über Vergangenheit und Civilisation des hohenzollernschen Gebiets, und aus dieser unermüdlichen herzlichen Hingabe entsprangen wol alle seine Veröffentlichungen. Schon sein eigentliches Erstlingswerk (1857): „Sonetten-Kranz

zur Erinnerung an das Leben und den Tod der Fürstin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen", einer geistig bedeutenden, Wohlthaten halber warm verehrten Frau († 1847). Das nächste, größere Ergebniß jener sorgsamen Thätigkeit, „Aus der Vorzeit Hohenzollerns. Sagen und Erzählungen" (1861), brachte Volksüberlieferungen und Legenden poetisch gefaßt, allerhand geschichtliche Sagen in gewandter Balladenform, dazu culturgeschichtliche Prosaerzählungen. Eigentlich galt es als achte Lieferung oder Supplement 1. Lieferung zu J. Barth, „Hohenzollernsche Chronik oder Geschichte und Sage der hohenzollernschen Lande", enthält auch die sog. „Hohenzollernsche Hochzeit" von 1599 in Prosaform und einen Artikel über Volksbelustigungen. Hiermit hängt, durch „Der Sylvesterabend im Spiegel des Volksglaubens. Ein ländliches Bühnenstück" (1870) repräsentirt, sein erster Ausflug ins dramatische Fach zusammen, in welch letzterem er sich dann auch in „Deutschlands Ehrenkampf 1870—71. Dramatische Bilder" (1873) versucht hat. Es entwickelte sich aus dieser Beschäftigung mancherlei, theilweise innige Beziehung zu Freunden solcher Pflege der Kenntniß „guter alter" Zeit, so zu dem grundgelehrten Bonner Professor Anton Birlinger, Graf Stillfried, Michael Buck, dem E. mannichfach verwandten, u. a., mit denen er seitdem Briefe, Bücher, Besuche wechselte — das Glück und der Stolz des litterarisch einsamen Mannes. Sein genanntes breiteres Werk brachte es, nachdem E. unter Birlinger's fortwährenden Anregungen seine Kenntniß und Materialsammlung in engerer Territorialhistorie immer mehr ergänzt und vertieft hatte, 1895 zu einer völligen Neugestalt als „Mythologie, Sage und Geschichte der hohenzollernschen Lande", die beste Zusammenfassung des einschlägigen Stoffes, nur durch seine eigene reiche Specialbibliothek ermöglicht. Andererseits stellte er seinem angeführten poetischen Debüt noch 1884 ein „Leben der Fürstin Eugenie von Hohenzollern" zur Seite. Außerdem hat er sich durch Aufschluß und Erschließung der heimathlichen Gegenden vielfältiges Verdienst erworben. Dahin rechnen: „Führer durch Hohenzollern. Ein Handbüchlein für Reisende. I. Führer durch Hechingen und die Burg Hohenzollern" (1863; neubearbeitet 1898); „Der Curort Imnau mit Umgebung und die Stadt Haigerloch" (1864), „Schwefelbad Sebastiansweiler und Umgebung" (1886), die auf die Dauer werthvolle, wenn auch nicht streng kritische „Chronik der Stadt Hechingen" (1887), nach dem Urtheile von Kennern gründlich und einsichtsvoll, eine gediegene stoffreiche Festschrift zur 1100jährigen Jubelfeier seines Geburtsorts.

E. vermochte daneben die Lust, seine Beobachtungen wie seine Gefühle dichterisch und in der geliebten heimischen Abart des schwäbischen Dialekts wiederzuspiegeln, auch unter dem Drucke der prosaischen Alltagsbeschäftigung nicht zu bändigen. Im J. 1855 ließ er zuerst ein Gedicht drucken, und von da an hat er den Musendienst nie abgebrochen. Seine Sammlung dieser Erzeugnisse, „Aus'm Zollerländle. Gedichte und Volksthümliches in schwäbischer Mundart", 1881, leitet ein mehrstrophiges köstlich naives Bekenntniß „Wia oam d' Versle kommet", ein, dessen bezeichnender Anfang lautet: „Miar sitzt's so warm im Heaza drinn, 'S thuat wunderbarlich treiba; Gedanka kummt miar in Sinn, Ka's saga kaum und schreiba. Au wechslet's oft, — bald ischt es trüab, Bald hell wia Summermorga, 'S isch, wia wenn oas a schtille Liab Im Heaza hält verborga". Es tritt hier alles in selbständiger poetischer Form vor uns hin. Daneben stellt sich der Schluß des poetischen Grußes, mit dem der alte E. zu Anfang seines genannten Compendiums „Mythologie u. s. w." 1894 den Leser ins „Reich der Sage" einführt: „Das Liederspiel der Sage ist verklungen Gleich einem abendlichen Harfenhauch, Tief hat es mich und wunderbar durchdrungen, Und was in meine Seele sie gesungen,

Ich geb' es wieder nach Poetenbrauch". Dies betrachte man als Motto seines vielgeübten Reproducirens.

E. war sicher kein Localgeschichtensammler und Gelegenheitsgedichte verbrechender Handwerksmeister im gewöhnlichen Sinne. Ein berufener Richter seiner ortsgeschichtlichen Arbeiten, der ihn auch genau gekannt und liebevoll geschildert hat, der fürstliche Hofrath und Archivdirector Dr. K. Th. Zingeler in Sigmaringen, sagt, E. sei stets ernst und gemessen, grüblerisch, kein Kopfhänger gewesen, selbstbewußt ohne Hochmuth. Er wie ein anderer persönlicher Bekannter, der Nekrologist der „Frankf. Ztg.", erwähnen Egler's merkwürdiges fesselndes bezw. glänzendes weit schauendes Auge, der letztere auch seinen echten Dichterkopf. Ueber seinen Werth und sein Sonderwissen wol klar, lernte er doch bescheiden immer gern gerade auf dem Felde, da er so gut zu Haus war, der Kunde von Bau- und Kunstdenkmälern, der vor- und frühgeschichtlichen Tradition Hohenzollerns von anderen. Auch die äußeren Anerkennungen fürstlicherseits, die Vertrauens- und Ehrenämter bei Gemeinde und Staat stiegen dem aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden, in ihnen als Geschäftsmann drinsteckenden, nicht zu Kopfe; das Glück geistiger Arbeit, die Wonne litterarischen Gelingens, das Lob berufener Kenner, überwogen ihm jene Würdigungen bei weitem. Aus den zwei letzten Strophen der oben citirten autobiographischen mundartlichen Selbsteinführung charakterisiren ihn folgende Worte sehr deutlich in dieser Hinsicht: „Ma möcht's nau saga jederma Sei Glück, sei Innras, zeiga . . . Nur hie oder do, am reachtan Oat Und au zua gwissa Schtunda, do kama's saga, findt ma d' Woat zu dem, was 's Heaz empfunda . . . Schön reiht ses anander a, Was aus'm Heaza klunga; So geit's halt no a Liadle na Wia des, wo grad i gsunga".

Vgl. J. Kehrein, Biographisch-litterar. Lexikon d. kathol. dtschn. Dichter im 19. Jhrh. I 85 (gibt auch an: „Alles f. d. Himmel. Mit Gedichten aus d. Engl. Mit Dr. Plifke. Ravensburg 1865. — Beiträge in Lang's Hausb. u. verschied. kathol. Zeitschr."); Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhrh.[4 u. 5] I 307 (535); Wienstein, Lex. d. kathol. dtsch. Dichter (1899) S. 89 f. — Aus den Nachrufen der landsmännischen Zeitungen und Zeitschriften sind zu nennen: Hohenzollernsche Blätter (die er einst leitete) v. 3. Aug. 1898, Hohenzollernsche Volksztg. v. 4. Aug., Schwarzwälder Bote, Schwäbisch. Merkur, Tübing. Chronik, alle schon am Todestage; Blätter des Schwäb. Albvereins; „Schwabenland" 1898 Nr. 17 (v. A. Holder; mit Egler's Bild); seines Freundes Birlinger „Alemannia" XXVI S. 190—191 (A. Holder). Alle diese Nekrologe verzeichnet der gediegene warme Artikel Zingeler's, den wir mit Dank benutzten, in Bettelheims „Biogr. Jhrb. u. Dtsch. Nekrlg." III 115—7; vgl. außerdem (L.) L(evi = Hechingen?) i. d. „Frankftr. Ztg." v. 3. Aug. 1898 Abendbl., S. 2.

Ludwig Fränkel.

Egli: Johann Jacob E., als Geograph bekannt durch vielverbreitete Schulbücher und größere Werke über Namenforschung, ist geboren 1825 zu Laufen-Uhwiesen im Kanton Zürich, als der Sohn eines Volksschullehrers. Nachdem er anfangs ebenfalls in dieser Stellung zu Flaach und Winterthur, dann als Fachlehrer für Geographie und Naturkunde an der Realschule in St. Gallen gewirkt hatte, promovirte er 1865 in Zürich zum Dr. phil. („Die Höhlen des Ebenalpstocks"), habilitirte sich hier im Jahr darauf als Privatdocent für Erdkunde („Die Entdeckung der Nilquellen"), übernahm 1872 geographischen Unterricht an der Kantonsschule, wurde 1883 außerordentlicher Professor desselben Faches an der Universität — die erste derartige Ernennung in der Schweiz — und starb am 24. August 1896. Die Erfahrung, die er

sich auf allen Stufen des Unterrichts sammelte, verbunden mit Klarheit und Anschaulichkeit der Methode, machte ihn zu einem geschätzten Lehrer und pädagogischen Schriftsteller; seine Schweizerkunde, Erdkunde, Handelsgeographie, alle in größeren und kleineren Ausgaben, erschienen bis zu 16 Auflagen und wurden zum Theil in fremde Sprachen übersetzt; seine stattliche, schon 1875 mit Hülfe vieler Schweizer im Auslande angelegte Schulsammlung für den erdkundlichen Unterricht fand weithin Nachahmung. Ebenfalls um diesen zu beleben und zu vertiefen zog er früh (Erdkunde 1860 ff.) die Erklärung der geographischen Namen bei: „die Namen können besseres werden als Gedächtnißkram; sie sollen lebendig werden und auferstehen als redende Zeugen des Menschengeistes". So wurde für den in vielen Sprachen Beschlagenen die Namenforschung zum Lieblingsgebiet. Egli's Hauptwerk, eine Leistung eisernen Fleißes, namentlich durch die Ausbeutung der Quellen zur Entdeckungsgeschichte vom 15. bis 19. Jahrhundert, sind seine „Nomina geographica, Versuch einer geographischen Onomatologie" 1872 (17000 Namenerklärungen mit systematischer Abhandlung), 2. Auflage 1893 (42000 Namen, die Abhandlung frei erneuert und separat als „Der Völkergeist in den geogr. Namen" 1894). Das Werk ist der erste Versuch, die Namenforschung umfassend und von allgemeinen Gesichtspunkten aus, als Zweig der historischen Geographie, zu bearbeiten. Das Hauptergebniß liegt ausgesprochen in dem Satze: „die Namengebung, als Ausfluß der geistigen Eigenart je eines Volkes oder einer Zeit, spiegelt sowohl die Culturstufe als auch die Culturrichtung der verschiedenen Volksherde ab". Als eine Art historischer Unterbau folgte 1886 eine „Geschichte der geographischen Namenkunde" (ein Vorläufer, mit Karte, schon 1884 im Programm der Zürcher Kantonsschule, die Schweiz beschlagend), welche ihrerseits wieder weitergeführt wurde in einer Reihe von Berichten „Ueber die Fortschritte der geogr. Namenkunde" (Wagner's Jahrbuch 1883/95). Neben diesen Hauptarbeiten, die dem Verfasser Ehrungen vieler gelehrter Gesellschaften eintrugen, liegen etwa 70 kleinere Publicationen vor, manche über einzelne Namen (so, auf Anfragen hin, in der Zeitschr. f. Schulgeographie), mehrere historischen Inhalts (Jermaks Kriegszug 1578/81 und die Lage von Sibir, Zeitschr. f. w. G. 1880; Hans Jacob Friesen Reise durch Sibirien 1776, ebenda 1882; Zum 100jährigen Gedächtniß eines Braunschweigers [Joh. Heinr. Reß], Zeitschr. d. Harzvereins 1895), einige im Anschluß an Tagesfragen (Die neuen schweizerischen Alpenstraßen, Gaea 1878; Zur Geschichte der Gotthardbahn 1880; Zur Würdigung geogr. Litteratur Amerikas, Rundschau 1884 und 1888; Areal und Tiefe der Schweizerseen, Petermann's Mitth. 1893), dazu Referate an Geographen- und Philologentagen (Dresden 1886, Zürich 1887), u. a. Wegleitend, zunächst für die sog. Hirt-Seydlitz-Commission, wurde Egli's Lösung der schwierigen Frage bezüglich Schreibung und Aussprache geogr. Eigennamen, und von ähnlichem Werth sind seine Thesen betreffend die Aufgabe der Schule im Gebiete der Namen (vgl. Zeitschr. f. Schulgeogr. XV u. XVII). Auf sorgfältig gesammeltem Material beruht eine der letzten Arbeiten: „Die ethnische Form der Ortsnamen des Kantons Zürich" (Vortrag in d. Gesellsch. f. deutsche Sprache in Zürich 1895). Seine große Sammlung onomatologischer Litteratur vergabte E. der zürcherischen Stadtbibliothek. — Biographische Notizen, offenbar nach directen Erkundigungen, gab schon 1886 Umlauft in seiner Deutschen Rundschau f. Geogr. u. Statistik VIII. 6. Heft (mit mißlungenem Bilde). Nekrologe in der Neuen Zürcher Zeitung 1896, Nr. 245, von E. Oppermann in Hettner's geogr. Zeitschr. 1896, S. 601 ff., von W. Wolkenhauer im „Globus" 1896, S. 196, und anderwärts.

Emil Egli.

Ehlers: Otto E., Reiseschriftsteller, geboren am 31. Januar 1855 zu Hamburg, † im September 1895 bei der Durchquerung des englischen Neu-Guinea. Als Sohn einer begüterten Familie erhielt E. eine Bildung, die ihn ohne besonderen Beruf auf ein behagliches Leben vorbereitete: Jurist und Corpsstudent, Einjähriger bei den Königshusaren, Gutsbesitzer in Pommern, Sportsmann; 1887 trat er mit Carl Peters in Verbindung, ging nach Ostafrika, wo er einige kleinere Reisen ausführte. Als er im Juni 1888 mit Hans Meyer und Purtscheller in Sansibar zusammengetroffen war, wurde er durch den Plan, den Kilimandscharo zu besteigen, angeregt, sich dasselbe Ziel zu setzen; er gelangte, zuerst von dem Amerikaner Abbott begleitet, im November von der Nordseite her bis auf eine Höhe jenseits von 5000 m, die aber nicht dem eigentlichen Firngipfel des Kilimandscharo angehört, wie E. in den Geogr. Mitth. von 1889 voreilig gemeldet hatte. Dieser Versuch als Forschungsreisender aufzutreten, fiel also nicht glücklich aus; E. hat ihn bis zu seinem letzten verhängnißvollen Marsch nicht wiederholt, suchte fortan seinen Ruhm mehr auf der litterarischen Seite. Nach längerem Aufenthalte in dem Dschaggagebiete kam er 1889 mit Geschenken des Häuptlings Mandara nach Berlin zurück, brachte die Gegengeschenke zu Mandara und begleitete Wißmann nach Mpapwa. 1890 trat E. eine große Reise durch Indien, Hinterindien und Südchina an, die er in drei Reisewerken „An Indischen Fürstenhöfen" (1894), „Im Sattel durch Indochina" (1894) und „Im Osten Asiens" (1896) beschrieb. 1893 nach Berlin zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der Frage der Zähmung des afrikanischen Elefanten, wußte dafür auch Colonialfreunde zu interessiren und Mittel zu gewinnen. Zu Vorstudien begab er sich neuerdings nach Indien und in das Brahmaputragebiet. Nach einem Besuche Samoas faßte er den Plan, Neu-Guinea zu durchqueren und zwar von der Bayernbucht auf der deutschen nach dem Papuagolf auf der britischen Seite. Nach vielen Schwierigkeiten, die die wahrscheinlich nicht umsichtig genug organisirte Expedition zu überwinden hatte, ging sie beim Versuch, einen Fluß zu übersetzen, auf britischem Gebiet zu Grunde. Zuerst sollte E. mit seinem europäischen Begleiter durch Scheitern eines Flosses ertrunken sein, später gelangte die Nachricht an die Küste, daß Bakoleute, die ihn begleiteten, ihn erschossen hätten. — E. war unter den deutschen Reiseschriftstellern seiner Zeit eine besondere, hervortretende Erscheinung. Elegant, gewandt, geistreich, witzig, mit einem lebhaften Sinn für das Praktische, für die Gesellschaft, Wirthschaft, Politik, war er zum Feuilletonisten höheren Stiles wie gemacht, wäre aber bei seinen vielseitigen Erfahrungen, seiner Menschenkenntniß, seiner Energie und seinem bei manchen Gelegenheiten bewiesenen Muthe, vielleicht ebenso befähigt gewesen, eine überseeische Colonie zu leiten. Ehlers' politische Urtheile sind oft von großem Scharfsinn; in Korea und Samoa hat er die Ereignisse weit vorausgesehen. Seine Klippe als Reiseschilderer ist die Oberflächlichkeit; trotzdem er sehr scharf beobachtete, stand ihm eine blendende Bemerkung, ein Witz oft höher als die einfache Wahrheit. Seine Bücher sind wegen ihrer glänzenden Darstellung viel gelesen worden (sein erstes Buch erlebte vier Auflagen), ihr Erfolg war aber nicht tief. Man wird E. immerhin zu den Schriftstellern rechnen dürfen, die den Sinn für Colonial- und Weltpolitik in Deutschland wecken halfen. Außer den genannten Büchern hat E. noch „Samoa, die Perle der Südsee, à jour gefaßt" (1896) herausgegeben, eine Sammlung von Feuilletons der Täglichen Rundschau. Das erste Buch Ehlers' war ein Band Gedichte „Kornähren" gewesen.

Biographie u. Bildniß in der D. Rundschau für Geographie 1896. Bildniß und autobiographische Daten auch in „An Indischen Fürstenhöfen I",

Nachruf Paetel's in „Im Osten Asiens". Ueber den Tod Ehlers' Deutsche Colonialzeitung. Ratzel.

Ehlert: Louis E., ein talentvoller Musikschriftsteller und Componist, geboren am 13. Januar 1825 zu Königsberg i. Pr., † am 4. Januar 1884 zu Wiesbaden. Von den Eltern zum Kaufmannsstande bestimmt, kam er in Handelsangelegenheiten nach Moskau. Dort trat der Wendepunkt in seinem Leben ein, er verließ den Handelsstand, ging um 1845 nach Leipzig und besuchte das dortige unter Mendelssohn stehende Conservatorium für Musik. Er studirte aber noch privatim bei Wilhelm Fink, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück und unternahm von hier aus Reisen nach Wien und Berlin, um sich einen Wirkungskreis zu suchen. Im J. 1850 ließ er sich in Berlin als Musiklehrer nieder und wurde bald durch seine äußere Erscheinung wie sein feines Benehmen, der Musiklehrer der vornehmen Welt. Eine reiche Heirath versetzte ihn noch in die angenehme Lage, daß er sich nur begabte Schüler auszuwählen brauchte. In den Jahren 1863—65 lebte er in Italien, vorzugsweise in Florenz, wo er den Gesangverein „Società Cherubini" leitete, den im J. 1869 auch H. v. Bülow dirigirte. Nach Berlin zurückgekehrt, beschäftigte er sich litterarisch und als Componist, brachte auch einiges öffentlich zu Gehör, zeigte sich als formgewandt, geschickt in der Ausführung, zu Rob. Schumann sich hinneigend, aber in der Erfindung unbedeutend, so daß seine Werke wol ein edles Streben zeigen, ohne auf Originalität Anspruch erheben zu können. Sie wurden auf Anregung des Componisten wol ein und das andere Mal öffentlich aufgeführt, ohne doch einen stehenden Platz in den Programmen zu gewinnen. Von 1869 bis 1871 lehrte er in der von Tausig errichteten Schule für höheres Clavierspiel, die durch den frühen und plötzlichen Tod des Gründers ein so schnelles Ende fand. Darauf wurde er von dem Kunstfreunde, dem Herzoge von Meiningen, zum Musiklehrer der herzoglichen Kinder ernannt und ließ sich dann in Wiesbaden nieder, wo er durch einen Schlaganfall ein schnelles Ende fand. Ehlert's Bedeutung liegt in seinen litterarischen Werken, die zu ihrer Zeit viel gelesen und zur Veredelung des Geschmackes, Anerkennung der musikalischen Kunstgrößen, sowohl verstorbener als lebender ein gut Theil beigetragen haben. Als Schumannianer, Verehrer von Rob. Volkmann und Joh. Brahms, versäumte er keine Gelegenheit, das Publicum auf diese Künstler und ihre Werke aufmerksam zu machen und durch eine gewandte und anziehende Darstellung das Verständniß zu vermitteln. Ganz unempfänglich zeigte er sich dagegen der Rich. Wagner'schen Musik gegenüber und auch hier versäumte er nicht, seiner Abneigung durch Spott und Sarkasmen Ausdruck zu geben, welche ihn in manchen Streit und feindliche Angriffe verwickelten. Seine „Briefe über Musik an eine Freundin" erlebten drei Auflagen und wurden ins Französische und Englische übersetzt. Seine „Römischen Tage", Reiseerinnerungen, erschienen 1867 und in zweiter Auflage 1888; „Aus der Tonwelt", Essays, 1877—1884 in zwei Bänden, enthalten die in Zeitungen verstreuten Aufsätze über welche die Bock'sche Musikzeitung 1884 S. 412 ausführlich berichtet. An größeren Compositionen, die in öffentlichen Concerten zur Aufführung gelangten sind ein Requiem für ein Kind, welches auch 1879 auf der Tonkünstlerversammlung in Wiesbaden zur Aufführung gelangte, die Ouvertüre Hafis, eine Frühlingssymphonie, die Ouvertüre zum Wintermärchen zu nennen. Im Druck erschienen Clavierstücke, Lieder und Chorgesänge.

Mendel-Reißmann's und Riemann's Musiklexikon, Bock'sche Musikzeitung 1884 S. 30 und Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Ehmann: Dr. Karl (v.) E., württembergischer Baudirector, geboren am 24. September 1827 als einziges Kind des damaligen Fabrikdirectors bei der vormals Bockshammer'schen Baumwollspinnerei in Berg-Cannstatt-Eßlingen, erhielt eine sorgfältige Erziehung und absolvirte mit Erfolg die damaligen Bildungsanstalten: Pädagogium in Eßlingen, philolog. Institut Kornthal und bis zum 15. Lebensjahr das Eberhard-Ludwig-Gymnasium in Stuttgart. Alsdann widmete er sich dem Studium der mathematischen Wissenschaften, insbesondere des Ingenieurfachs und speciell der Maschinenkunde, besuchte das damals ins Leben getretene Polytechnikum in Stuttgart und machte sodann Studienreisen nach München, Karlsruhe, Frankreich und England.

In den 40er Jahren trat E. als technischer Assistent bei der k. k. Ferdinand-Nordbahn in Dienst und war längere Zeit in Olmütz in dieser Eigenschaft. 1847 begab sich der strebsame Ingenieur nach England und später nach Nordamerika, wo er sich bald eine angesehene Stellung verschaffte und als technischer Director großer Industrieanstalten, beim Wasserbauwesen im Norden, bei Zucker- und Baumwollplantagen im Süden, in Alabama, Mont Gomery, Neu-Orleans u. s. w. ein Jahrzehnt lang thätig war. 1857 kehrte E. mit Rücksicht auf seine Eltern in seine Heimath zurück und ließ sich als Civilingenieur in Stuttgart nieder. Als solcher lenkte er bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Wasserversorgungswesen in Stadt und Land, ein damals noch wenig bekanntes Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege. April 1865 erfolgte unter dem Ministerium Geßler eine amtliche Empfehlung des damaligen Privatingenieurs zur technischen Berathung der Gemeinden, Corporationen und Stiftungen; und gar bald zeigte sich, wie viele Bedürfnisse in dieser Richtung im Lande vorlagen. Unter seiner gediegenen, zuverlässigen Leitung entstanden in wenigen Jahren eine Reihe Wasserversorgungen neueren Stils, und es häuften sich die Gesuche um technische Berathung und Unterstützung derart, daß schon 1869 ein Bauamt mit einem bestimmten, auf Wasser-, Hoch- und Maschinenbau sich erstreckenden Wirkungskreis für das öffentliche Wasserversorgungswesen gegründet wurde, um die stetig wachsenden Aufgaben bewältigen zu können.

In diese Zeit fällt der Anfang seines größten Werkes, der Alb-Wasserversorgung, welches E. in großartigen Zügen entwarf, und welches unter seiner persönlichen Leitung zur Ausführung gelangte. Sein Gedanke, durch gruppenweises Zusammengehen einer Anzahl von Gemeinden je mittelst eines Pumpwerkes mehrere Ortschaften gleichzeitig mit Quellwasser aus dem Thale zu versorgen, gab allein den Weg zur Lösung der schwierigen Aufgabe. Da die Kalkschichten des weißen Jura bekanntlich sehr stark zerklüftet sind, so fallen die Meteorwasser im Erdinnern rasch in die Tiefe und bilden in den stark eingeschnittenen Seitenthälern des Neckars und der Donau reiche Quellen, welche nun meist durch die Wasserkraft selbst nach den Alborten bis zu 310 m senkrechter Höhe gepumpt werden.

Unter Ehmann's persönlicher Leitung entstanden neun Gruppen mit 101 Ortschaften und 40 000 Einwohnern, während nach seinem Rücktritt von 1883 an weitere neun Gruppen mit zusammen 166 Gemeinden und 46 000 Einwohnern des Wassers theilhaftig wurden — alle nach dem von E. eingeführten, erprobten System. Der verstorbene Abgeordnete Moriz Mohl sagte am 3. April 1883 in der Abgeordnetenkammer, als er von der „großartigen und ruhmwürdigen Alb-Wasserversorgung" sprach, dieselbe sei deshalb so glücklich ausgefallen, weil Württemberg das seltene Glück hatte, einen Ingenieur zu besitzen, der in dieser Beziehung das Größte und Vortrefflichste geleistet habe.

Im Juli 1871 war E. vom k. Finanzministerium zum Collegialmitglied

der k. Domänendirection, der Forstdirection und des Bergraths mit dem Titel und Rang eines Oberbauraths ernannt worden. Neben den vielen Aufgaben in zwei Departements beschäftigte er sich noch mit Bearbeitung zweier größerer Fachschriften, „Das öffentliche Wasserversorgungswesen im Königreich Württemberg" (1886) und „Die Versorgung der wasserarmen Alb mit fließenden Trink- und Nutzwassern und das öffentliche Wasserversorgungswesen im Königreich Württemberg" (1871). Die Wasserversorgungen der Städte Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Tübingen, Eßlingen u. s. w., sowie einer großen Anzahl von Landgemeinden stammen von ihm, ebenso hat er die Wasserleitungen der staatlichen Anstalten Winnenthal, Hohenheim, Rottenburg, Hohenasperg, Solitude, Weißenau, Wildbad erstellt. Sein Ruf ging weit über die Grenzen Württembergs. Neben vielen hohen Orden des In- und Auslandes wurde er von der kaiserl. Bauakademie in Berlin zum außerordentlichen Mitglied und von der Landesuniversität zum Doctor honoris causa ernannt. 1883 erhielt er den Titel Baudirector. Er starb am 30. April 1889 zu Stuttgart.

*

Ehrenfeuchter: Friedrich August Eduard E., evangelischer Theologe, geboren am 15. December 1814 zu Leopoldshafen bei Karlsruhe, † am 20. März 1878 in Göttingen. Sein Vater war Volksschullehrer in Leopoldshafen, ein ungemein tüchtiger Mann, rationalistisch, ernst und tief religiös. Bald nach der Geburt seines Sohnes Friedrich wurde er als Musterlehrer nach Mannheim berufen. Dort besuchte E. das Lyceum, ein körperlich zarter, aber geistig frühreifer Knabe, in dessen Geistesart der Vater etwas die Nüchternheit vermißte. Im October 1831 bereits bezog er die Universität Heidelberg, Philologie und Geschichte (bei Schlosser), Philosophie und Theologie zu studiren. Sein Sinn für Philosophie (besonders Religionsphilosophie und Philosophie der Geschichte) und speculative Theologie wurde wol durch den Schellingianer Creuzer, vor allem aber durch den Hegelianer Daub geweckt. In der Theologie hatte der greise Dr. Paulus wenig Einfluß auf ihn, mehr zog ihn die neuere nachrationalistische Theologie an, zu der Schwarz einen gewissen Uebergang bildete, der von mehr als einer Seite durch Hervorhebung der Idee des Ethischen und des Reiches Gottes im Gegensatz zu der Herrschaft des Individualismus und Subjectivismus sich mit Schleiermacher berührte. Nach beendetem Studium war E. sechs Jahre Religionslehrer in Mannheim, blieb aber auch noch in regem Verkehr mit der Universität Heidelberg, vor allem mit den neu berufenen Professoren Ullmann und Rothe. Jetzt studirte er besonders Schleiermacher, durch den er später wesentlich beeinflußt wurde. 1841 wurde er Vicar in Weinheim, dann Stadt- und Hofvicar in Karlsruhe, wo er sich 1844 mit Angelika Fink vermählte. Sie war eine durch Geist und Gemüth ausgezeichnete Frau, die ihm bei seiner vielen Kränklichkeit 34 Jahre hindurch treu zur Seite gestanden hat. Die glückliche Ehe wurde mit 5 Kindern gesegnet.

1840 hatte E. sein erstes großes theologisches Werk vollendet: „Die Theorie des christlichen Kultus". Ausgehend von den Begriffen der Religion, des Reiches Gottes und der Kirche entwickelt er die Entstehung, das Wesen und die Gliederung des Cultus als Darstellung des Lebens Gottes in der Menschheit, des Lebens der Menschheit in Gott. Nicht von außen, sondern wie er selbst sagt, „als ein freier von selbst sich entwickelnder Lebensgedanke ist ihm der Grundgedanke, der seine Theorie des Kultus durchdringt, aufgegangen". Aesthetisch gestimmt sucht er Religion und Kunst zu vereinigen, zum rechten Inhalt auch die rechte Form kirchlichen Lebens zu finden, dabei Schleiermacher'sche Ideen selbständig verarbeitend. 1845 folgte die „Entwicke-

lungsgeschichte der Menschheit, besonders in ethischer Beziehung in Umrissen dargestellt". Das Buch ist aus Vorträgen entstanden, die im Winter 1844/45 in Karlsruhe gehalten sind. Es ist eine Art Geschichtsphilosophie von ethisch christlichem Standpunkte („Das Ethische ist das Sittliche in seinem Zusammenhange mit den göttlichen Principien"). E. will zeigen „warum man die Erscheinung Christi den Wende- und Mittelpunkt der Weltgeschichte nenne". „Die Geschichte ist beides, Entwickelung des Reiches Gottes und Weltentwickelung; beide sind in einander, aber wir können nicht zwischen beiden feste Grenzen ziehen. Man muß Unkraut und Weizen wachsen lassen bis zur Ernte, bis zum Gericht und die Weltgeschichte ist das Weltgericht, doch so, daß hier verweslich gesät wird und auferstehen wird unverweslich." In diesem Sinne schildert er den Charakter der antiken Welt, des Volkes Israel, des Mittelalters, der Reformation und der Revolution. Die Gegenwart aber ist ihm „Reminiscenz des Mittelalters und extreme Consequenz des Reformationsprincips", „Vereinigung des Gattungsmäßigen und Individuellen", was die höchste That der Geschichte ist. Das Bewußtsein, die Reflexion, ist eine Macht geworden verbunden mit Kritik. Nationalität und Kosmopolitismus, Monarchie und Republik suchen Einheitspunkte, letztere in Formen von Verfassungen. „Der Staat ist die gebildete Erde, die Kirche der keimende Himmel"; für die Erscheinung sind beide stets getrennt, was sie zusammenhält, ist ein Höheres, das Reich Gottes, darum können weder die Formen des Staates, noch die der sichtbaren Kirche die unbedingt letzten sein. Das Ziel der Weltgeschichte ist die Führung des Menschengeschlechtes zur Freiheit, d. h. zur Ueberwindung und Beherrschung der Natur.

Diese beiden Werke wurden die Veranlassung seiner Berufung nach Göttingen. 1845 trat er dort an als a. o. Professor der Theologie, Universitätsprediger und Mitdirector des homiletischen Seminars. Er wurde neben Lücke, mit dem ihn innige Freundschaft verband, eine Zierde und Segenskraft für die theologische Facultät. In seiner Grundanschauung war er mit Lücke eins und suchte gleich diesem, allem Extremen abgeneigt, mit seiner Arbeit die Kirche auf dem alten ewigen Grunde zu bauen und durch den Nachweis der Einheit von Humanität und Christenthum die Kluft zwischen Christenthum und moderner Cultur zu überbrücken. Wie viele Vertreter der Vermittlungstheologie wirkte er vor allem durch den Eindruck seiner Persönlichkeit. Er war eine außerordentlich reich und harmonisch angelegte Natur, Tiefe des Gemüthes mit Lebhaftigkeit des Geistes und einer seltenen Gabe der Receptivität verbindend, von seiner allseitiger Empfänglichkeit für das Ideale, von inniger und fester Hingabe an Christum und sein Reich, in dem er die Lösung aller Probleme der Theologie und Philosopie, die Einheit aller Gegensätze des Wissens und Lebens gefunden. Ihm war es unverständlich, daß Wissenschaft und Kirche, Theorie und Praxis, Glaube und Bildung, Kirchenregiment und akademisches Lehramt einander fremd oder gar feindlich gegenüberstehen sollten. In ihm war wissenschaftliches und praktisches Interesse vereinigt, wie sich seiner ästhetischer Sinn und plastische Gestaltungskraft harmonisch in ihm verbanden. Dabei behauptete er allerdings auch die Eigenart dieser Vermittlungstheologen, welche über der Welt in idealer Höhe schwebend die Welt im Grunde nicht verstanden und deren feinsinniger allzuzarter Geist nicht in die rauhe Luft der Wirklichkeit paßte. Es ist etwas ästhetisch Aristokratisches in dieser Theologie, die mehr Genuß als Stärkung bietet und darin liegt ein Grund mit, weshalb selbst Schüler und Verehrer Ehrenfeuchter's in der Praxis sich von ihm abgewendet haben und seine Werke heute fast vergessen sind. Immerhin hat er durch seine tiefe und innige Art einen großen Einfluß auf

seine Hörer gehabt; er ist Vielen viel geworden durch seine Persönlichkeit und hat im Colleg und auf der Kanzel zahlreiche Schüler für das Amt begeistert und zu einer lebendigen Amtsführung angeleitet. Nach Lücke's Tode (1855) erbte er gewissermaßen noch das Ansehen dieses Mannes und galt als das Haupt der theologischen Facultät.

Er begann seine Thätigkeit in Göttingen mit einer Vorlesung über Einleitung in das Studium der Theologie und Liturgik und richtete auch zugleich ein praktisches Seminar ein. Die Studirenden brachten ihren Dank für das ihnen Gebotene schon am Schlusse des ersten Semesters durch einen Fackelzug zum Ausdruck. Ungemein vielseitig las er neben der praktischen Theologie und ihren Einzelfächern noch Religionsphilosophie, Apologie, Apologetik, Leben Jesu, Erklärung der Pastoralbriefe, Geschichte der neueren Theologie im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturentwicklung, kirchliche Statistik und hannoversche Kirchengeschichte. Ebensosehr wie seine wissenschaftlichen Vorträge zogen seine Predigten in der Universitätskirche an, die Tiefe und Innigkeit des Inhaltes mit eindringender Kraft verbanden und durch Feinheit und Eleganz der Form ausgezeichnet waren. In dem praktischen Seminar bewies er Menschenkenntniß und Fähigkeit sich in fremde Anschauungen zu versetzen und verstand seelsorgerisch die Anfänger zu leiten und die Gewissen zu schärfen. Göttingen ward ihm zur Heimath, zumal da er neben der erfolgreichen akademischen Thätigkeit hier auch eine Stätte vielseitigen geselligen und freundschaftlichen Verkehrs auch mit den jungen Docenten und Studenten fand. Oefters wurde er nach auswärts berufen (nach Heidelberg, Leipzig, Karlsruhe, Dresden), aber er konnte sich nicht entschließen, die ihm lieb gewordene Universität zu verlassen. Die hannoversche Regierung ehrte den von Heidelberg schon 1847 zum theologischen Doctor Ernannten auf mannichfache Weise; 1849 wurde er ordentlicher Professor, 1855 Consistorialrath, 1856 Abt von Bursfelde, 1859 ff. Oberconsistorialrath und Mitglied des hannoverschen Staatsrathes für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten. König Georg V. schenkte ihm sein besonderes Vertrauen. Von seiner lebhaften Betheiligung an den kirchlichen Fragen der hannoverschen Landeskirche zeugen verschiedene Artikel Ehrenfeuchter's in der „Vierteljahrschrift für Theologie und Kirche" von Lücke und Wieseler, die er später mit herausgab, bis sie unter der Ungunst der Zeitströmung dem Petri'schen „Zeitblatte" unterlag. Auch blieb er in enger Verbindung mit der Geistlichkeit durch seine thätige Theilnahme an dem Göttinger Predigerverein. 1856 war er Mitbegründer der „Jahrbücher für deutsche Theologie".

Wie Lücke so war auch E. ein warmer Freund der Bestrebungen der innern und äußern Mission. Ueber die erstere hat er sich 1851 in einem Vortrage auf dem Elberfelder Kirchentage ausgesprochen (Ueber die innere Mission unter den höheren Ständen); über die äußere Mission hat er sich ausführlich verbreitet in seiner „Praktischen Theologie" I (1859), wo er der Theorie der Mission einen hohen Ehrenplatz gibt, indem er an erster Stelle von ihr redet und die gesammte Lehre von der Mission eingehend mit großer Liebe und mit einer durch umfassende Studien gereiften Einsicht behandelt. Er hatte die Absicht, die gesammte praktische Theologie wissenschaftlich darzustellen, ist aber über den ersten Band nicht hinausgekommen, da er durch andere Arbeiten in Anspruch genommen wurde. Als Aufgabe hatte er sich gesetzt, die Kirche in ihrer ewigen Bedeutung, in ihrer demüthigen und in der Demuth wirksamsten Gestalt, in ihrem Beruhen auf dem Herrn, seinem Wort und Sacrament, in ihrem Thun und Treiben zu erschauen und zu beschreiben. An ihrem ganzen reichen Entwicklungsgange, ihrem vollen organischen Dasein soll gezeigt werden,

wie diese Kirche mit allen unseren Zielen, göttlichen und menschlichen, verknüpft und wie darum die Abkehr von ihr nur Einbuße sei, die wir an unseren höchsten Gütern erleiden. Das erste Buch bringt die Grundlegung, eine eingehende Darlegung des Wesens der Kirche, von hier geht er zum geistlichen Amt und der Gemeinde über, um dann aus Glaube und Amt die Theologie und insbesondere die praktische mit ihren Theilen abzuleiten, im zweiten Buche folgt dann die erwähnte Theorie der Mission. Aber nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch trat er für die Mission ein, sowol durch persönliche Betheiligung an dem Göttinger Missionsverein, als durch Gründung eines Studentenvereins für innere Mission (1849).

Inzwischen war E. in die theologischen und kirchenpolitischen Kämpfe hineingezogen, welche damals die hannoversche Landeskirche bewegten. 1853 machten die Anhänger Petri's unter den hannoverschen Geistlichen auf der Pastoralconferenz in Stade einen Vorstoß gegen die unionsfreundliche Göttinger Facultät. Dorner antwortete in deren Namen mit einer eleganten aber unvorsichtigen „Denkschrift zur Wahrung der evangelischen Lehrfreiheit" (1854), die von Pastor Petri in Hannover „beleuchtet" und vernichtet wurde. E., der mit seinem milden Sinne eine Verständigung erstrebte, suchte die verfahrene Sache durch die sehr geschickt und vorsichtig abgefaßte „Erklärung der theologischen Facultät in Veranlassung ihrer Denkschrift über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens" (Göttingen 1854) wieder einigermaßen ins rechte Gleis zu bringen. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß der Friede zwischen den confessionellen Lutheranern und der Göttinger Facultät angebahnt wurde, der dann in den Katechismuswirren von 1862 hergestellt ist. In den letzteren ist er hervorragend betheiligt gewesen. Mit besonderer Vorliebe hatte er sich mit katechetischen Studien beschäftigt und die Ergebnisse derselben in größeren Schriften veröffentlicht: „Zur Geschichte des Katechismus mit besonderer Berücksichtigung der hannoverschen Landeskirche" (Göttingen 1857) und „Die Katechismusfrage in der hannoverschen Landeskirche" (ebd. 1862). Er gehörte seit 1861 der Commission an, die an Stelle des überlebten und unbrauchbaren Landeskatechismus von 1791 einen neuen setzen sollte. Nach seiner Meinung hätte erst die längst gewünschte und von der Vermittlungstheologie geforderte Presbyterial- und Synodalordnung eingeführt werden sollen, ehe man an den Katechismus ging. Es wurde der umgekehrte Weg eingeschlagen und damit der mit den politischen Verhältnissen Hannovers unzufriedenen liberalen Partei eine Handhabe gegeben, die Volksleidenschaften durch religiöse Fragen zu entfesseln. Es folgte nun der Katechismussturm von 1862, in dem auch E. schwer unter Kränkungen und Beleidigungen der Gegner zu leiden hatte. Als sich zeigte, daß vorwiegend politische Beweggründe bei diesen vorhanden waren, ist auch E. gegen sie aufgetreten, zuweilen allerdings ängstlich und um des Friedens willen allzu nachgiebig, denn er war ein Mann des Friedens und der stillen Arbeit, aber nicht des Kampfes. Der Streit, der mit der Zurücknahme des durch königliche Verordnung eingeführten Katechismus endete, hatte aber die Frucht, daß jetzt eine Kirchenvorstands- und Synodalordnung zu Stande kam. E. ist an der Vorsynode von 1863, auf welcher diese geschaffen wurde, bedeutsam betheiligt gewesen und hat durch seine treue und besonnene Mitarbeit mit Professor Herrmann, dem späteren Präsidenten des Oberkirchenraths in Berlin, dieses Werk gefördert, das die rechtliche Grundlage der lutherischen Landeskirche Hannovers geworden ist.

Auf die stürmischen Kampfeszeiten folgten dann noch lange Jahre friedlichen Schaffens im akademischen Lehramte. Vom öffentlichen Leben zurückgezogen (1864 ließ er sich auch von den Geschäften eines Mitgliedes des

Consistoriums zu Hannover entbinden) lebte er nur seinen Studien. Die geistigen Anstrengungen und Aufregungen der kirchenpolitischen Kämpfe hatten einen Hauptanstoß gegeben zu einem tiefen, langsam fortschreitenden Nerven-, Augen- und Gehirnleiden, das die Kraft des zarten Mannes lähmte. Aber noch einmal wollte er, wie er selbst sagte, daran arbeiten, die große Kluft zwischen der kirchlichen, ja selbst christlichen Anschauung und der öffentlichen Tagesmeinung, die im Katechismussturm offenbar geworden, zu überbrücken, soweit die Entschiedenheit des Glaubens dies zuließe. Es sind dies Lieblingsgedanken dieses friedfertigen Theologen, die in seinem letzten Buche: „Christenthum und moderne Weltanschauung" (Göttingen 1876) niedergelegt sind, einer Frucht seiner akademischen Vorlesungen über die Geschichte der neueren Theologie. Er schildert hier rein geschichtlich die Entstehung der modernen Weltanschauung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, sodann den Gegensatz des Christenthums, bezw. der Kirche zur allgemeinen Weltanschauung und gibt zuletzt eine Uebersicht über den Gang der neueren Theologie, als Vermittlerin dieses Gegensatzes. Liebevoll versenkt er sich in die verschiedensten Gedankenbilder und gibt sie objectiv in künstlerischer Vollendung wieder. Aber über das Jahr 1848 geht er nicht hinaus, die neuere realistische Weltanschauung berührt ihn nicht, davor zieht sein feiner edler Sinn sich scheu zurück, auch hier seine Weltfremdheit bewährend. Er kehrt lieber aus den Wirren der Gegenwart zu den Idealen seiner besten Jahre zurück, zu der Idee des Reiches Gottes. „Wunderbar laufen alle Linien in dem Bilde der Entwickelungen, das an unserem Auge vorüber ging, in dem Einen Mittelpunkt zusammen, da sich die Idee eines alle Gebiete umschließenden Reiches erhebt. — Wer erkannt hat, was an dem Reich Gottes sei, hat den wahren Schlüssel gefunden, welcher die Erkenntniß des Verhältnisses von Cultur und Kirche aufschließt". Ist das, so möchte man fragen, das Ende eines schönen Weges, der doch nicht zum Ziele führen konnte, oder eine Weissagung auf eine bessere Zeit? Jedenfalls beweist E. auch in diesem letzten Buche die feine und tiefsinnige Art, die seiner Theologie eigen ist. Er gedachte noch eine Fortsetzung zu geben, welche die positive Darlegung der christlichen Anschauung in seinem Sinne geben sollte, aber sein Leiden, unter dem schon der erschienene Theil redigirt ist, ließ es nicht dazu kommen. Er mußte sich von jeder amtlichen, zuletzt auch jeder geistigen Thätigkeit zurückziehen. Unter vielen Schmerzen und mancher Verdunkelung seines Geisteslebens hat er die letzten Jahre zugebracht. „Es kam nie eine Klage über seine Lippen, wie Gott will, darin ist seine Seele still geworden", so bezeugte seine Frau, die ihn bis ans Ende pflegen durfte. Am 20. März 1878 endete der Tod sein arbeitreiches und reichgesegnetes Leben.

Schriften. Außer den bereits genannten sind noch aufzuzählen: „Zeugnisse aus dem akademischen Gottesdienste in Göttingen", zwei Sammlungen von Predigten (Göttingen 1849 u. 1852). Daneben hat E. eine Reihe einzelner Predigten drucken lassen. In der Vierteljahrschrift für Theologie und Kirche (von Lücke und Wieseler herausgegeben Göttingen 1845 ff.) stehen verschiedene Aufsätze über Kirchenverfassung, Armenpflege, innere Mission, Gymnasium und Kirche u. s. w. und eine Abhandlung über den Gang der neueren Theologie. Die Jahrbücher für deutsche Theologie (Stuttgart) enthalten Abhandlungen über theologische Principienlehre 1856, über den höchsten Gegensatz in der Apologie des Christenthums 1857, über Schelling's Philosophie der Offenbarung 1859, über den Begriff einer Geschichte des christlichen Lebens 1860, über geistliche und weltliche Rede 1869. Eine Lebensbeschreibung von Lücke gab er in der Realencyklopädie, eine des Heidelberger Theologen und

Pädagogen Schwarz in der pädagogischen Encyklopädie von Schmid, über Franz von Assisi und Claudius schrieb er in Piper's evangelischem Kalender, endlich verfaßte er auch ein Lebensbild seines Schwagers Dr. Fink 1866.

Dorner, Zum Andenken an Dr. Ehrenfeuchter (Jahrbb. f. deutsche Theologie 1878. Bd. XIII, H. 2, S. 315 ff.). — Wagenmann, Art. Ehrenfeuchter in Real-Encyklopädie[3] V, S. 229 ff. — Nekrologe in der „Volkskirche" 1878, S. 72 ff., Beilage z. Allg. Zeitung (Augsburg) 1878, Nr. 187, Protestant. K.-Zeitung 1878, Nr. 21, Neue Ev. K.-Zeitung 1878, Nr. 17.

Fr. Uhlhorn.

Ehrhardt: Karl Ludwig Adolf E., Historienmaler, 21. November 1813 zu Berlin geboren, fand daselbst auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium wenig Vorbildung für seinen, Herbst 1830 begeistert gewählten Beruf und besuchte die Kunstakademie zu Düsseldorf seit 1832, an die damals unter Leitung und im Geiste des alten Schadow stehende unter dem Zeichen der Romantik eine Menge von Schülern zusammenströmte. Unter Schadow entwickelte der junge Maler seine schönen Anlagen, bei ihm arbeitete er die ersten Bilder. Dann ging er Ende 1838 mit seinem dorthin berufenen Lehrer Bendemann nach Dresden als Gehülfe bei dessen Wandmalereien im Thron- und im Ballsaale des königlichen Schlosses. Er verblieb daselbst und wurde 1846 Professor an der Kunstakademie. Nach den Dresdener Hofmalereien führte er verschiedene Altargemälde für Kirchen und profane Historienbilder aus, „die bei tüchtiger Zeichnung und angenehmem Kolorit durch die Lieblichkeit der Motive anziehen" (Künstlerlexikon). Aus der Reihe der zahlreichen Schöpfungen Ehrhardt's seien genannt: „Der Tod des Sängers Rudello" (nach Uhland); „Karl der Große an der Leiche seiner Gemahlin Fastrada"; „Rinaldo und Armida"; „Dem Dante, Virgil und Statius erscheinen Lea und Rahel"; „Ludwig der Bayer, Friedrich den Schönen in der Gefangenschaft aufsuchend"; „Karl V. im Kloster St. Just"; „Luther mit den beiden Studenten im Bären zu Jena" (Städtisch. Museum zu Leipzig); „Moses schlägt Wasser aus dem Felsen"; „Jephtha's Tochter zum Opfertod bereit"; „Auferstehung Christi"; „Christus mit Maria und Martha". Auch im Porträtfache hat E. hervorragendes geleistet; unter seinen ausgezeichnet gelungenen Bildnissen ist eins von Ludwig Richter besonders zu erwähnen, daneben das des Königs Friedrich August II. von Sachsen (in Dresden). Ferner birgt das Gymnasium zu Bautzen ein Monumentalgemälde. Als dritter mit Bendemann und Stüber bildete E. in Dresden die Gruppe der Düsseldorfer, sie galten als Coloristen, und Schnorr von Carolsfeld sah ziemlich hochmüthig auf dies Terzett herab, ja gerieth mit ihnen öfters in einen, nicht bloß künstlerischen Streit. Als nun der von der Düsseldorfer Schule ausgebreitete sog. Colorismus in Mißachtung, ja Verruf kam, ersetzte Poth 1877 unsern E. im Malsaale der Dresdener Akademie, während E. selbst erst Lehrer in deren Actsaal, dann Disciplinar- und Studienprofessor wurde. Im J. 1889 trat er, hochbejahrt und durch die neuen Richtungen längst aus der ehemaligen führenden Stelle gedrängt, in den Ruhestand. Die Jahre seit 1892 verbrachte der allmählich erblindete Mann bei seinem Sohne in Wolfenbüttel, und sein Tod, daselbst am 19. November 1899 erfolgend, erweckte das Andenken an eine lange entschwundene Großzeit deutscher Malkunst, über die der Geschmack der Genießenden wie die Praxis der Ausübenden in der Hauptsache zur Tagesordnung übergegangen waren. Unter den vielen, ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen waren auch auswärtige, z. B. der österreichische Franz-Josefs-Orden.

E. hat außer den zahlreichen Erzeugnissen seines liebevoll gepflegten Specialfachs eine Reihe von Cartons und Farbenskizzen zu Glasmalereien

für Kirchen in England geliefert, auch glückliche Zeichnungen zu verschiedenen illustrirten Werken und einige Radirungen zu dem köstlichen Bändchen „Lieder eines Malers, mit Handzeichnungen seiner Freunde, von Robert Reinick". Er schrieb „Die Kunst der Malerei. Eine Anleitung zur Ausbildung der Kunst. Nebst einem Anhang zur Nachhilfe bei dem Studium der Perspektive, Anatomie und der Proportionen. Mit 53 Tafeln und Text-Illustrationen in Holzschnitten" (1885; 2. [Titel-]Aufl. 1894) und veröffentlichte von C. F. Prange's zuerst 1828, in 3. Auflage 1851 erschienener Uebersetzung M. L. B. Bouvier's „Manuel des jeunes artistes et amateurs en peinture", eine „vierte neu bearbeitete" Auflage 1861 als „Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde", eine 5. nach der 4. gänzlich neubearbeitete (1875) und noch eine 6. im J. 1882. Schon in der vierten Ausgabe, als E. die erste Umgestaltung des Bouvier'schen Textes besorgte, hat er an die Stelle des veralteten Originalanhangs einen eigenen „über Erhaltung und Herstellung alter Gemälde" gesetzt. Im Juli 1875 erzählte dann seine neue Vorrede, daß er die Erfahrungen neuerer Technik in das frei bearbeitete Werk eingefügt und nun alles nicht rein Sachgemäße, die „behaglichen Plaudereien" u. s. f. gestrichen habe; der Anhang verbreitet sich diesmal „über Conservirung, Regeneration und Restauration alter Gemälde", und außer diesem besteht nun das Werk aus 30 in der Grundlage von Bouvier in Prange's Verdeutschung überkommenen „Lektionen" abhandelnden Charakters und der beibehaltenen ausführlichen Erklärung der das Buch abschließenden (7 instructiven) Kupfertafeln Bouvier's. Das Compendium in dieser Ehrhardt'schen Redaction und Umformung bewahrt sich in technischer Hinsicht und durch die Fülle feiner Beobachtungen, ungeachtet allen Wandels künstlerischer und ästhetischer Anschauung und trotz seiner etwas altfränkischen Anlage bis heute verdientes Ansehen.

Entsprechend dem gesunkenen Renommé Ehrhardt's in der Schätzung der Zeitgenossen behandeln ihn die neueren Auflagen der üblichen Nachschlagewerke knapper als die früheren; vgl. z. B. Meyer's Konversationslex.[5] V (1894) S. 425, auch H. A. Müller, Allgem. Künstlerlex. I[2] (1878) S. 442 f. und daneben dessen Neuausgabe von Singer (1895). Außer letzterem sind oben dem kundigen Nachrufe von —n. in den Münch. Neuesten Nachrichten vom 14. Dec. 1899 Nr. 559, S. 3 mancherlei Angaben entlehnt.

Nun findet sich ferner in dem Nachschlage- und Anthologiewerke (Martin Maack's) „Die deutschen Dichter der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Novellisten" (1896) S. 191 bei einem kurzen Lebensabriß Ehrhardt's die Angabe: „E. hat eine große Reihe Novellen geschrieben, die zum Theil in Zeitschriften, zum Theil in Buchform erschienen sind", und demgemäß hat Brümmer in sein Lex. d. dtsch. Dcht. u. Prof. d. 19. Jhrhs.[4 u. 5] I, 309 eine Skizze über E. aufgenommen, die den Künstler zwar nur „auch als Schriftsteller auf dem Gebiet der Malerkunst thätig" sein läßt, aber sofort dahinter als seine litterarischen Leistungen diejenigen beiden Veröffentlichungen seines hohen Alters aufzählt, die Ehrhardt's einziges, wohlgelungenes Hinübergreifen in die Belletristik bedeuten dürften: „Gerda, oder Zwei Sommer-Sonnenwende-Tage. Eine Erzählung aus dem Ende des 3. Jahrhunderts. Mit einem Grundriß eines römischen (vornehmen) Wohnhauses" (1889; 2. Aufl. 1894) und „Helene und [vier kürzere] andere Erzählungen" (1891), diese als zweiter Band der Sammlung (classischer und) neuerer Novellen „Vom Jahrmarkt des Lebens". Es scheint, daß bei der obigen Notiz über Ehrhardt's angebliche Fruchtbarkeit belletristischen Genres eine Verwechslung mit dem fruchtbaren Lustspieldichter Frdr. Wilh. Ernst Eugen Adolf Ehrhardt (seit 1891 Ehrhardt-Korte, geboren 1843) unterläuft. Eine merklichere Bedeutung für die Litteratur

oder für unser Urtheil über Ehrhardt's Rang kommt diesen originellen Novellen nicht zu. Ludwig Fränkel.

Ehrmann: Johann Christian E., am 29. April 1749 zu Straßburg als Sohn des gleichnamigen praktischen Arztes und Professors der Medicin geboren, promovirte 1772 in Basel und wurde 1779 in Frankfurt am Main als praktischer Arzt aufgenommen. 1792 wurde er Garnisonsarzt, 1804 Arzt am Rochushospital (bestimmt für die Aufnahme von Krätze- und Blatternkranke sowie für Syphilitische). Letztere Stellung bekleidete er bis 1816. 1821 zog er nach Speyer und starb daselbst am 31. August 1827. E. war ein angesehener Praktiker. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Verbesserung des Frankfurter Lazarethwesens während der Kriegsjahre. Von medicinischen Schriften veröffentlichte er nur einige von minderer Bedeutung, unter denen eine Abhandlung „über den Kuhpockenschwindel" sich in scharfer Weise gegen die Einführung der Vaccination durch Sömmering und Lehr wandte. — Bedeutender war E. als Satiriker in einer Anzahl Schriften, welche als von culturhistorischer Bedeutung für die Stellung des ärztlichen Standes von Stricker theilweise wieder veröffentlicht sind. Allgemein bekannter ist E. durch die Stiftung des Ordens der „verrückten Hofräthe", welchen er mit dem Rector des Gymnasiums Fr. Chr. Matthiae 1809 gründete. Das mit dem Datum des 1. April ausgefertigte und „Timander" unterzeichnete Diplom wurde von 1809 bis 1820 an etwa 700 meist geistig hervorragende und bedeutende Männer — auch an einige Frauen — gesandt, aus Anlaß irgend einer zufälligen und unschuldigen, nicht immer lächerlichen Ursache, oder auf Grund einer Eigenthümlichkeit in deren Leben. Auch Goethe, mit dem E. in Straßburg bekannt geworden war, und mit welchem er später in Frankfurt im Hause des Geheimrath v. Willemer die Beziehungen fortsetzte, erhielt ein Diplom: „Ob Orientalismum occidentalem".

Vgl. Hirsch, Biogr. Lexikon d. hervorr. Aerzte II, 269. — Stricker, Beiträge z. ärztl. Culturgeschichte. Frankf. 1865; — Derf., Geschichte d. Heilkunde in Frankfurt a. Main. Frankf. 1847. — Wilbrand, Die Kriegslazarethe von 1792—1815 zu Frankfurt a. Main, in: Archiv f. Frankf. Geschichte u. Kunst, Neue Folge Bd. 11. — Creizenach, Briefwechsel zwisch. Goethe u. Marianne Willemer. 2. Aufl., Stuttg. 1878. — Belli-Gontard, Lebenserinnerungen. Frankf. 1872. E. Roediger.

Eibner: Friedrich E., Architekturmaler, geboren am 25. Februar 1825 zu Hilpoltstein in der bairischen Oberpfalz, † am 18. November 1877 in München; bildete sich, seit 1842 zu München, mit dem Muth eines Autodidakten zuerst nach G. Krauß und H. Schönfeld. Schon 1847 brachte E. sein erstes, das alte Münchener Rathaus vorstellendes Bild in den Kunstverein; bald folgten mehrere Städteansichten mit Domen, als erfreuliche Proben seines Fleißes, welchen er auf allerlei architektonischen Wanderungen durch das Baierland übte. Infolge der gefundenen Anerkennung dehnte er seine künstlerischen Entdeckungszüge weiter aus durch Deutschland, den Rhein hinab, nach Frankreich, 1853 und 1856 nach Oberitalien, überall reiche Früchte einheimsend, welche er in origineller Weise zu verarbeiten wußte. Zu seinen besten Bildern aus dieser Zeit gehörte 1849 der „Dom zu Regensburg", die „Kirche zu Andernach", 1851 die „Umgebung des Regensburger Domes", der Dom zu Bamberg, die Kirche der Tempelherren zu Bacharach; 1852 die Nürnberger Frauenkirche, der Campo S. Rocco zu Venedig u. s. w. Auf den Gipfel des Ruhmes stieg er indessen erst, als die Resultate einer 1860 und 1861 im Gefolge des Fürsten Alexander Mestschersky unternommenen spanischen Reise bekannt wurden. Als kostbare Ausbeute ergaben sich 65 große Aquarelle,

wovon 35 Blätter der reiche Kunstfreund als Facsimile durch Farbendruck (bei L. Sachse & Comp.) in Berlin vervielfältigen ließ. Damals staunte man ebenso über den genialen Vortrag des Künstlers wie über die das Publicum verblüffende Treue der Reproduction. Durch seines Meisters Vorbild angefeuert, wagte sich auch der fürstliche Schüler mit 12 Blättern eigener Studien hervor, welche (in Farbendruck bei Storch & Kramer in Berlin) dem Lehrer gleichfalls zur vollen Ehre gereichten. Eibner's Name war nun in kürzester Zeit zur weitesten Geltung gekommen und der Künstler wußte allen Ansprüchen durch ausdauerndsten Fleiß zu entsprechen. An seinen Oelbildern und Aquarellen fesselte die Neuheit des Stoffes, die durch ihre Unmittelbarkeit imponirende Frische und virtuose Breite des Vortrags. Seinen Farbensinn, der später zu viel experimentirte und manch kühnes Effectspiel wagte, unterstützte ein vorzügliches Gedächtniß für architektonische Formen, welche, unter seinem schnell arbeitenden Stifte construirt, wie durch einen Zauberschlag im kühnsten Colorit erglänzten. Zu den beliebtesten Stoffen gehören der Dom von Segovia, das Inquisitionsgebäude zu Córdova, die Dome zu Burgos und Sevilla — letzterer weitaus das begehrteste Sujet, welches E. in allen möglichen Scalen der Beleuchtung, in Oel- und Wasserfarben wiederholen mußte. Zu seiner geistigen Erfrischung flüchtete der Künstler neuerdings nach Italien und holte neue Stoffe aus Venedig und Verona; auch aus Nürnberg, Prag und Freiburg brachte er 1869 einen Cyklus zur Ausstellung. Eine Sammlung von Aquarellen aus Deutschland und Frankreich erwarb König Friedrich Wilhelm IV. König Ludwig II. von Baiern ließ durch E. das Innere der Münchener Frauenkirche in einem großen Bilde darstellen, ebenso die mit dem Ritterschlag des S. Georgsordens staffirte Residenzcapelle und den neurestaurirten Bankettsaal mit der Rittertafel. Andere Aufträge kamen von auswärts; Kunsthändler und Käufer umdrängten seine Staffelei. Der Künstler war in der Mode; hielt aber rechtschaffen aus, ohne zu Flunkerei und Fabrikwaare sich hinreißen zu lassen. Es schien, als ob ihm im Kreise seiner Familie ein hohes Alter beschieden wäre. Aber wie immer zur ungelegensten Zeit, stellten sich Krankheiten ein, welche seine gute Natur doch nicht ohne Erschütterung überwand. E. begann seinen Organismus zu beobachten, diagnosirte sich selbst und kränkelte weiter. Daß ein Theil seines mühsamen Erwerbes durch übelberathene Anlage zerfloß, mochte wohl nicht zur Belebung der Stimmung beitragen. Neue Pläne reiften und gaben dem gebrochenen Mann frische Hoffnung, welche der unerwartete Tod rasch zerschlug. E. war immer ein bescheidener Mann, weit entfernt von Hochmuth oder Künstlereitelkeit, ein Oberpfälzer im besten Sinne des Wortes.

Nekrolog in Beil. 326 d. Allgem. Ztg. v. 22. November 1877. — Kunstvereinsbericht f. 1877, S. 83. — Seubert, Lexikon, 1878. I, 443. — Fr. v. Böttticher, Malerwerke, 1895. I, 257 ff.

Hyac. Holland.

Eichenberg: Karl Wilhelm E., Schulmann, wurde am 7. Januar 1840 zu Reichenbach im sächsischen Voigtlande geboren. Aus bildungsfreundlicher Familie, wenn auch kleinen Verhältnissen stammend, besuchte er die Volks- und die soeben — 1849 — gegründete Realschule seiner Vaterstadt, eine der ältesten Sachsens, 1855—60 das Gymnasium zu Plauen, darauf studirte er in Leipzig bis Sommer 1863 lutherische Theologie, die Mitte haltend zwischen der herrschenden Luthardt-Kahnis'schen Orthodoxie und den Gemäßigteren Hofmann und Brückner. Infolge der wegen Candidatenandrangs ungünstigen Aussichten trat der ziemlich unbemittelte E. statt in den geistlichen in den pädagogischen Beruf, als Lehrer an der mustergültigen „1. Bürgerschule" zu

Leipzig. Er wirkte ab 1869, noch nicht ganz 30jährig, als erster Oberlehrer am landständischen Seminar zu Bautzen, seit 1872 drei besonders arbeitsreiche Jahre als Director der Bürgerschule im Geburtsorte. Mit der Einführung des neuen sächsischen Volksschulgesetzes von 1874 begann Eichenberg's erfolggekrönte Wirksamkeit als einer der 25 angestellten königl. Bezirksschulinspectoren, zunächst bis Ende 1876 für den Bezirk Annaberg, die meiste Zeit davon noch mit für den Marienberger. 1877—85 leitete E., mit dem Titel Schulrath bekleidet, das ungemein gewerbreiche Bezirksschulinspectorat Chemnitz-Stadt nebst dem benachbarten Flöha, sodann war er in gleicher Function in Dresden thätig, wo er am 19. September 1899 starb. Er hat sich in seinen wichtigen und verantwortungsvollen Aemtern außerordentlich bewährt und, ein lauterer, humaner Charakter und begeisterter Pädagog, an seinem Theile viel zur neueren Blüthe des vorbildlich umgestalteten und durchgeführten Volksschulwesens des Königreichs Sachsen beigetragen. Die mannichfachen fachmäßigen Veröffentlichungen, zu denen der dienstüberlastete, aber auch dienstfreudige Mann Muße ausfindig machte, hier übergehend, nennen wir ausdrücklich nur das anziehende Buch, das kurz nach dem Tode aus seinen Aufzeichnungen über die Zeit von der Geburt bis 1864 und von 1874—77 zusammengestellt wurde: „Aus meinem Leben. Jugend- und Amtserinnerungen von K. W. E., weil. Schulrath . . . ." (1900). Diese, vor allem schulgeschichtlich inhaltreichen Memoiren enthalten mancherlei fesselnde sociale und pädagogische Culturbilder aus dem zweiten und dritten Viertel des 19. Jahrhunderts und bestätigen das öffentliche Urtheil, das darüber gefällt worden ist: „So schlicht und einfach das Wirken und Wesen des in den weitesten Kreisen bekannten Mannes war, ebenso ist auch sein Lebenslauf, durch den wir einen tiefen Blick in das edle Gemüth und in die hervorragenden Eigenschaften des in seinem Fache so bedeutenden Mannes thun können". Eine Menge, durchweg hochrühmender Nekrologe, unmittelbar nach dem Tode in Dresdner Tagesblättern, der Sächsischen Schulzeitung u. s. w. erschienen, bekräftigen die neidlose Anerkennung, die den Leistungen Eichenberg's, auch durch selten Schulmännern verliehene Orden wie den Kgl. Sächs. Verdienstorden I. Classe, gezollt ward. E. verdient insbesondere auch darum ein rühmliches Fortleben nach dem Tode, weil er im dichtestbevölkerten Gebiete des deutschen Vaterlandes mit kräftiger und doch milder Hand die Schul- und Volksbildung nachdrücklich zu heben bemüht war, trotzdem er diese ihm von Kindesbeinen vertraute Landschaft durch Classengegensätze bös unterwühlt vorfand.

Einige Notizen von Eichenberg's Verleger, Alex. Köhler (Dresden). — Bildniß vor dem genannten Buche. — Daten in der Todtenliste 1899 S. 138* hinter Bettelheim's Biograph. Jahrb. u. Dtsch. Nekrlg. IV. Bd.

Ludwig Fränkel.

Eichhoff: Wilhelm Josef E., wurde am 21. November 1823 zu Prüm in der Eifel geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Trier und Kreuznach besucht hatte, bezog er die Forstakademie zu Eberswalde, um sich dem Forstfache zu widmen, 1855 wurde er Oberförster in Lützel (Arnswald). 1871 trat er in den Reichsdienst über und wurde Oberförster in Mülhausen i. Els. E. war ein eifriger Entomologe und beschäftigte sich namentlich mit dem Studium der Borkenkäfer, über welche er zahlreiche werthvolle Abhandlungen in verschiedenen entomologischen Zeitschriften veröffentlichte. Sein Hauptwerk ist: „Die Europäischen Borkenkäfer" (Berlin 1881). In demselben ist nicht nur alles Bekannte sorgsam gesammelt, es enthält auch eine Fülle eigener neuer Beobachtungen. Bemerkenswerth ist namentlich auch die in demselben befindliche Tabelle zum Erkennen und Bestimmen der europäischen Borkenkäfer nach ihren

Nahrungsgewächsen und ihren Brutgangformen. E. starb am 5. December 1893 in Straßburg. W. Heß.

Eichler: August Wilhelm E., Botaniker, geboren am 22. April 1839 zu Neukirchen im damaligen Kurhessen, † am 2. März 1887 in Berlin. Schon ein Jahr nach der Geburt des Sohnes siedelten Eichler's Eltern nach Eschwege über, woselbst der Vater die Stelle eines Lehrers an der neu gegründeten Realschule erhalten hatte. Hier empfing auch E. seinen ersten Unterricht, der von 1853 an auf dem Gymnasium in Hersfeld fortgesetzt wurde. Ostern 1857 bezog er die Universität Marburg, um sich mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien behufs seiner Ausbildung für das höhere Lehramt zu widmen. Seine tüchtige botanische Schulung hatte E. in erster Linie dem anregenden Einflusse seines von ihm stets hochgehaltenen Lehrers Wigand zu danken; die Neigung hierzu war durch das Elternhaus und die anmuthige Natur seiner Heimath schon früh in ihm geweckt worden. Nach beendetem akademischen Triennium bestand E. im Sommer 1860 sein Staatsexamen und wurde alsbald als Lehramtscandidat zur Ablegung seines Probejahres an das Marburger Gymnasium berufen. Währenddessen erfolgte auf Grund seiner Dissertation: „Zur Entwicklungsgeschichte des Blattes mit besonderer Berücksichtigung der Nebenblattbildungen" am 14. März 1861 seine Promotion zum Dr. phil. Zu einer festen Anstellung als Gymnasiallehrer kam E. aber nicht. Gleich nach Ablauf seines Probejahres berief ihn Phil. v. Martius (A. D. B. XX, 517) als seinen Privatassistenten nach München, um ihm bei der weiteren Herausgabe der schon seit 1840 erschienenen Flora brasiliensis, dieses größten Florenwerkes aller Länder, zur Seite zu stehen. Der Förderung jenes Unternehmens, dessen selbständige Leitung E. nach dem 1868 erfolgten Tode seines Gönners Martius übernahm, hat er einen beträchtlichen Theil seiner reichen Arbeitskraft gewidmet. Im J. 1865 habilitirte sich E. an der Münchener Universität und verlebte hier im Wechsel fleißiger Arbeit und angenehmer Geselligkeit fünf glückliche Jahre, vielleicht die sorglosesten seines Lebens. Am Beginn des Jahres 1871 folgte E. einem Rufe als Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens an das Johanneum in Graz, nachdem er in demselben Jahre seinen Hausstand begründet hatte. Kaum $1^1/_2$ Jahre später verließ er Graz wieder, um die ihm von der preußischen Regierung angebotene Professur in Kiel zu übernehmen. Er trat sein neues Amt daselbst am 1. April 1873 an. Fünf Jahre darauf wurde er Alexander Braun's Nachfolger in Berlin. Der erweiterte Wirkungskreis bot ihm hier zwar ein reiches Feld zur Entwicklung seiner bedeutenden geistigen Anlagen, trug aber vielleicht durch zu große Inanspruchnahme seiner Kräfte mit dazu bei, seine Lebenszeit zu verkürzen. E. hatte eine anscheinend kräftige Constitution. Dennoch hatte er verschiedene schwere Krankheiten durchzumachen. Schon im ersten Jahre seines Münchener Aufenthaltes warf ihn ein Schleimfieber auf das Krankenlager, zwei Jahre danach packte es ihn von neuem, durch Hinzutritt eines Nervenfiebers complicirt. Ostern 1877 trat dann in Kiel ein heftiges und langwieriges Augenleiden auf, das ein Jahr später in Berlin sich wiederholte. Anfänglich glaubte man dasselbe als eine Folge zu großer Anstrengung durch nächtliche Arbeiten und vieles Figurenzeichnen ansehen zu können. Bald jedoch erwies sich als Wurzel des Leidens eine schlimme innere Erkrankung, die Leukämie, welche, durch aufreibende Thätigkeit Eichler's in Berlin in ihrem Processe beschleunigt, dem Leben des trefflichen Gelehrten noch vor Ablauf des 48. Lebensjahres ein frühes Ziel setzte.

Durch zwei Hauptwerke hat sich E. in der botanischen Wissenschaft einen dauernden Namen gesichert, durch die Flora brasiliensis und die Blüthen-

diagramme. Beide fallen in das Gebiet der Morphologie und Systematik, diese Disciplinen eng mit einander verknüpfend. In dieser Verbindung liegt eben die Eigenart der Eichler'schen Forschungsmethode. Seine systematischen Arbeiten ruhen auf morphologischer Grundlage, seine morphologischen sind Stützen des Pflanzensystems geworden. Als vergleichender Morphologe schloß er sich der Richtung seines Amtsvorgängers A. Braun an, obwol er dessen unmittelbarer Schüler nie gewesen ist. Schon Eichler's Erstlingsarbeit, die oben erwähnte Dissertation über die Entwicklungsgeschichte des Blattes, erweckte die Aufmerksamkeit der Fachgenossen. Er hebt darin die wesentlichen Momente in der Entwicklung der phanerogamen Blattgestalten auf Grund zahlreicher eigener Beobachtungen und im Anschluß an die Ansichten früherer Forscher, namentlich Trécul's (Ann. sc. nat. 1853) hervor und kommt dabei zur Aufstellung von acht Entwicklungstypen des Blattes, die Nebenblätter als Erzeugnisse des Blattgrundes nachweisend. Studien zur Entstehungsgeschichte des Blattes beschäftigten ihn auch später noch wiederholt. So schrieb er 1880 und 1881: „Ueber die Schlauchblätter (Ascidien) von Cephalotus follicularis" (Sitzungsber. d. Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin und Jahresber. d. Berl. Bot. Gart.) und 1885 die schöne Arbeit: „Zur Entwicklungsgeschichte der Palmenblätter" (Abh. d. Akad. d. Wissensch. in Berlin). In Veranlassung der Uebernahme der Arbeiten für die Flora bras. wurde E. auf die Untersuchung der Blüthenverhältnisse bei den Gymnospermen hingewiesen, jener Uebergangsgruppe von blüthenlosen zu blüthentragenden Pflanzenformen, bei welchen die morphologische Deutung der Sexualorgane ganz besondere Schwierigkeiten bietet. In der 1862 in der Flora erschienenen Abhandlung: „Ueber die Bedeutung der Schuppen an den Fruchtzapfen der Araucarien" erklärte E. die Schuppe der weiblichen Zapfen für ein geschlossenes eineiiges Fruchtblatt, damit also dieser Gruppe der Nadelhölzer die Gymnospermie absprechend. In seinen späteren Arbeiten über die Coniferen, so schon in der 1863 veröffentlichten Bearbeitung der brasilianischen Cycadeen und Coniferen (Flora bras. IV) trat er von dieser Ansicht zurück und in der ersten Auflage der Blüthendiagramme schlägt er vor, das kritische Organ der Coniferen weder als Ovulum noch als Fruchtknoten, sondern als ein Gebilde indifferenten Charakters zu betrachten, mit der Fähigkeit, sich durch Metamorphose bald zum entschiedenen Ovulum, bald zum typischen Fruchtknoten zu entwickeln. Infolge weiterer Untersuchungen dieser Frage modificirte E. mehrmals seine Ansichten über die Gymnospermie, so bereits im zweiten Theile der Blüthendiagramme (1878), vor allem aber in einer 1881 publicirten Arbeit: „Ueber die weiblichen Blüthen der Coniferen" (Monatsber. d. Berl. Akad.). Hiernach erkennt er den Gegensatz zwischen Gymnospermen und Angiospermen darin, daß ersteren jede Spur von Narbenbildung fehle, selbst da, wo, wie bei Juniperus, die Schuppen an Fruchtblätter erinnern, daß letztere dagegen nie carpelle ohne Narbe besitzen. Das Ovulum aller phanerogamen Pflanzen aber sei morphologisch dem Makrosporangium der höheren Kryptogamen gleichwerthig.

Kleinere Arbeiten Eichler's, welche anatomische Fragen behandeln, schließen sich an seine Monographieen der Magnoliaceen und Menispermaceen für die Flora bras. (Band XIII), so die Abhandlung: „Menispermaceae americanae", worin er die anomalen Holzbildungen bei diesen Pflanzen erläutert, und eine zweite Schrift, die sich mit der Structur des Holzes von Drimys und Trochodendron befaßt, zwei Gattungen, welche gefäßlose Stämme besitzen. Beide Arbeiten erschienen 1864 in der Zeitschrift Flora. Anläßlich seiner Arbeiten über die Cruciferen beschäftigte sich E. wiederholt und eingehend mit der morphologischen Deutung des Andröceums und erklärte die Sechszahl im

Antherenkreise als Folge einer Spaltung oder eines dédoublement. Er vertrat diese Ansicht außer in der Bearbeitung der Cruciferen für die Flora bras. (Band XIII) noch in zwei besonderen Aufsätzen in der Flora 1869 und 1872 und in seinen Blüthendiagrammen. Dieses letztere Werk, das Resultat fünfzehnjähriger angestrengter Arbeit, ist wol die bedeutendste morphologische Hinterlassenschaft Eichler's. Es erschien davon der erste Theil 1875, der zweite 1878. Niedergelegt ist darin eine völlig erschöpfende morphologische Deutung der Blüthenverhältnisse der Phanerogamen mit einer bisher unerreicht gebliebenen Klarheit und prägnanten Kürze der Darstellung. Eine außerordentliche Fülle entwicklungsgeschichtlicher und vergleichender Studien war nothwendig, um eine solche umfassende Aufgabe durchzuführen. Der Werth des Werkes gewinnt noch dadurch, daß E., der über ein bedeutendes Zeichnertalent verfügte, die zahlreichen Diagramme eigenhändig auf Holz gezeichnet hat. Leider ist das Werk im Buchhandel vergriffen und unter den gegenwärtig lebenden Morphologen hat sich noch keiner zu einer Neubearbeitung desselben entschließen können. Viele Vorstudien zu den Blüthendiagrammen hat E. in einer Reihe von Einzelabhandlungen veröffentlicht in den Jahrgängen der siebziger und achtziger Jahre der Botanischen Zeitung, den Sitzungsberichten der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde und in dem von ihm 1881 begründeten Jahrbuche des Berliner botanischen Gartens. Ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Publicationen Eichler's findet sich als Anhang dem unten angeführten Nachrufe von Dr. Carl Müller beigegeben. Die systematischen Arbeiten Eichler's sind zum größten Theil in seinen Monographien zur Flora brasiliensis niedergelegt. Abgesehen von seiner redactionellen Thätigkeit, die er fast 20 Jahre lang dem großen Werke gewidmet hat, übernahm er selbst die Bearbeitung folgender 24 Familien: Cycadeen, Coniferen, Dilleniaceen, Magnoliaceen, Winteraceen, Ranunculaceen, Menispermaceen, Verberidaceen, Capparidaceen, Cruciferen, Papaveraceen, Fumariaceen, Combretaceen, Loranthaceen, Oleaceen, Jasminaceen, Balanophoraceen, Violaceen, Sauvagesiaceen, Bixaceen, Cistaceen, Canellaceen, Crassulaceen und Droseraceen. Nach Eichler's Tode ging die Redaction der Flora brasiliensis auf Professor Ignaz Urban, den zeitigen Unterdirector des Berliner botanischen Gartens über. Außerdem bearbeitete E. noch die Balanophoraceen für De Candolle's Prodromus (Bd. XVII. 1873) und beschäftigte sich in seinen letzten Lebensjahren mit den Vorbereitungen zur Herausgabe der Scitamineen für die Flora bras. Mehrere Abhandlungen über die Marantaceen und Zingiberaceen (Abh. u. Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wissensch. 1883 u. 1884) schildern die morphologischen und systematischen Verhältnisse dieser Familien. Im Todesjahre Eichler's erschien die Bearbeitung der Gymnospermen für Engler und Prantl's „natürliche Pflanzenfamilien" (Bd. II). Zum Gebrauche beim akademischen Unterricht schrieb E. 1876 einen Leitfaden: „Syllabus der Vorlesungen über Phanerogamenkunde", der in knappester Form unter Zuhülfenahme vieler abkürzender Zeichen eine Uebersicht über das natürliche Pflanzensystem nach der Auffassung des Autors gab und, unter Ausdehnung auf die Kryptogamen, mehrmals, zuletzt zum vierten Male 1886 aufgelegt wurde. Einen großen Theil seiner reichen Arbeitskraft wandte E. dem Ausbau und der Förderung der ihm unterstellten wissenschaftlichen Institute, des botanischen Gartens und Museums zu und erzielte während seiner nur zehnjährigen directorialen Thätigkeit in Berlin ganz außerordentliche Erfolge. In dem Garten schuf er eine besondere pflanzengeographische Abtheilung, eine solche für Arznei-, Gift- und für Nutzpflanzen, legte ein Alpinum an und suchte durch bessere Vertheilung der Gewächse, durch Terrainregulirungen, Schaffung von Rasenflächen mit

zweckmäßig darauf vertheilten Zierbeeten dem Ganzen auch nach der ästhetischen Seite hin den rechten Anstrich zu geben. Neben seinem Kunstsinn besaß E. auch ein ausgesprochenes Talent für das Praktische. Das beweist die Neuanlage eines Victoriahauses, die neu erbaute Umfassungsmauer des Gartens, vor allem aber die innere Ausgestaltung des botanischen Museums, für dessen äußeren Bau bereits sein Vorgänger Braun die Pläne ausgearbeitet hatte. Neben Eichler's wissenschaftlicher und organisatorischer Thätigkeit darf endlich auch seine Bedeutung als Lehrer nicht vergessen werden. Sein Vortrag war klar und scharf pointirt, obwol ohne rednerischen Schmuck und wurde durch die bereits hervorgehobene große Gabe der bildlichen Darstellung wesentlich unterstützt. Trotzdem hat er eine eigentliche Schule von Botanikern nicht herangebildet. Dies lag zunächst wol in seinen umfangreichen, mit der größten Gewissenhaftigkeit ausgeführten Berufsgeschäften, die ihn hinderten, sich dem Einzelnen ausgiebiger zu widmen, dann aber auch in seinem Charakter. Der tiefe Ernst seines Wesens, die kurze und gerade Offenheit, womit er unverhohlen Lob und Tadel aussprach, konnte wol jüngere Anhänger abstoßen. Im Grunde aber beruhten diese Eigenschaften auf einer gewissen Scheu, Fremden gegenüber aus sich heraus zu treten. Der Kern seiner Natur war opferwillige Hülfsbereitschaft für jedermann. Das haben seine Fachgenossen, sowie die ihm unterstellten Beamten hinreichend erfahren. Immer bereit mit Rath und That zu unterstützen, gab E. gern, ohne auf Vergeltung zu rechnen. Die ganze Tiefe seines Gemüthes aber konnten nur die verstehen, welche Gelegenheit hatten, ihn im Kreise seiner Familie und im Verkehr mit seinen engeren Freunden kennen zu lernen.

A. W. Eichler, Nachruf von Dr. Carl Müller 1887. — Schumann, Bericht d. Deutsch. bot. Gesellsch. Bd. V u. Vossische Zeitung v. 5. April 1887. — Magnus, Abhandl. d. bot. Ver. d. Prov. Brandenb., Bd. XXIX. — Tschirch, Pharmaz. Zeitg. 16. März 1887. — Bot. Ztg. 1887.

E. Wunschmann.

Eichrodt: Ludwig E. wurde am 2. Februar 1827 zu Durlach in Baden geboren. Sein Vater, ein hervorragender Jurist, war verhältnißmäßig jung, erst 46 Jahre alt, Präsident des Ministeriums des Innern unter Großherzog Leopold von Baden geworden, starb aber schon wenige Monate nach seiner Ernennung am 28. December 1844. An den verschiedenen amtlichen Wohnsitzen des Vaters in Durlach, Säckingen, Heidelberg, Karlsruhe, genoß der Sohn seine Schulbildung, zuletzt an dem recht guten Gymnasium in Karlsruhe, wo der nur ein Jahr ältere Josef Victor Scheffel gleichfalls den Grund zu seiner classischen Bildung legte. Mathematik, sowie Physik und Chemie, die damals an den badischen Gymnasien in den obersten Classen gelehrt wurden, traten in seiner Neigung hinter Geschichte, Litteraturgeschichte und Encyklopädie der Philosophie zurück, der deutsche Aufsatz war seine Stärke, gefiel indeß bei seiner Vorliebe für eine gewisse Keckheit und für Uebermuth in der Diction und bei seiner Begabung alle Dinge mit Humor zu betrachten, den Mitschülern oft besser als den Lehrern. Vom Vater, der selbst als Dichter geschätzt wurde und dessen von der geläufigen Phrase freien Gelegenheitsgedichte alle ein Hauch wahrer Poesie durchwehte, hatte Ludwig die poetische Ader geerbt, den Humor wol von der Mutter, von der er selbst sagt, sie „hatte ein wahres Talent zum Lachen". Seine ersten dichterischen Versuche reichen in das Knabenalter zurück, in den oberen Gymnasialclassen entfaltete er schon eine außerordentlich große Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete, im Verein mit gleichgestimmten Freunden. — Im Herbst 1844 bezog E. die Universität Heidelberg, an welcher er sechs Semester zubrachte, bis die Revolution des Jahres 1848 am Ascher-

mittwoch d. J. dem letzten Semester ein vorzeitiges Ende bereitete. Ein siebentes Semester, das vierte in der Reihe, im Sommer 1846, verlebte er in Freiburg. Daß er Jurist werden sollte, stand von Anfang an fest und er ergriff dieses Fach eben so gern oder ungern als er jedes andere ergriffen hätte; seiner innersten Neigung nach fühlte er sich wol eigentlich zum Magister der freien Künste prädestinirt, da aber die Verhältnisse ein Brotstudium verlangten, so war es für E. das Nächstliegende, Jura zu studiren. Der nur zu frühe Tod des Vaters hatte jede Möglichkeit, eine andere Berufswahl zu treffen, abgeschnitten. Seine Studien betrieb er mit Eifer und Verständniß und fügte den landläufigen Fachvorlesungen solche aus dem Kreise der philosophischen Facultät hinzu: bei dem Germanisten Hahn, dem Philosophen Röth, dem Historiker Häusser u. A. Dem frohen Burschenleben, mit einer Hinneigung zu ausgesprochen liberaler, nahezu radicaler Richtung widmete E. gern die freien Stunden. Auch zu dem durch seinen Jugendfreund Scheffel weithin bekannt gewordenen „Engeren" fehlte es nicht an Beziehungen. Ein Lichtstrahl, der zuerst während der Studienzeit in sein Dasein fiel und später sein ganzes Leben mit Glanz und Wärme erfüllte, war die herzliche, ja leidenschaftliche Neigung zu Fräulein Elise Fuchs aus Monzingen im Nahegau, die am 2. Januar 1860 seine Frau wurde und ihm im gleichen Jahre, in welchem er aus dem Leben schied, im Tode folgte.

Als er sich zur Staatsprüfung vorbereitete, während das badische Land von den Stürmen der Revolution erschüttert wurde, im April 1849, wurde E. von schwerer Krankheit befallen, deren Nachwehen bis in das Jahr 1851 herabreichten, in welchem er das Staatsexamen bestand. Ehe er die hierdurch eröffnete Laufbahn im staatlichen Dienste beschritt, bewegten seine Phantasie verschiedene Pläne, welche ihm andere Pfade eröffnen sollten. Er dachte wol daran auszuwandern, er wollte Maler, wollte Schauspieler werden, sich als Romanschriftsteller, als Journalist, als Geschichtsforscher im Archivdienst eine erfreulichere Zukunft eröffnen. Verständiger Rath, auf den er glücklicherweise, wol auch unter dem wohlthätigen Einflusse der geliebten Braut, hörte, brachte ihn von solchen Gedanken ab und er begann als Actuar im Bezirksamt in Achern der Verwaltung und Rechtsprechung seines Heimathlandes zu dienen. An verschiedenen Orten, in Durlach, in Bruchsal, in Karlsruhe, in Stockach, in Bühl bei Baden, war er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, mit Fleiß und Umsicht thätig, bei der Bevölkerung sehr beliebt und verehrt, bis er endlich 1871 als Oberamtsrichter in Lahr eine Stätte fand, in der er sich als Beamter wie als Mensch gleich wohl fühlte. Hier erlebte er wie sein letztes Glück so auch seinen letzten Tag. Sanft entschlief E. nach längerer Krankheit am 2. Februar 1892. Was seinem Leben die Bedeutung gab, die ihn aus dem Rahmen seiner Fachgenossen heraushebt und seinem Namen ein dauerndes Andenken sichert, ist seine große und eigenartige dichterische Veranlagung. Von seinen Dichtungen werden wol weniger die lyrischen und dramatischen Werke ihn lange überleben, wol aber die mit gesundem und echtem Humor geschaffenen Verse, die, mit der berühmt gewordenen „Wanderlust" beginnend, ihren Weg durch Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus fanden. Die Münchener „Fliegenden Blätter" waren das erste Organ, welches diesen Versen voll Witz und Wohllaut eine kaum von anderen erreichte Verbreitung gewann. Es waren weder Parodien noch Caricaturen, obwohl sie sich zum Theil an hochberühmte Werke großer Dichter anschlossen, sondern in ihnen lebte das herzliche Lachen, das durch Thränen herausklingt. Dabei war in seiner Dichtung ein voller Klang von Romantik und ein lauter Schall patriotischer Begeisterung und ein feines Verstehen localer und provinzieller Eigenart —

alles, nur keine Ziererei, keine Unnatur, keine unreine Phantasie, am allerwenigsten hochtrabende Selbstgenügsamkeit oder geschmacklose Blasirtheit. Von seinen humoristischen Dichtungen sind wol am populärsten geworden die „Auserlesenen Gedichte von weiland Gottlieb Biedermaier, Schulmeister in Schwaben" und „Erzählungen des alten Schartenmaier, mit einem Anhange von Buchbinder Treuherz". Mit der „Wanderlust" und dem „Biedermaier" konnte keine seiner anderen Dichtungen an Erfolg wetteifern. Doch eine letzte große Freude erlebte E. noch zwei Jahre vor seinem Tode, als im Verlag von Bonz & Comp. in Stuttgart 1890 in zwei Bänden „Gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt" in würdiger Ausstattung erschienen. Daß auch die deutsche Jugend des wackeren Dichters nicht vergißt, dafür sorgt die Aufnahme vieler seiner Dichtungen in das deutsche Commersbuch.

A. Kennel, Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben. Lahr 1895.

v. Weech.

Eilbertus: E., Goldschmied und Emailleur, Ende des 12. Jahrhunderts. Sein Name ist uns nur aus der Verfertigerinschrift EILBERTVS COLONIENSIS ME FECIT † an einem kupferemaillirten mit silbernen Friesornamenten verzierten Reliquiar in Form eines Tragaltars bekannt. Es ist eine technisch künstlerisch und ikonographisch sehr bemerkenswerthe Arbeit, welche durch die Meisterbezeichnung für die Forschung erhöhtes Interesse gewinnt. Etwas mechanisch dem Wortlaute der obigen Inschrift folgend, hat man die Arbeit nach Köln resp. dem nahen Siegburg verlegen wollen. Aber es ist richtiger, in Köln nur die Heimath des Meisters zu suchen, die deshalb in der Inschrift besonders genannt ist, weil der Meister an einem anderen Orte thätig war. Neumann, der in seinem „Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg" eine sehr bemerkenswerthe Untersuchung über unser Reliquiar angestellt hat, nimmt an, daß Eilbertus eine Laie war, denn er zeichnet nicht FRATER wie beispielsweise WILLELMVS auf dem angeblichen Bischofsstab des Ragenfroid im Bargello zu Florenz, daß er ferner der Emailleurschule von Siegburg angehört habe, mit welcher seine Arbeit gewisse Verwandtschaften aufweise und daß er endlich das Werk in Helmwardshausen, mit dessen Productionen ikonographische Beziehungen nachgewiesen werden, gemacht habe. Es ist aber zu bemerken, daß neuerdings die Existenz einer Emailschule in Siegburg in Frage gestellt wird. Das Stück stammt aus dem ehemaligen Braunschweiger Domschatz und befindet sich im Besitz des Herzogs von Cumberland, aufbewahrt im K. K. Oesterr. Museum zu Wien.

Marc Rosenberg.

Eimer: Gustav Heinrich Theodor E. wurde geboren am 22. Februar 1843 zu Staefa im Kanton Zürich. Er erhielt seine Schulbildung auf den Gymnasien zu Bruchsal und Freiburg i. B. Sein Vater war Arzt, beschäftigte sich in seinen Mußestunden viel mit Naturwissenschaften, namentlich mit der Thier- und Pflanzenwelt und wußte schon in dem Knaben die Liebe zur Natur zu entfachen. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog E. zunächst die Universität Tübingen, um Medicin und Naturwissenschaften zu studiren, dann wandte er sich nach Freiburg und Heidelberg und promovirte 1867 in Berlin. Nachdem er daselbst auch das medicinische Staatsexamen bestanden hatte, kehrte er wieder nach Freiburg zurück, um sich unter Professor Weismann's Führung ganz der Zoologie zu widmen. Den Winter 1869 brachte er zu seiner weiteren Ausbildung in Paris zu und wurde alsdann in dem folgenden Jahre als Professor für Zootomie nach Würzburg berufen. Nachdem er sich dort für Zoologie habilitirt hatte, machte er als Arzt den Feldzug 1870—71 mit. Seine Gesundheit war jedoch den Strapazen des Krieges nicht gewachsen und er sah sich nach seiner Rückkunft genöthigt, zur Kräftigung den Süden auf-

zusuchen. Er reiste nach Italien und benutzte die Gelegenheit, um auf Capri Studien über die niederen Seethiere anzustellen. 1874 wurde er als Professor der Zoologie und Inspector der zoologischen Staatssammlung an das Polytechnikum zu Darmstadt berufen. Bald darauf folgte er einem Rufe als Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Tübingen. Er starb am 30. Mai 1898.

E. war ein sorgsamer, eifriger und unermüdlicher Forscher, der über ein reiches Wissen verfügte. Wir verdanken ihm eine Menge gründlicher Untersuchungen. Seine ersten Arbeiten finden sich in Virchow's Archiv 1867: „Zur Geschichte der Becherzellen" und „Studien zur Fettresorption und zur Entstehung der Schleim- und Eiterkörperchen". Die Lehre von der Zelle förderte er durch zwei Abhandlungen: „Zur Kenntniß vom Bau des Zellkerns" in Schultze's Archiv 1871 und „Ueber amöboide Bewegungen der Zellenkörperchen", ebendaselbst 1875. Besonders bemerkenswerth sind ferner seine Arbeiten über das Variiren und die Zeichnung der Thiere: „Untersuchungen über das Variiren der Mauereidechse" im Archiv f. Naturg. 1881; „Ueber gesetzmäßige Zeichnung der Reptilien" im Jahresb. Ver. vat. Naturk. Württemberg 1882; „Ueber die Zeichnungen der Vögel und Säugethiere", ebendaselbst 1883 und „Ueber Zeichnung der Thiere 1. u. 2. Abth." im Zoologischen Anzeiger 1882 u. 1883. Diese Abhandlungen waren die Vorläufer zweier umfassender und mit außerordentlicher Gründlichkeit und Einsicht bearbeiteter Werke über den Darwinismus: „Die Entstehung der Arten auf Grund von Vererben erworbener Eigenschaften nach den Gesetzen des organischen Wachsens", Jena 1888 und „Die Artbildung und Verwandtschaft bei den Schmetterlingen", Jena 1889.

W. Heß.

Eisenbart: Johann Andreas E. (in den Acten findet sich meist die Schreibweise Eyßenbarth u. ä.), bekannter und zur volksthümlichen Figur gewordener Markt- und Wanderheilkünstler, geboren 1661 in dem niederbairischen Marktflecken Viechtach, † am 11. November 1727 in Hannöversch-Münden. Der Name Eisenbart muß im Anfange des 19. Jahrhunderts den Leuten so merkwürdig und bizarr geklungen haben, daß man ihn gar nicht für Bezeichnung einer wirklichen Person hielt, sondern als freie Phantasieschöpfung betrachtete, etwa wie die älteren Spottnamen „Dr. Hitentit", „Dr. Sassafras", „Dr. Theriak" und ähnliche*). Wir haben es aber hier mit einer wirklichen Persönlichkeit zu thun, und der Name Eisenbart ist ein guter deutscher Ausdruck (= Eisenart oder Eisenglanz), der zwar selten, aber schon seit den frühesten Zeiten in den von Deutschen besetzten Gebieten vorkommt und auch jetzt noch in manchen Gegenden gebräuchlich ist. Die Sage kennt einen Grafen Isenbard als Halbschwager Karl's des Großen; ein italienischer Großer Isambart kämpfte 872 auf Seiten der Sarazenen; Isembart von Troyes war 1033—1062 Bischof von Orleans; ein Welfe Eisenbard erscheint in Aventin's bairischer Chronik; in Rouen tritt 1431 ein Mönch Isambart als Anhänger der Jungfrau von Orleans auf; Hans Isenbart kommt 1436 in thüringischen Urkunden vor; eine bekannte Mailänder Familie führt den Namen Isimbardi u. a. m. In der Zimmerischen Chronik (Ausgabe² von Barack II, 465—467) findet sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts auf Falkenstein a. d. Donau ein Burgvogt Wolf Eisenbart erwähnt, der wegen einer Liebschaft mit der Schwester seines Herrn als Gefangener in den Schloßthurm zu Schalzburg bei Balingen gesetzt ward und beim Fluchtversuch ums Leben kam. Das Verließ erhielt davon im Volksmund den

*) Vgl. auch die köstliche neugeschaffene Figur des „Magnus Bombastus Vomitivus" in Philander's „Medicinischen Märchen" (S. 92—112), Stuttgart 1892.

Namen „Eisenbartsthurm“. Drei Söhne dieses Burgvogtes weiß die Zimmerische Chronik zu nennen, und es ist wohl möglich, daß Johann Andreas E., geboren 1661 in Viechtach, zur Nachkommenschaft des einen derselben gehörte.

Ueber die erste Jugend von E. sind wir nicht unterrichtet, er muß aber frühzeitig nach Bamberg gekommen sein. Dort machte er bei dem privilegirten Bruch- und Steinschneider Alexander Biller, der einer Bamberger Familie angehörte, seine Lehrzeit durch, um sich dem chirurgischen Berufe zu widmen. Etwa 1684 legte er das übliche „Probierstück“ ab, blieb zunächst als Gehülfe bei seinem bisherigen Lehrmeister und gründete bald darauf einen eigenen Hausstand. Im J. 1685 machte er sich selbständig und wandte sich 1686 aus seiner süddeutschen Heimath nach dem nördlichen Deutschland, seine Kunstfertigkeit dort im Herumziehen auszuüben. Soweit Quellenmaterial vorliegt, ist E. nie wieder nach Süddeutschland gekommen und die Gründe für den Weggang von Viechtach nach Bamberg sowol wie für den späteren dauernden Aufenthalt in Norddeutschland sind wol auf confessionellem Gebiete zu suchen. In allen Beziehungen zur Kirche erscheint E. in Norddeutschland als Protestant und er wird dies wol von Geburt an gewesen sein, da nirgends Andeutungen über einen Confessionswechsel anzutreffen sind. Durch Patent des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern wurde aber 1660 den Beamten die allmähliche und nicht zu schroffe Ausweisung der Akatholiken aus den bairischen Landen aufgetragen. So werden wol auch Eisenbart's Eltern bald nach dessen Geburt ihre Heimath haben verlassen müssen, um anderwärts einen Aufenthalt zu suchen. Im Hochstift Bamberg, wo der Protestantismus nach dem westfälischen Frieden noch geduldet blieb, mögen sie für sich eine Zuflucht gefunden haben, aber der Sohn zog es vor, sobald es ihm die Verhältnisse gestatteten, der Unbeliebtheit und geringschätzigen Behandlung der Akatholiken durch Uebersiedlung nach Norddeutschland aus dem Wege zu gehen.

Die Bildung, die sich E. für seinen Beruf erworben hatte, entsprach den Anforderungen jener Zeit. Innere Krankheiten wies man damals dem akademisch gebildeten Arzte zu, äußerlich und operativ zu behandelnde Leiden aber brachte man vor den Wundarzt, der keine Universitätsstudien trieb, sondern als Handwerker seine Lehrzeit durchmachte und meist aus dem Stande der Bader und Barbiere hervorging. Diese Wundärzte nahmen zuweilen eine besondere Stellung ein zwischen den eigentlichen Aerzten und dem Gewerbe der Bader, doch gehörten sie vielfach mit zur Baderzunft. Als unterste Stufe des ärztlichen Standes — denn die gar nicht vorgebildeten Curpfuscher, Quacksalber und Winkelärzte kann man füglich kaum dazu rechnen — betrieben sie gern Specialitäten, namentlich Augenoperationen oder Stein- und Bruchschneiden oder Zahnbrechen. Meist griffen sie zum Verdruß der studirten Aerzte in die innere Medicin, zum Verdruß der Apotheker aber durch Verkauf von Pillen, Salben und Geheimmitteln in das pharmaceutische Gebiet über. Da sie an einem festen Wohnsitze selten genügenden Erwerb fanden, so pflegten sie als Wanderärzte im Lande herumzuziehen und besonders auf Wochen- und Jahrmärkten oder bei Dorffestlichkeiten „auszustehen“, d. h. ihre Fertigkeiten auf einer selbst aufgeschlagenen Phlyakenbühne (bisweilen von mehreren Etagen) anzupreisen und zu bethätigen. Um anerkannt zu sein, bedurften sie für ihr Gewerbe der obrigkeitlichen Genehmigung und galten, sobald sie diese besaßen, beim Volk als „Landärzte“, auch wenn ihnen dieser Titel formell nicht verliehen war. Ihre Tracht bestand gewöhnlich aus einem scharlachrothen Rock mit Ueberhang und einer großen Perrücke nebst Dreimaster; oder sie trugen einen orientalischen Talar und Turban. Zur Heran-

ziehung des Publicums bedienten sie sich des Schreiens und Ausrufens, das sie, wenn ihr Geschäft klein war, selbst übten, bei größerem Betrieb aber durch einen als Hanswurst (Pickelhäring, Jean Potage) gekleideten Gehülfen, den sogenannten „Courtisan", ausführen ließen. Besonders großartige Wanderärzte, wie E. schließlich einer war, pflegten einen ganzen Troß von Gehülfen mit sich zu führen: einen Secretär zur Erledigung der schriftlichen Arbeiten, mehrere Courtisane, die Späße machten und dramatische Possen aufführten, eine eigne Musikbande mit lauttönenden Instrumenten, mehrere Boten (Heiducken) und eine Anzahl von Handlangern, die beim Aus- und Einladen der Wagen, beim Aufschlagen und Niederreißen der Bühne beschäftigt wurden, sowie unter Trommel- und Trompetenschall Reclamezettel und Bildchen (meistens den Wundermann in Thätigkeit darstellend) an das Publicum zu vertheilen hatten. War durch die Lockungen eine genügende Menge Volkes versammelt, so trat der wandernde Aesculap auf die Bühne und empfahl in mehr oder minder ruhmredigem Wortschwall seine Hülfe für Leiden aller Art.

So hatten sie in allen Mauern
Endlosen Zulauf von Bürgern und Bauern.
Jegliche Krankheit konnten sie heilen,
Hatten Mittelchen auszutheilen,
Deren Jedes unfehlbar curirte,
Ob es stringirte oder purgirte.

In Gellert's Fabel vom Fuchs und der Elster ist das Auftreten eines solchen Mannes gemeint, wenn es heißt:

„So wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht
Und seine Künste rühmt, bald vor-, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht;
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder" u. s. w.

Es ist begreiflich, daß bei einer solchen Thätigkeit das Lärmen mit zum Geschäft gehörte und daß leicht etwas Marktschreierei mit unterlief, selbst wenn der Heilkünstler ein tüchtiger, erfahrener und ehrlicher Mann war. Ebenso versteht es sich, daß unwissende und gewissenlose Personen, die anderwärts Schiffbruch erlitten hatten, sich mit Dreistigkeit und Trug häufig den Anschein geprüfter Wundärzte gaben und in unbefugtem Herumziehen das vertrauensselige Publicum durch die unglaublichsten Schwindeleien betrogen. Wie es in solchen Fällen zuging, kann man in dem Commentar des Matthiolus († 1577) zu Buch VI des griechischen Arztes Pedanios Dioskorides, in Grimmelshausen's „Simplicissimus" (Buch IV, Cap. 8 u. 9 und Continuatio I, Cap. 1) oder in Christian Weise's „Drei ärgsten Erznarren" (Cap. 17), in J. Kuhnau's „Musikalischem Quacksalber" (Cap. 3) und in G. P. Hönn's Betrugslexikon (2. Aufl., S. 295—301) nachlesen. An und für sich hatte das schon im Mittelalter bekannte Gewerbe eines Wanderheilkünstlers oder Marktarztes nichts Anrüchiges, obschon es seit dem Reformationszeitalter in Schwänken, Volksdramen und Fastnachtsspielen einen beliebten Gegenstand der Spottlust bildete. Die Geschichte der medicinischen Wissenschaft kennt die Namen von manchen ganz löblichen Vertretern dieses Berufs, wie Sebastian Siebenfreund († um 1590), Georg Bartisch aus Königsbrück (1535 bis ca. 1607), Samuel Mylius († 1616) u. A. m. Andrerseits aber darf man sich nicht wundern, wenn Landesfürsten dem besonders nach dem 30jährigen Kriege stark zunehmenden Unfug herumziehender betrügerischer Quacksalber bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts durch strenge Polizei- und Landesordnungen zu steuern suchten, in denen sie Seiltänzer, Riemenstecher, Gaukler, Taschenspieler, Komödianten, Schlangenbanner, Spinnenfresser, Landfahrer, Aerzte,

Bruch- und Steinschneider, Zahnbrecher und Theriakskrämer als „loses Gesindel" in einen Topf zusammenwarfen. Aber gerade das Herumwandern und das öffentliche Auftreten vor Volksmassen bildete die Voraussetzung für die Popularität mancher Marktärzte.

Ueber die Wanderfahrten Eisenbart's läßt sich ein vollständiges Itinerar zur Zeit noch nicht aufstellen, weil die aufgefundenen Acten nur einzelne Abschnitte seiner Thätigkeit beleuchten und nicht überall eine Verbindung nach vorwärts oder rückwärts gestatten. Schon jetzt jedoch kann gesagt werden, daß es eine unhaltbare Uebertreibung ist zu behaupten, E. habe alle hervorragenden Städte im alten Reich oder auch nur im heutigen Deutschland besucht. In viele Länderstriche, namentlich nach Oesterreich, Süddeutschland, dem Niederrhein, Mecklenburg u. a. m. ist er seit seiner Selbständigkeit (1685) persönlich niemals gekommen; die Rolle, die er in Norddeutschland zu spielen berufen war, fiel im Süden etwa seinem Collegen Johann Christian Hüber zu. Was bisher aus den Quellen bekannt geworden ist, genügt, um ein Bild von dem Wesen und Wirken des Mannes zu erhalten, und etwa auftauchendes neues Material dürfte wohl nur zur Bestätigung der bekannten Züge dienen.

Daß E. in seinem Fach erfahren war, geht gleich aus seinem ersten nachweisbaren Auftreten hervor. Er kam nach einigen unbekannten Zwischenstationen 1686 von Bamberg nach Altenburg und hatte dort in wenigen Monaten so guten Erfolg, daß ihm der Stadtrath ein Zeugniß über glückliche Curen an 30 Personen aus Stadt und Amt Altenburg ausstellte. Auf Grund dieser Bescheinigung bewarb sich E. bei der Regierung um ein Privilegium. Die beiden Aerzte Dr. Klauder und Physicus Ußleben unterzogen auf herzoglichen Befehl den Gesuchsteller einer Prüfung und gaben ihm das Zeugniß, daß er in Augencuren wie als Bein-, Krebs- und Bruchschneider zur Genüge erfahren sei. Daraufhin bekam er vom Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha-Altenburg unterm 26. August 1686 ein Privilegium, das ihn berechtigte, in Städten und Flecken des ganzen Herzogthums nicht bloß auf Jahrmärkten, sondern auch auf Wochenmärkten (hier jedoch nur mit Bewilligung der Stadtbehörden) seine Kunstfertigkeit auszuüben und außerdem Wundsalbe, Mithridat und Augenstein feil zu halten. Der Verkauf weiterer Apothekerwaaren, die Anwendung innerer Heilmittel und Uebergriffe in die Rechte der angesessenen Bader und Barbiere wurden ihm ausdrücklich untersagt. Von Erlangung dieses Privilegiums bis zum Frühjahr 1688 prakticirte E. im Altenburgischen und heilte, wie gemeldet wird, über 200 Personen von Blindheit, Bruchschäden, Krebsleiden und Hasenscharten. Im März oder April 1688 zog E., der sich damals „Okulist, Schnitt- und Wundarzt" nannte, nach Weimar, wohin sein Ruf jedenfalls schon gedrungen war. Er hatte bereits damals eine starke Familie und führte eine größere Anzahl von Leuten als Gehülfen und Dienerschaft mit sich, was auf gewisse Wohlhabenheit und guten Gang der Geschäfte schließen läßt. Nachdem er in Weimar und dem benachbarten Buttstedt mehrere Curen erfolgreich durchgeführt hatte, wandte er sich am 25. April an den Herzog Wilhelm Ernst, der damals auch Vormund über Sachsen-Jena war, mit der Bitte um ein ähnliches Privileg wie das Altenburger und erbot sich dabei zur unentgeltlichen Behandlung der ganz Armen. Die weimarische Regierung verlangte zunächst die Originale des Altenburger Privilegs und der sonstigen Zeugnisse und unterm 10. Mai erhielt E. das gewünschte neue Privilegium. Er durfte danach überall im Weimarischen und Jenaischen seine Praxis mit Ausschluß jedes Concurrenten auf Jahr- und Wochenmärkten ausüben und die oben genannten drei Arzeneien verkaufen; unentgeltliche

Curirung der Armen und keine Uebertheuerung der Kranken ward ihm dabei zur Pflicht gemacht. Die Freigabe des Verkaufs von Mithridat widersprach hinsichtlich der Wochenmärkte in der Stadt Weimar einem alten Privilegium (1567) der dortigen Apotheke und wurde ihm erst bewilligt, nachdem er mit Handschlag gelobt hatte, dieses Mittel in der Stadt Weimar nur auf den Jahr-, nicht aber auf den Wochenmärkten zu verkaufen. Weiter mußte er versprechen, sich auf Vorladung jederzeit vor der Behörde in Weimar einzufinden. Für Ausfertigung des Privilegiums ohne Siegelkapsel und Schnur sollte E. eine Gebühr von 24⅓ Thlrn. entrichten, er bat jedoch um Ermäßigung auf 20 Thlr. unter Hinweis auf seine starke Familie, die er damals wol mit sich führte, und auf die zahlreiche Dienerschaft. Zur Befestigung seiner Stellung in den weimarischen und jenaischen Landestheilen ging E. alsbald daran, unbequeme Concurrenten möglichst fern zu halten, indem er das Privilegium drucken und öffentlich anschlagen ließ. Die Versendung der Druckexemplare wurde von der Kanzlei in Weimar am 3. Juli 1688 bewerkstelligt, und eine zugehörige amtliche Bekanntmachung circulirte handschriftlich vom 28. August 1688 bis zum 25. Februar 1689 an 28 Orten des Landes, nämlich in den Städten Berka a. J., Buttstedt, Ilmenau, Neumark, Rastenberg, Sulza, Tannroda, Weimar und in 20 Dorfschaften.

Das Auftreten Eisenbart's in dieser Gegend währte etwa ein Jahr und muß bei der Bevölkerung großen Eindruck gemacht haben, denn die Erinnerung daran hat sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten, und der um 1840 in Tannroda gestorbene Arzt Dr. Rentsch besaß z. B. noch Recepte und Reclamebildchen, die von E. stammten. Trotz mancher Vorsichtsclauseln hinsichtlich des Auftretens läßt das weimarische Privilegium keinen Zweifel an Eisenbart's Tüchtigkeit und rühmt besonders die geschwinde und wenig schmerzhafte Art seiner Operationen, wie denn auch aus späteren Zeugnissen hervorgeht, daß E. in der Anwendung des Messers sehr geschickt gewesen sein muß. Ungefähr 100 erfolgreiche Curen hat E. während seiner Thätigkeit im Weimarischen ausgeführt, darunter viele Staaroperationen, in denen er auch später nicht minder glücklich gewesen ist. Die Nachbarschaft von Erfurt führte auch zum Auftreten in dieser Stadt, und unterm 8. Februar 1689 ertheilte der Erzbischof Anselm Franz von Mainz an den „Chirurgen und Operator" E. auf sein Gesuch das Privilegium, in Erfurt und andern erzbischöflichen Landen auf Jahr- und Wochenmärkten unter Ausschluß aller Concurrenten prakticiren zu dürfen; die Vorbehalte waren ähnlich wie in Weimar, auch ward ihm zur Pflicht gemacht, sich unter die Erfurter Bürgerschaft aufnehmen zu lassen. In den Rathsprotokollen von Erfurt ist angemerkt: „Dr. Eisenbart, ein Bruchschneider, ist $\frac{2.\ \text{März}}{20.\ \text{Februar}}$ (1689) Bürger geworden". Hier schleicht sich zum ersten Male in einem Document der Doctortitel ein, mit dem sich E. stets gern anreden ließ und mit dem er seit Aufkommen des bekannten Liedes zu Unrecht allgemein belegt wird.

Ueber Eisenbart's Wirksamkeit im Erfurtischen ist nichts weiter bekannt, er scheint aber längere Zeit dort geblieben zu sein, denn beim Wiederauftauchen seiner Spur Anfang 1691 in dem sächsischen Städtchen Rochlitz nennt sich der titelfreudige Mann u. a. auch „Stadtarzt zu Erfurt". Unterm 27. Februar 1691 bezeugen Bürgermeister und Rath von Rochlitz „dem edlen und kunstreichen" E. zwölf verschiedene glückliche Curen in Stadt und Umgegend und erwähnen dabei besonders, daß er die Kranken nicht nur geheilt, sondern sie auch sehr fleißig bei Tag und Nacht besucht und abgewartet habe

und behutsam mit ihnen umgegangen sei, „dergleichen Fleiß und Dexterität noch keiner allhier erwiesen". Ende 1692 erscheint E. in Dresden. Er suchte damals beim Kurfürsten Johann Georg IV. von Sachsen um ein Privilegium für das Kurfürstenthum nach und legte ein Zeugniß bei, das ihm der Rath der Stadt Dresden am 8. November 1692 über sieben glücklich ausgeführte dortige Curen an Blinden, Tauben und Bruchleidenden ausgefertigt hatte. Der Kurfürst ließ den Gesuchsteller vor dem Medicinalcollegium erscheinen und durch seinen Leibarzt Dr. Erndel und den Dr. Schurig einer gründlichen Prüfung unterziehen, wobei er sich als kenntnißreich erwies. Wie wir später hören, daß E. ein besonderes Instrument zur Entfernung von Nasenpolypen hergestellt habe, so wird in dem Bericht über die Dresdener Prüfung eine von E. erfundene eigene Nadel zum Staaroperiren rühmend hervorgehoben (vor Einführung der Interlinearextraction und des Hornhautlappenschnittes wurde der graue Staar wirklich „gestochen", indem der Operateur mit einer Nadel in den Augapfel stieß und die getrübte Linse durch Niederdrücken — Reclination — bei Seite schob). Nach dem guten Ausfall der Prüfung erhielt E. am 27. Januar 1693 das gewünschte Privilegium für ganz Kursachsen; als Kurfürst August der Starke 1697 zum König von Polen gewählt worden war, dehnte E. in seinen Schriftstücken den Geltungsbereich des kursächsischen Privilegs selbstschaltend auch auf das Königreich Polen aus.

Mit Kursachsen eröffnete sich für ihn ein neues Feld der Thätigkeit, das die bisherigen Gebiete an Umfang weit übertraf. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß E. von seinem Recht ausgedehnten Gebrauch gemacht und viele größere Orte Kursachsens besucht haben wird. Da der Ruf seines Geschicks und seines Glücks schon damals weithin gedrungen war, sodaß er sich für einen berühmten Mann ansehen konnte, wird ihm meist reichlicher Lohn zugeflossen sein, und ein Fall, wie er 1697 vorkam, dürfte zu den seltenen Ausnahmen gehört haben. Wie vermuthlich öfter besuchte E. 1697 die Leipziger Cantatemesse und ließ eine große Bühne aufschlagen, deren Errichtung mit bedeutenden Unkosten verknüpft war. Sein Zuspruch blieb aber, vielleicht wegen anderer Zugstücke der Messe, hinter den allerdings wol hochgespannten Erwartungen zurück und die Einnahmen erreichten nicht die gewünschte Höhe. Er stellte deshalb am 10. Mai 1697 beim Stadtrathe das Gesuch, noch einige Tage länger in Leipzig ausstehen zu dürfen; in seiner Eingabe bezeichnet er sich als „privilegirten Okulisten, Stein- und Bruchschneider". Wahrscheinlich damals hat E. auch den Abstecher in das Sachsen-Zeitzische Gebiet gemacht, der in eins der drei Jahre 1697, 1698 oder 1699 fallen muß. Mit großer Pracht zog er in der Stadt Zeitz auf und bei jedesmaligem Betreten der Bühne fing er seine Rede mit den bescheidenen Worten an: „Hochgeehrteste Herren, ich bin der berühmte Eisenbart!"

Sein Selbstbewußtsein war also schon hoch entwickelt, und daß er mit den Künsten der Reclame in einer für jene Zeit ungewöhnlichen Weise vertraut war, geht aus allen Nachrichten über sein ferneres Auftreten hervor. Diese Umstände, sein Geschick mit den Menschen umzugehen, und sein Glück brachten ihm aber auch viel Mißgunst, Neid, Feindschaft und Haß sowol von weniger glücklichen Collegen, wie von Aerzten und Apothekern, in deren Rechte er kühnlich übergriff.

In der Zeit seines kursächsischen Wirkens muß E. auch in Helmstedt gewesen sein, mehrere weitere Privilegien vom Kaiser und von einigen Kurfürsten, sowie Zeugnisse über seine Befähigung von medicinischen Facultäten verschiedener Universitäten erlangt haben.

Einen neuen Schauplatz für Eisenbart's Thätigkeit bildete das Kur-

fürstenthum Brandenburg. Wir können ihn dort zuerst 1698 in den pommerschen Städten Kolberg und Stargard sowie in dem damals noch schwedischen Stettin nachweisen, aber er wird von Kursachsen schwerlich dorthin gekommen sein, ohne auch in den dazwischen liegenden Landestheilen sein Gewerbe betrieben zu haben. Als sich Kurbrandenburg 1701 in das Königreich Preußen verwandelt hatte, schien E. in diesem neuen aufstrebenden Staatswesen das günstigste Feld für seine Wirksamkeit zu erblicken und beschloß deshalb ganz nach Preußen überzusiedeln. Gegen Ende des Jahres 1703 machte er sich in Magdeburg wohn- und seßhaft, indem er das 1671 erbaute (1895 wieder abgebrochene und völlig neu errichtete*) Wohn- und Brauhaus „Zum güldnen Apfel" in der früheren Brand-, jetzigen Apfelstraße (jetzige Hausnummer 9) für 3500 Thaler käuflich erwarb. Nach diesem Preis zu schließen, war das Grundstück eines der größten in der Stadt, und Eisenbart's materielle Lage muß daher recht günstig gewesen sein. Fortan blieb Magdeburg sein fester Standort und der Wohnsitz seiner Familie, von dort aus unternahm er nun seine größeren und kleineren Reisen.

Im Frühjahr 1704 treffen wir E. in Kassel, und vermuthlich damals hat er das hessen-kasselsche Privilegium erhalten, in dessen Besitz er später erscheint. Von Kassel schickte er im Juni zwei Diener voraus nach Wetzlar, um die Bühne für den dortigen Johannisjahrmarkt aufzubauen. Sein Auftreten zu Wetzlar wurde in einen großen Skandal hineingezogen, der das ganze Reich beschäftigte. Es hatte sich nämlich im Reichskammergericht, das wegen der Franzosengefahr kurz vorher von Speier nach Wetzlar verlegt worden war, zwischen dem älteren Präsidenten Freiherrn von Ingelheim und dem jüngeren Präsidenten Grafen zu Solms-Laubach aus kleinen Anlässen eine bittere Fehde erhoben, die erst 1709 ihr Ende erreichte. Die Assessoren spalteten sich in zwei feindliche Parteien, und mit April 1704 kam es dadurch zum völligen Stillstand der Rechtspflege. Als der jüngere Präsident am 28. Juni 1704 von einer Badereise zurückkehrte, fand er Eisenbart's Bühne auf dem Buttermarkt aufgeschlagen, dicht vor dem alten Rathhaus, in dem das Kammergericht untergebracht war. Am 24. Juni war E. eingetroffen und seine Leute hatten mehrere Tage lang auf der Bühne eine Komödie aufgeführt, die eine böse Verspottung des Gerichtswesens darstellte, nichtsdestoweniger aber von den gelangweilten Honoratioren des Städtchens, d. h. gerade den Juristenfamilien mit Vergnügen aus den benachbarten Fenstern betrachtet worden war. Graf Solms schob die Anstiftung dazu ohne weiteres seinem Gegner Ingelheim in die Schuhe und ließ sogar das Gerücht ausſprengen, Ingelheim beschenke die Komödianten und zahle außerdem täglich 1 Gulden an E., damit dieser noch 4 Wochen lang spielen lasse. Dagegen erklärte E., der sich „Kaiserlicher, auch verschiedener Kur- und Fürsten hochprivilegierter Medicus und Operator" unterschrieb, der Platz für seine Bühne sei ihm vom Magistrat angewiesen worden, da auf dem eigentlichen Marktplatz bereits ein anderer Wanderarzt Namens Fiedler ausstehe; gleichzeitig ließ er seinen Stand auf dem Buttermarkt abbrechen, wenn er auch noch bis in den Juli hinein in Wetzlar blieb. Diese Vorgänge waren damals in aller Mund, gaben zu verschiedenen Beschwerden und Gegenschriften an den Kaiser sowol wie an den Reichstag in Regensburg Veranlassung und machten so Eisenbart's Namen auch da im Reiche bekannt, wohin er zuvor vielleicht noch nicht gedrungen war.

*) Nur das alte Wahrzeichen, ein Zweig mit goldenem Apfel und der Jahreszahl 1671, ist wieder in den Neubau eingemauert worden.

Vom Januar bis zum März 1707 weilte E. in Berlin und hatte auch dort so viel Zulauf und Erfolg, daß z. B. in der Petrikirche zu Cölln a. Spr. für die von ihm bewirkte Heilung einer seit 10 Jahren vollständig gehörlosen Frau eine öffentliche Danksagung gehalten wurde. Am 28. Januar richtete E. an den König Friedrich I. das Gesuch als königlicher Landarzt auftreten zu dürfen; er unterzeichnete sich dabei „Operator und Medicinae Practicus". Seine Bewerbung hatte, wenn auch nicht formell so doch substantiell Erfolg, denn durch Privileg vom 25. März 1707 (erneuert am 25. März 1708) erhielt er vom König die Befugniß, ungehindert in allen preußischen Landen seine Wissenschaft auszuüben, wobei gleichzeitig alle nichtprivilegirten oder nicht zunftmäßigen Operateure und „herumoperirenden Winkelärzte" unter Strafandrohung ausgeschlossen wurden. Dies waren die thatsächlichen Rechte eines Landarztes; den Titel selbst erlangte E. zwar nicht, aber das Ansehen, dessen er sich erfreute, geht aus der anerkennenden Form des Privilegs hervor, in dem er vom König z. B. als „Unser lieber Getreuer" bezeichnet wird. Inhaltlich ging das neue Privilegium über die früheren insofern hinaus, als es E. berechtigte, in Preußen auch alle seine selbstbereiteten Arzeneien und Geheimmittel frei zu verkaufen und innerlich wie äußerlich anzuwenden. Aus dem Wortlaute des Privilegs erfahren wir beiläufig, daß E. damals seine Reisen mit einem ganzen Troß von Wagen, Pferden, Leuten und Mobilien ausführte.

Wenige Jahre später, im Herbst 1710, treffen wir E. in Hannover. Es wurden ihm dort nach eigener Angabe 200 Thlr. Jahresgehalt versprochen, wenn er sich dauernd in Hannover niederlassen wollte. Obgleich er auf dieses Anerbieten nicht einging, erfüllte man ihm dort auf sein Ansuchen doch einen Herzenswunsch. Kurfürst Georg I. Ludwig zu Braunschweig-Lüneburg verlieh ihm unterm 24. September 1710 nicht nur wie andere Fürsten eine Berechtigung, an allen Orten des Landes seine medicinische und chirurgische Wissenschaft nebst Verordnung und Anwendung von Arzeneien frei auszuüben und sich an beliebigen Orten niederzulassen, sondern auch Titel und Prädicat „Landarzt". Dieses Privilegium dehnte E., gerade wie beim kursächsischen, selbstherrlich auf Großbritannien aus, als Georg I. Ludwig 1714 britischer König geworden war. Von Hannover kehrte E. nach seinem Wohnorte Magdeburg zurück. Am 1. October 1711 beschwerte er sich beim dortigen Magistrat über unbefugte Operateure und Winkelärzte, worauf ihn die Stadtbehörde ihres Schutzes versicherte und durch öffentlich angeschlagene Bekanntmachung den Fremden das Curiren untersagte. Mit ähnlicher Strenge sah E. auf Wahrung seiner Rechte, als im J. 1712 der privilegirte Zahn- und Wundarzt Heinrich Bünde über die gestattete Zeit hinaus in Magdeburg ausstehen blieb: er ließ durch seinen Secretär Kühnreich beim Magistrat kurzer Hand das Abreißen der Bude seines Concurrenten beantragen.

Während des folgenden Frühjahrs kam E. wieder nach Thüringen; im Mai und Juni 1713 practicirte er in Saalfeld, vollführte dort verschiedene glückliche Curen und erwirkte sich vom Herzog Johann Ernst von Sachsen-Saalfeld ein weiteres Privilegium. Gegen Mitte Juni zog er über den Thüringer Wald in das Coburg'sche Ländchen, das seit dem unbeerbten Tode des Herzogs Albrecht (1699) Streitobject zwischen drei benachbarten Regierungen war. Das Auftreten in der Stadt Coburg ward ihm von der Saalfelder Regierung unter der Bedingung gestattet, daß er keine Musik dabei machen lasse, aber die Eifersucht der beiden andern Regierungen verursachte noch mancherlei Störungen. In den Acten hierüber ist E. „der bekannte Arzt" genannt, und es wird dabei berichtet, daß er auch ein Sachsen-Mei-

ningisches Privileg besessen habe. Während seines etwa vierwöchigen Aufenthaltes in Coburg erregte E. den ganz besonderen Unwillen des dortigen Apothekers Herzog, weil er entgegen den coburgischen Apothekenordnungen und Privilegien (1607, 1652 und 1697) mit den verschiedensten Apothekerwaaren handelte, Arzeneien bereitete und verkaufte, auch innerliche wie äußerliche Curen ausführte. Die Beschwerde Herzog's vom 19. Juli 1713 wider „den sogenannten Arzt E." hatte aber keine Wirkung mehr, denn E. war inzwischen abgereist, nachdem ihm das Mißgeschick widerfahren war, daß der Adjunct Joachim Hildebrand aus dem benachbarten Sonnefeld unter seiner Cur das Zeitliche gesegnet hatte.

Nachdem König Friedrich I. von Preußen im Februar 1713 gestorben war, benutzte E. die Gelegenheit, um von dessen Nachfolger eine Bestätigung seines Privilegs zu erlangen. Von Salzwedel aus reichte er am 17. Januar 1714 ein dahingehendes Gesuch an Friedrich Wilhelm I. ein und hatte den Erfolg, sein früheres Privilegium am 29. Juni 1714 mit einigen Abänderungen erneuert zu sehen. Gleichzeitig beklagte sich E. darüber, daß er an jedem Orte des Königreichs, wohin er von Magdeburg komme, 3 Groschen Accise für den Tag entrichten müsse, gleichviel ob er öffentlich ausstehe oder nicht. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß E. damals nicht bloß auf öffentlichen Plätzen ausstand, sondern auch in verschlossenen Gebäuden Sprechstunden abhielt, was in den letzten Jahren seines Lebens, als er sich zu alt und zu vornehm für den Markt dünkte, wol regelmäßig geschah. Ob ihm durch königliche Gunst eine Ermäßigung der Accise zugebilligt wurde, ist nicht nachzuweisen; daß er aber auch bei Friedrich Wilhelm I. in hohem Ansehen stand, zeigte sich zwei Jahre später. Auf besondern Befehl des Königs nämlich wurde E. im Februar 1716 nach Stargard in Pommern berufen zur Behandlung des Oberstlieutenants v. Grävenitz, der seit dem spanischen Erbfolgekriege an den Folgen eines Schusses in das Auge litt. Als der Ruf des Königs an die Regierung in Magdeburg kam, befand sich E. gerade auf einer Reise zu Münster in Westfalen und mußte von dort zurückgerufen werden. Wir wissen nichts weiteres über den Verlauf dieser Angelegenheit, aber die Vermuthung spricht dafür, daß die Wiederherstellung des Herrn v. Grävenitz es war, die den König veranlaßte, dem glücklichen Heilkünstler nach jener Zeit das Prädicat „Königlich preußischer Hofokulist und Rath" zu verleihen, das E. später führte.

Dieses Ereigniß bezeichnet den Höhepunkt in Eisenbart's Laufbahn. Die Berufung durch den König scheint aber auch sein Selbstbewußtsein auf das äußerste gesteigert zu haben, so daß er alle Zurückhaltung glaubte ablegen zu dürfen. Hatte er sich schon früher mancherlei Ueberschreitungen seiner Befugnisse durch Uebergreifen auf die Gebiete der Apotheker und der studirten Aerzte herausgenommen und war er durch Annahme der Bezeichnung „Medicinae Practicus" in den voraufgehenden Jahren ziemlich herangekommen an die Grenzen unerlaubter Titulirung, die freilich damals weniger streng geahndet wurde — „Doctor" ließ er sich unwidersprochen und gern schon längst anreden —, so hatte er doch in seinen hochtrabenden und prahlerischen Kundgebungen nicht geradezu falsche und unmögliche Behauptungen aufgestellt. Nunmehr aber begann er seine Reclame, in der er selbst heutzutage von Geheimmittelerfindern kaum übertroffen wird, kühnlich auf das Gebiet der Täuschung des Publicums hinüberzuleiten. Er rühmte sich gelungener Curen, die ihm Niemand glauben wird; er pries an seinen selbstgefertigten Arzeneien und Wundermitteln Eigenschaften, die sie nie besessen haben können; er nannte sich in selbstverfaßten Zeitungsnotizen „Doctor"; er legte sich in edler Be-

scheidenheit das Epitheton „hochberühmter Medicus“ öffentlich mehr und mehr bei und posaunte schließlich in der Presse emphatisch das Selbstlob aus, daß „nur ein Eisenbart ist, solange ihm Gott sein Leben gönnen wird“. Kurzum E. war der Stufe und dem Gebahren der „liederlichen Landläufer“, denen gleichgeachtet zu werden er mit Entrüstung von sich zu weisen pflegte, doch recht bedenklich nahegerückt, und die Verordnung, die von Friedrich Wilhelm I. am 28. Januar 1716 wider den Unfug der herumziehenden Marktschreier und Quacksalber erlassen worden war, hätte in mehr als einem Stück auch recht wohl gegen ihn angewendet werden können.

Infolge der Cur an Herrn v. Grävenitz muß Eisenbart's Weizen in Stargard kräftig geblüht haben, denn er sah sich bewogen, die Stadt nicht so bald zu verlassen und dann bereits im Juni 1716 abermals nach Stargard zu reisen. Von Anfang Juni bis Anfang November hielt er dort in Oldehoff's Hause Sprechstunden, curirte Nasenpolypen und Darmbrüche, Brustkrebs und Blindheit und verkaufte daneben einen „balsamischen Haupt-, Augen- und Gedächtnißspiritus“ (das Loth zu 12 Groschen), der gegen Augenleiden, Flüsse, Ohrensausen, Schwindel, Kopfschmerzen u. s. w. helfen sollte, sowie eine Tinctur gegen Steinschmerzen und Gliederreißen (das Loth zu 8 Groschen). Von Stargard aus schickte E. großartige Reclamen in die „Stettiner Ordinäre Postzeitung“, um die Einwohnerschaft Stettins auf seine bevorstehende Ankunft vorzubereiten. Am 4. November 1716 traf er in Stettin ein und stieg im Rathsweinkeller am Kohlenmarkt ab. Die „Ordinäre Postzeitung“ nahm von diesem Ereigniß gebührend Notiz, und E. begnügte sich nicht mit einfachen Anzeigen in diesem Blatte, sondern ließ große Extrabeilagen dazu drucken, in denen er seine Leistungen in das hellste Licht stellte und seine selbstgefertigten Heilmittel ruhmredig anpries. Wir erfahren daraus, daß E. etwa 350 Blasensteine bis zum Gewichte von 14 Loth geschnitten habe, deren umfänglichste er in natürlicher Größe bildlich beifügen ließ; Bruchschnittoperationen rühmt er sich über 2000 gemacht zu haben, ungerechnet die auf unblutigem Wege geheilten Brüche; viele hundert Male will er durch eine unbekannte Arzenei Frauen von der Unfruchtbarkeit befreit haben. Er gedenkt ferner zahlloser Heilungen von Blindheit, Melancholie, Schlagfluß, Schwindel, Wahnsinn, Schwindsucht, Blutstürzen, Wassersucht, Brustkrebs, fressenden Schäden, Hasenscharten, Gewächsen, Muttermalen, Kröpfen u. s. w. Er kann Runzeln, Finnen, Sommersprossen und Leberflecke vertreiben, setzt künstliche emaillirte Augen sowie neue Zähne ein, vertreibt Scharbock und Mundfäule, bewahrt die Zähne vorm Faulen, er bereitet ein gutes Zahnpulver, den trefflichen balsamischen Spiritus, die Steintinctur und ein Pflaster gegen Wunden, Brandschäden u. dergl. Wie lange E. in Stettin geblieben ist, läßt sich nicht nachweisen; am 21. November 1716 war er noch dort und beabsichtigte laut Zeitungsanzeige seinen Aufenthalt noch über geraume Zeit auszudehnen.

Für die vielen Neider und Feinde Eisenbart's wird sein fortschreitendes Hinübertreten auf das Gebiet des Trügerischen, Unerlaubten und Unwürdigen willkommenen Anlaß geboten haben, dem glücksbegünstigten und berühmt gewordenen Manne zu schaden. Auch läßt sich wohl denken, daß das, was E. mit Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet sich herausnahm, immermehr auch von unfähigen und unwissenden Stümpern nachgemacht wurde, und daß damit eine berechtigte Abneigung gegen das ganze Wesen der herumziehenden Marktärzte emporwuchs. Zum Theil waren aber gewiß auch litterarische Belehrungen dabei im Spiele, die sich ebenfalls gegen die Wanderärzte richteten, wie einst schon Moscherosch in den „Gesichten des Philander von Sittewald“ medicinische Schwindeleien nachsichtslos gegeißelt hatte. Johann Christian

Ettner aus Eutritzsch bei Leipzig, ein ausgesprochner Gegner der Alchymisterei und der marktschreierischen Winkelärzte, ließ zuerst 1694 und dann abermals in erweiterter Form 1719 zu Frankfurt und Leipzig anonym ein Buch erscheinen unter dem Titel „Des getreuen Eckarths Medicinischer Maul-Affe oder der Entlarvte Marckt-Schreyer". Der Verfasser gibt in der damals beliebten Form des Reiseromans oder Reisegesprächs eine große Menge gesundheitlicher und diätetischer Vorschriften, Anweisungen für das Verhalten bei Curen und in Bädern u. dergl. und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, vor medicinischen Maulaffen, d. h. unkundigen und betrügerischen Nachahmern wirklicher Aerzte zu warnen. Von den verschiedenen Wanderheilkünstlern, die in dem Buch auftreten, nennt Ettner keinen mit Namen, aber es ist augenscheinlich, daß ihm wirkliche Persönlichkeiten seiner Zeit als Modelle gedient haben, wie er sich denn hierüber in der Vorrede folgendermaßen ausläßt: „Habe ich auch einen oder den andern Medicinischen Maul-Affen allzukenntlich vorgestellet, der wisse, daß mein Amt und Gewissen es erfordert, und ist gewiß bey dieser Zeit höchst-nöthig, denen Leuthen zu weisen, was ein von Gott erwehlter Medicus und hergegen ein Pöfels-Doctor, der andern als ein Affe nachahmet und Schaden verursachet, sey." In einem der hervorragendsten dieser Männer haben wir jedenfalls Eisenbart's Conterfei zu erblicken, und auf ihn ist wol auch das Gedicht gemünzt, das als Erklärung eines beigegebenen Kupferstiches in beiden Auflagen unmittelbar hinter dem Titelblatte folgt und also beginnt:

„Hier steht der Wundermann, Apollo unser'r Zeiten,
Bey dem Hygaea muß noch in die Schule geh'n.
Der kan Machaons-Ruhm durch seine Kunst ausbreiten,
Vor ihm muß Lachesis in vollen Früchten steh'n.
Sein Lob ist ungemein durch Ost, Süd, West und Norden,
Und seiner Curen Glantz erfüllt die gantze Welt.
Wie aber ist er denn so bald zum Affen worden?
Schaut wie er sich anjetzt verzagt und albern stellt!
Nachdem ihm Eckarth hat die Larve abgezogen
Und sein gefälschtes Haar vom Haupte abgebracht,
Zeigt er hier jedermann, daß alles sey erlogen,
Was dieser Lügen-Artzt den'n Leuthen weiß gemacht."

Auch eine Spottmünze soll auf E. geprägt worden sein, doch ließ sich nichts genaueres darüber in Erfahrung bringen.

Während des letzten Jahrzehnts von Eisenbart's Leben muß der Stern seines Ruhmes zusehends in Niedergang gekommen sein; es ist aus dieser Zeit fast nichts mehr über seine Thätigkeit bekannt. Auch scheint Eisenbart's Gesundheit durch das unstete Wander- und Reiseleben nach und nach so gelitten zu haben, daß er daran dachte, sich eine geeignete Person zum Nachfolger und Erben der Praxis heranzubilden. Die Wahl fiel auf seinen jüngsten Sohn Adam Gottfried (geboren 1706), der jedenfalls besonderes Geschick und Interesse für das Gewerbe des Vaters an den Tag legte und ihn wahrscheinlich in den letzten Lebensjahren auf den meisten Wanderfahrten begleiten mußte. Daß diese Anwartschaft des Sohnes auf die väterliche Praxis der Oeffentlichkeit nicht unbekannt blieb, wird durch ein Gedicht Gottsched's bezeugt, das im April 1727, etwa 7 Monate vor Eisenbart's Tod entstanden ist, und in dem Eisenbart's Grundsätze richtig wiedergegeben sind, wenn es also heißt:

„Mein Kind! gehorche mir, so hat vor wenig Wochen
Herr Eisenbart, ein Arzt, zu seinem Sohn gesprochen.
Willst du einmal so reich, berühmt und glücklich seyn,
Als ich, dein Vater, bin, so bilde dir nicht ein,

Du werdest mit Geduld, Gelehrsamkeit und Wachen
Die leeren Kisten voll, dich selbst zum Wunder machen.
O nein, der Irrthum trügt! Verwirf die Blödigkeit:
Wer gar zu furchtsam ist, verdirbt zu dieser Zeit.
Du mußt von Stadt zu Stadt auf alle Messen reisen,
Auf hohen Bühnen stehn und deine Curen preisen
Und schreyen: Eilt herzu! Hier steht der Wundermann,
Dem keiner in der Welt das Wasser reichen kann!
Dann wird der Pöbel sich nach deinen Pillen dringen,
Die Kranken werden dir mehr Gold und Silber bringen,
Als du dir wünschen wirst. Das Beyspiel nimm von mir:
Denn so hab ich's gemacht: ein gleiches rath' ich dir.
Die Tauben pflegen uns nicht selbst ins Maul zu fliegen,
Und wer nicht wacker pralt, der bleibt im Staube liegen.
So klingt, gelehrter Freund, der Väter Unterricht" u. s. w.

Im Spätherbst 1727 unternahm E. noch eine Reise in das westliche Deutschland und kam dabei nach dem Städtchen Hannöversch-Münden. Dort nahm er im „Wilden Mann" beim Bäckermeister und Gastwirth Schepeler in der sogenannten „Kleinen Stube" Quartier und trieb sein Gewerbe noch eine Zeitlang. Da befiel ihn am 6. November eine Krankheit, von der er am 11. November, 66 Jahre alt, dahingerafft wurde. Das Gasthaus führt jetzt den Namen „Deutscher Hof", der alte Bau ist aber 1900 eingerissen worden, und in einem größeren Neubau wieder erstanden. Eisenbart's Sterbezimmer war im alten Gebäude bis zuletzt erhalten und wurde den Fremden als eine Sehenswürdigkeit gezeigt. Eine neuere Inschrift im Hausflur wies auf Eisenbart's Aufenthalt hin und feierte den Wanderaesculap, wol ohne besondere historische Grundlage, als einen Freund des Bieres. Die Beerdigung Eisenbart's geschah am Sterbeort auf dem Aegidienkirchhofe, die Eintragung des Todesfalles im Kirchenbuch der Blasienkirche. Der Grabstein, den ihm die Hinterbliebenen setzen ließen, war am Erdboden während eines Jahrhunderts ganz von Gestrüpp überwuchert. Um 1825 entdeckte man ihn wieder; seitdem steht er aufgerichtet an der nördlichen Außenseite der Aegidienkirche und gilt als größte Merkwürdigkeit Mündens. Der Stein ist vielfach abgebildet, neuerdings auch in der beliebten Form der Ansichtspostkarte. Ein Gipsabguß befindet sich im Germanischen Museum zu Nürnberg. Die Inschrift bewegt sich auf hohem Kothurn und unter ihren vielen Buchstabenligaturen ist der Artikel „DER" einmal so geschickt zusammengezogen, daß man die Abkürzung „Dr." vor sich zu haben meint. Sie bezeichnet den Verstorbenen als den „weiland hochedlen, hocherfahrnen, weltberühmten Herrn, Herrn Johann Andreas Eisenbart" und nennt dann die beiden Titel „Königl. Grosbritannischer und Churfürstl. Braunschw.-Lüneb. brivilegirter Landarzt wie auch Königl. Breüssischer Raht und Hofoculiste". Zwei Engel halten auf dem oberen Theile des Grabsteins einen Schild mit dem Wappen, das E. sich zugelegt hatte und auch in seinem Siegel führte. Es ist ein redendes Wappen, das die Etymologie des Namens wiedergeben will, wie sie sich der Laie zurechtlegt. Die Schildfigur stellt nämlich einen Vogel Strauß dar mit einem Hufeisen im Schnabel, das bartähnlich zu beiden Seiten herabhängt; aus dem eisernen Schildhelm wächst ein bärtiges Männchen heraus.

Die männliche Nachkommenschaft Eisenbart's scheint ausgestorben zu sein trotz des reichen Kindersegens, den er besaß. Schon bei seinem Auftreten in Weimar 1688 spricht er, wie oben erwähnt, von seiner starken Familie, und es ist anzunehmen, daß die Kopfzahl derselben im Laufe der Jahre zu einer stattlichen Menge angewachsen ist, da nach Ausweis des Kirchenbuchs der „Medicus und Operator" Johann Andreas Eisenbart noch am 13. Januar

1706 in der Johanneskirche zu Magdeburg, zu deren Bezirk die Apfelstraße gehört, den vorhin erwähnten Sohn Adam Gottfried taufen ließ. Dieser Jüngstgeborne war als Gehülfe des Vaters mit auf der letzten Reise in Münden und konnte ihm dort die Augen zudrücken. Er bemühte sich, unter Berufung auf sein Assistentenamt, nach des Vaters Tod um Einrücken in das väterliche Privilegium als hannöverscher Landarzt, aber anscheinend erfolglos. Ein anderer Sohn, Johann Michael, widmete sich dem akademischen Studium der Arzneiwissenschaft und wurde als Licentiat der Medicin im Mai 1713 in der Magdeburger Johanneskirche getraut; ein dritter Sohn soll in Wittenberg begraben liegen. Eine Tochter war mit dem Advocaten Friedrich Müller in Magdeburg verheirathet, der ein vermögender Mann war und sechs Häuser besaß.

Als unbestreitbare Thatsache muß anerkannt werden, daß E. nicht bloß ein unternehmungslustiger, praktischer und rühriger Mann von natürlichem Verstand gewesen ist, sondern auch ein kundiger, geschickter und tüchtiger Operateur mit sicherer Hand, der die Collegen seiner Zeit in mehr als einem Stück hinter sich ließ und durch Verbesserung der Instrumente auf den Fortschritt seiner Fachwissenschaft bedacht war. Mit den Uebergriffen in die innere Heilkunde begab er sich zum Schaden seines Rufes auf ein verbotenes Gebiet, wo er anstoßen und straucheln mußte, während er andrerseits das Eingreifen von Collegen in seine eigenen Rechte unnachsichtig verfolgte. In der Reclame, die er von Anfang an ausgiebig benutzte, ward er allmählich immer aufdringlicher, ruhmrediger und unaufrichtiger und scheute schließlich auch wirkliche Schwindelhaftigkeiten nicht mehr, wenn er Vortheile damit erreichen konnte. Finanziell ist er dabei gut gefahren, ein reicher Mann geworden und mit besseren Gesellschaftskreisen in Verschwägerung gekommen, aber seinem Charakter und seiner Ehre hat er durch die bedenklichen Praktiken und Eigenschaften einen unlöblichen Makel angeheftet, der nur durch die Erwägung ein wenig gemildert wird, daß er als guter Hausvater für seine große Familie treulich damit gesorgt hat. War der Name „Eisenbart" in seiner Blüthezeit durch das ganze Reich bekannt, so gerieth er bereits in den letzten Jahren seines Trägers in Abnehmen und verblaßte nach dessen Tode ziemlich rasch. Zunächst zwar wird E. in der schönen Litteratur noch mehrmals genannt, wenn auch nicht immer zu bestem Lobe. So singt G. B. Hancke 1731:

„Kaum hat ein Eisenbart, der alle Kranken heilt,
Durch offnen Drommel-Schlag die Zettul ausgetheilt,
So kommen alsobald die Kranken angezogen,
Und doch ist seine Kunst erstunken und erlogen."

und in einem 1734 verfaßten Gedichte beschreibt der kauderwelsche Deutschfranzose J. Ch. Trömer (Toucement) seine und seiner Geliebten Fähigkeiten selbstironisirend u. a. mit den Worten:

„Ick bin die Doctor Nicks, sie Doctor Eise-Barth".

Aber schon im Januar 1742 konnte der Theolog Heumann von Göttingen an den Consistorialrath Hauber in Bückeburg schreiben, er habe das Ende von Eisenbart's Ruhm erlebt und sei überzeugt, daß nach 100 Jahren Niemand mehr von E. etwas wissen werde. Fünf Jahre später (1747) taucht Eisenbart's Name noch einmal auf in dem bekannten Crambambuli-Liede des Danzigers Wedekind (Koromandel), in dem eine Strophe lautet:

„Schlüg' Eisenbart, der Krankheitsstürmer
Noch jetzo seine Bühne auf

Du wärst sein mächtigster Beschirmer,
Halb Teutschland brächtest du in Lauf.
Ich wett', er rief cum emphasi:
Ihr Leute, kauft Crambambuli!"

Und zum letzten Male begegnen wir ihm dann 1751 bei Heinrici (Picander), der in einem Gedichte zweifellos, wenn auch nur andeutungsweise, sagt:

„Cupido schrieb an seine Thüre:
Allhier wohnt Doctor E[isenbart],
Er sticht den Star, er heilt Geschwüre
Nach einer ganz besondern Art."

Hiermit würde E. wol im großen und ganzen der Vergessenheit anheimgefallen und also die Göttinger Prophezeiung in Erfüllung gegangen sein, wenn er nicht auf unerwartete Weise nach einem halben Jahrhundert eine fröhliche Auferstehung gefeiert hätte, um unsterblich in einem Gesange fortzuleben, der vermuthlich gerade in Göttingen entstanden ist und den Göttingen zuerst hat drucken lassen. Das burschikose Lied: „Ich bin der Doctor Eisenbart", das mit wenig Witz und viel Behagen eine Reihe ersonnener Parforcecuren verspottet, ist in die weitesten Kreise des Volkes eingedrungen, mehrfach componirt worden und hat den für die Allgemeinheit schon Todten zu neuem Leben erweckt. Nach dem unverdächtigen Zeugniß eines ehemaligen Marburger Studenten (Boclo) ist dieses Lied schon zwischen 1801 und 1805 in Marburg gesungen worden. Gedruckt erschien es zum ersten Male 1818 in einem Göttinger Commersbuche, und zwar in folgender Form:

„Ich bin der Doctor Eisenbart,
Kurier' die Leut' nach meiner Art,
Kann machen, daß die Blinden gehn
Und daß die Lahmen wieder sehn.

Zu Wimpfen accouchierte ich
Ein Kind zur Welt gar meisterlich.
Dem Kind zerbrach ich sanft das G'nick,
Die Mutter starb zum großen Glück.

In Potsdam trepanierte ich
Den Koch des großen Friederich.
Ich schlug ihm mit dem Beil vorm Kopf,
Gestorben ist der arme Tropf.

Zu Ulm kuriert ich einen Mann,
Daß ihm das Blut am Beine rann,
Er wollte gern gekuhpockt seyn,
Ich impft's ihm mit dem Bratspieß ein.

Des Küsters Sohn in Dideldum
Dem gab ich zehn Pfund Opium.
Drauf schlief er Jahre, Tag und Nacht,
Und ist bis jetzt noch nicht erwacht.

Sodann dem Hauptmann von der Luft
Nahm ich drei Bomben aus der Brust;
Die Schmerzen waren ihm zu groß.
Wohl ihm! Er ist die Juden los.

Es hatt' ein Mann in Langensalz'
Ein'n centnerschweren Kropf am Hals,
Den schnürt' ich mit dem Hemmseil zu,
Probatum est, er hat jetzt Ruh'.

Der Schulmeister von Itzehöh
Litt dreißig Jahr' an Diarrhoe,
Ich gab ihm Cremor-Tart'ri ein;
Er ging zu seinen Vätern ein.

Es litt ein Mann am schwarzen Staar,
Das Ding, das ward ich gleich gewahr;
Ich stach ihm beide Augen aus
Und so bracht ich den Staar heraus.

Der schönen Mamsell Pimpernell
Zersprang einmal das Trommelfell;
Ich spannt' ihr Pergament vors Ohr,
Drauf hörte sie grad' wie zuvor.

Zu Prag da nahm ich einem Weib
Zehn Fuder Steine aus dem Leib.
Der letzte war ihr Leichenstein.
Die wird wohl jetzt kurieret seyn.

Das ist die Art, wie ich kurier',
Sie ist probat, ich bürg' dafür.
Daß jedes Mittel Wirkung thut,
Schwör' ich bei meinem Doctorhut."

Noch in demselben Jahre 1818 finden wir das Lied ein wenig abweichend in einer Hamburger Liedersammlung. In den zahlreichen späteren Drucken ist der Text vielfach verändert worden durch Umstellungen, Abschwächungen und Auslassungen, besonders aber durch Zudichtungen, zu denen er leicht verführen kann. Die bisweilen ausgesprochene Annahme, das Lied enthalte bereits im

ältesten Druck Interpolationen mit Anachronismen (Koch des großen Friederich, Kuhpocken) und sei in kürzerer Fassung schon zu Eisenbart's Lebzeiten entstanden, läßt sich nicht halten; es ist eben nicht früher als um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts verfaßt worden, und zwar gleich in der Form, die der älteste Druck darbietet. Noch abgeschmackter ist der ebenfalls verlautbarte Gedanke, daß das Lied, wie es 1818 gedruckt erschien, auf einen Sohn Eisenbart's gedichtet worden sei! Auch die Vermuthung ist entschieden abzuweisen, als ob wir in dem Liede nur die Umdichtung eines viel älteren und ursprünglich auf eine andere Person gedichteten Volksliedes zu erblicken hätten.

Den unbekannten Verfasser dürfen wir etwa in einem Göttinger Studenten der Medicin suchen, der sich in feucht-fröhlicher Stimmung durch den Besuch von Eisenbart's Sterbezimmer in Münden zu seinen Versen begeistern ließ; war doch das Städtchen Münden von jeher ein beliebtes Ziel für Ausflüge der Göttinger Musensöhne, die an Eisenbart's Sterbezimmer als dem Wahrzeichen des Ortes — der Grabstein ist, wie gesagt, erst später aufgefunden worden — nicht vorüberzugehen pflegten. Vielleicht besaß der Dichter schon vorher vom Hörensagen die Erinnerung an einen herumziehenden Arzt des Namens Eisenbart, vielleicht kannte er auch die Dichtungen Heinrici's, an dessen oben citirte Wendung „ganz besondre Art" die Worte des Liedes „nach meiner Art" anzuklingen scheinen*). Etwas Thatsächliches von Eisenbart's Leben wußte der Dichter aber nicht. Gleichermaßen fehlgegangen wie diejenigen, die sogar Eisenbart's Figur für eine freie Erfindung gehalten haben, sind die Andern, die das Lied als eine Art historische Quelle glaubten betrachten zu sollen. Der ganze Wortlaut des Textes verbietet doch, etwas Anderes darin zu erblicken, als das Erzeugniß ausgelassenen Spiels und heiterer Trinkerlaune, die sich in satirischer Verspottung der niedrigsten Stufe des ärztlichen Standes gefiel. Daß nicht einmal die wirklich existirenden Orte, die das Gedicht nennt, einen historischen Hintergrund bilden, zeigt die gegebene Darstellung von Eisenbart's Wanderfahrten. Der Dichter hat die Ortsnamen in freier Willkür gesetzt, möglicherweise in Erinnerung an vorangegangene Beschäftigung mit der Geschichte des 30jährigen Krieges. Einige Anklänge führen auf „Wallenstein's Lager"; verrätherisch in diesem Punkt erscheint die Erwähnung des stillverborgenen Städtchens Itzehoe, das erst durch Schiller's „langen Peter" in weiten Kreisen bekannt wurde, und zwar mit der von Schiller gebrauchten falschen Aussprache Itzehö. Da „Wallensteins Lager" im October 1798 zum ersten Mal über die Bretter ging, und da auch Jenner's Schutzpockenimpfung, die der Eisenbartpoet erwähnt, kaum vor 1797 in Deutschland eindrang, so kommen wir auf die allerletzten Jahre des 18. Jahrhunderts als frühesten Zeitpunkt der Entstehung des Eisenbart-Liedes.

Schwerlich hat der Dichter geahnt, zu welcher Volksthümlichkeit es sein harmloses Poem bringen würde. Es wird nicht nur durch ganz Deutschland und in dialektischer Umdichtung („I bin der Tokter Eisahuet") in der Schweiz gesungen, sondern hat sich in Uebersetzung

Je suis le docteur Isembart,
Je connais tous les secrets de mon art,
Je guéris tous les tempéraments,
Pourvu qu'on m'en donne de l'argent etc.

*) In einem Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts wird von einem marktschreierischen Wanderarzt spottend gesagt: „Er kann mit meisterlichen Sachen die Blinden reden machen". Der Anfang des Eisenbartliedes klingt hieran an.

und mit neuer Melodie auch bei den Franzosen eingebürgert. In den bekannten Bilderbogen von Gustav Kühn in Neuruppin (Nr. 9618) ist es mit neun schauerlichen grell colorirten Darstellungen, in den künstlerischen Münchener Bilderbogen (Nr. 186) von Braun & Schneider mit acht drastischen Illustrationen des Zeichners M. Heil (zuerst 1856, in neunter Auflage 1886) erschienen und allein dadurch in vielen tausenden von Exemplaren verbreitet worden. Freilich stellt uns das Lied eine andere Figur vor Augen, als E. wirklich gewesen ist, und der Wanderaesculap wird dadurch zu einem Januskopf mit zwei verschiedenen Gesichtern. Auf Grund des Liedes braucht man den Namen „Eisenbart" jetzt fast als Appellativum zur Bezeichnung eines unwissenden und rauh eingreifenden Arztes. Von solcher Art war indessen der historische E., wie wir gesehen haben, bei all seinen Schwächen nicht. Es soll auch eine dramatische Posse existiren „Der Doctor Eisenbart", die von herumziehenden Schauspielern früher aufgeführt wurde; sie dürfte wol erst unter Zugrundelegung des Liedes entstanden sein. Auch gibt es ein Gesellschaftsspiel „Dr. Eisenbart", bestehend aus drastisch illustrirten Karten, deren jede die Hälfte einer Strophe des Liedes enthält, sodaß also immer zwei ein Ganzes bilden. Diese Karten werden unter die Gesellschaft vertheilt und dann geht das Spiel mit Ziehen und Ablegen genau wie „der schwarze Peter" vor sich. „Das neue Lied vom Dr. Eisenbart" von H. Ellissen (zuerst 1883 in Leipzig gedruckt, jetzt in 4. Ausgabe vorliegend) behandelt in 16 Strophen „die Kunst, gesund und froh zu leben", und hat nichts als die ersten zwei Zeilen mit dem alten Eisenbartliede gemeinsam. Ob die „Eisenbartbirne", die in Thüringen und auch anderwärts auf den Obstmärkten verkauft wird, ihren Namen von dem Wanderarzt erhalten hat, läßt sich schwerlich noch entscheiden. Ein in Dresden seit 1863 erscheinender humoristischer Kalender „Doctor Eisenbart" und die ebenda in den Jahren 1872 und 1873 unter Redaction des Caricaturenzeichners K. Reinhardt herausgekommene humoristische Zeitschrift gleichen Namens zeigen auf ihren Titelblättern den Wundermann bildlich dargestellt; diese Porträts sind ebenso Phantasieerzeugnisse wie die des Neuruppiners und des Münchener Bilderbogens. Das neidische Geschick hat nicht gewollt, daß authentische Porträts von E., deren es jedenfalls mehrere gegeben hat, bis auf unsere Tage kommen sollten. Dieser Verlust bleibt zu beklagen, denn da Eisenbart's äußere Gestalt gewiß mit zu seinen Erfolgen beigetragen hat, so möchte man wol wünschen, auch Antlitz und Figur des merkwürdigen Mannes kennen zu lernen.

Acten der Staatsarchive zu Coburg, Magdeburg, Wetzlar, der Stadtarchive zu Altenburg, Dresden, Erfurt, Leipzig, Magdeburg, Münden, Rochlitz, des Pfarrarchivs zu Münden. — Memoriale an die Reichsversammlung zu Regensburg vom Grafen von Solms (1704). — Gegenmemoriale an die Reichsversammlung zu Regensburg von Seiten des älteren Herrn Präsidenten zu Wetzlar (1704). — Aufferlegte Finalhandlung von Seiten des älteren Präsidenten Freiherrn von Ingelheim (1704). — Stettiner Ordinäre Postzeitung 1716, Juni bis November, Nr. 45, 46, 57, 58, 68, 69, 87, 92. — Hauber, Bibliotheca magica, III. Bd., 27. Stck. (Lemgo 1742), S. 203—204. — v. Ulmenstein, Geschichte d. Stadt Wetzlar II (1806), 433 und III (1820) im Register unter „Eisenbart". — Neues Kommersbuch (Göttingen 1818), S. 368—370. — Boclo, Der Begleiter auf dem Weser-Dampfschiffe (Göttingen 1844), S. 2 f. — Geißler, Eisenbart's Grabstein, in der Leipz. Illustr. Ztg., Nr. 967 v. 11. Jan. 1862, S. 30. — Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder, 4. Auflage, bearb. v. Prahl, S. 126, Nr. 590. — M. B., Silhouetten

aus der guten alten Zeit. I: Dr. Eisenbart, in der „Gartenlaube" 1866, S. 390—393. — Thelemann, Zwei Doktoren des deutschen Volkes, im „Daheim", 6. Jahrg., Nr. 18 vom 29. Jan. 1870, S. 288. — v. Mülverstedt, Dr. Eysenbarth, in den „Geschichtsblättern f. Stadt u. Land Magdeburg", 5. Jahrg. (1870), Heft 1, S. 124—141. — Janicke, Zu Dr. Eisenbart, ebenda 6. Jahrg. (1871), S. 155 f. — Kretzschmar u. Zuccalmaglio, Deutsche Volkslieder (1838—1840) II, Nr. 350. — Tobler, Appenzeller Sprachschatz, S. 177. — Koser, Dr. Eisenbart in Wetzlar, in der „Gartenlaube" 1875, Nr. 4, S. 65—68. — Lotze, Geschichte der Stadt Münden (1878), S. 123—126. — „Deutsche Illustrirte Zeitung", Berlin 1885, Nr. 40, S. 292. — Richter, Verwaltungsgeschichte d. Stadt Dresden II, 1, S. 165 ff. — Oettinger, Moniteur des dates II, 47, Spalte 3. — Münch. Neueste Nachrichten 1891, Nr. 305 (Morgenblatt v. 10. Juli), S. 3. — Fränkel, Dr. Eisenbart, in Meyer's „Zeitschrift f. dtsche. Kulturgeschichte", N. F. II, S. 492—494. — Burkhardt, Dr. Eisenbart in Weimar, in der Zeitung „Deutschland" 1892, Nr. 233 u. 234; — Derselbe, Dr. Eisenbart, in Meyer's „Zeitschrift f. dtsche. Kulturgeschichte", N. F. III, S. 133—135. — Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit II, 2. Aufl., S. 263 ff. — Bösch, Dr. Eisenbart, in der „Gartenlaube", 1894, Nr. 36, S. 612. — Eisenbart's Wappen, im „Deutschen Herold", Berlin 1894, Nr. 12, S. 150. — Böhme, Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert (Leipzig 1895), S. 506—508, Nr. 681. — Wustmann, Als der Großvater die Großmutter nahm, 3. Aufl. 1895, S. 435 f. und 620. — Scipio, Mittheilungen aus der ältesten Stettiner Zeitung, in der „Neuen Stettiner Zeitung" 1896. — Weimarisches Privilegium für Eisenbart, in der Zeitschrift „Am häuslichen Herd", Sonntagsblatt zur „Altenburger Zeitung", 1896, Nr. 18. — „Wiener Medizinische Blätter", 21. Jahrgang (1898), S. 322. — Buschan, Medizinisches aus d. Anfange d. 18. Jahrhunderts, in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift", 45. Jahrg. (1898), Nr. 34, S. 1090 ff. — Köhler, Dr. Eisenbart (Magdeburg 1898), Sonderabdruck aus den „Blättern für Handel, Gewerbe u. soziales Leben" (Beiblatt z. Magdeburg. Zeitung) 1898, Nr. 42 u. 43, S. 334 ff. u. 337 ff. — Mitzschke, Eisenbart in Coburg 1713, im „Coburger Tageblatt" 1900, Nr. 148 vom 27. Juni, Beilage. — Henze, Dr. Eisenbarts Sterbehaus und Grabstein zu Münden, im „Daheim", 36. Jahrg., Nr. 35 v. 2. Juni 1900, S. 15; vgl. ebenda Nr. 39 v. 30. Juni 1900, S. 27 im „Briefkasten" und ebenda 39. Jahrg., Nr. 2 vom 11. Oct. 1902, S. 24, Sp. 3. — Kopp, Eisenbart im Leben und im Liede (Berlin 1900). — Peters, Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit (1900), S. 127. — Wustmann, Quellen z. Gesch. Leipzigs I, 462. — Pfau, Attestat des Rochlitzer Rathes, in den „Mittheilungen des Vereins f. sächs. Volkskunde", II. Bd. 1901, Heft 6, S. 183—184. — Tille, Die Faustsplitter in der Litteratur des 16.—18. Jahrh. (1900), S. 591—592; — Derselbe, Dr. Eisenbart, in der „Leipz. Zeitung" 1901, Nr. 149 v. 29. Juni, 1. Beil., S. 2649. — Schauenburg's Allg. deutsches Kommersbuch, 59.—62. Aufl., S. 627 f., Nr. 698 und dessen Kommersabende IV, 70. — Dorfzeitung 1902, Nr. 275 v. 23. Nov., S. 4957. — Jahrbücher d. Kgl. Akademie zu Erfurt N. F. XXIX, S. 254—257. — Hampe, Die fahrenden Leute (1902), S. 108.

Mitzschke.

Eisenhoit: Anton E., Goldschmied und Kupferstecher aus Warburg in Westfalen. Er hat auf der im J. 1879 zu Münster stattgehabten Ausstellung westfälischer Alterthümer und Kunsterzeugnisse mit den daselbst zum ersten

Male in die Oeffentlichkeit gebrachten, in den Jahren 1588 und 1589 für den Fürstbischof von Paderborn, Theodor von Fürstenberg, hergestellten und mit dem vollen Namen des Verfertigers bezeichneten Edelschmiedearbeiten zu kirchlichem Gebrauch, welche der genannte Kirchenfürst für die Schloßcapelle zu Neuhaus, von wo dieselben später auf den Schnellenberg gelangten, hatte anfertigen lassen, und die sich gegenwärtig in der Schatzkammer des Grafen von Fürstenberg-Herdringen befinden, verdientes Aufsehen erregt und ist nun als einer der bedeutendsten Renaissancemeister in die Kunstgeschichte eingereiht worden. Aeltere Künstler- und Monogrammen-Lexika enthalten zwar den Namen mit mehr oder minder correcten Angaben über Heimath und Thätigkeit — so schreibt z. B. 1779 Füßli auf S. 215 seines Allgemeinen Künstlerlexikons: „Eisenhout (Anton) ein Mahler und geschickter Kupferstecher von Varnburg; arbeitete um 1590 zu Rom, wo er M. Mercati Metallotheca mit verschiedenen schönen Kupferstichen zierte", während bei Heller im Monogrammen-Lexikon von 1834 auf S. 31 zu lesen ist: „Anton. Eisenh. f. Anton Eisenhout oder Eisenhart fecit, niederländischer Maler und Kupferstecher um 1580" — zu einer auch nur annähernd richtigen Würdigung von Eisenhoit's kupferstecherischer Thätigkeit, welche bei diesen Angaben zunächst in Betracht käme, konnten jedoch diese Hinweise um so weniger führen, als die Eisenhoit'schen Einzelblätter fast nur als Unica existiren und auch das genannte Werk Mercati's, dessen Drucklegung erst 1717 erfolgte, schon zu den selteneren Büchern gehört. Abgesehen von den wenigen figürlichen Darstellungen und einigen Abbildungen antiker Marmorbildwerke boten die in der Metallotheca enthaltenen Stiche, welche in vorzüglicher Weise Mineralien und Versteinerungen wiedergeben, bei der in früherer Zeit beliebten Art des Kupferstichsammelns den Liebhabern wenig Interesse. Aus demselben Grunde konnten auch die von E. für den hessischen Hofuhrmacher Jost Bürgi gestochenen Blätter zu einem Bericht über das von dem Genannten erfundene Triangulirinstrument[1]), welcher erst 1648 nach Bürgi's Tod von dessen Schüler und Schwager Benjamin Bramer in Kassel herausgegeben wurde, zu einem eingehenderen Studium von Eisenhoit's Thätigkeit als Kupferstecher nicht anregen, obschon der Herausgeber in der Einleitung versichert, daß „diese Kupferstück sehr fein geschnitten und große Unkosten darauff gewendet worden", und das Buch mehrere Auflagen erlebte, also in dem Fachkreis der Baumeister und Feldmesser ziemliche Verbreitung gefunden hat und in vielen Bibliotheken anzutreffen ist.

Die Hoffnung, daß es gelingen werde, nachdem der Meister auf der Münsterschen Ausstellung entdeckt und dabei im ersten Eifer wol etwas überschätzt worden war[2]), über Eisenhoit's Lebensverhältnisse und Bildungsgang die Hauptdaten zu ermitteln, sowie daß noch weitere Arbeiten von ihm zum Vorschein kämen, hat sich leider nur in geringem Maaße erfüllt. Hätte nicht ein glücklicher Zufall uns die Herdringer Schätze erhalten, und wären dieselben mit vielen anderen (nach vorhandenen urkundlichen Nachrichten) für die Familie der Freiherrn von Fürstenberg gefertigten Stücken zu Grunde gegangen, so würde das Interesse für den Meister wol kaum größer sein und sein Name für uns keinen bekannteren Klang haben, als es mit beidem bestellt ist bei der großen Schar von Goldschmieden des 16. Jahrhunderts, von deren Thätigkeit in den Reichsstädten und für die Fürstenhöfe uns die archivalische Forschung so reichliche Nachrichten geliefert hat.

Zum Bekannt- und Berühmtwerden Eisenhoit's in der gebildeten Welt hat weiter die nach Schluß der Ausstellung zu Münster erfolgte Nachbildung

der Herdringer Schätze fürs Berliner Kunstgewerbemuseum und die dauernde Aufstellung der in ausgezeichneter Weise ausgeführten Copien darin gesorgt. Namentlich aber hat außer einigen in den Bonner Jahrbüchern (Bd. LXVII und ff.) veröffentlichten Aufsätzen des Professors Nordhoff zu Münster, eine zusammenhängende Publication, betitelt: „Die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit aus Warburg" durch den Director jener Anstalt, den bekannten Kunstgelehrten Julius Lessing zur verdienten Würdigung des Meisters beigetragen, weil dieselbe auf 14 Lichtdrucktafeln alle 6 in Betracht kommenden Gegenstände (zwei silbergetriebene Buchdeckel, ein Crucifix, sowie den Kelch, den Weihwasserkessel mit Sprengwedel und das Rauchfaß) in vorzüglicher Darstellung wiedergibt, unter Beifügung von Detailaufnahmen und einigen Nachbildungen von Kupferstichen und Handzeichnungen Eisenhoit's. Der beigelegte Text enthält außer der eingehenden Beschreibung dieser Gegenstände so ziemlich alles, was über Leben und Thätigkeit des Meisters bekannt ist, besonders auch ein heute nur um wenige Nummern zu vermehrendes Verzeichniß von seinen Kupferstichen. Wir bezeichnen deßhalb im Folgenden die zu erwähnenden Blätter mit den Lessingschen Zahlen.

Bezüglich der Silberarbeiten fällt Lessing nachstehendes Urtheil: „Die Ausführung der Eisenhoitschen Arbeiten ist von der höchsten künstlerischen und technischen Meisterschaft. Die Platten sind frei in Silber getrieben und an der Vorderseite durch Graviren und Stanzen mit vollendeter Feinheit ausgearbeitet. Die verschiedenen Flächen des Nackten, der Gewänder, der Haare sind durch die Behandlung der Oberfläche mit malerischer Wirkung von einander abgesetzt. In dem skizzenhaften Andeuten des Hintergrundes zeigt sich das sicherste künstlerische Verständniß. Sehr merkwürdig ist in diesen Arbeiten die Verbindung der höchst entwickelten Formen einer bereits dem Verfall sich zuneigenden Renaissance mit Theilen von wahrhaft classischer Reinheit und anderen von rein gothischem Gepräge. Wir sehen in letzterem die Reste der kirchlichen Tradition des Mittelalters, welche noch recht fest haftet bei den eigentlichen Altargeräthen, dem Kreuz und dem Rauchfaß und auch im Aufbau des Kelches, welche dagegen völlig verdrängt ist in den eigentlichen Bildplatten der Bücher, des Kessel und in allen Einzelheiten sämmtlicher Geräthe". Gegenwärtig würde wol ein schon hier leise durchklingender Tadel etwas schärfer ausgesprochen werden, für uns kommt es jedoch weniger auf eine Kritik von Eisenhoit's Kunst, als auf die Mittheilung von Nachrichten über sein Leben und seine Werke an. Von solchen hat man die wesentlichsten seinen Landsleuten, Rendant Ahlemeyer in Paderborn, welcher u. a. die Familie als schon 1443 in Warburg ansässig festgestellt hat, Professor Dr. Giefers in Brackel[3]), und Professor Dr. Pieler in Arnsberg zu verdanken. Der letztere machte in der schon 1873 erschienenen Schrift: „Leben und Wirken Caspars von Fürstenberg" mancherlei Mittheilungen über Eisenhoit's Thätigkeit für die Fürstenbergsche Familie. Daß E. auch für die hessischen Landgrafen zu Kassel und Marburg gearbeitet hat, konnte der Unterzeichnete aus archivalischen Quellen nachweisen[4]).

E. muß um 1554 geboren sein, denn er gibt auf einem Kupferstich von 1603 (L. 18), dem Bibliothekzeichen des Fürstbischof Theodor, sein Alter auf 49 Jahre an. Ob die von Giefers aus Nr. 12 des Warburger Kreisblattes von 1846 gegebene Notiz: „Anton Isernhod, ein berühmter Kupferstecher, ward gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Warburg in der Altstadt geboren; sein Vater Caspar Isernhod war daselbst ein begüterter Bürger und besaß in der Wullenweber- oder Bernardistraße zwei Häuser[5]). Nach vollendeter Schulbildung legte er sich mit allem Fleiße auf die Kupferstecher-

kunst, die er in Kassel erlernt hatte", auch in der letzten Angabe der Wahrheit entspricht, muß dahingestellt bleiben[6]).

Die ersten Belege für Eisenhoit's Thätigkeit als Kupferstecher stammen aus Rom, wo er von 1576 ab für Michael Mercati's Metallotheca als Zeichner und Stecher in Anspruch genommen ist[7]), außerdem aber auch 1578 ein Bildniß des Renoldus Lupus, wie ihn die Aufschrift nennt[8]), sowie 1581 ein solches des Papstes Gregor XIII. (L. 2) verfertigt hat. Daß dieses zuletzt erwähnte Blatt selbst von Adam Bartsch, dem Verfasser des für die Kupferstichkunde so unentbehrlichen und grundlegenden „Peintre-graveur" als Nr. 148 dem Werke des Agostino Carracci eingereiht worden ist, spricht besser als viele Worte für die vorzügliche Ausführung in technischer Beziehung und die Art derselben. Die Sicherheit und Virtuosität in der Stichelführung, worin er dem ebengenannten Italiener gleichkommt und eigentlich nur von Goltzius übertroffen wird, verdankte E. außer der Goldschmiedslehre der ihm von Mercati auferlegten Darstellung der aufs verschiedenste gearteten Gegenstände aus dem Mineralreich und der Natur, und es ist deshalb für die Erkenntniß von Eisenhoit's Entwicklung als Kupferstecher die Betrachtung der Illustrationen in der Metallotheca von größtem Werth; die letzten dabei vorkommenden Stiche von Kunstgebilden — Gruppe des Laokoon (L. 49), Statue des Apollo von Belvedere (L. 50), Statue des Antinous (L. 51) und Herculestorso des Vatican (L. 52.) — beweisen Eisenhoit's Objectivität in treuer Wiedergabe der ihm vorgelegten Kunstwerke anderer Jahrhunderte, während die ihm eigenthümlichen Compositionen (L. 41—46) seine dem Zuge der Zeit folgende Hinneigung zu dem an Michelangelo anknüpfenden Manierismus, der bei Spranger und Goltzius am kräftigsten hervortrat, verrathen[9]).

Im J. 1585 finden wir E. wieder in Deutschland. Dies beweisen zwei Porträtstiche (L. 3 u. 4), von denen der eine einen hessischen Adeligen, Caspar Milchling gen. Schutzbar († 1588), Landgräfl. hessischen Hauptmann, d. h. Commandant der Festung Gießen, der andere (nach Ahlemeyer) den damaligen Schultheiß von Paderborn, Heinrich Westphal darstellte. Wann der Meister einen dauernden Aufenthalt wieder in seiner Vaterstadt Warburg genommen hat, — nach der sich auf einem Blatt mit allegorischer Gestalt der Ketzerei (L. 5) findenden Schrift: Primitiae artis Antonii Eisenhoit datae Warbergae Paderbornensium (1589) scheint es erst in diesem Jahre 1589 geschehen zu sein — läßt sich nicht feststellen; jedenfalls befand er sich am 29. Februar 1588 daselbst und hatte schon vorher einen bis jetzt noch nicht im Abdruck zum Vorschein gekommenen Kupferstich, welcher die Landgräfin Hedwig von Oberhessen, die Gemahlin Ludwig IV. von Marburg darstellt, angefertigt. Für diese Arbeit hatte E. 50 Thaler zu fordern; der Fürstin scheint ihr Bild jedoch nicht gefallen zu haben, und sie zeigte sich so wenig geneigt zur Annahme und zur Bezahlung, daß der Künstler die noch unbenutzte Platte zurückverlangte. Während des durch die von E. selbst vorgenommene Porträtirung der Landgräfin bedingten Aufenthaltes am Hofe zu Marburg dürfte er in seinen Feierstunden nebenbei die Modelle zu vier thönernen Ofenkacheln geschaffen haben, welche in reichornamentirter und, wie es auch bei den meisten seiner Porträtstiche, sowie bei den Herdringer Buchdeckeln der Fall ist, mit Rollwerk und Figuren geschmückter Umrahmung allegorische Darstellungen der vier Elemente als Mittelbilder enthalten, und zwar im allgemeinen übereinstimmend mit 1588 in Goltzius' Verlag erschienenen Kupferstichen, welche Bartsch (Peintre-graveur III, p. 100) als Arbeiten eines Goltziusschülers anführt, ohne über diesen Stecher etwas sagen zu können, die wir aber jetzt bei der Kenntniß von Eisenhoit's Eigenart sehr wohl für ihn in Anspruch nehmen

können[10]). Im J. 1587 schon hatte unser Meister für den Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel aus gelieferten 150 Philippsthalern vier Becher zu verfertigen gehabt, welche am 21. Januar 1588 bezahlt wurden; es geht aus der betreffenden Urkunde jedoch nicht hervor, ob E. schon damals sich in Warburg etablirt hatte, oder ob er die Arbeit in Kassel, vielleicht in der Werkstatt seines ehemaligen Lehrers, ausgeführt hat.

Von den Herdringer Stücken ist der Kelch mit 1588, das Crucifix mit 1589 bezeichnet und es ist anzunehmen, daß dieselben in der Warburger Werkstätte gemacht worden sind, weil sicherlich schon die weiteren Bestellungen des Fürstbischofs dazumal vorlagen. E. erledigte dieselben im Anfang der neunziger Jahre und blieb nun dauernd in der Heimath. Vermuthlich hat zum Herdringer Kirchenschatz noch eine Reihe anderer Altarutensilien, wie Ampullen, Monstranz, Glocke u. s. w. gehört; die Sachen sind jedoch nicht mehr vorhanden, mit Ausnahme einer Kußtafel (Pax), welche sich im Besitz des Freiherrn von Fürstenberg-Borbeck befindet[11]). Als Kupferstich aus ohngefähr derselben Zeit ist anzuführen ein Bildniß des Mainzischen Rathes Leopold Strahlendorff (L. 7) in reicher Umrahmung mit allegorischen Figuren (Hoffnung, Liebe, Glaube und Gerechtigkeit) und Kinderengeln, wol das bedeutendste Blatt aus Eisenhoit's letzter Periode. Denn mit der gleichfalls 1592 beginnenden Arbeit für das obenerwähnte Werk des Bürgi (Titelblatt und 21 Erläuterungsbilder [L. 19—40] von ziemlich handwerksmäßigem Charakter) schließt eigentlich des Meisters Thätigkeit als Kupferstecher[12]).

Daß E. auch im Stande gewesen ist, eine einem Historienmaler zukommende Aufgabe zu erledigen, wird erwiesen durch einen von dem Bruder des Fürstbischofs, dem oben erwähnten Caspar von Fürstenberg auf Neuhaus in sein Tagebuch am 28. September 1592 gemachten Eintrag, wonach der Meister „den Abriß zu einem Brautteppich" herstellte, den die „Tapetenmacher von Warburg" anzufertigen hatten, also den colorirten Carton für einen Gobelin nach heutigem Sprachgebrauch.

Am letzten December des Jahres 1592 lieferte E. (nach urkundlicher Nachricht) dem hessischen Landgrafen Moritz zu Kassel neun goldene Denkmünzen mit dem „Conterfet" des kurz vorher verstorbenen Vaters von Moritz, des oben schon einmal erwähnten Landgrafen Wilhelm IV., zu welchen ein Kasseler Meister, Ludwig Tolde, goldene Ketten fertigte und die an die Geschwister und Kinder des Verstorbenen vertheilt wurden. Auch von diesen Medaillen scheint keine erhalten zu sein, sondern nur Nachgüsse in Silber, dagegen existirt eine andere Arbeit aus demselben Jahre, das Warburger Schützenkleinod, im Kunstgewerbemuseum zu Berlin[13]). Ebenda finden wir auch noch den Fuß für ein Crucifix aus der Patrocluskirche zu Soest mit figuralen Zierrathen.

E. war noch bis 1598 öfters für Caspar v. Fürstenberg thätig, namentlich, wie aus den von Pieler veröffentlichten Tagebüchern ersichtlich, mit Herstellung kunstreicher Profangeräthe — „ein silbern Buckel der Adler genandt, Arbeit an 4 Porselanschalen, underschiedliche Arbeit von silber, goldt und edelngestein" —; es ist jedoch auch hiervon nichts erhalten. Von Arbeiten für den Fürstbischof kann nur das schon erwähnte Exlibris aus 1603 genannt werden[14]) und ein in Herdringen befindlicher, vom Meister begonnener Kelch, welcher durch den sonst unbekannten Goldschmied Otto Meier aus Lichtenau in Hessen vollendet wurde nach Eisenhoit's Tode, der, wie man annimmt, im J. 1603 erfolgt ist. Auf sonstige, E. mit größerer oder geringerer

Wahrscheinlichkeit zuzuschreibende Arbeiten näher einzugehen, erscheint uns hier nicht am Platze.

Anmerkungen:

[1]) Künstlerisch werthvoll ist nur das mit Anton Eisenhoit W. fec. signirte Titelblatt, worin später Burgi's Brustbild von Aegidius Sadeler als Mittelstück gestochen wurde. Es findet sich in vorzüglicher Reproduction als Taf. I im XV. Band des Jahrbuchs der Kunsthistorischen Sammlungen des Oesterreichischen Kaiserhauses. — [2]) Vgl. Nr. 181 des König. Preuß. Staatsanzeigers von 1879. — Augsb. Allg. Zeitung 1880, Beilage 60. — Westermann's Monatshefte 1880, S. 483. — [3]) Von ihm erschien 1880 in Warburg ein Heftchen: „Die Silberarbeiten des Warburger Meisters Anton Eisenhoit nebst einem Blick auf die älteste Geschichte seiner Vaterstadt". — [4]) Kunstgewerbeblatt III, S. 123 u. ff. — [5]) Eines derselben trägt Inschrift und Hausmarke, jetzt Nr. 112 der Altstadt. — [6]) Es könnte als Lehrmeister nur der Landgräfl. Hofgoldschmied Martin Moller in Betracht kommen, über dessen Fähigkeit dazu jedoch nicht das geringste Zeugniß vorliegt. — [7]) Lessing bespricht nur einige dieser Stiche. Im Ganzen sind es ungefähr 125. — [8]) Das Blatt erschien 1882 auf einer Auction bei Frederik Muller in Amsterdam (Nr. 295 der Versteigerung v. 20. u. 21. November). Da 1553 ein Goldschmied Namens Bernhard Wolff in Warburg lebte, so könnte dieser Reinhold ein mit Eisenhoit ziemlich gleichalteriger Sohn desselben sein, der auch nach Italien gegangen war zu seiner weiteren Ausbildung. — [9]) Der Stich Mars und Venus (L. 6) ist nach Spranger's Erfindung, ein Ecce Homo (L. 9) nach Zucchero, welcher gleichfalls zu jenen Manieristen gehört. — [10]) Vgl. Kunstgewerbeblatt IV, S. 107 u. ff. — [11]) Dasselbe wurde zuerst besprochen in Kunstchronik XVI, S. 553, nachdem davon eine Copie fürs Berliner Kunstgewerbemuseum angefertigt worden war. — [12]) Der Eisenhoitsche Entwurf zum Titelblatt, welcher sich in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel erhalten hat, ist im Kunstgewerbeblatt III a. S. 129 in verkleinertem Maaßstabe reproducirt. — [13]) Dasselbe wurde besprochen in Kunstchronik XVIII S. 696 und später für das Kunstgewerbemuseum zu Berlin erworben. Die auf der Rückseite angebrachte Gravirung ist im Kunstgewerbeblatt IV, S. 3 mitgetheilt. — [14]) Eine Reproduction findet sich im Lessingschen Werke.

C. A. v. Drach.

Eisenstecken: Joseph E., geboren am 1. April 1779 zu Matrei im Wippthale als Sohn eines Tagelöhners, übersiedelte noch als Knabe mit seinen Eltern, die durch einen Brand ihr geringes Hab und Gut verloren hatten, nach Bozen. Von natürlichen Talenten unterstützt, erwarb er sich durch Selbststudium einige Bildung und trat, von großer Vorliebe zum Soldatenstande erfüllt, mit 17 Jahren in ein kaiserliches Jägerbataillon, in welchem er es zum Unterofficier brachte. Nach einigen Jahren mit ehrenvollem Abschied entlassen, kehrte er wieder nach Bozen zurück und fand Verwendung in einem dortigen Handelshause. Im J. 1802 kaufte er die Badlwirth-Taverne an der Talfer bei Bozen und erwarb sich durch sein ehrenhaftes und strebsames Wirken bald die allgemeine Achtung. Der Aufstand der Tiroler im J. 1809 entflammte Eisenstecken's kriegerische Neigungen von neuem und als Andreas Hofer Mitte April mit seinen Leuten nach Bozen kam, um unter General Fenner nach Trient und dem Gardasee gegen die Franzosen zu ziehen, schloß sich ihm E. voll Begeisterung an und erwarb sich Hofer's Vertrauen in einem solchen Grade, daß dieser ihn bald zu seinem Adjutanten wählte. In dieser Eigenschaft wirkte E. besonders im Mai 1809 so richtig und thatkräftig, daß zweifellos ihm die zweite Befreiung des Landes thatsächlich zugeschrieben werden

muß. Am 18. Mai hatte der Commandant des in Tirol operirenden kaiserlichen VIII. Armeecorps, FML. Marquis Chasteler, ein Schreiben des Erzherzogs Johann erhalten, in welchem dieser die Besorgniß aussprach, die Stellung von Tarvis gegen das überlegene Heer des Vicekönigs Eugen nicht halten zu können und den Wunsch ausdrückte, Chasteler möge sich ihm anschließen. Obwohl es Chasteler freigestellt worden war, diesen Wunsch zu erfüllen oder Tirol weiter zu vertheidigen, entschloß der Marquis sich für den Anschluß an die Armee des Erzherzogs und wies alle ihm unterstehenden Truppen an, sich bei Schabs zu concentriren. Demgemäß brach auch GM. Baron Buol, der mit seiner Brigade den Brenner besetzt hielt, noch am 18. Mai auf, wurde aber bereits am 19. früh angewiesen, seine frühere Stellung wieder zu beziehen. Am Abend desselben Tages erhielt er neuerdings den Befehl, nach Schabs zu rücken. Dieser Befehl rief bei den unter Hofer stehenden Landesschützen ungeheure Bestürzung hervor. „Die unter dem Andreas Hofer und Eisenstecken auf dem Brenner zahlreich versammelten Bauern" so heißt es in Buol's Operationsjournal „widersetzten sich bei dem Posthause meinem Abmarsch und droheten, sich selber auch mit Gewalt zu widersetzen. Nach meinen Vorstellungen und ernstlichen Erklärung, Gewalt gegen alle jene zu brauchen, welche mich von der Vollziehung meiner Befehle abzuhalten sich erfrechen würden, setzte ich sodann ungehindert meinen Marsch fort". Auf dem Marsche kam dann abermals der Befehl Chasteler's, den Brenner wieder zu besetzen, worauf Buol zurückkehrte und am 21. früh in den Verschanzungen Stellung nahm. Ein erneuerter Rückzugsbefehl Chasteler's vom 21. kam Buol nicht mehr zu, da die mißtrauisch gewordenen Bauern alle Estafetten auffingen und nur jene Befehle an Buol weiterbeförderten, die ihren Zwecken entsprachen. Um die kleine Brigade Buol's, im Ganzen 21 Compagnien und 2 Escadronen (1600 Mann) mit 7 Geschützen, sammelte sich nun bald, infolge der energischen Thätigkeit Eisenstecken's eine große Menge bewaffneten Landvolks; auch sorgte er mit rastlosem Eifer für die reichliche Verpflegung der Truppen und des Landsturms. Nach dem Waffenstillstand, im Juli 1809, schloß sich E. den abziehenden österreichischen Truppen an und erregte dadurch den Unmuth Hofer's so sehr, daß dieser sich weigerte, die große goldene Medaille und die 3000 Dukaten, welche ihm E. aus dem kaiserlichen Hauptquartier Keszthely nach einem gefahrvollen Zuge durch die von Feinden besetzten österreichischen Länder nach Innsbruck überbrachte, aus den Händen Eisenstecken's zu nehmen. Aber die erneuerte Gefahr des Vaterlandes führte bald die Versöhnung der beiden Männer herbei. Nach den Unfällen in Südtirol übertrug Hofer den Oberbefehl an E., der in der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober nach Salurn eilte, die aufgelöste Ordnung wieder herstellte, die schwachen Streitkräfte ergänzte, Bozen und Umgebung vor dem Einfalle der Franzosen sicherte und die Vertheidigung bis zur stipulirten Amnestie, 3. November, fortsetzte. Dann legte er die Waffen nieder, entließ seine Compagnien nach Hause und wirkte klug und verständig zur Beruhigung des Volkes. Nach der Gefangennahme Hofer's erfuhr E., daß General Baraguay-d'Hilliers ihn auch als verdächtig verhaften und nach Mantua abführen lassen wolle — es gelang ihm jedoch unter Gefahren, die manchmal an das Abenteuerliche grenzten, sich nach Kärnten zu retten, von wo er erst 1813 wieder heimkehrte, als Befehlshaber der freiwilligen Tiroler Jägercorps diente und sich besonders bei der Einnahme der Mühlbacher Clause auszeichnete. Nach dem Kriege kehrte er nach Bozen zurück. E. hatte bereits 1810 den Rang eines Majors und die große goldene Ehrenmedaille erhalten; nach Abschluß der Feindseligkeiten wurde

er mit einem Gehalt von 800 fl. in den Ruhestand versetzt. E. starb am 1. Mai 1827 in Bozen.

Acten d. k. u. k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, biographisches Lexikon, IV. Band. — Peternader, tirol. Landesvertheidigung, Innsbruck 1853, III. Th., S. 210. — Staffler, das deutsche Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1847, II. Band, S. 877. — Hirtenfeld-Meynert, Oesterr. Militär-Conversationslexikon, Wien 1851, II. Band, S. 197. — Oesterr. Archiv, Jahrg. 1831, Nr. 157. Oscar Criste.

Eisentraut: Alexius E., Carmelit, Exeget, geboren am 7. Mai 1732 zu Zeil im Bambergischen, † am 3. März 1785 zu Heidelberg. Sein Taufname war Johann Andreas. Seine Gymnasialstudien machte er in Bamberg, die philosophischen und theologischen Studien an der Universität Würzburg, wo er sich unter der Leitung Franz Xaver Widenhofer's (A. D. B. XLII, 341 f.) speciell in der Exegese und im Hebräischen ausbildete. Am 18. August 1756 trat er sodann zu Köln in den Carmelitenorden und nahm den Ordensnamen Alexius a S. Aquilino an. Nach Vollendung des Noviziats und Empfang der Priesterweihe wurde er zur Fortsetzung seiner Studien und zur Vorbereitung auf das Lehramt nach Heidelberg und später nochmals nach Würzburg gesandt. Seit 1767 wirkte er im Orden im theologischen Lehramte und ließ vom folgenden Jahre an jährlich theologische Thesen im Druck erscheinen. 1772 wurde er als Superior in das Kloster seines Ordens nach Koblenz gesandt, welches Amt er aber nur kurze Zeit bekleidete. 1773 wurde er Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Heidelberg, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Seine schriftstellerische Thätigkeit in diesen Jahren umfaßt eine zu ihrer Zeit geschätzte hebräische und aramäische Grammatik: „Opusculum grammaticae Hebraicae et Chaldaeae, in quo utriusque linguae regulae, phrases Hebraicae, notae masorethicae in fonte Hebraeo occurrentes explicatae unacum exercitio sive applicatione regularum continentur" (Heidelbergae 1776); Dissertationen: „De mysterio Trinitatis", „De incarnatione Verbi", „De protevangelio Genesis III. inimicitias ponam etc.", endlich sein Hauptwerk: „Pentateuchi Hebraeo-Samaritani praestantia in illustrando et emendando textu masorethico ostensa, una cum aliis subsidiis hermeneutico-criticis, ad totum textum Hebraeum rite intelligendum servientibus" (Heidelbergae 1783). Er war auch Mitarbeiter des in Coburg erscheinenden theologischen Litteraturblattes: „Litteratur des katholischen Deutschlandes".

Nova Bibliotheca ecclesiastica Friburgensis, Vol. VII, fasc. 2 (Friburgi Brisg. 1785), p. 366—369. — Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller, I, 1 (1824), S. 136. Lauchert.

Eissenhardt: Johann Caspar E., Kupferstecher, geboren in Frankfurt a. M. am 8. November 1824, † ebenda am 11. October 1896. E. verdankt seine künstlerische Ausbildung der Schule des Städel'schen Instituts, in deren Elementarzeichenclasse er in seinem zwölften Jahre Aufnahme fand. Drei Jahre später, 1839, trat er an derselben Anstalt in das Atelier des rühmlich bekannten Kupferstechers Eugen Eduard Schaeffer ein, dessen Schüler er viele Jahre lang gewesen ist. Neben Schaeffer hat er nach seinem eigenen Zeugniß auch seinem um weniges älteren Schwager, dem Kupferstecher und Maler Angilbert Goebel mannichfache Anleitung verdankt. Die Eindrücke seiner Lehrjahre, die ihn im engeren Kreise des Instituts mit einigen der ersten künstlerischen Größen der damaligen Zeit, Männern wie Veit, Rethel, Schwind, von der Launitz, später auch mit Steinle und dessen Schüler, dem nachmaligen Lord Frederick Leighton in nähere persönliche Berührung brachten, hat er daneben noch in späteren Jahren als einen besonderen Gewinn, der ihm zu

Theil geworden, anerkannt. Dieselben Einflüsse bekunden auch die ersten Arbeiten seines Grabstichels: eine Reliefgruppe aus Thorwaldsen's Alexanderzug (1841), das Urtheil Salomonis nach Steinle (1847), die Italia nach Veit's Fresko im Institutsgebäude (1851). Zu den Schöpfungen dieser früheren Zeit gehören auch die singenden Chorknaben aus dem Schwind'schen Wandgemälde der Einweihung des Freiburger Münsters in der Karlsruher Kunsthalle, und sodann zwei Blätter, die der Frankfurter Kunstverein herausgab, die „Madonna del Campidoglio" nach Steinle und eine weibliche Kniefigur nach einem unter dem Namen „la Sonnacchiosa" dem Paul Veronese zugeschriebenen Gemälde, das damals der Maler Professor Oppenheim in Frankfurt besaß.

Auch prosaischeren Aufgaben, wie sie der von seiner Hände Arbeit lebende Künstler nicht immer von sich zu weisen vermag, lieh E. vorübergehend sein Talent: nachdem er bereits 1857 ein Jahr lang in Darmstadt in staatlichem Auftrag mit der Herstellung von Papiergeld beschäftigt gewesen, folgte er zu gleichem Zwecke 1863 einem Rufe nach St. Petersburg, wo er in der Expedition zur Anfertigung von Staatspapieren Anstellung fand. Unter den hier entstandenen Arbeiten fand namentlich ein Rundbild der Kaiserin Katharina II., das auf den noch heute cursirenden Hundert-Rubelscheinen angebracht ist, Beifall. Ebenda entstanden nebenher verschiedene Porträtstiche, so die Bildnisse der Gelehrten Leteneff und Lenz und das Brustbild des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch. So sehr aber auch dem Künstler seine Petersburger Thätigkeit materiell förderlich war, so wenig fand er sie doch auf die Dauer mit seinen höheren künstlerischen Zielen vereinbar. Nach sechs Jahren kehrte er deßhalb von Petersburg in die Heimath zurück. Aufs neue trat er hier 1873 in ein engeres Verhältniß zum Städel'schen Kunstinstitut, in dessen Räumen ihm behufs Anfertigung von Reproductionen nach Originalen der Städel'schen Gemäldesammlung ein eigenes Atelier eingeräumt wurde. Hier fand er zugleich Gelegenheit, jüngere Künstler in die Technik der Radirung einzuführen, eine Lehrthätigkeit, welche E. von 1882 an auch im officiellen Auftrag der Institutsverwaltung ausgeübt hat, bis seine erneute Uebersiedlung nach Petersburg im J. 1889 diese Beziehung dauernd unterbrach. In Petersburg war er bei derselben Behörde wie früher, diesmal jedoch nur für die Dauer von etwas mehr als einem Jahre beschäftigt; er hat, nach Frankfurt zurückgekehrt, diesen Ort nicht mehr verlassen.

Unter den zahlreichen Arbeiten, welche den reiferen Jahren des Künstlers angehören, vermögen wir hier in Kürze nur einige hervorzuheben. Wir nennen außer kleineren Nachbildungen von Erzeugnissen der einheimischen Schule aus Burger's, Rumpf's und Dielmann's Hand: drei im Laufe der siebziger Jahre entstandene Radirungen nach Gemälden der Nationalgalerie in Budapest, eine thronende Madonna nach Crivelli, ein weibliches Bildniß nach Neufchatel und das Porträt der Catharina Cornaro nach Gentile Bellini, ferner „Das Refektorium" nach G. van Muyden, „Der Liebfrauenberg" in Frankfurt nach C. G. Schütz, „Der Tuchgaden" ebenda nach Burger und nach demselben „Der Markt" in Frankfurt und „Das Jesuitenhöfchen" in Cronberg. Wir unterlassen außerdem nicht, auf die fruchtbare Thätigkeit hinzuweisen, die E. im Laufe der Jahre in Frankfurt als Porträtstecher entwickelt hat. Seine meist in kleinerem Formate fein und geistvoll ausgeführten Bildnisse bekannter Persönlichkeiten, die im geselligen oder politischen Leben der Stadt eine Rolle gespielt haben, wie die von Dr. Ed. Rüppell, Senator Dr. Usener, den Malern C. v. Steinle und M. Oppenheim, von Freiherr Mayer Carl von Rothschild, Louis Spohr u. A. sind für die einheimische Porträtkunde von

bleibendem Werthe. Sein eigenes Bildniß in genreartiger Auffassung, wie er, über eine Platte gebückt, am Arbeitstische sitzt, hat er nach einer von Goebel gemalten Vorlage radirt.

Als die Frucht seiner 1873 im Städel'schen Institut begonnenen Arbeiten veröffentlichte E. unter dem Titel: „Die Städel'sche Galerie zu Frankfurt am Main in ihren Meisterwerken älterer Malerei. Zwei und dreißig Radirungen von Johann Eissenhardt" u. s. w., Leipzig 1877, ein Galeriewerk, das in einer Zeit, der unsere heutigen photomechanischen Vervielfältigungsmittel noch nicht zu Gebote standen, nützliche Dienste zu leisten berufen war und das als einer der ersten Versuche in der, inzwischen allerdings zu höherer Vervollkommnung entwickelten Technik der reproducirenden Radirung neben den bahnbrechenden Schöpfungen eines William Unger immer mit Ehren zu nennen sein wird. In kleinerem Umfange hatte sich E. an einer verwandten Aufgabe schon bedeutend früher versucht. Schon 1859 hatte er in kleinerem Format eine Serie: „Zwölf Blätter nach einer Auswahl der zur Verloosung von 1858 bestimmten Oelgemälde", für den Frankfurter Kunstverein radirt, der bis einschließlich 1862 vier Fortsetzungen zu je sechs Blättern gefolgt sind. In diesem Zusammenhange dürfte auch der mannichfachen Arbeiten des Künstlers für Buchillustrationen zu gedenken sein; zum bedeutendsten gehören darunter einige Beiträge zu Duller's „Erzherzog Karl" nach Zeichnungen von Schwind und eine Reihe von Vignetten mit Initialen, die er nach Vorlagen des Frankfurter Bildhauers und Malers J. B. Scholl angefertigt hat. Diese letzten waren für eine Sammlung „Deutsche Dichtungen in Bild und Wort" bestimmt, wovon nicht mehr als ein erstes Heft (Mainz o. J.) erschienen ist, darin zwei der von E. gestochenen Randzeichnungen.

Unter den letzten umfänglicheren Schöpfungen Eissenhardt's ist neben zwei nach Madonnenbildern der Berliner Galerie von Raffaellino del Garbo und Lorenzo di Credi ausgeführten Blättern (1887) sein Stich nach Botticelli's Madonna mit den leuchtertragenden Engeln in derselben Sammlung diejenige gewesen, auf welche er selbst das meiste Gewicht gelegt hat. Den Auftrag dazu erhielt er 1883. Bei dieser Arbeit ist der Künstler zu der vorzugsweise in seiner ersten Jugend von ihm gepflegten Manier des reinen Linienstiches zurückgekehrt, von der er sich im Laufe der Zeit mehr und mehr entfernt hatte. Zusammen mit der allgemeinen Geschmacksrichtung des Publicums, die sich von den Erzeugnissen des früher beliebten Brillantstiches ab- und der, einer rein malerischen Ausdrucksweise günstigeren Radirung zuwandte, hatte sich bei dem Künstler diese Entwicklung vollzogen. Er war zuletzt vorzugsweise Radirer geworden oder er gab doch einer aus Radirung und Stichelarbeit gemischten Manier den Vorzug. Die Originalradirung hat E. nie geübt, in der nachbildenden Thätigkeit lag zugleich die Grenze wie die eigenthümliche Stärke seines künstlerischen Vermögens, das mit einem leichten, oft etwas weich gehaltenen Vortrage die Gabe der Anempfindung wie der Interpretation in nicht gewöhnlichem Umfange verband. Erwähnt sei noch, daß E. von der kgl. preußischen Regierung 1889 den Professortitel erhielt und daß ihn 1890 die kais. Akademie der Künste in St. Petersburg zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte.

Acten und Schülerlisten des Städel'schen Kunstinstituts. — Periodische Berichte über das Städel'sche Kunstinstitut, durch die Administration veröffentlicht, 1879, 1883 u. 1888. — Frankf. Reform 1864, Nr. 103, S. 410 (Bericht von F. Rittweger). — Mittheilungen der Gesellsch. f. vervielfält. Kunst, I. Jahrg. (Wien 1873), Nr. 3, Sp. 45. — Eissenhardt's Gesammtwerk in nahezu lückenloser Vollständigkeit in der Sammlung des Städel-

schen Instituts. — Dankenswerther persönlicher Mittheilungen hat sich der Verf. außerdem von Seiten der Wittwe des Künstlers, Frau Th. Eissenhardt in Frankfurt zu erfreuen gehabt. Weizsäcker.

Eitel Friedrich, zweiter Sohn des Grafen Karl II. von Hohenzollern-Sigmaringen, war am 26. September 1582 geboren. Zum geistlichen Stande bestimmt, studirte er in dem bischöflichen Seminar zu Pruntrut, erhielt im J. 1599 eine Pfründe im Kölner Domcapitel, wurde aber gleichzeitig zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom gesandt und von Papst Clemens VIII. unter die Geheimkämmerer des heiligen Stuhles aufgenommen. Während der folgenden Jahre erwarb sein Vater für ihn noch Pfründen in den Domstiftern zu Eichstätt, Salzburg, Straßburg, Mainz und Magdeburg; dagegen zerschlug sich der von Johann Pistorius angeregte Plan, E. F. auf den bischöflichen Stuhl von Paderborn zu erheben. Nach dem Tode des Papstes Clemens VIII. verließ E. F. Rom und nahm seinen Wohnsitz in Köln; einige Briefe, die er von dort aus in den Jahren 1605—1607 an den Cardinal Scipio Borghese, den Nepoten des neuen Papstes Paul V., richtete, sind kürzlich bekannt geworden. Im J. 1609 reiste er im Auftrage des Kurfürsten Ernst und des Coadjutors Ferdinand nach Rom, um dem Papste über das zwischen den geistlichen Kurfürsten geschlossene Bündniß Bericht zu erstatten. Der Papst verlieh ihm damals die Anwartschaft auf die Dompropstei zu Magdeburg, welche Kurfürst Ernst besaß. Nach Ernst's Tode im J. 1612 wurde E. F. Dompropst in Magdeburg, erhielt aber zugleich dieselbe Würde in Köln und wurde außerdem Oberhofmeister des neuen Kurfürsten Ferdinand. Er nahm somit eine Doppelstellung ein: als Oberhofmeister leitete er die Politik des Kurstaates, als Dompropst war er das Haupt und der Vertreter der ersten ständischen Körperschaft des Landes. Leider sind gerade aus den ersten Regierungsjahren Ferdinand's noch wenige Actenstücke bekannt; wir können daher Eitel Friedrich's Thätigkeit im einzelnen nicht verfolgen. Wir wissen nur, daß er sich an der Errichtung mehrerer kirchlicher Institute betheiligte, daß die zur Bekehrung der Protestanten gegründete Erzbruderschaft zum heiligen Kreuze einen Hauptgegenstand seiner Fürsorge bildete, und endlich, daß der Kurfürst ihn mehrfach mit wichtigen politischen Sendungen betraute. So mußte E. F. im J. 1613 das Domcapitel von Münster zum Anschlusse an die Liga auffordern. Mit dem päpstlichen Hofe stand er fortdauernd in guten Beziehungen; schon im J. 1612 erließ der Papst ein Breve an das Domcapitel zu Osnabrück mit der Aufforderung, E. F. an Stelle des protestantischen Administrators Philipp Sigismund von Braunschweig zum Bischofe zu wählen; doch blieb dieses Schreiben zunächst ohne Erfolg. Dagegen erhielt E. F. im J. 1618 noch die Dompropstei zu Straßburg. Die durch den Aufstand der Böhmen und den Tod des Kaisers Matthias hervorgerufenen Verwicklungen stellten der kurkölnischen Politik neue Aufgaben; E. F. begleitete im Sommer 1619 den neugewählten Kaiser Ferdinand II. von Frankfurt nach München, woselbst das Bündniß zwischen dem Kaiser und der Liga geschlossen wurde. Im folgenden Jahre sandte der Kurfürst seinen Oberhofmeister nach Brüssel, um den geplanten Angriff der Spanier auf die rheinische Pfalz zu beschleunigen. Zum Danke für die Verdienste, die E. F. sich um die Sache des Kaisers erworben hatte, schlug letzterer ihn dem Papste zur Aufnahme in das Cardinalscollegium vor. Papst Paul V. willfahrte diesem Wunsche im Januar 1621. Die politischen Verhältnisse hielten E. F. noch längere Zeit in Deutschland fest; erst im Spätherbste begab er sich nach Rom; dort regierte jetzt Gregor XV. E. F. wurde, wie aus den neuerdings veröffentlichten päpstlichen Schreiben hervorgeht, hauptsächlich über die Angelegenheiten der deutschen

Liga zu Rathe gezogen; außerdem führte er, wie wir aus anderen Quellen wissen, die Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe über die Freilassung des Cardinals Khlesl. Als nun im März 1623 der Administrator von Osnabrück gestorben war, wählte das Domcapitel, vielleicht auf Grund der Aufforderung vom Jahre 1612, E. F. zum Bischofe. Der Cardinal nahm die Wahl an, mußte jedoch zunächst in Rom bleiben, da auch Gregor XV. starb; erst dessen Nachfolger Urban VIII. ertheilte E. F. die erforderliche Bestätigung und erlaubte ihm zugleich, seine bisherigen Pfründen beizubehalten. Weiteren Aufschub verursachte Eitel Friedrich's Verlangen, von den Osnabrücker Landständen anstatt der sogenannten Willkommgelder, die man ihm nicht gewähren wollte, einen Vorschuß für die Reise zu erhalten. Außerdem mußte das Stift erst durch die ligistischen Waffen gegen einen von Norden drohenden Angriff gesichert werden; endlich bedurfte der Cardinal, um in jenen Gegenden einen den Forderungen der Curie entsprechenden kirchlichen Zustand herzustellen, ausgedehnter geistlicher Vollmachten. So blieb er bis in den Sommer des Jahres 1624 in Rom. Während dieser Zeit kam Galilei dorthin, um bei dem Papste die Aufhebung eines früher von der Index-Congregation gegen die Lehre des Copernicus erlassenenen Verbotes zu erwirken. E. F. befürwortete den Wunsch des Naturforschers; der Papst wich jedoch einer Entscheidung aus. Dem Cardinal selbst gab er einen neuen Beweis seines Wohlwollens, indem er ihm die Dompropstei von Trier verlieh; doch das Domcapitel protestirte hiergegen und behauptete seine Wahlfreiheit; der Proceß ist bis zum Tode Eitel Friedrich's nicht beendet worden. Im Hochsommer endlich verließ der Cardinal die heilige Stadt, reiste zuerst nach Sigmaringen und traf gegen Ende October im Schlosse Iburg bei Osnabrück ein. Zu seinen ersten Regierungshandlungen gehörte die Einführung des gregorianischen Kalenders. Dann ließ er durch seinen Generalvicar die Pfarrkirchen des Landes visitiren; es stellte sich heraus, daß nur wenige Pfarrer entschieden katholisch oder protestantisch waren, die meisten zwischen beiden Bekenntnissen schwankten. Der neue Bischof berief nun eine Diöcesansynode und verkündete den Geistlichen die Beschlüsse des Tridentiner Concils; ferner errichtete er in der Stadt Osnabrück ein Jesuitencollegium. In politischer Hinsicht bemühte er sich zunächst die Neutralität seines Landes zu wahren; doch konnte er nicht verhindern, daß beim Ausbruch des niedersächsisch-dänischen Krieges das Stift von Truppen beider Theile heimgesucht wurde. Er selbst mußte sich für einige Zeit nach Lingen in den Schutz der Spanier flüchten. Wol konnte er bald nach Iburg zurückkehren; aber seine Gesundheit war erschüttert. Nach etwa sechswöchentlicher Krankheit verschied er zu Iburg am 19. September 1625. Der frühe Tod war für ihn vielleicht ein Glück; denn um das Ziel zu erreichen, welches ihm vorschwebte, hätte er schließlich doch zu Maßregeln greifen müssen, die seiner mehr auf friedliche Vermittlung und Ueberwindung der Gegensätze neigenden Natur widerstrebten.

Vgl. die Aufsätze des Unterzeichneten in Band XIX der Mittheilungen d. Vereins f. Gesch. u. Landeskunde von Osnabrück (Osnabrück 1894) und Jahrg. XXVII der Mittheilungen d. Vereins f. Gesch. u. Alterthumskunde in Hohenzollern (Sigmaringen 1894), sowie diejenigen von P. Bruno Albers in Jahrg. XXXI und XXXII der letztgenannten Zeitschrift (hier ist das im vaticanischen Archive vorhandene Material ausführlich mitgetheilt) u. von F. Runge in Bd. 24 d. Mitth. d. Osnabr. Ver. (1900). — Weitere Notizen über Eitel Friedrich finden sich in Band 62 und 68 der Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven, ferner bei Hammer-Purgstall, Khlesls des Cardinals Leben, Bd. IV (Wien 1851), S. 187 und bei

K. v. Gebler, Galileo Galilei und die römische Curie (Stuttgart 1876), S. 146. H. Forst.

Elbel: Benjamin E., Franciscaner, Moraltheologe, geboren 1690 zu Friedberg in Baiern, † am 4. Juni 1756 zu Söflingen bei Ulm. Er trat im J. 1708 in den Franciscanerorden, wirkte in den zur Straßburger oder oberdeutschen Ordensprovinz der Franciscanerrecollecten gehörigen Klöstern zu Augsburg und Passau als Lector, war von 1735 bis 1738 Provinzial der Straßburger Provinz und später Generalcommissär der Natio Germano-Belgica, als welcher er 1746 den Vorsitz auf der National-Congregation zu Dettelbach führte. Vom Bischof von Passau wurde er auch zum Synodal-examinator ernannt. Zuletzt war er in Söflingen Beichtvater der Kloster-frauen. — Als Moraltheologe erfreut sich E. nicht nur in seinem Orden, sondern überhaupt in der Fachlitteratur eines bedeutenden Ansehens durch sein in zehn Theilen die ganze allgemeine und specielle Moraltheologie be-handelndes Werk: „Theologia moralis decalogalis" und „Theologia moralis sacramentalis per modum conferentiarum casibus practicis applicata et illustrata", von welchem seit 1730 eine Reihe von Ausgaben erschienen, die fünfte zu Augsburg 1750—51. Dasselbe wird als ein classisches Werk in seinem Gebiete bezeichnet, als dessen hervorstechende Eigenschaften Gründlichkeit der Behandlung, Klarheit in der Gedankenentwicklung, Bedächtigkeit, Maß-haltung und Sicherheit im Urtheil, praktische Verwendbarkeit, Einfachheit und Faßlichkeit der sprachlichen Darstellung hervorgehoben werden (vgl. Deppe im Literarischen Handweiser 1891, Sp. 6 f. und Sp. 473 ff.). Nach Elbel's Tode schrieb dessen Ordensgenosse Sebaldus Minderer ein „Supplementum theologiae moralis P. Benjamini Elbel de indulgentiis in genere et specie necnon de jubilaeo" (Augsburg 1763, 3 Bde.). Eine neue Ausgabe des Elbel'schen Werkes ließ P. Irenäus Bierbaum O. S. F. erscheinen: „Theologia moralis per modum conferentiarum", 3 Bde., Paderborn 1890—92; 2. Aufl. 1894—95.

P. Parthenius Minges, Geschichte d. Franziskaner in Bayern (München 1896), S. 228, 232. — Hurter, Nomencl. lit., T. II (ed. 2, 1893), p. 1549. Lauchert.

Elben: Hermann Otto Karl E., Publicist und Politiker, wurde am 30. Januar 1823 zu Stuttgart geboren als Sohn Karl Elben's, bald Se-nior-Redacteurs des „Schwäbischen Merkur", den der Großvater, Professor Chrn. Gttfrd. E. (1754—1829; A. D. B. VI, 1—3), im J. 1785 im An-schlusse an die Druckerei der „Hohen Karlsschule" begründet und schnell in die Höhe geführt hatte, und der frühverblichenen Wilhelmine, Tochter des Stuttgarter Hofpredigers, Oberconsistorialraths und Studienrathsdirectors Süskind. Vom verehrten Vater erbte E. nicht nur den großväterlichen Beruf, sondern auch die Berufsfreudigkeit, den Sinn für Freundschaft und Geselligkeit, Länder- und Völkerkunde. Im Stuttgarter Gymnasium, dem er immer maß-geblichen Einfluß auf Lebensführung und -anschauung beimaß, war unter andern bekannten Namen wie Pauly und G. Reinbeck der Dichter Gustav Schwab sein Lehrer. Nebst Mitschülern trieb der 12jährige Otto Abends im Schlosse mit dem Kronprinzen, späteren König Karl Deutsch, Geschichte, Geo-graphie. Der Turnplatz übte schon auf den Gymnasiasten starke Anziehungs-kraft, und der dortige frohgemuthe Geist, der mit vaterländischem Gesange die Leibesübungen begleitete, beeinflußte die körperliche und geistige Entwicklung der Kameraden nachhaltig. Lebensfreundschaften, selbst durch politische Gegen-sätze später nicht zerstört, schweißten die Anhänger der oben noch scheel an-gesehenen Turnerei zusammen. Nach Abschluß der Gymnasialstudien kam E.

1840 als Volontär auf ein Jahr, um Einblick in den Buchhandel zu erhalten, zu dem bekannten rührigen Verleger Karl Baedeker in Koblenz, bei dem gerade dessen erstes größeres Reisehandbuch „Deutschland" mühsam (auch E. half mit) erstand und Freiligrath, K. Simrock u. a. Poeten aus- und eingingen. Dem musikalisch veranlagten Jünglinge traten damals im Unterricht auch die Lieder des später hochverehrten Franz Schubert näher. 1841—44 studirte E. dann zu Tübingen die Rechte, hörte aber auch Collegien über Geschichte und Philosophie sowie sämmtliche Frd. Vischer's über Litteratur und Aesthetik, und die Lehren Hegel's packten ihn wie viele strebende Jünglinge damals. Ungemein rege betheiligte er sich an der Pflege des deutschen Liedes, die in Tübingen in der um Fr. Silcher gescharten „Liedertafel" einen sichern Mittelpunkt besaß; E. ward dabei auch öfters das treibende Element, das schwer durchgedrückte Tübinger Liederfest 1843 regte er an und trug zum Gelingen stark mit bei. Kürzlich Referendär geworden, als welcher er am Eßlinger Gericht arbeitete, verlobte er sich am 3. October 1845 mit Sophie Kapff, Tochter des Oberamtsrichters von Rottenburg, kam ans Criminalamt und Stadtgericht Stuttgart, promovirte mit einer rechtshistorischen Arbeit über die dazumal viel besprochene, jetzt längst beseitigte Entbindung von der Instanz (absolutio ab instantia) und schloß im J. 1846 die juristische Ausbildung mit dem 2. Examen.

Im Juni 1846 ging es zum deutsch-vlämischen Sängerfest in Köln, auf dem der Einheitsgedanke und die Begeisterung für Schleswig-Holstein zu machtvollem Ausdrucke kamen. Wie beim Singen in Tübingen landsmännische Beziehungen, insbesondere zum spätern Director des Stuttgarter Conservatoriums Immanuel Faißt und zu dem 1900 verstorbenen Theodor Köstlin, enge geknüpft worden, so in Köln mit außerwürttembergischen Gesinnungsbrüdern, z. B. Wiggers aus Rendsburg, einem Führer der Schleswig-Holsteiner. Die übliche „große wissenschaftliche Reise" führte E. über Thüringen, Leipzig, Dresden, Berlin, Rügen, Dänemark nach Kiel und Rendsburg. Er gerieth da mitten in die durch König Christian's VIII. „offenen Brief" vom 8. Juli 1846 entfachte schleswig-holsteinische Bewegung hinein, die ihn zu aufrüttelnden Berichten im „Schwäb. Merkur" veranlaßte und in ihm fürder auf die Dauer einen energischen Fürsprech fand. In ganz Norddeutschland war E. den Stimmführern der sog. deutschen Bewegung nahe getreten, neben denen er nach Jahren im Reichstage sitzen sollte. Seine Bildungsreise setzte er fort über Belgien, Frankreich mit fünf Monaten Paris, England, wo er, wie in Frankreich, gründlich das Gerichtswesen studirte — die Frucht davon die Broschüre „Zur Einführung der Schwurgerichte in Deutschland. Beobachtungen aus den Gerichtssälen Frankreichs, Englands, Italiens u. s. w.", Stuttgart 1848 — Schottland, Spanien und Portugal mit einem Ritt-Abstecher in den „Kleinen Atlas", durch ganz Italien, wo er in Venedig dem Italienischen Gelehrtencongresse beiwohnte, und von Mailand mit Postwagen über den Splügen heim.

Reich an Eindrücken und Erfahrungen trat E. Mitte October 1847 in die Redaction des „Schwäbischen Merkur", etwa gleichzeitig formalerweise in die, fast nie ausgeübte Advocatur. Sofort debütirte das frische Redactionsmitglied mit einem Artikel aus seinem nachherigen Lieblingsgebiete: gegen die Erschwerung des Eisenbahnanschlusses an Baden. Auch wurde er regelmäßiger schwäbischer Mitarbeiter der damals von Gervinus in Heidelberg begründeten „Deutschen Zeitung", des Hauptorgans für deutsche Einheit und gemäßigte Freiheit. Das Jahr 1848 wies Elben's publicistische Wirksamkeit am „Merkur" sofort in bestimmte Bahnen. Der 2. März, sein Heirathstag, bescheerte Württemberg und dem eifrigen Zeitungsmanne die Preßfreiheit. Zu der da-

mit gewonnenen größern Beweglichkeit kam die Entlastung und Unabhängigkeit des „Sch. M." durch Gründung des „Staatsanzeigers". Es gab nun viel und vielseitige Arbeit für den freisinnig gestimmten Publicisten, der vor der Oeffentlichkeit wie innerhalb der Redaction neben Vater und Vatersbruder sich eine selbständige Stellung erkämpfen mußte. In zahlreichen politischen Versammlungen und Ausschüssen war E. in den Frühlingstagen des damaligen Gährens und Drängens anwesend, bald als Mitveranstalter, bald als energisch anfeuernder Berichterstatter für sein Blatt. Er hatte auch die Genugthuung, das von ihm (in oben angezogener Schrift) warm befürwortete Schwurgericht nebst Oeffentlich- und Mündlichkeit des Verfahrens angenommen zu sehen, wie er im Schlußsatze ebenda empfohlen hatte „das Institut des Schwurgerichts in seiner edelsten Weise, ein Institut, das auf deutschem Boden um so eher gedeihen soll, als es, eine uraltgermanische Einrichtung, dem deutschen Charakter, wenn einmal wieder ins Volksbewußtsein aufgenommen, vorzüglich entsprechen wird". Der entschieden liberale E. hielt sich, während die weniger stürmischen bejahrteren Männer dem Vaterländischen Verein beitraten, mit den meisten Jungen zum Volksverein, wie spätere hohe Staatsbeamte, selbst drei württembergische Minister. Im April 1849 wirkten beide Vereine gemeinsam für die Reichsverfassung, und E. war in Stuttgart ein Hauptagitator. Uebrigens war trotz des lebhaften Betriebs des „Schwäb. Merkur", den der Druck der Zeitumstände mit sich brachte, die am 28. August 1830 eingeführte Sonntags-Ausgabe 1848 wieder gefallen, nachdem auf Antrag des Elben'schen Factors Stänglen die deutsche Buchdruckerversammlung zu Mainz die Sonntagsarbeit beseitigt hatte; „eine Märzerrungenschaft können sie uns nicht nehmen, unsere Sabbathruhe", sagte später Elben's Vater (s. A. D. B. VI, 3).

In den anschließenden Jahren der Reaction, die 1854 E. mit dem Tode seines Vaters an die Spitze des Familienunternehmens treten sahen, verfocht er mit der Feder, sonst wenigstens anregend die liberalen Ideen. So wirkte er in Württemberg gegen die geplante reactionäre Gemeindeordnung, das Preßgesetz und die Preßordonnanzen, in der Ablösungsfrage und gegen das Concordat, stand auch 1857 beim Entscheide über das Schicksal Neuenburgs mit ganz Süddeutschland auf Seite der Schweiz noch gegen Preußen. Da vollzog sich in E. wie in vielen Sinnesgenossen im J. 1859, als die drohende Gefahr von außen die eingeschlummerten deutschen Einheitsbestrebungen neu erweckte, ein durchgreifender Umschwung. Die Versammlung im Garten der Stuttgarter Rentenanstalt Ende Juni erließ unter Elben's und seines Freundes J. Hölder Antheil einen Aufruf „An unsere Mitbürger", der im Verlangen politischer und militärischer Führung des Vaterlands durch Preußen nebst deutscher Verfassung mit Volksvertretung gipfelte und, durch allseitige Zustimmung und Unterzeichnung, sogar vieler Großdeutschen, gestützt, die „kleindeutsch"-nationale Bewegung Württembergs inaugurirte. Doch hielten sich die Schwaben, als im Herbst 1859 der „Nationalverein" zu Frankfurt a. M. gegründet ward (E. war dort), äußerlich zurück, weil sie noch nicht auf heimathlichen Anschluß rechnen konnten. Die großartigste und erhebendste allgemeine nationale Kundgebung jener ganzen Zeit, die Feier der 100. Wiederkehr von Friedrich Schiller's Geburtsdatum, nahm E. am stärksten in Anspruch, sowol die dreitägigen Veranstaltungen als die Berichterstattung, welch letztere er in einer nachträglichen Broschüre zum Besten der damals geschaffenen „Deutschen Schillerstiftung" zusammenfaßte: „Das Schillerfest in Schiller's Heimath Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach den 9., 10. und 11. November 1859" (1859). Im „Merkur" sprach E. damals seine und Tausender Stimmung aus: „Was heute Alle bewegt, ist der nationale Inhalt der deutschen Schiller-

feier. Im Sturm des Jahres 1859 sucht der Deutsche einen Halt, einen geistigen Mittelpunkt, das Volk will sein Einheitsgefühl laut bekennen: Schiller ist dem deutschen Idealismus der Mittelpunkt. Die deutsche Schillerfeier ist empfangen in der nationalen Bedrängniß". In den Fünfziger Jahren saß E. im Stuttgarter Bürgerausschusse, einige Zeit auch im Ausschusse des dortigen Gewerbevereins, daneben sonst bei mancherlei gemeinnützigen Gesellschaften, Vereinigungen und Unternehmungen thatkräftig mitwirkend. Die nationale Einigung mit anzubahnen — dieser Gesichtspunkt stand ihm dabei stets im Vordergrunde. Im J. 1861 hielt er auf dem Volkswirthschaftlichen Congreß zu Stuttgart die Gedächtnißrede auf seinen hochgehaltenen Landsmann Friedrich List, dessen ihm genau vertraute Lehren in Nationalökonomie und Weltpolitik oft seine Leitsterne bildeten, desgleichen 1863 die Enthüllungsrede des Reutlinger List-Denkmals. Seine überaus engen Beziehungen zum deutschen Männergesange, dem ja gerade in jenen Jahren eine außerordentliche Bedeutung für Wachhaltung und Vertiefung der nationalen Idee zukommt, bedürfen nachher besonderer Würdigung.

Mit dem Jahre 1863 begann für den Vierzigjährigen eine bewegtere Zeit activen Eingreifens in die Verwicklungen der deutschen Politik. Der mit des Dänenkönigs Friedrich VII. Tod im November 1863 endgültiger Regelung zudrängenden schleswig-holsteinschen Frage, seiner „Jugendliebe", widmete sich E. in Zeitungsartikeln, Aufrufen, Volksversammlungen, Flugschriften, Vorträgen, die weithin verbreitet und viel beachtet wurden. Im Sommer 1864 war E. auf seiner fünften Reise durch die Elbherzogthümer Augenzeuge des Schlusses des Befreiungswerkes, etlicher Proclamirungen Friedrich's von Augustenburg zum Herzog und in Rendsburg eines Volksaufzugs der Vereine, um ihm, E., zu huldigen und für seine Wirksamkeit ein in Erz gegossenes Wappen der Herzogthümer zu stiften. Im „Schwäbischen Merkur" stand am 3. December 1863 zu lesen: „In der schleswig-holsteinschen Frage liegt die deutsche Frage eingewickelt". Diese Zeitung und ihr Haupt machten die nächsten Jahre des Umschwungs mit regem Antheil mit. Als der Bruderkrieg von 1866 vor der Thür stand, mahnte der „Merkur", der in das Land Württemberg hinein getragenen Stimmung zuwider, zu Neutralität, nach dem Entscheid von Königgrätz wirkte E. mit Andern in öffentlicher Versammlung und Kundmachung gegen die „Gefahr einer Einmischung Frankreichs, der Zerreißung Deutschlands nach der Mainlinie und der Antastung seines Gebiets". Im August 1866 hob man — E. war dabei — die „Deutsche Partei" Württembergs aus der Taufe, und E. diente deren Ziel, das engere Heimathgebiet vertragsmäßigem Zusammenschlusse der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Preußens Führung geneigt zu machen, persönlich und mit dem „Merkur" hingebend. Entschieden, aber in der Form gemäßigt bekämpfte E. im „Merkur" den Gegen-Standpunkt der Großdeutschen und der demokratischen Volkspartei, mit dem die Staatsregierung wiederholt ernst liebäugelte, wie auch der Bündnißvertrag mit dem Norddeutschen Bund im Landtage nur knapp durchging. Bei der Wahl zum Zollparlament unterlag E. im 14. Wahlkreise Böblingen-Neuenbürg-Calw-Nagold der regierungsseits begünstigten demokratisch-großdeutschen Coalition, wurde jedoch noch Ende desselben Jahrs für Böblingen ohne Gegencandidaten in die 2. Kammer gewählt, wo er sofort bei der Adreßdebatte den der Mehrheit genehmen Plan eines deutschen Südbundes historisch und patriotisch zerpflückte. Seitdem lieh E. allbereit Wort und Feder dem Streben, alle Factoren des Heimathlandes der völligen Willfährigkeit zum Eintritte in engste Gemeinschaft mit Norddeutschland zugänglich zu machen. Jede Gegenströmung, auch die u. a. von E. in einer scharfen

Flugschrift bekämpfte Agitation gegen das neue Kriegsdienstgesetz, warf der 70er Krieg über den Haufen. Otto E. war 1870 Mitgründer des „Kassenvereins von Gustav Müller [Stuttgarts erster Reichstagsabgeordneter] und Genossen" zur Aufrechterhaltung des Credits und unter den vier Männern, die Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen am 28. Juli im Stuttgarter Schlosse in Aufsehen erregender Audienz empfing, um zu hören, „welche Abneigung bis vor kurzem gegen Preußen geherrscht, wie jetzt das zurückgedrängt sei, aber sicher wieder auftauchen werde, wie insbesondere in Hofkreisen noch viele Verstimmung herrsche". Unmittelbar nach den Siegen bei Metz übergab E. dem preußischen Gesandten eine Denkschrift für Bismarck „Das Ziel des Kriegs von 1870 und Württemberg", die die politischen Kreise, Hof und Regierung sowie die Nothwendigkeit beleuchtete, für die Neugestaltung Deutschlands den „entscheidenden Schritt" zu thun, „ehe die deutsche Waffengemeinschaft, diese festeste Gewähr, gelöst" sei und äußere wie innere Gegnerschaft neu hervorbreche. Für unbedingte Abwehr auswärtiger Vermittler trat E. auch im „Merkur" in energischem Artikel vom 23. August ein, von dem Bismarck, wie Moritz Busch erzählt, am 4. September im Feldlager sagte: „Dieser Artikel muß Junge kriegen". Am 28. August forderte Elben's Artikel, man müsse „jetzt Elsaß und Lothringen bei Deutschland erhalten". Und am 3. September vertrat er in der imposanten Volksversammlung der Stuttgarter Liederhalle unter rauschendem Beifalle als Berichterstatter alle jene Forderungen, die im bestimmten Verlangen „Ein einiges Volk, Ein Heer, Ein Reichstag, Ein deutsches Staatswesen" gipfelten. Mit den norddeutschen Gesinnungsfreunden, besonders Rud. v. Bennigsen und Ed. Lasker, die auch am 16. September zur Besprechung nach Stuttgart kamen, stand E. in ununterbrochenem Gedanken- und Nachrichtenaustausch, sein Einfluß und seine Energie bei der Agitation fanden bei ihnen vollste Schätzung, wie Lasker, dessen 1892 veröffentlichtem Briefwechsel zufolge, der, in dessen Hand diese Fäden zusammenliefen, u. a. am 17. December 1870 den rührigen E. rühmt: „Ihre entschiedene Haltung hat viel Unheil abgewendet". Im Nothfalle durch Druck Regierung und Volk Württembergs wie Baierns von der Unerläßlichkeit fester Abmachungen mit Preußen zu überzeugen, davor scheute E. keineswegs zurück. Für die Neuwahlen zur aufgelösten württembergischen 2. Kammer, für die wieder Böblingen E. erkor, arbeitete E. im deutschen Sinne durch Zeitungsartikel, die auch unter den Titeln „Der deutsche Einheitskrieg und die württembergischen Wahlen des Jahres 1870" und „Wählet so, wie Ihr's vor den deutschen Kriegern im Feld verantworten könnt" als Flugschriften ausgingen. Am 22. December erwiderte E. dem Verehrer der bisherigen Zustände Moritz Mohl (s. d.) in der Kammer so erfolgreich, daß 74 gegen nur 14 Stimmen am 23. die Verträge mit Preußen billigten.

Die parlamentarische Thätigkeit Elben's während der nächsten Legislaturperioden sah ihn bis 1882, und zwar immer für seinen Wahlkreis Böblingen, im Landtage, 1871—76 im Reichstage, in den er am 3. März 1871 für Böblingen-Leonberg-Maulbronn-Vaihingen gewählt wurde. Wie die gesammte „Deutsche Partei" Württembergs trat er der nationalliberalen Richtung bei, bei der er auch in allen kirchenpolitischen wie socialpolitischen Streitfragen als ein eifriger rednerischer und publicistischer Anwalt bis zuletzt verharrte. Seine Schilderungen der Eindrücke jener Tage, da das erste Parlament des neuen Reichs zu berathen begann, spiegelten im „Merkur" Begeisterung, sehr bald aber auch die Ansicht wieder: „Von den Klerikalen droht dem deutschen Reiche die größte Gefahr". Sowol im Reichs- wie im württembergischen Landtag — sein Antrag gegen das gleichzeitige Tagen von Reichs- und Land-

parlament (17. April und 8. Mai 1872) wurde fast einstimmig angenommen — galt sein rednerisches Auftreten, ebenso seine Arbeit in Commissionen beinahe ausschließlich dem Verkehrswesen, für dessen gedeihlichen Ausbau, wo irgend möglich mit Rücksicht auf gemeindeutsche Ordnung, er rastlos und energisch sich eingesetzt hat. In den Jahren 1871 und 1875 befürwortete er im Reichstage nutzbare Beförderung des Betriebs der St. Gotthard-Bahn durch reichsdeutsche Verbindungen, wie sie erst der Sommer 1898 erfüllt hat. Bei Berathung des Postgesetzes im Mai 1871 drang E. mit seinen Forderungen zu Gunsten der Unabhängigkeit der politischen Zeitungen vom Postzwange ebenso wenig principiell durch wie 1874 bei der Preßgesetzgebung gegen die juristischerseits erreichte „thatsächliche Berichtigung". Im übrigen, außer bei postalischen Maßnahmen, concentrirte sich Elben's ganze Kraft als Abgeordneter beinahe darauf, für organisatorische Reformen und Netz-Ausbau der Eisenbahnen wieder und wieder eine Lanze einzulegen. Die Institution eines Reichseisenbahnamts hat E. schon 1871 durch einen Entwurf nebst Denkschrift vorgeschlagen, vor die eben geschaffene Vertretung des deutschen Volkes aber erst gebracht, als er 1873 die directe Errichtung beantragte und, von sofortigen 130 Unterschriften unterstützt, am 17. Mai ausführlich begründete. Des Antrags Modification, die Initiative und Befugniß der neuen wichtigen Behörde etwas abschwächend, wurde nach wärmster Dankeszustimmung Bismarck's mit großer Mehrheit angenommen und von der Reichsregierung sofort zur Ausführung gebracht. Auch Elben's Resolution auf Eisenbahnanschlüsse zwischen Elsaß und Baden fand ebenfalls Annahme, ein Triumph in einem Specialressort, in dem sich der Antragsteller innerhalb der heimathlichen Grenzpfähle vielfach getummelt hat. Seit April 1864 hat E. im „Schwäb. Merkur" unermüdlich die Stammbahn über Böblingen nach dem Schwarzwald warm empfohlen, für die er bis Juni 1874 zu kämpfen brauchte. Die Allgäubahn Kißlegg-Wangen drückte er nur mit 40 gegen 36 Stimmen am 30. Mai 1876 durch. Der seit Ende März 1876 auf Grund der Entwürfe von 1874 und 1875 geführte heftige Kampf um ein Reichseisenbahngesetz und eine etwaige Centralisation der Landes- und Privatbahnen in der Hand des Reichs kostete dem glühenden Wortführer in diesem Streite (man vergleiche seine wesentlich finanzpolitische Schrift „Die Reichsbahn und die Mittelstaaten", 1876) viel Mühe — am 30. März fiel E. im Stuttgarter Halbmondsaal mit seiner längsten und unerschrockensten Rede, und damit Bismarck's Project der Reichsbahnen, durch — und Aerger, schließlich sein Reichtagsmandat: bei den Neuwahlen im Januar 1877 unterlag der zwei Triennialperioden für Böblingen-Leonberg gewählte E., als „Unitarier", der preußische Schaffner ins Ländle bringen und die württembergischen Bahnen verschenken wolle, verschrieen, dem von den Particularisten und Demokraten unterstützten Regierungscandidaten. Sein Mandat zum Landtage, kurz vor dieser Niederlage von demselben Böblinger Wahlkreise erneuert, behielt E. bis 1882, wo er wegen sich meldender körperlicher Mängel, sodann persönlicher Gründe, auch wachsender Unlust verzichtete. War er früher nahezu für sämmtliche Vorlagen des öffentlichen Verkehrs der Berichterstatter der volkswirthschaftlichen Commission, insbesondere in den Eisenbahnangelegenheiten, gewesen, so erledigte er bis zum Austritte noch einschlägige Referate; z. B. besorgte er einen ausführlichen Ueberblick über die letzten anderthalb Decennien aus Anlaß des Berichts über die Bahnbauten 1879/81 nebst Ausblicken, namentlich über die nunmehrige Nothwendigkeit von Nebenbahnen. Seine damit Hand in Hand gehenden Artikel im „Merkur" sammelte er in den Broschüren „Württemberg und die Nebenbahnen" (1880) und „Sekundärzüge auf den württembergischen Eisenbahnen". Auch anderwärts verfolgte er

ein dauerndes Interesse schriftstellerisch, z. B. 1877 mit dem vielfach beachteten und nachgedruckten Aufsatze der Zeitschrift „Im Neuen Reich" über „Die Lage der deutschen Eisenbahnfrage".

Fürder hat E. seine Zeit ganz und gar dem „Schwäbischen Merkur" gewidmet, wo er ja von jeher nicht nur die eigene öffentliche Thätigkeit, sondern den Gang und die Ereignisse der inneren Politik überhaupt mit der Feder begleitet und in vaterländischem, gemäßigt-liberalem Sinne glossirt hatte. Bis 1887 zeichnete er als verantwortlicher Redacteur, nachdem er mit dem Säcularjubiläum seiner Zeitung am 3. October 1885 noch ein seltenes und schönes Freundes- und Ehrenfest gefeiert hatte. Wenn auch seit Januar 1896 die Gesundheit ihm die Redactionsräume, wo er bis dahin stets der erste gewesen, nicht mehr zu besuchen erlaubte und das Versagen des Augenlichts zu Dictat oder Schreibmaschine zwang, er arbeitete bis zuletzt Lebensskizzen hervorragender Württemberger und eigene Erinnerungen aus und hielt die Oberleitung des „Merkur" fest. Er hat diesem wichtigen und selbständigen Organ der öffentlichen Meinung, das auf die Dauer in gewissem Sinn das leitende Tagesblatt Württembergs blieb, den Stempel seiner Art aufgedrückt, wol auch die, manche Besondernheiten verrathende lautvereinfachende Orthographie (1903 abgeschafft).

Glücklich in gesegnetem Familienstande, im Elben'schen Hause an der Königsstraße ausgedehnte Gastlichkeit und Geselligkeit mit edler Musik pflegend, auf öfteren weiten Reisen, meist mit nächsten Verwandten, sich erholend und seinem erd- und völkerkundlichen Interesse huldigend, gelangte E. über mancherlei Jubeltage, die herzliche Theilnahme von nah und fern schmückte, erst spät an die Beschwerden des Alters, von denen der frische, gelassen heitere Geist nichts spüren wollte. Die ernstliche Krankheit, die ihn Ende Winter 1898/99 packte, führte in der Frühe des 28. April 1899 den Tod herbei. Die vielen, innig gehaltenen Traueräußerungen, die beim großartigen Leichenbegängnisse am 30. April und außerdem aus den verschiedensten nationalen, politischen, communalen, Sängerkreisen von leitender Seite erfolgten, bewiesen die Leistungsfähigkeit und Gediegenheit des sich jederzeit selbst getreuen Mannes sowie die ihm gezollte dankbare Anhänglichkeit.

Ein Hinweis auf seine hieraus ersichtliche langjährige Mitglied-, Ehrenmitglied-, Gründer-, Vorstandschaft bei zahlreichen wohlthätigen, socialen u. ä. Unternehmen sowie bei mehreren humanitären und geselligen Corporationen Stuttgarts bezw. Württembergs ist erforderlich, um das Bild von Elben's Vielseitigkeit und Beliebtheit abzurunden. Während Elben's öffentlich politische Wirksamkeit so eng mit seinen äußeren Schicksalen zusammenhängt, daß ihre Wiederspiegelung in das eigentliche Lebensbild zu verweben war, verdient seine eigentliche Berufsthätigkeit eine besondere Betrachtung.

Als Publicist hat E. durch seine ererbte Uebung eines zielbewußten und charaktervollen Journalismus eine führende Rolle gespielt und sich eine anerkannte Unabhängigkeit gewahrt. Ehe 1850 als Amtsblatt und officielles Organ des Ministeriums der „Staats-Anzeiger für Württemberg" auftrat, der nur infolge von Elben's Widerstreben nicht, wie zunächst in Aussicht genommen, Beilage zum „Schw. Merkur" wurde, hatte letzterer des öfteren als Sprachrohr für Regierungsabsichten dienen müssen. Jedoch hat E. auf die Dauer seiner Oberleitung hin weder der Regierung noch irgend einer Partei oder gar Fraction Einfluß auf den Standpunkt der Zeitung im allgemeinen oder besondern verstattet. Ja, diese Selbständigkeit überwog ihm das etwaige äußere, geschäftliche Prosperiren weit, und wie er jenen officiösen Ministerialmoniteur als Zwilling des „Merkur" zurückwies, um eben letzteren nicht zum

Zwitter zu machen, so sah er getrost neben sich die „Württembergische Volkszeitung" als officielles Organ der „Deutschen Partei" entstehen, obwol er dieser Richtung doch mit Leib und Seele anhing, ihren leitenden Ideen die Spalten seines Blattes öffnete und da ihre Befestigung des liberal gefaßten Reichsgedankens in Württemberg aufs wärmste verfochten hat. Sein landsmännischer Biograph R. Krauß urtheilt auf Grund genauer Kenntniß der Verhältnisse: „E. hat die schwere Kunst verstanden, seinem Journale stets eine objective, vornehme Haltung zu wahren und es rein zu halten von persönlichen Angriffen oder Verdächtigungen, vom Klatsche jeder Art. Allerdings hat das rühmliche Streben nach besonnener Mäßigung naturgemäß eine entschiedene und kühne Sprache manchmal auch da, wo sie am Platze gewesen wäre, zurückgedrängt. Mit aller wünschenswerthen Bestimmtheit ist dagegen E. stets in den großen Fragen der nationalen Politik aufgetreten. Hierin liegt sein und seines Blattes eigenthümliches Verdienst während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seine Fürsorge beschränkte sich nicht auf den politischen Theil seiner Zeitung. Er pflegte darin namentlich das gesammte Gebiet der württembergischen Cultur, legte auf gute populär-wissenschaftliche Aufsätze historischen, litterarischen, biographischen Inhalts großen Werth, vergönnte der Länder- und Völkerkunde weiten Spielraum. Aus seiner eigenen Feder ist außer politischen Artikeln mancherlei geflossen: er widmete zahlreichen verstorbenen Landsleuten Nachrufe, berichtete gern über seine Reisen u. s. w. Gegen das landläufige Feuilleton mit täglicher homöopathischer Romandosis sträubte er sich zeitlebens; erst neuerdings hat sich der Merkur durch die zunehmende Concurrenz genöthigt gesehen, dem Geschmack des Publikums diese Concession zu machen". E. selbst hat vor dem Jahre 1870 die Einigung des Vaterlands in vielen Artikeln gefördert, danach in Serien von Reichstags- und Eisenbahnbriefen regelmäßige Berichte vom Stand der Vorgänge geliefert, in denen er mitten drin stand; Hunderte von Schwaben porträtirte er in Nachrufen, aus dem Autopsie-Studium ausländischer Verhältnisse bot er den Extract, zumal des Vorbildlichen, auch seine musikalische und historische Beschäftigung lagerte sich in directen oder veranlaßten fremden Beiträgen ab. Der greifbarste und bedeutsamste Niederschlag seines halbjahrhundertlangen Redacteurwaltens, eine Fundgrube für innerpolitische und culturgeschichtliche Thatsachen in authentischer Angabe ist die „Geschichte des Schwäbischen Merkurs 1785—1885 von Dr. Otto Elben" (1885): sie liefert, wie der Nachruf der Söhne mit berechtigtem Familienstolz sagen durfte, ein Bild der Entwicklung nicht nur des Blattes, seines Einflusses auf das öffentliche Leben, seines Strebens und Kämpfens, sondern ebenso des öffentlichen Lebens selbst, der Gestaltung der Parteiverhältnisse, des ganzen geistigen Lebens in der engeren Heimath. Abgesehen von Ed. Heyck's Schrift „Die Allgemeine Zeitung 1798—1898" (1898) und der über die „Kölnische Zeitung" (1903) gibt's keine Lebensgeschichte einer deutschen Tageszeitung, die Elben's zeitgeschichtlichem Quellenwerk irgend vergleichbar wäre: er setzte ihr und sich darin das schönste Ehrendenkmal.

„Neben der Arbeit für das Wohl des Vaterlands in nationaler und volkswirthschaftlicher Beziehung hat die Pflege des volksthümlichen deutschen Männergesangs einen wesentlichen Theil der öffentlichen Wirksamkeit Otto Elbens gebildet. Mit der Sache des deutschen Männergesangs war der Verstorbene von früher Jugend an verwachsen; seine Beziehungen, anfänglich auf die Kreise der engeren Heimath beschränkt, dehnten sich im Laufe der Jahre immer mehr auf ganz Deutschland aus; sein Name war schließlich in allen Sängerkreisen bekannt und geachtet, so weit die deutsche Zunge klingt": knapper und klarer als diese streng sachlichen Aussagen im Nekrolog aus der

Feder der Söhne läßt sich diese besondere Seite des E.schen Wirkens nicht umreißen. E. war, wie ihm der Vertreter des Deutschen Sängerbundes ins Grab nachrief, der Vater des Gedankens zur Gründung dieses großen Bundes und Jahre lang die Seele der unter seiner Leitung so rasch emporgewachsenen umfänglichen Sängervereinigung. Für Ausgleich der politischen wie confessionellen Parteigegensätze sowie der socialen Classenunterschiede, sodann wider das modische sog. „Wettsingen", zumal bei förmlichen Gesangswettstreiten mit „Wanderpreisen", hat sich E. innerhalb der Sängerbünde wiederholt energisch vernehmen lassen. E. hat 1849 den Schwäbischen, 21. September 1862 zu Coburg als Vorsitzender den Deutschen Sängerbund mit in die Welt gerufen, im Stuttgarter Liederkranz, dieser ausgezeichneten localen Gesellschaft mit den tüchtigsten musikalischen Leistungen, einem Sammelpunkte künstlerischer Naturelle jeden Schlags, schon seit 1839 bezw. 1847 mitgewirkt, allmählich als Vertrauensperson, als Ehrenmitglied, das sich 1894 anläßlich des 70jährigen Bestehens als gleichaltrig mit den erfahrungsreichen „Erinnerungen aus der Geschichte des Stuttgarter Liederkranzes" revanchirte. Wer war also berufener zu einem zusammenfassenden Handbuche wie er es ohne Vorarbeiten unternahm und 1855 zum ersten Male, 1887 in 2., völlig umgeschmolzener und — infolge der viel weiteren Kreise, die inzwischen die Bewegung gezogen — stark angeschwollener Auflage dem „Deutschen Sängerbunde in Treue (zum 25jährigen Bestehen) gewidmet" herausgab: „Der volksthümliche deutsche Männergesang. Geschichte und Stellung im Leben der Nation; der deutsche Sängerbund und seine Glieder"? Da trägt ein sanges- und vaterlandsfreudiges echtes Sängerherz die Entwicklung und den heutigen Stand des deutschen Männergesangs unter nationalen Gesichtspunkten aus den Quellen und doch lebendig vor: farbig steht da eine der edelsten Blüthen unseres Geisteslebens vor den Augen. Die charakteristischsten Seiten in Elben's Ideen- und Interessenkreis spiegelt der umständliche Titel dieses seines oft citirten Buchs — das ist ein Thatsachenbuch, wobei es dem Verfasser sichtlich wenig auf eigene Gedankenfülle und künstlerische Prägung, auch nicht auf wortwörtliche Urkundengenauigkeit und Vollständigkeit ankommt; er erörtert sorgfältig die innere Organisation des deutschen Männergesangswesens sowie seine Nothwendigkeit für Deutschland und geht den Ursprüngen des deutschen Männergesangs, seinen wechselnden Gestaltungen im Laufe des Jahrhunderts liebevoll nach, immer mit Rücksicht auf den nationalen Gesichtspunkt. Phil. Spitta, der ausgezeichnete Musikhistoriker, hat dem überaus wohlgemeinten Buche durch seine eindringende Besprechung, die das Artistische in den Vordergrund rückt, erst weitere Verbreitung verschafft, dabei in dieser zur Abhandlung ausgewachsenen Kritik freilich Elben's Absichten völlig verkannt.

Das ganze Material über E. in voller Breite in der „Schwäbischen Kronik", der Beilage des „Schwäb. Merkurs", 1899 v. 28. April Nr. 194, 1. Mai Nr. 198 (Leichenfeier), 15., 17., 19., 22. Juli Nr. 325, 327, 331, 337, von den Söhnen Karl und Arnold in 21 Abschnitten zusammengestellt und dann in Buchform als Privatdruck (Kohlhammer) „Zur Erinnerung an Dr. Otto Elben . . . Nekrolog" (Stuttgart 1899) mit den Trauerreden u. s. w. vereinigt; in obiger Lebens- und Charakterskizze als Grundlage und mannichfach wörtlich benutzt. Die wichtigsten Zeitungsnachrufe zählt am Ende seines kundigen Artikels über Elben — Bettelheims Biogr. Jhrbch. u. dtschr. Nekrolog IV, 41—45 — Rudolf Krauß auf. Aus Elben's bedeutsamer Correspondenz 1870 einige Nummern in: „Aus Eduard Laskers Nachlaß. Sein Briefwechsel in den Jahren 1870/1", „Deutsche Revue über

d. ges. nationale Leben d. Gegnwt." XVII (1892) 2, S. 298—300, 314 f., vgl. 179 (300—302, 306 f., 308 f., 314 f., 316 f., S. 173 der deutsch-parteiliche Aufruf v. 3. Sept. 1870; s. oben S. 333). Zur Beurtheilung des Elben'schen betr. Buchs ist ein Aufsatz Hedwig v. Friedländer-Abel's, „Vom deutschen Männergesang", i. d. „Gegenwart" 1900, S. 136, benutzt.

Ludwig Fränkel.

Ellissen: Gerhard Friedrich Wilhelm E., geboren am 4. Januar 1778 in Northeim (Hannover), besuchte das dortige Gymnasium, studirte 1794—97 in Göttingen Rechtswissenschaft, außerdem Mathematik, Physik und Astronomie. Nach 1797 bestandenem Advocatenexamen ließ er sich als Anwalt in Northeim nieder. Unbefriedigt von diesem Berufe widmete er sich nach Jahresfrist in Göttingen dem Studium der Medicin, erlangte 1801 den ersten Grad der Doctorwürde und trat dann zur Erweiterung seiner medicinischen Kenntnisse eine mehrjährige Reise nach Frankreich, Italien und Oesterreich an. In Paris verdiente er mehrere Monate seinen Unterhalt durch Porträtmalen. Längeren Aufenthalt nahm er auch in Padua und Wien. In Hamburg hielt er 1804 mit Benutzung der dorthin geflüchteten werthvollen Sammlung physikalischer Instrumente des letzten Kurfürsten von Trier Vorträge über allgemeine und besondere Naturlehre. 1806 ließ er sich als praktischer Arzt in Schnackenburg an der Elbe nieder, 1813 wurde er westfälischer Kreisphysicus in Uelzen, 1814 hannoverscher Landphysicus für Dannenberg, Hitzacker und Schnackenburg mit dem Wohnsitz in Gartow. Nachdem er 1820 zum Hofmedicus, 1835 zum Medicinalrath ernannt worden war, starb er hier am 4. Januar 1838. — E. veröffentlichte u. a.: „Ueber die heutige Praxis der Aerzte" (Hann. Mag. 1821, St. 36, 37); „Ueber die Classification der Curkosten im Concursprocesse" (Hann. Mag. 1827); „Die Anwendung des Brechweinsteins in Kinderkrankheiten" (Hufeland's Journal der Heilkunde, 1823, Juni); „Noch einige zeitgemäße, auch Nichtärzten verständliche Bemerkungen über das in unsren Tagen so allgemeines Interesse erregende System der Homöopathie" (Hann. Mag. 1834); „Einige praktische Bemerkungen über die Cholera" (Hufeland's Jornal d. prakt. Heilkunde, 1834, September).

Vgl. u. a. Nekrolog in Hannov. Annalen f. d. ges. Heilkunde. Hrsg. v. G. P. Holscher. 3. Bd., 3. Heft, 1838. (Auch separat erschienen.) — Hirsch, Biogr. Lexikon d. hervorr. Aerzte, 2. Bd. u. Supplementband.

Hans Ellissen.

Elsenheimer: Dr. Christoph E., herzoglich bairischer Oberstkanzler, geboren zwischen 1520 und 1530, † 1589. Er stammte aus einer salzburgischen Bürgerfamilie; über sein Geburtsjahr läßt sich, da er 1554 als Assessor ans Reichskammergericht kam, nur vermuthen, daß es zwischen 1520 und 1530, vielleicht bald nach 1520 fällt. Von seinen juristischen Studien in Deutschland und Italien ist nichts näheres bekannt; 1554 stand er als Rath und Dr. juris in salzburgischen Diensten und war vom Mai bis Juli gemeinsam mit dem bairischen Gesandten Schweiker in den Angelegenheiten Erzbischof Ernst's von Salzburg in Rom. Im gleichen Jahre kam E. als Assessor für den bairischen Kreis ans Reichskammergericht; 1558 trat er für den nach Wien berufenen Dr. Seld als Hofrath in bairische Dienste ein und gründete sich noch im selben Jahre in München seinen eigenen Hausstand (Hofzahlamtsrechnungen). E. wurde am bairischen Hofe ein eifriger Helfer des obersten Kanzlers Dr. Simon Eck und der gegenreformatorischen bairischen Politik jener Tage. In immer stärkerem Maaße hat er sich das Vertrauen Herzog Albrecht's V. erworben; spätestens seit Ende der 60er Jahre gehört

er zu den einflußreichsten Räthen des Herzogs. 1570 hat der Herzog ihn sogar — obwol er ihn nicht gern von sich lasse — für den Posten des Reichsvicekanzlers empfohlen und dabei Elsenheimer's juristisches Wissen, seine Beredsamkeit und katholische Gesinnung gerühmt — nur in Sprachen sei er nicht besonders geübt; doch hatte der Kaiser, ehe die Empfehlung eintraf, bereits einen andern ausgewählt. 1574, nach Eck's Tod, wurde E. bairischer Hof- und Oberstkanzler. Er hat die bairische Politik im Sinne Eck's weitergeführt: ihre streng katholische Richtung mit den dynastischen Interessen der Wittelsbacher vereinend, die Freistellung und jeden Fortschritt des Protestantismus bekämpfend und sich zähe um Bisthümer für die jüngeren Söhne der Herzöge bemühend. Er erscheint nicht als ein eigenartiger Staatsmann, auch nicht so energisch, so rücksichtslos wie Eck, aber als der zuverlässige, klare, vorsichtige Berather seiner Herren; das Vertrauen Albrecht's V. und dann Wilhelm's V. ist ihm bis zu seinem Lebensende erhalten geblieben, obwol er den allzukirchlichen Gedankengängen Herzog Wilhelm's wiederholt das staatliche Interesse entgegenstellen mußte. Er starb im J. 1589, das nähere Datum ist unbekannt.

Lossen, Dr. Christian Elsenheimer. Münchener Jahrb. III (1889); — Derſ., Der Kölnische Krieg I (1882) und II (1897). — Goetz, Beiträge zur Geschichte Herzog Albrecht's V. und des Landsberger Bundes (1898). — Münchener Kreisarchiv, Hofzahlamtsrechnungen.

W. Goetz.

Elsner: Dr. phil. Karl Friedrich Moritz E., Parlamentarier, einer der letzten preußischen Achtundvierziger, verdient um die liberale Presse und das Volksschulwesen Breslaus. Geboren am 20. November 1809 zu Kortnitz (Kreis Sprottau) als Sohn eines Mühlenbesitzers, bezog er Ostern 1831 die Universität Breslau, um Philosophie zu studiren und trat in nähere Beziehungen zu Christian Nees von Esenbeck (s. A. D. B. XXIII, 368 ff.), der ihn für die Naturwissenschaften gewann; doch hörte er auch medicinische und juristische Vorlesungen. Nur mit Hülfe des Majors v. Flotow in Hirschberg, der ihn in botanischen Studien förderte, konnte er am 17. Juli 1839 mit der Dissertation „Synopsis florae Cervimontanae“ (Breslau 1839) promoviren, nachdem er schon vorher eine „Flora von Hirschberg und dem angrenzenden Riesengebirge“ (Breslau 1837) herausgegeben hatte, der dann die Schrift „Eine gegen Hegel gerichtete Anklage des Hochverraths, aus dessen Schriften beantwortet“ (ebd. 1839) folgte. Schon als jungen Mann hatte ihn als Mitglied der Burschenschaft der Raczeks wegen burschenschaftlicher Bestrebungen eine sechsmonatliche Haftstrafe auf der Festung Silberberg getroffen. Nach einem Probejahr am Gymnasium zu Maria Magdalena fand er 1843 an diesem Anstellung und gehörte ihm sechs Jahre an. Nebenbei war er publicistisch thätig. Von 1842 an redigirte er die mit der „Breslauer Zeitung“ verbundene „Schlesische Chronik“, die damals den Mittelpunkt für die Behandlung der Lehrerinteressen bildete und mächtig zur Propaganda der liberalen Ideen beitrug. Als einer der muthigsten Pioniere der Freiheit, dem jedoch Radicalismus völlig fernlag, errang er sich große Popularität und wurde im Mai 1848 in Hirschberg und in Breslau in die preußische Nationalversammlung gewählt; er nahm für Hirschberg an und wurde abermals im Januar 1849 von Hirschberg in die zweite Kammer entsandt. Neben Dr. Stein, Litterat Semrau u. A. der intellectuellen Urheberschaft des Breslauer Maiaufstandes beschuldigt wurde er ohne weiteres aus seiner mit Liebe und Eifer gepflegten Lehrthätigkeit verdrängt und in dem großen gegen 88 Angeklagte geführten Processe auf Stellung einer Frage „nach intellectueller Urheberschaft

am Maiaufstand aus Fahrlässigkeit" von den Geschworenen schuldig erklärt und darauf zu zwei Jahren Festungshaft verurtheilt (29. Mai 1850). Er entfloh nach London, wo er zu Lothar Bucher in Beziehungen trat und von wo aus er sehr interessante Berichte über die Weltausstellung an die Breslauer Presse sandte. Auf die beim Obertribunal gegen das Urtheil eingelegte Nichtigkeitsbeschwerde erging zwar im November Elsner's Freisprechung; doch entsetzte ihn der Disciplinarhof 1851 seiner Lehrerstelle. Er verband sich mit Oberlandesgerichtsdirector Temme (s. A. D. B. XXXVII, 558—560) zur Leitung der „Neuen Oder-Zeitung", die die Fahne der Demokratie hochhielt und blieb, auch nach Temme's Ausscheiden, bis Ende 1856 bei derselben. Dann begründete er mit Litterat Semrau die „Breslauer Morgen-Zeitung", der er allmählich einen weit über die Grenzen Schlesiens hinaus reichenden Ruf zu erringen verstand. Er blieb ihr bis 1890 treu, wie er andrerseits von 1863—94 als Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, namentlich als gediegener Berichterstatter über Schulvorlagen sich hervorthat. Allen voran hat er, als der Krieg mit Oesterreich siegreich geendet hatte, in einer Resolution einen Deutschen Bund ohne Oesterreich mit Preußen als Centralstelle und einem Deutschen Parlament gefordert und ist 1870 dafür eingestanden, Elsaß-Lothringen müsse wieder deutsch werden. Von großer Anspruchslosigkeit, ausgezeichnet durch Reinheit der Gesinnung und Lauterkeit des Charakters, war er begeistert für Freiheit und Wahrheit und die Größe seines Vaterlandes. In allen Parteien als der „alte Elsner" geehrt, mied er jede ihm zugedachte Ovation und fand eine Belohnung in eifrigem gemeinnützigem Wirken. Er entschlief sanft am 8. August 1894. Auf dem Friedhofe in Rothkretscham veranstaltete am 22. September gl. J. die Breslauer Lehrerschaft beider Confessionen eine erhebende Gedächtnißfeier.

Nekrolog im 72. Jahresberichte der Schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur, S. 1—4. — F. G. Adolf Weiß, Chronik d. Stadt Breslau, Breslau 1888, S. 1143 und dessen Nekrolog „Auch Einer" in der Breslauer Morgen-Ztg. vom 12. Aug. 1894. — Festschrift des Maria-Magdaleneums, Breslau 1893, S. 48. — Nachruf von Schulrath Dr. Pfundtner in der Schlesischen Schulzeitung 1894, Nr. 39, S. 469, 470. — F. Fischer, Gesch. d. Preuß. Kammern, Berlin 1849, S. 5, 19, 67, 90, 300, 371. — Br. Gebhardt, Handbuch d. deutschen Geschichte (2) 1901, II, 594, 646. — Revue historique tome 80 (1902, p. 660. Paul Matter, la révol. en Prusse). — Eigene Erinnerungen. — Ein gutes Porträt auf dem seltenen Kunstblatte, das die polnischen Abgeordneten ihren Collegen zur Erinnerung an die am 23. u. 26. Oct. 1848 gehaltene Sitzung in der constituirenden Versammlung zu Berlin widmeten.

A. Teichmann.

Elßler: Fanny E., Tänzerin, wurde im J. 1812, nach einer anderen Angabe am 23. Juni 1810 zu Wien als Tochter eines von Joseph Haydn vielfach beschäftigten Copisten geboren. Schon als Kind trat sie mit ihrer Schwester Therese, der nachmaligen Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen in das Kinderballett von Horschelt ein, nach dessen Auflösung im J. 1817 sie am Kärntnerthortheater tanzte. Ihre eigentliche Ausbildung für das Ballet erhielt sie in Neapel. Hierauf begab sie sich mit ihrer Schwester Therese auf eine Kunstreise durch Italien und Deutschland, auf der sie im J. 1830 nach Berlin kam. Sie feierte in Berlin große Triumphe, und wurde auch in Paris, wo sie im J. 1834 auftrat, begeistert aufgenommen. Sie vermählte sich damals mit dem Director der Großen Oper, trennte sich aber bald wieder von ihm, da er ihrer nicht würdig war, und

tanzte nach wie vor unter ihrem Mädchennamen, sodaß die Welt kaum erfuhr, daß sie verheirathet war. In den Jahren 1841 und 1842 gastirte sie unter nicht endenwollendem Enthusiasmus des Publicums in den verschiedensten Städten Nordamerikas. Dann wandte sie sich nach St. Petersburg und wieder nach Wien, wo sie sich im J. 1851 in dem Ballet: „Faust" von der Bühne verabschiedete. Sie lebte seitdem im Genuß ihres erworbenen Vermögens in ihrer Vaterstadt und starb dort am 26. oder 27. November 1884.

Vgl. Wurzbach IV, 27—29. Wien 1858. — Bühnen-Almanach. 50. Jahrg. Hsg. von Th. Entsch. Berlin 1886, S. 387—390. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Hsg. von Ernst Gettke. 14. Jahrg. 1886. Kassel und Leipzig o. J., S. 86, 88. — Lebenserinnerungen von Agnes Wallner. Berlin 1900. (Register.)

H. A. Lier.

Elstner: Franz E., Stenograph, geboren am 16. August 1833 in Neupaulsdorf bei Reichenberg (Böhmen), † daselbst am 17. August 1896, war seit 1862 in dem Geschäfte von Johann Liebieg in Reichenberg in Stellung und vom Jahre 1870 bis zu seinem Tode Secretär der Bezirksvertretung in Reichenberg. Zuerst Gabelsberger'scher Stenograph und Mitbegründer des Gabelsberger'schen Stenographenvereins in Reichenberg, trat er Ende 1874 mit Gustav Braut, dem Herausgeber der Faulmann'schen Stenographie, die zuerst den Namen „Phonographie" führte (A. D. B. LXVII, 212), in Briefwechsel. Die im Jahre 1875 veröffentlichte Phonographie fand dann in E. einen ihrer eifrigsten und thätigsten Vertreter. Er gründete am 27. September 1876 den „Deutschen Verein für Faulmann'sche Stenographie" in Reichenberg und blieb dessen Vorstand bis zu seinem Tode; 1877 gab er mehrere Monate lang im Namen des Vereins eine Zeitschrift heraus. Bei der späteren Aenderung der Faulmann'schen Stenographie 1882/83 war E. hervorragend betheiligt. E. leistete auch als stenographischer Praktiker Vorzügliches und war noch kurz vor seinem Tode mit einer Aenderung des Kürzungsverfahrens der Faulmann'schen Stenographie sowie mit Abfassung eines Lehrbuches derselben und einer Geschichte des Reichenberger Vereins beschäftigt.

Oesterr. Blätter f. Faulmann'sche Stenographie I (1887), Nr. 2, IX (1896) Nr. 1. — Wiener stenogr. Presse VII (1896), Nr. 3. — Stenogr. Reformzeitung III (Wien 1882/83), Nr. 1, 2, 4. — Stenogr. Kurier II (Wiesbaden 1896), Nr. 10. — Archiv f. Stenographie 55 (1903) Heft 4, S. 175—179.

Johnen.

Elwert: Noa Gottfried E., geboren am 9. September 1807 zu Reutlingen, † am 6. November 1873, war der Inhaber der unter seinem Namen noch jetzt in Marburg bestehenden Firma gleichen Namens. 1831 kaufte E. das schon aus Verlag, Sortiment und Druckerei bestehende Geschäft von Karl Kempf, dem Schwiegersohn J. C. Krieger's, welch letzterer sein Hauptgeschäft schon lange Jahre vorher nach Kassel verlegt hatte (wo es noch jetzt unter der Firma J. C. Krieger'sche Buchhandlung besteht) und firmirte hinfort mit eigenem Namen. E. hatte in Reutlingen die Buchdruckerei und später in Cannstadt den Buchhandel erlernt und war nach mehreren Wanderjahren (Ludwigsburg, Frankfurt a. Main bei J. D. Sauerländer) im Krieger'schen Geschäft in Marburg als Gehülfe thätig, um es dann käuflich zu übernehmen. Die ersten Jahre seiner Selbständigkeit waren überaus sorgenvolle. Die Mittel waren gering und die Verlagsunternehmungen nicht sehr erfolgreich. In einer Unzahl von Monographien, zu denen der Universitätsbuchhändler sehr leicht

veranlaßt wird und die, mögen sie von noch so großem Werthe sein, doch nur einen geringen Absatz haben, war das vorhandene Capital festgelegt. Durchaus ideal veranlagt, konnte sich E. leicht für ein Werk entschließen, von welchem er doch im voraus wußte, daß die Kosten nie daraus gelöst werden würden. Sein Entgegenkommen ist ihm in mancher Weise vergolten worden, wenngleich er auch sehr oft die Erfahrung machen mußte, daß Undank der Welt Lohn ist. Andrerseits hat er aber auch hervorragende Erfolge aufzuweisen. Wir erinnern hier an das berühmte Lehrbuch der Pandekten von K. A. v. Vangerow, von welchem sieben Auflagen erschienen. Weiter ist zu erwähnen: Vilmar's Litteraturgeschichte, welche in vielen Tausenden von Exemplaren Verbreitung gefunden hat. Außer diesen genannten beiden weist der Verlagskatalog Elwert's eine große Reihe berühmter Autornamen auf, mit denen er zugleich in einem durchaus freundschaftlichen Verkehr stand. Wie im Verlag die wissenschaftliche Richtung überwiegend war, so auch im Sortiment, das unter der Leitung seines Inhabers sich zum hervorragendsten der Universitätsstadt herausbildete. Nach seinem Tode ging das Geschäft an seinen Neffen Wilhelm Braun über.

Karl Fr. Pfau.

Elyan: Kaspar E. (Elian, Helian), Geistlicher der Breslauer Diöcese und Breslaus erster Drucker. Er stammt aus Groß-Glogau in Schlesien und ist um 1430 geboren als Sohn nicht ganz unbemittelter Eltern. Sein Großvater Martin E. war in Polkwitz (Kr. Glogau) zu Hause; dessen Sohn Hans († vor 1469) war der Vater Kaspar's. Personen des gleichen Namens kommen in jener Zeit auch in Walsleben und Breslau vor. Kaspar hatte einen jüngeren Bruder Ambrosius (Sommer 1456 in Leipzig immatriculirt; 1478 noch am Leben) sowie eine vor 1469 verstorbene Schwester, die an den Wagemeister Hans Joseph in Groß-Glogau († etwa 1477) verheirathet gewesen war (vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. Schles. 16. Bd., S. 290 ff. und die folgenden Matrikeleintragungen). E. widmete sich dem geistlichen Beruf und wurde 1451 in Leipzig (Somm.-Sem. „de natione Polonorum"; s. Matrikel d. Univ. Leipz., hsg. v. Erler I, 173), 1461 in Krakau (Alb. stud. univ. Cracov. I, 165) und 1467 in Erfurt (Ostern; s. Act. d. Erf. Univ. v. Weißenborn I, 322) immatriculirt (vgl. G. Bauch in Siles. S. 148 f.). Am letztgenannten Orte mag er durch Wanderdrucker mit der neuen Kunst des Bücherdruckens bekannt geworden sein, falls er nicht noch eine andere Universität besuchte, die bereits eine feste Stätte dieser Kunst geworden war. Seine Typen zeigen mit solchen des Ulrich Zell, Kölns ersten Druckers, Aehnlichkeit, erinnern aber auch an die Bibeltypen von Fust und Schöffer in Mainz; in Köln war er nicht immatriculirt. Jedenfalls suchte er den Typendruck alsbald in Breslau, wo wir ihn im J. 1475 als „succentor" an der Kreuzkirche beamtet finden, seinen Landsleuten und besonders dem schlesischen Clerus nutzbar zu machen. Wenn in dieser Stadt im fernen Osten Deutschlands bereits 20 Jahre nach Fertigstellung des ersten großen Druckwerkes (in Mainz) ein datirter Druck erschienen ist, so hat sie das eben der Initiative jenes Geistlichen zu verdanken; zugleich beweist aber die längere Pause, die für Breslau im Bücherdruck mit dem frühen Tode Elyan's eintrat (zunächst bis 1503), und die fast spurlose Vergessenheit, welcher seine Thätigkeit anheimfiel, daß ein tiefes und allgemeines Bedürfniß nach jener Kunst in Breslau noch nicht vorhanden war und jedenfalls die städtischen Kreise von den ersten Versuchen des Clerikers unberührt blieben. Nur einer seiner Drucke, die „Statuta synodalia episc. Vratislav.", trägt einen vollen Druckvermerk, nach dem sie „pro laude dei communique utilitate cleri in alma urbe Wrat. per

C. Elyan Collegiate eccl. s. Crucis ibidem succentorem, impressa et feliciter consummata sunt a. dni. MCCCCLXXV nona vero die mens. Octobris; ein anderer, vielleicht noch etwas älterer Druck (Hist. de transfig. domini etc.) trägt nur die Jahreszahl 1475. Aus ersterem Kolophon entnahm man die falsche Namensform C — willkürlich zu Conradus ergänzt — „Elias succentor". Durch den Fund einiger Urkunden gelang es mir im J. 1878 den richtigen Namen festzustellen und weiteres aus seinem Leben zu ermitteln (Zeitschr. d. Ver. usw. 15. Bd., S. 1 ff.); Andere, besonders E. Wernicke aus Bunzlau (Zeitschr. d. Ver. 16. Bd., S. 290 ff.), H. Markgraf (ebenda 19. Bd., S. 386 ff.) und G. Bauch aus Breslau (s. u.) folgten mit andern Feststellungen über ihn und seine Familie.

Im J. 1477 verzichtete der Kanonikus und Präbendar der Breslauer Kathedralkirche Sigism. Vorsthover zu Gunsten Elyan's auf sein Kanonikat, vermuthlich um ihm Muße und Mittel für seine litterarische und typographische Thätigkeit zu gewähren. Ob er anderweitig entschädigt wurde oder dessen nicht bedurfte, entzieht sich unserer Kenntniß. Vom folgenden Jahre an erscheint durch einige Zeit sein Name häufig in den Capitelsacten und zwar mit dem Zusatz „Licentiat in geistlichen Rechten"; als „Baccalaureus in den geistlichen Rechten" wird er mit Bezug auf eine Handlung des Jahres 1469 in einer Urkunde von 1478 genannt (Zeitschr. d. Ver. usw. Bd. 16, S. 293); der Druck von 1475 erwähnt keinen akademischen Grad. Seit dem Ende von 1482 findet er sich nicht mehr in Acten genannt und eine Urkunde vom 7. IV. 1486 weist ihn als todt nach. Wahrscheinlich starb er also um die Wende von 1485/86 und war vorher vielleicht in einer Sendung des Bischofs durch längere Zeit (1483 und 84) abwesend von Breslau. Da nach seinem Tode einige Breslauer Domherren Ansprüche auf seine Hinterlassenschaft, „etliche Zinsbriefe und Geräthe (!)" erhoben, so darf man vermuthen, daß jene ihn bei seinen, unter allen Umständen kostspieligen typographischen Arbeiten mit Geld unterstützt hatten. Dabei muß man im Auge behalten, daß, wie sich in der Geschichte der Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung stets herausstellte, nur die in großem Maßstabe kaufmännisch betriebenen Druckereien geschäftlichen Erfolg hatten.

Die 8 bis jetzt bekannt gewordenen Drucke Elyan's, für die er natürlich auch als Herausgeber zu betrachten ist — zwei davon ((Thomas de Aquino, de modo confitendi etc.) sind nur verschiedene Ausgaben desselben Druckes —, gehören alle dem engen Gebiete clericaler Interessen an; sie sollten für die Geistlichkeit der Breslauer Diöcese die nöthigsten, bis dahin handschriftlich verbreiteten Bücher ersetzen. Nur der Druck von „Poggii facetiae", die überhaupt in Clerikerkreisen des 15. Jahrhunderts eine beliebte Lectüre waren, macht eine Ausnahme und ist wol auf die Anregung des humanistisch gebildeten Bischofs Johann IV. (1482—1506) zurückzuführen. Daß nach Elyan's Tode seine Presse weitergeführt worden sei, ist höchst unwahrscheinlich.

K. Dziatzko in Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. Schlesiens, 15. Bd. (1880) S. 1 ff.; 16. Bd. (1882) S. 290 ff.; 19. Bd. (1885) S. 386 ff. — Gust. Bauch in Silesiaca; Festschrift zum 70. Geburtstag von Colm. Grünhagen (Breslau 1898) S. 148 ff.

K. Dziatzko.

Elze: Friedrich Karl E. wurde am 22. Mai 1821 als ältester Sohn des damaligen Pfarrers und nachherigen Seminardirectors Karl August Wilhelm E. (geboren am 12. December 1791 zu Oranienbaum, † am 24. August 1854 in Dessau) und dessen Gattin Luise Charlotte, geb. de Marées, einziger Tochter des Superintendenten und Consistorialraths Ludwig Marius de Marées,

in Dessau geboren. Sein äußerer Lebensgang gestaltete sich so ruhig und einfach wie nur möglich. Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt; danach studirte er in Leipzig unter Gottfried Hermann und in Berlin unter A. Böckh classische Philologie. Nach glänzend bestandener Staatsprüfung kehrte er nach dem heimischen Dessau zurück und wirkte länger als ein Vierteljahrhundert als Lehrer am Gymnasium. Aber das Lehramt ließ ihm Kraft und Zeit zu vielseitigem Studium, und besonders der Verkehr mit Männern wie A. Fuchs, Fiedler und Ed. Müller lenkte seinen Sinn auf die Schätze der neueren Litteraturen, besonders der englischen, hin. Bei seinem Fleiße und seiner Begabung konnte es nicht ausbleiben, daß er nach wenigen Jahren in der Reihe der Vorkämpfer für die Erforschung der englischen Sprache und Litteratur in Deutschland stand. Der erste Ertrag seiner Arbeit war der „Englische Liederschatz" (1851), der bis 1868 fünf Auflagen erlebte. Im Jahre 1853 gründete E. eine Zeitschrift „Atlantis", in der er alle Kräfte zu sammeln versuchte, die im Interesse der englischen und amerikanischen Cultur und Litteratur bei uns zu arbeiten versprachen. An solchen Kräften fehlte es nicht, finden sich doch unter den Mitarbeitern Männer wie Lothar Bucher, Böttger, Freiligrath, Fontane u. A.; woran es aber um jene Zeit noch mangelte, das war das weit- und tiefgehende litterarische Interesse für England und Amerika, und so mußte die umsichtig geleitete und gut geschriebene Zeitung nach zweijährigem Bestehen aus Mangel an Lesern eingehen. Wenige Jahre später trat E. unter dem Titel „Westward Ho!" (1857) mit der Uebersetzung von britischen und amerikanischen Gedichten hervor, und um dieselbe Zeit wandte er sich bereits demjenigen Dichter zu, mit dessen Werken sein Name auf das innigste verknüpft werden sollte. Hätte E. für die englische Philologie nichts weiter geleistet, als was er für die Biographie Shakespeare's und für die Durchforschung und Auslegung seiner Werke gethan hat, so würde ihm ein dauernder Platz in der Geschichte dieser jungen Wissenschaft gesichert sein. Seine Hamlet-Ausgabe (1857, zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe 1882) ist eine wissenschaftliche That, die trotz des Widerspruchs, den sie erfahren hat, ihre dauernde Bedeutung behalten wird. Von dem größten Dramatiker wandte sich E. dem größten Epiker zu: 1864 veröffentlichte er seinen „Walter Scott" (Dresden, 2 Bde.), nachdem er vorher seinen Studienaufenthalt in Schottland in dem Schriftchen „Eine Frühlingsfahrt nach Edinburg" (Dessau 1860) feuilletonistisch verwerthet hatte. Die 300jährige Geburtstagsfeier Shakespeare's gab ihm Anlaß zu der Festschrift „Die englische Sprache und Litteratur in Deutschland" (Dresden 1864). Daß ein Mann wie E. an der Gründung der um jene Zeit ins Leben gerufenen deutschen Shakespeare-Gesellschaft nicht unbetheiligt bleiben konnte, versteht sich fast von selbst. Auch dem Jahrbuche dieser Gesellschaft gewährte er seine thatkräftige Unterstützung, nicht nur indem er zahlreiche werthvolle Beiträge dazu lieferte (in Buchform veröffentlicht, Halle 1877; auch ins Englische übersetzt, London 1874), sondern indem er nach dem Rücktritte Fr. Bodenstedt's vom 3. bis zum 14. Bande (einschließlich) die Herausgabe besorgte. Für den von der Shakespeare-Gesellschaft edirten verbesserten Schlegel-Tieck bearbeitete E. König Johann, Hamlet, Die bezähmte Widerspenstige und Timon von Athen. Daneben beschäftigte ihn die englische Metrik („Der englische Hexameter", Dessau 1867) und das elisabethanische Drama (George Chapman's Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany, Leipzig 1867); auch zog er jetzt Byron in den Bereich seiner Studien. Seine Biographie des Dichterlords (Berlin 1870; 3. Aufl. 1884; ins Englische übersetzt 1872, ins Dänische 1876, ins Russische 1885) ist

trotz mancherlei in der Zwischenzeit bekannt gewordenen neuen Materials bis auf den heutigen Tag nicht veraltet, sondern hat sich für die in jüngerer Zeit veröffentlichten Lebensbeschreibungen als unversiegliche Fundgrube erwiesen.

Den Hauptwendepunkt in Elze's Leben bildete das Jahr 1875. Nachdem durch die neuen preußischen Lehrpläne von 1859 den neuern Sprachen, besonders auf den Realgymnasien, ein breiterer Raum zugemessen worden war, mußte dem Staate sehr bald die Pflicht erwachsen, die erforderliche Zahl von studirten Neuphilologen heranzubilden. So entstanden um jene Zeit die Professuren für Englisch und Französisch an unsern Hochschulen, und es war nur natürlich, daß bei der Besetzung dieser Stellen ein Mann von den wissenschaftlichen Verdiensten Elze's nicht außer Betracht bleiben konnte. Ostern 1875 erfolgte seine Berufung als außerordentlicher Professor für englische Sprache und Litteratur nach Halle, und bereits im Jahre darauf, nachdem sein Hauptwerk, „William Shakespeare" (Halle) erschienen war, wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Jetzt war E. an dem Platze, an dem er erst seine ganze Kraft bethätigen konnte. In einem Lebensalter, wo Viele schon geistig abgewirthschaftet haben, entfaltete E. eine Thätigkeit, die für die Wissenschaft als solche wie für seine Schüler gleich ersprießlich war. Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, eine eigene Schule heranzuziehen, so hat er doch eine große Zahl Neuphilologen ausgebildet, die seiner Lehre ebenso sehr auf dem Gebiete der Schulpraxis wie auf demjenigen der Wissenschaft zur Ehre gereichen. Seine Vorlesungen, besonders die Interpretationen Shakespeare'scher Dramen, waren in hohem Maße anregend, und seine unbeschränkte mündliche und schriftliche Beherrschung der lebenden englischen Sprache ließ die Empfindung nicht aufkommen, daß die historische Pflege der ältesten Vorstufen dieser Sprache etwas zu kurz komme. Lange Jahre hat E. der kritischen Durchforschung der elisabethanischen, besonders der pseudo-Shakespeare'schen Dramen gewidmet. In drei stattlichen Heften „Notes on Elizabethan Dramatists with conjectural Emendations of the Text" (Halle 1880, 1884, 1886; 2. Auflage in einem Bande, ebd. 1889) hat er die Ergebnisse seiner Studien niedergelegt. Wie alle Conjecturalkritiker hat auch E. vielfach Widerspruch hinnehmen müssen; aber im allgemeinen ist anerkannt worden, daß seine Noten und Conjecturen zu dem Feinsinnigsten gehören, was die Shakespeare'sche Textkritik zu Tage gefördert hat. Das letzte Werk, das E. geschaffen hat, ist sein „Grundriß der englischen Philologie" (Halle 1887; 2. Auflage 1889). Darin hat er gewissermaßen sein philologisches Glaubensbekenntniß abgelegt. Aber vielleicht gerade deshalb, weil es eine so durchaus selbständige, die Eigenart des Verfassers kennzeichnende Arbeit ist, hat sie nicht die nachhaltige Wirkung geübt, die sie ihrem innern Werth entsprechend hätte haben müssen. Andere, ähnliche Werke, die mehr den praktischen Bedürfnissen des Studirenden Rechnung trugen, sind an die Stelle des Elze'schen Grundrisses getreten, und es läßt sich die Zeit absehen, wo E. nur noch als Shakespeareforscher gekannt und genannt sein wird. Als solcher ist er aber trotz aller Tagesmeinungen und Gegenströmungen unvergeßlich.

Dem Charakterbild Elze's würde ein wesentlicher Zug fehlen, wenn seiner dichterischen Veranlagung nicht Erwähnung geschähe. Gewißlich kann nur derjenige Kritiker einen Dichter recht verstehen, in dessen Innerem eine verwandte Saite mitklingt. Aber bei E. beschränkte sich die poetische Bethätigung nicht nur auf die Auslegung oder Uebertragung fremder Dichtwerke, sondern er schuf auch eigene. Sie erschienen im Druck 1878 (2. Aufl., Halle 1881) und würden ihre Daseinsberechtigung schon erwiesen haben, wenn die Bändchen

nichts anderes enthielten als das einzige Epyll „Wainona". — Im J. 1882 nahm E. als Vertreter der Universität Halle an der 300jährigen Jubelfeier der Universität Edinburg theil und wurde bei dieser Gelegenheit mit der Würde eines L. L. D. ausgezeichnet. Er starb am 21. Januar 1889.

Vgl. Karl August Wilhelm Elze, Seminardirector zu Dessau. Ein Lebensbild. Als Familienhandschrift gedruckt. Dessau 1862.

Procscholdt.

Embde: August van der E., geboren in Kassel am 2. December 1780, † daselbst am 10. August 1862, ein begabter Genremaler und sehr gesuchter Porträtist. Seine Thätigkeit fällt in die Zeit, da die Malerei in Deutschland fast ganz von dem Einfluß beherrscht wurde, den die Düsseldorfer Schule ausübte, welche mit ihren Erzeugnissen der herrschenden Geschmacksrichtung entsprachen, den damaligen Kunstmarkt behaupteten. E. mit seiner zarten und rosigen Farbengebung war als Bildnißmaler besonders von der Frauenwelt geschätzt und viel beschäftigt. Weitern Kreisen wurde er bekannt durch seine, meist dem hessischen Bauernleben entnommenen Genrebilder, die nicht ohne einen liebenswürdigen Zug sind, aber die Natur immer durch ein verschönerndes Glas sahen. Embde's Bauern, in ihrer reinlichen Tracht, gewaschen und gekämmt, wollen salonfähig sein. Erst der gesunde Realismus, den Meister wie Knaus und später Defregger in die Malerei brachten, machte der süßlichen Richtung ein Ende und leitete die Kunst wieder in gesunde Bahnen.

L. Katzenstein.

Emin Pascha (Eduard Schnitzer), Afrikaforscher, Arzt und ägyptischer Regierungsbeamter, geboren am 28. März 1840 zu Oppeln i. Schlesien von jüdischen Eltern, † durch arabische Mörder am 23. October 1892 zu Kinene im oberen Kongogebiet. Der Vater, Kaufmann, starb 1845 zu Neisse, ebendort wurde der Sohn 1846 getauft und 1855 protestantisch confirmirt, hier besuchte er das Gymnasium und von hier ging er 1859 zum Behuf medicinischer Studien nach Breslau, später nach Berlin und Königsberg. Er machte sein Doctorexamen, kam aber nicht dazu, die medicinische Staatsprüfung zu machen, sondern ging 1864 über Triest nach Antivari in Albanien, wo er 1865 eine Stelle als Quarantänearzt fand, daneben auch halbpolitische Missionen ins Innere, in die Herzegowina und Montenegro ausführte und eifrig Sprachstudien oblag; er mochte hoffen, mit der Zeit in den türkischen diplomatischen Dienst übertreten zu können. 1870 siedelte er nach Skutari über, wo sich mit der Frau des Gouverneurs Ismail Hakki Pascha ein Verhältniß knüpfte, das ihn in den folgenden Jahren nach allen den Orten: Constantinopel, Trapezunt, Jannina, führte, wo Ismail Hakki Pascha als Gouverneur oder in der Verbannung weilte. Nach dem Tode des Paschas hat E. die Wittwe als seine Frau ausgegeben, es scheint aber nie zu einer Heirath zwischen Beiden gekommen zu sein. In Trapezunt führte er den Namen Dr. Hairullah Effendi, scheint eine ausgedehnte Praxis gewonnen zu haben und rühmt sich, dort des Türkischen und Arabischen mächtig geworden zu sein, wie selten ein Fremder. 1871 weilte er vorübergehend in Dernah (Tripolitanien), einige Monate muß er um diese Zeit auch in Jemen gewesen sein. 1873 starb Ismail Hakki Pascha und E. regelte nun in Constantinopel dessen Nachlaß und zog mit der Familie nach Europa. Als er mit derselben 1875 in Neisse weilte, verschwand er eines Tages und ging über Triest nach Kairo und von da nach Chartum. Briefbruchstücke, die G. Schweitzer veröffentlicht hat, und einige andere Fragmente, die gelegentlich zu Tage getreten sind, sind alles, was man als Quellen über die abenteuerliche Wanderzeit Emin's weiß. Es ist sicher, daß derselbe zeitweilig als Arzt prakticirt, dazwischen aber auch in

Politik sich versucht hat. Er correspondirte nicht bloß für europäische Zeitungen, z. B. für die Wiener Neue Freie Presse, sondern scheint auch in die innere Politik der Türkei eingegriffen zu haben. Einige behaupteten, er habe wegen jung-türkischer Umtriebe Constantinopel verlassen müssen. Daneben gingen Sprachstudien und wissenschaftliche, besonders naturgeschichtliche Studien und Beobachtungen einher.

1876 trat Dr. Emin Effendi in ägyptische Dienste. Man sandte ihn sofort nach Chartum und der Generalgouverneur des Sudân beauftragte ihn mit der Leitung des ärztlichen Dienstes in der Aequatorialprovinz, an deren Spitze damals Gordon stand. Als Gordon den Arzt mit Berichten über die noch so wenig bekannten Gebiete der Aequatorialprovinz betraute, kamen dessen naturwissenschaftliche und anthropologische Liebhabereien und Kenntnisse endlich zur Geltung und Gordon fand auch Gelegenheit, die diplomatischen Talente Emin's zu verwerthen. 1878 wurde Gordon Generalgouverneur des Sudân und ernannte E. zu seinem Nachfolger in der Verwaltung der Aequatorialprovinz. Diese Provinz erfreute sich damals äußerlich des Friedens und der Ordnung, aber ihre Finanzen litten unter der schweren Last der Unkosten der ersten Occupation und unter ihren Beamten und Officieren waren sehr schlechte, unzuverlässige, die Bevölkerung rücksichtslos auspressende Elemente. Die ägyptischen Stationen waren zum Theil verfallen und als eine der wiederkehrenden Verstopfungen des Nils gerade in den beiden ersten Jahren der Verwaltung die Verbindung mit Aegypten unterbrach, wurde die Lage für E. sehr schwierig. Er wurde indessen der größten Mißstände Herr und Gordon zollte seiner Geschicklichkeit und seinem Eifer, wie wir von Felkin wissen, lebhafte Anerkennung. Ende 1879 erhielt er den Titel Emin Bey. Nachdem die Stationen ausgebessert, die Wege gebahnt, die Eingeborenensteuern ausgeglichen worden waren, begann der Gouverneur den Kampf mit den größten Feinden des Gedeihens der Provinz, den Sklavenhändlern. Es war um so schwerer, ihnen beizukommen, als sie unter den Regierungsbeamten ihre besten Freunde und Helfer hatten. Indem E. allmählich die ägyptischen und nubischen Soldaten durch Eingeborene ersetzte, entzog er den Sklavenhändlern immer mehr den Boden und erwarb sich das Vertrauen der Häuptlinge der Eingeborenen. Ende 1882 konnte er auf ein mit friedlichen Mitteln wesentlich vergrößertes, vom Deficit befreites, Ueberschüsse bietendes Land hinweisen. Das war fast ganz Emin's eigenes Werk; nur wenige Monate war ihm Lupton Bey zur Seite gestanden. Unter den Europäern, die längere Zeit in der Aequatorialprovinz weilten, waren ihm Junker und Casati von großem Nutzen, aber eigentliche Gehülfen hatte er nicht. Und dabei war seiner Fürsorge das Hauptlazareth der Provinz anvertraut, wo er täglich in den Frühstunden als Arzt waltete, um den Rest des Tages der Civil- und Militäradministration zu widmen. In den Mußestunden legte er zoologische und anthropologische Sammlungen an und beaufsichtigte die Acclimatisationsversuche, die mit den verschiedensten Culturpflanzen auf seine Anregung unternommen wurden. Felkin, der ihn 1878 besuchte, sagte 1888 von ihm: Von dem ersten Tag unseres Zusammentreffens bis heute ist meine Bewunderung vor ihm und meine Achtung für ihn beständig gewachsen. . . . Vielleicht ist aber das, was mich an Emin bei meinem Aufenthalt in Ladó am meisten erstaunte, sein aufrichtiges Interesse an aller wissenschaftlichen Arbeit. . . . Er ist ein geborener Naturforscher und ein Geist der Wissenschaft durchdringt alles, was er thut. Administrative und wissenschaftliche Interessen zusammen führten ihn in jedem Jahre, solange seine Verwaltung noch nicht durch den Aufstand des Mahdi unterbunden war, auf weite Reisen in die entlegensten Theile seiner Provinz. Nachdem er noch

unter Gordon und zum Theil in dessen Begleitung 1876 Mruli, Uganda und den Albertsee besucht und die Nilreise bis Chartum gemacht hatte, finden wir ihn 1877 bei Kabrega, dem König von Unyoro, 1877/78 zum zweiten Mal in Uganda, 1878 am untern Bahr el Djebel zur Untersuchung der Verstopfung des Nils, 1879 am Albertsee und in Lûr, 1880 bei den Makraká, 1881 bei den Latuka und Obbo, ferner in Rôl, im Frühjahr 1882 in Chartum, dann wieder in Makraká, 1883 in Monbuttuland, 1886 befuhr er den Albertsee und untersuchte zum ersten Mal den Duerufluß, 1887 wiederholte er die Reise und erschien bei König Kabrega in Mpara. Von den meisten dieser Reisen hat E. vortreffliche Schilderungen entworfen, von einzelnen auch Karten gegeben.

Gessi's Zurückberufung aus der Bahr el Ghasal-Provinz Ende 1882, von der dann einzelne Theile E. unterstellt wurden, brachte die ersten Unruhen nach Jahren gedeihlicher Thätigkeit; die Sklavenhändler breiteten sich von diesen neuen Theilen der Aequatorialprovinz über die befriedeten Gebiete aus. Aber die Lage wurde viel schwieriger als der 1881 am Weißen Nil aufgestandene Prophet, der Mahdi, immer größeren Anhang gewann, und durch die Ausbreitung seiner Anhänger über den größeren Theil des ägyptischen Sudân die Aequatorialprovinz von Chartum und Aegypten abschnitt. Die außenliegenden Gebiete wurden unruhig, Bahr el Ghasal fiel 1884 den Mahdisten zu, in der Aequatorialprovinz, die von einem Trocken- und Mißjahr heimgesucht war, regte sich Unzufriedenheit, außenliegende Garnisonen mußten zurückgezogen werden, die Mahdisten drangen in die Provinz ein und fochten mit Emin's Truppen bei Amadi, Amadi selbst fiel, die Bari in der Umgebung von Ladó wurden unruhig. E. beschloß nun seine ganze Macht südwärts zusammenzuziehen, und ließ durch Junker und Casati mit Unyoro und Uganda unterhandeln. Alle diese Ereignisse und die lange Abschließung von Aegypten hatten unter Emin's Officieren und Beamten immer mehr Unzufriedenheit hervorgerufen. Für eine so schwere Lage reichte sein Charakter nicht vollständig aus; er gerieth ins Schwanken, wechselte seine Entschlüsse, allerdings unter zähem Festhalten an dem Gedanken, solange wie möglich auszuhalten und für Aegypten zu retten, was zu retten möglich wäre. Mit Hülfe des Missionars Mackay in Uganda von der Church Missionary Society, der er einst ein Wirkungsfeld in der Aequatorialprovinz hatte anweisen wollen, öffnete er sich die Verbindung mit Sansibar. Hier gelang es Junker, zur Küste zu gelangen und die Welt über die Lage am oberen Nil aufzuklären. Dazwischen arbeitete E. ruhig als naturwissenschaftlicher Sammler und Beobachter und Geograph weiter. Noch im April 1887 hoffte er fast alle seine Stationen, die nördlichsten ausgenommen, halten zu können.

Emin's Gedanke richtete sich immer bestimmter auf den Plan, ein neues Reich aus dem Süden der Aequatorialprovinz mit Unyoro und Uganda unter Anlehnung an den Oberen Nil und den Ukereweseе zu schaffen. Er spricht davon, daß er seine Provinz auch dann nicht verlassen werde, wenn Aegypten ihn dazu auffordere. Daher die Verhandlungen mit Kabrega und Miteſa, die allerdings den ersteren nicht hinderten, 1887 gegen die Aegypter zu Felde zu ziehen. In diesem Jahre hatte E. Kunde von den Bestrebungen in Deutschland und England erhalten, ihn aus seiner Abschließung zu befreien. Schon Ende 1887 schaute er am Albertsee nach Stanley's Expedition aus, die Anfang 1887 vom untern Kongo abgegangen war und im December nach unsäglichen Schwierigkeiten den Albertsee erreichte. Unfähig nach Wadelai weiterzugehen, sandte Stanley nach längerer Rast seinen Begleiter Jephson, der am 27. April 1888 in Msua, der südlichsten Station der Aequatorial-

provinz mit E. zusammentraf; am 29. traf E. Stanley bei Njamsassi. Statt der erwarteten Verstärkung mit Waffen und Munition, und vielleicht tüchtigen Gehülfen, fand er eine von unsäglichen Strapazen decimirte, heruntergekommene Expedition, der er Hülfe leisten mußte, und empfing zum Ueberfluß durch Stanley neben seiner Ernennung zum Pascha ein Schreiben des Khedive, das ihm freistellte, die Provinz zu räumen oder sie zu halten. Stanley war außerdem Träger eines Vorschlags des Königs der Belgier, daß E. bleibe und für ihn das Land verwalte, und eines andern Vorschlages, daß E. sich an der Nordostecke des Ukerewesees festsetze, um von dort aus mit englischem Geld ein neues Colonialreich zu gründen. E. durchschaute bald den politischen Hauptzweck der Stanley'schen Expedition, für England eine Fußfassung am Oberen Nil zu schaffen — derselbe war auch in Deutschland schon 1884 öffentlich besprochen worden — und wäre wohl geneigt gewesen, mit englischer Unterstützung diesen Plan selbst zu fördern, da es vielleicht das einzige Mittel war, um die Aequatorialprovinz nicht in die Barbarei zurücksinken zu lassen. Aber das Erscheinen Stanley's mit den Resten seiner Expedition machte auf Emin's Leute eine unerwartete Wirkung, die, zusammen mit neuen Angriffen der Mahdisten, den Erfolg hatte, daß Mißtrauen gegen E. sich ausbreitete, das im September zu einer Militärrevolte führte, in deren Folge eine Gruppe von Officieren E. absetzte; ein großer Theil der Soldaten blieb ihm jedoch treu. Allein auch für Stanley hatte E. jeden Werth verloren, seitdem derselbe keine Autorität und keine Armee mehr besaß; auch daß die Elfenbeinschätze nicht erlangt werden konnten, die angeblich bei E. aufgehäuft waren, verstimmte. Stanley war nun bestrebt die Zahl derer, die er nach der Küste führen sollte, zu beschränken, während E. Zeit gewinnen wollte, um möglichst Vielen zu gestatten, ihn zu begleiten. Daraus entstanden Reibungen zwischen beiden Männern, die zu ausgesprochener Feindschaft führten. Der Rückzug ging über Uganda, wo E. mit Mackay zusammentraf; am 31. October begegnete die Karawane dem ersten Zeichen der deutschen Herrschaft in Ostafrika, einem Briefe des damaligen Commissars für Deutsch-Ostafrika, Major Wißmann aus Mpapwa. Daraus erfuhr E. auch zum ersten Mal Näheres über die Bemühungen des deutschen Emin Pascha-Comités und der Peters-Expedition, die gerade damals von Osten her sich dem Ukerewesee näherte; am 19. Juni 1890 trafen dann Peters und Tiedemann auf dem Rückmarsch aus Uganda in Mpapwa mit E. zusammen. E. erkrankte auf dem Weg zur Küste, kam aber wiederhergestellt in Bagamoyo an, wo ihn am 4. December ein Telegramm des Kaisers begrüßte. Bei einem Festessen am Abend dieses Tages im Regierungsgebäude in Bagamoyo hatte der kurzsichtige E. das Unglück, aus einem tiefgehenden Fenster, das er für eine Balkonthüre hielt, zu stürzen. Stanley mußte seinen „Geretteten" wider Willen in Bagamoyo zurücklassen, wo die Pflege im Deutschen Hospital die Schädelfractur heilte. Am 28. Febr. 1890 wurde E. commissarisch in den auswärtigen Dienst übernommen. Am 26. April ging E. an der Spitze einer großen Expedition mit Langheld und Stuhlmann ins Innere, um die Landschaft um den südlichen Ukerewe und östlich davon bis Albertsee und Mvutan Sige für Deutschland zu sichern. Auch Pater Schynse, der mit E. zur Küste gekommen war, schloß sich wieder an. Am 4. Juni wurde Mpapwa erreicht. Hier erfuhr E. amtlich von den im Zuge befindlichen Verhandlungen mit England, seine Instructionen wurden entsprechend beschränkt, von Neuerwerbungen sollte er sich fernhalten. Peters, mit dessen zurückkehrender Expedition E. hier zusammentraf, übergab er einen Protest, in dem er sich als rechtlichen Herrn der Aequatorialprovinz bezeichnet. Am 29. Juli zog er in Tabora ein und hißte dort am 4. August die deutsche

Flagge. Dem Reichscommissar kam diese Abweichung von der gestellten Aufgabe ungelegen, auch brauchte die Expedition mehr, als bewilligt war. Am 30. August war das deutsch-englische Abkommen über Ostafrika an E. gesandt und ihm mitgetheilt worden, daß er sich von nun an auf die Anlegung von Stationen und Anknüpfung von Beziehungen beschränken möge. Am 27. September kam die Expedition bei Basisi an den Ukerewe-See. Am 19. October begann er seine Fahrt und war am 1. November in Bukoba, wo die seitdem aufgeblühte Station Bukoba begründet wurde. Diese scheint indessen ebensowenig wie die Flaggenhissung in Tabora den Beifall des Reichscommissars gefunden zu haben, der am 6. December E. schrieb, er solle, nach Erfüllung seiner Instruction so rasch wie möglich nach der Küste zurückkehren. E. hatte aber zu dieser Zeit bereits den Plan gefaßt, durch Monbuttu quer durch Afrika nach dem Hinterlande von Kamerun vorzudringen. Nachdem er Langheld mit einem Theil der Expedition in Bukoba zurückgelassen hatte, ging er mit Stuhlmann weiter, traf am 24. Februar bei Kafuro mit dem Herrscher von Karagwe zusammen, im April überschritt er die Grenze „auf die Gefahr hin, später vor ein Kriegsgericht zu kommen", da er bestimmte Nachrichten über seine früheren Leute aus der Aequatorialprovinz erhalten hatte; er wollte sich mit ihnen in Verbindung setzen, hatte dabei aber doch das Gefühl, daß die, die ihn ausgesandt hatten, bereuen mochten, es gethan zu haben. Im Mai erreichte er den Albert Eduard-See, marschirte durch das Gebiet der Kandjo und Wamba, durch Ulegga; viel weniger seiner alten Leute als er gehofft, stießen zu ihm, die 3000 Centner Elfenbein, die in den Regierungsmagazinen gelegen hatten, waren zerstreut. Als er Madsamboni verließ, zählte seine Schar 494, darunter 29 seiner früheren Leute aus der Provinz mit 72 Frauen und 81 Kindern. Am 22. Augnst überschritt er den Ituri, mußte aber den Rückmarsch antreten, da Nahrungsmangel herrschte und ein Theil der Träger nicht weiterging; auch einige der Sudanesen hatten, unter Mitnahme kostbarer Lasten, das Weite gesucht. E. klagt in seinen Briefen über sein Befinden, meint, er sei in den letzten Monaten schnell gealtert, wünscht sich den Tod; gelegentlich hebt ein neuer Fund, etwa eine noch unbeschriebene Katze des Urwaldes, seine Stimmung. Am 12. November war man wieder in Undussuma, zwei Märsche westlich vom Albertsee. E. war an einer Hautwunde krank, viele Träger wurden blatternkrank. Die Blattern und der Nahrungsmangel waren auch die Gründe, die E. seinem Begleiter Stuhlmann als Grund seiner Rücksendung angab, als er ihn veranlaßte, am 10. December mit den Gesunden nach Bukoba zu gehen. E. blieb mit den Kranken bei Madsamboni, hatte von den Vorräthen nur das allernothwendigste zurückbehalten; unter günstigeren Umständen wollte er ihm folgen. Allein die Blattern nahmen nicht ab, der Ungehorsam unter seinen Leuten dagegen nahm zu, und es war unmöglich, Träger zu bekommen. Endlich am 8. März 1892 konnte E. sich wieder in Bewegung setzen, kam aber erst, nachdem eigene Krankheit und Trägermangel den Marsch verzögert hatten, Ende Mai ein gutes Stück westwärts, als er sich einem der großen arabischen Elfenbeinjäger, Said bin Abid, angeschlossen hatte; sein Weg lief im allgemeinen südlich von dem Stanley's. Unterwegs wurde E. immer leidender, seine Augen wurden vom Staar befallen, seine Füße schwollen an, dennoch ging er noch zwei Monate erst den Ituri entlang, den Winkel zwischen Kongo und Aruwimi in südwestlicher Richtung schneidend. Am 14. October kam er in Kinene an, wo Mangel an Nahrungsmitteln und wol auch die eigene Schwäche ihn festlegten. Es war auch in anderer Beziehung eine ungünstige Zeit. Der Kongostaat hatte den arabischen Sklaven- und Elfenbeinhändlern den Krieg erklärt, diese hatten

infolge dessen mehrere Belgier ermordet. Am 23. October gingen einige Halb-Araber ruhig in die Wohnung Emin's, und als sie ihn unter seinen Naturalien schreibend fanden, faßten sie ihn, legten ihn auf den Boden und schnitten ihm nach kurzer Gegenwehr die Kehle ab. Den Auftrag dazu hatte der Araber Hamadi bin Ali, genannt Kibonge nach seiner Station am Kongo, gegeben. Als der belgische Hauptmann Dhanis im Februar 1893 nach schweren Kämpfen mit den Arabern in Nyangwe einzog, fand er dort Reste von der Ausrüstung Emin's, später kam in Kassongo noch weiteres hinzu; glücklicher Weise fand sich das Tagebuch Emin's vollständig bis zum Todestag vor. Die Mörder Emin's wurden von den Officieren des Kongostaates gefangen und hingerichtet. Erbe Emin's war seine Tochter von einer Abessinierin, Ferida, die 1894 in Berlin getauft wurde. Wo E. begraben wurde, weiß Niemand zu sagen. —

Die ersten geographischen und ethnographischen Berichte über seine Reisen und Forschungen veröffentlichte E. in den „Geographischen Mittheilungen" 1878, weitere folgten in derselben Zeitschrift 1880, 1882, 1883. Im „Ausland" veröffentlichte er 1883 kleine Monographien über den Handel und Verkehr bei den Waganda und Wanyoro und über die Acclimatisation verschiedener Hausthiere im Aequatorialgebiet. Die Mittheilungen des V. f. Erdkunde zu Leipzig brachten 1887 eine Monographie über die geographische Verbreitung der Thiere im äquatorialen Afrika und die Beschreibung einer Reise zu den Monbuttu, die Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien 1882 die Beschreibung von Reisen nach Fatiko und Obbo. Berichte über die allgemeinen Zustände in der Aequatorialprovinz brachten die Mittheilungen des V. f. Erdkunde zu Leipzig 1887 und einige weitere (in Briefen an Dr. Georg Schweinfurth) bringt das 1888 von Schweinfurth und Ratzel herausgegebene Buch: „Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten, mit Unterstützung von Dr. Robert W. Felkin und Dr. Gustav Hartlaub". Dasselbe, mit werthvollen Zusätzen von Dr. Felkin, erschien 1888 in London in englischer Uebertragung. Franz Stuhlmann's „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika" (1894) enthält Monographien von E. über die Lur, Land und Leute in Latuka, und zwei Abschnitte über die Ereignisse in der Aequatorialprovinz nach Stanley's Abzug und die späteren Verhandlungen Emin's mit den Zurückgebliebenen. Endlich bringt Georg Schweitzer's eingehende Lebensbeschreibung: „Emin Pascha, eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benutzung seiner Tagebücher, Briefe und wissenschaftlichen Aufzeichnungen" (1898) zahlreiche Briefe, besonders aus den letzten Lebensjahren, und wichtige Theile der letzten Tagebücher. Die ethnographischen Beobachtungen Emin's sind durch alle seine geographischen Berichte zerstreut. Bemerkenswerth ist noch: Sur les Akkas et Baris (Zeitschr. f. Ethnologie Bd. XVIII). Werthvolle Notizen begleiten auch die reichen zoologischen und ethnographischen Sammlungen, mit denen E. die Museen von Berlin, Wien, London in großartiger Freigebigkeit beschenkt hat. Ueber diese Sammlungen sagt der Ornitholog Hartlaub: „Kein Stück ist von Emin Pascha versandt worden, das nicht das Datum der Erlangung, die genaue Angabe des Fundorts, die ebenso gewissenhafte des Geschlechts nach anatomischer Untersuchung, der Maaße am frisch erlegten Thier und der Farbe der Weichtheile sauber und deutlich verzeichnet an sich trüge". Ebenso gewissenhaft sind besonders auch seine meteorologischen Beobachtungen. Als Erforscher der Natur und des Völkerlebens war E. vor allem gründlich, voll Liebe zur Sache, mit feinem Sinn für das, worauf es ankommt. Eben deshalb war er auch als Sammler so hervorragend. Dagegen war er durchaus kein Mann neuer Gedanken. Seine

wissenschaftlich reichste Arbeit, die thiergeographischen Studien über Innerafrika, läßt aber vermuthen, daß er in andern Verhältnissen sich auch durch scharfsinnige Combinationen ausgezeichnet haben würde.

Ueber Emin's Charakter sind zu seinen Lebzeiten und mehr noch unmittelbar nach seinem Tode sehr verschiedene Urtheile gefällt worden. Seine Handlungen waren nicht immer durchsichtig. Heute sehen wir dank der Zeugnisse zahlreicher Zeit- und Wirkungsgenossen klarer. E. war ein Mann von großer Menschenliebe und von lebhaftestem Forschungsdrang, von zäher Ausdauer in körperlicher und seelischer Beziehung, von stoischem Muth; da aber die Erkenntniß in ihm größer als der Wille war, schwankten seine Entschlüsse oder brachen vor der vollständigen Ausführung ab. Daher das Abenteuernde in seinem früheren, das Unberechenbare in seinem späteren Leben. E. war infolge dessen besonders der schweren Aufgabe der Erhaltung und Verwaltung der Aequatorialprovinz im Zusammenbruch der ägyptischen Herrschaft nicht gewachsen. Da seine damalige Stellung und Haltung am meisten zu Kritik Anlaß gegeben hat, möge hier das Urtheil wiederholt sein, das Casati, der in diesen stürmischen Jahren in seiner Nähe weilte und im einzelnen seinen Widerspruch gegen Emin's Maßregeln oft und scharf genug ausgesprochen hat, über ihn gefällt hat: „Emins verständnißvolle Thätigkeit bei der Neuordnung des Landes wurde von günstigen Erfolgen gekrönt. Er regelte die Verwaltung zum Besten der Regierungsinteressen, unterdrückte eingewurzelte Mißbräuche und wachte über die Entwicklung der Hilfskräfte seiner Provinz. Umgeben von ungeschickten Leuten von erprobter Unehrlichkeit, wußte er durch unermüdliche Wachsamkeit und Scharfblick die Befugnisse eines jeden abzugrenzen und, soweit es möglich war, ihren schädlichen Einfluß zu beschränken. Beamte von schlechter Führung fortzuschicken und sie durch andre von größern Fähigkeiten und besserer Haltung zu ersetzen, war ihm nicht möglich, da gerade Ladó von der ägyptischen Regierung als eine Strafkolonie Aegyptens und des Sudans angesehen wurde. Häufige Ausflüge, auf denen er bei seiner scharfen Beobachtungsgabe die Politik mit der Wissenschaft vereinigte, boten ihm Gelegenheit, persönlich die Bedürfnisse der Bevölkerung, das Maß der zu überwindenden Schwierigkeiten zu überblicken und die dem Unternehmen angepaßten Mittel festzustellen. Allein die weite Ausdehnung des Gebietes, der geringe Glaube der Beamten an eine gedeihliche Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten und mehr noch die beständige Abweisung seiner Forderungen und Vorschläge durch die Zentralregierung bildeten für die Entfaltung seines Programms kein geringes Hindernis. Wenn später der Aufstand alles über den Haufen warf, so muß man die Hauptursache der Unruhen, die auch die Aequatorialprovinz erschütterten, in der zersetzenden Wühlerei suchen, die seit langem ohne Unterlaß das Ansehen der Regierung erschütterte und ins Wanken brachte und jedes Gefühl des Wohlwollens von ihr ferngehalten hatte. Diese Revolution überraschte Emin unvorbereitet, auch wurde er von den Ereignissen fortgerissen, verfiel in Zweifel und Irrtümer, und wenn seine Provinz nicht das traurige Los ihrer Schwestern theilte, so ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß dies nur eine natürliche Folge des Zaubers war, der ihn umgab, und den er sich bei der moralischen und materiellen Entfaltung der Kräfte des Landes erwarb, der er Geist, Herz und Wissen, ja sein ganzes Leben gewidmet hatte".

Ein tragisches Geschick hatte E. auf einen Platz gestellt, wo Aegypten auf der einen, zwei große Völker Europas, Engländer und Deutsche, auf der andern Seite, mehr von ihm verlangten, als er leisten konnte. Als Verwalter in ruhigen Zeiten, als Arzt und sammelnder Naturforscher entsprach er den höchsten An-

forderungen; als Befehlshaber litt er Schiffbruch. Auf das Unerklärliche in Emin's letztem Zug ins Innere von Afrika fällt aus diesem Widerspruch zwischen Kraft und Aufgabe einiges Licht. Bereuend, daß er sich von Stanley, der eine magische Gewalt über ihn ausübte, hatte aus seiner Provinz herausführen lassen, kehrte er dahin zurück, um nur neue Enttäuschungen zu erleiden. Sein Zug an den Kongo nach der Trennung von Stuhlmann war ein Act der Verzweiflung und Selbstaufgebung.

Außer den oben genannten Büchern sind hervorragend wichtig für die Kenntniß Emin's: Junker, Reisen in Afrika. 3 Bde. 1889/90. — Casati, Zehn Jahre in Aequatoria und Rückkehr mit Emin Pascha. 2 Bde. 1891. — Vita Hassan, Die Wahrheit über Emin Pascha, die ägyptische Aequatorialprovinz und den Sudân. 1893.

Friedrich Ratzel.

Emler: Josef E., geboren am 10. Januar 1836 in Libau a. d. Bistritz bei Jitschin, wurde nach Vollendung der Universitätsstudien in Wien 1861 Lehrer an der böhmischen Realschule in Prag, kam aber durch die Theilnahme an den Arbeiten des böhmischen Museums, sowie mehrerer wissenschaftlicher Zeitschriften (Památky archaelogické u. a.) in die Gelehrtenkreise Prags und in persönliche Beziehungen zu Palacky. Durch diesen 1862 in das böhmische Landesarchiv gebracht, begann er schon 1863 mit der Sammlung des Materials für das 1870—1872 erschienene zweibändige Werk: „Reliquiae tabularum terrae regni Bohemiae anno MDXLI igne consumptarum", dem die mit Franz Dvorsky gemeinsam besorgte Publication der „Reliquiae tabularum terrae citationum vetustissimae" (1868) vorangegangen war. Im J. 1864 war er aus dem Landesarchive in das Prager unter der Leitung K. J. Erben's stehende Stadtarchiv übergetreten und erhielt nach dessen Tode (1870) die Stelle eines Stadtarchivars. Er setzte auch Erben's begonnene Sammlung der „Regesta diplomatica necnon epistolaria Bohemiae et Moraviae" fort, indem er 1882—1892 den 2., 3. und 4. Band herausgab, womit die Publication die Zeitgrenze des Jahres 1346 erreichte. Nachdem E. 1871 ordentliches Mitglied der böhm. königl. Gesellschaft der Wissenschaften geworden, womit damals das Recht verbunden war, öffentliche Vorlesungen an der Prager Universität zu halten, begann er — ein Schüler Sickel's und des Instituts für österreichische Geschichte in Wien — Hülfswissenschaften zu lehren, schrieb auch in böhmischer Sprache ein „Handbuch der Chronologie" (Prag 1876). 1887 wurde er, nachdem er an die czechische Universität übergegangen war, ordentlicher Professor. Sein Hauptarbeitsfeld waren Quellenediționen, und vor allem die 1873—1893 erschienenen 5 Bände der „Fontes rerum Bohemicarum" sind zum großen Theile seine Arbeit. Ganz gleichzeitig bearbeitete er drei von den fünf Bänden „Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensem per archidioecesim 1354—1436" (Prag 1874—1889), 1881 erschienen „Decem registra censuum Bohemica, compilata aetate bellum Hussiticum praecedente", und zahlreiche andere Publicationen in verschiedenen Zeitschriften. Von seinen darstellenden Arbeiten, von denen viele nur in czechischer Sprache erschienen sind, erwähnen wir: „Die Kanzlei der böhmischen Könige Přemysl Ottokars II. und Wenzels II. und die aus derselben hervorgegangenen Formelbücher" (Abhandl. d. k. böhm. Gesellsch. d. Wissenschaften. VI. F., 9. Bd.), Prag 1878, „Ueber die Hoflehntafel des Königreichs Böhmen" (Sitzungsber. der k. böhm. Gesellsch. d. Wissenschaften), 1870, „Ueber die Identität des Verfassers der Chronica domus Sarensis mit dem Annalisten Heinrich von Heimburg" (Sitzungsber. 1878); in den Sitzungsberichten 1878—1888 publicirte er ferner fünf wichtige

vorhussitische böhmische Nekrologe. Im J. 1896 erkrankte er schwer und starb am 10. Februar 1899 in Prag. B. Bretholz.

Emminger: Eberhard E., Maler und Lithograph, geboren am 21. Octbr. 1808 zu Biberach als der Sohn eines Glasermeisters. Schon früh entwickelte sich sein Talent zum Zeichnen, in welchem er durch den originellen Genremaler Pflug Unterricht erhielt, dieser vermittelte auch seinen Eintritt als Lehrling in die bekannte Kunsthandlung, Lithographie und Coloriranstalt von Ebner in Stuttgart im J. 1822. Bei Ebner erschien damals jene große Serie kleiner württembergischer Städteansichten, die noch heute geschätzt und vielfach gesammelt werden. Zu dieser Arbeit wurde nun der junge E. verwendet, wobei er zugleich das Lithographiren erlernte und bald solche Fortschritte machte, daß er im Frühjahr 1825 von seinem Lehrherrn den Auftrag erhielt, eine Anzahl Bodenseeansichten aufzunehmen. Mit 12 fl. in der Tasche umwandelte er die lieblichen Ufer des schwäbischen Meeres und zeichnete 12 Ansichten, die noch in demselben Jahre lithographirt wurden und reißenden Absatz fanden bis zur vollständigen Abnutzung der Steine.

Nach Ablauf seiner 6jährigen Lehrzeit nahm E. Unterricht an der neu errichteten Kunstschule und übte sich besonders auch im Zeichnen nach der Natur, nebenbei war er freilich genöthigt Aufträge für Buchhandlungen zu übernehmen. Eine seiner ersten größeren Arbeiten aus den Jahren 1830—33 war die Herstellung einer Reihe von Bildern aus Luther's Leben nach Zeichnungen von Fellner. Im J. 1832 übertrug ihm der württembergische Kunst-Verein die Ausführung der Lithographie: Der Rosenstein, gemalt von Steinkopf. Das Blatt gefiel so sehr, daß man ihm sein Honorar um 150 fl. erhöhte. Auch der Landesherr König Wilhelm erwies ihm seine Gunst durch Gewährung einer Staatsunterstützung von 800 fl. zu einer Kunstreise nach München und Italien. E. begab sich 1835 zunächst nach München und reiste von dort zu Fuß über den Splügen ins Land der Kunst. „Italien ist ein herrliches Land", schreibt er von Venedig aus, „alle 8—10 Stunden eine prachtvolle Stadt mit 20—40 000 Einwohnern, mit herrlichen Kirchen, Theatern, Brücken, Festungswerken und sonstigen prächtigen Bauten. Der Anblick der Stadt Venedig macht einen unbeschreiblichen Eindruck. In architektonischer Beziehung wird es eine der schönsten Städte der Welt sein". Von Venedig begab sich E. über Ferrara, Bologna, Ancona u. s. w. nach Rom. Dort bleibt er den ganzen Winter 1835/36, besuchte die Museen und die Ateliers berühmter Künstler, deren damals eine große Anzahl in Rom lebte, zeichnete nach der Natur und copirte mehrere Gemälde; selbstverständlich wurden auch die malerischen Umgebungen Roms zu Studien benutzt und besonders Tivoli und Terni dazu auserkoren. Vor seiner Rückkehr in die Heimath im Frühjahr 1836 ging E. auch nach Neapel, bestieg den Vesuv und hielt sich dann noch acht Tage in Florenz auf.

In der Heimath fanden seine mitgebrachten Arbeiten soviel Anerkennung, daß ihm seine Vaterstadt zur weiteren Unterstützung noch 300 fl. spendirte, wodurch es ihm möglich wurde, wieder auf längere Zeit in München seinen Aufenthalt zu nehmen. Schon vor seiner Reise nach Italien war E. die Ausführung von ca. 100 Blättern aus der Mappe des württembergischen Officiers Faber du Faur übertragen worden, welche den denkwürdigen Feldzug von 1812 in Rußland illustriren sollten. Diese Arbeit vertheilte sich selbstverständlich auf eine Reihe von Jahren, sodaß der Künstler schon jetzt vertrauensvoll in die Zukunft blicken konnte. Nach einander erschienen in den 30er und 40er Jahren eine Reihe trefflicher Lithographien, theils nach Gemälden, theils nach eigenen Aufnahmen. Im Sommer 1845 bereiste E. die Rheingegenden von Mainz bis Köln und zeichnete 24 der schönsten Ansichten,

die in Stahl gestochen eine weite Verbreitung fanden. Insbesondere aber sind es die nach der Natur gezeichneten und lithographirten großen Blätter: Städteansichten und Landschaftsbilder, deren Herstellung sich auf einen Zeitraum von 40 Jahren vertheilte, durch welche der Name Emminger's weithin rühmlichst bekannt wurde. Es sind: Wien, Prag, München, Stuttgart, Eßlingen, Heilbronn, Marbach, Gmünd, Ellwangen, Tübingen, Heidenheim, Urach, Ulm, Ehingen, Riedlingen, Zwiefalten, Sigmaringen, Tuttlingen, Spaichingen, Pfullendorf, Mengen, Saulgau, Buchau, Biberach, Laupheim, Ravensburg, Friedrichshafen, Lindau, Bregenz, das Schussenthal, Illerthal, Kempten, Füssen u. s. w. Sein größtes Blatt war eine Ansicht von Rom, welche 1849 aufgenommen und 1852 erschienen ist. Ein damaliger Berichterstatter sagt: „es ist nicht nur die größte Steinzeichnung, sondern sie gehört auch unter die schönsten Städteansichten, die je aufgenommen wurden.

Im J. 1854 siedelte der Künstler nach München über, er übte dort seine Kunst weiter und schuf eine Reihe lithographischer Prachtwerke, von welchen wir nennen: 60 Blätter nach Skizzen von Bernatz über Abessinien und Sudan, 30 Blätter aus Palästina von demselben, ferner eine Sammlung von Starnbergersee-Ansichten, desgleichen aus den bairischen Alpen, dem Böhmerwald, bairischen Wald, Münchener Stadtansichten u. s. w. Der Verlust seines im Alter von 21 Jahren verstorbenen Sohnes und bald darauf auch der seiner Gemahlin verleideten ihm den Münchener Aufenthalt und er zog, nachdem er sich zum zweiten Mal verheirathet hatte, nach Stuttgart, doch schon 1878 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und war auch hier unermüdlich thätig in Ausführung verschiedener Werke. Wenn auch Emminger's Haupthätigkeit die Lithographie landschaftlicher Ansichten war, so kennt man doch von ihm auch mehrere Oelgemälde und Aquarelle. Seine Werke zeichnen sich alle durch eine geschickte Auffassung, Naturwahrheit und schönen Baumschlag aus, in der Technik war er unerreicht. Er hinterließ zahlreiche Aufnahmen und Skizzen, die theilweise in den Besitz der kgl. Kupferstichsammlung in Stuttgart übergegangen sind. Seine Schaffenslust ruhte nimmer, bis ein Schlagfluß am 27. November 1885 seinem Leben ein Ende machte.

Eb. Emminger, Maler und Lithograph (Literar. Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, 1886, Nr. 6). Max Bach.

Emminghaus: Justus Bernhard Christian E., Geheimer Finanzrath, wurde zu Jena am 7. December 1799 geboren. Sein Vater Dr. jur. Johann Ernst Bernhard E., früher Professor der Rechte in Altorf und dann in Erlangen, siedelte 1798 nach Jena über, wo er 1810 Stadtrichter wurde. Der Sohn erhielt seine Gymnasialbildung zu Eisenberg, dann in Weimar, bezog mit 19 Jahren die Universität Jena, an der er hauptsächlich Martin, Fries und Luden hörte, bestand 1822 glänzend das juristische Examen und wurde nach kurzer Thätigkeit als Rechtsanwalt in Jena zum Amtsactuar in Weida befördert. 1826 erwarb er sich mit einer Arbeit über den Gesindezwangsdienst und dessen Abschaffung, besonders im Großherzogthume Sachsen-Weimar (Jena 1826) den Doctorhut, war 1828—1833 am Justizamt in Niederroßla, seit 1833 als Oberamtmann in Blankenhain thätig, wurde 1846 zum Justizrath und sehr bald zum Vorstand des Justizamts in Berka befördert. 1848 trat er in das großherzogl. Kammercollegium in Weimar als vortragender Rath im Finanzministerium und wurde 1858 Geh. Finanzrath. In allen Kreisen wegen echter Humanität hochgeehrt, konnte er, bei freundlichem Verkehre mit seinem Bruder Gustav (s. A. D. B. VI, 88), 1872 in Jugendfrische sein 50jähriges Amtsjubiläum und 1878 seine goldene Hochzeit mit Amalia Sturm, Tochter der von Schiller gefeierten Carolina, geborenen

Slevoigt in Jena feiern. Er verstarb in der Nacht vom 14. zum 15. December 1875. Er war Mitarbeiter, dann Redacteur des Archivs für praktische Rechtswissenschaft, in das er 28 Abhandlungen lieferte. Weitere Aufsätze lieferte er den Blättern für die Rechtspflege in Thüringen und Anhalt, sowie Linde's Zeitschrift Bd. 15, 16 und 18. Seinem Bruder widmete er „Gustav Emminghaus. Ein Gönnern und Freunden desselben gewidmetes Erinnerungsblatt" (Weimar 1859).

Nekrolog von Dr. Emil Hoffmann im Arch. f. prakt. R.wiss., N. F. X, 443—445. — v. Holtzendorff's Rechtslex. I (3. Aufl. 1880), S. 681.

A. Teichmann.

Encke: August E., königlich preußischer Generallieutenant, ein Bruder des Astronomen Franz E. (s. A. D. B. VI, 99), am 9. Juli 1794 zu Hamburg geboren, wo sein Vater Archidiakonus an der Sanct Jakobikirche war, verlor letzteren schon als er noch nicht ein Jahr, die Mutter als er siebzehn Jahre alt war. Die älteren Geschwister nahmen sich nun der jüngeren an; August E. aber trat, sobald im März 1813 die russischen Truppen in seine Vaterstadt eingerückt waren, in die Reitende Artillerie der neugebildeten Hanseatischen Legion, nahm mit dieser an Wallmoden's Feldzuge an der Niederelbe theil und war zum Officier aufgerückt als im J. 1814 der Friede von Paris den Feindseligkeiten vorläufig ein Ende machte. Vom Senate durch Verleihung der silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet, schied er aus dem Militärdienste. Sobald aber Napoleon's Rückkehr von Elba den Wiederbeginn des Krieges in Aussicht stellte, wurde er von neuem Soldat. Er wendete sich jetzt nach Preußen. Savigny's Fürsprache vermittelte ihm den Eintritt in die Artillerie. Er mußte zunächst die vorgeschriebene Prüfung ablegen, welche er so gut bestand, daß er sofort als Premierlieutenant angestellt wurde. Nachdem er in Graudenz den praktischen Dienst erlernt hatte, ward er zur 1. Artilleriebrigade nach Königsberg, 1818 als Capitän zur 6. nach Schlesien und 1834 nach Berlin in das Kriegsministerium versetzt. Seit 1837 Major kam er 1839 als Abtheilungscommandeur nach Luxemburg, wurde 1844 Brigadier der 1. Brigade, 1845 Oberstlieutenant und 1847 Chef des Generalstabes der Generalinspection der Artillerie zu Berlin. In dieser Eigenschaft gehörte er zu den treibenden Elementen, welche dem Fortschritte huldigten und der Waffe namentlich die taktische Bedeutung wahren wollten, deren Besitz durch Schießplatzdienst und Paradedrill gefährdet war. In diesem Sinne ist eine kleine Schrift verfaßt, welche er unter dem Titel „Ueber Führung und Gebrauch der Feldartillerie" (Berlin 1851) erscheinen ließ, als die geringe Thätigkeit der Waffe auf den Gefechtsfeldern der letzten Kriege zum Gegenstande abfälliger Bemerkungen gemacht worden war. 1848 war er Oberst geworden, 1852 wurde er Generalmajor und Inspecteur der 4. Artillerieinspection zu Coblenz, vertauschte diese Stellung 1854 mit der gleichen an der Spitze der 2. zu Berlin und trat hier durch das ihm daneben übertragene Amt als Präses der Artillerie-Prüfungscommission in einen Wirkungskreis, welcher für die gesammte Zukunft der Waffe dadurch von der allerhöchsten Wichtigkeit geworden ist, daß die Frage nach der Einführung gezogener Geschütze zur Entscheidung stand. Am 4. April 1857 ward er Generallieutenant. — E. befand sich, wie früher in Beziehung auf die Taktik, auch jetzt wieder, wo es sich um die Technik handelte, auf Seiten der Neuerer, und stand wol an ihrer Spitze. Der Kampf, welchen sie auszufechten hatten, war um so härter, als zu den Anhängern des Alten der General-Inspecteur der Artillerie, General v. Hahn (s. A. D. B. X, 371), gehörte. Langwierige theoretische Untersuchungen und praktische Erprobungen, deren Seele E. war, fanden statt zur Klärung der

Verhältnisse. Ihr Ergebniß war die Annahme der durch E. befürworteten Vorschläge. Am 15. Februar 1858 befahl der Prinz von Preußen die Einführung der gezogenen Hinterladungsgeschütze für die Festungsartillerie, am 7. Mai 1859 traf er eine entsprechende Anordnung für die Geschütze der Feldartillerie, indem er angesichts der durch Frankreich drohenden Kriegsgefahr die baldthunliche Herstellung von 300 gezogenen Feldgeschützen, statt, wie vorgeschlagen war, von 100 befahl. E. bemühte sich der Waffe die Bekanntschaft mit den neueingeführten Geschützen dadurch zu erleichtern, daß er eine Anzahl von Anweisungen für ihren Gebrauch herausgab, welche so populär gehalten waren, daß sie den Namen „Dorfzeitung" erhielten. Sie erschienen, vier an der Zahl, sämmtlich im Jahre 1859, ohne den Namen des Verfassers. E. starb am 26. Juni 1860; sein Diener fand ihn am Morgen todt an seinem Schreibtische sitzend. Er war unvermählt. Kaiser Wilhelm II. ehrte sein Andenken, indem er am 27. Januar 1889 dem 4. Fußartillerieregimente, dessen Stamm aus Truppentheilen von Encke's Artillerieinspection hervorgegangen ist, für immerwährende Zeiten den Namen „Encke" verlieh.

W. Bußler, Preußische Feldherren und Helden IV, 124. Gotha 1896. — H. Müller, Die Entwicklung der Feldartillerie von 1815 bis 1892. I, 143. Berlin 1893. B. v. Poten.

Encke: Erdmann E., Bildhauer, geboren am 26. Januar 1843 zu Berlin, † daselbst am 7. Juli 1896, vertritt in den ersten Jahrzehnten der Reichshauptstadt insbesondere die monumentale Porträtplastik innerhalb der durch Rauch bestimmten Richtung. Persönlich vermittelt wird dieser Zusammenhang wie bei Schaper, Herter und O. Lessing durch ihren gemeinsamen Lehrer Albert Wolff, den Schüler Rauch's. Nach zwei dieser Schulung entsprechenden Gruppen der Ideal-Plastik („Germane im Kampf mit zwei Galliern" und „Odysseus und Penelope") lenkte E. zunächst als Sieger im Wettbewerb um das Bronceſtandbild des Turnvaters Jahn in der Hasenheide bei Berlin (vollendet 1872) die Aufmerksamkeit auf sich. Der hier durch die Aufgabe selbst gebotene und in der Ausführung volksthümlich zur Geltung gebrachte Zug zum Männlich-Kraftvollen, der sich mit der Art Rietschel's berührt, herrscht noch wirksamer in seiner Broncestatue des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg an der Front des Berliner Rathauses. Das statuarische Problem ist dort ebenso gut gelöst, wie das psychologische: in der plastischen Geschlossenheit dieser Rittergestalt lebt die geschichtliche Bedeutung des ersten Hohenzollernfürsten der Mark. Diese Treffsicherheit führte E. unter der Gunst persönlicher Beziehungen — er war der Lehrer der Kronprinzessin Victoria, der spätern Kaiserin Friedrich — einige der schönsten Aufgaben zu, welche die Berliner Denkmalplastik seiner Zeit zu vergeben hatte. Zunächst 1877 den Auftrag zum Marmormonument der Königin Luise (vollendet 1880). Form und Wesen waren hier schon durch den Standort im Thiergarten bestimmt: das Monument sollte ein Gegenstück zu Drake's in unmittelbarer Nähe stehendem Denkmal des Königs Friedrich Wilhelm III. sein. Aufbau und Charakter sind gleich: ein cylindrischer Sockel mit Reliefs, die in leicht antikisirenden Idealfiguren den Befreiungskampf in seinem Verhältniß zum Familienleben des Friedens, insbesondere zum Wirkungskreis der Frau schildern; oben die Gestalt der königlichen Frau selbst, von der gleichen vornehmen Schlichtheit, wie die ihres erlauchten Gatten. Die Aufgabe ist einwandsfrei und würdig gelöst, aber schon hier war E. durch das unmittelbare Vorbild Drake's und durch die mittelbaren Schadow's und Rauch's so sehr gebunden, daß seine eigene Kraft eine gewisse Einbuße erlitt. Bei aller Schönheit der Einzelmotive erreicht sein Fries nicht jene sonnige Naivetät, die den Fries Drake's am Denkmal Friedrich Wilhelm's III. beseelt, und seine Königin

Luise vermag, trotz aller Feinheit, mit der ihre Haltung ihr Wesen und Geschick andeutet, das volksthümliche Bild, das Schadow und Rauch schufen, nicht zu verdrängen.

Mit den bronzenen Colossalstatuen des Großen Kurfürsten (1883) und Friedrich's des Großen (1886) für die „Herrscherhalle" des Zeughauses in Berlin, und der Statue des Kurfürsten Joachim II. für das Reformationsdenkmal in Spandau (1889) griff E. auf den in seiner Rathausfigur angeschlagenen Ton wirksam zurück. So schien E. nach dem Hinscheiden Kaiser Wilhelm's I. und der Kaiserin Augusta zum Wortführer der preußischen Monumentalkunst Rauch's an deren hehrster Stätte, im Mausoleum zu Charlottenburg, wohlberufen. 1894 wurden daselbst seine beiden als Gegenstücke zu Rauch's Grabdenkmälern der Königin Luise und Friedrich Wilhelm's III. geschaffenen Grabmonumente des kaiserlichen Paares und des im Vorraum in weihevoller Wacht harrenden Erzengels Michael enthüllt. Die Gestalt des letzteren, mit goldenem Flammenschwert, Schild und Helm, überträgt die statuarische Wucht der Rathausstatue in die Sprache einer Idealfigur. Unter den mächtigen Fittigen wirkt die ganze hoheitsvolle Jünglingsgestalt, deren Gesichtszüge an die der Germania erinnern, stimmungsvoll als Hüter geschichtlicher Größe im Schweigen des Todes. Die Kraft der Auffassung bricht selbst durch das allzu intensiv die Formen auflösende Blau des Oberlichts hindurch. Diese glückliche Vereinigung von Monumentalität, Schlichtheit und Tiefe der Empfindung bewährt sich auch an der Grabfigur des Kaisers. Baarhäuptig, die Hände über Schwert und Lorbeerzweig gelegt, ruht er auf der Bahre im ewigen Schlaf. Der Hermelinmantel fällt als Decke breit zum Sarkophag herab, und so hat E. die bei Rauch's Denkmal Friedrich Wilhelm's III. hart wirkende Zurschaustellung der gestiefelten Füße vermieden. Auch die Kaiserin trägt nur einen Kronreif, die Hände sind inbrünstig um das Crucifix und einen Zweig von Passionsblumen gefaltet; ihr Haupt ist zur Seite geneigt. Dadurch erscheint es von mancher Stelle aus freilich zu sehr im „verlorenen Profil". Auch diese beiden Gestalten erfüllen die Ansprüche an Weihe und Würde, die in der Aufgabe lagen. Dennoch stand E. auch hier unter dem Druck der gegebenen Vorbilder, und es läßt sich nicht verkennen, daß Rauch in der Wiedergabe der Körperformen unter dem Gewand und in der monumentalen Ausnützung des Faltenwurfes weit größere Sicherheit besaß, als sein Enkelschüler. — E. hat noch eine Reihe guter Büsten geschaffen, u. a. die der Kronprinzessin (spätern Kaiserin Friedrich), der Maler Döpler und Steffeck, der Hofschauspielerin Johanna Jachmann-Wagner. In der Berliner Nationalgalerie befindet sich seine 1890 eigens dafür gearbeitete kleine Bronzegruppe: „Kurfürstin Elisabeth, ihrem Sohn Joachim christliche Lehren ertheilend". Die weit überlebensgroße Bronzebüste des fridericianischen Generals v. Rohdich für den Kasernenhof des 1. Garderegiments z. F. in Potsdam blieb seine letzte Arbeit: ihr Guß wurde an seinem Todestag beendet.

E. war als Professor seit 1882 ordentliches Mitglied und Senator der kgl. Akademie der Künste zu Berlin. Sein Wesen trug denselben Stempel feinsinniger Männlichkeit wie seine Kunst.

Nekrolog in der Chronik der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin. Berlin 1895/96. — Rosenberg, Gesch. d. modern. Kunst III, 443 f. Leipzig 1889. Alfred Gotthold Meyer.

Endemann: Wilhelm E., Jurist, geboren zu Marburg am 24. April 1825, † zu Kassel am 13. Juni 1899. Eines Juristen Sohn — der Vater war zur Zeit seiner Geburt Präsident des Obergerichts in Marburg, zuletzt des

Oberappellationsgerichts in Kassel, der Bruder des Vaters, Hermann Ernst, Professor der Rechte in Marburg (s. A. D. B. VI, 105) — widmete er sich nach in Kassel 1835—1843 zurückgelegten Gymnasialstudien der Rechtswissenschaft in Marburg und Heidelberg (1843—46), machte 1846 das Referendarexamen, wurde am 17. März 1853 Amtsassessor in Fulda und daselbst am 22. Mai 1856 Obergerichtsassessor. In den sechs Jahren seiner Wirksamkeit in Fulda entfaltete E. eine epochemachende wissenschaftliche Thätigkeit. Fünf Aufsätze im Archiv f. die civilistische Praxis (Bd. 41—43), eine Schrift über „Das Princip der Rechtskraft" (Heidelberg 1860) und das Buch „Die Beweislehre des Civilprocesses" (1860) stießen die bisherige Theorie und Praxis der formalen Beweislehre über den Haufen und traten ein für die freie richterliche Würdigung, diese als Postulat der Gesetzgebung aufstellend. Diese Arbeiten fußten auf tüchtigen Studien der Quellen und der Jurisprudenz des Mittelalters. Neben dieser Thätigkeit lief eine fruchtbare für das Handelsrecht in den „Mittheilungen und Bemerkungen über den Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuches in seinen ersten drei Büchern" und einigen anderen Schriften. Belohnt wurden diese Leistungen durch die am 8. Januar 1862 von der juristischen Facultät zu Jena ihm verliehene Würde eines Doctor juris honoris causa und die bald darauf folgende, schon vor der Ehrenpromotion beabsichtigte, Berufung zum ordentlichen Professor der Rechte für Handelsrecht und Civilproceß und zum Rathe am Oberappellationsgericht zu Jena. In dieser Stadt wirkte er vom Frühjahr 1862 bis zum Ende des Sommersemesters 1875, wo er infolge des am 13. Juli an ihn auf einstimmigen Antrag der Facultät ergangenen Rufes als Nachfolger für v. Meibom und Wach nach Bonn übersiedelte als ordentlicher Professor des Handelsrechts, Staatsrechts, Civil- und Strafprocesses. Zwanzig Jahre lang hat er unverdrossen in beispielloser Pflichttreue sein Lehramt ausgeübt, trotz der Anstrengung in diesem und reicher litterarischer Thätigkeit durch eine Reihe von Jahren in Elberfeld und später in Köln allwöchentlich mehrere Stunden Vorlesungen über Eisenbahnrecht für Eisenbahnbeamte gehalten. Aber er war durch mancherlei Erlebnisse in seiner Kraft gebrochen. Scheinbar war das noch nicht der Fall, als er unter regster Antheilnahme der Facultät und Universität den siebzigsten Geburtstag feierte. Nur ein Semester noch las er, für das Wintersemester 1895/96 bat er um Urlaub und bald um gänzliche Entbindung vom halten von Vorlesungen, was ihm unter Gestattung der Verlegung des Wohnsitzes von Bonn durch Erlaß vom 18. December 1895 vom 1. April 1896 ab bewilligt wurde. Im Spätsommer 1898 zog er mit seiner Gattin nach Kassel in der Hoffnung, in der geliebten Heimath und in der Stadt, in welcher sein Bruder und eine Schwester lebte und er seinen Sohn Fritz, Professor der Rechte in Halle, näher hatte, noch ein ruhiges Alter zu verleben. Sein erster Brief von dort an mich vom 21. October drückte diese Hoffnung mit den Worten aus: „Der Verkehr mit meinen Geschwistern muß entschädigen . . . Wir können nun umsomehr einer leidlichen Zukunft entgegen sehen, wenn wir ferner von unsern Angehörigen aus Thorn, Halle, Berlin, Bremen gute Nachrichten erhalten". Sein letzter Brief an mich vom 2. März 1899 ist überaus herzlich, er wünscht zur Reise nach Meran alles Gute, schreibt manches Interessante und freut sich aufs Frühjahr. Mein letzter Brief vom 10. Juni hat dem Freunde noch Freude gemacht.

Die litterarischen Arbeiten von E. sind außer den schon genannten für den Civilproceß: „Ueber den Preußischen Entwurf einer Civilproceßordnung" (Bd. 49 des Arch. f. d. civ. Pr.), „Das deutsche Civilproceßrecht" (Heidel-

berg 1868), eine Anzahl von Aufsätzen und Recensionen in der „Zeitschr. für deutschen Civilproceß" (Busch), insbesondere in Bd. 4, 12, 14, 15, 18; der im letztern erschienene Aufsatz „Von dem alten Reichskammergerichte" ist eine mit vieler Liebe und Freude am Stoffe gemachte Arbeit. In der systematischen Darstellung des deutschen Concursverfahrens (1889) und in der darauf folgenden Abhandlung im 12. Bande der eben angeführten Zeitschrift hat er diesen Zweig des Verfahrens abgeschlossen. Dem Handelsrechte sind neben den genannten und anderen Aufsätzen gewidmet „Das deutsche Handelsrecht. Systematische Darstellung" (Leipzig 1865, 4. Aufl. 1887), verschiedene Aufsätze in Goldschmidt's Zeitschr. für das gesammte Handelsrecht, Bd. 2, 4, 5, 9, 10, Monographien bezw. Commentare betreffend wirthschaftliche Reichsgesetze: das Bundesgesetz betr. Commanditgesellschaften auf Actien und Actiengesellschaften 1870, das Recht der Actiengesellschaften u. s. w. 1875, „Das Gesetz betr. das Urheberrecht u. s. w.", 1870, „Handbuch des Handels-, See- und Wechselrechts" (1880—1885 in 4 Bdn.). In diesem Handbuche, an dem verschiedene bedeutende Juristen betheiligt waren, ist von E. selbst in Bd. 1 die „Lehre vom Handel und Handelsrecht" als Einleitung, im 2. die „Lehre von den Sachen oder Waaren", die „Arbeit", in Bd. 3 „Bearbeitung und Verarbeitung". Für das Rechtsleben und die Nationalwirthschaft von Bedeutung war seine Schrift „Die Rechtshülfe im Norddeutschen Bund" (1870) und vor allem „Die Haftpflicht der Eisenbahnen, Bergwerke u. s. w. Erläuterung des Reichsgesetzes vom 7. Juni 1871", welche in 3. Aufl. 1885 erschien (Berlin u. Leipzig). In den Vorträgen über Eisenbahnrecht hatte er diesen Stoff auf Grund der ihm zur Verfügung gestellten amtlichen Materialien verarbeitet und konnte ihn dann eingehend darstellen in dem Werke „Das Recht der Eisenbahnen. Nach den Bestimmungen des Deutschen Reichs und Preußens" (Leipzig 1886).

Von Anfang an hatte E. erkannt, daß nur die Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung, welche das Recht und die Wirthschaft im Mittelalter durchgemacht hatte, im Stande seien, die Lösung gesetzgeberischer Aufgaben vorzubereiten. Darum vertiefte er sich in das Studium des mittelalterlichen Wirthschaftslebens und der Art, wie die Kirche in dieses und in das Rechtsleben eingriff, indem er vor allem die juristische Litteratur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts aller in Betracht kommenden Völker eingehender Durcharbeitung unterzog. Durch die längste Zeit seines wissenschaftlichen Lebens nahm ihn dieses Studium in Anspruch. Schon 1863 erschien (R. Hildebrand, Jahrb. für Nationalökon. u. Statistik, Bd. 1) die Abhandlung „Die nationalökonomischen Grundsätze der kanonischen Lehre", hierauf „Die Bedeutung der Wucherlehre" (Vortrag im wissenschaftl. Verein zu Berlin und in v. Holtzendorff's Sammlung 1866), 1874 (Berlin) „Studien in der römisch-kanonistischen Wirthschafts- und Rechtslehre bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts", Erster Band. Darin die Geschichte der Wucherlehre, der Wechsel, die Societät, die Banken und die Bankgeschäfte. Der zweite Band erschien 1883 und behandelt das Kaufgeschäft, den Rentenvertrag, Geld und Zahlung, das Interesse, Gefahr, Sicherung durch Pfand, das Darlehen, die Juden, zum Schluß den Einfluß der Wucherlehre auf die Rechtslehre, der letzteren Abhängigkeit vom Dogma und die scholastische Methode des Mittelalters. Diese Studien, deren Bedeutung aus der kurzen Inhaltsangabe erhellt, sind ein hervorragendes Werk, zweifelsohne, wie das bereits Landsberg hervorhebt, das bedeutendste von Endemann's Werken und ein Werk von bleibendem wissenschaftlichem Werthe. E. hat zuerst in diesem Umfange den Gegenstand allseitig behandelt, darin liegt sein Verdienst. Der Widerwille, welcher sich am

Schlusse gegen die scholastische, analytisch-casuistische Methode kundgibt, enthält den Grundgedanken, welcher E. litterarisch, ja auch im Leben leitete. Es heißt (II, 423): „Ist es nicht ein Nachklang derselben [jener Methode], wenn es noch immer als die echte Wissenschaftlichkeit gilt, die Erscheinungen des Lebens um jeden Preis mit den überlieferten Definitionen zu erfassen, ihnen durch Unterordnung unter die alten Rubriken Gewalt anzuthun, anstatt zu bedenken, daß der Wechsel der Grundlagen die alten Definitionen und Rubriken unbrauchbar gemacht hat? . . . Vielleicht trägt das Studium der hier behandelten Periode, durch Stärkung des Widerwillens gegen den Schematismus in jederlei Gestalt auch dazu etwas bei, der Methode zu nützen, welche sich bestrebt, die wahren Ursachen der Rechtsbildung nicht blos in den Begriffsbestimmungen und Folgerungen der Rechtsdoktrin zu finden". E. war ein Feind jeder Förmlichkeit. Wie er als Schriftsteller und Lehrer rücksichtslos nur die Sache im Auge hatte, der herrschenden Anschauung kein Zugeständniß machte, nichts auf Theorie und Schablone gab, so ging er auch als Mensch den geraden Weg, ein harter, abgeschlossener, fester, bedächtiger, fleckenloser Charakter, der, was er für recht hielt, was seiner politischen und socialen Ueberzeugung entsprach, unbedingt vertrat und jedes Widersprechende bekämpfte. Es begreift sich, daß ein solcher Mann leicht verkannt, viel angefeindet und selten richtig gewürdigt wird. Er hat es reichlich erfahren. Als Mitglied der in Berlin tagenden Commission zur Berathung der Civilproceßordnung brachte er seine grundsätzlichen Reformvorschläge, abgesehen von der Beweistheorie, nicht zur Annahme. Das that ihm weh. Seine civilprocessualen Arbeiten haben einzelne Kritiken gefunden, welche das Maaß des Zulässigen überschritten. Das verbitterte ihn. Im Kreise seiner Collegen stieß man sich an seiner Formlosigkeit bis zu dem Grade — ich erzähle dies als charakteristisch —, daß in einer Versammlung früherer Universitätsrectoren, welche seit 1883 in Gebrauch kam zur Vorbesprechung über den Candidaten für das folgende Jahr, gegen E. mit Erfolg geltend gemacht wurde gegen meinen Vorschlag seiner Candidatur, daß er am 3. August 1878 bei der feierlichen Uebergabe des Studienzeugnisses an den Prinzen Wilhelm (den jetzigen Kaiser) unter dem Talar keine schwarze, sondern eine graue Hose und statt weißer eine schwarze Halsbinde getragen habe. Die Wahl des Gegencandidaten, welche mit einer oder zwei Stimmen mehr stattfand, erbitterte ihn so, daß er trotz meiner wiederholten eingehenden Abmahnung zur folgenden Wahl dem Rector ein Schreiben zusandte, das mit andern Worten sagte: es liegt mir an der ganzen Sache nichts. Er hat seit 1888 nie mehr an einer akademischen Feierlichkeit theilgenommen. Das Decanat der juristischen Facultät in Bonn bekleidete er in den Jahren 1880/81, 1886/87, 1892/93.

Der Politiker E. zeigt kein anderes Bild. Als junger Mann hatte er in Kurhessen zu jenen Männern gehört, die fest und doch besonnen als wahre Patrioten der Sache der Freiheit dienten. Abgeordneter war er im Norddeutschen Reichstag Mitglied der nationalliberalen Fraction. In Bonn fand er bald einen politischen Wirkungskreis. Der von Sybel geleitete „Deutsche Verein" hatte in der Rheinprovinz eine enorme Wirksamkeit entfaltet, welche den stärksten Ausdruck fand in der wahren Jubelfeier des Cultusministers Falk (Ende Juni, Anfang Juli 1875). Herbst 1875 zog Sybel nach Berlin, E. bildete mit Held, der 1879 nach Berlin ging, Justizrath Wrede und Professor Karl Menzel den Vorstand. Dieser letztere und E. haben mit großer Mühe in öffentlichen Reden für die nationale Sache zu wirken versucht, vergebens, weil die seit 1878 eingetretenen Verhältnisse, besonders der Uebergang vom Freihandel zum Schutzzoll, das Verlassen des kirchenpolitischen Systems

durch Bröckeln und zuletzt Aufhebung der Gesetze der Falk'schen Aera zum Niedergange der nationalliberalen Partei und zum Siege des Centrums führten. E. litt darunter enorm, er wurde von den alten Gegnern und den Fahnenflüchtigen gehaßt und angefeindet, zog sich von jeder politischen Thätigkeit zurück und verzweifelte an dem Siege der nationalen Sache. Mir, der den Mann genau kannte und werth schätzte, ist das sehr leid gewesen, aber ich habe es wohl verstanden. E. war eben trotz aller Schroffheit ein Idealist. Ihm blieb die Arbeit und die Familie, welcher er als musterhafter Vater und Gatte Alles war.

Mein Artikel in der Bonner Zeitung Nr. 148 vom 23. Juni 1899. — Landsberg, Nekrolog in: Zeitschr. f. deutschen Civilprozeß 26, 1 ff., der die innere Seite seiner litterarischen Thätigkeit vortrefflich beleuchtet.

v. Schulte.

Endrulat: Bernhard Ferdinand Julius E. wurde am 24. August 1828 zu Berlin geboren. Er besuchte die königliche Realschule zu Berlin, dann das Joachimsthal'sche und Friedrich Wilhelms-Gymnasium. Letzteres verließ er Ostern 1848 mit dem Reifezeugniß, um die Berliner Universität zu beziehen, wo er sich dem Studium der Philosophie und Philologie widmete. Doch schon im Frühjahr 1849 mußte er seine Studien, durch häusliche Verhältnisse genöthigt, abbrechen. Er trat in die 4. Artilleriebrigade zu Erfurt ein und ging mit derselben nach Schleswig-Holstein, um an den Kämpfen für die Unabhängigkeit dieser Herzogthümer theilzunehmen. Als am 10. Juli 1849 Waffenstillstand geschlossen worden war, verblieb er in dem ihm liebgewordenen Lande und betheiligte sich als Officiersaspirant im 2. holsteinischen Jägercorps am Feldzug des Jahres 1850. Er kämpfte in der Schlacht bei Idstedt (25. Juli) und in den Gefechten von Düvenstedt (8. Aug.), Missunde (12. Sept.) und Mölhorst (31. Dec.) mit. Nach der Entwaffnung Schleswig-Holsteins durch Oesterreich und Preußen schied E. am 14. Februar 1851 aus seinem Militärverhältniß aus und war an verschiedenen Stellen Holsteins als Hauslehrer thätig. Im J. 1854 kam er als Lehrer der Geschichte und deutschen Litteratur nach Hamburg; vorzugsweise war er in Hamburg an der Pracht'schen höheren Töchterschule thätig, daneben aber auch mit botanischen und entomologischen Studien beschäftigt. Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg berief ihn 1864 nach Kiel und betraute ihn mit der Leitung seines Preßbureaus. Das endgültige Schicksal der Elbherzogthümer brachte wiederum eine Aenderung in das schicksalsreiche Leben Endrulat's: er kehrte 1866 zu seiner privaten Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller zurück, war von 1868—1872 Redacteur der „Itzehoer Nachrichten" und von 1873 bis 1876 zu Straßburg im Elsaß Redacteur und Mitarbeiter verschiedener Zeitungen. Das Verwaltungssystem des Oberpräsidenten v. Moeller behagte ihm jedoch nicht und darum trat er am 7. December 1876 als Aspirant bei dem königl. Staatsarchiv in Düsseldorf ein. Nach dreimonatlicher Probezeit wurde er in den Archivdienst aufgenommen und am 1. April 1878 Archivsecretär in Düsseldorf. Vom 1. Mai 1881 ab stand er commissarisch der Bildung des Archivs des Reichskammergerichts zu Wetzlar vor, wurde dort 1882 Staatsarchivar und kam 1885 in gleicher Eigenschaft nach Posen an die Spitze des dortigen Staatsarchivs. Mit Eifer und Hingebung lag er hier seinen Amtspflichten ob, daneben energisch wirksam für die Interessen des Deutschthums, namentlich durch die Begründung der „Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen". Er wurde am 17. März 1885 zum 1. stellvertretenden Vorsitzenden dieser Gesellschaft gewählt und übernahm gleichzeitig die Redaction der Vereinszeitschrift, wurde aber schon am 17. Februar 1886 seiner Thätigkeit durch den Tod infolge eines Herzübels entrissen.

Litterarisch entfaltete E. eine vielseitige Thätigkeit durch Veröffentlichung mehrerer Gedichtsammlungen und kleinerer historischer Arbeiten, vor allem durch das Werk: „Niederrheinische Städtesiegel des 12.—16. Jahrhunderts".

Nach dem Lebensabriß von Dr. H. Ehrenberg in der Zeitschrift der Historischen Gesellschaft f. die Provinz Posen, Jahrg. II und der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins XXII, 268 f.; an ersterer Stelle ein genaues Verzeichniß seiner Publicationen.

O. Schell.

Engel: Christian Lorenz Ernst E., namhafter deutscher Statistiker, am 26. März 1821 in Dresden geboren, in Serkowitz bei Dresden am 8. December 1896 gestorben, studirte von 1842—1845 in Freiberg i. S. das Bergfach und Hüttenwesen, unternahm nach dem Abschlusse seiner Studien in den nächsten Jahren größere Reisen in die Bergbau- und Hüttengebiete von Deutschland, Belgien, England und Frankreich und benutzte dabei die Winterhalbjahre 1846 und 1847 zu eingehenden theoretisch-technischen und wissenschaftlichen Studien in Paris. In Brüssel trat er dem Vater der Socialphysik Adolf Quetelet näher. Im Sommer 1848 vom damaligen Königlich sächsischen Ministerium nach seiner Vaterstadt berufen, richtete er 1850 die allgemeine deutsche Gewerbeausstellung in Leipzig mit so außerordentlichem Erfolge ein, daß er noch in demselben Jahre an die Spitze des neu geschaffenen Königlich sächsischen statistischen Büreaus berufen wurde. Er blieb in diesem Amte, nach allen Seiten hin neuordnend und schaffend, bis zum August 1858, wo er, insbesondere der Unmöglichkeit gegenüber, manche der von ihm angebahnten Aenderungen durchzusetzen, mit dem Charakter eines Wirklichen Regierungsraths aus dem sächsischen Staatsdienste schied und sich dem Gebiete des Realcredits zuwandte, bis er nach dem im Juli 1859 erfolgten Tode des damaligen Directors des Königlich preußischen statistischen Büreaus, Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsraths Dr. Karl Dieterici, vom 1. April 1860 ab als Geheimer Regierungsrath (Rath III. Classe) mit der Leitung dieses Büreaus, des zweitältesten in Deutschland, betraut wurde. (Das preußische statistische Büreau, dessen erster Director J. G. Hoffmann war, wurde 1805 errichtet, das Königl. bayerische statistische Büreau 1801.) Was Ernst E., der 1863 zum Geheimen Ober-Regierungsrath (Rath II. Classe) aufrückte, in dieser Stellung während eines Zeitraumes von 22 Jahren geleistet, wie er auch hier umformend und gestaltend aufgetreten, wie es ihm gelungen, die preußische statistische Landes-Centralstelle zu einem hohen Grade der Vollendung zu führen, das gehört der Geschichte an. Schon seit Jahren an einem organischen Herzfehler leidend, erkrankte der Verstorbene im October 1877 schwer an einer Brustfell- und rheumatischen Rippenfellentzündung, deren sich immer bemerkbarer machende Folgen in Verbindung mit jenem organischen Leiden und einer sich aus derselben entwickelnden hochgradigen Nervosität ihn Anfang der achtziger Jahre zwangen, seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachzusuchen, welche ihm, nachdem er bereits vom 1. April 1882 ab beurlaubt worden, zum 1. Juli desselben Jahres ertheilt wurde. Stets darauf bedacht, wie er den Forderungen seines Amtes und seiner Wissenschaft gerecht werden könne, widmete er der letzteren auch nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste seine ganze Kraft und sorgte sich bis in die letzten Lebensstunden hinein um das, was für sie noch geschehen könne und müsse.

Ernst Engel's gesammte Bestrebungen auf dem Gebiete der Statistik gingen von der Erkenntniß aus, daß die amtliche Statistik alle Zweige der Verwaltung gleichmäßig umfassen und sich durch zweckmäßige Erhebung, Sammlung, Zusammenstellung und Veröffentlichung des Urstoffes in einem

den zeitlichen Anforderungen an diese Wissenschaft entsprechenden Geiste nützlich erweisen müsse. Die Statistik war ihm „Zustandsschilderung im allgemeinen", im engeren Sinne dagegen „sowohl die Schilderung oder Beschreibung des Zustandes menschlicher Gemeinschaften und ihrer Einrichtungen in einem gegebenen Zeitmomente, wie auch die Darlegung der ununterbrochen vor sich gehenden Veränderungen dieses Zustandes und dieser Einrichtungen innerhalb bestimmter Zeitabschnitte". Er folgerte daraus, daß die Statistik einestheils eine ganz selbständige Wissenschaft sei, anderntheils aber (und zwar zeitlich noch im vorherrschenden Grade, gewissermaßen als Methode) im Dienste aller anderen Wissenschaften und so natürlich auch der Verwaltungswissenschaft und der Verwaltungspolitik stehe. Die methodische Massenbeobachtung war ihm die Grundlage aller statistischen Thätigkeit. Fort und fort war er bemüht, allen seinen Arbeiten die naturwissenschaftlichen Methoden der Forschung und des Nachweises der Ursächlichkeit, der Erklärung und Darstellung zu Grunde zu legen. Dieser seiner schon früh ausgesprochenen und später nur im Wortausdrucke veränderten Ueberzeugung von dem Wesen und der Aufgabe der Statistik mit allen ihren Folgerungen blieb der Verstorbene während seiner gesammten amtlichen und privaten, praktischen und wissenschaftlichen Thätigkeit getreu; ihr suchte er schon als Leiter des sächsischen statistischen Büreaus, soweit angängig, Rechnung zu tragen. Zwar mußte er dort von seinem, später in Preußen in der Hauptsache verkörperten Ideale, der Schaffung eines der statistischen Centralstelle zur Seite stehenden amtlichen Organes, das insbesondere, wie die belgische statistische Central-Kommission, „allen Einzelerhebungen ein gemeinschaftliches Princip unterlege und sie nach einem gemeinsamen Mittelpunkt leite", Abstand nehmen; dagegen zeigten alle seine Veröffentlichungen das unausgesetzte Streben nach jenen vorangedeuteten Zielen.

In die ersten Amtsjahre Engel's in Sachsen (1851/52) fällt die Herausgabe des Quellenwerkes der „Statistischen Mittheilungen aus dem Königreiche Sachsen", auf Grund deren er im April 1853 an der Universität Tübingen die Würde eines Doctors der Staatswissenschaften erlangte. „Land und Leute, Wohnplätze und materielle Hilfsquellen" schilderte er im „Jahrbuche für Statistik und Staatswirthschaft des Königreichs Sachsen" (1853) in Zahl und begleitendem Texte, gleichwie er es sich in der als Fortsetzung des Jahrbuches seit 1855 erschienenen „Zeitschrift des statistischen Büreaus des Königlich sächsischen Ministeriums des Innern" zur Aufgabe machte, den todten Ziffern Leben einzuhauchen, und dort nach und nach eine Reihe der wichtigsten socialen und wirthschaftlichen Fragen zur Besprechung brachte, während das Quellenwerk von 1851 bis 1855 in vier Bänden Stand und Bewegung, die Berufs- und Erwerbsverhältnisse sowie die Sparthätigkeit u. s. w. der sächsischen Bevölkerung behandelte. Daneben beschäftigte sich Dr. Engel, entsprechend seinen Vorstudien und persönlichen Beziehungen, angelegentlich mit der internationalen Statistik, ward bald einer ihrer Hauptführer und der Mitbegründer des internationalen statistischen Congresses, an dessen sämmtlichen neun Versammlungen er sich in hervorragender Weise betheiligte.

In Preußen ging der neue Director mit frischem Eifer an die Verfolgung jener alten Ziele. Die publicatorische Thätigkeit des statistischen Büreaus erfuhr eine völlige Um- und Neugestaltung. Der „Zeitschrift des Königlich preußischen statistischen Büreaus" (1860) folgten seit 1861 die „Preußische Statistik", 1862 das „Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staats", seit 1864 die „Ergänzungshefte zur Zeitschrift u. s. w.", seit 1874 die „Statistische Korrespondenz". Daneben liefen außer den, in ihren veränderlichen Theilen jährlich erscheinenden, 1869/70 nach Form und

Inhalt umgestalteten „amtlichen Kalendermaterialien" (dem Kgl. stat. Büreau waren seit 1852 auch die Geschäfte der „Kalenderdeputation" übertragen, wie ihm bis 1886 auch das 1848 ins Leben gerufene „preußische meteorologische Institut" angehörte), eine Reihe von besonderen Veröffentlichungen des Königlichen statistischen Büreaus socialpolitischen Inhalts sowie ein Hafenverzeichniß (1876), von dem unter E. 1879 noch eine zweite Auflage erschien, ein Gemeindelexikon auf Grund der Materialien der Volkszählung vom 1. December 1871 und ein Viehstandslexikon auf Grund der Materialien der Viehzählung vom 10. Januar 1873. In dem der ersten Nummer der „Zeitschrift" beigegebenen Programme wies der Herausgeber darauf hin, daß, obwol die statistischen Forschungen, namentlich wenn ihre Ergebnisse der Zeit und dem Gegenstande nach vergleichbar mit einander sind, je älter sie werden, zu immer werthvollerem geschichtlichen Stoffe heranreifen, die Gegenwart doch das nächste und unbestreitbarste Anrecht auf sie habe; denn die Statistik sei ja hauptsächlich die Zustandsschilderung der Gegenwart. Damit die Statistik aber auch der Gegenwart von Nutzen sei, müsse die Darlegung ihrer Ergebnisse den Begebenheiten, auf welche sie sich bezögen, nicht nur so rasch wie möglich auf dem Fuße folgen; es müsse ihr auch die größtmögliche Verbreitung deshalb gegeben werden, weil die Oeffentlichkeit das befruchtende und berichtigende Element für die Statistik sei. Hiernach sollte die „Zeitschrift" insbesondere 1. den neuesten statistischen Stoff aus der Monarchie und deren einzelnen Theilen veröffentlichen, 2. wichtige, das Interesse der Gegenwart berührende statistische und staatswissenschaftliche Fragen besprechen sowie 3. die staatswirthschaftlichen Zustände Preußens und seiner Gebietstheile unter sich selbst und mit denen anderer Länder vergleichen, während das amtliche Quellenwerk der „Preußischen Statistik" für die Aufnahme und ausführliche tabellarische sowie textlich erläuternde Veröffentlichung aller derjenigen größeren Arbeiten des Königlichen statistischen Büreaus bestimmt war und ist, welche in keiner anderen Publicationsreihe desselben genügenden Platz finden, der Zweck des später in ein „Statistisches Handbuch" umgewandelten „Jahrbuchs" aber dahin ging, Nachrichten über alle Zweige der Statistik und über das gesammte Gebiet des preußischen Staats- und Volkslebens in der Weise zu geben, daß die in den verschiedenen Quellenwerken angehäuften und dort bis in die kleinsten Einzelheiten durchgearbeiteten Stoffe dem statistischen Publicum in gedrängter übersichtlicher und leicht benutzbarer Form dargeboten werden. Die „Ergänzungshefte zur Zeitschrift u. s. w." hatten und haben die Aufgabe, umfänglichere, nicht auf den eigenen größeren Erhebungen des Büreaus beruhende amtliche und halbamtliche Arbeiten aufzunehmen, und behandelten in den neun unter E. zur Ausgabe gelangten Heften: die Handels- und Preisstatistik, das Versicherungswesen, die Finanzstatistik der Gemeinden und Kreise, die Statistik des Reichsheeres sowie die öffentlichen Volksschulen. Die „Statistische Korrespondenz" endlich war mit der Bestimmung gegründet, in erster Linie die Hauptergebnisse der vom statistischen Büreau ausführlich veröffentlichten Forschungen in kurzen, für die Tagespresse geeigneten Aufsätzen zur Darstellung zu bringen, zugleich aber auch die amtlichen Ergebnisse aus anderen Staaten des Reiches, aus dem Reiche selbst und aus dem Auslande sowie die hervorragendsten Erscheinungen der statistischen Litteratur zu berücksichtigen. Das Königliche statistische Büreau liefert damit insbesondere der Tagespresse die statistische Scheidemünze, deren sie für ihre Zwecke bedarf.

Wenige Wochen nach der Ausgabe der ersten Nummer der „Zeitschrift" trat die vorerwähnte, von E. schon für Sachsen erstrebte, 1870 reorganisirte „preußische statistische Central-Kommission" ins Leben, deren Aufgabe war

und ist, als höchste fachlich berathende Behörde „ein einheitliches Zusammenwirken sämmtlicher Zweige der Staatsverwaltung dahin zu vermitteln, daß auf allen der Statistik zugänglichen Gebieten — sowohl für das Bedürfniß der Gesetzgebung, der Verwaltung und des öffentlichen Lebens überhaupt, wie auch mit Rücksicht auf die Anforderungen der Wissenschaft — hinsichtlich der Grundlagen, der Ausdehnung und der Art der statistischen Erhebungen nach gleichmäßigen Grundsätzen methodisch und planmäßig verfahren, die Ausführung und Zuverlässigkeit der Erhebungen mit den zu Gebote stehenden Mitteln sichergestellt und die Verarbeitung und Verwerthung der gewonnenen Ergebnisse in zweckentsprechender Weise bewirkt werde". Die neue Commission begann ihre Thätigkeit bereits im Mai 1861 und war dem Director eine wesentliche Stütze bei der Durchführung der Neuordnung der amtlichen preußischen Statistik sowol bezüglich der Methode der Erhebungen und der Aufbereitung des durch dieselbe gewonnenen Stoffes, wie insbesondere bei der fortschreitenden Ausdehnung des Geschäftsbereiches der preußischen statistischen Landes-Centralstelle. Sie hat in dieser Beziehung bis in die Gegenwart hinein segensreich gewirkt, wennschon ihre Bedeutung nach der Begründung des neuen Deutschen Reiches mit der Schaffung einer Reichsstatistik, deren Forderungen in Zusammenkünften der amtlichen deutschen Statistiker vorberathen werden, namentlich in jüngerer Zeit etwas in den Hintergrund getreten ist. Damals hatte sich die statistische Central-Kommission insbesondere mit jener bekannten, die gesammten praktischen Verbesserungen und Fortschritte einleitenden, die nächste preußische Volkszählung betreffenden Engel'schen Denkschrift über „Die Methoden der Volkszählung u. s. w." zu beschäftigen. Bestand bis dahin in Preußen die rein decentralisirte Methode der Erhebung der verschiedenen für die öffentlichen Zwecke erforderlichen Auskünfte mittels Orts-, Kreis- und Bezirkslisten, welche dann im Königlichen statistischen Büreau, soweit überhaupt angängig, geprüft und zu Gesammtübersichten für die Provinzen und den Staat vereinigt wurden, — so ging man nunmehr zunächst auf dem Boden der Volkszählung schrittweise von den Ortslisten mit der Zählung durch Beamte über die Haushaltungs- und Hauslisten, welche von den Haushaltungsvorständen auszufüllen waren, zu den Zählkarten mit Haushaltungsverzeichnissen sowie zur centralisirten Aufbereitung des durch die Erhebung gewonnenen Urmaterials mit allen in dieser Methode liegenden Vortheilen über. Die Zählkartenmethode, auf welche der Verstorbene mit Recht einen so hohen Werth legte, ward in Preußen zuerst 1869 in Anwendung gebracht, 1871 weiter durchgeführt und seitdem bei der überwiegenden Zahl der fortlaufenden, zeitweise wiederkehrenden und einmaligen Arbeiten des Königlichen statistischen Büreaus festgehalten bezw. in Gebrauch genommen. Der Betheiligung der Bevölkerung bei den statistischen Erhebungen maß E. eine sehr hohe Bedeutung bei, mußte es aber doch erleben, daß die von ihm 1869 zu diesem Zwecke angeregte Begründung eines „statistischen Vereinsnetzes für die Länder deutscher Zunge", ungeachtet ihrer späteren Begrenzung auf Preußen, an den Schwierigkeiten ihrer Durchführung, d. h. an letzter Stelle an der Trägheit der menschlichen Natur und an der schon damals zu Tage tretenden Vereinsmüdigkeit der Bevölkerung scheiterte. Desgleichen war sich der Verstorbene von Anfang an klar darüber, daß, wenn er der amtlichen Statistik die angedeutete Ausdehnung auf alle Zweige der Verwaltung erfolgreich geben wolle, es dazu der Heranbildung statistisch vorbereiteter Staatsbeamter bedürfe. Auf solchen Erwägungen beruhte die im Sommer 1862 vollzogene Einrichtung des „theoretisch-praktischen Kursus zur Ausbildung in der amtlichen Statistik", des sog. „Statistischen Seminars", das in etwas veränderter Gestalt noch

heute fortbesteht und s. Z. von einer Anzahl junger Gelehrten besucht wurde, welche später die Lehrstühle für Staatswissenschaften und Statistik auf deutschen und fremden Hochschulen bekleideten und z. Th. noch inne haben. Von den jungen Beamten aus dem zunächst für die gesammte Einrichtung in das Auge gefaßten Bereiche der höheren Verwaltung, welche früher oder später Mitglieder des statistischen Seminars waren, befinden sich heute verschiedene in hohen Staatsstellungen. Wenn E. in seiner bei der letzten Versammlung des internationalen statistischen Congresses zu Budapest im September 1876 gehaltenen Gedächtnißrede auf Adolf Quetelet hervorhob, dieser habe bestätigt, daß „die Werke eines großen Mannes nicht bloß das werth seien, was sie lehren, sondern auch das, was sie anregen", so gilt von ihm selbst das Gleiche. Mehr Anregungen als er hat wol selten ein Lehrer gegeben; darüber sind alle seine Schüler einig, einig auch die, welche unter und mit ihm, dem wissenschaftlich und technisch so hochgebildeten, sprachgewandten und vielbelesenen Manne haben arbeiten dürfen.

Daß er das geistige und wissenschaftliche Rüstzeug, dessen eine Behörde, wie die preußische statistische Landes-Centralstelle, zur Erfüllung ihrer Aufgabe dringend bedarf, nicht vergaß, ist selbstverständlich. Sofort nach Uebernahme der Leitung des Büreaus ging er an den planmäßigen Aus- und Fortbau der Bücherei; er erstrebte auf ganz geringen Anfängen die Schaffung einer möglichst vollständigen Fachbibliothek für die der allgemeinen und namentlich der inneren Verwaltungslehre (im Sinne L. v. Stein's) angehörigen Gebiete unter Einbeziehung der übrigen Wissenschaften, soweit sie für jene unentbehrlich sind. Zu Anfang 1882 zählte die Bücherei bereits 86 000 Bände und Broschüren; jetzt sind es deren mehr als 160 000.

Auch beim Ausbau der Reichsstatistik war der Verstorbene in hervorragender Weise betheiligt. Was E. auf praktischem und wissenschaftlichem Gebiete, amtlich und privatim, was er auf dem gemeinnütziger u. s. w. Bestrebungen geleistet, übersteigt weit das Maaß einer einzelnen Menschenkraft. Vorübergehend gehörte er auch dem preußischen Abgeordnetenhause an, in welchem er von 1867 bis 1870 den Wahlkreis Schleiden-Malmedy-Montjoie als Mitglied der nationalliberalen Partei vertrat, ganz in Uebereinstimmung mit seiner später noch schärfer hervorgekehrten politischen und wirthschaftspolitischen Ueberzeugung, welcher er stets unverhohlen Ausdruck gab.

Im Ruhestande nahm E. seine früheren Studien und Untersuchungen wieder auf, insbesondere diejenigen über die Messung der Familien- und Volkswohlfahrt sowie über die Lebenshaltung der verschiedenen Volksclassen und ihre Haushaltungsbudgets. Das Ergebniß seiner bezüglichen Forschungen sollte unter dem Namen „Demos" zusammengefaßt werden und drei Bände füllen, von welchen dem ersten die „Messung der Volkswohlfahrt", dem zweiten die „Messung der Familienwohlfahrt", dem dritten die „Messung der Einzelwohlfahrt" zugewiesen war. Von diesen drei Bänden erschien zunächst nur der erste Theil des dritten Bandes unter dem Namen: „Der Kostenwerth des Menschen", während dem zweiten Theile der Ertragswerth des Menschen vorbehalten war. E. faßte in diesem nur kleinen Büchlein das Ergebniß eigener und fremder Untersuchungen über den Anschaffungs- oder Kostenwerth des Menschen, der nicht mit dessen Ertrags- oder dessen ethischem Werthe verwechselt werden darf, zusammen und zeigt uns, mehr oder weniger hypothetisch, was die Maschine kostet, der Adam Smith den Menschen vergleicht. — Alles, was die Menschen thun, geschieht nach Engel des Verbrauchs wegen und läßt sich unter den Gesichtspunkt der Consumtion bringen; davon sind nach ihm weder die feinsten Arbeiten des Geistes noch die edelsten Regungen der Seele

ausgenommen. Die Feststellung der menschlichen Consumtion schien ihm nur dürftig ausgebildet; hier Wandel zu schaffen, sollte das Schlußwerk seines Lebens sein.

Wir müssen darauf verzichten, die zahlreichen Arbeiten, Abhandlungen und Schriften aus der eigenen Feder Ernst Engel's, welche er amtlich und privatim, unter seinem Namen und pseudonym veröffentlicht hat, einzeln zu verzeichnen. Berühren sie doch das ganze Gebiet der Statistik und Volkswirthschaft und darüber hinaus besondere wirthschaftliche und technische Fragen, auf welche ihn sein Bildungs- und Lebensgang geführt. Wir glauben dieserhalb vielmehr auf unsere, am Schlusse bezeichnete Gedächtnißschrift verweisen zu sollen. Seine letzte, auch in das „Bulletin de l'Institut international de Statistique" übernommene Arbeit über „die Lebenskosten belgischer Arbeiter-Familien früher und jetzt. Ermittelt aus Familien-Haushaltsrechnungen und vergleichend zusammengestellt" knüpft an jene Schrift über den Kostenwerth des Menschen an. Ihr Ergebniß läßt sich dahin zusammenfassen, daß, bei nahe gleichen Preisen der Lebensmittel, die Lebenshaltung der belgischen Arbeiterfamilien in den Jahren 1853 bis 1891 erheblich gestiegen ist, ein Ziel, das nicht ohne Kampf zwischen den beiden Productionsfactoren erreicht worden. Ernst E. beabsichtigte, wie er in dem aus Oberlößnitz-Radebeul vom Juni 1895 datirten Vorworte zu dieser letzten Schrift sagt, wofern der allgütige Gott ihm noch fernerhin Kraft und Gesundheit genug lasse, diesem Anfange noch im Laufe des Jahres die Ergebnisse ähnlicher, aber in viel größerem Maßstabe unternommener Untersuchungen in den Vereinigten Staaten von Amerika folgen zu lassen, denen sich später die Darlegung der Lebenskosten deutscher Familien verschiedener Wohlstandsgrade, sodann die der Lebenskosten französischer, schweizerischer, englischer, niederländischer, skandinavischer und russischer Familien anreihen werde. Leider konnte er seine Absicht nicht ausführen.

Die Aufgabe, welche der Verstorbene der Statistik im engeren und weiteren Sinne zuertheilen wollte, hat er in seinem, bereits 1851 entworfenen, von da ab weitergebildeten und 1871 für die Zwecke des statistischen Seminars veröffentlichten „Systeme der Demologie" ausführlichst dargelegt. An diesem Systeme, das die Erfassung der Durchdringung der Raum- durch die Interessengemeinschaften — d. h. der Gesetze, nach denen die menschliche Gesellschaft sich bildet und bewegt, nach denen Staat und Gesellschaft neben einander bestehen — zum Endziele hat, hielt der Verstorbene bei allen sonstigen Wandlungen fest. Er wollte es in einem großen wissenschaftlichen Werke, einem „Systeme der Demologie" oder „der Demographie" ausführen, fand aber, solange er im aufreibenden amtlichen Dienste mit dessen täglich wachsenden Ansprüchen war, neben seiner ausgedehnten Vereinsthätigkeit nicht die Muße dazu, während ihm in der späteren Ruhezeit, wie er oft klagte, das benöthigte Handwerkszeug geistiger und mechanischer Art abging, ihm auch viele alte, ihn gleichfalls seit Jahren beschäftigende Fragen wieder näher traten.

Ernst Engel's wissenschaftliche Bedeutung lag, wir wiederholen es, hauptsächlich in seiner Lehrthätigkeit, in der Verschmelzung des Abstrakten und Konkreten, der Theorie und Technik. Den leitenden Gedanken seines ganzen Lebens hat er selbst in trefflichster Weise in jener Abhandlung, in welcher er sein System der Demologie mittheilt, ausgesprochen, deren Schlußworte lauten: „Wer nicht von rücksichtslosem und unerschrockenem Streben nach Wahrheit beseelt ist, in wem nicht Ordnung und Fleiß zu Fleisch und Blut geworden sind, der lasse ab vom Studium der zur Naturlehre der menschlichen Gemeinschaften erhobenen Statistik. Er hilft ihr nichts, und sie hilft ihm nichts".

Vgl. E. Blenck, Zum Gedächtniß an Ernst Engel im XXXVI. Jahrg. der Zeitschrift d. Kgl. preuß. stat. Büreaus, S. 951 ff., auch im Sonderabdruck erschienen. Blenck.

Engel: Friedrich E., genannt Engel-Dollfus, Industrieller und Philanthrop, wurde am 27. März 1818 zu Sennheim im Elsaß geboren als Sprößling einer Fabrikantenfamilie aus dem benachbarten Mülhausen. Den höheren Schulunterricht erhielt er im Collège Henri IV zu Paris, dann arbeitete er längere Zeit in einem Handelshause zu Havre. Nach der Heimath zurückgekehrt, heirathete er im J. 1843 die Tochter von Johann Dollfus, einem Chef der großen Kattunfabrik Dollfus-Mieg & Cie zu Dornach bei Mülhausen, und trat in das Geschäft seines Schwiegervaters ein. Hier machte er sich hauptsächlich dadurch verdient, daß er der Baumwollspinnerei, welche die Firma seit kurzer Zeit ihren anderen Betrieben zugesellt hatte, seine besondere Sorgfalt widmete. Er brachte diese Industrie bald auf eine solche Höhe, daß ihre Producte seitdem auf dem Weltmarkte erfolgreich mit den englischen Nähzwirnen concurriren. Seine gründliche Kenntniß aller die Production und Verarbeitung der Baumwolle betreffenden Fragen wurde von der Regierung oder von Preisgerichten auf Ausstellungen mehrfach zu Rathe gezogen.

E.-D. stand stets in der vordersten Reihe der Männer, welche durch Gründung der verschiedensten Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter den Mülhauser Fabrikanten ihren Ruf als Philanthropen verschafft haben. Ganz sein Werk aber ist der im J. 1867 gebildete Verein zur Verhütung von Unfällen beim Betriebe der Maschinen. Dieser Verein stellte sich die Aufgabe, die Erfindung von Schutzvorrichtungen anzuregen und dieselben in den Fabriken zu verbreiten; sein Wirken hatte auch den schönen Erfolg, die Zahl der Unfälle bedeutend zu vermindern. Der Urheber des Unternehmens scheute selbst weder Mühe noch Kosten, um überall für dasselbe Propaganda zu machen. Er ließ Modelle der vom Vereine geschaffenen Apparate auf zahlreichen Gewerbeausstellungen vorführen und hatte die Genugthuung, auch in Deutschland und Oesterreich Beifall zu finden. Unter den anderen Schöpfungen dieses edlen Mannes möge noch die mit allen therapeutischen Einrichtungen versehene Heilanstalt für arme Kinder zu Mülhausen genannt werden. Er wies auch zuerst im Elsaß auf das Unheil hin, welches der billige norddeutsche Branntwein unter der Arbeiterschaft anzurichten begann.

Was E.-D. noch ganz besonders auszeichnet, ist sein lebhafter Sinn für Kunst und Wissenschaft und sein unermüdliches Bestreben, gegen die Ueberwucherung des Geistes durch materielle Interessen, die „Baumwollseuche", wie er sich scherzhaft ausdrückte, anzukämpfen. Ihm verdankt Mülhausen die Hebung des Zeichenunterrichts, die Entwicklung des historischen Museums, den Besitz einer archäologischen Sammlung, namentlich aber das Zustandekommen einer Gemäldegalerie, welche hervorragende Werke moderner Meister birgt. Ebenso fördernd wirkte er auf dem Gebiete der localen Geschichtsforschung. So wurde in seinem Auftrage ein umfangreiches Urkundenbuch von Mülhausen durch X. Moßmann zusammengestellt, und mehrere Werke der elsässischen Geschichtslitteratur konnten nur dank seiner finanziellen Unterstützung erscheinen, die er manchmal, als wahrer Mäcen, ohne Wissen des Autors dem Verleger zukommen ließ. Durch Stiftung eines Preises hat er den historischen Studien eine dauernde Aufmunterung zu Theil werden lassen. Er starb zu Paris am 16. September 1883. Die meisten gemeinnützigen Unternehmen Engel's sind durch die Vermittlung der Industriellen Gesellschaft in Mülhausen ausgeführt

worden, welche den Brennpunkt des geistigen Lebens in dieser Stadt bildet. Im Bulletin dieser Gesellschaft hat er auch eine Anzahl gediegener Berichte über die ihn beschäftigenden Fragen veröffentlicht.

E. Zuber, Notice nécrologique sur M. Frédéric Engel-Dollfus, in: Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse LIV. Mulhouse 1884. — X. Moßmann, Vie de Fr. Engel-Dollfus. Mulhouse 1886; deutsche Uebersetzung von E. Auspitzer. Wien 1887. Eug. Waldner.

Engelbrecht: Theodor E. wurde geboren am 18. Januar 1813 auf dem Vorwerk Monplaisir bei Wolfenbüttel. Nachdem er das Gymnasium daselbst absolvirt hatte, widmete er sich in Göttingen dem Studium der Medicin, promovirte 1836 in Marburg und bestand darauf in Braunschweig das medicinische Staatsexamen. Nachdem er zu seiner weiteren Ausbildung noch Reisen nach Italien, Frankreich und Holland unternommen hatte, beschloß er die ärztliche Praxis in Braunschweig auszuüben. Sein reiches Wissen blieb nicht unbemerkt und er wurde 1844 zum Professor für Physiologie an dem chirurgisch-anatomischen Institut in Braunschweig und 1861 zum Medicinalrath und Assessor des Herzoglichen Sanitäts-Collegiums ernannt. Außer der Medicin war der Obstbau und namentlich die Pomologie für ihn von ganz besonderem Interesse und er benutzte von Jugend auf bis zu seinem Tode seine Mußestunden zu pomologischen Studien. Auf diesem Gebiete hat er auch Hervorragendes geleistet und sich zu einem der bedeutendsten Pomologen Deutschlands herangebildet. Ihm gebührt auch das Verdienst, die Anregung zur Gründung der pomologischen Staatsanstalt 1862 gegeben zu haben. E. war Vorstand der Station für Obstbau des landwirthschaftlichen Centralvereins des Herzogthums Braunschweig, und als 1870 dieselbe auf seine Veranlassung beschloß, Mittheilungen herauszugeben, übernahm er die Redaction derselben. Außer einigen medicinischen Abhandlungen verfaßte er zahlreiche werthvolle Aufsätze über Pomologie in verschiedenen Zeitschriften. E. starb am 5. August 1892. W. Heß.

Engelhard: Karl E., Eisenbahntechniker und Stenograph, geboren am 18. October 1833 in Olmütz, † am 22. November 1896 in Wien, trat nach dem Besuch der technischen Hochschule 1856 in den Dienst der Kaiser Ferdinand-Nordbahn, in dem er bis 1873, zuletzt als Ingenieur im Generalinspectorat der Bahnverwaltung zu Wien, verblieb. 1871 wurde er Docent für den Eisenbahnverkehrsdienst an der Wiener Handelsakademie, 1873 ordentlicher Professor für Eisenbahnwesen an der neugegründeten Wiener Handels-Hochschule bis zu deren Auflösung im J. 1877. Seitdem war er Redacteur der „Oesterreichischen Eisenbahnzeitung" und (1877—1895) Lehrer an der Fortbildungsschule für Eisenbahnbeamte in Wien. Daneben war er auf stenographischem Gebiete hervorragend thätig; seinen Bemühungen ist namentlich die Ueberwindung des Gegensatzes zwischen der sog. Wiener Schule in der Gabelsberger'schen Stenographie und der München-Dresdener Richtung sowie der Anschluß der oesterreichischen Stenographen an den Deutschen Gabelsberger-Stenographenbund zu danken. Er war u. a. 1861 Kammerstenograph im mährischen Landtage und im Reichsrathe; 1870 und 71 wurde er nach dem Rücktritte Conn's Vorsitzender des Wiener stenogr. Centralvereins und später von 1877—1886 Vorstandsmitglied desselben; von 1871—1894 war er Lehrer der Stenographie an der Wiener Handelsakademie, 1878 bis 1895 auch an den Schulen des Wiener Frauenerwerbsvereins; seit 1886 gehörte er der Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie zu Wien an. Seine Schriften über Eisenbahnwesen und Stenographie sind in Fach-

kreisen geschätzt. Er verfaßte u. a.: „Handbuch des Eisenbahntransportdienstes“ (2 Bde., Wien 1877); „Eisenbahntechnologie“ (Wien); „Kann und soll die Stenographie Verkehrsschrift werden?“ (1875); „Gabelsberger und Heger, Tiroler Stenogr.-Kalender“ 1876; „Lesebuch für angehende Stenographen“ (Wien 1875, 4. Aufl. 1893); „Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie“ (Wien 1891, 2. Aufl. 1893).

Illustr. Zeitung f. Gabelsb. Stenogr. 1881, 4. Jahrg., Nr. 1. — Deutsche Stenogr.-Ztg. 1897, S. 71. — Oesterr. Blätt. f. Stenogr. 1896, S. 137. — Krumbein, Entwickelungsgeschichte der Schule Gabelsberger's 1901, S. 223. — „Bahn frei“, Wien 1896, Nr. 14, S. 14.

Johnen.

Engelhardt: Wilhelm E., königlich preußischer Wirklicher Geheimer Rath, ein um das Verpflegungswesen des Heeres sehr verdienter Militärbeamter, am 7. März 1827 zu Geldern geboren, ursprünglich Jurist, trat 1850 zur Intendantur über und gehörte dem Kriegsministerium an, als er während des Krieges vom Jahre 1866 zum Intendanten bei dem unter dem Commando des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin gebildeten II. Reservecorps ernannt wurde. In dieser Stellung erwies er sich als besonders tüchtig, kam nach Friedensschluß in gleicher Stellung zu dem vom Prinzen Friedrich Karl von Preußen befehligten III. Armeecorps und bekleidete diese sodann während des Krieges 1870/71 bei der dem Prinzen unterstellten II. Armee. Als der Krieg beendet war, wurde er mit der Oberleitung aller Verpflegungsangelegenheiten bei der unter dem Commando des Feldmarschalls Freiherrn v. Manteuffel in Frankreich verbleibenden Occupationsarmee betraut, eine Aufgabe, welche er nach allen Richtungen vorzüglich löste. Bedeutende Ersparnisse, welche er trotzdem erzielte, wurden später in einer Weise verwendet, daß sie dem deutschen Reichsheere einen fortdauernden Gewinn bringen. In die Heimath zurückgekehrt übernahm er zunächst wieder die Geschäfte der Intendantur beim III. Armeecorps, im J. 1884 wurde er Chef der Verpflegungsabtheilung im Kriegsministerium, am 27. Mai 1895 schied er aus dem Dienste, am 6. Juli 1896 ist er zu Berlin gestorben. In seiner letzten Dienststellung widmete er mit großem Erfolge seine Aufmerksamkeit einem Gegenstande, welcher ihn schon vielfach beschäftigt hatte als er das Verpflegungswesen bei der Occupationsarmee leitete, der Herstellung von Dauernahrungsmitteln, von denen während des Krieges die vom Koch Grünberg bereitete Erbswurst eine wichtige Rolle gespielt hatte. Ihm ist die Errichtung der Armee-Conservefabriken zu verdanken.

Militär-Wochenblatt, Berlin 1896, Nr. 64. B. v. Poten.

Engelhardt: Gustav Moritz Constantin von E., lutherischer Theologe, † 1881. Moritz v. E. — von dem ihm zustehenden „Freiherrn“ hat er nie Gebrauch gemacht — wurde am 26. Juni (8. Juli) 1828 zu Dorpat geboren. Sein strenger Vater, der Professor der Mineralogie in Dorpat, gegen den er stets eine ehrfurchtsvolle Scheu hegte, starb früh nach langem Siechthum (1842); seine weitere Erziehung wurde daher zunächst von seiner frommen, zärtlich geliebten Mutter geleitet. Der Knabe wird geschildert als weichen Gemüthes, fröhlichen Sinnes, aber zugleich voll ernsten Strebens und von gewissenhaftem Fleiß, stets reich an Ideen, bei den Kameraden geliebt und geschätzt. Zusammen mit den Brüdern v. Oettingen, unter denen ihm besonders der nachherige allbeliebte Landmarschall Nicolai nahe stand, ward er alsdann in dem Pensionat der trefflichen Krümmer'schen Anstalt in Werro, einem livländischen Landstädtchen, erzogen; unter seinen Lehrern war ein human vielseitig gebildeter, religiös zur Aufklärung neigender Herrnhuter, Mortimer,

von dem meisten Einfluß. In der Mathematik nur durch gewissenhaften Fleiß den Anforderungen entsprechend, leistete E. schon jetzt Hervorragendes in der Geschichte und in dem deutschen Vortrag. Um durch Beredsamkeit zu wirken und die Geschichte als Christ verstehen zu lernen, wandte er sich auf der livländischen Landesuniversität dem Studium der Theologie zu. Gemeinsam mit Alex. v. Oettingen betrieb er seine Studien, beide unter der entscheidenden Einwirkung Philippi's. Am fröhlichen studentischen Leben rege betheiligt, nahm er in der Corporation Livonia eine sehr geachtete Stellung ein, doch trat er zeitweilig wegen Gewissensbedenken aus, da die Corporation trotz factischer Duldung officiell verboten war. Unter mancherlei inneren Nöthen empfindet er schon jetzt (1847) das „Festhalten an Christus" als die Bedingung seines Lebens. Von 1850 an setzte er sein Studium in Erlangen unter Hofmann, Delitzsch, Thomasius, in Bonn unter Rothe und Dorner, schließlich im Winter 1851/52 in Berlin fort. Die volle Freude an der wissenschaftlichen Arbeit erschloß sich ihm aber erst, als er in Berlin und Dresden sich der Quellenforschung für seine Monographie über E. V. Löscher hingeben konnte. 1853 habilitirte er sich dann in Dorpat und wurde am 1. Januar 1858 außerordentlicher, am 30. Juli ordentlicher Professor der Kirchengeschichte. Zum Doctor der Theologie promovirte er mit einer Schrift „De Jesu Christi tentatione".

Die Vorlesungen Engelhardt's galten in erster Stelle der Kirchengeschichte in ihrem ganzen Umfang. Dogmengeschichte hat er nie gelesen; aber in seiner Darstellung der Kirchengeschichte nahm die Dogmengeschichte als das Herz derselben die beherrschende Stellung ein. Sein Bestreben war dabei darauf gerichtet, die Idee und das eigentliche Wesen der kirchengeschichtlichen Erscheinungen klar zu legen und den Gang der Entwicklung aufzuzeigen. Wol seine Lieblingsvorlesung und die auf seine Hörer eindrucksvollste war die über das Leben Jesu. Mit ihr standen eine Anzahl von ihm veröffentlichter Abhandlungen und Schriften in Zusammenhang: „David Fr. Strauß und Dr. Ferd. Chr. Baur und das Zeichen des Propheten Jonas" (Dorpater Ztschr. f. Theol. u. Kirche 1859), „Schenkel und Strauß, zwei Zeugen der Wahrheit" (1864) und „Die Bergpredigt nach Matthäus, eine Studie zur biblischen Geschichte" (Dorpater Ztschr. 1867). Aber kaum minder werthvoll war seinen Schülern durch ihre apologetischen Ausführungen die Vorlesung über theologische Encyklopädie. Gelegentlich hat er noch andere Vorlesungen, z. B. über „Heidenthum" gehalten.

Gleich mit seiner ersten Vorlesung, über Symbolik (Confessionskunde), erzielte E. einen durchschlagenden Lehrerfolg. Dieser ist ihm auch in allen seinen Vorlesungen bis zuletzt geblieben, ja hat sich noch gesteigert. Mit großer Gewissenhaftigkeit und heiligem Ernst hat er stets seine Vorlesungen vorbereitet. Immer wieder hat er an seiner Befähigung zum Docenten gezweifelt. Er dachte klein von sich, aber groß von der Sache. Auf den Kern der Sache war stets sein Streben gerichtet; was sich ihm als ihr eigentliches Wesen ergeben, das wußte er in eindrucksvoller Weise den Zuhörern näher zu bringen. Hinter allem aber was er sprach stand seine ganze Persönlichkeit, und hierauf beruhte in erster Stelle die geradezu unauslöschliche Wirkung seiner Worte. Im oft mühsamen Ringen mit den Problemen wußte er ihre Bedeutsamkeit zu erfassen; er verstand es denn auch, ihnen die Seiten abzugewinnen, die auch die Anderen fesselten; zugleich besaß er in hohem Maaße die Gabe, sich den Bedürfnissen seiner Hörer anzuempfinden und sie in die Mitarbeit hineinzuziehen. Die historische Kleinarbeit schätzte er sehr, aber sie war nicht eigentlich seine Sache. Auch war er nicht vorwiegend kritisch be-

anlagt. (Er hat nie Recensionen geschrieben.) Vielmehr verstand er überall das Werthvolle herauszufinden, es seiner Erkenntniß einzugliedern und sie dadurch zu bereichern. Er besaß einerseits eine ihm bis zuletzt eigenthümliche Willigkeit zu lernen und Correcturen an seinem Verständniß der Dinge vorzunehmen und war stets ein Werdender; andererseits aber hatte er sich ein sehr einheitliches und abgeschlossenes Ganzes der Erkenntniß zu erarbeiten gewußt. Von gewissen entscheidenden Grundgedanken über das Wesen des Christenthums aus ward sein ganzes theologisches Denken bestimmt. Nächst dem Eindruck seiner Persönlichkeit hat gerade diese Einheitlichkeit seiner christlichen und theologischen Ueberzeugung ihn vorab auf die Jugend bestimmend einwirken lassen. Tief und fest gewurzelt im lutherischen Bekenntniß, hatte er zugleich ein volles Verständniß für die Bedürfnisse des modernen Menschen. In gewissem Sinne war seine ganze Theologie apologetisch orientirt. Dies aber so, daß sie grundsätzlich darauf verzichtete, durch Vernunftbeweise die Wahrheit des Christenthums zu demonstriren, daß vielmehr ihren Grundgedanken der durchgängige Gegensatz christlichen und natürlich religiösen Denkens bildete. Diesen Gegensatz nachzuweisen, sei die erste Aufgabe der Apologetik; dann habe sie das innerlich Widerspruchsvolle jeder heidnischen religiösen Denkweise zu zeigen und endlich die überzeugende Kraft der sich am Gewissen bewährenden christlichen Erkenntniß darzuthun. Seine aus solchem Interesse erwachsenen religionsgeschichtlichen Forschungen gingen daher nicht etwa den geschichtlichen Beziehungen des Christenthums zu vor- und außerchristlichen religiösen Erscheinungen nach, sondern suchten das Eigenthümliche der christlichen Religiosität und Sittlichkeit gegenüber jeder anderen herauszustellen. Diesem Zweck galten auch seine Aufsätze „Aus dem religiösen und sittlichen Leben des Heidenthums" (1862) und „Christenthum und Heidenthum im 19. Jahrhundert, oder: Hat die Orthodoxie noch ein Recht zu existiren" (1863; beide in der Dorp. Ztschr. f. Theol. u. Kirche). E. hielt es auch für eine wesentliche Aufgabe des ihm sehr am Herzen liegenden Religionsunterrichts in den höheren Schulen, in das Verständniß jenes Gegensatzes einzuführen; vgl. seine Schrift „Die Aufgabe des Religionsunterrichts in der Gegenwart" (1870). Die Schüler sollten erkennen lernen, wie es sich um das Ringen zweier Weltanschauungen handele. Der einen gelte die vernünftige Erkenntniß als das Princip der Religion und Sittlichkeit und als das Mittel der Erlösung und Vollendung der Menschheit, für sie die Wissenschaft das allein Seligmachende. Die andere schätze dagegen den Glauben als das Höchste, weil alles Haben einer Person nur durch Glauben und Liebe geschehen kann, der Glaube aber das Haben des persönlichen Gottes ist. Dieser letztern Ueberzeugung werde nicht etwa Denkschwäche zuführen, sondern die Empfindung der natürlichen Gott—losigkeit, denn „den Armen ist das Wahrheit, was sie reich macht". Es war E. höchst interessant, auch an „Celsus oder der ältesten Kritik biblischer Geschichte und christlichen Lehre vom Standpunkt des Heidenthums aus" (Dorp. Ztschr. f. Th. u. K. 1869) jene Differenz zwischen dem Christenthum und jeder Art heidnischen Unglaubens nachweisen zu können. Auch im Katholicismus sah er jene im Grunde heidnische Anschauung wiederkehren. In der Abhandlung „Katholisch und Evangelisch" (ebd. 1866) zeigt er, wie nur dort der Katholicismus wirklich überwunden wird, wo man durch die Bezeugung der gnädigen Gesinnung Gottes im Wort Heilsgewißheit gefunden hat. Daß es E. nicht an Verständniß auch für das Großartige im Katholicismus gefehlt hat, läßt seine Schilderung Gregor's VII. (ebd. 1865) erkennen.

Auch die reife Frucht der wissenschaftlichen Forschung Engelhardt's, sein

Werk: „Das Christenthum Justins des Märtyrers, eine dogmenhistorische Untersuchung über die Anfänge des katholischen Christenthums“ (Erlangen 1878) ist an der im Mittelpunkt seines Interesses stehenden Frage nach dem Verhältniß von Christenthum und Heidenthum orientirt. Engelhardt's Verständniß der Anfänge der Kirche hat sich in gegensätzlicher Auseinandersetzung mit Baur's Auffassung derselben gebildet (obwol zugleich Baur's positiver Einfluß auf ihn in der Richtung auf die bewegenden Gedanken in der Geschichte zu Tage tritt). Von großer Bedeutung wurde daher für ihn A. Ritschl's aus dem gleichen Gegensatz hervorgegangene „Entstehung der altkatholischen Kirche“ in ihrer 2. Auflage. Hier hatte Ritschl die Abweichungen des altkatholischen Christenthums vom paulinischen aus dem Unvermögen des Heidenchristenthums zu erklären gesucht, die alttestamentlichen Voraussetzungen der paulinischen Lehrweise zu verstehen. Im Anschluß hieran sucht nun E. zu zeigen, daß Justin den M. die Bestimmtheit seines Denkens durch die griechische Philosophie verhindert, die Gedanken des Evangeliums sich zu eigen zu machen und sie unverkümmert wiederzugeben. Hellenische Philosophie habe somit eine gewisse Ethnisirung der religiösen Anschauungen der Apologeten herbeigeführt und damit trübend auf die Anfänge der dogmengeschichtlichen Entwicklung eingewirkt. In den entscheidenden Punkten hat E. durch sein Ergebniß der kirchenhistorischen Forschung zu einer bleibenden Erkenntniß verholfen, wenn schon er dem apologetischen Charakter der uns erhaltenen Schriften und hiermit der Thatsache, daß sie kein vollständiges Bild des Christenthums Justin's gewähren, nicht ausreichend Rechnung getragen hat. Das dogmengeschichtlich belanglose historische Detail hat E. auch hier nur nebenbei berücksichtigt. Den Einwendungen, die namentlich A. Stählin gegen seine Darlegungen erhob, wollte E. in einer von ihm energisch in Angriff genommenen Arbeit über Irenäus begegnen, die zeigen sollte, wie die Auseinandersetzung mit der Gnosis die Kirche genöthigt habe, sich auf das eigenthümlich Christliche zu besinnen. Seine Erkrankung im Spätsommer 1881 setzte seiner Arbeit ein Ziel.

Die ganze Art des Betriebs der historischen Forschung zeigt, wie das Streben Engelhardt's dem Verständniß der geschichtlichen Erscheinungen und damit der Ausgestaltung und Vertiefung seiner theologischen Erkenntniß galt. Daher war er an allen die Theologie bewegenden Fragen unmittelbar interessirt, und zwar je nach dem Maaße ihrer Beziehung zum Mittelpunkt der Person Christi. Ausgegangen von Philippi's Schule, weitergebildet unter der Einwirkung Hofmann's, von größter Treue gegen das Bekenntniß der Kirche, fühlte sich E. doch in hohem Grade angezogen von Ritschl's Theologie. In der apologetischen Tendenz, der Concentration auf das Evangelium und der Orientirung seiner Theologie an der Person Christi, in dem Verständniß für die Bedürfnisse des modernen Menschen fühlte sich E. Ritschl verwandt. Wie dieser wußte er sich auch im Gegensatz zur pietistischen Verkümmerung der christlichen Freiheit, zu welcher Freiheit sich E. unter schweren Kämpfen in ernster Selbstzucht hindurchgerungen hatte. Andererseits aber vermißte E. an Ritschl die tiefe Erkenntniß der durch die Sündenschuld verletzten Heiligkeit Gottes und die entsprechende Werthung der Heilsthatsachen. Noch auf dem Sterbebett machten ihm Ritschl's „Theologie und Metaphysik“ und Wellhausen's Kritik des Alten Testaments viel zu schaffen. Wie fern ihm aber lag, den Glauben irgendwie in die Anerkennung von Dogmen zu setzen, hat schon sein Aufsatz aus dem Jahr 1861 „Der Senfkornglaube nach den Evangelien dargestellt“ (Dorp. Ztschr. f. Th. u. K.) bewiesen: „Es ist des rechten Glaubens rechter Anfang . . . nichts anderes als das persönliche Vertrauen zu Jesu

Person und Wort". Höchst charakteristisch für Engelhardt's gesammte Grundanschauung sind schon im Thema sein letzter Vortrag: „Was rettet den Menschen: das Wissen oder der Glaube? Ein Versuch zur Orientirung über die letzten Ursachen des Streites über Wissen und Glaube", und seine letzte Predigt: „Christus der Gekreuzigte, göttliche Kraft und göttliche Weisheit".

Von dem lebendigen Antheil Engelhardt's an allen kirchlichen Vorgängen der Gegenwart und von seiner durchaus selbständigen Beurtheilung derselben gibt Zeugniß seine Abhandlung: „Die Zeichen der Zeit und die deutsch-evangelische Kirche in Rußland" (Dorp. Ztschr. f. Th. u. K. 1871). Vom kirchenpolitischen Parteimann war freilich nichts an ihm, vielmehr war er stets geneigt, dem Gegner mehr als Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die gleiche Haltung auch gegenüber den Parteien im livländischen Adel machte ihn so sehr zum allgemeinen Vertrauensmann seiner Standesgenossen, daß man ihn gelegentlich als den „geistlichen Adelsmarschall Livlands" bezeichnet hat. Und wie seine Schüler in ihm geradezu wie selbstverständlich ihren geistlichen Berather erblickten, so genoß er auch das unbedingte Vertrauen aller Geistlichen der baltischen Provinzen. Seine Person bildete den wesentlichen Anziehungspunkt der alljährlichen Pastoralconferenz in Dorpat, hier hat er noch im Januar 1881 einen Vortrag gehalten: „Die ersten Versuche zur Aufrichtung des wahren Christenthums in einer Gemeinde von Heiligen" (Mittheilungen u. Nachr. f. d. ev. Kirche in Rußl., 1881). Seine Vorträge auf der livländischen Synode waren stets eine Freude für Alle. — Dies gilt aber auch von allen seinen nicht seltenen öffentlichen Vorträgen, durch die er auch auf weitere Kreise wirkte. Immer wußte er dem behandelten Thema große Gesichtspunkte abzugewinnen, das Interesse des Hörers zu wecken und ihn in seine Gedanken hineinzuziehen, wenn möglich mit seinen Ueberzeugungen zu erfüllen. Besonders zusammenhängende Vorlesungen über die ganze Geschichte der Kirche, die er in den letzten Jahren vor einem großen Frauenkreis hielt, zeigten wie er auch die gebildete Laienwelt in ein Verständniß der Entwicklung der Kirche und der auf ihr beruhenden kirchlichen Gegenwart, besonders auch in ihren verschiedenen confessionellen Gestaltungen, einzuführen verstand. Einem andern Kreis bot er eine in die Tiefe gehende Auslegung des Katechismus. Seine Predigten, stets den centralen Fragen des christlichen Glaubens und Lebens gewidmet, waren von mächtigem Eindruck, da jedes Wort das Gepräge trug, aus lebendiger eigener Erfahrung heraus geboren zu sein. Unterricht, namentlich in höhern Mädchenschulen, hat er beständig ertheilt; dem Religionsunterricht im Gymnasium, den er auch vorübergehend gab, dachte er öfters sich völlig widmen zu sollen. Anderthalb Jahrzehnte hindurch hat er am Sonntag Nachmittag in einer Armenschule Unterricht ertheilt. Er stand an der Spitze des Kirchenraths der Universitätsgemeinde — in Dorpat eine wirkliche Gemeinde — als Präsident, und gehörte als einflußreiches Glied dem Curatorium des Landesgymnasiums zu Fellin an. Den Ruf zur Generalsuperintendentur von Esthland und Livland hat er wiederholt abgelehnt; ebenso einen Ruf nach Hamburg.

Am unmittelbarsten trat die Vereinigung von Ernst und Freudefähigkeit, von Mannesreife und fröhlicher Kindlichkeit, von Beherrschung der Form und Freiheit des Sich-gebens, seine immer nur wachsende Erschlossenheit für alles Wahre und Schöne in seiner Familie hervor. Er war mit einer Schwester seiner Freunde v. Oettingen vermählt. Von einer zahlreichen Kinderschaar umgeben konnte er im Sommer 1880 seine silberne Hochzeit feiern. Eine Erkältung aber im Spätsommer 1881 warf ihn, mitten aus der Vollkraft seines Wirkens heraus, auf ein langes Schmerzenslager. Schließlich trat eine

qualvolle Gehirnhautentzündung ein. Er hat sich auch in diesen Leidenstagen als gereifter Christ bewährt. Als er am 23. November (5. December) ausgerungen, da gab die tiefe Trauer des baltischen Landes und darüber hinaus Zeugniß davon, was mit ihm haben dahingeben zu müssen sie sich bewußt waren. Die Worte Ad. Harnack's: „Wir werden seines gleichen nicht mehr sehen" haben die Empfindung nicht Weniger ausgesprochen.

Vgl. Erinnerung an Moritz v. Engelhardt. Dorpat 1881. — Alex. v. Oettingen, Moritz v. Engelhardt, ein Charakter- und Lebensbild (Mittheilungen und Nachr. f. d. evangel. Kirche in Rußland, 1882). — M. v. Engelhardt's christlich-theologischer Entwicklungsgang (ebd. 1883).

N. Bonwetsch.

Engelhorn: Johann Christoph E., Verlagsbuchhändler in Stuttgart, Begründer der gleichnamigen Verlagsfirma daselbst, wurde geboren am 4. Juni 1818 zu Mannheim. Ursprünglich Kaufmann wandte er sich später dem Buchhandel zu und begründete seine Selbständigkeit im J. 1860. Engelhorn's Thätigkeit als Verleger bewegte sich fast ausschließlich auf dem Gebiete der Kunst- und Prachtwerklitteratur; die durch seine Energie geschaffenen Prachtausgaben: „Kunstwerke Italiens"; „Italien; eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna, von Stieler, Kaden u. A."; „Kaden's Schweizerland" u. a. stellten ihn mit in die vorderste Reihe der Prachtwerkverleger. Sein erstes Unternehmen war die im Verein mit Emil Hochdanz von 1844 an herausgegebene „Allgemeine Musterzeitung", das erste derartige Blatt in Deutschland. Hierauf folgte die rühmlich bekannte „Bibliothek der gesammten Handelswissenschaften". Im J. 1863 begründete er die noch heute bestehende kunstgewerbliche Zeitschrift „Gewerbehalle", die vielen Einfluß auf die Entwicklung unseres Kunsthandwerkes gewann. Andere technische Unternehmungen, wie z. B. die „Architektonische Rundschau", schlossen sich daran an. Ein Sammelwerk von höchster wissenschaftlicher Bedeutung ist die von Fr. Ratzel herausgegebene „Bibliothek geographischer Handbücher". Ein von ihm im Jahre 1880 veranstaltetes großes Unternehmen „Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek" leitete eine Sammlung besserer Belletristik ein, die in der Folge eine ungeahnte Verbreitung fand und noch jetzt findet. Die zur Zeit vorliegenden etwa 400 Bände zeugen von einer rastlosen Schaffensfreudigkeit. Mit dem von ihm fixirten Preise, Mk. —.50 für broschirte und Mk. —.75 für gebundene, solid ausgestattete Bände, hat er der Verbreitung guter und gediegener Erzählungslitteratur wirksamsten Vorschub geleistet. Nach seinem Tode, im Jahre 1890, ging das Geschäft an seinen Sohn Karl Engelhorn über, der ihm schon seit 1874 als Theilhaber zur Seite gestanden hatte.

Karl Fr. Pfau.

Engelmann: Georg E., Arzt und Botaniker, geboren zu Frankfurt a/M. am 2. Februar 1809, † zu St. Louis in Nordamerika am 4. Februar 1884. E. entstammte einer längere Zeit in Bacharach am Rheine ansässigen Familie, in welcher Generationen hindurch der geistliche Beruf traditionell gewesen war. Auch Engelmann's Vater war Theologe, übernahm aber später nach seiner Uebersiedlung nach Frankfurt die Leitung einer Erziehungsanstalt. In seiner Vaterstadt absolvirte E. das Gymnasium und bezog darauf 1827 die Universität Heidelberg, um Medicin zu studiren. Die Neigung zu den Naturwissenschaften und vor allem zur Botanik zeigte sich schon auf der Schule und fand ihren Ausdruck in botanischen Excursionen, die er mit gleichstrebenden Mitschülern, wie Ferdinand Lindheimer und Georg Fresenius häufig unternahm. Auch in Heidelberg wirkte der Verkehr mit K. Schimper, Alex. Braun und G. Bischoff in hohem Grade anregend auf diese Neigung und auch auf

die zunächst einzuschlagende Richtung. Nachdem E. seine Studien in Berlin und Würzburg fortgesetzt hatte, wurde er von letztgenannter Universität 1831 auf Grund seiner Dissertation: „De Antholysi Prodromus“ zum Dr. med. promovirt. Die Arbeit erregte sogar Goethe's Aufmerksamkeit noch kurz vor dem Tode des Dichters. Im Frühjahr und Sommer 1832 weilte E. in Paris, speciell zum Besuche der Cholerahospitäler. Daneben aber verfolgte er im Verein mit den Freunden A. Braun und Agassiz auch andere wissenschaftliche Zwecke. Im Herbste 1832 reiste E. nach Nordamerika, zunächst um im Auftrage von Verwandten im Thale des Mississippi Ländereien anzukaufen. Diese Veranlassung führte ihn dann zu ausgedehnten, meist zu Pferde ausgeführten Durchquerungen der Staaten Illinois, Missouri, Arkansas, Texas bis in die Indianerterritorien, wobei er reiche botanische Sammlungen anlegte, die zu einem großen Theile an seine Freunde nach Deutschland, namentlich an A. Braun und an das Berliner botanische Museum übergingen. Im J. 1835 ließ sich E. in dem damals nur 3000 Einwohner zählenden St. Louis als praktischer Arzt nieder und gründete sich hier Haus und Heimath. Seine Berufsthätigkeit, die mit dem schnellen Wachsthum seines Wohnortes gleichen Schritt hielt und ihn bald in glänzende äußere Verhältnisse brachte, hinderte ihn in den ersten Jahren an einer fortgesetzten persönlichen Sammelthätigkeit. Dafür aber wußte er Andere dazu anzuregen. So erforschte, von ihm veranlaßt, Karl A. Geyer die Umgebung von St. Louis, Ferd. Lindheimer das nur wenig besuchte Texas und Aug. Fendler die bis dahin noch unberührt gebliebenen Gebirge von Neu-Mexiko. Später nahm E. seine Forschungsreisen selbst wieder auf und sammelte in den Gebirgen von Nord-Carolina und Tennessee, in den Rocky-Mountains und den Ebenen von Colorado, sowie in den angrenzenden Territorien, die von ihm bearbeiteten Pflanzengruppen, wie Cacteen und Coniferen in natura studirend. Nach Europa kam E. von seinem Adoptivvaterland vier Mal: 1840, als er sich mit seiner Nichte in Kreuznach verheirathete; 1856—58, um in Paris die Ausführung der Tafeln zu seiner Cacteen-Arbeit zu leiten, dann 1868—69 und zum letzten Male 1883 zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit. Leider war die hierbei gewonnene Erholung nur eine scheinbare. Bald nach seiner Rückkehr nach Amerika starb er an den Folgen eines Herzleidens im Alter von 75 Jahren.

Die morphologische Richtung, welche E. in seiner Dissertation eingeschlagen hatte, wurde sehr bald infolge der Wendung, die seine Lebensschicksale erfuhren, in die beschreibende, systematische übergelenkt. Obwol nur Producte seiner Mußestunden, sind seine litterarischen Arbeiten dennoch wissenschaftlich recht werthvoll geworden. Eine seltene Arbeitskraft und große geistige Regsamkeit machte es dem vielbeschäftigten Arzte möglich, recht schwierige descriptive Capitel, wie die amerikanischen Coniferen, Cupuliferen, die Gattungen Cuscuta und Yucca und vor allem die Cacteen in mustergültiger Weise monographisch zu bearbeiten. Die in seinen Arbeiten bewiesene Sorgfalt der Beobachtung, die Klarheit und Unbefangenheit der Beurtheilung lassen die treffliche Heidelberger Schulung und den Einfluß seiner Freunde, besonders A. Braun's erkennen, mit dem er bis zu dessen Tode in regem Briefwechsel stand. Engelmann's wissenschaftliche Arbeiten sind fast sämmtlich in Amerika und in englischer Sprache erschienen. Sie sind zusammengefaßt herausgegeben worden von Henry Shaw, dem Gründer des botanischen Gartens in Missouri, in einem Quartbande von 508 Seiten mit 103 Tafeln unter dem Titel: „The Botanical Works of George Engelmann“ (Cambridge Mass. 1887). Die Anzahl der einzelnen Abhandlungen und Aufsätze beträgt nahezu 100. Man findet sie aufgezählt von Sargent in Coulter's Botanical Gazette (May

1884). Das gesammte Herbarium Engelmann's, 100 000 Species umfassend, und seine Bibliothek sind in den Besitz des botanischen Gartens in Missouri übergegangen. Unter seinen Schriften sind folgende die bedeutendsten. Eine Abhandlung über die Gattung Cuscuta, von welcher er eine systematische Uebersicht im 1. Bande der St. Louis Acad. of Science 1859 veröffentlichte, kam, von P. Ascherson ins Lateinische übersetzt, als „Generis Cuscutae species" 1860 heraus. Ferner bearbeitete er die Cacteen in: „Synopsis of the Cacteae of the territory of the United States and adjacent regions" (Proc. Amer. Acad. III. 1856), in: „Report on the Botany of the expedition of Lieut. A. W. Whipple" (Washington 1858) und in „United States and Mexican Boundary Survey, under the order of Lieutenant Colonel W. H. Emory" (ibid. 1858). Diese Arbeiten sind grundlegend für die Systematik jener schwierigen Pflanzengruppe geworden, weil hier zum ersten Male eine natürliche Anordnung der Arten auf Grund der Blüthen- und Fruchtcharaktere versucht wurde. Unter dem bescheidenen Titel: „Notes on the genus Yucca" (Trans. St. Louis Acad. 1873) und „Notes on Agave" (ibid. 1875) behandelte er aufs genaueste zwei ebenfalls nur auf Amerika beschränkte Pflanzengattungen, die bis dahin nur ganz unvollkommene Bearbeitung gefunden hatten. Von besonderer Wichtigkeit sind ferner Engelmann's ausgezeichnete Arbeiten über die amerikanischen Eichen und Coniferen, in den Transactions der Akademie von St. Louis veröffentlicht, und über nordamerikanische Vitis-Arten, deren genaue Kenntniß ihm fast ganz allein zu verdanken ist. Endlich sind noch zu erwähnen die Bearbeitungen ganzer Sammlungen, von welchen er die eine: „Plantae Lindheimerianae", Pflanzen aus Texas betreffend, zusammen mit Asa Gray (Theil I 1845; Theil II 1847. Boston Journal of nat. hist. Vol. V—VI), die andere in Wislicenus' Memoir of a Tour to Northern Mexico 1848 allein herausgab.

Nachrufe: J. Urban in Ber. d. Deutsch. botan. Gesellsch. II. 1884. — de Bary in Botan. Zeitung 1884. — Charles A. White, Memoir of G. Engelmann. Washington 1896.

E. Wunschmann.

Engelmann: Wilhelm E., Buchhändler zu Leipzig, einer jener Männer, die weniger aus ursprünglicher Liebe und Neigung als durch Verhältnisse veranlaßt wurden, sich dem Buchhandel zu widmen. Sein Vater betrieb in Lemgo eine Buchhandlung, und hier wurde E. am 1. August 1808 geboren. Später siedelte sein Vater nach Leipzig über, und der Sohn, noch ein Knabe, besuchte hier die Thomasschule in der Absicht, sich dem Gelehrtenberufe zu widmen. Infolge des frühzeitigen Todes seines Vaters sollte sich dieser Plan jedoch nicht verwirklichen. Die dadurch knapper gewordenen Mittel zwangen ihn, auf eine frühere Selbständigkeit Bedacht zu nehmen, und so entschloß er sich, dem Buchhandel sich zuzuwenden. Er hat diesen Entschluß nicht zu bereuen gehabt, denn ihm war es vergönnt, sich eine Stellung innerhalb dieser Berufssphäre zu verschaffen, wie sie nur Wenigen erreichbar ist. Seine Lehrzeit genoß er bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin und bei diesem alten ehrenwerthen und ehrenfesten Manne legte er die Grundlage für sein gesammtes ferneres ersprießliches Wirken. Unter dessen persönlicher Leitung gewann er eine tüchtige Ausbildung, wie er auch freundliche Aufnahme im trauten Familienkreise seines Lehrherrn fand. Der lebhafte Verkehr, welchen die Enslin'sche Buchhandlung mit einer großen Anzahl hervorragender Gelehrten unterhielt, war von wohlthuendem Einfluß auf die empfängliche Natur Engelmann's und manches freundschaftliche Verhältniß hat sich später daraus entwickelt. Hier auch empfing er die erste Anregung zur späteren Bearbeitung

seiner buchhändlerischen Fachkataloge, denn sein Lehrherr hatte selbst eine Reihe derartiger Fachwerke herausgegeben. Nach beendeter Lehrzeit war E. in dem angesehenen Geschäft von J. C. Heyse in Bremen thätig, woselbst ihm auch Gelegenheit geboten wurde, ausführlichere Kenntniß vom Druckereiwesen zu erlangen. Nach einem weiteren Aufenthalte bei Gerold in Wien und Varrentrapp in Frankfurt a. M. kehrte er 1833 wieder nach Leipzig zurück und trat nunmehr ins väterliche Geschäft ein, das durch seine rührige Kraft bald neues Leben und neuen Aufschwung erhielt. Er entwickelte eine staunenerregende Thätigkeit. Seine frühere Bekanntschaft mit Gervinus bekam jetzt praktischen Werth, indem er dessen berühmte Werke verlegte. E. pflegte vornehmlich Philologie, Medicin und Naturwissenschaften und die große Reihe hervorragender Geister, welche zu seinen Autoren zählten, verliehen seinem Geschäft einen Aufschwung und ein Ansehen, daß es zu den ersten Verlagshäusern gehörte. Die großen Erfolge, welche er mit den Werken eines G. Weber, Gervinus, Heusinger von Waldegg, Kölliker erzielte, begründeten seinen Wohlstand. Hier stand er auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Bei seinem Heimgange am 23. December 1878 verschied eine Zierde des deutschen Buchhandels. Sein Wirken fand Anerkennung durch Verleihung des Doctortitels honoris causa seitens der Jenenser Universität, einer Ehre, der er sich mit Berechtigung freuen durfte. Eine treue Stütze hatte Wilhelm E. an seinem Bruder Theodor E. gefunden, der in den Jahren 1852—76 ihm als Procurist zur Seite stand. — Nach dem Tode Dr. W. Engelmann's kam das Geschäft an seine Wittwe und seinen Sohn Dr. Rud. Engelmann, welch' letzterer, unfreiwillig wie sein Vater, Buchhändler wurde, denn er hatte die wissenschaftliche Carrière bereits mit Erfolg betreten. Von Beruf Astronom, hatte er sich als Observator der Leipziger Sternwarte bereits einen Namen erworben; der Tod seines Vaters und später der seines Bruders Paul rief ihn an die Spitze des verwaisten Hauses, dem er nunmehr seine Kraft widmen mußte, ohne jedoch ganz dem Gelehrtenberuf zu entsagen. Er führte dem altberühmten Hause viele hervorragende Verbindungen zu, aber der schaffensfreudige Mann erlag zu früh den vielen Obliegenheiten, die seine Stellung und sein Beruf für ihn in sich schlossen. Im J. 1888 entriß ihn der Tod plötzlich seinem Wirkungskreise. Von ihm ging das Geschäft an seine Wittwe über, die den seitherigen Procuristen Emanuel Reinicke als Theilhaber aufnahm und mit ihm die Firma den alten Traditionen gemäß weiterführt.

Karl Fr. Pfau.

Enke: Ferdinand E., geboren am 8. October 1810, † am 8. December 1869, ist der Begründer eines der bedeutendsten deutschen wissenschaftlichen Verlagsgeschäfte. E. übernahm 1837 aus der väterlichen Buchhandlung in Erlangen das Sortimentsgeschäft, führte es unter seinem Namen weiter und fügte noch einen Verlag hinzu, der sich ausschließlich auf wissenschaftlichem Gebiete bewegte. Anfänglich ohne scharf ausgeprägte Richtung verlegerisch thätig, concentrirte er sich später auf Naturwissenschaften und Medicin, Rechts- und Staatswissenschaften. Entscheidend für ihn wurde der 1847 erschienene erste Band von „Canstatt's specieller Pathologie und Therapie", ein von durchschlagendem Erfolg begleitetes Werk, welchem im Jahr darauf unter Canstatt's und Eisenmann's Leitung der vielbändige „Jahresbericht über „die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern" folgte. Diese beiden Unternehmungen wiesen der Firma den Weg, auf welchem sie sich bewegen und lebenskräftig entwickeln sollte. Innerhalb weniger Jahre gelang es E. mit Hülfe einer Anzahl berufener Männer der Aerztewelt dauernde Verbindungen anzuknüpfen. Neben der Medicin widmete sich die Firma in der

Folge auch dem Verlage theologischer, philologischer, naturwissenschaftlicher und auch juristischer Werke. Der rechts- und staatswissenschaftliche Verlag entwickelte sich indessen erst in bemerkbarer Weise mit der im J. 1849 von L. v. Jagemann begründeten und später von Fr. O. v. Schwarze und v. Holtzendorff fortgeführten Zeitschrift „Gerichtssaal", der gleichzeitig im juristischen Sinne für die Firma das geworden ist, was von Canstatt's Jahresbericht für das medicinische Gebiet gesagt werden kann. Dem „Gerichtssaal" schlossen sich 1855 die „Schletter'schen Jahrbücher der deutschen Rechtswissenschaft" und 1858 Goldschmidt's „Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht" an. Außer diesen periodisch erscheinenden Unternehmungen erschienen noch zahlreiche in sich abgeschlossene Werke meist größeren Umfanges, die alle von Bedeutung für die Wissenschaft waren. Der Verlag naturwissenschaftlicher und verwandter Litteratur nahm ebenfalls in den 50er Jahren einen gewaltigen Aufschwung. Von der Litteratur der angewandten Naturwissenschaften tritt vor allem diejenige des Gartenbaues, zunächst mit der im rein wissenschaftlichen Sinne von E. v. Regel begründeten „Gartenflora" in den Vordergrund, die den Mittelpunkt für diesen Zweig des naturwissenschaftlichen Verlags hinfort bilden sollte. Es ist unmöglich, auch nur ein annäherndes Bild von all den großen und für die Wissenschaft bedeutungsvollen Unternehmungen anzuführen. Es mag genügen, einige Autornamen zu nennen, wie z. B.: R. Virchow, Theodor Billroth, Freiherr v. Pitha ꝛc., um die Bedeutung des Enke'schen Verlags zu charakterisiren. Die rapide Entwicklung des Verlags und die damit naturgemäß verbundene größere Arbeitslast für E. legte eine Theilung des Geschäfts nahe. E. entschloß sich denn auch, 1868 den Verlag vom Sortiment zu trennen und letzteres anderen Händen zu übergeben. Das Sortiment ging käuflich an Theodor Krische über. Bald aber sollte Enke's Thatkraft ein Ziel gesteckt werden. Eine schwere chronische Krankheit befiel den bisher so rüstigen Mann und am 8. December 1869 zollte er der Sterblichkeit den Tribut. In ihm schied ein schaffensfreudiger und gediegener Geschäftsmann dahin, dessen Sinn stets auf das Ganze gerichtet war. E. scheute keine Opfer, wenn es sich um Durchführung großer Unternehmungen handelte und ebenso wenig ließ er sich durch Rathschläge Anderer oder durch anfängliche oder auch dauernde Mißerfolge irre machen, die bekanntlich keinem Verleger auf diesem oder jenem Gebiete erspart bleiben. Nach seinem Tode ging das Geschäft an seine Erben über. Die Leitung übernahm hinfort ein dem Geschäft schon mehrere Jahre angehörender Buchhändler, Paul Wagner, bis am 28. October 1874 der Sohn des Verstorbenen und bisherige Mitbesitzer Alfred E. das väterliche Geschäft für alleinige Rechnung übernahm und es gleichzeitig, angelockt durch die reiche Auswahl an trefflichen technischen Hülfsmitteln, nach Stuttgart, dem Mittelpunkt des süddeutschen Buchhandels verlegte. Der Nachfolger des Begründers der Firma hat im Sinne und Geiste des Vaters das Geschäft seither weitergeführt und eine Reihe bedeutsamer Unternehmungen haben sich den schon vorhandenen Verlagsbeständen angeschlossen: einige davon seien genannt, wie: „Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts" (25 Bände 1871—1880), ferner die „Deutsche Chirurgie", herausgegeben von Billroth und Lücke u. s. w., u. s. w.

Karl Fr. Pfau.

Ennen: Leonhard E. wurde am 5. März 1820 zu Schleiden in der Eifel geboren: seine Eltern waren einfache Ackersleute. In den Jahren 1841 bis 1844 studirte er in Münster und Bonn Theologie und Philosophie; den Doctortitel der letzteren erwarb er erst später. Nach seiner Priesterweihe wurde er Vicar und Leiter der höheren Stadtschule zu Königswinter a. Rh.,

in welcher Stellung er von 1845—57 verblieb. Schon bald lenkte er durch wissenschaftliche Arbeiten, welche die neuere Geschichte des Erzstiftes Köln behandelten, die Aufmerksamkeit auf seine Person. 1849 erschien von ihm die „Geschichte der Reformation im Bereiche der alten Erzdiözese Köln", 1851 das Werk: „Der spanische Erbfolgekrieg und der Churfürst Joseph Clemens von Köln". Der Unterrichtsminister bewilligte ihm behufs archivalischer Studien in Paris eine Staatsunterstützung. Die Frucht dieser Arbeiten war das zweibändige Werk: „Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem 30jährigen Kriege bis zur französischen Occupation" (Köln und Neuß 1855. 56). Inzwischen hatte E. sich auch am öffentlichen Leben betheiligt. Im Verein mit Mooren, Fahne und Anderen gründete er 1854 den Historischen Verein für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln, dessen erster Secretär er wurde. Auch politisch trat der junge Kaplan hervor, indem er für die Legislaturperiode 1856—58 ein Mandat zum preußischen Landtage annahm. In dieser Zeit, am 12. Februar 1857, starb der Kölner Oberstadtsecretär Fuchs, der auch das reiche städtische Archiv in treuer Obhut gehalten hatte. Der Oberbürgermeister Stupp, dem sein besonderer Freund und Studiengenosse Prof. Jos. Braun in Bonn, der bekannte Hermesianer, E. aufs wärmste empfohlen hatte, übertrug diesem im Juli die neugeschaffene Stelle eines städtischen Archivars, die bis dahin nur ein Nebenamt des Stadtsecretärs gewesen war, im offenen Widerspruch zu der Mehrheit der Stadtverordneten, welche dem bekannten Arzt und Dichter Dr. Wolfgang Müller von Königswinter ihre Stimme gegeben hatten. Kurz darauf übertrug ihm der Oberbürgermeister auch die Verwaltung der Stadtbibliothek. Die Stadtverordneten hatten, wie sie offen aussprachen, von E. eine einseitige Benutzung der archivalischen Schätze im kirchlichen Interesse befürchtet. Dem Aerger, den sie über die ihnen nicht genehme Anstellung empfanden, gaben sie bald darauf Ausdruck, indem sie im Januar 1858 das Urlaubsgesuch Ennen's behufs Theilnahme an den Sitzungen des Landtags in Berlin abschlugen, obwol der Oberbürgermeister darauf hinwies, daß der Stadtarchivar sowol unterwegs in Münster wie in Berlin selbst Studien zur Kölner Geschichte zu machen beabsichtige. Im übrigen wurden jene Sorgen durch Ennen's inneren Entwicklungsgang nicht gerechtfertigt. Im Laufe der Zeit gelangte er zu immer freieren Anschauungen, so daß die beiden letzten Bände seiner Stadtgeschichte eine deutliche Sympathie des Verf. mit den reformatorischen Bestrebungen in Köln hervorleuchten lassen. Auch persönlich nahm er eine freie Stellung gegenüber seiner Kirche ein, wenn er sie auch niemals formell verlassen hat.

Seit seiner Uebersiedlung nach Köln entfaltete E. eine überaus vielseitige litterarische Thätigkeit nicht nur in zahlreichen Aufsätzen für wissenschaftliche Zeitschriften und für die Tagespresse, sondern auch in einer stattlichen Reihe von darstellenden Werken, von denen hier nur wenige erwähnt werden können. 1857 noch erschienen die „Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Köln", 1862—79 die 5 Bände der „Geschichte der Stadt Köln", die freilich nur bis ins 17. Jahrhundert reicht, während die 1880 erschienene Volksausgabe in einem Bande bis zur preußischen Besitzergreifung geführt ist. 1880 wurde auch nach seinem am 14. Juni erfolgten Tode die Festschrift über den Kölner Dom veröffentlicht. 1866 schrieb er über die Wahl des Königs Adolf von Nassau. 1860—79 gab er die bis zum Jahre 1397 reichenden „Quellen zur Geschichte der Stadt Köln" in 6 Bänden heraus, die beiden ersten gemeinsam mit dem Gymnasiallehrer Gottfried Eckertz. Auch den Verein von Alterthumsfreunden in Köln rief er ins Leben. Am wenigsten förderte er

die ihm unterstellten Institute. Er ging ganz in seinem litterarischen Schaffen auf und beutete die von ihm verwalteten reichen Schätze fleißig aus, zerstörte aber dabei die von Alters her überkommene, von seinem Vorgänger Fuchs so eifrig aufrechterhaltene Ordnung, sodaß namentlich die Actenbestände ganz in Verwirrung geriethen. Auch erfuhren die wissenschaftlichen Arbeiten Anderer von seiner Seite nur geringe Förderung. Doch muß zu seiner Entschuldigung gesagt werden, daß er nur in seinen letzten Lebensjahren einen Assistenten für die Bibliothek erhielt, daß ihn ferner eine langjährige Kränklichkeit quälte und verstimmte.

Seine fleißige unermüdliche litterarische Thätigkeit leidet ebenfalls an ganz erheblichen Mängeln. Er schrieb zu rasch und zu flüchtig; dazu war er von Hause aus kein Historiker. Wissenschaftliche Schulung und geschichtliche Methode waren ihm fremd; Gründlichkeit und eindringende Kritik bewies er selten. Auch dem von ihm veröffentlichten großen Quellenwerk geht die Akribie durchaus ab. Ennen's Werke geben daher in ihrer Vielseitigkeit mannichfache Anregung; sie können aber nicht ohne sorgfältige Nachprüfung benutzt werden.

Herm. Keussen.

Enslin: Adolf E., Sohn von Theodor Christ. Friedr. E. (s. A. D. B. VI, 154), ebenbürtig seinem Vater als Buchhändler und gleich diesem verdient um die allgemeinen Interessen des deutschen Buchhandels. E. erlernte den Buchhandel bei Karl Baedeker in Koblenz, bei welchem er liebevolle Aufnahme und tüchtige buchhändlerische Ausbildung fand, wofür er seinem Lehrherrn allezeit treue Anhänglichkeit bewahrte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig bei K. F. Köhler und nach einer dreimonatlichen Thätigkeit in Paris kehrte er nach Berlin zurück und etablirte sich am 15. April 1854 als selbständiger Buchhändler. Sein Geschäft umfaßte ursprünglich nur Sortiment, nach Ableben seines Vaters aber übernahm er auch dessen Verlag für seine Rechnung, führte denselben aber unter dem Namen des Begründers, seines Vaters, fort und betrieb beide Geschäftszweige hinfort mit gleich regem Eifer und Erfolg weiter. Später, nach Verkauf seines Sortiments an A. Bath (1876) widmete er sich ausschließlich dem Verlage. Besondere Verdienste hat sich E. um den Buchhandel gleich seinem Vater durch seine öffentliche Wirksamkeit als Mitglied der verschiedenen Aemter des Börsenvereins erworben. In den Jahren 1867/72 gehörte er diesem als Stellvertreter und 1872/82 bis zu seinem Tode, als erster Vorsteher an. Während seiner Amtsperiode wurde eine Durch- bezw. Neubearbeitung der Börsenvereinssatzungen vorgenommen, wie er überhaupt bestrebt war, die Vereinsverhältnisse zu klären und zu vereinfachen. Sein klarer und ruhiger Verstand, der groß und vornehm zu denken wußte und auf Andere leitend einzuwirken vermochte, ließ ihn hierbei stets das Richtige treffen. E. starb am 25. Juni 1882 plötzlich und unerwartet, ein herber Verlust für den Buchhandel, dem er seine edelsten Kräfte in nie ermüdender Weise gewidmet hatte.

Karl Fr. Pfau.

Erarich, König der Ostgothen, a. 541/542. Er war nicht Ostgothe, sondern Rugier; von dieser (ebenfalls gothischen) Völkerschaft hatten gar Viele den Zug Theoderich's nach Italien begleitet, sich ungetrennt, vielmehr von den Ostgothen geschieden, in einer (uns unbekannten) Landschaft der Halbinsel angesiedelt und, da sie sich der Mischehen enthielten, ihre Eigenart sechzig Jahre hindurch bewahrt. Als nun in dem siebenten Jahre des schweren Kampfes der Ostgothen gegen Belisar König Ildibad (s. den Artikel) ermordet worden war, erhoben in der allgemeinen Verwirrung jene Rugier einen aus ihrer Mitte, E., zum König des meisterlosen Reiches; wenig gefiel das den Ost-

gothen, die Anmaßung des Nebenvölkleins mochte sie verdrießen, zumal er gegen die Byzantiner nichts ausrichtete: sie trugen daher die freilich sehr hoffnungsarme Krone dem Neffen Ildibad's an, dem jungen Helden Totila (s. den Artikel), der noch die Veste Treviso hielt, aber, empört über die Ermordung seines ausgezeichneten Oheims, schon mit dem kaiserlichen Feldherrn über die Ergebung verhandelte; er versprach den Gothen die Wahl anzunehmen und den Kampf fortzuführen, falls E. beseitigt werde. Da dieser an seinem Volke wie früher Theodahad (s. den Artikel) zum Verräther ward, da er neben der offen sunter Zustimmung der Gothen mit Byzanz geführten Friedensverhandlung auf Grund der weiland Vitigis (s. den Artikel) von Justinian gewährten Bedingungen (Abtretung von Sicilien und ganz Italien bis an den Po) heimlich dem Kaiser ganz Italien gegen Geld und die Würde eines Patricius in die Hände spielen wollte, ward er nach nur fünfmonatlicher Herrschaft von den Gothen getödtet und Totila zu seinem Nachfolger erhoben.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige d. Germanen II, München 1862, S. 227; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 2. Auflage. Berlin 1899, S. 268. Dahn.

Erasmus, Bischof von Camin 1522—1544. Aus dem alten pommerschen Geschlecht v. Manteufel stammend ist E. wol um 1475 wahrscheinlich in Arnhausen geboren. Bereits 1491 ist er im Besitze einer Vicarie in Polzin, studirte alsdann in Greifswald (1494), Leipzig (1496) und Bologna (1500) und erwarb die Würde eines Licentiaten der Rechte. Um 1504 trat er in die Kanzlei des Herzogs Bogislaw X. von Pommern und erhielt mancherlei Präbenden in den Domstiften von Camin und Stettin. Er gewann die Gunst seines Herzogs so, daß dieser ihn um 1509 zum Lehrer und Begleiter seines ältesten Sohnes Georg ernannte, als er an den Hof des Herzogs Georg von Sachsen und nach Leipzig gesandt ward. Später bekleidete E. die Würde eines Archidiakonus von Pasewalk und war einer der angesehensten Räthe Bogislaw's. Dieser veranlaßte auch 1518 den alten Bischof Martin von Camin E. zu seinem Coadjutor zu ernennen. Da von brandenburgischer Seite für diese Würde Graf Wolfgang von Eberstein auf Naugard vorgeschlagen wurde, kam es zu einem langwierigen Streit um die Coadjutorie. Doch endlich gelang es dem Herzoge und dem pommerschen Clerus in Rom durchzusetzen, daß Papst Leo X. am 12. October 1519 E. zum Coadjutor cum spe successionis bestätigte. Die Kosten für das Verfahren in Rom beliefen sich auf mehr als 5000 Gulden. Als Bischof Martin am 2. December 1521 starb, folgte ihm E. und erhielt im folgenden Jahre die Weihe. Er ist der letzte katholische Bischof von Camin. Beim Eindringen der lutherischen Lehre in Pommern machte er seinen Einfluß auf den alten Herzog Bogislaw, der noch keine feste Stellung zu der Neuerung fand, so geltend, daß dieser gegen die in Treptow a. Rega sich äußernde Neigung zu Luther's Lehre vorging. Er verhinderte es aber nicht, daß der Fürst die Verkündiger des Evangeliums an anderen Orten gewähren ließ und das Kloster Belbuk einzog. Schon damals bewies E. durchaus nicht große Energie oder feste Thatkraft für die Erhaltung der alten Kirche. Nach Bogislaw's Tode (5. Oct. 1523) war E. von nicht geringem Einflusse auf den Herzog Georg I., der namentlich aus politischen Motiven der Neuerung feindlich gegenüber stand. Gegen die Unruhen, die in verschiedenen Städten ausbrachen, schritt der Herzog energisch ein, und der Bischof stand ihm dabei zur Seite. In seinem bischöflichen Gebiete aber fand trotz der verschiedenen Erlasse und Verordnungen, in denen er die evangelische Lehre verdammte, diese dennoch Anhang und freie Verkündigung. Zäh hielt er an der Opposition fest auch, als Herzog Georg 1531 starb und

dessen Bruder Barnim XI., sowie Georg's Sohn Philipp I. anfangs gemeinschaftlich regierten, dann aber das Land theilten und durch die ganzen inneren Verhältnisse gezwungen auf dem Landtage zu Treptow a. R. im December 1534 die Verkündigung der evangelischen Lehre freigaben und zu einer Neuordnung des Kirchenwesens schritten. Hiergegen opponirte E. und wurde dabei von den Ständen seines Stiftes unterstützt, aber nicht so sehr aus Anhänglichkeit an die alte Lehre, als aus dem Wunsche, dem Stifte die Reichsunmittelbarkeit zu gewinnen. Dies Bestreben hat fortan die Thätigkeit des Bischofs geleitet, doch zeigt er auch hier in seiner Opposition gegen die Herzoge nirgends Energie, sondern mehr eine gewisse Passivität. So mußte er mitansehen, wie sich die evangelische Kirche auch ohne ihn ruhig entwickelte und seine Bemühungen um die Reichsunmittelbarkeit Camins erfolglos blieben. Er vermochte es auch nicht zu hindern, daß die Herzoge sich am 8. Februar 1541 über die fernere Besetzung des Bischofsamtes einigten. Das Alter und andere Interessen scheinen die Thatkraft des niemals sehr energischen Mannes vollkommen gelähmt zu haben. In der Nacht vom 26. zum 27. Januar 1544 erlag E. einem Schlaganfall. In der Kirche zu Polzin ist ein Denkstein für ihn erhalten. Ob die gegen den Charakter des Bischofs gerichteten Vorwürfe berechtigt sind, läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden.

Außer den Darstellungen bei v. Medem (Geschichte der Einführung der evangelischen Lehre in Pommern) und Barthold (Geschichte von Pommern Bd. IV, 2) sind anzuführen die Arbeiten von E. Görigk (Erasmus von Manteufel, der letzte katholische Bischof von Camin. Braunsberg 1899) und M. Spahn (Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte des Herzogthums Pommern. Leipzig 1896). In beiden Schriften ist die Behandlung tendenziös gefärbt. Aus dem reichhaltigen, bisher noch durchaus unvollständig benutzten Material im Königl. Staatsarchive zu Stettin bringen einiges Waterstraat (Ztschr. f. Kirchengesch. XXII. XXIII), Graebert (Der Landtag zu Treptow a. R. Berlin 1900) und Beintker (Balt. Studien N. F. V. VI). Während des Druckes des vorstehenden Artikels ist eine Arbeit von Granbert (Bischof Erasmus von Camin. Berlin 1903) erschienen, in der der Bischof eine gerechte Würdigung erfährt. M. Wehrmann.

Erbach: Franz Graf zu E.-Erbach wurde am 29. October 1754 in Erbach i. O. geboren als das einzige Kind zweiter Ehe des Grafen Georg Wilhelm von Erbach-Erbach. Den bis dahin im Haus Erbach ungewöhnlichen Namen erhielt der Graf von Kaiser Franz I., der sich durch ein Cabinetsschreiben bereit erklärt hatte, der Bitte des Vaters entsprechend unter der Bedingung Pathenstelle zu übernehmen, daß alle später geborenen Glieder des Hauses den Vornamen Franz oder Franziska führen sollten, wenn auch nicht an erster Stelle. Da Graf Georg Wilhelm schon 1757 starb, übernahm seine Wittwe, Leopoldine Sophie Wilhelmine geb. Wild- und Raugräfin zu Dhaun und Kyrburg, als Vormünderin die Regierung des Erbacher Landes wie die Erziehung ihres Sohnes. Nach der Sitte der Zeit war der junge Graf zuerst französischer Dienerschaft anvertraut; vorübergehend erhielt er den Candidaten der Medicin Vigelius zum Erzieher, und 1764 trat Chr. Fr. Freund, vorher Hofmeister bei v. Günderode in Hanau, diese Stelle an. Er begleitete, in den Adelstand erhoben, den jungen Grafen auf den ausgedehnten Reisen, die die Zeit vom Mai 1769 bis Juli 1775 ausfüllten und die Reisenden nach Straßburg, Lausanne, Paris, London, Berlin und Wien führten. Der Graf hatte bereits damals eine solche Neigung zur bildenden Kunst gefaßt, daß er zum Abschluß seiner Reisen und Erziehung einen längeren Aufenthalt in Italien wünschte. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß seiner sorg-

samen Mutter, die der Ansicht war, das deutsche Staatsrecht sei für einen künftigen Regenten wichtiger als alle Kenntniß der Antiquitäten. Von Wien reiste der Graf in größerer Gesellschaft im December 1775 nach dem Süden ab. In Venedig machte er die Bekanntschaft des Sonderlings Worsthley Montague, mit dem er noch lange Jahre nachher in Briefwechsel stand. Viel mächtiger waren die Eindrücke aller Art, die er in Rom empfing. Vor allem machte sich der russische Hofrath Reiffenstein um den lernbegierigen Grafen verdient; herzliche Freundschaft, die die kurzen Monate des römischen Aufenthalts überdauerte, verband die beiden Männer, denen sich in gleicher Gesinnung der jugendliche Abbate Ennio Quirino Visconti zugesellte, einer der ersten Alterthumskenner seiner Zeit, der gerade damals seine ersten Aufsehen erregenden Schriften veröffentlicht hatte; zwei noch ungedruckte Briefe von seiner Hand mit der Beschreibung von plastischen Kunstwerken sind in Erbach erhalten. Der greise Cardinal Albani, dem Winckelmann seine berühmte Villa eingerichtet hatte, führte den Grafen Franz bei dem Begründer der großen päpstlichen Sammlungen, bei Papst Clemens XIV. ein, und überall wurde die Gelegenheit benutzt, an Ort und Stelle den antiken Resten nachzugehen. So wurden außerhalb Roms, dessen Antiken eingehend studirt wurden, Neapel, Portici, Herculanum und Pompeji besucht. Ueber Siena gings dann nach Florenz und zum Schluß über Modena nach Genua. Ueberall übten hier in erster Linie die Persönlichkeiten den Hauptreiz auf die Reisenden aus; und natürlich. Denn der Graf war noch zu jung, um die ganze Bedeutung der Antike, die er geschaut hatte, schon voll zu empfinden; dies blieb einer späteren Zeit vorbehalten.

Am 23. Juli 1775 übernahm der vom Kaiser für volljährig erklärte Graf die Regierung; der Geist Fr. C. v. Moser's ist in den Maßregeln zu erkennen, die der junge Fürst für das Wohlergehen seiner Unterthanen ergriff. Verwaltung, Schulwesen, Land- und Forstwirthschaft wurden nach neuen Grundsätzen geregelt und der Anfang einer Industriethätigkeit gemacht; die heute noch in Erbach und Michelstadt blühende Elfenbeinschnitzerei ist von Graf Franz eingeführt; er selbst hatte das Drechslerhandwerk gelernt und es darin zu großer Fertigkeit gebracht.

Graf Franz vermählte sich 1776 in Dürkheim mit Luise Charlotte, der Tochter des Grafen C. Fr. Wilhelm zu Leiningen, die aber schon 1785 starb. Noch im selben Jahr führte der Graf Charlotte Luise, geb. Gräfin v. Wartemberg, verwittwete Gräfin v. Erbach-Fürstenau als zweite Gemahlin heim; diese Ehe blieb kinderlos, während aus der ersten 5 Töchter und 2 Söhne stammten.

Die Mußestunden des Grafen waren der Kunst und dem Alterthum gewidmet. Der erste Plan, den der Graf zur Gründung einer eigenen Sammlung faßte, war auf die Zusammenbringung einer Waffensammlung gerichtet. Einen Grundstock fand er in der wohlbesetzten Rüstkammer des Schlosses vor, und nun waren die ersten $1^1/_2$ Jahrzehnte seiner Regierung der eifrigen Vermehrung gewidmet; der Plan gipfelte in der Errichtung eines waffengeschmückten Rittersaals und wurde später ausgeführt. Für die eifrige Sammlerthätigkeit und das damit verbundene fleißige Studium antiker wie zeitgenössischer Litteratur sind die Briefe bezeichnend, die der Graf in den 80er Jahren an Lamey, den ständigen Secretär der Mannheimer Akademie gerichtet hat. Lamey besorgt Bücher, ertheilt Rathschläge und ist auch bei der Vermehrung der Waffensammlung behülflich, gelegentlich durch Austausch mit andern Dingen. So kamen zwei römische Sculpturen damals nach Mannheim; denn erst später entwickelte sich der historische Sinn des Grafen derart,

daß er ihn auch in den Denkmälern des heimischen Bodens wichtige geschichtliche Zeugnisse erkennen und schätzen ließ.

Wie es Goethe und so manchem Andern erging, so erging es auch dem Grafen. Es zog ihn abermals nach Italien. Aber während er beim ersten Aufenthalt lediglich die Fülle der Eindrücke auf sein wohl vorbereitetes Gemüth hatte wirken lassen, so lenkten ihn jetzt bestimmte Absichten — die Neigungen des Sammlers. Wir wissen nicht, ob der Graf über die Alpen ging mit dem Plan, Antiken zu erwerben oder nur nach Waffen Umschau zu halten; sicher aber ist, daß er sich alsbald, wieder von Reiffenstein und Visconti freundlich berathen, mitten in den Kreis der namhaftesten Archäologen Roms versetzt sah, der sich um den Cardinal Borgia gebildet hatte. Die Zeiten waren damals für den Sammler günstig; unter dem Druck der politischen Verhältnisse wurde gar manche Sammlung feil, öffentlich oder heimlich wanderte manches kostbare Stück, besonders die Ergebnisse der damaligen Ausgrabungen, ins Ausland. Und diese glücklichen Umstände beschloß der Graf alsbald auszunützen. Wir treffen ihn in der Villa Adriana bei Tivoli, wo Gavin Hamilton 1790—91 Ausgrabungen vornahm; Gegenstände gingen in seinen Besitz über, die Fürst Chigi 1784—1785 bei dem alten Laurentum, in Porcigliano, ausgegraben hatte. Der Graf besuchte fleißig die Magazine von Thomas Jenkins und erhielt auch von seinen Gönnern manches werthvolle Geschenk, so vom Fürsten Lambertini und von Ridolfo Venuti; sogar aus dem Museo Pio-Clementino geht eine Büste durch Tausch in seine Hände über. Vom Sammeln von Waffen war der Graf zur Erwerbung von Marmorwerken vorgedrungen; er wollte zuerst, wie er selbst sagt, eine Reihe von Köpfen solcher Kaiser besitzen, unter denen Rom glücklich war, es waren also rein historische Interessen, die ihn leiteten. Aber dabei beschränkte er sich doch keineswegs auf Kaiserbilder, und es ist ein eigener Zufall, daß gerade die Stücke, die aus diesem Rahmen herausfallen, sich durch ungleich höheren Kunstwerth auszeichnen. Zusehends wuchsen Liebe und Verständniß des Grafen für die antike Kunst in ihrem ganzen Umfang, gleicher Weise auch der Sammeleifer; in Neapel wie in Florenz wurde eine hübsche Auswahl unteritalischer und etruskischer Vasen angekauft, die damals begannen in Mode zu kommen. Ebenso glückte der Erwerb einer Reihe von Bronzen und Mosaiken, sogar eines Papyrus. Die römischen Freunde besorgten dem Grafen auch nach seiner Rückkehr allerlei Alterthümer, wobei z. B. werthvolle vorgeschichtliche Bronzewaffen in seinen Besitz gelangten.

Unterdessen waren die politischen Verhältnisse immer drohender geworden. Mit Mühe war es dem Grafen gelungen mit Marschall Augereau 1800 einen Vertrag zu schließen, durch den die Grafschaft geschützt wurde, nachdem wegen der Ausschreitungen der Franzosen 1796 die gräfliche Familie vorübergehend aus Erbach hatte fliehen müssen. Endlich kam die trübste Zeit für den Grafen: die Aufhebung der Grafschaft als souveränes Gebiet und ihre Einverleibung in das Großherzogthum Hessen. Zwar schloß sich der Graf den Schritten seiner protestirenden mediatisirten Mitstände an und übereichte im October 1814 als Glied einer Deputation dem Kaiser eine Denkschrift, — aber ohne allen Erfolg. Mitten in dem Umschwung aller staatlichen Verhältnisse fand der Graf Erholung in seinem selbstgeschaffenen Museum; es galt jetzt, die gesammelten Schätze zu ordnen, aufzustellen und zu würdigen. Und wenn man die prachtvollen handschriftlichen Kataloge der Sammlungen mit ihren vortrefflichen farbigen Abbildungen der Kunstwerke durchblättert, so staunt man über diese damals entstandenen Erzeugnisse eines behaglichen Fleißes, die man unwillkürlich mit der Klosterarbeit des Mittelalters zusammenstellt. Sind

natürlich auch die historischen Deductionen längst überholt, so bilden diese Kataloge doch in vielen Fällen unschätzbare Hinweise auf die Herkunft der einzelnen Stücke, nachdem vor wenigen Jahren bei einem Brand das gesammte Urkundenmaterial über die Sammlungen des Grafen Franz untergegangen ist.

Durch die intensive Beschäftigung mit der antiken Welt im Süden erwachte bei dem Grafen auch die Liebe zu den freilich weit unscheinbareren Denkmälern römischer Vorzeit im Odenwald. Von seinen Mitarbeitern, Hofprediger Wolff, Archivrath Kehrer, Maler Wendt und vor allem dem späteren großherzogl. hessischen Geh. Staatsrath Knapp unterstützt, begann der Graf im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die planmäßige Erforschung des Odenwaldes mit seinen Kastellen und Wachtstationen; sie wurde in einer Weise nach und nach durchgeführt, daß Knapp's darüber erschienenes Buch noch heute die unentbehrliche Grundlage aller weiteren Arbeiten auf diesem Gebiet bildet. In diesen Zusammenhang gehört, daß in dem um die Wende des Jahrhunderts angelegten Garten des Jagdschlößchens Eulbach zwei Kastellthore und ein Wachtthurm aus den ursprünglichen Steinen im ganzen getreu wieder aufgebaut wurden. Auch in dieser Periode seines Schaffens stand der Graf in regem Verkehre mit Gelehrten wie Creuzer, der verschiedene Stücke zuerst veröffentlichte, und Lehne in Mainz, der selbst der Sammlung ein paar wichtige Stücke zuführte. Daß dabei auch ein paar freilich längst erkannte Mystificationen mit untergelaufen sind, muß der Gerechtigkeit halber erwähnt werden.

Graf Franz, der letzte souveräne Herr seiner Grafschaft, starb am 8. März 1823. Sein Werk, die Sammlungen im Erbacher Schloß, dem Fideicommiß des Gesammthauses Erbach einverleibt und pietätvoll gepflegt, hat ihn überdauert und wird den Namen seines Gründers auch der Zukunft bekannt erhalten.

Simon, Geschichte d. Dynasten u. Grafen zu Erbach und ihres Landes. Frankfurt 1858. — Ludw. Graf Uetterodt zu Scharffenberg, Franz, reg. Graf zu Erbach-Erbach. Gotha 1872. — L. Ferd. Dieffenbach, Graf Franz zu Erbach-Erbach. Darmstadt 1879. — K. B. Stark, Zwei Alexanderköpfe der Sammlung Erbach und des Brit. Museums. Festschrift d. Universität Heidelberg für das Arch. Institut in Rom. Heidelberg 1879. — Anthes, Die Antiken der Gräfl. Erbachischen Sammlung. Darmstadt 1885; — Athletenkopf in Erbach, Festschrift f. Overbeck. Leipzig 1893, S. 79; — Ein attisches Vasenfragment in Erbach. Bonner Jahrbb. Heft 96, S. 341. — List, Franz, reg. Graf zu E. Neue Beiträge zu seiner Lebensgesch. Straßburg 1903. (Konnte nicht mehr benutzt werden.) Ed. Anthes.

Erben: Karl Jaromir E., geb. am 7. November 1811 in Milletin (bei Königinhof), war anfangs von seinen Eltern für das Lehrfach bestimmt, studirte das Gymnasium und die Rechte an der Universität in Prag und trat bald in freundschaftliche Beziehungen zu Palacky. Nachdem er bis zum Jahre 1843 in mehreren staatlichen Aemtern gedient hatte, wurde er neben Tomek Palacky's Mitarbeiter, reiste bis 1847 in den Archiven des Landes, um für Palacky Material zu sammeln und erhielt 1846 eine amtliche Stellung beim Landesmuseum. Im J. 1848 betheiligte er sich an der politischen Bewegung, ging nach Agram zur Begrüßung des Bans Jellachich von Seiten des Prager National-Ausschusses, übernahm nach Prag zurückgekehrt die Redaction der „Prager Zeitung", legte sie jedoch schon 1849 angesichts der veränderten politischen Verhältnisse nieder. Im J. 1851 zum Archivar der Stadt Prag ernannt, widmete er sich fortan nur seinen dichterischen und wissenschaftlichen historischen Arbeiten. Daneben war er auch zufolge seiner juridischen Bildung und seiner bedeutenden Sprachkenntnisse Translator der österreichi-

schen Gesetze in die czechische Sprache und Mitglied der Commission für die Herstellung einer Rechtsterminologie der slawischen Sprachen.

Das wichtigste historische Werk, das er begründete, sind die „Regesta diplomatica necnon epistolaria Bohemiae et Moraviae", davon aber von ihm nur der erste Band (erschienen Prag 1855) herausgegeben wurde; die Fortsetzung übernahm später J. Emler. Ferner gab er einige Geschichtsquellen heraus und besorgte 1864—1868 eine Ausgabe der czechischen Schriften von Hus. Mehrere seiner kleineren darstellenden Arbeiten beziehen sich auf die locale Geschichte Prags. E. war ferner nicht nur selber dichterisch thätig, sondern sammelte und edirte die böhmischen Nationallieder, auf Grund derer er auch eine slawische Mythologie zu bearbeiten hoffte. Er war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes und ohne sich immer und überall in den Vordergrund zu stellen doch eine ungemein arbeitsame, leicht begeisterungsfähige, hochgeachtete Natur. Er starb am 21. Novbr. 1870.

Vgl. V. Brandl, Das Leben Karl Jaromir Erbens. Brünn 1887 (in czechischer Sprache). V. Bretholz.

Erbkam: Wilhelm Heinrich E., Consistorialrath und Professor der Theologie zu Königsberg, wurde am 8. Juli 1810 in Glogau in Schlesien geboren. Seine Mutter war die Tochter des evangelischen Bischofs Fr. S. Gottfried Sack, durch dessen Einfluß sein Vater wenige Jahre später als Geh. Regierungsrath nach Berlin versetzt wurde. Unter der Leitung seines Oheims, des Professors K. H. Sack, begann er seine theologischen Studien in Bonn, wo er besonders an C. J. Nitzsch und Bleek sich anschloß. In Berlin, wo er seine Studienzeit beendete, übten Schleiermacher, Neander und Marheineke einen bestimmenden Einfluß auf sein religiöses Leben und seine theologische Richtung aus, während im Wittenberger Predigerseminar Richard Rothe sein Interesse für die Kirchengeschichte und die Geschichte des christlichen Lebens zu erwecken wußte. Im J. 1838 habilitirte E. sich in Berlin als Privatdocent und wirkte dort durch seine Vorlesungen aus der Kirchen- und Dogmengeschichte sowie aus der systematischen Theologie zehn Jahre lang, zuletzt als Extraordinarius. Seine erste litterarische Arbeit: „Beleuchtung der Erklärung von 1845" bezog sich auf den auch von den Bischöfen Eylert und Draeseke unterzeichneten Protest gegen die Evangelische Kirchenzeitung und ihren Herausgeber E. W. Hengstenberg: er trat als Vertheidiger des Angegriffenen auf, ohne jedoch den leidenschaftlichen Ton der genannten Kirchenzeitung in Schutz zu nehmen. Im J. 1847 wurde E., zunächst als Extraordinarius, nach Königsberg für das Fach der Kirchen- und Dogmengeschichte versetzt; hier verfaßte er das Hauptwerk seiner litterarischen Wirksamkeit: „Die Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation" (1848). Im J. 1855 folgte er dem nach Halle berufenen Kirchenhistoriker J. Jakobi auf den Lehrstuhl des Ordinariates. Als Consistorialrath vertrat er seit 1857 die reformirten kirchlichen Angelegenheiten. Er starb zu Anfang des Jahres 1884. Sein inniges Glaubensleben, seine Zuverlässigkeit, Geradheit und Wahrheitsliebe sicherten ihm in weiten Kreisen herzliche Hochschätzung und ehrendes Andenken.

Schriften: „Beleuchtung der Erklärung vom 15. August 1845"; „Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation" (1848); „De Irenaei principiis ethicis" (1856); „Der Werth kirchengeschichtlicher Arbeiten für die theologische Wissenschaft und das kirchliche Leben" (1856); „Melanchthon's Verhältniß zu Herzog Albrecht von Preußen und zur Königsberger Universität" (Festrede am 19. April 1860); Festrede bei Schleiermacher's hundertjähriger Geburtstagsfeier am 21. November 1868.

Evangel. Gemeindeblatt von Conf.-Rath D. Eilsberger in Königsberg 1884, Nr. 4. — Art. Erbkam in Theol. Real-Encykl.[3] V, 448 f.

E. Chr. Achelis.

Erbstein: Albert E., Dr. juris, geboren zu Dresden am 3. Juli 1840, † am 25. Juni 1890 zu Blasewitz bei Dresden. Seine ersten Leistungen galten dem Germanischen Museum zu Nürnberg, bei dem er 1861 bis 1866 als Conservator eine fruchtbringende Thätigkeit entwickelte. Die folgenden Jahre amtlosen Schaffens kamen vorzugsweise dem königlichen Münzcabinet Dresden zu gute, bis ihm 1882 die Stelle als Director dieser Sammlung übertragen wurde, mit der er später die eines Vorstehers des historischen Museums, der königl. Porzellansammlung und der Gewehrgalerie vereinigte. Obwol die Verwaltung dieser verschiedenen Institute viel Zeit in Anspruch nahm, so fand er doch auch jetzt noch Muße zu litterarischen Arbeiten, deren er eine stattliche Reihe hinterlassen hat, die meisten in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder, Geh. Hofrath Dr. Julius E. verfaßt, der noch jetzt dieselbe Münzsammlung nebst dem Grünen Gewölbe verwaltet; diese Mitarbeiterschaft ist wol ebenso beispiellos wie die Vererbung des numismatischen Sinnes in der Familie, denn schon Vater und Großvater haben sich als numismatische Schriftsteller bekannt gemacht. Zu nennen sind von Erbstein's Arbeiten namentlich: Der Münzfund von Trebitz, Zur mittelalterlichen Münzgeschichte der Grafen von Mansfeld, Münzgeschichtliches über Langensalza, Italienische Nachahmungen schweizer, deutscher und niederländischer Münzen, Ein vergessenes Denkmal Peter's d. Gr. (Münzstätte Siewsk). Hohen Werth beanspruchen auch, zum Unterschied von den meisten andern derartigen, selbst die nur zum Zwecke der Versteigerung angefertigten Münzverzeichnisse, da sie, von wissenschaftlichem Geiste durchdrungen, vielfach die Lösung numismatischer Räthsel bringen, so die Schultheß-Rechberg'sche Münz- und Medaillensammlung, des königl. Münzcabinets zu Dresden Doubletten, die Schellhaß'sche Münzsammlung, die Sammlung Hohenlohischer Münzen und Medaillen des fürstl. Hauses Hohenlohe-Waldenburg. Nicht unerwähnt darf auch die Thätigkeit für zwei periodische Schriften bleiben: die „Blätter für Münzfreunde", die E. lange Jahre als Mitredacteur geleitet hat, und die unter dem Titel „Aus Dresdener Sammlungen" erschienenen Mittheilungen der dortigen numismatischen Gesellschaft. Es ist aber nicht die Münzkunde allein, der Erbstein's reiches Wissen und Können zu statten gekommen ist, sein Schriftchen „Das wahre Bildniß Albrechts des Beherzten, Herzogs zu Sachsen" ist bemerkenswerth auch wegen seines praktischen Erfolges, denn auf den in ihm geführten Nachweis, daß dasselbe in einem bisher verkannten Gemälde der Dresdener Galerie zu erkennen ist, hat man sowol den Kopf dieses Fürsten auf dem sächsischen Albrechtsorden als noch in letzter Stunde den des zur Aufstellung in der Albrechtsburg zu Meißen bestimmt gewesenen Denkmalsentwurfes geändert und durch einen diesem echten Bilde entsprechenden ersetzt.

Dannenberg.

Erdmann: Johann Eduard E., Philosoph, war geboren am 5. Juni 1805 zu Wolmar in Livland als Sohn des dortigen Pfarrers und dessen Ehefrau Elisabeth Dorothea, geb. Walter, Schwester des Generalsuperintendenten von Livland Ferdinand Walter. Der Vater war von Geburt Ostpreuße und hatte in Königsberg studirt; der Sohn widmete sich in Dorpat und Berlin der Theologie und Philosophie und wurde an letzterer Universität für die Hegel'sche Lehre gewonnen, der er Zeit seines Lebens treu blieb. Von 1829 an war er in seinem Geburtsort Pfarrer, nachdem sein Vater schon 1824 gestorben war. Doch gab er dies Amt 1832 auf und verließ Livland,

da es ihm durch die dortigen Gesetze verboten war, sich mit der jungen Wittwe eines Onkels von ihm zu vermählen. Er wandte sich wieder nach dem ihm bekannten und liebgewordenen Berlin, wo er sich 1834 für Philosophie habilitirte. Ungern verließ er 1836 die Hauptstadt, um einem Ruf nach Halle als außerordentlicher Professor der Philosophie zu folgen. 1839 wurde er zum ordentlichen Professor daselbst ernannt und blieb bis an sein Lebensende, 12. Juni 1892, dieser Universität treu, eines der einflußreichsten Mitglieder der philosophischen Facultät, nur in den letzten Jahren durch Altersschwäche daran gehindert, Vorlesungen zu halten. Seine Gattin, seine treuste Begleiterin im Leben und auf den Reisen, die er zu machen liebte, war ihm schon 14 Jahre vorher in den Tod vorangegangen — er hat dann die Einsamkeit des Lebens, da die Ehe kinderlos geblieben war, empfunden.

Auf dem Katheder kam Erdmann's Persönlichkeit schön zur Geltung und Wirkung. Voller Herrschaft über den Stoff übte er auf seine zahlreichen Zuhörer durch die Gewalt und den Glanz seiner Diction, durch die geistreiche, witzige, zum Theil sarkastische, mit Analogien leicht spielende Art des Vortrags einen bedeutenden Einfluß aus. Wer ihn hörte, wurde von ihm gefangen und mußte sich der eigenartigen Behandlung der verschiedensten Gegenstände hingeben, konnte die Zeit, wo er zu Erdmann's Füßen gesessen, nicht wieder vergessen. Hinter dem Rednerischen trat allerdings das eigentlich Lehrhafte bei ihm zurück; so ist es erklärlich, wie er zwar vielfachst anregte, für die Philosophie im allgemeinen gewann, aber eigentliche Schüler nicht heranbildete, auch sich nicht für geeignet hielt, sogenannte philosophische Uebungen mit Studirenden anzustellen. Am beliebtesten und besuchtesten waren wol seine Vorlesungen über Geschichte der Philosophie. Seine Begabung, eindrucks- und überzeugungsvoll seine Gedanken, die ihn im Innersten bewegten, mitzutheilen, sowie seine tief religiöse Gesinnung, veranlaßten ihn auch in Halle, öfter auf die Kanzel zu steigen und namentlich zu der akademischen Jugend anders zu sprechen als vom Katheder. 62 Predigten von ihm sind einzeln und in Sammlungen gedruckt. — Im Verkehr war E. liebenswürdig anregend, witzig, bisweilen auch scharf, sogar schroff, wenn es galt, seine Ueberzeugung zu wahren — ein zuverlässiger fester Charakter, eine vornehme Natur.

E. bekannte sich als zur rechten Seite der Hegel'schen Schule gehörig und glaubte, nur in untergeordneten Punkten von dem Meister abzuweichen. Geschichtliche und systematische Werke hat er verfaßt, die zum Theil große Verbreitung gefunden haben. Als eins seiner bedeutsamsten muß gelten der „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (2 Bde., Berlin 1865—67), während seines Lebens noch in 2. und 3. Auflage erschienen, nach seinem Tode in 4. Auflage herausgegeben von Benno Erdmann (Berlin 1896). Hervorzuheben ist aus dem Werke als besonders gelungen und durchaus objectiv gehalten der längere Abschnitt über die Auflösung der Hegel'schen Schule. Vorausgegangen war diesem Grundriß das größere Werk „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuesten Philosophie" (3 Bde., Leipzig 1834—51), das den verdienten Erfolg nicht in vollem Maaße gehabt hat. In der Entwicklung der Philosophie sieht E. eine doppelte Nothwendigkeit, nämlich einmal die welthistorische, nach der das Auftreten eines Systems durch den Charakter der Zeit und sein Verdrängtwerden durch das Anderswerden der Zeit bedingt ist, sodann die philosophiegeschichtliche, indem das System als Conclusion erwiesen wird, zu der die früheren Systeme die Prämissen sind, und dargethan wird, daß weitergegangen werden mußte, um nicht der Halbheit zu verfallen. Der Psychologie wandte er sich zu in seinen Schriften:

„Leib und Seele“ (Halle 1837, 2. Aufl. 1849), „Grundriß der Psychologie“ (Leipzig 1840, 5. Aufl. 1873), „Psychologische Briefe“ (Leipzig 1851, 7. Aufl. 1897), in welchen er nach seiner eigenen Angabe nicht strenge Wissenschaft bieten, sondern nur deren Ergebnisse in unterhaltender Form mittheilen will. Ferner schrieb er: „Grundriß der Logik und Metaphysik“ (Halle 1841, 5. Aufl. 1875), „Philosophische Vorlesungen über den Staat“ (Halle 1851), „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium“ (Leipzig 1858). Auf Verschiedenes gehen „Vermischte Aufsätze“ (Leipzig 1845), worin er auch seine religionsphilosophischen Ansichten niedergelegt hat, „Ernste Spiele“ (Berlin 1871, 4. Aufl. 1890), geistvolle, meist in Berlin und Halle gehaltene Vorträge, die große Verbreitung erfahren haben, „Sehr Verschiedenes, je nach Zeit und Ort“ (Berlin 1874). Um Leibniz hat er sich durch eine vortreffliche Ausgabe von dessen philosophischen Schriften sehr verdient gemacht: „G. G. Leibnitii opera philosophica quae exstant“ (Berolini 1840).

Ueberweg-Heinze, Grundriß der Gesch. d. Philos., 4. Bd., 9. Aufl., S. 149 f. — Benno Erdmann, Joh. Ed. Erdmann, Philos. Monatshefte, Bd. 29, 1893, S. 219—227, wo sich auch ein wol ziemlich vollständiges Verzeichniß der Schriften Erdmann's findet. — Persönliche Bekanntschaft.

M. Heinze.

Erdmann: Oskar E., Germanist, wurde am 14. Februar 1846 zu Thorn geboren als Sohn des dortigen Predigers an der neustädtischen Kirche. Seine Schulbildung empfing er am Gymnasium zu Thorn. 1863 bezog er die Universität Leipzig, um classische und germanische Philologie zu studiren. Zarncke und G. Curtius waren seine Lehrer. 1865 kam er nach Berlin und hörte bei Müllenhoff, M. Haupt, Kirchhoff und Steinthal. In Königsberg brachte er seine germanistischen Studien unter Schade zum Abschluß und promovirte 1867 über die Syntax des Pindar. Ein Jahr war er Probecandidat in Königsberg und kam 1868 ans Gymnasium nach Graudenz. 1869 hatte die Wiener Akademie eine Preisaufgabe über die Syntax Otfrid's gestellt, die E. siegreich löste. 1874—76 erschienen seine Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrid's. Darauf hin übertrug ihm Zacher die Otfridausgabe in der germanistischen Handbibliothek (Halle 1882 erschienen). 1880 wurde Erdmann's Schrift „Ueber die Wiener und Heidelberger Handschrift des Otfrid“ in den Abhandlungen der Berliner Akademie veröffentlicht. E. war inzwischen (1874) ans Wilhelmsgymnasium zu Königsberg berufen worden und habilitirte sich 1883 an der Universität. Die zwiefache Berufslast war ihm drückend und so ging er gern als a.o. Professor 1885 nach Breslau. Bald brachte er seinen ersten Band der Grundzüge der deutschen Syntax zum Abschluß. Um seine äußere Lage zu verbessern, trat E. in Breslau in die Schriftleitung von „Nord und Süd“ ein. 1889 kam E. als ordentlicher Professor nach Kiel und übernahm dort mit Gering zusammen die Leitung der „Zeitschrift für deutsche Philologie“. Für den verstorbenen Lexer wurde ihm auch die Mitarbeit am Grimm'schen Wörterbuch übertragen. Am 13. Juni 1895 ereilte ihn ein frühzeitiger Tod im Alter von 49 Jahren.

Erdmann's Hauptverdienst sind seine Otfridstudien. Er erkannte die Bedeutung der Wiener Handschrift, die eine vom Dichter selbst durchgebesserte Reinschrift darstellt. Vorzüglich ist die Otfridsyntax. Auch die Grundzüge der deutschen Syntax haben zum ersten Mal seit J. Grimm auf breiter vergleichender Grundlage dieses lang vernachlässigte Gebiet wieder fruchtbringend angebaut. In seinen Vorlesungen und in kleineren Abhandlungen und Anzeigen beschäftigte er sich mit altdeutscher Metrik und Grammatik, mit mhd. Dichtung, mit Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller. Gehäufte Berufsgeschäfte und ein früher Tod haben die Ausführung verschiedener wissenschaft-

licher Pläne verhindert. Manche schöne Frucht, die ansetzte, ist nicht zur Reife gediehen.

Vgl. Gering, Zeitschrift für deutsche Philologie 28, 228 ff. — Wunderlich, Allg. Zeitung 1895, Beil. Nr. 167. — A. Ludwich, Erinnerungen an Oskar Erdmann, in der Festschrift z. 70. Geburtstage O. Schade's. 1896, S. 153 ff. W. Golther.

Erhard: Kaspar E., Benedictiner, geboren am 3. Januar 1685 zu Stadel in Oberbaiern, † am 29. Mai 1729. Er machte seine Gymnasialstudien zu Landsberg und München, trat am 15. September 1702 in dem Kloster St. Emmeram in Regensburg in den Benedictinerorden und legte am 6. Januar 1704 die Ordensgelübde ab. Die philosophischen Studien absolvirte er hierauf im Kloster Benedictbeuren, die theologischen im Kloster Weihenstephan, worauf er noch ein Jahr die Universität Salzburg besuchte. Nach Empfang der Priesterweihe wirkte er zunächst als Cooperator zu St. Rupert in Regensburg, dann als Professor der philosophischen und theologischen Wissenschaften in verschiedenen Klöstern, in denen sich abwechselnd das gemeinsame Studium für die Klöster der bairischen Benedictinercongregation befand; zuerst als Professor der Physik zu St. Emmeram, 1716 in gleicher Eigenschaft in Oberaltaich, 1718 als Professor der Philosophie in Michelfeld in der Oberpfalz; 1719 kam er als Subprior und Professor der Theologie nach St. Emmeram zurück, lehrte dann noch einmal einige Zeit Theologie in Michelfeld, bis er 1725 Prior zu St. Emmeram wurde. 1729 wurde er zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit als Propst nach Hohengebraching versetzt, starb aber schon am 29. Mai dieses Jahres.

E. war einer der wissenschaftlich strebsamsten Männer unter den bairischen Benedictinern seiner Zeit. An seinen Namen knüpfen sich die Anfänge jener Bestrebungen, welche St. Emmeram im 18. Jahrhundert zu einem hervorragenden Sitze wissenschaftlicher Thätigkeit machten. Er war es auch, der die neuerdings von J. A. Endres (s. dessen unten genannte Schrift) ans Licht gezogenen Beziehungen der Emmeramer zu den Maurinern, die für die ersteren von nachhaltiger Bedeutung waren, zuerst anknüpfte; auf seine Veranlassung wurde im J. 1721 sein junger Ordensgenosse und Schüler Johann Baptist Kraus, der spätere Fürstabt von St. Emmeram (1742—1762) von Regensburg nach Paris gesandt, um in dem dortigen Kloster St. Germain-des-Prés, dem Hauptsitze der Mauriner, unter Leitung der dortigen hervorragenden Gelehrten weitere wissenschaftliche Studien zu machen. — Erhard's eigene schriftstellerische Thätigkeit umfaßt die Schriften: „Liber I und Liber II physicorum in compendio datus" (Ratisbonae 1714); „Habitus naturalis noviter expensus, secundum antiqua Thomistarum principia". Pars I u. Pars II (ib. 1718); „Habitus supernaturalis expensus . . ." (ib. 1718); „Amica unio theologiae scholasticae cum ascetica. Dissertationes ascetico-scholasticae de septem perfectionibus divinis, ubi ex principiis scholasticis tum praecipuae perfectiones divinae expenduntur, tum etiam praecipua sacrae asceseos documenta exponuntur" (ib. 1719); „Dissertatio ascetico-scholastica de natura et dotibus theologiae asceticae" (ib. 1719); „Dissertatio ascetica de beatitudinis desiderio" (ib. 1720); „Institutiones planae et faciles de theologia positiva ad incendendum studium sacrarum litterarum conscriptae" (ib. 1725); „Instructio et manuductio ad theologiam mysticam seu contemplationem et dilectionem Dei" (Augustae Vindelicorum 1727); „Christliches Handbüchlein oder sichere Hand-Führung zur christlichen Vollkommenheit mittelst der drey theologischen Tugenden Glauben, Hoffnung und Liebe" (Regensburg 1727; 2. Aufl. 1728; eine 4. Aufl. erschien noch 1763 zu Wien);

„Soliloquium illustrissimi et excellentissimi Domini Ernesti, S. R. I. Comitis de Metternich &c., Serenissimi et potentissimi Regis Prussiae Consiliarii intimi actualis, ejusdemque Regiae Majestatis ratione Electoratus Brandeburgici aliarumque Teutonicarum Provinciarum ad Comitia Imperii Ratisbonae Legati Plenipotentiarii &c.&c. Commentario polemico facili et plano donatum et declaratum . . . ad confirmandos in fide Catholicos et Protestantes illuminandos“ (Ratisbonae 1728; gibt einen eingehenden Commentar zu den von dem Grafen Metternich, der 1727 in Regensburg zur katholischen Kirche zurückkehrte und bald darauf starb, eigenhändig niedergeschriebenen Motiven seiner Conversion; vgl. Räß, Die Convertiten seit der Reformation, Bd. IX, Freiburg 1869, S. 457—473). Nach Erhard's Tode gab Joh. Bapt. Kraus dessen „Sittenkatechismus“ (Regensburg 1738) heraus. Ueber seine nachgelassenen Manuscripte vgl. Baader. — Bei Ziegelbauer (Historia rei literariae O. S. B., T. IV, Aug. Vind. 1754, p. 41) wird ihm fälschlich noch die Schrift zugeschrieben: „Dulcis memoria in sacra Evangelia, seu vita et doctrina, mysteria et beneficia Jesu Christi, per breve commentarium in s. Evangelia compendiose explicata“ (Augustae Vind. 1715); deren Verfasser ist aber ein anderer Kaspar Erhardt, Dr. theol. und Pfarrer zu Paar bei Friedberg in Oberbaiern, Diöcese Augsburg.

Cl. Al. Baader, Das gelehrte Baiern, I (Nürnberg u. Sulzbach 1804), Sp. 301—303. — J. A. Endres, Korrespondenz der Mauriner mit den Emmeramern und Beziehungen der letzteren zu den wissenschaftlichen Bewegungen des 18. Jahrhunderts (Stuttgart u. Wien 1899), S. 9—26; S. 41 ff. werden Briefe an Erhard von den Maurinern Renatus Massuet, Prudentius Maran, Petrus Guarin, Simon Mopinot und Bernhard von Montfaucon mitgetheilt. Vgl. auch Historisch-politische Blätter, Bd. 123, 1899, S. 83 ff. (J. A. Endres, ein geistlicher Fürst des 18. Jahrh.).

Lauchert.

Erhard: Thomas Aqu. E., Benedictiner, älterer Bruder des P. Kasp. E., geboren am 9. November 1675 zu Stadel in Oberbaiern, † am 8. Januar 1743. Er machte seine Gymnasialstudien zu Dillingen, Landsberg und München, trat 1695 zu Wessobrunn in den Benedictinerorden und wurde nach Vollendung der theologischen Studien 1702 zum Priester geweiht. Als Ordensgeistlicher war er im Predigtamte thätig und stand 30 Jahre lang dem Wallfahrtsorte Vilgertshofen vor, entfaltete aber auch eine nicht unbedeutende wissenschaftliche Thätigkeit, insbesondere auf dem Gebiete der Exegese. Hierher gehören seine Hauptwerke: „Biblia sacra latino-germanica notis theologicis et chronologicis illustrata. Die Bibel latein und teutsch mit theologischen und chronologischen Anmerkungen“ (Augustae Vind. 1723; der dem lateinischen Vulgatatext beigegebene deutsche Text ist derjenige der auf Kaspar Ulenberg's Uebersetzung beruhenden Mainzer Bibel; vgl. D. Gla, Repertorium der kath.-theol. Litteratur, Bd. 1, Paderborn 1895, S. 191; eine 2. Aufl. erschien ebd. 1726, 3. Aufl. 1730, 4. Aufl. 1735, ein Nachdruck in Graz 1737, endlich nochmals eine neue Ausg. in 2 Bänden Augsburg 1771); „Manuale biblicum, seu appendix sacrae Scripturae latino-germanicae cum variis lexicis ad faciliorem sacrarum literarum usum concinnata“ (Aug. Vind. 1724); „Isagoge et commentarius in universa Biblia Vulgatae editionis“ (Aug. Vind. 1735). Außerdem begann er die Ausarbeitung der berühmten Wessobrunner Bibelconcordanz (vgl. über dieselbe Kaulen im Kirchen-Lexikon, 2. Aufl. Bd. II, 1883, Sp. 639 f.), die nach seinem Tode von anderen Wessobrunner Benedictinern (zuerst von Maurus Lutz, dann von Veremundus Eisvogel, Cölestin Leutner u. A.; vgl. Ziegelbauer, Historia rei

lit. O. S. B. IV, 66 s.; Gla a. a. O., S. 134 f.) vollendet wurde und 1751 in Augsburg in 2 Foliobänden unter dem Titel erschien: „Concordantiae Bibliorum Wessofontanae, seu Repertorium biblicum utriusque Testamenti iuxta exemplar Vulgatae editionis, nova methodo, ordine commodius, sensu plenius, usu expeditius adornatum opera et studio R. R. P. P. Ord. S. Benedicti antiqui et exemti monasterii Wessofontani". — Außerdem sind folgende Schriften von ihm zu nennen: „Ars memoriae sive clara et perspicua methodus excerpendi nucleum rerum ex omnium scientiarum monumentis. Expedita quoque ratio per apertas rhetorices vias excerptis utendi. Opus in tres partes divisum, literarum sedulis cultoribus, novellis praecipue Verbi Divini praeconibus ac vitae religiosae tironibus utile" (Aug. Vind. 1715, 2 Bde.); davon ist eine neue kürzere Bearbeitung, als editio altera bezeichnet: „Clavis aurea sive facilis et perspicua methodus notandi et excerpendi nucleum rerum memoratu digniorum ex omnium scientiarum libris" (Aug. Vind. 1716); „Gloria S. P. Benedicti in terris adornata, seu vita, virtutes, prodigiosa gesta et cultus SS. Patriarchae" (ib. 1719, 2 Bde.); „Regula S. P. Benedicti ad modum biblicum et notis illustrata" (ib. 1722 u. 1725); „Concordantiae novae in regulam S. P. Benedicti" (ib. 1723); endlich eine Ausgabe der „Nachfolge Christi", als deren Verfasser er den Johannes Gerson betrachtet: „Joannis Gersen de Canabaco liber de imitatione Christi, studio Thomae Erhard ed." (ib. 1724) und eine Schrift zur Vertheidigung der Gerson-Hypothese gegen Eusebius Amort: „Polycrates Gersensis contra scutum Kempense instructus prodiens; sive apologia pro Joanne Gersene Ord. S. Benedicti Abb. tanquam genuino protoparente Libelli de Imit. Christi, contra Rev. Dom. Eusebium Amort, Can. Reg." (ib. 1729 u. 1734). Unter seinem Nachlaß befand sich eine „Academia Mariana" in 20 Bänden.

Cl. Al. Baader, Das gelehrte Baiern, I (Nürnberg u. Sulzbach 1804), Sp. 303 f. Lauchert.

Erk: Ludwig Christian E., der hochverdiente Liedforscher, entstammt einem deutschen Schulhause. Am 6. Januar 1807 wurde er in Wetzlar als Sohn des Lehrers, Cantors und Organisten Adam Wilhelm Erk, eines tüchtigen Musikers, geboren. Die Mutter war eine geborene Göch, Tochter des Wetzlarer Bürgermeisters. Nach Auflösung des Reichskammergerichts konnte A. W. Erk nicht mehr in dem verarmten Städtchen bleiben; er siedelte im J. 1811 mit seiner Familie nach Worms über, wo er mit Adolf Diesterweg in nahe Berührung kam, dann 1812 nach Isenburg bei Frankfurt a. Main, endlich 1813 nach Dreieichenhain in Hessen-Darmstadt. In dieser liederreichen Gegend verlebte Ludwig E. eine schöne Jugend. Der Musikunterricht, den ihm sein Vater ertheilte, hatte ihn so gefördert, daß er schon im elften Jahre die Orgel spielen konnte. Nach dem Tode des Vaters im J. 1820 erwies sich der Pathe Johann Balthasar Spieß in Offenbach hülfreich gegen den begabten, stillen, schüchternen Knaben und nahm ihn in seine bewährte Erziehungsanstalt (s. A. D. B. XXXV, 183) auf. Hier blieb E. bis zum Jahre 1826. Dann griff Adolf Diesterweg, der inzwischen Director des Lehrerseminars in Mörs geworden war, fördernd in sein Leben ein. Er veranlaßte ihn, als Musiklehrer an seine Anstalt zu kommen, und als Diesterweg die Mörser Stellung mit einer gleichen am Königlichen Seminar für Stadtschulen in Berlin vertauscht hatte, ruhte er nicht, bis er im J. 1835 E. auch hierher berufen konnte. Von diesem Jahre an bis zu seinem am 25. November 1883 erfolgten Tode hat E. in Berlin gewirkt. Nach außen hin ist er wenig hervorgetreten. In den Jahren 1836 bis 38 war er Musik-

lehrer in der Familie des Prinzen Karl von Preußen — es muß ein eigenthümliches Bild gewährt haben, den stillen, bescheidenen E. beim Unterrichten des kräftigen, nicht gerade musikalischen Prinzen Friedrich Karl, des späteren Feldmarschalls, zu sehen. Zu derselben Zeit hatte E. neben seinem Lehramt am Seminar auch die Leitung des Liturgischen Chors in der Domkirche übernommen, die er später an Reithardt abgab. 1843 gründete er den nach ihm benannten, noch jetzt bestehenden Männergesangverein, 1852 eine gleiche Vereinigung für gemischten Chor. 1857 wurde er zum Kgl. Musikdirector, 1876 zum Professor ernannt.

Wie ersprießlich aber auch sein Wirken als Pädagog und Dirigent war, so wurde es in den Ergebnissen doch weitaus übertroffen durch seine Thätigkeit als Sammler und Herausgeber von Volksliedern und volksthümlichen Liedern sowie als Hymnologe. Schon als Zweiundzwanzigjähriger hatte E. in Mörs ein- und mehrstimmige Schullieder verschiedener Componisten vorbereitet und in drei Sammlungen erscheinen lassen, durch deren Auswahl und Bearbeitung er sich aufs glänzendste einführte. Sie wurden schnell mehrfach aufgelegt und gingen im J. 1840 in die Sammlung über: „Liederkranz. Auswahl heiterer und ernster Gesänge für Schule, Haus und Leben", von der in den nächsten 27 Jahren nicht weniger als 288 000, bis Ende 1902 gar 750 000 Exemplare verbreitet wurden. Noch weitaus größer war die Popularität einer andern Erk'schen Liederausgabe u. d. T. „Singvögelein" vom Jahre 1842; binnen 25 Jahren wurden von ihr 600 000 und bis Ende 1902 die ungeheure Zahl von 1 200 000 Exemplaren in den Handel gebracht, sodaß man das „Singvögelein" das volksthümlichste deutsche Liederbuch nennen darf. Sehr groß war auch die Verbreitung der folgenden Sammlungen Erk's — ich benutze hier die mir von der Baedeker'schen Verlagshandlung in Essen freundlichst zur Verfügung gestellten Notizen —: „Auswahl ein-, zwei- und dreistimmiger Lieder für Volksschulen" (1852): 700 000 Exemplare, „Sängerhain, Sammlung heiterer und ernster Gesänge für Gymnasien, Real- und Bürgerschulen" (1849): 500 000, „Deutscher Liedergarten" (für Mädchenschulen, 1846): 100 000, „Die bekanntesten Choräle, dreistimmig gesetzt, zum Gebrauch in Schulen" (1847): 800 000, ferner des in der Edition Peters in Leipzig erschienenen „Jugendalbums" (1871) und „Deutschen Liederschatzes" (1873).

Die hohe Bedeutung, welche diese Ausgaben für Schule und Haus haben, ist erst dann recht zu würdigen, wenn man sich das tiefe Niveau der Liedersammlungen vergegenwärtigt, die E. zu Beginn seiner Thätigkeit im J. 1828 vorfand. Noch immer stand damals das unendlich triviale Mildheimische Liederbuch in Blüthe — 1834 erlebte es eine achte Auflage — und neben ihm Lindner's musikalischer Jugendfreund, Bartsch's Melodien zur Liedersammlung zur Erhebung, Veredlung und Erfreuung des Herzens u. s. w. Statt der hier gepflegten unausstehlich ledernen, schalen Tendenzpoesien brachte E. echte Dichtungen, statt der sentimentalen Biedermeiermusik gute, kräftige, alte und neue Melodien aus dem Schatze der Kunst- und Volkslieder, Alles leicht verständlich und eingänglich, theils einfach zwei- oder dreistimmig gesetzt, theils mit unschwerer wenn auch nicht immer meisterhafter Clavierbegleitung, das Ganze niemals trocken und lehrhaft, sondern bei aller Berücksichtigung pädagogischer Zwecke lebendig und künstlerisch. Dies ist um so höher anzuschlagen, als die classischen Lieder aus der höheren Kunstsphäre von dieser Sammlung zumeist ausgeschlossen bleiben mußten; sind ja doch die Gesänge Beethoven's, Schubert's, Schumann's viel zu gewählt, zu aristokratisch, um ohne weiteres von den Massen verstanden zu werden. Wie für diese Goethe's Lied „An den Mond" weniger geeignet ist, als etwa Claudius' Abendlied

„Der Mond ist aufgegangen", so müssen in volksthümlichen Ausgaben von Liedercompositionen die Namen Schulz und Silcher viel öfter vorkommen, als Mozart und Beethoven.

Als musterhafter Herausgeber hat sich E. von Sentimentalität, Plattheit und Verbesserungssucht frei gehalten und sich große Verdienste um unsere Schul- und Hausmusik erworben.

Noch bedeutungsvoller aber ist sein Wirken als Auffinder und Erforscher auf dem Gebiete des Volksliedes geworden. Von seinen Jünglingstagen bis ins Alter hat er nicht gerastet, auf seinen Streifereien wie einst Goethe in Sesenheim Lieder „aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufzuhaschen", und er wurde hierbei von guten Mitarbeitern unterstützt: seinem Bruder Friedrich, den Lehrern Glock, Wilh. Irmer, Wilh. Greef, Carl Ed. Pax, A. Jacob u. s. w. (Friedrich Erk, Irmer und Greef waren auch Mitherausgeber der obenerwähnten Liedersammlungen). Die Ergebnisse hat E. zunächst u. d. T.: „Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen", dann als „Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien", in dreizehn dünnen Heften kleinsten Octavformats herausgegeben, die in den Jahren 1838—45 in Berlin erschienen. Während hier noch Volkslieder mit volksthümlichen Liedern gemischt sind, veröffentlichte er eine sehr erweiterte und vervollständigte Ausgabe der eigentlichen Volkslieder u. d. T.: „Deutscher Liederhort" im Jahre 1856 in Berlin — ein bewunderungswürdiges Denkmal deutschen Forschersinns und Forscherfleißes, hervorragend nicht nur durch die gewaltige Fülle werthvollen neuen Stoffes, sondern auch durch die Gewissenhaftigkeit, Sachkenntniß und Bescheidenheit in dessen Verwendung. E. hatte die Freude, für sein Werk die Anerkennung der Besten zu finden, von denen vor allem der Name Jacob Grimm's genannt sei.

Am Grimm'schen Wörterbuch war E. längst Mitarbeiter geworden, wie er auch im J. 1854 aus Arnim's Nachlasse den vierten Band von „Des Knaben Wunderhorn" herausgegeben hatte. Die eigenthümliche, an E. selbst gerichtete Widmung dazu rührt von Bettina von Arnim her. In ihr Haus war E. durch Hoffmann von Fallersleben eingeführt worden, mit dem er Jahrzehnte hindurch in Freundschaft verbunden war. Eine Reihe von Werken entstammt der gemeinsamen Arbeit Hoffmann's und Erk's, so das Deutsche Volksgesangbuch (1848), Hundert Schullieder (1848), Alte und neue Kinderlieder (1873), Unsere volksthümlichen Lieder (1856). — Aus der Fülle weiterer Arbeiten sei hier nur noch die vorzügliche Ausgabe von Joh. Seb. Bach's mehrstimmigen Choralgesängen und geistlichen Arien hervorgehoben, die E. „zum ersten Mal unverändert nach authentischen Quellen mit ihren ursprünglichen Texten und den nöthigen kunsthistorischen Nachweisungen" im J. 1850, 2. Theil 1865, edirt hat.

Welch hohe persönliche Verehrung E. genoß, trat so recht am 10. Juni 1876 zu Tage bei der Feier seines fünfzigjährigen Lehrerjubiläums, an der sich fast die gesammte deutsche Pädagogenwelt und tausende von Sängern betheiligten. Eine Hoffnung, die E. an diesem Tage in einer denkwürdigen Rede aussprach: er werde eine neue erweiterte Ausgabe seines „Liederhorts" selbst vollenden können, ist nicht in Erfüllung gegangen. Nach Erk's Tode hat Franz Magnus Böhme das Werk „im Auftrage und mit Unterstützung der Königl. Preuß. Regierung nach Erk's handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt" und in drei umfangreichen Bänden (Leipzig 1893 - 94) veröffentlicht. Leider war Böhme, ein sonst verdienter Forscher, für diese Arbeit nach keiner Richtung hin genügend ausgerüstet; er hat die Eigenschaften der Zuverlässigkeit und Zurückhaltung, die

bei ſeinem Vorgänger ſtets gerühmt werden konnten, vermiſſen laſſen und durch flüchtige Redaction die prachtvolle von E. hinterlaſſene Arbeit empfindlich geſchädigt. Eine günſtige Folge hat aber die neue Ausgabe gehabt: Johannes Brahms iſt, wie er dem Verfaſſer dieſer Notizen mittheilte, durch Böhme's lehrhaft-doctrinäre, wenig künſtleriſche und wenig wiſſenſchaftliche Anmerkungen dazu veranlaßt worden, ſeine 49 Deutſchen Volkslieder mit Clavier-Begleitung (Berlin 1894) herauszugeben.

Erk's ſtattliche Bibliothek und ſein handſchriftlicher Nachlaß ſind von der preußiſchen Regierung angekauft, der Königl. Akadem. Hochſchule für Muſik in Berlin überwieſen und durch Dr. Emil Vogel in muſtergültiger Weiſe katalogiſirt worden; im J. 1903 ſind die Schätze in den Beſitz der Berliner Kgl. Bibliothek übergegangen. Sie bieten eine wahre Fundgrube für Muſikforſcher und Litterarhiſtoriker, die ſich mit dem älteren und neueren Volksliede und dem volksthümlichen Liede ſeit etwa 1790 beſchäftigen, und auch der Hymnologe wird hier ſehr werthvolles Material finden.

Chronologiſches Verzeichniß der muſikaliſchen Werke und liter. Arbeiten von Ludwig Erk. 1825—1867. Für Freundeshand (von E. ſelbſt verfaßt). Berlin 1867. — Karl Schultze, Ludwig Erk, eine biographiſche Skizze. Berlin 1876. Max Friedlaender.

Erlanger: Raphael Freiherr von E. wurde 1865 in Paris geboren. Seine Schulbildung erhielt er zunächſt in Paris, dann auf dem Gymnaſium in Gießen. Nach Abſolvirung deſſelben 1885 ſtudirte er in Heidelberg, Bonn und Berlin Naturwiſſenſchaften und Medicin und widmete ſich namentlich der Zoologie, welche ihm beſonderes Intereſſe einflößte. Um ſich in dieſer Wiſſenſchaft weiter auszubilden, beſuchte er während ſeiner Studienzeit wiederholt die zoologiſche Station in Neapel. 1891 promovirte er und habilitirte ſich 1893 als Privatdocent für Zoologie in Heidelberg. 1896 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor ernannt. E. widmete ſich namentlich Unterſuchungen über die Entwicklungsgeſchichte und veröffentlichte eine Reihe werthvoller Abhandlungen über dieſen Gegenſtand in verſchiedenen Zeitſchriften. Seine Unterſuchungen ſind muſtergültig und berechtigten zu den höchſten Erwarturgen. Leider ereilte ihn ſchon im Anfang ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit der Tod. E. ſtarb am 30. November 1897. W. Heß.

Erneſti: Heinrich Friedrich Theodor Ludwig E., lutheriſcher Theolog, wurde am 26. Mai 1814 zu Braunſchweig geboren, woſelbſt ſein Vater einen Branntweinſchank auf der Kannengießerſtraße betrieb. Er beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, deſſen Oberprima er bereits Michaelis 1829 erreichte, ging dann Oſtern 1831 auf das dortige Collegium Carolinum und Oſtern 1832 zur Univerſität Göttingen, um Philologie zu ſtudiren, welche er aber bald mit der Theologie vertauſchte. Sein liebſter Lehrer war Friedrich Lücke, der Anhänger Schleiermacher's. Der von jenem vertretenen gemäßigten Vermittlungstheologie iſt er zeitlebens treu geblieben, und auch Lücke zählte ihn noch kurz vor ſeinem Tode zu ſeinen tüchtigſten Schülern. Schon im J. 1833 gewann E. den von der theologiſchen Facultät ausgeſchriebenen Preis für die beſte Bearbeitung des Themas: „De praeclara Christi in apostolis instituendis sapientia atque prudentia“, und im J. 1835 den homiletiſchen Preis für eine Predigt über „unſere Gemeinſchaft mit Chriſto“ nach Johannis XV, 1—9. Nach Braunſchweig zurückgekehrt beſtand E. mit Auszeichnung die theologiſchen Prüfungen und wirkte eine Zeit lang als Gehülfsprediger an der reformirten Kirche daſelbſt. Im Frühjahr 1838 wurde er zum Paſtor Diakonus zu St. Andreas in Braunſchweig erwählt, am 28. März deſſelben Jahres zum

Predigtamte ordinirt und am 8. April feierlich eingeführt. Zum 1. Januar 1843 erfolgte ſeine Berufung zum 2. Prediger an der Hauptkirche zu Wolfenbüttel, woſelbſt er noch in demſelben Jahre zum Stadtſuperintendenten ernannt wurde. Im folgenden Jahre nahm er lebhaften Antheil an der Förderung des Guſtav-Adolf-Vereines. Bei der Gründung des Wolfenbüttler Kreisvereins im J. 1845 hielt er die auf Verlangen gedruckte Feſtrede und wurde zum Vorſitzenden deſſelben gewählt. Später wurde er auch Mitglied des Braunſchweigiſchen Landesvereins-Vorſtandes. Als im J. 1848 das Bedürfniß einer zeitgemäßen Reform der Kirchenverfaſſung, insbeſondere das Verlangen nach Verwirklichung einer Presbyterial- und Synodalordnung ſich geltend machte, wurde E. zu einer darüber ſtattfindenden Conferenz berufen und in die Commiſſion gewählt, welche mit Abfaſſung des Entwurfes einer Kirchenverfaſſungs-Urkunde beauftragt wurde, der im Mai 1850 im Drucke erſchien.

Im J. 1850 rückte E. zum erſten Prediger an der Hauptkirche und Propſt des Kloſters „zur Ehre Gottes" auf; aber ſchon im October deſſelben Jahres wurde er durch das Vertrauen des Landesherrn als geiſtlicher Rath in das herzogliche Conſiſtorium berufen, ſowol wegen ſeiner bei der Berathung der neuen kirchlichen Verfaſſung hervorgetretenen Gabe zum Leiten und Regieren, als auch wegen ſeiner hohen wiſſenſchaftlichen Bedeutung, welche ſich auch durch eine in den „Theologiſchen Studien und Kritiken" (1848) erſchienene Arbeit über Philipper II, 6 ff. wiederum gezeigt hatte. In einem ſpäteren Jahrgange jener Zeitſchrift (1851) hat E. dieſe Abhandlung gegen die Einwendungen des berühmten Tübinger Theologen Baur vertheidigt. Im J. 1852 erhielt E. die Würde eines Abtes des Kloſters Marienthal bei Helmſtedt. Im J. 1856 verlieh ihm die theologiſche Facultät zu Marburg wol auf Anregung ſeines früheren Lehrers Henke und in Anerkennung des im J. 1855 erſchienenen erſten Bandes ſeines Werkes „Vom Urſprung der Sünde nach pauliniſchem Lehrgehalte", deſſen zweiter Band 1862 folgte, die theologiſche Doctorwürde. Im J. 1858 übernahm E. zugleich das Amt eines Generalſuperintendenten der Generalinſpection Wolfenbüttel, welches er erſt im Frühjahr 1879 niederlegte. Im J. 1877 wurde er zum Vicepräſidenten des Conſiſtoriums ernannt. Seit dem Jahre 1852 war er Vertreter Braunſchweigs auf der Eiſenacher deutſch-evangeliſchen Kirchenconferenz. Es war ein hoher Beweis von der Achtung, welche er in weiten Kreiſen genoß, daß die Mitglieder der Conferenz ihn, den Abgeſandten einer verhältnißmäßig kleinen Landeskirche, ſeit dem Jahre 1874 immer wieder zum Präſidenten erwählten. Beſonders ſegensreich war auch ſeine parlamentariſche Thätigkeit in der braunſchweigiſchen Landesverſammlung, zu welcher er bald nach ſeinem Eintritte ins Conſiſtorium als Abgeordneter des erſten geiſtlichen Wahlbezirkes (Braunſchweig-Wolfenbüttel) entſandt und bis an ſein Ende ſtets einſtimmig wiedergewählt wurde. Gleichfalls während ſeiner ganzen Amtswirkſamkeit im Conſiſtorium wurde er alljährlich vom Landesherrn zum Mitgliede der Miniſterialcommiſſion für die Section der geiſtlichen und Schulangelegenheiten ernannt. Bei dem 25jähr. Jubiläum ſeiner Thätigkeit im Conſiſtorium wurden ihm ſeitens der Landesgeiſtlichkeit zahlreiche Beweiſe des Vertrauens und der Verehrung dargebracht. Sein Landesherr verlieh ihm im J. 1876 das Commandeurkreuz II. Claſſe des Ordens Heinrich des Löwen.

E. war ein Mann von tiefer theologiſcher Gelehrſamkeit, mit weitem, auch die weltlichen Angelegenheiten klar erfaſſenden Blicke, hervorragend durch Schärfe und Beſonnenheit des Geiſtes. So ſehr es ihm daran lag, das kirchliche Leben zu fördern und die evangeliſche Wahrheit zum Siege zu führen,

so fern lag ihm doch jeder allzuschnelle wissenschaftliche Abschluß, jede weltflüchtige, gesetzliche Engherzigkeit. Seine unbestechliche Wahrheitsliebe ließ ihn in der Erkenntniß des Heils beständig wachsen, seine freudige, an allen Bewegungen der Zeit lebendig Antheil nehmende Frömmigkeit erhielt ihn innerlich jung und frisch bis ins Alter. Namentlich als Examinator zeigte er eine Gewandtheit und Belesenheit, ein verständnißvolles Eingehen auf die Eigenart der Candidaten, welche noch heute vielen älteren Geistlichen unvergeßlich ist. Bis zuletzt vereinigte er die theologische Wissenschaft mit den praktischen Verwaltungsgeschäften, wovon seine zuerst im J. 1868, in seinem Todesjahre in dritter Auflage erschienene „Ethik des Apostels Paulus" ein rühmliches Zeugniß ablegt. Insbesondere in seinem engeren Vaterlande ist das Andenken an seine Verdienste noch nicht erloschen. Er hat an der Vorbereitung der lange ersehnten Synodalverfassung wesentlich mitgearbeitet und bei der endlichen Einführung derselben eine Hauptrolle gespielt. Wiederholt hat er später in der Synode das rechte Wort zur rechten Zeit gesprochen und durch seine geistige Ueberlegenheit die Stimmung beeinflußt. Er hat ferner der Landeskirche einen neuen Katechismus geschenkt, welcher die anerkannte Lehre in milder, klarer Form zum Ausdruck brachte und namentlich von den conservativ gerichteten Geistlichen des Landes freudig begrüßt wurde. Aber das Ansehen seiner Persönlichkeit war auch bei dem freier denkenden Theile der evangelischen Bevölkerung so groß, daß das Buch ohne alle Erregung mittelst Landesherrlicher Verordnung vom 28. December 1858 in sämmtlichen evangelisch-lutherischen Kirchen, Schullehrerseminarien und Gemeindeschulen des Herzogthums eingeführt werden konnte. Auch die Neubearbeitung der liturgischen Ordnungen des Gottesdienstes hat er mitbegonnen.

Ernesti's Streben war ferner stets darauf gerichtet, durch Aufbesserung des Einkommens der Geistlichen ihre Berufsfreudigkeit zu stärken und die Hochschätzung ihrer Berufsarbeit vor der Welt klarzustellen. Auf seinen Antrag bewilligte der Landtag im J. 1871 aus den Kaufgeldern der verkauften Staatseisenbahnen eine Million Thaler zur Ablösung der sogenannten Stolgebühren. Dadurch blieb die äußere Lage der Geistlichen auch nach Einführung des Civilstandsgesetzes gesichert. Auch sonst war E. stets bemüht, dafür zu sorgen, daß die Gehaltsverhältnisse der Geistlichen nicht hinter denjenigen der Staatsbeamten mit gleicher akademischer Vorbildung zurückblieben, indem er bei Gehaltsaufbesserungen der Richter und Oberlehrer im Landtage wiederholt eine Erhöhung des Minimaleinkommens der Geistlichen aus dem Kloster-Studienfonds beantragte und durchsetzte.

E. war zwei Mal verheirathet, zuerst mit Philippine Luise Marie geborene Röer, welche am 28. Februar 1869 zu Wolfenbüttel starb, sodann mit Hermine Henriette Auguste geborene Händler, mit welcher er am 19. April 1870 in der Kirche zu Halle an der Weser getraut wurde. Aus erster Ehe überlebten ihn vier Söhne, aus zweiter eine Tochter. Aus einem Thüringer Curorte kehrte er im Sommer 1880 krank nach Wolfenbüttel zurück, wo er am 17. August 1880 aus seinem reichen Arbeitsfelde durch einen unerwarteten Tod abgerufen wurde. Sein Name wird in der Geschichte der braunschweigischen Landeskirche zu allen Zeiten einen ehrenvollen Klang behalten.

Johannes Beste.

Ernst August II., Bischof von Osnabrück, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, war als Sohn des Bischofs Ernst August, des nachmaligen ersten Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg, am 17. September 1674 zu Osnabrück geboren. In Hannover erzogen an einem Hofe, der durch die Wirksamkeit eines Leibniz gekennzeichnet wird, durch Reisen nach Italien

und Frankreich gebildet, nahm er mit den von seinem Vater dem Kaiser gestellten Hülfstruppen an den Feldzügen in den Niederlanden theil. Nach dem Tode des katholischen Bischofs Karl von Osnabrück wurde er der Bestimmung des Westfälischen Friedens gemäß am 2. März 1716 vom Domcapitel in Osnabrück zum evangelischen Bischof postulirt. Freilich hätte man katholischerseits gern seinen älteren Bruder Maximilian Wilhelm, der katholisch geworden war, bevorzugt. Hierbei argumentirte man von jener Seite mit einer sophistischen Auslegung des Westfälischen Friedensinstruments, daß nämlich die abwechselnde Besetzung des Bischofstuhles lediglich dem Hause Braunschweig-Lüneburg und nicht der evangelischen Confession zugewandt worden sei, daß es also durchaus angängig sei, auch einen katholischen Prinzen jenes Fürstenhauses zu wählen. Bei der klaren und mehrfach wiederholten Bestimmung des Westfälischen Friedens und der sogenannten Immerwährenden Stiftscapitulation — nach welcher auf einen katholischen Bischof jedes Mal ein Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg Augsburgischer Confession folgen sollte — hat sich das Osnabrücker Domcapitel jene Auslegung nicht zu eigen gemacht, sondern den evangelischen Ernst August postulirt und zwar unter Nichtberücksichtigung der dringenden Bewerbung des Prinzen Maximilian und unter würdiger Zurückweisung der nach der Wahl vom päpstlichen Nuntius erhobenen Vorwürfe.

Die Stellung eines sogenannten evangelischen Bischofs war eine ungemein schwierige gegenüber dem Domcapitel als dem geborenen Vertreter der katholischen Interessen, doppelt schwierig jetzt, wo das Domcapitel durch die stete Abwesenheit des bisherigen Bischofs und die in katholischem Sinne geführte stellvertretende Regierung an Macht gewonnen hatte. Es war kein Zweifel, daß nun, wo der gereifte, im besten Alter stehende evangelische Landesherr in der von seinem Vater erbauten Osnabrücker Residenz dauernden Aufenthalt nehmen würde, eine Minderung des bisherigen übermäßigen Einflusses des geistlichen Standes eintreten mußte. Die Schwierigkeit seiner Stellung wurde E. A. II. gewahr noch bevor er nach Osnabrück kam. Das Domcapitel muthete ihm dem Begriffe des Grundgesetzes der Immerwährenden Stiftscapitulation durchaus zuwider das Eingehen auf eine billige und unbillige Forderungen enthaltende Nebencapitulation an. Mit Berufung auf jenes Grundgesetz lehnte E. A. ein Eingehen auf diese Nebencapitulation auf gleichzeitiges Ansuchen einer ritterschaftlichen Deputation ab. Am 9. Juni 1716 kam er in Osnabrück an, ohne festliche Veranstaltung und fast in der Stille, wie er denn ein Gegner unnützen Gepränges war. Gleichwol wurde der äußere Glanz seiner Stellung dadurch gemehrt, daß ihm sein Bruder, der König von England, den Titel eines Herzogs von York und Albanien und damit einer Königlichen Hoheit verlieh.

Tief durchdrungen von einem Gefühl ernster Pflichterfüllung nahm er sich darauf der Regierung des Stiftes an. Ein Grundgedanke, der ihn geleitet hat, war die Absicht, die Verfassungs- und confessionellen Verhältnisse des Bisthums auf den rechtmäßigen Zustand des im Westfälischen Frieden bestimmten Normaljahrs 1624 zurückzuführen und die damit in Widerspruch stehenden Neubildungen zu beseitigen. Nun waren das aber gerade die Machterweiterungen, die der Bischof Franz Wilhelm nach dem Frieden bewirkt hatte. Als daher E. A. die Jesuiten ausweisen, die Klöster auf die vereinbarte Zahl beschränken wollte, trat ihm der natürliche Wächter der katholischen Interessen, das Domcapitel, entgegen. Auch verschiedene aus den Zeiten der früheren Regierungen überkommene Mißstände gedachte der Bischof abzustellen. Aber gerade ihre Abstellung mußte die Macht jenes Gegners schmälern und rief

dessen Widerstand wach. In einigen Einzelfällen kam er zum Ausbruch. Auf Antrag der übrigen Stände, der Ritterschaft und der Stadt Osnabrück, und gelegentlich einer Untersuchung des Landesschuldenwesens brachte E. A. das reichsgesetzliche Verbot eines höheren Zinsfußes als 5 v. H. zum Besten der Landescasse zur Anwendung. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte aber auch das Domcapitel, dem die Landescasse etwa 100 000 Thaler schuldete, sich 6 v. H. zahlen lassen. Etwas vorschnell verfügte die Regierung die Sistirung der Zinszahlung. Auf die Beschwerde des Capitels aber wurde sie vom Reichshofrath wieder aufgehoben. Noch mehr wurde der Widerstand entfacht, als der Bischof Hand anlegte, die Gerichtsbarkeit der Archidiakonen auf die rein geistlichen Angelegenheiten zu beschränken. Daß diese geistlichen Richter in immer steigendem Maaße weltliche Angelegenheiten vor ihr Forum zogen, war nicht nur eine Klage der nichtkatholischen Landesherren, mehrere katholische Bischöfe sind dagegen eingeschritten, nicht zum wenigsten aber hat der Bischof Franz Wilhelm zu verschiedenen Malen gegen die Erweiterung der Archidiakonatsgerichtsbarkeit angekämpft. Sein nächster Nachfolger Ernst August I. war gerade in diesem Punkte schwach, weil er es seiner ganzen Politik nach mit dem Kaiser nicht verderben wollte. Auch der Bischof Karl von Lothringen fürchtete zwar jene Eingriffe in seine landesherrlichen Rechte, vermied es jedoch, offen dagegen aufzutreten. Gleich beim Beginn seiner Regierung aber ging E. A. ohne Schonung vor. Der offene Kampf war die Folge. In jenem ersten wie in diesem zweiten Streite wandte sich das Domcapitel klagend an den Reichshofrath. Die Commissare, welche dieser zur Untersuchung ernannte, förderten weder Ausgleich noch Entscheid und das Recht, welches der Fürst beim Reichskammergericht suchte, nahm einen längeren Gang als das Leben des Fürsten selbst.

Noch schroffer trat dann die Spaltung zwischen dem Domcapitel einerseits und den beiden übrigen Ständen und dem Fürsten andrerseits da hervor, wo es sich um die gegenseitigen Rechte der Confessionen handelte. Von beiden Seiten wurden Verletzungen der Immerwährenden Capitulation behauptet und in umfangreichen Streitschriften niedergelegt. Zu einem Ende führten sie nicht. Das Verschleppen aller Maßnahmen war die Politik des Domcapitels, seinen Zwecken dienend und daher durchaus natürlich, aber auf die übrigen Stände und auf den Landesherrn von erbitternder Wirkung. Die dadurch erweiterte Zerrissenheit der Stiftstände hinderte die weitaus meisten zum Besten des Gemeinwohls vorgeschlagenen Maßnahmen des Fürsten. Schon der erste Landtag, welchem er u. a. die Verbesserung des Katasters zum Zwecke einer gerechteren Besteuerung und eine Verbesserung des Justizwesens vorlegte, zeigte ihm die Schwierigkeiten, die sich seinen guten Absichten entgegenstellten. Nur seiner trotzdem nicht ermüdenden und immer auf das Gemeinwohl gerichteten Strebsamkeit ist es zu danken, daß selbst unter so schwierigen Verhältnissen während seiner Regierung einige recht bedeutende Verbesserungen erzielt worden sind. Seine gegen die Uebergriffe der Archidiakonen gerichtete Thätigkeit entsprang nicht sowol dem natürlichen Streben zur Wahrung der landesherrlichen Hoheitsrechte, als auch der Fürsorge für die einheitliche und gute Handhabung des Gerichtswesens überhaupt. In dieser Hinsicht erließ er mehrere Verordnungen und krönte seine Bemühungen durch die Einführung der Kalenbergischen Kanzleiordnung im J. 1723. Mißstände in der Bewirthschaftung der Marken veranlaßten ihn zum Erlaß einer Verordnung, durch welche in der Folge die Marktheilungen ermöglicht worden sind. Den bedeutendsten Erfolg aber erzielte er in einem Punkte, in welchem die Interessen der sämmtlichen Stände zusammenliefen. Er betraf die An-

gelegenheiten der Eigenbehörigen, über welche bei ungleichem Herkommen nur einzelne Edicte vorhanden waren. Die Eigenthumsordnung vom 14. Juli 1722 regelte das Verhältniß des Gutsherrn zum eigenbehörigen Bauer und bildete anderthalb Jahrhunderte lang die Grundlage des Erb- und Familienrechts auf den meisten Bauerhöfen.

Bei der Zerfahrenheit der ständischen Verhältnisse mußte E. A. im übrigen die von ihm angestrebte Förderung des Gemeinwohls in einer von ständischer Mitwirkung unabhängigen Thätigkeit suchen. Auf eigene Kosten eröffnete er das Salzwerk zu Rothenfelde und hob dadurch den Absatz des Borgloher Kohlenbergbaues; die längstverlassenen Erzgruben am Hüggel setzte er wieder in Betrieb, eine Glashütte in Borgloh, eine Wachsbleiche und eine Porzellanfabrik in Osnabrück dankten ihm die Entstehung. Mit mehreren steinernen Brücken überspannte er die Hase, neue Amthäuser entstanden und sein Wohlthätigkeitssinn erbaute Kirchen und beschenkte Stiftungen und Arme ohne Rücksicht des Bekenntnisses. Ueber dem Bau eines neuen Schlosses in Osnabrück ist er in der dortigen Residenz am 14. August 1728 gestorben.

E. A. war eine der besten Erscheinungen unter den Fürsten seiner Zeit, persönlich in hohem Maaße geachtet und beliebt, dem Hohen und dem Niedrigen in gleicher Weise zugänglich. Von fleckenlosem Charakter, wohlwollend und stets auf das Wohl der Gesammtheit bedacht hatte er die besten Absichten; aber die zu rasch versuchte Verwirklichung ließ mehrfach eine genugsame Erwägung der Folgen und des etwaigen Widerstandes vermissen. Trotz des unvermeidlichen Gegensatzes zwischen ihm und dem Domcapitel und der ununterbrochenen Kette ihrer Streitigkeiten war seine Regierung eine der besten, die das Fürstenthum Osnabrück bei seiner unglückseligen Verfassung gehabt hat. Kein Geringerer als Justus Möser hat in seinen Patriotischen Phantasien wiederholt rühmend von dieser Regierung gesprochen.

Acten des Staatsarchivs Osnabrück. — Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück I, X, XIII. — Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen 1902. Max Bär.

Ernst, Erzherzog von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn, k. und k. General der Cavallerie, geboren am 8. August 1824 zu Mailand als zweiter Sohn des damaligen Vicekönigs des lombardisch-venetianischen Königreichs, Erzherzogs Rainer und der Erzherzogin Maria Elisabeth, königlichen Prinzessin von Savoyen-Carignan, widmete sich schon früh mit großem Eifer militärischen Studien und machte in der Garnison Mailand in den verschiedenen Chargengraden und bei Abtheilungen der Hauptwaffen alle Uebungen, sowol in der Front als auch in der Eigenschaft eines Commandanten mit. Am 10. Mai 1845 über besonderen Vorschlag des FM. Grafen Radetzky zum Obersten und Inhaber des Infanterieregiments Nr. 48 ernannt, befehligte E. während der großen Manöver, die schon damals in Anlage und Operationen ganz kriegsmäßig durchgeführt wurden, wiederholt Regimenter und auch Brigaden und wurde am 27. Juli 1847 zum Generalmajor befördert. Die Erhebung von Mailand im März 1848 bewog den Vicekönig Erzherzog Rainer, diese Würde niederzulegen und die volle Regierungsgewalt dem FM. Grafen Radetzky zu übertragen, in dessen Heer Erzherzog E. an den meisten Gefechten und Schlachten des italienischen Feldzuges theilnahm. Er zeigte sich dabei, wie der Feldmarschall nach der Einnahme von Mailand berichtete, „nicht allein durch persönlichen Muth, das Erbtheil seines Hauses, sondern auch durch Aufmunterung und Aneiferung aller Untergebenen und Eindringen in den Geist der Bewegungen in Schlachten, somit in der Vorschule seines einstigen Wirkens, unseres hohen Berufes würdig".

Nach Beendigung des zweiten piemontesischen Feldzuges rückte Erzherzog E. mit dem Armeecorps des FZM. Frhrn. d'Aspre nach Toscana. Es gelang nach der Erstürmung von Livorno, 11. Mai 1849, verhältnißmäßig rasch, das Land zu pacificiren, aber nun brach Garibaldi, der sich nach der Uebergabe Roms an den General Oudinot aus der Stadt geflüchtet hatte, mit seinen Freischaren in Toscana ein und setzte sich in dem die Romagna von Toscana scheidenden Thale der Apenninen fest, in der Hoffnung, von hier aus den Befreiungskampf neu zu beleben. Mit großem Geschick organisirte er einen Parteigängerkrieg, der den österreichischen Truppen nicht nur sehr lästig fiel, sondern auch viele Opfer kostete. Dem Erzherzog E. wurde nun der Auftrag, im Verein mit den Generalen Graf Stadion und v. Hahne die garibaldischen Scharen zu zerstreuen. In Eilmärschen rückte der Erzherzog von Ancona nach Urbino, jagte die Garibaldianer am 27. Juli nach S. Angelo, folgte ihnen auf das neutrale Gebiet der Republik San Marino, zersprengte und verfolgte sie bis Fiorentino. Die Vermittlungsversuche der Republik, die für Garibaldi und seinen Anhang Amnestie gegen Hinterlegung der Waffen verlangte, wurden zurückgewiesen, worauf das Gros der Freischärler bedingungslos die Waffen streckte und nur Garibaldi mit etwa 200 Genossen gegen Venedig flüchtete. Für diese glückliche Unternehmung wurde Erzherzog E. mit dem Militär-Verdienstkreuz ausgezeichnet und am 5. Juli 1850 zum Feldmarschall-lieutenant befördert. Nach kurzer Verwendung als Divisionär in Preßburg erhielt Erzherzog E. das Commando des 2. Cavalleriecorps und im J. 1858 den Befehl über das XI. Armeecorps in Budapest. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich und Italien im J. 1859 wurde Erzherzog E. zur Führung eines Cavalleriecorps bestimmt, welches im Falle der Theilnahme des Deutschen Bundes an dem Kriege zur Unterstützung der Bundestruppen dienen und an den Rhein marschiren sollte. Als der Bund nicht in Action trat, wurde dem Erzherzog das wichtige Commando des III. Armeecorps für Kärnten und Krain übertragen. Dieses Corps führte der Erzherzog im J. 1866 nach Böhmen. In der Schlacht von Königgrätz kämpfte er bei Sadowa und Lipa und behauptete seine Stellung gegen alle Angriffe, bis er durch die Zertrümmerung des österreichischen linken Flügels zwischen Chlum und Rozběřitz zum Rückzuge genöthigt wurde. Nach dem Feldzuge kam Erzherzog E. als commandirender General für Steiermark, Kärnten und Krain nach Görz, wurde am 16. Januar 1867 zum General der Cavallerie ernannt, zog sich jedoch schon im nächsten Jahr in das Privatleben zurück und verbrachte die folgenden Jahre theils in der Familie seines Bruders, Erzherzogs Rainer, theils ziemlich einsam in Arco oder in seinem kleinen „Fürstenhaus" am Fuße des Altvater. Erzherzog E., der unvermählt geblieben war, starb am 4. April 1899 an den Folgen einer Lungenentzündung in Arco.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Wiener Abendpost Nr. 76, 1899. — Reichswehr, 4. und 5. April 1899.

Criste.

Ernst II.: Ernst August Karl Johannes Leopold Alexander Eduard, Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha, geboren am 21. Juni 1818 auf Schloß Ehrenburg in Coburg, † am 22. August 1893 im Lustschloß Reinhardsbrunn, war der Sohn des Herzogs Ernst I. von Coburg-Saalfeld (seit 1826 von Coburg und Gotha, s. A. D. B. VI, 313) und der Herzogin Luise, der einzigen Tochter des Herzogs August von Gotha-Altenburg. Seine früheste Jugend wurde dadurch getrübt, daß zwischen seinen Eltern allerlei Mißhelligkeiten entstanden, welche im Jahre 1826 zu einer Lösung der Ehe führten. Wie zu Idealgestalten blickte er zu seinem Vater und seinem Oheim

Leopold, dem späteren König der Belgier, auf und mit rührender Liebe hing er an seinem einzigen Bruder Albert, dem nachmaligen Prinz-Gemahl von England. Der Vater selbst überwachte gewissenhaft die Erziehung, welche ein treuergebener Diener des herzoglichen Hauses, der Rath Florschütz leitete. Dieser selbst ertheilte auch den Unterricht in der lateinischen Sprache. Griechisch wurde, abweichend vom Gymnasiallehrplan, nicht getrieben, dafür aber dem Unterrichte in Naturgeschichte, Physik, Chemie und Mathematik, den Professor Hassenstein gab, ein weiter Spielraum eingeräumt. Der englische und französische Sprachunterricht wurde, auch der Sitte der Zeit entgegen, ziemlich spät begonnen. Den Religionsunterricht ertheilte der einer ziemlich strengen Richtung angehörende Hofprediger Jacobi, in der herzoglichen Familie selbst aber herrschten die freieren Ansichten, welche Generalsuperintendent Bretschneider in Gotha vertrat. Am Palmsonntage 1835 wurden die beiden Prinzen Ernst und Albert confirmirt und kurz nach Ostern jenes Jahres nahm sie ihr Vater mit nach Schwerin zum Regierungsjubiläum des Großherzogs, wo sie die erste Bekanntschaft mit der officiellen Welt Europas machten. Bereits am 25. November 1826 hatten sie an einem für ihr Haus wichtigen Ereigniß, dem Einzug in Gotha und der Besitzergreifung von jenem Lande durch ihren Vater, theilgenommen und mit ihm auch 1832 dem Oheim Leopold in Belgien einen Besuch abgestattet.

An die Schweriner Festtage schlossen sich nun Besuche an den Höfen in Berlin, Dresden und Wien, sowie ein längerer Aufenthalt in Teplitz, während des dort tagenden Fürstencongresses. Im Mai 1836 ward dann eine Reise nach Holland und England angetreten, von der man nach anregendem Aufenthalt in London und einem Abstecher nach Paris im Juni wieder in Brüssel anlangte, wo nun die Prinzen zu ihrer weiteren Ausbildung längere Zeit verweilen sollten. Als Mentor stand noch Rath Florschütz zur Seite, für die äußere Repräsentation ward ein Baron Wichmann zugetheilt, als Lehrer in den Staatswissenschaften war Professor Quételet thätig. Bei den Malern Wappers und Madou wurde gezeichnet und gemalt, Unterricht in den Kriegswissenschaften ertheilten die Obersten Bormann und Prodzinsky. Nachdem die Prinzen im April 1837 wieder den Berliner Hof besucht hatten, schickte sie ihr Vater — ein einzig dastehender Fall in jener Zeit — nach Bonn, wo sie drei Semester studiren sollten. Hier galt ihr erster Besuch Ernst Moritz Arndt. Der Aufenthalt auf der Universität sagte ihnen außerordentlich zu. Neben Jura und Finanzwirthschaft wurde Philosophie, Geschichte, Kunstgeschichte, französische Litteratur, Naturgeschichte und sogar auch viel Musik getrieben. Die Herbstferien wurden zu einer Reise in die Alpen und nach Oberitalien benutzt und dann wurden die Studien in Bonn fortgesetzt. Auch am studentischen Leben ward theilgenommen und nach einem Preisfechten, aus welchem Prinz Ernst als Sieger hervorging, ward ihm ein Ehrendegen überreicht. Nach dem Schlusse des Sommersemesters 1838 mußten sich nun die Brüder trennen: während Albert den Winter in Italien zubrachte, widmete sich E. dem Militärdienst und trat als Rittmeister in das kgl. sächsische Gardereiterregiment in Dresden ein. Am königlichen Hofe daselbst wurde er sehr wohlwollend aufgenommen. Wie in Bonn zu A. W. Schlegel, so trat er hier zu Tieck, Tiedge und Graf Baudissin, vor allem aber zu Capellmeister Reißiger, Mendelssohn und Schumann, die häufig von Leipzig herüberkamen, in nähere Beziehung. Am 21. Juni 1839 erfolgte in Coburg unter großer Feierlichkeit die Volljährigkeitserklärung der beiden Prinzen und im Herbste desselben Jahres unternahmen sie eine Reise nach England, welche zur Verlobung des Prinzen Albert mit der Königin Victoria führte. Nachdem Prinz E.

anfangs Februar 1840 der Vermählung des hohen Paares beigewohnt hatte, unternahm er am 8. Mai von England aus eine Reise nach Spanien und Portugal und kehrte über Marseille und die Schweiz in die Heimath zurück. Mittlerweile war in Preußen Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung gelangt und Prinz E. begab sich nach Berlin, um ihn als König zu begrüßen und mit ihm über den Umtausch des seit 1815 coburgischen Fürstenthums Lichtenberg am Rhein gegen Domänen in der Provinz Sachsen zu verhandeln, der mit Friedrich Wilhelm III. ziemlich abgeschlossen war. Bei Berührung dieser Angelegenheit wurde der König jedoch sehr zornig und brach in die Worte aus: „Glauben Sie wohl, daß ich alle Dummheiten, welche mein Vater geschehen ließ, fortsetzen werde?" So verliefen die Verhandlungen ohne Resultat. Im Herbste wohnte Prinz E., der mittlerweile zum Oberst avancirt war, den bairischen Manövern bei Nürnberg und den badischen bei Schwetzingen bei. Hier sah er zum ersten Male die älteste Tochter des Großherzogs von Baden, Alexandrine, mit welcher er sich im Januar 1842 verlobte. Schon am 3. Mai fand die Vermählung statt. Im Juli besuchte das junge Paar die verwandten Höfe von Brüssel und London und im April 1843, bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen August von Coburg-Kohary mit der Prinzessin Clementine, der Tochter Louis Philipp's, stellte Prinz E. seine Gemahlin am französischen Hofe vor. Seine Hofhaltung richtete er dann auf Lustschloß Kallenberg bei Coburg ein, wo er mit seiner Gemahlin ein Jahr in idyllischer Zurückgezogenheit verbrachte.

Da starb unerwartet am 29. Januar 1844 Herzog Ernst I. und Erbprinz E. kam zur Regierung. Zunächst griff er nicht in den Gang der Regierungsmaschine ein, nur nahm er gemeinsam mit den Herzögen von Meiningen und Altenburg im April jenes Jahres den Titel „Hoheit" statt des bisherigen Prädicats „Durchlaucht" an. Doch auch diese Maßregel erregte schon Unwillen, denn Friedrich Wilhelm IV. erließ eine Ordre an die Armee, daß den sächsischen Herzögen nur das Prädicat „Durchlaucht" zu geben sei. Die Reformen im eigenen Lande begann der Herzog damit, daß er durch Verordnungen vom 24. Juli und 1. August eine Trennung des herzoglichen Privat- und des Staatsvermögens im Herzogthum Coburg herbeiführte. Infolge dessen entstand ein lebhafter Streit über die Coburger Domänenfrage, der erst durch den Landtagsabschied vom 5. Juli 1847 geschlichtet wurde, indem man festsetzte, „daß das Einkommen aus den Domänen nach einem angemessenen Verhältniß auch zur Deckung der Staatsverwaltungskosten mit beitragen solle". Der Einführung einer in Wahrheit constitutionellen Verfassung in Coburg widersetzte sich besonders der Minister v. Lepel, dem der Herzog „zu sehr nach der liberalen Seite neigte" und sie gelangte daher erst nach seinem Weggange zur Durchführung. Als der Herzog dann auch dem Herzogthum Gotha eine Verfassung geben wollte, stieß er auf eine geschlossene Opposition des Adels und der Bureaukratie, welche in dem Herzog „den einzigen Demokraten des Landes" erblickten. So sah er zwar seine besten Absichten einstweilen vereitelt, aber unermüdlich arbeitete er weiter an dem Wohle seiner Unterthanen, förderte zur Hebung der Gewerbs- und Handelsinteressen den Bau der Thüringischen, sowie der Werra-Eisenbahn und gestattete seinen Unterthanen schon jetzt eine Reihe von Freiheiten, welche die übrigen deutschen Fürsten mit Entsetzen erfüllten. Die Presse war frei von jedem Drucke und auf dem thüringischen Sängerbundsfeste im Juli 1844 in Coburg durften hell die deutschen Freiheits- und Einheitslieder erklingen. Sein politisches Verhalten in den allgemeinen deutschen Angelegenheiten kennzeichnet ein Wort, welches er damals an seinen Onkel Leopold schrieb: „Wir

müssen wieder ehrlich deutsch werden und alle Streitfragen zu Grabe tragen". Mit klarem Auge erkannte er das Herannahen eines gewaltigen politischen Sturmes und sah ein, daß Deutschlands Zukunft von Preußen abhänge, aber ebenso war er sich bewußt, daß Friedrich Wilhelm IV. nicht der Mann war, ein geeintes deutsches Reich ins Leben zu rufen.

Die Stimmung in Oesterreich lernte der Herzog im J. 1847 bei Gelegenheit einer Reise durch Oesterreich und Ungarn kennen und auch hier schien alles den drohenden Zerfall anzudeuten. Da er aber in seinem eigenen Lande alles gethan hatte, um gefährlichere Strömungen in ein ruhiges Bett abzuleiten, so durfte er es wagen, trotz der allgemeinen Gährung mit seiner Gemahlin eine Reise nach Spanien und Portugal zu unternehmen. In Lissabon hielt er unter den Kämpfen einer ausbrechenden Revolution eine längere Rast. Auf der Rückreise über London traf ihn die Nachricht von der Vertreibung Louis Philipps. Am 7. März traf der Herzog wieder in Gotha ein und noch an demselben Abende unterzeichnete er ein Decret, welches die Aufhebung jeder Censur in Preßangelegenheiten verfügte, ein anderes vom 15. März verhieß dem Herzogthum Gotha eine Repräsentativverfassung. Die Einberufung einer constituirenden Abgeordnetenversammlung geschah durch eine Verordnung vom 19. März, am 26. wurden die Bundesausnahmegesetze vom 20. September 1819, 30. Mai, 28. Juni und 8. November 1832, sowie die Beschlüsse der geheimen Ministerialconferenzen von 1834 aufgehoben. In Coburg hatte die sogenannte Mannheimer Adresse Veranlassung zu einer Petition gegeben, in welcher man ein deutsches Parlament, Preßfreiheit, Volksbewaffnung und Geschworenengerichte verlangte. Der Herzog beantwortete dieselbe in einer beruhigenden Proclamation, trotzdem nahmen die Unruhen zu. Mehrere mißliebige Beamte in Gotha, z. B. Oberpolizeicommissar Eberhardt, Staatsrath Heß u. A. mußten entfernt werden, und da man Attentate auf das Zuchthaus und Leihhaus befürchtete, wurden an die Bürgergarde scharfe Patronen vertheilt. Durch sein muthiges persönliches Auftreten in Zella St. Blasii gelang es dem Herzog, eine Revolte im Keime zu ersticken und die vertriebenen Beamten zurückzuführen. In einem Briefe an seinen Bruder schrieb er damals: „Wir Fürsten wackeln sehr, da wir unter uns zu wenig Intelligenz, Muth und Verständniß des Zeitgeistes hatten". Einen Putsch, der von dem Orte Finsterbergen aus geplant war, vereitelte der Herzog ebenfalls durch energisches Eingreifen und in kurzer Zeit schlug dann die Stimmung so zu seinen Gunsten um, daß nichts mehr zu befürchten war. Um den Wünschen des Volkes entgegenzukommen, ließ der Herzog aus seinem Titel die Worte „von Gottes Gnaden" weg und nahm sie nie wieder in denselben auf. Zum Verdruß des Adels beseitigte er auch die Patrimonialgerichtsbarkeit und das Institut der adeligen Kammerjunker. Am 18. Juni trat in Gotha die constituirende Ständeversammlung zusammen und brachte innerhalb 5 Tagen ein Wahlgesetz zu Stande, nach welchem mit Ausschluß aller ständischen Gliederung auf je 5000 Landeseingeborne durch allgemeine aber indirecte Wahl ein Abgeordneter kommen sollte. Der neue, aus zwanzig Mitgliedern bestehende Landtag wurde auf den 2. October einberufen und faßte bald eine Menge weitgehender Beschlüsse, unter anderen auch den, daß alles Domänenvermögen Staatsvermögen sein solle. Hiergegen legten jedoch die herzoglichen Agnaten, besonders der Prinz-Gemahl, sofort entschiedenen Protest ein. Ein Wunsch des Herzogs, eine vollständige Verschmelzung seiner Herzogthümer herbeizuführen, scheiterte an dem Widerstande beider Landtage. Bei den in Altenburg ausgebrochenen Unruhen trat der Herzog als Vermittler ein und seinem mannhaften Auftreten gelang es, bald wieder geordnete Verhältnisse dort herbeizuführen. Als

die Idee einer Vereinigung der übrigen thüringischen Staaten mit dem Königreich Sachsen oder mit Weimar auftauchte, war der Herzog eifrig bemüht, die Existenz seines Staates zu retten, weil mit der Gründung eines solchen Mittelstaates der Einheit Deutschlands nichts genützt, sondern nur particularistischen Bestrebungen Vorschub geleistet worden wäre. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte er dagegen die inzwischen in Fluß gekommene deutschnationale Bewegung, obgleich er bald erkannte, daß bei der herrschenden Unklarheit und Zerfahrenheit des Frankfurter Parlamentes nicht viel dabei herauskommen werde. Den 6. August, der dadurch zu einer öffentlichen Huldigung für die Frankfurter Centralgewalt werden sollte, daß alle deutschen Truppen die schwarz-roth-goldene Cocarde anlegten, gestaltete er für die Bewohner des Herzogthums Gotha zu einem Volksfeste auf dem Bocksberge unweit der Stadt.

Nachdem er sich aber in Frankfurt persönlich von der Unfruchtbarkeit der Verhandlungen überzeugt hatte, widerte ihn das politische Treiben so an, daß er ganz aus demselben hinwegzukommen suchte und — der einzige regierende deutsche Fürst — um eine Commandostelle in dem jetzt eben zum Reichskriege gewordenen Kampfe gegen Dänemark bat. Nach Beseitigung zahlreicher Bedenken wurde ihm der Oberbefehl über die Reservebrigade übertragen, die an der Kieler Bucht zusammengezogen werden sollte. Hier war ihm das Glück insofern außerordentlich günstig, als wenige Tage nach Antritt seines Commandos, am 5. März 1849, unter seinem Oberbefehl der Sieg bei Eckernförde erfochten wurde. Derselbe bestand darin, daß zwei große dänische Kriegsschiffe, „Christian VIII." und „Gefion", welche sich zu weit in die Bucht gewagt und festgefahren hatten, trotz ihrer weit überlegenen Artillerie zur Capitulation gezwungen wurden. Es war dies nach den Freiheitskriegen der erste Sieg, den deutsche Waffen erfochten hatten und so erweckte er eine ungeheure Begeisterung. Herzog Ernst hat das Ereigniß stets als einen „Glücksfall" bezeichnet und sich nie einen ausschlaggebenden Antheil daran zugeschrieben, trotz der bescheidenen Darstellung des Ereignisses in seinen Lebenserinnerungen hat er aber doch deshalb heftige Angriffe erfahren müssen. Im weiteren Verlaufe des Krieges ward dem Herzog keine Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen, und als die Schleswig-Holsteiner von Deutschland im Stich gelassen wurden, mußte auch er mißmuthig in die Heimath zurückkehren. Hier hatte mittlerweile die Politik des Frankfurter Parlaments vollständig Schiffbruch gelitten und gerade in Gotha waren vom Rest dieser Körperschaft die letzten Beschlüsse gefaßt worden. Weit fruchtbarer schien dem Herzog das jetzt entstehende Dreikönigsbündniß und die Union werden zu können und so trat er mit großem Eifer in und für dieselbe ein. In seinen Entschließungen bestärkte ihn auch sein neuer Minister, Herr v. Seebach, der ihm fortan 40 Jahre lang treu zur Seite stand. Der Erfurter Reichstag wurde einberufen und durch ein Memorandum, welches der Herzog gemeinsam mit seinem Bruder verfaßte, suchte er dahin zu wirken, daß bei dem wankelmüthigen preußischen Könige die Gegner der Bewegung nicht einen zu großen Einfluß gewännen. „Preußen wird bestimmt nicht verlassen, wenn es sich selbst und Deutschland nicht verläßt", versicherten ihm Beide. Mit „blutendem Herzen" sah er aber auch jetzt seine Pläne scheitern. Um den Machinationen Oesterreichs, „der dem Fortschritt sowie der Entwickelung einer deutschen Nationalität feindlichen Macht", zuvor zu kommen, veranlaßte er den König von Preußen, die deutschen Fürsten zu einem Congreß nach Berlin einzuladen. Derselbe tagte vom 8.—16. Mai 1850, allein er vermochte das angefangene Werk nicht zu vollenden. Oesterreich wurde immer kecker, von Frankfurt aus wurde künstlich die hessische Frage ins Leben

gerufen, der Kaiser von Rußland mischte sich auf den Warschauer Conferenzen in die deutschen Angelegenheiten — und Preußen unterlag. „Es giebt kein Deutschland mehr, nur ein kleines gedemüthigtes Preußen", klagte Herzog E. in seinen Briefen an seinen Bruder. Noch einmal eilte er nach Berlin, um zu retten, was vielleicht noch zu retten war. Allein er vermochte die Schmach von Olmütz nicht aufzuhalten und tief enttäuscht kehrte er zurück. Der alte Bundestag lebte wieder auf, Hessen wurde Hassenpflug ausgeliefert, Schleswig-Holstein den Dänen preisgegeben, der Herzog von Augustenburg gegen alles Völkerrecht seiner Güter beraubt und vertrieben. Er fand allein Aufnahme bei Herzog E. in Gotha, dessen Land damals als ein Asyl aller politischen Flüchtlinge — ich erinnere an G. Freytag — galt. In Frankfurt war nur einer für den Herzog Friedrich eingetreten, der erste Secretär der preußischen Bundestagsgesandtschaft, Herr v. Bismarck. Trotzdem Herzog Ernst dessen conservative Anschauungen nicht theilte, freute er sich doch über seinen Muth, welcher Garantie bot, daß nun die Zeit vorbei war, wo Preußen am Bundestage lediglich klein beizugeben hatte. Offen bekennt der Herzog später, daß er sich anders gegen Bismarck verhalten haben würde, wenn er erkannt hätte, daß dieser mit ihm nach demselben Ziele strebe. Mittlerweile begann es auch im Hexenkessel der europäischen Politik wieder zu brodeln. In Frankreich machte sich Louis Napoleon zum Kaiser, Rußland schnitt die orientalische Frage an und reizte durch sein brüskes Verhalten die Westmächte zum Krieg, in Italien herrschte eine unheimliche Gährung. Als Herzog Ernst 1853 in London einen Besuch machte, traf er dort auch den Prinzen Wilhelm von Preußen und Beide lernten sich so schätzen, daß sie fortan die treuesten Freunde blieben.

Bei dem ausbrechenden Krimkriege trieb den Herzog Ernst seine ganze Vergangenheit zu den Westmächten hin und so knüpfte er besonders mit Napoleon Beziehungen an. Viele Jahre blieb er fortan mit ihm im regen Verkehr. Der Herzog reiste nun unablässig bald nach Wien, bald nach Berlin, um die deutschen Großmächte zu veranlassen, mit den Westmächten sich gegen Rußland zu wenden, den Krieg zu verhindern und aus der augenblicklichen politischen Constellation möglichsten Vortheil zu ziehen. Leider war der russische Einfluß zu mächtig und die meisten seiner Bemühungen blieben resultatlos. Die nächsten Jahre verliefen in politischer Beziehung ruhiger, brachten aber für die coburgischen Familienbeziehungen insofern eine bedeutende Erweiterung, als sich Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Friedrich, mit des Herzogs Nichte, Victoria von England, vermählte, während die verwandtschaftlichen Beziehungen zum preußischen Königshause auch durch die Verheirathung des Großherzogs von Baden, des Herzogs Schwager, mit der Prinzessin Luise engere wurden. Als er auf der Reise zur Hochzeit der Prinzessin Victoria einige Tage Napoleon's Gast in Paris war, wäre Herzog Ernst beinahe ein Opfer des Attentats Orsini's geworden. Eine aufopfernde diplomatische Thätigkeit entwickelte er, als der Krieg zwischen Oesterreich und Sardinien resp. Frankreich im J. 1859 drohte. Er durchschaute das verhängnißvolle Treiben Napoleon's und wußte, was Deutschland von diesem drohte, wenn er Oesterreich gedemüthigt habe. Der Krieg brach aus, ohne daß der Herzog etwas erreicht hätte, und als endlich Preußen mobil machte, schloß Oesterreich den übereilten Frieden von Villafranca. Nunmehr nahm Herzog Ernst die deutsch-nationale Agitation offen und rückhaltlos in seinen Schutz. Am 15. September 1859 ward der Nationalverein gegründet und als die Stadt Frankfurt es ablehnte, der Sitz desselben zu sein, machte er Coburg dazu. In den Sänger-, Turn- und Schützenvereinen sorgte er dafür, dem patriotischen Gedanken die weiteste Verbreitung zu geben. So fand

am 7.—11. Juli 1861 ein allgemeines deutsches Schützenfest in Gotha statt, zu dem aus 236 Städten und Dörfern von der Ostsee bis zu den Alpen Theilnehmer erschienen waren und wo sich überall die verpönten schwarz-roth-goldenen Flaggen zeigten. Der Herzog wußte durch eine zündende Rede, in welcher er als Hauptziel den Schutz des großen, geeinten Vaterlandes hinstellte, die Massen zur größten Begeisterung fortzureißen. Er selbst hatte kurz zuvor einen hochbedeutsamen Schritt zur deutschen Einigung gethan, indem er, der erste unter allen deutschen Fürsten, am 1. Juni 1861 eine Militärconvention mit Preußen abgeschlossen hatte. Leider sollte das Jahr 1861 nicht vorübergehen, ohne dem Herzog noch persönlich einen höchst schmerzlichen Verlust zu bringen. Sein Bruder, der Prinz-Gemahl, starb nach kurzer Krankheit am 14. December. Herzog E. wohnte am 23. December der Beisetzungsfeier bei, war aber durch diesen Todesfall und die gerade damals entdeckte Untreue eines Dieners so verstimmt, daß er dringend einer Ablenkung bedurfte. Eine solche sollte ihm eine Reise nach Afrika bringen, welche er am 21. Februar 1862 in Begleitung seiner Gemahlin und 20 anderer Personen, darunter Fürst Hermann von Hohenlohe, Prinz Eduard von Leiningen, der bekannte Reisende Friedrich Gerstäcker, der Zoologe Alfred Brehm, der Maler Kretschmer, antrat. Man besuchte Kairo und fuhr dann nach Massaua, von wo aus eine Reise in das Innere des Landes unternommen wurde. Am 30. Mai trafen die Reisenden wieder in Triest ein. An Stelle seines verstorbenen Bruders mußte nun der Herzog bei der Vermählung seiner Nichte Alice mit dem Großherzog Ludwig von Hessen am 1. Juli in Osborne die Honneurs machen, dann begab er sich nach Frankfurt, um vom 12.—16. Juli am deutschen Schützenfeste theilzunehmen. Hier erreichte er den Gipfelpunkt seiner Popularität: wo er sich sehen ließ, ward er mit unendlichem Jubel begrüßt und seine Feinde wurden darüber so erbittert, daß sie sich mit dem Gedanken trugen, ihn, den „Schützenherzog", als geistesgestört zu denunciren. Andere begrüßten es mit Freuden, als man ihm gegen den Schluß des Jahres, nach der Vertreibung des Königs Otto, die griechische Königskrone anbot, da sie meinten, ihn auf diese Weise aus Deutschland herauszubekommen. Er lehnte jedoch die Krone, die so leicht zur Dornenkrone werden konnte, ab und ging unentwegt auf dem betretenen Wege weiter. Der Fürstencongreß in Frankfurt im J. 1863, der hauptsächlich infolge seiner Anregung stattfand, verlief leider resultatlos. Durch den Tod Friedrich's VII. von Dänemark wurde jetzt die schleswig-holsteinsche Frage wieder angeregt. Herzog Ernst zögerte nicht, den Herzog von Augustenburg officiell als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen, war ihm bei der Bildung einer Regierung behülflich und gestattete ihm sogar im Gothaischen die Ausrüstung eines Truppenkörpers. Das Bündniß Oesterreichs und Preußens und das Einrücken von deren Truppen in Holstein verhinderte jedoch, in Deutschland weitere Schritte in der Angelegenheit zu thun.

Aber nun erkannte der weitblickende Fürst auch, daß, seitdem Bismarck an der Spitze der Regierung in Preußen stand, dessen Ernennung zum Ministerpräsidenten er schon im J. 1862 „ein welthistorisches Ereigniß" genannt hatte, die deutsche Frage mit raschen Schritten einer Lösung entgegenging, die, wie er Bismarck kannte, eine gewaltsame werden würde. Auf seinem Jagdschloß Hinterriß in Tirol verfaßte er daher im October 1864 ein Memoire für seinen Vetter, den österreichischen Minister Grafen Mensdorff, welches in den Forderungen gipfelte: „Preußen tritt an die Spitze der rein deutschen Staaten, es übernimmt die Leitung des Heeres und die Vertretung nach außen; es beruft ein deutsches Parlament. Mit Oesterreich tritt es in eine bleibende Allianz,

in ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß". In Oesterreich hörte man nicht auf diese wohlgemeinten Vorschläge und so trieben die Ereignisse immer mehr dem Kriege zu.

Mittlerweile nahmen auch einige Familienereignisse den Herzog in Anspruch: am 26. August 1865 ward in Gegenwart von 24 Gliedern des herzoglichen Hauses ein Denkmal für den verstorbenen Prinz-Gemahl in Coburg enthüllt und am 10. October desselben Jahres starb der vom Herzog so hoch verehrte Oheim und väterliche Berather König Leopold I. von Belgien.

Als im folgenden Frühjahre die Kriegsaussichten immer näher rückten, wandte sich der Herzog noch einmal in einer längeren Ausarbeitung an den König Wilhelm und bat ihn, den Bruderkrieg zu vermeiden, und dieser antwortete ihm, er werde es thun, solange es die Ehre seines Landes gestatte. Bismarck war über des Herzogs Vorstellungen wenig erfreut und erst das söhnte ihn wieder mit demselben aus, daß der Herzog am 28. Mai 1866 auf eine Anfrage sofort erklärte, seine Truppen ständen im Kriegsfalle zur Verfügung Preußens. Damals schon machte auch Herzog Ernst sowol den König als auch den Kronprinzen auf die außerordentlichen militärischen Fähigkeiten Blumenthal's aufmerksam, welche ihm aus den Manövern, denen er beigewohnt hatte, bekannt waren. Als vom Bundestage in Frankfurt die Aufforderung an den Herzog erging, seine Truppen in die Bundesfestung Rastatt zu schicken, wußte er unter allerlei Vorwänden deren Abmarsch so lange zu verzögern, bis der Krieg erklärt war. Sein Coburger Contingent ließ er am 18. Juni, damit es nicht von den Baiern aufgehoben würde, nach Gotha kommen und hierher auch die Locomotiven und den Wagenpark der Werra-Bahn flüchten. Doch nun näherten sich vom Norden her die Hannoveraner und standen nur noch drei Stunden von Gotha. Durch allerlei geschickte Maßregeln suchte jetzt der Herzog den Schein zu erwecken, als stünde ihnen eine bedeutende preußische Truppenmacht gegenüber und zu gleicher Zeit bemühte er sich, wenn auch vergebens, den König von Hannover schon jetzt zu einer Capitulation zu veranlassen. Infolge dieser Verhandlungen nahm später der hannöversche Regierungsrath Onno Klopp Veranlassung, den Herzog und seinen Minister v. Seebach auf das heftigste anzugreifen. Endlich kam es am 27. Juni zum Treffen bei Langensalza. Auf die Kunde vom Beginn eines Gefechtes eilte der Herzog auf das Schlachtfeld, traf jedoch die vereinigten Preußen und Coburg-Gothaer bereits im vollen Rückzuge an. Als zwei Tage später die Hannoveraner trotzdem die Waffen strecken mußten, begab er sich nun nach Böhmen, holte jedoch das Heer erst ein, als die Schlacht bei Königgrätz schon geschlagen war. Nun nahm er aber regen Antheil an den sich entspinnenden diplomatischen Verhandlungen. Mit Bismarck war er der Ansicht, daß sich die Einigung Deutschlands nur dann verwirklichen lasse, wenn diejenigen Dynastien, welche seither den Bestrebungen Preußens stets feindlich gegenüber gestanden hatten, von der Bildfläche verschwinden würden. Der Herzog benutzte seinen Einfluß bei dem Kronprinzen, diesen für die Idee geneigt zu machen und dieser wieder übernahm es, den König dafür zu gewinnen. Der Plan gelang. Bereits am 26. Juli wurden die Friedenspräliminarien unterzeichnet und am 29. verabschiedete sich Herzog Ernst von dem König. Tiefgerührt sagte dieser zu ihm: „Dein entschlossenes Auftreten für unsere Sache hat mich im entscheidenden Moment von dem drückenden Gefühle befreit, unter den deutschen Fürsten allein und isolirt zu stehen. Ich werde es nie vergessen!" Als Belohnung für seine Thätigkeit im J. 1866 erhielt der Herzog die schmalkaldischen Staatsforsten geschenkt. Er nahm dieselben als fideicommissarisches Privateigenthum des herzoglichen Gesammthauses an, decretirte aber

zugleich, daß die Hälfte des Reingewinnes aus jenen Forsten seinem Lande zu gute kommen müsse.

Der Verbrüderungsgedanke, den der Herzog so viele Jahre lang gepflegt hatte, trug jetzt nach dem Kriege herrliche Früchte, denn er ließ die Wunden rasch vernarben, die jener geschlagen hatte. Aber Herzog Ernst kannte auch den Ehrgeiz Napoleon's zu gut, um zu wissen, daß Deutschland nun von Frankreich her die größte Gefahr drohe. Als harmloser Besucher der Weltausstellung begab er sich deshalb 1867 nach Paris, hauptsächlich aber kam es ihm darauf an, die Stimmung in den dortigen maßgebenden Kreisen zu sondiren. Er fand Napoleon über den Sieg von Sadowa zwar ziemlich aufgebracht, meinte aber doch, daß die Rache noch längere Zeit aufgeschoben bleiben werde und berichtete in diesem Sinne nach Berlin.

Am 29. Januar 1869 war es dem Herzoge vergönnt, sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum zu feiern. Den Vertretern des Landes erklärte er bei dieser Gelegenheit, er werde auch in Zukunft nicht der Letzte sein, wenn es gälte, den Ausbau des Vaterlandes zu vollenden und Opfer dazu beizusteuern.

Während er sich im Juli 1870 auf einer Reise nach Italien befand, brach der Krieg aus. Sofort kehrte er heim und stellte sich dem König Wilhelm zur Verfügung. Dieser theilte ihn der Armee des Kronprinzen zu und bei derselben machte er, wenn auch ohne selbständiges Commando, den ganzen Feldzug mit. Nach der Schlacht bei Sedan war es ihm nun vergönnt, auf seinen alten Lieblingsplan: „ein einiges Deutschland unter Preußens Führung und mit seinem König als deutschem Kaiser an der Spitze" zurückzukommen. In diesem Sinne verfaßte er schon Anfang October ein Memoire an Bismarck und hatte die Freude, von ihm die Antwort zu erhalten, daß die in jener Denkschrift enthaltenen Gedanken seit langer Zeit die seinigen seien. Nun trat Herzog E. mit den Großherzögen von Baden und Weimar und mit dem Kronprinzen in Verbindung, um den König von Baiern zu veranlassen, den Schritt zu thun, der König Wilhelm bestimmen würde, die Kaiserkrone anzunehmen. Als das Werk gelungen war, hatte Herzog E. die Genugthuung, daß Kaiser Wilhelm, als er am 18. Januar 1871 in Versailles zur Kaiserproclamation schritt, sich zuvor vor den versammelten deutschen Fürsten an ihn wandte und die denkwürdigen Worte sprach: „Ich vergesse nicht, daß ich die Hauptsache des heutigen Tages Deinen Bestrebungen mit zu danken habe". — Am 3. Mai 1871 kehrte der Herzog aus Frankreich zurück, um nun, am Ziele seines politischen Wirkens nach außen hin, sich ganz den Interessen seines kleinen Landes, seinen Neigungen zu Kunst und Wissenschaft und der von ihm so geliebten Jagd zu widmen. Nur nach dem Tode Kaiser Friedrich's ward er im politischen Leben noch einmal viel genannt, weil man in ihm den Verfasser einer Broschüre: „Auch ein Programm der 99 Tage" vermuthete und er auch das letzte Werk Gustav Freytag's über Kaiser Friedrich veranlaßt haben sollte. Inwiefern jene Vermuthungen auf Wahrheit beruhen, ist nicht ermittelt worden.

Bei der Regierung seiner Herzogthümer hatte der Herzog den Grundsätzen vernunftgemäßer Aufklärung nicht nur theoretisch gehuldigt, sondern ihnen in Kirche und Schule Raum und Eingang verschafft, so daß sein Land als eins der freisinnigsten in Deutschland galt. An die Spitze des Kirchenregiments berief er dem Fortschritt huldigende Geistliche, wie z. B. Karl Schwarz; der Volksschule Gothas gab er bereits 1863 ein Volksschulgesetz, welches u. a. die geistliche Schulaufsicht beseitigte. Die Landwirthschaft suchte er durch Einrichtung einer Musterwirthschaft, der „Ernstfarm" auf dem Kallen-

berge bei Coburg, durch Beförderung der Grundstückszusammenlegung, durch Einführung einer rationellen Pferdezucht, durch Gründung des Rennvereins für Mitteldeutschland u. s. w. zu dienen. Die Waldwirthschaft erfreute sich seiner besonderen Förderung, so daß sie bisher noch nie erreichte Erträge lieferte. Handel und Gewerbe wurden durch Anlegung guter Straßen und mehrerer Eisenbahnen gehoben, und die Gründung industrieller Etablissements wurde begünstigt.

Vor allem aber erfreuten sich Kunst und Wissenschaft seiner Pflege, da der Herzog ein fein entwickeltes Kunstverständniß besaß und selbst die verschiedensten Zweige der Kunst ausübte. Namentlich erregten seine Leistungen auf musikalischem Gebiete berechtigtes Aufsehen. Außer zahlreichen Hymnen, Cantaten, Duetten u. s. w., welche er componirte, sind zu nennen seine Opern „Zayre", „Tony", „Santa Chiara", „Diana von Solange"; seine Operetten „Der Schuster von Straßburg" (unter dem Pseudonym Otto Wernhard) und „Alpenrosen" (Pseudonym K. v. N.); seine Hymnen „Die deutsche Trikolore" und „Hymne auf die Macht des Gesanges", sein „Fackeltanz" 2c. Bereits frühzeitig versuchte er sich auch auf dem Gebiete der Poesie und schrieb drei Hefte Romanzen und ein Bändchen lyrische Dichtungen, letzteres unter dem Titel: „Aus frühen Tagen. Gedichte von E. H. z. S. Als Manuscript gedruckt". Als geistvoller Beobachter und trefflicher Schilderer zeigte sich der Herzog in seinem Werke: „Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha nach Aegypten und den Ländern der Habab, Mensa und Bogos". Die Krone seiner litterarischen Thätigkeit aber ist das große dreibändige Memoirenwerk: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit", welches durch seine eigenartige Beleuchtung der Personen und Ereignisse während des größten Theiles des 19. Jahrhunderts für alle Zeiten als eine reiche Fundgrube für historische Studien gelten wird. Selbst in der dramatischen Kunst versuchte sich der Herzog und trat vor einem auserwählten Publicum unter Friedrich Haase's Leitung im alten Schloßtheater zu Gotha in verschiedenen Stücken auf. In sportlicher Beziehung war er ein unübertrefflicher Schütze und, wenigstens in seiner Jugend, ein verwegener Reiter. Sein Interesse an der Kunst bethätigte der Herzog in seinem Lande endlich durch Bereicherung der Kunstsammlungen auf der Veste Coburg, durch Erbauung des stattlichen Museums in Gotha und durch reiche Unterstützung von Kunstjüngern und Kunstjüngerinnen. Im Jahre 1893 veranstaltete er noch eine Reihe Aufführungen von Musteropern.

Kurz nach der letzten jener Aufführungen warf ihn ein Schlaganfall in seinem Lustschloß Reinhardsbrunn auf das Krankenlager und am 22. August 1893 Nachts 11 Uhr 34 Minuten verschied er. Er wurde in dem Mausoleum, welches er in Coburg als Grabstätte für seine Eltern hatte erbauen lassen, beigesetzt.

Die äußere Erscheinung Herzog Ernst's war groß und stattlich, trotzdem aber nichts weniger als steif, sondern von eleganter Beweglichkeit. Ein Zug von Ritterlichkeit lag in seinem ganzen Wesen. Ehrlichkeit und Offenheit, ja eine gewisse Derbheit, die zuweilen verblüffend wirkte, waren hervortretende Eigenthümlichkeiten seines Charakters, dabei zeigte er jedoch auch soviel Wohlwollen, daß er mit Leichtigkeit die Herzen gewann. Sein Wissen und Können war auf vielen Gebieten ein außerordentliches. Als Glied des coburgischen Fürstenhauses, dem während seiner Regierungszeit eine ganze Anzahl der europäischen Throne gehörte, wurde er veranlaßt, sich viel mit der großen Politik zu beschäftigen. Da er besonders den englischen Anschauungen zuneigte, erwuchsen ihm unter den Fürsten, die Rußland und der heiligen Allianz anhingen, zahlreiche Widersacher. Vielen der kleineren deutschen Fürsten

war er unangenehm wegen seiner freieren Denkungsweise und seines energischen Eintretens für den deutschen Einheitsgedanken. Andere Gegner erwuchsen ihm am Abend seines Lebens deshalb, weil er nicht ganz in das fortschrittliche Lager überging. Der Haß gegen ihn äußerte sich dadurch, daß man die kleinen persönlichen Fehler — und welcher große Mann hätte solche nicht — ins ungemessene vergrößerte und andererseits seine Verdienste zu verkleinern und ihnen persönliche Motive unterzuschieben suchte. Allein alle diese Machinationen sind vergebliche gewesen. Thaten, wie der Abschluß der Militärconvention mit Preußen im J. 1861, sein Verhalten im J. 1866 konnten keinen andern Grund haben, als den deutschen Einheitsgedanken zu verwirklichen, wie des Herzogs Auftreten bei den Sänger- und Schützenfesten nur dazu dienen sollte, ihn zu pflegen und zu fördern. Erst späteren Zeiten wird es vorbehalten sein, das edle und aufopfernde Streben dieses deutschesten der deutschen Fürsten recht zu würdigen.

Des Herzogs Ehe war kinderlos und so wurde bei seinem Tode der zweite Sohn des Prinz-Gemahls von England, Herzog Alfred von Edinburg, sein Nachfolger.

Vgl. Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst, Herzog zu Sachsen-Coburg-Gotha. — Schmidt-Weißenfels, Der Herzog von Gotha und sein Volk. — A. Ohorn, Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha. — C. Beyer, Herzog Ernst II. — M. Berbig, Heil unserm Herzog! u. v. a.

Berbig.

Ertman: Ertwin E. wurde als Sohn eines wenig bemittelten Bürgers zu Osnabrück im J. 1430 geboren, bezog im J. 1443 die Universität Erfurt, studirte dort kanonisches und römisches Recht, kehrte etwa im J. 1450 in seine Vaterstadt zurück und erscheint seit dem Jahre 1452 als Mitglied des dortigen Raths. Die Stadt betraute ihn wiederholt mit diplomatischen Sendungen; aber auch Bischof Konrad III. wurde bald auf ihn aufmerksam, nahm seine Dienste für Angelegenheiten, welche juristische Kenntnisse erforderten, in Anspruch und ernannte ihn zum fürstlichen Rathe. E. hatte besonders die Lehnssachen zu bearbeiten und bei der Ordnung der klösterlichen Verhältnisse mitzuwirken. In Anerkennung seiner Verdienste ertheilte der Bischof ihm im J. 1470 einen Wappenbrief und zugleich Immunität für sein in der Stadt gelegenes Haus. Dabei blieb E. fortwährend Mitglied der städtischen Behörde; seit dem Jahre 1477 gehörte er regelmäßig zu den drei Bürgermeistern. Seine Doppelstellung als Vertrauensmann des Fürsten und der Stadt benutzte er, um die Ansprüche beider Theile nach Möglichkeit mit einander auszugleichen und Conflicte zu verhindern; nur in engem Anschluß an den Landesherrn erblickte er Heil für die Stadt. Unter dem folgenden Bischof Konrad IV. stieg sein Ansehen und sein Einfluß auf die Regierung noch mehr; selbst der im J. 1489 ausgebrochene Aufruhr der Handwerker gegen die Geistlichkeit vermochte Ertman's Stellung nur vorübergehend zu erschüttern. Im J. 1503 finden wir ihn zum letzten Male in öffentlichen Angelegenheiten thätig; bald nachher muß er seine Aemter niedergelegt haben. Er starb im Frühjahre 1505.

Schon bei Lebzeiten des Bischofs Konrad III. hatte er begonnen, eine Chronik des Bisthums zu schreiben. Da in Osnabrück wenig historische Aufzeichnungen aus älterer Zeit vorhanden waren, so mußte er die Urkunden in ausgedehntem Maaße als Quellen verwenden und in seine Darstellung aufnehmen. Er fügte zahlreiche Auszüge aus den Chroniken der benachbarten Bisthümer Minden, Münster und Utrecht, sowie des Erzstifts Köln hinzu, sodaß sein Werk sich zu einer Geschichte des nördlichen Westfalens erweiterte.

Die erste in den Jahren 1480—1491 niedergeschriebene Fassung reichte von der Gründung des Bisthums bis zum Jahre 1441. Später, gegen Ende seines Lebens, nahm E. die Arbeit wieder auf und führte die Darstellung bis zur Münsterschen Stiftsfehde weiter. In der Erzählung der Kämpfe von 1453 bricht das Werk plötzlich ab; offenbar wurde E. durch den Tod an der Vollendung gehindert. Wir müssen dies um so mehr beklagen, als E. besonders befähigt gewesen wäre, die Regierung Konrad's III. und die Befestigung der Landeshoheit durch diesen Fürsten zu schildern. Seine Fortsetzer sind nicht im Stande gewesen, diese Lücke auszufüllen.

Vgl. die von dem Unterzeichneten besorgte Ausgabe der Chronik in Band I der „Osnabrücker Geschichtsquellen" (Osnabrück 1891) nebst der Einleitung dazu, ferner die als Band II derselben Sammlung (Osnabrück 1894) erschienene niederdeutsche Uebersetzung und Fortsetzung (herausgegeben von F. Runge). Die älteren Ausgaben sind bei O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen II (3. Aufl.), 82 und Potthast, Wegweiser (2. Aufl.) S. 428 angeführt. H. Forst.

Erwich, Westgothenkönig, 15. Oct. a. 680 bis c. 15. Nov. a. 687. Unter König Kindaswinth (a. 641—652) war ein vornehmer Byzantiner, Ardebast (Artabazes), an den Hof von Toledo gekommen und mit einer Verwandten (consobrina, nicht Tochter) des Königs vermählt worden. Beider Sohn, E., war von König Wamba (a. 672—680, s. den Artikel) vor allen Palatinen geehrt worden. Zum Danke ließ sich der Halb-Grieche als Werkzeug von der Priesterpartei gebrauchen, die den hervorragend tüchtigen, ihr aber zu wenig gefügigen Herrscher stürzen wollte. Er reichte ihm den Trank, der ihn tödten sollte, aber Wamba's kräftige Natur nur zu betäuben vermochte (4. oder 14. October a. 680). In diesem Zustand ward Wamba geschoren, in ein Mönchsgewand und in das Kloster Pampliega bei Burgos gesteckt, E. aber wenige Tage darauf zum König gesalbt. Bald darauf ward er in einer Priesterversammlung zu Toledo (XI. Concil. Tolet. a. 681, 9. Januar) unter Vorsitz eines jener gewaltigen Kirchenfürsten, wie sie wiederholt diesen priesterlich gewordenen Gothenstaat beherrscht haben, des Metropolitanen Julian von Toledo, der früher Wamba verherrlicht, jetzt aber die Verschwörung wesentlich geleitet hatte, von den zahlreich (41) erschienenen Geistlichen, aber nur 15 Palatinen als König anerkannt aus drei Gründen: weil Wamba durch die (aufgezwungene!) Scheerung unfähig geworden, König zu sein, weil er selbst E. zu seinem Nachfolger ernannt und weil dieser vom Metropolitan bereits gesalbt sei: der erste Grund war nichtssagend, vielmehr ein Hohn auf den Begriff der Abdankung, der zweite erlogen (wäre er wahr, so wäre er verfassungswidrig gewesen), der dritte gleichgültig und unfähig staatsrechtliche Nichtigkeiten zu heilen. Selten ist in aller Geschichte ein abscheuliches Verbrechen der Priesterschaft so abscheulich gerechtfertigt worden.

In Wirklichkeit herrschte nun im Gothenreich nicht E., sondern die Bischofschaft, geführt von dem gewaltigen Julian: Clerus und Adel theilten sich in den zerrissenen Purpur des Königthums durch Erhöhung ihrer Vorrechte wie ihrer thatsächlichen Macht; diese nur achtjährige Regierung ließ verfallen was kräftige Könige wie Kindaswinth und Wamba Gutes im Staat erbaut hatten und arbeitete dem bald — nach einem Jahrzehnt — erfolgenden Untergang des Reiches vor; das XII. und das XIII. Concil von Toledo (a. 683) sind neue Siege der Kirche in dem Kampf mit der immer tiefer sinkenden Krone: mußte doch der König, dessen oberste Pflicht Schutz der Schutzbedürftigen, so der Kirche, der Frauen, der Kinder war, umgekehrt den Schutz der Kirche für seine Königin Leovigoto und seine Kinder anrufen, zumal gegen die häufigen

Aufstände des Adels. Auch sonst fehlt es nicht an Zeichen der Furcht und der Schwäche: so die Steuernachlässe, die arge Abschwächung des ersprießlichen Wehrgesetzes Wamba's (mit rückwirkender Kraft!), der Versuch, die Anhänger Wamba's zu versöhnen durch Vermählung seiner Tochter Cixilo mit Wamba's Neffen Egika (s. den Artikel), den er auch zum Thronfolger bestimmte mit Umgehung der eigenen Söhne.

Einen Schandfleck dieser Regierung bilden die furchtbaren Judengesetze, die, 28 an der Zahl, eingegeben waren von dem getauften Juden Julian, der, „wie eine Rose aus Gedorn erblüht", mit der ganzen Glaubenswuth des Bekehrten dadurch alle früheren Religionsverfolgungen in diesem Reich überbot: sie athmen eine bis ins kleinlichste bohrende Rachsucht und ihre mit lauernder Bevormundung durchgeführten Quälereien für Leib und Seele kennzeichnen den Geist jener Macht, die sie dem willenlosen Staat vorgeschrieben hat. Zuletzt entsagte E., von Krankheit, Aberglauben und wie es scheint, Gewissensangst gepeinigt, dem Scepter, das er ebenso verwerflich geführt wie erlangt hatte und ging in ein Kloster, wo er alsbald starb.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen V, 1870, S. 215 f., VI², 1885, S. 460 f. Dahn.

Escher: Johann Heinrich Alfred E., schweizerischer Staatsmann, geboren am 20. Februar 1819 in Zürich, † daselbst am 6. December 1882. Escher's Familie gehörte zu den ältesten und angesehensten Zürichs; doch hatte der Großvater Hans Caspar E. († 1831 in St. Petersburg) sein Vermögen eingebüßt, war deshalb in russische Dienste getreten und hatte als Cavallerieofficier die Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht; zwei seiner Söhne fielen 1807 in der Schlacht bei Friedland. Ein dritter Sohn, Heinrich E. (1776 bis 1853), ging nach den Vereinigten Staaten, wo er als Agent der Häuser Baring in Amsterdam und Rougemont in Paris, später auf eigene Rechnung in Ländereien, Baumwolle ꝛc. glückliche Geschäfte machte. Als reicher Mann kehrte er 1814 nach Zürich zurück, verheirathete sich hier mit Lydia Zollikofer von Schloß Hardt im Thurgau († 1868), baute sich das schöne Landgut Belvoir in Enge bei Zürich und lebte fortan der Familie, der Kunst und Wissenschaft. Eine von ihm angelegte große entomologische Sammlung ging 1858 durch Schenkung an das eidgenössische Polytechnikum über. Aus der Ehe gingen 1816 eine Tochter, Clementine, und 1819 ein Sohn, Alfred, hervor.

In den glücklichsten Verhältnissen aufwachsend, erhielt der Knabe den ersten Unterricht mit der Schwester zu Hause; unter seinen Privatlehrern befanden sich der Naturforscher Oswald Heer und der Theologe Alexander Schweizer, beide hernach wissenschaftliche Zierden der Schweiz. Im Frühjahr 1834 trat er in das Obergymnasium ein, wo der treffliche Philologe Hans Kaspar Orelli sein einflußreicher Lehrer war, und Ostern 1837 bezog er als studiosus juris die Zürcher Hochschule, wo er das Glück hatte, Meister seines Faches, wie Friedrich Ludwig Keller, Johann Kaspar Bluntschli und Karl Gustav Geib, als Professoren zu finden. Als Mitglied der schweizerischen Studentenverbindung „Zofingia" legte er den Grund zu seinen über die ganze Schweiz ausgebreiteten persönlichen Beziehungen, die später dem Staatsmann zu statten kamen, und bewies schon damals seine Gabe zu „herrschen"; 1839 ward er zum Präsidenten der Section Zürich und 1840 zum Centralpräsidenten der ganzen Verbindung ernannt. Das Studium in Zürich wurde 1838/39 durch zwei in Bonn und Berlin verbrachte Semester unterbrochen und erhielt 1842 seinen Abschluß, indem E. am 17. September auf Grund einer Dissertation „De testium ratione quae Romae Ciceronis aetate obti-

nuit" (Zürich 1842) promovirte, als erster Doctor j. u. der jungen Zürcher Rechtsfacultät. Nachdem er sich hierauf während eines einjährigen Aufenthaltes in Paris auch im westlichen Nachbarland umgesehen, habilitirte er sich im Frühling 1844 als Privatdocent für Staatswissenschaften in Zürich und hielt sieben Semester hindurch Vorlesungen über Civilproceß und Bundesstaatsrecht der Schweiz. Bald wurde er jedoch der akademischen Lehrthätigkeit durch die praktische Politik entfremdet, zu der ihn seine Begabung wie das ihm in ungewöhnlichem Maaße entgegenkommende Vertrauen seiner Mitbürger hindrängte.

Escher's Eintritt in das öffentliche Leben fiel in die sturmbewegte Sonderbundsperiode, wo durch die Freischarenzüge der Radicalen gegen das Jesuitenregiment in Luzern und durch die Bildung des Sonderbundes der clericalen Kantone die Parteigegensätze bis zum Bürgerkrieg erhitzt waren und die Zukunft der Schweiz auf dem Spiele stand. Im Kanton Zürich speciell rangen die durch den Septemberputsch von 1839 ans Ruder gelangten Conservativen und die damals verdrängten Liberalen mit Aufbietung aller Kräfte um die Herrschaft, weil von der Stimmgebung der einzelnen Kantone das Schicksal der großen eidgenössischen Fragen abhing. In scharfem Gegensatz zu dem conservativ gesinnten Stadtbürgerthum, dem E. durch Geburt und sociale Stellung angehörte, schloß sich der junge Rechtsgelehrte aus voller Ueberzeugung der liberal-radicalen Partei an, in der er die Trägerin des nationalen Gedankens erblickte, und brachte ihr eine hervorragende Kraft zu, die der intelligente Führer der Zürcher Liberalen, Dr. Jonas Furrer von Winterthur, zu würdigen wußte. Kaum hatte E. das Alter der Wählbarkeit erreicht, so wurde er auf Betreiben seiner Winterthurer Freunde von dem ländlichen Wahlkreis Elgg am 21. Juli 1844 in den Großen Rath des Kantons Zürich gesandt und half hier den ersten Sieg der Liberalen erringen, indem am 17. Decbr. an die Stelle des demissionirenden Bürgermeisters Muralt mit 99 gegen 97 Stimmen der liberale Dr. Zehnder gegenüber Dr. Bluntschli, dem Haupt der Conservativen, gewählt wurde. Mit Furrer und anderen liberalen Führern unterzeichnete E. einen Aufruf zur Veranstaltung einer Volksversammlung in Unterstraß auf den 26. Januar 1845, um die durch die ganze Schweiz gehende Antijesuitenbewegung auch in Zürich zu entfesseln, und am 5. Februar hielt er im Großen Rath seine Jungfernrede zur Unterstützung Zehnder's, der im Gegensatz zur conservativen Regierungsmehrheit eine jesuitenfeindliche Instruction für die Tagsatzung beantragte. Zehnder's Antrag ging durch und im April 1845 brach das conservative Regiment in Zürich vollends zusammen; die gesetzliche Drittelserneuerung der Regierung fiel zu Gunsten der Liberalen aus, Bluntschli und Bürgermeister Mousson, die Führer der bisherigen Regierungsmehrheit, nahmen ihre Entlassung und Jonas Furrer wurde zum Amtsbürgermeister gewählt. Seit diesem Umschwung stieg E. mit beispielloser Raschheit empor. Am 3. April 1845 wurde er neben den beiden Bürgermeistern zum dritten Tagsatzungsgesandten, am 24. April in den Rath des Innern, im Juni wieder zum dritten Tagsatzungsgesandten, im December in den Erziehungsrath und daneben in die wichtigsten Commissionen des Großen Rathes gewählt. 1846 wurde er abermals dritter Tagsatzungsgesandter und Vicepräsident des Großen Rathes. Am 29. Juni 1847 wählte ihn die Regierung zum Staatsschreiber und im December der Große Rath, dessen jüngstes Mitglied er war, zu seinem Präsidenten; im Juli hätte ihn die Tagsatzung zum eidgenössischen Staatsschreiber ernannt, wenn die Zürcher sich nicht gesträubt hätten, ihn der Eidgenossenschaft abzutreten.

Auf der Tagsatzung wie zu Hause gehörte E. zu den entschiedensten Gegnern des Sonderbundes. Als durch die Niederwerfung der Sonderbundskantone im November 1847 die Bahn für eine Umgestaltung des allzulockern schweizerischen Staatenbundes gebrochen war, sprach er sich als Großrathspräsident am 28. März 1848 in einer bedeutenden Eröffnungsrede unumwunden für die Einführung des Einheitsstaates aus: „Ist der Staat, der das Unglück hat klein zu sein, wie die Schweiz, nicht dadurch schon genug gehemmt? Sollen diese Hemmnisse dadurch, daß man ihn in 25 Stäätchen zerfallen läßt, verzwanzigfacht werden? Oder besitzen wir einen solchen Ueberfluß an Intelligenzen, daß wir sie in eine schweizerische Regierung nicht unterbringen können, daß wir 25 Regierungen bedürfen, um sie alle gehörig zu bethätigen?" Der neue Bundesverfassungsentwurf, wie er von der Tagsatzungscommission am 8. April 1848 fertig gestellt wurde, befriedigte ihn daher keineswegs; bei der Eröffnung der Großrathssitzung am 11. Mai warf er ihm vor, daß er nicht grundsätzlich sei, mit der Centralisation auf halbem Wege stehen bleibe. Doch war E. viel zu sehr Staatsmann, um das erreichbare Gute über einem unerreichbaren Ideal in den Wind zu schlagen. Als die Kantone sich endgültig über Annahme oder Verwerfung der neuen Bundesverfassung schlüssig zu machen hatten, wiederholte er zwar bei der Eröffnung der Großrathssitzung am 21. Juli seine Bedenken, empfahl aber die Annahme, weil der Entwurf doch einen mächtigen Schritt in der Richtung auf den Einheitsstaat bedeute, und trug so zu der einmüthigen Genehmigung durch den Großen Rath des Kantons Zürich bei. Später wurde E. aus einem Unitarier ein überzeugter Anhänger der bundesstaatlichen Formen, denen die Schweiz ein vorher nie gekanntes Glück verdankte; manches von dem, was er in der Verfassung von 1848 vermißte, ist übrigens durch die späteren Bundesrevisionen nachgeholt worden.

Mittlerweile war E. auf der Staffel der republikanischen Ehren höher und höher gestiegen. Am 27. Juni 1848, vier Monate, nachdem er das Alter der Wählbarkeit erreicht, wählte ihn der Zürcher große Rath zum Mitglied der Regierung und zum zweiten Tagsatzungsgesandten. Im September ernannte ihn die Tagsatzung neben dem Landammann Munzinger von Solothurn zum eidgenössischen Repräsentanten im Kanton Tessin, dessen Regierung sich durch unkluge Begünstigung der italienischen Erhebung in Schwierigkeiten mit dem österreichischen Feldmarschall Radetzky gestürzt hatte. Das stramme Auftreten der beiden Repräsentanten, welche zur Aufrechterhaltung stricter Neutralität die Bewachung der Grenze mit eidgenössischen Truppen und die Internirung der italienischen Flüchtlinge im Innern der Schweiz anordneten, mißfiel zwar im Tessin, fand aber die Billigung der Bundesbehörden und hatte auch eine Milderung der von Radetzky gegen den Tessin verhängten Maßregeln zur Folge.

Am 15. October 1848 wurde E. vom ersten eidgenössischen Wahlkreis (Zürich) zum Mitglied des neugeschaffenen schweizerischen Nationalraths gewählt, der ihn sofort zu seinem Vicepräsidenten ernannte. Am 27. December wurde er in Zürich an Stelle des in den Bundesrath gewählten Jonas Furrer zum Amtsbürgermeister und am 16. April 1849 vom Nationalrath zu seinem Präsidenten erhoben. Damit hatte der Dreißigjährige auf kantonalem und eidgenössischem Boden die Stufen erklommen, die er überhaupt erreichen konnte und wollte. Da im schweizerischen Bundesrath nur ein Mitglied aus einem Kanton sitzen durfte, so war in der Bundesregierung für ihn neben Furrer kein Platz. In spätern Jahren hing es lediglich von seinem Willen ab, in

den Bundesrath und zum Bundespräsidenten gewählt zu werden. E. verzichtete auf diese höchste Ehre, die einem Schweizer zu Theil werden kann, weil er sich inzwischen mit seinen Eisenbahn- und Bankunternehmungen Verpflichtungen aufgeladen hatte, und sich überhaupt nicht entschließen konnte, sein geliebtes Belvoir mit einem Wohnsitz in der Bundesstadt zu vertauschen.

In wenig Jahren war Alfred E. das unbestrittene Haupt des Kantons Zürich und in wenig Monaten der einflußreichste Mann in der Bundesversammlung geworden. Vornehme Geburt, Reichthum, imponirende Erscheinung, allezeit bereite Schlagfertigkeit der Rede, gründliche, vielseitige Kenntnisse, fester Wille, unermüdliche Arbeitslust, Alles traf bei ihm zusammen, um ihn über seine Mitstrebenden empor zu heben. Im September 1847 schrieb Gottfried Keller bewundernd von ihm in sein Tagebuch: „Der Sohn eines Millionärs unterzieht er sich den strengsten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, übernimmt schwere, weitläufige Aemter in einem Alter, wo andere junge Männer von fünf- bis achtundzwanzig Jahren, wenn sie seinen Reichthum besitzen, vor allem nur das Leben genießen. Man sagt zwar, er sei ehrgeizig. Mag sein; es zeichnet nur eine bestimmtere Gestalt". Als Redner riß E. weniger hin als daß er überzeugte; sein Vortrag war nüchtern, aber stets voll Geist und zwingend durch seine Logik und Sachkenntniß. Die Klarheit seines Denkens, die Gewissenhaftigkeit, womit er alle an ihn herantretenden Fragen bis ins letzte Detail prüfte, die vornehme Ruhe, die er den Gegnern gegenüber zu bewahren wußte, machten ihn auf lange hinaus zum ersten Parlamentarier der Schweiz, der fast immer seines Sieges sicher war. Freilich lag in der frühzeitigen Gewöhnung an unbestrittene Geltung auch die Gefahr der Verwöhnung; es wurde dem selbstbewußten Manne schwer, Widerspruch zu ertragen, selbständige Naturen in seiner Umgebung zu dulden. Immerhin sind die Vorwürfe, die in dieser Beziehung gegen E. erhoben wurden, übertrieben. Er war es, der eine Kraft wie Dubs hervorzog, und es kennzeichnet die Weitherzigkeit der von ihm geleiteten liberalen Regierung, daß sie ihren bedeutendsten conservativen Gegner, den nach München übergesiedelten Bluntschli, mit der großen Aufgabe der Codification des zürcherischen Rechtes betraute. Ebenso war er es, der 1856 die Wahl Treichler's, des begabten Führers der socialistisch-demokratischen Opposition im Kanton Zürich, in die Regierung durchsetzte, weil er wußte, daß es für gescheite Utopisten kein besseres Heilmittel gibt, als ihre Heranziehung zur praktischen Bethätigung im Staate.

Als Bürgermeister von Zürich führte E. 1849 eine wichtige Partialrevision der Kantonsverfassung durch, die den Gemeinden die freie Wahl der Pfarrer und Lehrer übertrug, anderseits die Regierungsgewalt verstärkte und concentrirte, indem sie die Mitgliederzahl des Regierungsrathes auf neun reducirte und an Stelle des altherkömmlichen schwerfälligen Collegialsystems das Directorialsystem einführte, wonach die Leitung der verschiedenen Verwaltungszweige nicht mehr durch Collegien, sondern durch einzelne Regierungsmitglieder besorgt wurde. Bei diesem Anlaß wurde auch das ehrwürdige Bürgermeisteramt, das E. als der letzte bekleidete, in das eines bloßen „Regierungspräsidenten" verwandelt. Gleichzeitig wurde der Erziehungs- und Kirchenrath neu organisirt und in größere Abhängigkeit von der Regierung gebracht. Von den ständigen Directionen übernahm E. das Erziehungswesen und war als Erziehungsdirector für ökonomische Besserstellung der Lehrer, sowie für Hebung namentlich des höhern Schulwesens mit Erfolg bemüht. Als Regierungspräsident arbeitete er sich aber auch in die wichtigeren Geschäfte der andern Departements hinein und hielt so die Fäden der ganzen Verwaltung in seiner kräftigen Hand.

Wie im Kanton, so war E. auf dem weitern Felde der eidgenössischen Politik ein rastloser Arbeiter. Unter den Begründern des schweizerischen Bundesstaates steht er als gewandter Vorsitzender des Nationalraths, als Verfasser wichtiger Gesetzesentwürfe, als maßgebendes Mitglied und regelmäßiger Berichterstatter der bedeutendsten nationalräthlichen Commissionen neben den Mitgliedern des ersten Bundesrathes, den Furrer, Druey ꝛc., in vorderster Linie. „Als Berichterstatter in der Berathung über das Zollgesetz", schreibt 1851 ein Ohrenzeuge, „verfocht er in stundenlangen, die genaueste Kenntniß der Sache, wie sie sonst eigentlichen Fachmännern eigen ist, verrathenden Vorträgen die Vorschläge der Commission. Nicht weniger Vertrautheit mit Geschäften verrieth er bei der Berathung des Postgesetzes." In das Amtsjahr 1849/50, in dem er dem Nationalrath zum ersten Mal präsidirte, fielen nicht weniger als 126 Sitzungen, und die „Thronreden", mit denen er jeweilen die Sitzungsperioden eröffnete und schloß, sind historische Documente, die das bereits Erreichte und die der Lösung noch harrenden Aufgaben wie die Grundsätze der eidgenössischen Politik überhaupt in markigen Zügen feststellten. Im ganzen lieh E. als anerkannter Führer der gemäßigten Radicalen in der Bundesversammlung dem Bundesrath gegen die Angriffe von Rechts und Links eine sichere Stütze, besonders in Fragen der äußeren Politik und des Asylrechts, indem er auf correcte Erfüllung aller Pflichten des Völkerrechts und der Neutralität, aber ebenso sehr auf entschiedene Abweisung aller mit der Landesehre unvereinbaren Zumuthungen des Auslands drang. Gegenüber den Fremden und Einheimischen, die kraft der „Völkersolidarität" eine republikanische Propaganda der Schweiz nach außen verlangten, rief er, durch die Macht des Beispiels allein könne die Schweiz der heiligen Sache der Freiheit Vorschub leisten; das Princip der Selbsterhaltung verbiete ihr, eine andere Politik zu verfolgen.

Mitunter freilich fand er es für nothwendig, dem Bundesrath, wenn er ihn allzu ängstlich sah, eine entschlossenere Haltung vorzuschreiben, „vormundschaftliche Befugniß über ihn auszuüben", wie die Gegner spotteten. So riß er, als der Bundesrath sich für incompetent erklärte, gegen die intoleranten Eheverbote gewisser katholischen Kantone einzuschreiten, die Bundesversammlung trotz der leidenschaftlichen Proteste der schweizerischen Bischöfe und ihrer Gefolgschaft zum Erlaß des Gesetzes zum Schutze gemischter Ehen vom 3. December 1850 hin, einem bahnbrechenden Schritte zur Loslösung des Eherechts von kirchlichen Gesichtspunkten. E. war auch der Urheber des wichtigen Nationalrathswahlgesetzes vom 21. December 1850, das von den Clericalen und protestantischen Conservativen heftig angegriffen wurde, weil es statt der von ihnen verlangten Einerwahlkreise Wahlkreise zu vier Abgeordneten als Regel aufstellte und sie nach ihrem Dafürhalten zu Gunsten der Liberalen zuschnitt. Mochte der Vorwurf der „Wahlgeometrie" begründet sein oder nicht, jedenfalls war E. im Recht, wenn er einen wirklichen Nationalrath und keine „Philisterversammlung" wollte, wie sie aus bloßen Kirchthurmskreisen hätte hervorgehen müssen.

Eine für ihn und das Land verhängnißvolle Stellung nahm E. in der Eisenbahnfrage ein. Er gehörte zu den ersten, welche die Bedeutung des großartigen Verkehrsmittels für die Schweiz ganz und voll erkannten. In seiner Präsidialrede vom 12. November 1849 wies er auf die Nothwendigkeit raschen Handelns hin, wenn die Schweiz nicht vom Weltverkehr abgeschnitten werden wolle, und am 12. December stellte er an der Spitze von 14 Mitgliedern des Nationalraths die Motion, der Bundesrath sei einzuladen, mit möglichster Beförderung den Plan zu einem schweizerischen Eisenbahnnetz unter

Zuziehung unbetheiligter Experten, den Entwurf zu einem Expropriationsgesetz und Anträge betreffend Betheiligung des Bundes an den Eisenbahnbauten, bezw. die Concessionsbestimmungen für den Fall der Erstellung der Eisenbahnen durch Privatgesellschaften vorzulegen. Die Motion wurde erheblich erklärt und E. zum ersten Mitglied der nationalräthlichen Commission ernannt, welche die Vorlagen des Bundesrathes zu prüfen hatte. Der Bundesrath entschied sich im Einklang mit den von ihm angerufenen Experten, dem berühmten englischen Ingenieur Robert Stephenson, dem Volkswirthschafter Geigy von Basel und dem Ingenieur Ziegler von Wintertur, für den Staatsbau durch Bund und Kantone und die Mehrheit der Nationalrathscommission ging mit ihm einig. E. dagegen verfocht an der Spitze der Commissionsminderheit das System des Privatbaus; sein Antrag siegte am 8. Juli 1852 im Nationalrath mit 68 von 91 Stimmen und der Ständerath pflichtete bei. So entstand das erste schweizerische Eisenbahngesetz vom 28. Juli 1852, das den Bau und Betrieb von Eisenbahnen den Kantonen, bezw. den von diesen concessionirten Privatgesellschaften überließ und dem Bund nur ein verclausulirtes Recht der Genehmigung der Concessionen ließ. Die Schweiz hat mit diesem Gesetz, das den Gesammtstaat im Eisenbahnwesen lange zur kläglichsten Ohnmacht verurtheilte, die bittersten Erfahrungen gemacht, und es hat ihr ungeheure Anstrengungen gekostet, den Fehlschritt, den sie 1852 gethan, ein halbes Jahrhundert später wieder gut zu machen. Die Hauptverantwortlichkeit fällt zweifellos auf E.; hätte er seinen mächtigen Einfluß zu dem des Bundesrathes und der Commissionsmehrheit in die Wagschale geworfen, so würde der Staatsbau 1852 Gesetz geworden sein. Was den einstigen Unitarier zu seiner ablehnenden Haltung bewog, war im Grunde nichts anderes als der Standpunkt des Zürchers, den die Wahl Berns zum Bundessitz für die Zukunft seiner Vaterstadt besorgt gemacht hatte. Er fürchtete, dieselbe Coalition der Bundesversammlung, die Zürich um seine alte vorörtliche Stellung gebracht, werde für die West- und Mittelschweiz aus Staatsmitteln Linien decretiren, und dann nach Erschöpfung des Bundescredits für die östlichen Kantone wenig oder nichts mehr übrig lassen.

Ein weiteres Motiv Escher's war die Hoffnung, daß der junge Bund, wenn er seine Gelder nicht im Eisenbahnbau festlege, die nöthigen Mittel für die Gründung einer eidgenössischen Hochschule in Zürich behalte, die ihm als die „schönste schweizerische Culturfrage" ganz besonders am Herzen lag. Als Bern Bundesstadt wurde, galt es als ausgemacht, daß Zürich für die verlorene Vorortschaft mit der in der Bundesverfassung vorgesehenen eidgenössischen Universität werde entschädigt werden, und E. wurde nicht müde, bei jeder Gelegenheit auf diese „Ehrenschuld, welche die aus der neuen Bundesverfassung hervorgegangene Behörde der schweizerischen Jugend so bald als möglich abzutragen habe", hinzuweisen. 1851 arbeitete er als Mitglied einer vom Bundesrath niedergesetzten Expertencommission zwei Gesetzesentwürfe betreffend Errichtung einer eidgenössischen Hochschule und eines Polytechnikums aus, auf die sich die Vorschläge des Bundesraths aufbauten. Aber von allen Seiten erhob sich offene und verdeckte Opposition gegen die eidgenössische Universität in Zürich. Die Berner, Basler, Genfer hatten keine Lust, ihre hohen Lehranstalten zu Gunsten Zürichs aufzuopfern, die Ultramontanen erblickten in der Centralisation des höheren Unterrichts eine Gefahr für den Katholicismus, die Welschen für ihr romanisches Volksthum. Nachdem die Angelegenheit Jahre hindurch verschleppt worden war, beantragte die Minderheit der vom Nationalrath bestellten Commission im Januar 1854 wieder Verschiebung auf unbestimmte Zeit. E. bekämpfte als Sprecher der Commissions-

mehrheit in glänzender Rede diese verhüllte Beerdigung einer großen Idee und erreichte soviel, daß der Nationalrath nach langer Redeschlacht am 29. Januar 1854 mit 59 gegen 39 Stimmen die Gründung der Universität sammt Polytechnikum in Zürich beschloß. Aber der Ständerath lehnte am 1. Februar mit 27 gegen 15 Stimmen das Eintreten in den Nationalrathsbeschluß ab und willigte mit knapper Noth in die Errichtung des eidgenössischen Polytechnikums, worauf dem Nationalrath nichts übrig blieb als diesem Beschlusse beizutreten, um wenigstens etwas zu retten. Das Polytechnikumsgesetz vom 7 Februar 1854 fußt ganz auf dem Entwurfe Escher's; er wurde auch vom Bundesrath am 2. August 1854 zum Vicepräsidenten des eidgenössischen Schulrathes, der die neue Anstalt zu leiten hatte, ernannt und trug in dieser Stellung viel zu ihrem raschen Aufblühen bei.

Inzwischen war der Gelehrte und Politiker wider seine persönliche Neigung auf ein Feld abgedrängt worden, auf dem ihm reichliche Lorbeeren, aber auch unendliche Dornen erwachsen sollten. Um den Beweis zu leisten, daß die Schweiz auch mit dem System des Privatbaus zu den nothwendigen Eisenbahnen komme, stellte sich E. an die Spitze einer „Zürich-Bodenseebahngesellschaft", die sich im Januar 1853 constituirte und noch im Laufe des gleichen Jahres sich mit der „Nordbahn" (Zürich—Baden), dem einzigen bereits bestehenden Eisenbahnunternehmen der Schweiz, zur „Schweizerischen Nordostbahn" verschmolz. Am 12. September 1853 wählte die Generalversammlung der Nordostbahn E. zum Präsidenten der Direction. Auch bei dieser Schöpfung hatte er nur das Landeswohl im Auge; aber es kennzeichnete doch die schiefe Stellung, in die er gerieth, daß er einen Vertrag über die Concession, die der Gesellschaft ertheilt wurde, in der doppelten Eigenschaft als Regierungspräsident des Kantons Zürich und als Präsident der Nordostbahn zu unterzeichnen hatte.

Unter einer so außerordentlichen Arbeitslast, wie sie E. sich aufgebürdet hatte, hätte die stärkste Gesundheit ins Wanken gerathen müssen. Im Mai 1855 warf ihn eine schwere typhöse Erkrankung darnieder. Das hartnäckig andauernde Leiden bewog ihn, zur Bestürzung der liberalen Partei, am 30. September die Entlassung als Mitglied und Präsident der Zürcher Regierung zu nehmen. Fortan widmete er seinem Schoßkind, der Nordostbahn, die sich unter seiner Leitung zu der bestverwalteten der Schweiz aufschwang und immer neue Linien eröffnete, sowie einem zweiten wirthschaftlichen Unternehmen, der von ihm 1856 gegründeten schweizerischen Creditanstalt in Zürich, die ihn am 14. Juli zum Präsidenten des Verwaltungsrathes ernannte, seine beste Kraft. „Diese Anstalt", sagt E. in seinen autobiographischen Aufzeichnungen mit Recht, „hat dem Platze Zürich eine finanzielle Bedeutung gegeben, die er vorher entfernt nicht hatte; sie hat auch zur Befruchtung der Industrie und Gewerbethätigkeit in Zürich und in der ganzen Ostschweiz wesentlich beigetragen". Wenn man trotzdem das Bedauern nicht unterdrücken kann, daß die Leitung von Eisenbahnen und Banken, wofür es in der Schweiz an Leuten nicht gemangelt hätte, den Staat einer solchen Kraft beraubte, so ist anderseits E. dadurch zu einem gewaltigen Werk geführt worden, mit dem sein Name immerdar verknüpft bleiben wird, zur Gotthardbahn.

Die schweizerischen Alpenbahnprojecte sind so alt, als das schweizerische Eisenbahnwesen überhaupt. Lange stand der von dem Graubündner Ingenieur La Nicca schon 1845 aufgebrachte Plan der Ueberschienung des Lukmanier im Vordergrund, weil er die geringsten technischen Schwierigkeiten zu bieten schien; ein 1861 mit Italien zur Ausführung der Lukmanierbahn bereits abgeschlossener Vertrag wurde nur deshalb nicht perfect, weil eine darin aus-

bedungene Caution nicht rechtzeitig geleistet werden konnte und die italienische Regierung den Vorwand ergriff, um sich die Freiheit zur Prüfung eines jüngeren Projectes zurückzunehmen. Letzteres betraf den St. Gotthard, auf den zuerst der Ingenieur Gottlieb Koller von Winterthur in einem Gutachten von 1851 hingewiesen, zu dessen Gunsten sich 1853 eine zu Luzern versammelte Conferenz von acht mittelschweizerischen Kantonen ausgesprochen, aber erst 1860 ein Comité sich gebildet hatte, das durch den Zürcher Ingenieur Wetli die ersten Pläne und Profile ausarbeiten ließ und mit Turin Verhandlungen anknüpfte. Noch immer schien indeß der Lukmanier weitaus die meisten Aussichten für sich zu haben, als E. sich des Gotthardprojectes annahm und unter seinem Einfluß der Kanton Zürich und die Nordostbahn sich den Beförderern desselben anschlossen. „Das Zustandekommen einer schweizerischen Alpenbahn", schreibt E., „erschien mir von Tag zu Tag wichtiger und dringlicher. Es wurde mir immer klarer, daß die Schweiz ohne eine den Wall ihrer Alpen durchbrechende Eisenbahn zu einem von dem großen Weltverkehr umgangenen und verlassenen Eilande herabsinken müßte. Und hinwieder erwog ich, welch reichen Gewinn die Gotthardbahn, die, zum Unterschiede von den concurrirenden Alpenbahnprojecten inmitten der Eidgenossenschaft liegend und sie auf langer Strecke durchbrechend, zu einer der wichtigsten Handelsstraßen für einen bedeutenden Theil der civilisirten Welt werden muß und die im Fernern dazu angethan ist, die Schweiz auf dem kürzesten Wege mit Italien und dem Oriente zu verbinden, der geistigen und materiellen Entwicklung unseres Landes bringen würde. Also Anstrebung der Gotthardbahn mit Aufbietung aller Kräfte!"

Fortan wurde E. die Seele des Unternehmens und betrieb es mit der ihm eigenen Energie. Nach seinem Plane bildete sich am 8. August 1863 unter dem Vorsitz des Luzerner Regierungsrathes Zingg eine „Gotthardvereinigung", welcher dreizehn Kantone und die zwei bedeutendsten Eisenbahngesellschaften der Schweiz, die Centralbahn und Nordostbahn, beitraten, mit einer ständigen Commission und einem geschäftsleitenden Siebenerausschuß an der Spitze. Als Mitglied dieses Ausschusses entfaltete E., unterstützt von einem Stab eifriger Mitarbeiter, wie Zingg von Luzern, Stoll von Zürich, Feer-Herzog von Aarau, Stehlin von Basel u. A., eine rastlose und umsichtige Thätigkeit zur Ueberwindung der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenthürmten. Das größte lag freilich in der von E. selbst verschuldeten Ohnmacht des Bundes in Eisenbahnangelegenheiten; in einer Frage, die für das Land vom volkswirthschaftlichen, politischen und militärischen Gesichtspunkt aus gleich wichtig war, durfte die schweizerische Regierung zum Erstaunen des Auslands keine eigene Meinung äußern, mußte sie alles den Rivalitäten der Kantone und Parteien, sowie dem Gutfinden der fremden Mächte überlassen. Zu dem Lukmanier- und Gotthardproject gesellte sich noch ein drittes über den Simplon, und die Anhänger dieser verschiedenen Projecte, bezw. die dabei interessirten Kantone befehdeten sich im In- und Ausland mit all der Zähigkeit, wie sie die Schweizer von jeher gegen einander zu entfalten pflegten. In der Presse, in den Rathsälen, in den finanziellen Kreisen, in den Büreaus der fremden Ministerien wogte der Kampf offen und im geheimen Jahre lang hin und her. Weder die „Lukmanierpartei" (St. Gallen, Graubünden, Glarus, Appenzell, Vereinigte Schweizerbahnen) noch die „Simplonpartei" (Waadt, Wallis, Genf, Ligne d'Italie) konnte für sich allein der Gotthardvereinigung die Waage halten, aber, durch gemeinsame Gegnerschaft verbündet, waren sie stark genug, die Anstrengungen jener auf Schritt und Tritt zu durchkreuzen und insbesondere zu verhindern, daß der

Bund seine moralische oder gar finanzielle Unterstützung dem Gotthardproject zuwende.

In diesem Interessenkampfe bewährte E. seine überlegene Meisterschaft. Der von ihm geleitete Gotthardausschuß machte Vorstoß auf Vorstoß. Er ließ durch die ersten Autoritäten des In- und Auslands eine Reihe gründlicher Denkschriften abfassen, die das Gotthardproject in technischer, volkswirthschaftlicher und militärisch-politischer Beziehung beleuchteten, er vervollständigte Pläne und Kostenberechnungen und knüpfte diplomatische Verhandlungen mit dem Ausland an; denn man war sich darüber klar, daß das Riesenwerk nicht ohne bedeutende Subventionen der mitinteressirten Staaten zu Stande kommen konnte. Nach einer vorläufigen Berechnung sollten Italien 35, die Schweiz 20, Deutschland 15 Mill. Frcs. beitragen. In der Schweiz war angesichts der heftigen Opposition der Ost- und Westschweiz an eine Unterstützung durch den Bund nicht zu denken, die 20 Millionen mußten ganz von den Kantonen und Eisenbahngesellschaften der Gotthardvereinigung aufgebracht werden und wurden bis Frühjahr 1866 unter endlosem Markten größtentheils gesichert. In Italien lief das Gotthardcomité trotz den verzweifelten Anstrengungen der Gegner seinen Concurrenten sichtlich den Rang ab; eine vom Bautenminister Jacini bestellte Commission sprach sich 1865 zu Gunsten der Gotthardbahn aus, worauf die Regierung sich bereit erklärte, im Parlament eine Subvention zu beantragen. In Deutschland war die Stimmung anfänglich wenig günstig; Baiern betrieb das neue Project einer Splügenbahn und Baden war für den Lukmanier, bis das Wirken des Gotthardausschusses sich auch hier geltend machte. Seit October 1865 sprachen sich eine Reihe preußischer Handelskammern, namentlich am Rheine, für die Subventionirung der Gotthardbahn aus. E. unterhielt mit dem badischen Minister v. Roggenbach 1864/65 lebhaften Verkehr und hatte im Spätsommer 1865 zu Baden-Baden eine Begegnung mit Bismarck. Das Ergebniß war, daß die badische Regierung im Januar 1866 an Preußen die Einladung richtete, eine Conferenz der betheiligten deutschen Staaten zur Verständigung über die Subventionsfrage zu veranstalten.

So schien alles schon im besten Gange, als der Krieg von 1866 das Werk wieder für längere Zeit in den Hintergrund drängte. In der Schweiz selbst erstanden ihm neue Schwierigkeiten, indem der Kanton Tessin sich durch die Intriguen internationaler Speculantengesellschaften verleiten ließ, aus der Gotthardvereinigung auszutreten und ihr die begehrten Concessionen zu verweigern. Jeder Schritt des Bundesrathes zur Förderung des Werkes wurde von den zahlreichen Gotthardgegnern der Ost- und Westschweiz zum voraus als Verfassungs- und Gesetzesverletzung verschrieen. Umgekehrt stellten sich Italien und die deutschen Staaten auf den Standpunkt, daß sie keinerlei Verpflichtungen eingehen könnten, so lange die Schweiz über die Wahl des Passes selber nicht im klaren sei. So trieb sich die Gotthardfrage Jahrelang im Cirkel herum und gerieth, wie die Gegner frohlockten, in das Stadium der „Versumpfung". Da erfolgten endlich am 31. März 1869 übereinstimmende Erklärungen des Norddeutschen Bundes und Italiens an den Bundesrath, daß sie sich definitiv für den Gottharddurchstich entschieden hätten und nur für diesen eine Subvention in Aussicht stellen könnten, indem sie zugleich die schweizerische Regierung ersuchten, nunmehr die Initiative zu ergreifen und ein bestimmtes Project zu formuliren. In den gotthardfeindlichen Kreisen argwöhnte man, der Bundesrath habe diese Erklärung der Mächte, die den in der Schweiz unlösbar gewordenen Knoten durchhieb, provocirt. In der That hatte Bundespräsident Emil Welti, den die unwürdige Stellung der obersten

Landesbehörde in einer solchen Lebensfrage für die Schweiz in der Seele brannte, lange mit den Vertretern von Italien und Preußen in Bern, Melegari und General v. Röder, verhandelt, um ihre Regierungen zu einem solchen Schritt, der den inneren Streit über die Wahl der Linie mit einem Schlage erledigen würde, zu bewegen. Zuerst war es Welti gelungen, die Bedenken Italiens zu überwinden; dann hatten die italienischen Bemühungen ihrerseits, unterstützt von denen des preußischen Gesandten in Bern, den Erfolg, daß auf Bismarck's eigenste Initiative der Norddeutsche Bund aus seiner Zurückhaltung heraustrat und sich mit Italien zu der gemeinsamen Action in Bern verständigte.

Jetzt, seit das Gotthardproject das allein mögliche geworden war, durfte der Bundesrath es endlich wagen, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Er lud die interessirten Staaten zu einer internationalen Conferenz ein, die unter Welti's Vorsitz vom 15. September bis 13. October 1869 in Bern tagte und das Bauprogramm, sowie die Art der Beschaffung der Geldmittel feststellte. Von den auf 187 Mill. Frcs. berechneten Gesammtkosten sollten 102 Millionen durch das Privatcapital, 85 Millionen durch staatliche Subventionen — 45 Mill. von Italien, je 20 von der Schweiz und Deutschland — aufgebracht werden. Am 15. October 1869 schloß die Schweiz den bezüglichen Staatsvertrag mit Italien ab, dem am 20. Juni 1870 der Norddeutsche Bund, und am 28. October 1871 das an dessen Stelle getretene Deutsche Reich beitrat.

In der Schweiz erhob sich gewaltige Opposition gegen den so mühsam zu Stande gebrachten Gotthardvertrag, wiewol die 20 Millionen ohne jede finanzielle Mithülfe des Bundes von den betheiligten Kantonen, Städten und Bahngesellschaften getragen wurden; insbesondere wurde im Interesse der Landesvertheidigung seine Verwerfung verlangt, als ob der Bundesrath nicht alles gethan hätte, um die Stellung der Schweiz als eines unabhängigen, neutralen Staates im Vertrage zu sichern, und die militärpolitischen Bedenken, die mit einigem Recht geltend gemacht werden konnten, sich nicht gegen jeden Alpendurchstich überhaupt gerichtet hätten. Doch wurde der Vertrag von der Bundesversammlung im Juli 1870, unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, genehmigt. Im Juni 1871 erfolgte die Ratificirung durch das italienische Parlament, am 5. November 1871 diejenige durch den Deutschen Reichstag. Mittlerweile hatte E. nach langwierigen Verhandlungen in Berlin am 10. October 1871 durch einen Finanzvertrag mit einem deutschen Bankconsortium auch die 102 Millionen Privatcapital gesichert. Die neue Gesellschaft, die den Bau und Betrieb der Gotthardbahn übernehmen sollte, konnte ins Leben treten. Am 4. November 1871 trat die bisherige Gotthardvereinigung zu ihrer letzten Sitzung in Luzern zusammen, um die ihr zustehende Wahl von sechs Mitgliedern in den Verwaltungsrath der Gotthardbahngesellschaft zu treffen. Als erstes Mitglied wurde mit 1990 von 2000 Stimmen der abwesende E. gewählt. Abends glänzten bei der Illumination der Stadt am Schweizerhof, wo ein officielles Bankett die erfolgreiche Thätigkeit der Gotthardvereinigung beschloß, die transparenten Buchstaben Dr. A. E. in Riesengröße, eine Huldigung der Luzerner, deren Stadt kurz vorher gegen die Mitbewerbung Zürichs zum Sitz der Gotthardbahngesellschaft erkoren worden war, zu Ehren des Zürchers, über dessen Verdienst um das Zustandekommen des Riesenwerkes nur eine Stimme herrschte. Die Stadt Lugano und der Kanton Tessin ernannten E. zum Ehrenbürger und der Volksmund begann dem „Escher von der Linth" den „Escher vom Gotthard" zur Seite zu stellen. Am 6. December 1871 wählte ihn der Verwaltungs-

rath der Gotthardbahn zum Präsidenten der Direction und E. nahm den verantwortungsvollen Posten unter der Bedingung an, daß er seinen Wohnsitz in Zürich beibehalten könne.

E. war indeß viel zu sehr Politiker, als daß er ganz in seinen wirthschaftlichen Unternehmungen aufgegangen wäre. Auch nach seinem Rücktritt aus der Regierung blieb er Mitglied des Zürcher Großen Rathes und des schweizerischen Nationalrathes, der ihn noch drei Mal, 1855, 1856 und 1862, zu seinem Präsidenten ernannte, eine Auszeichnung, die bekundete, welch hervorragende Stellung E. in der Bundesversammlung noch immer einnahm. Anderseits machten ihn die alle Leidenschaften aufwühlenden Eisenbahnstreitigkeiten größern und kleinern Stiles, die in den 50er und 60er Jahren die Schweiz durchtobten und in denen er stets ein gewichtiges, oft das entscheidende Wort sprach, nachgerade zu einem der bestgehaßten Männer in der Eidgenossenschaft. Gegen ihn hauptsächlich richtete sich die Beschuldigung, daß die „Eisenbahnbarone" die Eidgenossenschaft beherrschten, und bildete sich in der 1858 gegründeten „Männerhelvetia" eine über die Schweiz verbreitete radicale Opposition, die in dem hochbegabten Berner Stämpfli ihren Vertrauensmann erblickte. Man sprach von den Parteien Escher und Stämpfli; die Differenz zwischen den beiden Rivalen lag einerseits in der Eisenbahnfrage, indem Stämpfli die Verstaatlichung der Eisenbahnen anstrebte, anderseits in der äußern Politik. Stämpfli plante eine activere Theilnahme der Schweiz an den Welthändeln, während E. nach wie vor auf einer rein defensiven Haltung beharrte. „Der Einzelne, der seine Kräfte richtig bemißt", sagte er, „steht in der Achtung der Welt höher als derjenige, welcher sie überschätzt. Gerade so wird die Schweiz sich durch eine bescheidene Politik mehr Ansehen zu erwerben vermögen als durch die Politik der Selbstüberhebung." Auf der andern Seite war auch E. jederzeit dafür, daß die Schweiz für die Erhaltung ihres unverkümmerten Bestandes und ihrer Unabhängigkeit Gut und Blut einsetze. Daher unterstützte er in der Neuenburger Frage als Präsident des Nationalraths und Berichterstatter der nationalräthlichen Commission das feste und doch maßvolle Vorgehen des Bundesrathes und gab in einer prächtigen Rede, die er am 30. December 1856 bei Anlaß der Beeidigung des Generals Dufour hielt, den einmüthigen Gefühlen, die damals das Schweizervolk beseelten, Ausdruck. Auch außerhalb der Räthe arbeitete er für eine glückliche Lösung des Conflicts, unter anderm in einer Audienz, die ihm Napoleon III. am 21. März 1857 gewährte. Im Savoyerhandel 1860 fiel ihm wieder die Rolle des Berichterstatters im Nationalrath, d. h. des Vertrauensmannes der Bundesversammlung zu; dies Mal trat er aber dem von Stämpfli beherrschten Bundesrath, der eine Besetzung Nordsavoyens plante, entgegen und setzte im Verein mit Dubs, dem Berichterstatter im Ständerath, die Vermeidung jedes Schrittes, der zu kriegerischen Verwicklungen mit Frankreich hätte führen können, durch. 1865 war er Präsident und Berichterstatter der Commission des Nationalraths, welche die Vorschläge des Bundesrathes zu einer Partialrevision der Bundesverfassung zu prüfen hatte, und nahm auch an den Revisionsberathungen von 1870 und 1873 als Mitglied der nationalräthlichen Revisionscommission theil, indem er mit den Hauptzielpunkten der Verfassungsänderung, der Militär- und Rechtseinheit, einverstanden war.

In seinem Heimathkanton übte E. bis 1867 ein für Republiken ungewöhnliches Maaß von Macht aus. Im Großen Rath, der ihm sechs Mal das Präsidium übertrug, war sein Wort das ausschlaggebende; man flüsterte sich zu, daß er nach wie vor die Regierung beherrsche, daß alle Wahlen und Entscheidungen in seiner Hand lägen, man spottete über den „Princeps", den

„König Alfred", über das „System", mittelst dessen der Nordostbahnherrscher den Kanton regiere. Es lag in diesen Gerüchten neben viel Uebertreibung ein Korn Wahrheit; der überragende Einfluß, den E. in der liberalen Partei als deren anerkannter Leiter ausübte, im Verein mit den Machtmitteln, die ihm seine Stellung an der Spitze der Nordostbahn und Creditanstalt verliehen, gab dem liberalen Regimente eine stark persönliche Färbung, die einer von Jahr zu Jahr anschwellenden Opposition gegen die Escher'sche „Plutokratie" rief. Im Grunde ließ sich der liberalen Regierung nicht viel vorwerfen. Der Staat war gut und redlich verwaltet, tüchtige, gebildete Persönlichkeiten standen an der Spitze, die Gesetzgebung hatte mustergültige Leistungen aufzuweisen, von einem Günstlingsregiment oder auch nur einem ausschließlichen Parteiregiment war so wenig die Rede, daß z. B. Gottfried Keller 1861 zum Staatsschreiber gewählt wurde, obwol er das Jahr zuvor der Escher'schen Politik im Sinn der Stämpfliradicalen in einem offenen Manifest „Marklosigkeit und Verschliffenheit der Grundsätze" vorgeworfen hatte. Aber neue Richtungen und neue Generationen strebten nach ihrem Rechte. Es hatte sich allmählich in Zürich wie anderwärts von den Liberalen eine demokratische Partei abgezweigt, welche die Annäherung des Repräsentativsystems an die reine Demokratie mittelst Einführung der Volkswahl für die Regierung, des Referendums (der Volksabstimmung über Gesetze und wichtige Beschlüsse) und der Initiative (des Gesetzesvorschlagsrechtes einer bestimmten Anzahl Bürger) auf ihre Fahne schrieb und sociale Erleichterungen für die untern Classen durch Mehrbelastung der obern anstrebte. E. war ein grundsätzlicher Anhänger des Repräsentativsystems und socialen Experimenten, deren Tragweite er nicht zu übersehen vermochte, abgeneigt, weshalb er sich gegen diese demokratischen Postulate ablehnend verhielt. Da erschienen seit 1866 eine Reihe von Pamphleten aus der Feder des Advocaten Friedrich Locher, eines perversen Verleumders, der, vom sogenannten „System" sich zurückgesetzt fühlend, mit unerhörter Frechheit und Bosheit, aber mit unleugbarem schriftstellerischem Talent die Verwaltung und Justiz des Kantons als bis ins Mark corrumpirt hinstellte und die höchsten Magistrate persönlich in den Koth zerrte. Nach jeder gerichtlichen Bestrafung steigerte Locher seine Angriffe; mit einem eigenen Pamphlet wurde der „Princeps" Alfred E. bedacht; doch mußte Locher hier bei allgemeinen Anschuldigungen stehen bleiben, da ihm das makellose Privatleben des Mannes keinerlei Anhaltspunkte für seine Taktik bot. Gottfried Keller hat die Wirkungen des von dem Pamphletär entfesselten „allgemeinen Reichstags der Verleumdung", jene „dämonisch seltsame Bewegung, welche mehr Schrecken und Verfolgungsqualen in sich barg als manche blutige Revolution, obgleich nicht ein Haar gekrümmt wurde", im „Verlorenen Lachen" meisterhaft geschildert. Die Pamphlete riefen eine ungeheure Aufregung hervor, die Führer der demokratischen Partei fingen, ohne sich mit dem Pamphletär zu identificiren, den „Wind der von ihm angefachten Bewegung in ihre Segel auf", 26 000 Bürger begehrten mit ihren Unterschriften eine Revision der Verfassung und das Zürcher Volk, dem die Frage vorgelegt wurde, beschloß am 26. Januar 1868 mit 48 000 gegen 10 000 Stimmen, daß die Revision vorgenommen werden solle und zwar nicht durch den Großen Rath, sondern durch einen besonders zu wählenden Verfassungsrath. Bei den Wahlen zum Verfassungsrath im März 1868 erlangten die Demokraten die große Mehrheit; das liberale „System" war gestürzt. E. zog die Consequenz aus dem Mißtrauensvotum des Volkes gegen die bisherige Staatsleitung, indem er sich eine Wahl in den Verfassungsrath verbat und zugleich seine Stelle im Nationalrath niederlegte. Sein persönliches Ansehen war indeß so wenig

erschüttert, daß ihn sein Wahlkreis sofort mit 10 000 Stimmen wieder wählte, während der ihm gegenüber gestellte Pamphletär Locher bloß 4000 Stimmen erhielt. Mit dem Sieg der demokratischen Bewegung war der vorherrschende Einfluß Escher's im Kanton Zürich gebrochen; doch blieb er, ohne sich in den Schmollwinkel zu stellen, bis zu seinem Tode im Kantonsrath und nahm als das stets mit Achtung angehörte Haupt der liberalen Minderheit regen Antheil an den Geschäften. Der demokratische Umschwung, der sich von Zürich aus über eine Reihe anderer Kantone verbreitete, veränderte auch seine Stellung in der Bundesversammlung, wo sich seine Führerschaft auf das liberale Centrum beschränkte, eine weniger durch die Zahl als durch die Qualität ihrer Mitglieder bedeutende Gruppe.

Wenn sich E. für die Schmälerung seines politischen Einflusses mit dem Erfolg seiner Bemühungen um die Gotthardbahn leicht trösten mochte, so traf es ihn bis ins Mark, als nach wenig Jahren dieses sein halbvollendetes Lebenswerk plötzlich zusammenzubrechen drohte. Während des Baues stellte sich heraus, daß die finanzielle Grundlage des Unternehmens ungenügend war. Nach den Berechnungen des Oberingenieurs Gerwig im J. 1875 überschritt der Bedarf den Voranschlag um 34, nach denjenigen des Oberingenieurs Hellwag im Februar 1876 sogar um 102 Mill. Frcs. Damit war das ganze Unternehmen in Frage gestellt, die Einzahlungen des Finanzconsortiums stockten, die Bauunternehmer wurden schwierig, der Curs der mit 300 Frcs. einbezahlten Actien sank auf 30 Frcs., derjenige der Obligationen von 1000 auf 350 Frcs. Gleichzeitig brach auch über die Nordostbahn, bei der E. seit der Uebernahme der Direction der Gotthardbahn noch das Präsidium des Verwaltungsrathes beibehalten hatte, eine Krisis herein, weil sie sich unter der neuen Direction über ihre Kräfte Verpflichtungen zum Baue neuer Linien aufgeladen hatte. Tag und Nacht arbeitete E. an der Rettung seiner beiden Lieblingsschöpfungen. Als Präsident der vom Verwaltungsrath der Nordostbahn im Januar 1877 bestellten Reorganisationscommission gelang es ihm, hauptsächlich durch persönliche Verhandlungen mit den Kantonen und Landesgegenden, denen gegenüber die Nordostbahn Bauverpflichtungen eingegangen hatte, zum Zwecke, Stundung oder Modificationen der Verträge zu erlangen, die Gesellschaft über Wasser zu halten, so daß sie sich wieder erholen und später ihren Verpflichtungen genügen konnte.

Seine ganze Kraft aber setzte er ein, um unter Beihülfe des Bundesrathes Welti durch neue Combinationen das Gotthardunternehmen wieder ins Gleichgewicht zu bringen, durch Reducirung des Bauprogramms das Deficit herabzumindern und durch die sorgfältigsten Untersuchungen und Berechnungen das erschütterte Vertrauen herzustellen. Im wesentlichen seinen Vorschlägen gemäß stellte im Juni 1877 eine vom Bundesrath veranstaltete neue Conferenz der Vertragsstaaten zu Bern das reducirte Bauprogramm mit einem Kostenvoranschlag von 227 Mill. Frcs. fest. Von den 40 Millionen Mehrkosten sollten 28 Millionen von den Vertragsstaaten — von Deutschland und Italien je 10, von der Schweiz 8 Mill. — und die restirenden 12 Millionen von der Gesellschaft aufgebracht werden. Das erklärliche Mißtrauen, das auch dem neuen Vorschlag entgegengebracht wurde, schlug E. siegreich nieder, indem er leistungsfähige Unternehmer gewann, die sich verbindlich machten, die noch auszuführenden Linien um Pauschalsummen auszuführen, die den Voranschlag nicht nur bestätigten, sondern zum Theil unter denselben heruntergingen. So wurden die Ergebnisse der Conferenz Gegenstand eines Nachtragsvertrages zwischen Deutschland, Italien und der Schweiz, der am 12. März 1878 unterzeichnet wurde. Ebenso gelang es, durch einen neuen Vertrag vom 12. Februar 1878

das Finanzconsortium zur Einzahlung des noch ausstehenden Actien- und Obligationencapitals zu bewegen; die weiter nothwendigen 12 Millionen Privatcapital glaubte die Direction nach erfolgter Reconstruction des Unternehmens mittelst neuer Obligationen leicht beschaffen zu können, eine Voraussetzung, die sich nachher bewährte.

Die größte Schwierigkeit verursachte die schweizerische Nachsubvention von 8 Mill. Frcs. Die Kantone der ehemaligen Gotthardvereinigung knüpften an die ihnen zugemutheten neuen Leistungen zum Theil unerfüllbare Bedingungen, zum Theil verweigerten sie dieselben ganz; so wurde im Kanton Zürich am 19. Mai 1878 die vom Großen Rath beschlossene Nachsubvention durch Volksabstimmung verworfen. Damit das große Werk nicht an dem kleinlichen Kantonesenthum scheitere, beantragte der Bundesrath, daß der Bund den fehlenden Betrag von sich aus zuschieße, allein es war fraglich, ob die Bundesversammlung dem Antrag zustimmen werde. Zu den alten Gegnern der Gotthardbahn in der Ost- und Westschweiz, den zahlreichen politischen und persönlichen Feinden des Mannes, der an ihrer Spitze stand, gesellte sich die große Masse derer, die der scheinbare Mißerfolg an E. irre gemacht hatte. Obschon die Unzulänglichkeit des ursprünglichen Kostenvoranschlages sich theils aus der seither erfolgten Steigerung der Arbeitslöhne und Materialpreise, theils aus den Schwierigkeiten der Gebirgsplastik, die erst bei den Detailaufnahmen ganz zu Tage traten, leicht erklärte, wurde E. für die ganze Mißrechnung verantwortlich gemacht und mit Hohn und Vorwürfen überschüttet. Nicht weniger als drei Anonymi sandten ihm seidene Schnüre zu. Während er wie ein Held für das bedrohte Unternehmen kämpfte, mußte ihm der befreundete Bundesrath Welti unter der Hand mittheilen, daß sein Rücktritt als Bedingung für die Bewilligung der Bundessubvention anzusehen sei, da fast alle Berner und die meisten Zürcher Demokraten in der Bundesversammlung ihre Stimmgebung davon abhängig machten. Ohne ein Wort der Klage legte E. am 27. Juli 1878 sein Mandat als Mitglied und Präsident der Direction nieder. Alle Bemühungen der Verwaltung, ihn unter Verminderung der Geschäftslast zum Bleiben zu bewegen, waren an seiner Ueberzeugung gescheitert, daß er der guten Sache dies persönliche Opfer bringen müsse, nachdem die Reconstruction in der Hauptsache gesichert war. Dafür hatte er die Genugthuung, daß die eidgenössischen Räthe durch das Alpenbahngesetz vom 22. August 1878 den Gotthardkantonen eine Bundessubention von $4^1/_2$ Millionen gewährten, indem sie eine gleiche Subvention zum voraus je einer Alpenbahn im Osten und Westen, sowie dem Kanton Tessin 2 Millionen Bundesunterstützung für die Monte Ceneri-Linie zusicherten und daß, als 38 000 Unterschriften das Referendum verlangten, dies Gesetz vom Schweizervolk am 19. Januar 1879 mit 278 000 gegen 115 000 Stimmen angenommen wurde.

Escher's letzte Lebensjahre waren von schwerer Krankheit heimgesucht. Völlige Erblindung drohte ihm; den Winter 1881 82 verbrachte er in Nizza. Doch war es ihm noch vergönnt, die Vollendung der Gotthardbahn und damit eine gerechtere Würdigung seiner Verdienste um dieselbe zu erleben. Der Bundespräsident Bavier richtete an ihn am 2. Mai 1882 im Namen des Bundesrathes die Einladung zur Theilnahme an den Eröffnungsfeierlichkeiten mit den Worten: „Der hervorragende Antheil, den Sie am Zustandekommen des großen Werkes genommen, wird zu allen Zeiten unvergessen bleiben und es muß Ihnen zur Genugthuung gereichen, das, was Sie mit so vieler Hingebung und Thatkraft ins Werk gesetzt haben, in seiner Vollendung zu erblicken". E., der eben erst eine lebensgefährliche Operation überstanden, konnte der Einladung nicht Folge leisten; aber es wurde seiner am Feste nicht

vergessen, und im November 1882 ernannte ihn der „Verein für Eisenbahnkunde" in Berlin zum Ehrenmitglied als „den Mann, dessen schöpferischer Thatkraft, dessen aufopfernder und voller Hingabe und dessen rastloser Energie das Werk die Großartigkeit seiner Anlage, die schnelle Förderung und glückliche Vollendung seiner Ausführung weitaus in erster Linie verdankt". Wenige Wochen später war er eine Leiche. Das Geleite, das seinem Sarge am 9. December folgte, war wol das größte, das Zürich je gesehen; die Bundesversammlung in Bern suspendirte an dem Tage ihre Sitzung.

Die Presse aller Parteien stimmte darin überein, daß die Schweiz in E. einen ihrer hervorragendsten Bürger verloren habe, der durch ein reichbewegtes Leben mit seltener Thatkraft und Hingabe sich den öffentlichen Dingen gewidmet und den großen Grundzug seines Wesens nicht am wenigsten im Unglück bewährt habe. Am 22. Juni 1889 wurde ein von Richard Kißling geschaffenes Denkmal Alfred Escher's auf dem Bahnhofplatz in Zürich enthüllt, und Gottfried Keller schrieb zur Denkmalweihe in der Neuen Zürcher Zeitung die Worte: „Bedürfte der Stein einer weitern Inschrift als derjenigen seines Namens, so ließe sich eingraben: Dem Manne, der mit Geistestreue und eigenster Arbeit sich selbst Pflichten auf Pflichten schuf und, sie erfüllend, wirkend und führend, seine Tage verbrachte, die Nächte opferte und das Augenlicht".

E. hatte sich 1857 mit Auguste Uebel vermählt, der hochbegabten Tochter des aus Dessau stammenden Oberstlieutenants Bruno Uebel, der beim Septemberputsch in Zürich 1839 als Cavalleriecommandant die liberale Regierung muthig vertheidigt hatte, bis sie sich selbst aufgab. 1864 wurde ihm die geliebte Gattin erst sechsundzwanzigjährig durch den Tod entrissen. Das einzige Kind aus dieser Ehe, Lydia, nachmals Frau Welti-Escher († am 12. December 1891), schenkte am 6. September 1890 ihr ca. $2^1/_2$ Millionen betragendes Vermögen der Eidgenossenschaft, mit der Bestimmung, daß dasselbe unter dem Namen „Gottfried Keller-Stiftung" besonders verwaltet und daß der Ertrag in Friedenszeiten zur Anschaffung bedeutender Werke der bildenden Kunst, in Kriegszeiten zur Pflege verwundeter und kranker Wehrmänner verwendet werde.

Joh. Scherr, Alfred Escher (Allgemeine Zeitung und Neue Zürcher Zeitung, 1883). — Schneider, Alfred Escher als Activzofinger (Centralblatt des Zofingervereins, 25. Jahrg. 1885). — Das Alfred Escher-Denkmal. Bericht der Centralcommission nebst Beiträgen zu einer Biographie von Dr. Alfred Escher (Zürich 1890). — Wanner, Geschichte der Begründung des Gotthardunternehmens (Bern 1880); — derselbe, Geschichte des Baues der Gotthardbahn (Luzern 1885). — Bächtold, Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher (Berlin 1894—97). — Peyer im Hof, Aus den Anfängen des neuen Bundes (Frauenfeld 1900). — Briefe aus dem Nachlaß Dr. Ludwig Snells (Züricher Post 1900/1901). — Jakob Dubs, aus seinen Tagebüchern und aus Briefen seiner Freunde (Züricher Post 1901—1903). — Bundesblatt der schweiz. Eidgenossenschaft, Jahrg. I ff. — Weber, Bundesrath Emil Welti (Aarau 1903).

Wilhelm Oechsli.

Esmarch: Karl Bernhard Hieronymus E. wurde am 3. December 1824 in Sonderburg auf der Insel Alsen geboren. Sein Vater war der als juristischer Schriftsteller im Gebiete des schleswig-holsteinischen Rechtes, sowie durch seine Thätigkeit in der schleswigschen Ständeversammlung und später im Frankfurter Parlament, in den Herzogthümern bekannte Etatsrath Heinrich Karl E. (s. A. D. B. VI, 375), der älteste Sohn des Justizrathes

Hieronymus E., der als Mitbegründer des Göttinger Hainbundes in der deutschen Litteraturgeschichte einen Platz gefunden hat.

Zwölf Jahre alt bezog E. die Domschule zu Schleswig, dann das Lübecker Katherineum, und 18 Jahre alt die Universität Bonn, wo er Vorlesungen bei Bluhme, Böcking, Budde, außerdem bei Dahlmann, der ihn besonders anzog, Kinkel, Welcker u. A. hörte. Von Bonn ging E. nach Heidelberg, woselbst ihn der Vortrag Vangerow's derart entzückte, daß er den Entschluß faßte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Während der drei Semester, die er in Heidelberg blieb, besuchte er die Vorlesungen von Mittermaier, Röder, Schlosser und Gervinus. Ostern 1845 ging er in die Heimath zurück, verbrachte den Sommer in Kiel, ging zum Winter nach Berlin, hörte dort Puchta, Stahl, Trendelenburg, Werder u. A.

Nach Kiel zurückgekehrt bereitete er sich für das schleswig-holsteinsche Landesexamen vor, das er denn auch, allerdings etwas verspätet — mittlerweile hatte er an der Freischarenexpedition Theil genommen, die bei Bau (9. April 1848) ein trauriges Ende gefunden hatte — mit Auszeichnung bestand. Als bald darauf das deutsche Parlament zusammentrat, ging er mit seinem Vater, der als Abgeordneter einen schleswig-holsteinischen Wahlkreis vertrat, nach Frankfurt a. M. Die Nähe Heidelbergs benützte er dazu, um dort den juristischen Doctorgrad zu erwerben; begleitete dann als junger Doctor den deutschen Reichscommissar Max v. Gagern auf dessen Mission in die Herzogthümer, behufs Mitwirkung bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand, der dann zu Malmö geschlossen wurde. Er selbst war dorthin mit einem Specialauftrag entsendet, den er zur Zufriedenheit Gagern's ausführte.

Nach Beendigung dieser Mission trat E. als Freiwilliger in die schleswig-holsteinsche Armee ein und wurde zum Auditor 2. Classe bei der Reservebrigade ernannt. Nach Kündigung des Waffenstillstandes trat E. als Officiersaspirant in das 1. Jägercorps über. Mit diesem Corps machte er den Feldzug von 1850 mit, kämpfte bei Idstedt (24., 25. Juli 1850) und nahm an dem Sturm auf Friedrichstadt (4. October 1850) Theil. Darauf avancirte er zum Portepéefähnrich und wurde zum Lieutenant vorgeschlagen, nachdem er schon längere Zeit Officiersdienste geleistet hatte. Nach dem Fall der schleswig-holsteinschen Sache verließ E. wie sein Vater (später Oberlandesgerichtsrath in Frankfurt a. O.) die Herzogthümer und begab sich nach Göttingen. Dort nahm er den abgerissenen Faden seiner juristischen Arbeiten wieder auf und habilitirte sich daselbst als Privatdocent mit der Schrift: „Inter moram solvendi et culpam a debitore praestandam, quae sit differentia". Seine Vorlesungen begann er im November 1851 mit einem Colleg: Interpretation des 4. Buches der Gaianischen Institutionen, las dann mit bestem Erfolg über römische Rechtsgeschichte, hielt Pandekten-Praktika und ertheilte nebenbei Privatissima.

Zu Anfang des Jahres 1854 erhielt E. einen Ruf an die Universität Krakau und wurde zu Ostern 1855 zum ordentlichen Professor des römischen Rechtes daselbst ernannt. E. entwickelte hier eine Erfolg versprechende Lehrthätigkeit und vollendete daselbst seine „Römische Rechtsgeschichte", die im Jahre 1856 erschien. Schon im Jahre 1857 wurde E. nach Prag versetzt, woselbst Brinz, der damals von Erlangen nach Prag berufen worden war, sein College wurde. In Prag war E. neben Brinz u. A. ein ungemein beliebter und wirkungsreicher Lehrer bis an sein Lebensende. Hochgeehrt von Collegen und Schülern starb er nach schwerem Leiden in der Nacht vom 21. auf den 22. Januar 1887.

E. war kein Schnellarbeiter, meist verwarf er viele Bogen, bevor er einen gelten ließ. Was Inhalt und Form anbelangt, war er gegen sich der strengste Richter. Dies war für die Zahl seiner litterarischen Arbeiten nicht günstig. Von seiner Habilitationsschrift ist bereits oben Erwähnung geschehen; dieselbe erschien 1852 im Druck; in ansprechendster aber doch gründlichster Weise behandelt er das Verhältniß zwischen mora und culpa und kommt zu dem Resultate, daß die mora zwar eine laesio iuris, keineswegs aber eine culpa involvire, welche er vielmehr als imputationem personalem a mora prorsus alienam bezeichnet. Vier Jahre später publicirte E. seine „Römische Rechtsgeschichte", welche sein Haupt- und Lieblingswerk war. In großen Zügen will er darin die Geschichte des classischen Rechtes in einer des Gegenstandes würdigen Sprache schildern. Wie er in der Vorrede sagt, hat nicht Willkür oder Laune, sondern die Sache selbst den Stil gemacht. Die Arbeit hat manche Anfechtung erfahren, namentlich des Stils und des Umstandes wegen, daß sie die Form über den Inhalt setze. Gewiß hätte stofflich mehr geboten werden können, allein gerade stoffliche Beschränkung war für den Verfasser der Hauptzweck. Ihm kam es vor allem auf Darstellung des Ineinanderwirkens der äußeren und inneren Begebenheiten, des Zusammenarbeitens aller treibenden Kräfte, kurz auf eine Darstellung der Entwicklung des römischen Rechts in den für seine Größe entscheidenden Zeiten an. Deshalb war sein Blick immer nur auf das Große und Ganze, auf die durchschlagenden Gesichtspunkte, und erst in zweiter Reihe auf das Detail gerichtet. In dieser richtigen Erfassung der Aufgabe der Rechtsgeschichte liegt das Hauptverdienst der Arbeit, welche man nur dann gerecht würdigt, wenn man sie mit dem vergleicht, was bis dahin als Rechtsgeschichte ausgegeben wurde. Erst im J. 1877 erschien die zweite Auflage derselben, welche sich als eine völlige Neubearbeitung des Stoffs darstellt. Die Wärme für die Sache war geblieben, die Mängel der Erstlingsarbeit vermieden. Bald war eine dritte Auflage nothwendig, deren Vollendung E. nicht mehr erlebte, sie erschien im J. 1887.

E. war vor allem akademischer Lehrer; dies beweist auch sein Pandektenlehrbuch, das 1860 unter dem Titel: „Grundsätze des Pandektenrechtes" in Wien erschien. Gedacht war dasselbe als Grundlage des Vortrags, in möglichster Schärfe und Knappheit sollten die Rechtsbegriffe unter Hervorhebung der markantesten Quellenstellen zum Ausdruck gebracht werden; angestrebt war nicht Darstellung der Entwicklung, nur der fertige Bestand sollte gegeben werden. Gleichfalls Unterrichtszwecken diente eine kleine Schrift: „Pandektenexegeticum" (Prag 1876); selbe enthielt 50 ausgewählte Pandektenstellen, unter Hervorhebung der Aufgaben, welche der Interpret lösen sollte. Von Monographien hat E. nur eine veröffentlicht. Selbe erschien 1873 unter dem Titel: „Vacuae possessionis traditio". Sie führt in feiner selbständiger Weise den von Brinz ausgesprochenen Gedanken durch, daß auch der Besitzerwerb den Grundsätzen des Successionsbegriffs unterworfen sei. Wenn noch die kleine, bloß für einen Freundeskreis gedruckte Schrift über die l. 49 D. mandati 17. 1, welche auf Grund einer geringfügigen Textesänderung eine neue Erklärung dieser lex damnata versucht, dann einige kleinere Abhandlungen in der österreichischen Gerichtszeitung (Die Singularsuccession in Obligationen, 1856, Nr. 141, 142; Zur Lehre vom Schadensersatz, 1857, Nr. 6; Zur Lehre vom Beginne der Verjährung eines klagbaren Anspruchs, 1857, Nr. 31), endlich noch verschiedene Recensionen in der Münchner Vierteljahrsschrift erwähnt werden, so ist der Kreis der Fachschriften erschöpft, die wir E. zu danken haben. Allein der Kreis seiner Studien war ein viel weiterer. Neben seinen Berufsstudien betrieb E. in ausgedehntem Maaße Philosophie, Geschichte,

schöne Litteratur und Sprachen. Insbesondere in der altnordischen Litteratur war er heimisch. Von Jugend an hatte er sich mit Poesie beschäftigt und noch als Jüngling die Dichtung: „Der Sieg von Bornhövd" anonym veröffentlicht. Später publicirte er gleichfalls anonym das Epos „Der Hort der Dichtung", viele Gedichte in Zeitungen und Flugblättern, darunter ein schwungvolles Festgedicht anläßlich der Feier des 100jährigen Geburtstags Savigny's (1879). Ein größeres Werk ist das Epos „Knud Laicard" (1864), dem dann treffliche Uebersetzungen aus der Edda folgten; von seinen vielen Uebersetzungen ist meines Wissens nur „Axel" von Tegnér erschienen. Auch das Russische zog E. in den Kreis seiner Studien, er übersetzte daraus Moromzeff's gehaltvolle Schrift „Was heißt Rechtsdogmatik". E. war seinem ganzen Wesen nach conservativ, hielt zähe an dem fest, was er für Recht hielt. Deshalb ertrug er auch nur schwer die Annexion der Herzogthümer durch Preußen und hat sich nur langsam und allmählich mit der neuen Ordnung der Dinge, die der Prager Frieden herbeigeführt hatte, innerlich abgefunden.

Karl Esmarch, Nachruf, gehalten im Deutschen akadem. Juristenverein von Hofrath Prof. Dr. Karl R. v. Czyhlarz (Juristische Vierteljahrsschrift, Organ d. dtsch. Juristenver. in Prag, XIX. Bd., der N. F. III. Bd., 1887).

Czyhlarz.

Essenwein: August Ottmar E., geboren am 2. November 1831 zu Karlsruhe, ein hervorragender Architekt, besuchte nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt die dortige polytechnische Schule bis 1851 und widmete sich dem Studium der mittelalterlichen Baukunst, zu deren gründlichstem Kenner er sich in der Folge emporschwingen sollte. Er verbrachte zunächst mehrere Jahre auf Reisen in Norddeutschland, Holland, Belgien und Nordfrankreich und hielt sich längere Zeit in Berlin, Paris und Wien auf, um sich weiter auszubilden. Die erste Frucht dieser Studienreisen war sein Werk „Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter". Nachdem er im Winter 1855/56 einen Concurrenzentwurf für eine Kathedrale in Lille ausgearbeitet hatte, zog er nach Wien, wo er 1857 bei der österreichischen Staatsbahngesellschaft eintrat, für die er bis zum Jahre 1864 als Architekt für Hochbau und Bureauchef wirkte. Die Stellung in Wien benützte E. zum eingehenden Studium der mittelalterlichen Bauten beinahe aller Kronländer des Kaiserstaates; dabei hielt er sich im Banat längere Zeit auf, wo er in Orawiza, Reschitza, Anina, Dognaczka Kirchen, Amtsgebäude, Coloniehäuser baute. Der Ort Franzdorf wurde von ihm vollständig gebaut. Zahlreiche Abhandlungen in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale beweisen seine umfassende Thätigkeit.

Mit Eitelberger war E. für das wiedererwachende Kunstgewerbe bemüht. Hunderte von Entwürfen in dieser Beziehung rühren von seiner Hand her und wol noch größer ist die Zahl der Skizzen, die er auf seinen Reisen fertigte. Nach seinen Entwürfen wurde die gesammte Ausstattung der romanischen Kirche zu Leiden bei St. Nikolaus in Ungarn, Glasgemälde der Kirche zu Berchtoldsdorf, in St. Antonio zu Padua, im Dome zu Trient, sowie die Altäre und dergleichen der Kirche zu Pfaffenhofen bei Innsbruck, der Deckel für das Kaiseralbum der Mechitaristen-Buchdruckerei zur Vermählung des Kaisers Franz Joseph u. a. ausgeführt. Im J. 1864 erschien von ihm „Die innere Ausstattung der Kirche Groß St. Martinus Köln". 1864 war er einem Rufe als Stadtbaurath nach Graz gefolgt, welche Stelle er im Jahre darauf mit einer Professur für Hochbau an der technischen Hochschule daselbst vertauschte. Er gründete den Steiermärk. Verein für Kunstindustrie und ver-

faßte das Werk „Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler der Stadt Krakau". Im Anfang des Jahres 1866 erhielt er den Ruf als 1. Vorstand des germanischen Museums, welche Stelle er am 1. April d. J. antrat. Er erwies sich sofort als der richtige Mann für diese Stelle, die im Anfange keine angenehme war und die auch noch durch die politischen Wirren im J. 1866 für ihn, der in Oesterreich eine zweite Heimath gefunden hatte, unangenehm geworden war, was von ihm schmerzlich empfunden wurde. Er reducirte zunächst den Beamtenstand, indem er theilweise die Arbeiten der ausscheidenden Beamten übernahm. Dann setzte er die Statutenänderung des Museums gegen den Willen des Begründers, des Freiherrn v. Aufseß, durch, indem er das Schwergewicht der Anstalt in die Sammlungen verlegte und das Generalrepertorium, das die Hauptaufgabe des Aufseß'schen germanischen Museums bildete, preisgab. Nun ging E. an die Ausführung seines Planes für die Sammlungen und Hand in Hand damit ging der Ausbau der Karthause. Die Sammlungen, die dem Publicum zugänglich waren, umfaßten 12 Räume, noch lag der östliche Kreuzgangflügel in Ruinen. Mit Hülfe von Mitteln, die E. von König Ludwig I. von Baiern zu erhalten wußte, wurde zunächst dieser wieder aufgebaut. Dann wurden die an den Kreuzgang anstoßenden Zellen benützbar gemacht und einzelne kleinere Bauten angefügt, auch Höfe durch Ueberdachung geschützt und entwässert. Eine That war bei dem Ausbau der Karthause die Wiederaufstellung der architektonisch interessanten Theile des Augustinerklosters, das abgebrochen wurde. E. verstand es, alle Kreise dafür zu interessiren, sodaß das stattliche Gebäude in den Besitz des Museums überging ohne demselben einen Pfennig zu kosten. Später wurde ein Stockwerk auf dem großen Kreuzgange aufgesetzt und zur Aufstellung der Gemäldegalerie verwendet. Mit Hülfe des neuerstandenen Reiches wurde der Ostbau und dann nach diesem der Südbau des Museums ausgeführt. Alle diese Bauten wurden nach Essenwein's Plänen in gothischem Stile ausgeführt. Vielfach wurden dieselben mit Glasgemälden geschmückt, für deren Stiftung E. Corporationen und Private, meist Angehörige historischer Familien, gewann. Heute werden von manchen Fachleuten diese Glasgemälde als die Ausstellungslocale verdunkelnd, als zweckwidrig angesehen. Wie für die Bauten, wußte E. auch für die Ausführung einzelner Architekturtheile Stifter zu gewinnen. Dieselbe Fürsorge, welche E. dem Ausbau angedeihen ließ, wendete er der Ausbildung der Sammlungen zu. Er fand in Nürnberg ein dankbares Feld für diese Thätigkeit. Diese dort noch vorhandenen Schätze soviel als möglich im Museum zu vereinigen, war sein eifrigstes Bestreben. Neben umfassenden Ankäufen und Geschenken, wußte er Corporationen und Private zu veranlassen, ihm werthvolle Sammlungen und kostbare Einzelstücke unter Eigenthumsvorbehalt zu überlassen. So erhielt er die Denkmäler der aufgelösten Innungen, die früher in der Moritzcapelle aufgestellte Staatsgemäldegalerie, die städtischen Kunstsammlungen, kostbare Goldschmiedearbeiten von Privaten und Corporationen. Er ergänzte systematisch die Sammlungen und verstand das Interesse der betr. Kreise für diese oder jene Abtheilung zu erwecken, die dann deren Ausgestaltung sich zur Aufgabe machte. So den deutschen Handelsstand für die handelsgeschichtliche Abtheilung; die deutschen Apotheker für das historisch-pharmaceutische Centralmuseum; die deutschen Uhrmacher für die Uhrensammlung; die deutschen Standesherren für die Waffensammlung; Private, Gemeinwesen, Corporationen für die Abgußsammlung ꝛc. Das Museum erhielt durch seine Thätigkeit u. a. Riesenbronzegeschütze des 15. und 16. Jahrhunderts vom Sultan, durch Ankauf die fürstlich v. Sulkowski'sche Sammlung mit

werthvollen Rüstungen. Die dem Publicum geöffneten Sammlungsräume zählten bei Essenweins Tode über 80.

E. widmete den kleinsten Punkten der Verwaltung des Museums seine Aufmerksamkeit, besonders den finanziellen Verhältnissen des Museums. Sie lagen bei seinem Amtsantritt sehr im argen; es war eine Schuldenlast von 234 743 Mk. vorhanden. Dank auch seiner Selbstlosigkeit nahm das Schuldenwesen des Museums sofort eine absteigende Richtung an, und als er starb waren nur die Schulden für die Sulkowski'sche Sammlung, sonst keine mehr, dagegen ein Reservefonds für die Sammlungen vorhanden und ein Pensionsfonds für die Beamten begründet. Damit war Essenwein's Thätigkeit für das Museum nicht erschöpft. Er war in umfassender Weise auch litterarisch für dasselbe thätig, indem er in dem Organ des Museums „Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit", später „Anzeiger des germanischen Museums", zahlreiche Abhandlungen über einzelne Theile oder ganze Sammlungen des Museums schrieb, Kataloge verfaßte und ganze Werke veröffentlichte, welche er theilweise auch selbst illustrirte. Es rühren von ihm her die Kataloge über die kirchlichen Einrichtungsgegenstände und Geräthe, die Baumaterialien und Bautheile, die Gewebe und Stickereien, die Glasgemälde, die Spielkarten, Bucheinbände u. s. w., das Werk „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen" (Leipzig 1872—77), „Die Holzschnitte des 14. und 15. Jhrhdts. im germanischen Museum" (Nürnberg 1874), „Die kunst- und kulturgeschichtlichen Denkmale des germanischen Nationalmuseums" (Leipzig 1877), die 2. Auflage des sogen. Mittelalterlichen Hausbuches (Frankf. 1887), „Hans Tirol's Belehnung König Ferdinand's mit den österr. Erblanden" (Frankf. 1887). War seine Thätigkeit für das Museum eine reich gesegnete, so daß er sich als den Begründer der Sammlung bezeichnen konnte, so entfaltete er doch noch eine reiche Thätigkeit als Architekt, nicht allein, indem er das Museum ausbaute, sondern namentlich indem er die Restauration kirchlicher Baudenkmale ausführte oder Gutachten über diese abgab. Es gab wol keine Restauration von Bedeutung, bei der er nicht gehört wurde. Nach seinen Plänen und unter seiner Aufsicht erfolgte der Anbau des Rathhauses in Nürnberg, die Restauration der Frauenkirche daselbst, des Doms in Braunschweig, der Kirche des hl. Gereon in Köln. Seine letzte künstlerische Arbeit war der Entwurf des Fußbodens im Kölner Dome, welcher im Sinne des M. A. in beinahe allen Techniken desselben ausgeführt wurde. Von seiner Thätigkeit in dieser Richtung melden die Werke „Die Restauration und Ausstattung des Innern des Münsters zu Constanz" (Freiburg 1879), „Der Bildschmuck der Liebfrauenkirche zu Nürnberg" (1881), „Die Wandgemälde im Dome zu Braunschweig" (Nürnberg 1881), „Die farbige Ausstattung des zehneckigen Schiffes der Pfarrkirche zum hl. Gereon in Köln durch Wand- und Glasmalereien" (Frankf. 1891). Außerdem fand er noch Muße zur Verfassung der Werke: „Bilderatlas II. Mittelalter" (Leipzig 1883), „Die mittelalterliche Kriegsbaukunst", „Der mittelalterliche Wohnbau" im Handbuch der Architektur.

In den letzten Jahren kränkelte E. und zog sich von den Geschäften nach Neustadt a. d. Haardt zurück. Als er nach Nürnberg gekommen war, um mit Vertretern des Reiches, des Staates Baiern und der Stadt Nürnberg über die Sicherstellung des Museums zu berathen, traf ihn an seinem Arbeitstische ein Schlaganfall, dem er einige Tage darauf, am 13. October 1892 erlag.

Hans Boesch.

Estorff: Emmerich Otto August von E., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Generallieutenant, einem in der Lüneburger Haide angesessenen Adelsgeschlechte entstammend, am 28. October 1722 im Flecken Ebstorf

geboren, wurde 1741 Officier und 1753 Rittmeister bei der Leibgarde. Als das Kurfürstenthum Hannover sich anschickte Theil am siebenjährigen Kriege zu nehmen kam E. am 1. April 1757 als Brigademajor von der Cavallerie in den Generalstab, welchem er, zunächst unter dem Oberbefehle des Herzogs August Wilhelm von Cumberland, dann des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, seit 1760 als 2. Generaladjutant, bis zum Friedensschlusse angehört hat. In der Generalordre, durch welche Herzog Ferdinand der Armee sein Danksagungscompliment für ihre in der Schlacht bei Minden am 1. Aug. 1759 bezeigte Bravour und Conduite abstattete, wird Major v. E. unter den Officieren der Suite genannt, „deren Comportements Seine Durchlaucht besonders mit admirirt hätten"; den Lord Sackville zum Vorgehen mit seiner Cavallerie zu bewegen war diesem freilich nicht gelungen. E. wurde mit der Nachricht von dem erfochtenen Siege nach London geschickt und hier vom Könige am 10. August zum Oberstlieutenant befördert. Am 8. December 1761 wurde er Oberst und am 9. December 1762 Generalquartiermeister. Diese Stellung hat er bis zu seinem Lebensende innegehabt. Sie war aber, nachdem der Friede geschlossen war, ein Nebenamt geworden. E. war außerdem Chef eines Cavallerieregiments, dessen Commando von nun an den Haupttheil seiner dienstlichen Thätigkeit bildete. Zunächst befehligte er das 3. Regiment (Reuter) und seit 1766 das 8. (Dragoner). Sein Stabsquartier hatte er zuerst im Flecken Grohnde an der Weser, dann in der Stadt Northeim. Als Regimentschef nahm er sich sofort der Ausbildung seiner Officiere mit großem Eifer an; in Northeim errichtete er eine ordentliche Schule, in welcher die Cadetten für ihren künftigen Beruf systematisch vorbereitet wurden. An dieser Lehranstalt hat seit 1778 Scharnhorst unterrichtet, welchem E. zu diesem Zwecke nach Auflösung der Schule des Grafen Wilhelm zur Lippe auf dem Wilhelmsteine den Eintritt in den hannoverschen Dienst vermittelt hatte. In Schlözer's Staatsanzeigen (Göttingen 1786, 8. Band, 32. Heft, S. 465) ist eine von Scharnhorst herrührende eingehende Beschreibung der Northeimer Schule mitgetheilt, welche letztere durch seine Thätigkeit an ihr und die dort gemachten, später von ihm in Hannover und in Berlin verwertheten Erfahrungen eine über ihren beschränkten Wirkungskreis hinausgehende Bedeutung erhalten hat. Seine eigenen Ansichten über die Ausbildung von Officieren und deren wissenschaftliche Fortentwicklung hat E. in einer Denkschrift niedergelegt, aus welcher Bruchstücke im Militärwochenblatte (Berlin 1899, Nr. 43) veröffentlicht sind. Am 9. September 1777 zum Generallieutenant aufgerückt wurde er 1781, daneben seine übrigen Dienstverrichtungen beibehaltend, Generalinspecteur der Cavallerie. Es war dies eine Stellung, deren Inhaber unter den Regimentschefs nicht nach dem Dienstalter, sondern nach der ihm zugetrauten Befähigung gewählt wurde. Er starb am 19. October 1796 zu Northeim.

L. v. Sichart, Geschichte der Königl. Hannoverschen Armee, 2—4. Bd. Hannover 1870/71. B. v. Poten.

Ettingshausen: Constantin Freiherr von E., Paläontolog und Botaniker, entstammt einer angesehenen Gelehrtenfamilie. Sein Vater, Andreas, war Professor der Physik an der Universität in Wien und dort ist Constantin auch am 16. Juni 1826 geboren. Er machte seine vorbereitenden Studien in Kremsmünster und Wien und erwarb 1848 das Doctorat der Medicin an der Universität Wien. Seine Neigung für naturwissenschaftliche Studien und namentlich für Botanik führte den jungen Mediciner bald auf andere Bahnen. Durch eine erste Abhandlung über „Das Accommodationsvermögen des menschlichen Auges" wurde die Aufmerksamkeit W. Haidinger's auf den jungen

Forscher gelenkt und bald trat er in die Schar jener enthusiastischen Männer ein, welche unter Haidinger's Führung naturwissenschaftliche Kenntnisse in Oesterreich zu verbreiten und zu fördern suchten. E. fühlte sich am meisten zu botanischen und phytopaläontologischen Studien hingezogen. Der persönliche Umgang mit Endlicher, Schott und Unger förderte ihn mächtig und eine im Auftrag der k. k. geologischen Reichsanstalt unternommene Forschungsreise nach den wichtigsten Fundorten fossiler Pflanzen in Oesterreich schaffte ihm ein reiches Material, das nach seiner Heimkehr in Wien in zahlreichen Abhandlungen und Monographieen verarbeitet wurde. Die Bearbeitung der fossilen Floren des Wiener Beckens, von Radoboj, Parschlug, Sotzka, Häring, Bilin, Sagor, Leoben, Schönegg und anderen Orten bilden den Beginn der reichen und vielseitigen litterarischen Thätigkeit Ettingshausen's, denen bald auch eine Anzahl monographischer Abhandlungen über einzelne Pflanzenfamilien folgten. Nachdem er sich auch mit der Steinkohlenflora von Stradonitz und Radonitz, sowie mit den fossilen Pflanzen der Kreideformation von Maestricht und Niederschöna in Sachsen vertraut gemacht hatte, kehrte er definitiv zum Studium der damals noch ziemlich vernachlässigten Tertiärflora zurück. Hierzu bedurfte es aber einer eingehenden Vergleichung mit lebenden Formen und in erster Linie einer detaillirten Kenntniß der äußern Form und der Nervatur der Blätter. In dem von Director Auer in der Hof- und Staatsdruckerei zu hoher Vollkommenheit gebrachten Verfahren des Naturselbstdrucks fand E. Gelegenheit, sich eine unschätzbare Fülle von Vergleichsmaterial zu verschaffen. Im J. 1855 veröffentlichte er mit Pokorny das Prachtwerk „Physiotypia plantarum austriacarum" mit 300 Foliotafeln und 30 in Groß-Quart, 1861 „Die Blattskelette der Dikotyledonen" mit 95 Foliotafeln, 1862 „Die Physiographie der Medicinalpflanzen" mit 294 Abbildungen und 1864 das photographische Album der Flora Oesterreichs mit 173 Tafeln. Mit diesen Werken schuf E. eine Grundlage von unvergänglichem Werth für morphologische und phytopaläontologische Untersuchungen.

Nachdem im J. 1871 die medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie in Wien, an welcher E. seit 1854 als Professor der populären Physik, der Mineralogie und Botanik gewirkt hatte, aufgelöst war, siedelte E. als ordentlicher Professor der Botanik an die Universität Graz über, woselbst er sich fast ausschließlich mit phytopaläontologischen Studien beschäftigte. Er sammelte ein riesiges Material aus den österreichischen und namentlich steirischen Tertiärlocalitäten und präparirte dasselbe unter Mitwirkung von Frost in sinnreicher Weise. Sein Ruf als ausgezeichneter Kenner der tertiären Floren wuchs mehr und mehr, so daß ihm die Bearbeitung der in London aufgestapelten Schätze aus Java, Sumatra, Japan, Australien, Südafrika und Brasilien von der Royal Society und dem British Museum übertragen wurde. Neben Oswald Heer galt er als Autorität für die Phytopaläontologie der Tertiärzeit, und wenn manche seiner Schlußfolgerungen, namentlich seine Hypothese über den Ursprung einzelner Tertiärfloren aus australischen Typen Widerspruch bei den Fachgenossen erregten, so bildet doch seine Wirksamkeit einen Markstein in der Phytopaläontologie. E. war ein überzeugter Anhänger der Descendenztheorie und suchte stets nach dem genetischen Zusammenhang der fossilen und lebenden Floren. In einer Anzahl von Abhandlungen beschäftigte er sich auch mit den Umwandlungen einzelner Pflanzengattungen. E. war eine überaus liebenswürdige Persönlichkeit, überall geschätzt und beliebt. Er erreichte ein Alter von über 70 Jahren und starb als Senior der Grazer Universität am 1. Febr. 1897.

Zittel.

Eugen Friedrich Karl Paul Ludwig, Herzog von Württemberg, kaiserlich russischer General der Infanterie, wurde am 8. Januar 1788 zu Oels in Schlesien geboren; er war der Sohn des Herzogs Eugen Friedrich Heinrich von Württemberg, preußischen Generals der Cavallerie. Kurz nachher erwarb dieser die Standesherrschaft Karlsruh in Schlesien und hier wurde E. die für einen Prinzen damals übliche Erziehung zu Theil. Seines Vaters Schwester war mit Czar Paul I. von Rußland vermählt, durch deren Einfluß der junge E. im Alter von acht Jahren zum russischen Oberst und in dem von 10 Jahren zum Generalmajor ernannt wurde. Im J. 1801 wurde er an den Hof von St. Petersburg berufen, wo ihm Generalmajor Baron Diebitsch, der Vater des Siegers von 1828/29 als Gouverneur zugetheilt wurde. E. wurde in das Cadettencorps aufgenommen und schildert seinen Eintritt in dasselbe mit folgenden ergötzlichen Worten: „Als ich am ersten Cadettenhause auf Wassilij-Ostrow anlangte, empfingen mich eine Menge reich mit Silber beblechter Officiere und viele Dienerschaft mit Lichtern. Gleich darauf erschien ein mit vielen Sternen bedeckter General, ebenfalls in der Uniform des Cadettencorps und gab sich als dessen ersten Chef, den Fürsten Plato Subow zu erkennen. Dieser vornehme und unter Katharinens Regierung nicht wenig einflußreiche und mächtige Mann versicherte mich von Hause aus seiner Unterthänigkeit und verlangte meine Befehle. Ich hatte zwar nicht übel Lust, ihm die Hand zu küssen, aber General Diebitsch hielt mich nicht nur davon ab, sondern raunte mir auch, infolge meiner ersten Anrede, ins Ohr: ‚man nennt den Kerl nicht Durchlaucht!' Kaum hatte der Fürst den Rücken gewendet, als Diebitsch in seinen Expectorationen fortfuhr: ‚Wissen Sie auch, was das für ein Mann ist? Einer von den berüchtigten Courmachern der Kaiserin Katharina, die jetzt alle bei Hofe auf der Neige stehen. Dem machen Sie nur ja nicht zu viele Kratzfüße'. Ich versicherte, für Hofcabalen noch ein Bauernjunge zu sein".

Bei Czar Paul stand E. in der höchsten Gunst; er trug sich mit dem Plane den jungen Fürsten mit seiner Tochter, der Großfürstin Katharina, zu vermählen, ja am Hofe verbreitete sich sogar das Gerücht, Paul, der mit seiner Familie auf sehr gespanntem Fuße stand, habe die Absicht, dem Ukas Czar Peter's I., daß dem jeweiligen Kaiser das Recht zustehe, seinen Nachfolger zu ernennen, entsprechend, den jungen E. als solchen zu bestimmen. Diese Hofintriguen, von denen der 13jährige E. nicht die leiseste Ahnung hatte, mögen die Ursache gewesen sein, weshalb er später von Kaiser Alexander und den Seinen auffallend zurückgesetzt wurde und die hohen Verdienste, die er sich erwarb, nie gebührend anerkannt wurden.

Nach der Ermordung Kaiser Paul's I. und nachdem infolge dessen die Kaiserin-Wittwe, tief erschüttert, sich nicht mehr die Kraft zutraute, ihren Liebling E. gegen die vielleicht über ihr ganzes Haus hereinbrechenden Stürme schützen zu können, sandte sie ihn nach Karlsruh zu seinen Eltern. Dort genoß der Jüngling unter der Leitung des preußischen Secondlieutenants Baron Ludwig von Wolzogen, Bruder von Schiller's Schwager, eine ausgezeichnete Erziehung und Bildung. Militärische Fächer waren der Hauptinhalt seiner Studien. Nachdem er noch Collegien auf der Universität zu Erlangen besucht und kleinere und größere Reisen gemacht hatte, trat er 18 Jahre alt im Herbst des Jahres 1806 in den activen Dienst der russischen Armee. Bald darnach überreichte er dem Kaiser Alexander I. eine Denkschrift, in der er darlegte, daß der einzig richtige Weg der Vertheidigung Rußlands gegen einen von Westen einbrechenden Feind der sei, alle nicht haltbaren Stellungen preiszugeben und sich so weit als möglich zurückzuziehen. E. war also der erste,

welcher die Grundidee des Feldzugsplanes von 1812, der einige Jahre später nicht bloß Rußland rettete, sondern auch Napoleon's Macht den ersten Stoß versetzte, gefaßt und ausgesprochen hatte.

Schon in dem Winterfeldzuge von 1806—7, den Preußen und Russen gegen die Franzosen führten, zeichnete sich E. bei Pultusk unter Bennigsen und in anderen Treffen und Schlachten durch Tapferkeit, Besonnenheit und entschiedenes Handeln aus, sodaß er im November 1807 zum Brigadecommandeur befördert wurde. Damals schon genoß er die höchste Verehrung von Seite seiner Truppen; der Heldenmuth, den er allenthalben an den Tag legte, die Ruhe, mit der er im heftigsten Kampfesgewühle befehligte, die Gerechtigkeitsliebe, die ihn immerdar beseelte, die Aufopferung, mit der er alle Strapazen mit seinen Soldaten theilte, und die Fürsorge, die er für sie stets bethätigte, erwarben ihm die dankbare Anerkennung und hingebende Liebe aller seiner Untergebenen. Auch an dem Feldzuge in der Türkei (1810) nahm er Theil.

Als 1812 der furchtbare russisch-französische Krieg ausbrach, war E. Commandeur der 4. Division beim 2. Corps der ersten Westarmee. In der Schlacht bei Smolensk (17. August) hatten die siegreich vordringenden Franzosen bereits mehrere Vorstädte genommen; da erbat sich E. von dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly die Erlaubniß, die Feinde angreifen und daraus vertreiben zu dürfen; der Angriff gelang, die Franzosen wurden aus den Vorstädten geworfen, diese so lange behauptet, bis vom Oberbefehlshaber der Befehl zur Räumung kam; der Rückzug eines großen Theils des russischen Heeres wurde durch diese Heldenthat gesichert. Zwei Tage später warf E. als Commandant der Arrièregarde bei Gedeonowo den Ansturm der Feinde zurück und rettete dadurch Barclay's Armee vor sicherer Vernichtung. Der Wladimirorden zweiter Classe und die Beförderung zum Generallieutenant waren der Lohn für diese Thaten. — In der Schlacht bei Borodino (7. September 1812) wurden ihm fünf Pferde unter dem Leibe erschossen, er selbst blieb im heftigsten Kugelregen unversehrt. — Nach der Räumung Moskaus durch die Franzosen nahm E. an dem Ueberfall bei Tarutino (18. October) Theil; und am 24. October warf er sich bei Malo-Jaroslawecz trotz Kutusow's Gegenbefehl und Rückzug dem gesammten Heere Napoleon's entgegen, als dasselbe auf der bequemen und hülfsmittelreichen südlichen Straße von dem eingeäscherten Moskau her zurückzuziehen beabsichtigte. Eugen's Angriff und Widerstand nöthigten Napoleon, die nördliche, ausgeplünderte und dem harten Winter ausgesetzte Straße über Smolensk zu wählen, auf welcher das ganze französische Heer zu Grunde ging. Ebenso kämpfte er bei jedem der Treffen von Wjäsma (3.), Rjawka (15.), Merlino (16.), Larionowo (17.), Luschitza (18. November 1812) und bei Kalisch (14. Februar 1813) mit und that sich durch seine glänzenden Eigenschaften hervor.

Nach den Katastrophen von Moskau und an der Beresina war Rußland von den Feinden geräumt und der Kampf fand seine Fortsetzung auf Deutschlands Boden. Preußen und Rußland schlossen das Bündniß vom 27. Februar 1813 und Napoleon war eilends nach Frankreich zurückgekehrt, um neue Armeen aus dem Boden zu stampfen. Der erste Zusammenstoß der Verbündeten mit Napoleon erfolgte bei Groß-Görschen (Lützen), 2. Mai 1813. E. befehligte das Fußvolk im Corps Wintzingerode's, der während der Schlacht so unthätig geblieben war, daß er am andern Tage des Commandos entsetzt wurde: nur das Fußvolk unter E., das vom linken auf den rechten Flügel gezogen wurde, hatte sich tapfer geschlagen und die von den Franzosen bereits besetzten Dörfer Görschen, Rahna und Kaja mit stürmender Hand im An-

gesichte der Preußen wiedergenommen. Da jagte der junge General E. an den Reihen der Preußen vorüber. „Welcher General commandirt hier?“ lautete seine Frage. Man deutete auf York, ohne ihn zu nennen. „Herr General“, ruft jener mit militärischem Gruße, „jetzt haben Sie ihre Dörfer wieder und stehen mir für ihre Behauptung! Ich ziehe dem Feinde rechts entgegen“ und fort reitet er in gestrecktem Galopp. „Wer ist der russische Windbeutel?“ fragt York den Chef seines Generalstabs. „Es ist der Generallieutenant Prinz von Württemberg!“ York stutzt und ruft: „Ein Teufelskerl, Ihr Prinz, der den Feldherrn wol mit der Muttermilch eingesogen hat“. — Wenige Worte, aber ein großes Lob aus dem Munde des schweigsamen verbitterten Helden. Die Schlacht bei Groß-Görschen war durch Fehler, die der Höchstcommandirende, Fürst Wittgenstein, begangen, von den Verbündeten verloren worden; daß sie auf ihrem Rückzug nicht größere Verluste erlitten, war das Verdienst Eugen's, der bei Eisdorf bis in die sinkende Nacht hinein einen mörderischen Kampf gegen überlegene feindliche Kräfte bestand.

Der Rückzug der Alliirten ging hinter die Elbe; bei Bautzen hielten sie an, um Napoleon's weiterem Vordringen entgegenzutreten. Für eine Vertheidigungsschlacht bot diese Stellung mancherlei Vortheile; der linke Flügel der Alliirten hatte die Abhänge des Lausitzer Gebirges besetzt, der rechte breitete sich in der Ebene eine Stunde hinter der Spree aus. Sie war aber zu ausgedehnt und es mußte dem Oberfeldherrn beinahe unmöglich werden, einem bedrohten Punkte rechtzeitig Hülfe zu leisten. Vor dem linken Flügel, der von den Russen unter Miloradowitsch gebildet war, hatte das Corps des Grafen St. Priest und eine Division vom Corps des Herzogs E. die Höhen von Doberschau und Sinkwitz besetzt, um die Uebergänge über die Spree zu beobachten, die ebenso wie die Hügel auf dem rechten Ufer von Oudinot forcirt wurden; da (20. Mai) Miloradowitsch den Angriffen der Franzosen nicht entschieden entgegentrat und ohne ernstliches Gefecht sich zurückzog, so konnte E. hier nichts leisten. Am zweiten Schlachttage (21. Mai) nahm E. an dem energischen Vorrücken des linken Flügels, der Oudinot weit zurückwarf, Theil, wodurch jedoch der für die Franzosen siegreiche Ausgang der Schlacht, da Napoleon inzwischen den rechten Flügel umgangen und zum Rückzuge gezwungen hatte, nicht aufgehalten werden konnte. Der Rückmarsch der Verbündeten ging nach Schlesien, der Oder zu; Napoleon folgte ihnen; eine Reihe von Gefechten, welche Russen und Preußen den Franzosen lieferten, zeugte von dem trotz zweier verlorener Schlachten ungebrochenen Muthe der Alliirten. Das bedeutendste dieser Rückzugsgefechte war das bei Reichenbach (22. Mai). E. und Yermoloff hatten die südlich von der Stadt gelegenen Höhen, den Töpferberg und den Windmühlenberg, in umsichtig gewählter Stellung mit zahlreichem Geschütz derart besetzt, daß sie nur mit großem Verlust zu nehmen waren. Napoleon, über den zähen Widerstand der geschlagenen und rückziehenden Gegner erbittert, war nicht gewillt, auch nur einen Augenblick von der Verfolgung abzulassen. Er schritt sogleich mit Uebermacht zum Angriff. Es kam zu einem blutigen Kampfe. Die Stadt wurde von zwei sächsischen Bataillonen genommen; der übrige größere Theil des sächsischen Fußvolks umging den Töpferberg und nöthigte die russischen Jäger, sich auf die Höhen zurückzuziehen; die französische Reiterei griff den linken Flügel der russischen Stellung an, erlitt zwar schwere Verluste an Todten, Verwundeten und Gefangenen, aber E. und Yermoloff konnten sich der Uebermacht gegenüber in ihren Stellungen nicht halten und zogen sich bis hinter Markersdorf zurück. Napoleon nahm Besitz von der Stellung der Verbündeten, deren Eroberung ihm schwere Verluste gekostet hatte, ohne daß es ihm gelungen war, Ge-

fangene oder Geschütz abzuschneiden. Er wollte aber so große Anstrengungen nicht vergeblich gemacht haben und gab Befehl zum weiteren Vorgehen. Er selbst leitete den Angriff auf Markersdorf, indem er drei starke Colonnen bildete, welche gegen die Russen vorgingen. Nach heftigem Kampfe wichen diese der Uebermacht, setzten sich aber noch einmal auf der Anhöhe gegen Rauschwalde, dem höchsten Punkte vor Görlitz, fest. Der Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer dauerten bis zum Einbruch der Nacht, doch endete hier die weitere Verfolgung für diesen Tag. An einem langen Sommertage hatte Napoleon von früh um 5 Uhr bis zum Abend, 14 Stunden lang alle Hülfsmittel seines außerordentlichen Feldherrntalents und seiner jetzt noch überlegenen Streitkräfte mit Hintansetzung seiner eigenen Person erschöpft und gegen den Russen Yermoloff und den deutschen Fürsten E. keine entscheidenden Vortheile errungen. Die große Vergeudung der Kräfte an diesem Tage hatte nichts gefruchtet, als daß er drei Meilen vorwärts gekommen war. Und dazu noch der Verlust dreier Generale, welche in diesem Kampfe gefallen waren, des Divisionsgenerals Bruyères, des Ingenieurgenerals Kirchner und des Großmarschalls seines Palastes Duroc, Herzogs von Friaul, seines Freundes, des einzigen vielleicht, den er in der Welt hatte.

Die Heldenthaten, welche die Russen bei Reichenbach und Markersdorf unter ihren Führern, einem ihrer Landsleute und einem Deutschen vollführt hatten, machten es den Heeren der Verbündeten möglich, ungefährdet die vielen Flüsse und Bäche zu überschreiten, welche von den Bergen der Oder zuströmen.

Am 4. Juni fand der Abschluß des Waffenstillstandes zwischen Napoleon und den Verbündeten zu Poischwitz statt, der bis zum 20. Juli dauern sollte, jedoch bis zum 10. August verlängert wurde. Am 27. Juni war Oesterreich der Allianz zwischen Preußen und Rußland beigetreten. Nach dem Kriegsplane von Trachenberg stellten die Alliirten drei Heere auf, das böhmische, das schlesische und das Nordheer. E. erhielt den Befehl über das zweite russische Infanteriecorps im böhmischen Heere.

Am 22. August führte Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, Generalissimus der verbündeten Heere, den Hauptttheil der böhmischen Armee, der sich, 125 000 Oesterreicher, 61 000 Russen, 38 000 Preußen, an der Eger gesammelt hatte, in vier großen Heersäulen über das Erzgebirge nach Sachsen und wandte sich am 24. mit seiner ganzen Macht gegen Dresden. Um sicher vorrücken zu können, hatte er dem Befehlshaber seines rechten Flügels, dem russischen Heerführer Barclay de Tolly den Auftrag ertheilt, ein Armeecorps zur Blockade des Königsteins und Beobachtung der Elbübergänge zurückzulassen. Mit dieser Aufgabe wurde E., der nur 8000 Mann zu seiner Verfügung hatte, betraut. Fast zur selben Zeit, als am Morgen des 26. die Verbündeten vor Dresden erschienen, brachen vier französische Bataillone vom Königstein hervor und drückten, vom Geschützfeuer der Festung unterstützt, die Vorposten des Prinzen von Württemberg zurück. Einige Gefangene, welche die Russen gemacht, sagten aus, Vandamme sei mit 50 000 Mann über die Elbe im Anmarsch. Infolge dessen zog E. das Gros seiner Truppen zusammen und nahm eine vortheilhafte Stellung zwischen den Dörfern Krietzschwitz und Struppen, Front gegen Königstein, Rücken gegen Pirna, also hart vor dem Punkte, von dem aus der Feind seine zahlreichen Streitkräfte entwickeln konnte, ein. Um 4 Uhr Nachmittags begann Vandamme mit Uebermacht den Angriff auf Eugen's Stellungen. Dieser war in einem einzeln stehenden Hause nächst Krietzschwitz noch mit einigen Anordnungen beschäftigt, als der Generallieutenant Alexander Ivanowitsch Ostermann-Tolstoi, nur von einem Adjutanten

begleitet, eintrat und dem Prinzen ein Billet überreichte des Inhalts: „Angesichts dessen wollen Sie nicht mehr an mich, sondern an den Grafen Ostermann, dem das Commando des rechten Flügels übertragen ist, referiren. Wittgenstein". E. überflog das Papier; er war Herr der Gefechtslage, in die sich der Ankömmling erst einfinden mußte; zudem brachte Ostermann keine neuen Truppen; E. sagte daher: „Graf Wittgenstein hat mir mein Corps nicht gegeben und kann es mir ohne Befehl des Kaisers nicht nehmen. Sie sind älterer Generallieutenant als ich und Graf Wittgenstein schickt Sie her, wo ich selbst kaum den dritten Theil meines Corps beisammen habe, was sollen Sie also hier?" „Mein Prinz", entgegnete Ostermann, „es ist der Wille Sr. Majestät unseres Herrn, der, wie Sie wissen, nicht zu scherzen liebt", übrigens möge der Prinz, wenn es ihm nicht gefalle, sich der höheren Weisung zu fügen, unbesorgt sein, daß man es darauf angelegt habe, ihm seinen Ruhm zu schmälern; alle Ehren des Tages sollen ihm allein gehören, er, Ostermann, wolle sich bescheiden, die Gefahr zu theilen. „Er gab hierauf allerdings das Versprechen, sich in nichts zu mischen, hielt es aber nicht" (E. in seinen Memoiren III, 116). Inzwischen hatte der Kampf begonnen. Eugen's Corps behauptete, trotz schwerer Verluste, auf dem rechten Flügel Krietzschwitz, auf dem linken Struppen und auch die Angriffe der Franzosen auf das Centrum wurden durch eine Cürassierattacke abgeschlagen. Die Russen behaupteten ihre Stellung, als die Nacht dem Kampfe ein Ende machte.

Dieses Gefecht bei Krietzschwitz war von unabsehbarer Wichtigkeit für die Unternehmung gegen Dresden. Vandamme hatte von Napoleon den Befehl erhalten, gegen Pirna vorzudringen und die Pässe von Berggießhübel und Hellendorf zu besetzen, um der verbündeten Armee den Rückzug auf der kürzesten Linie nach Böhmen abzuschneiden. Gelang ihm das, so war der Ausgang des Kampfes vor Dresden schon am ersten Tage entschieden: daß es ihm nicht gelungen, war die Folge des muthvollen Ausdauerns bei Krieschwitz und das unbestreitbare Verdienst Eugen's.

Nach dem glücklichen Ausgange des Gefechtes stellte Ostermann abermals an E. die Frage: „Eh bien, Altesse, qui est-ce qui commande?" Und E. erwiderte in edler Bescheidenheit: „Votre Excellence! Votre Excellence!"

Der Angriff der Verbündeten auf Dresden war gescheitert, die Schlacht vor den Mauern der Stadt verloren gegangen, ihr großes Heer mußte den Rückzug über das Erzgebirge antreten und da trat jetzt an das russische Corps Eugen's, welches nunmehr von Ostermann und durch die Gardedivision Yermoloff's verstärkt wurde, die Aufgabe heran, den linken Flügel der großen Armee zu decken und die Hauptstraße von Sachsen nach Böhmen gegen Vandamme, der ebenfalls Verstärkungen an sich gezogen hatte, zu behaupten. Ostermann erhielt von Barclay den Befehl, den Weg nicht auf der Teplitzer Hauptstraße, sondern über Maxen und Dippoldiswalde zu nehmen und von da der Hauptarmee zu folgen. Dieser Befehl Barclay's widersprach augenfällig der Kriegsraison, Vandamme nicht den entscheidenden Vorsprung auf der nächsten Verbindungslinie mit Teplitz gewinnen zu lassen, er stand auch der ausdrücklichen Mahnung Radetzky's, des Generalstabschefs Schwarzenberg's, entgegen, die Verbindung nach Böhmen um jeden Preis zu erhalten. Da traten am 28. die drei Generale Ostermann, E. und Yermoloff zum Kriegsrathe zusammen und insbesondere infolge der Entschiedenheit, mit welcher sich der deutsche Prinz aussprach, wurde beschlossen, dem Befehle Barclay's entgegen die Teplitzer Hauptstraße zu halten und dadurch den linken Flügel der Hauptarmee zu decken. Ostermann und E. stellten sich nördlich und südlich von Zehista auf, Front gegen die Elbe mit 20 000 Mann gegen die 40 000

Vandamme's. Er nahm Pirna, ohne jedoch entschieden weiter vorzudringen. Unablässig kämpfend zogen sich die Russen zurück; Dörfer und Anhöhen wurden von den Franzosen genommen, ihnen entrissen und wieder genommen. Am Abend des 28. stand Vandamme bei Hellendorf und das russische Corps in und um Peterswalde. Am 29. August brach Vandamme von Hellendorf gegen Peterswalde auf. Unter blutigen Kämpfen zogen sich die Russen den Nollendorfer Berg herunter; E. mit seinen bedeutend zusammengeschmolzenen und nun schon den vierten Tag fast unausgesetzt marschirenden und kämpfenden Truppen hielt Nollendorf, Vorder-Tellnitz und Kulm so lange als möglich, um den vordringenden Feind aufzuhalten. Ostermann schien nur darauf bedacht zu sein, die ihm anvertrauten Garden zur Hauptarmee zu bringen; alle seine Marschdispositionen hatten einzig die Garden im Auge und die Truppen Eugen's schienen nur da zu sein, um jene zu decken und zu schützen. Die Garden waren fast unversehrt im Thalkessel von Teplitz angelangt, während Eugen's Regimenter an Todten und Verwundeten, an Gefangenen und Versprengten fast die Hälfte ihrer Leute verloren hatten. Im Laufe des Vormittags erhielt Ostermann ein eigenhändiges Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm's III. von Preußen des Inhalts, er möge sich nach Möglichkeit halten, um dem verbündeten Heere, das noch in den Schluchten des Erzgebirges mit den größten Hindernissen zu kämpfen habe, den Rückzug zu sichern, ja dem Kaiser Alexander selbst, der sich noch im Gebirge befinde, die Rückkehr nicht zu gefährden.

Dieser Schritt des Königs von Preußen wirkte entscheidend auf Ostermann, der sich nun entschloß, gegen Vandamme Front zu machen und mit Aufbietung aller Kräfte dessen weiterem Vordringen Schranken zu setzen. Den Mittelpunkt bildete das Dorf Priesten, wo E. mit den 5500 Streitfähigen, die ihm noch geblieben, stand; rechts davon stellte Ostermann die Hauptmacht seiner Artillerie auf; eine vor dem Dorfe Straden vorspringende Höhe hatte General Bistrom besetzt; am rechten Flügel hielt die Cavallerie und hinter Priesten die Gardeinfanterie. Vandamme ließ vom Horkaberge aus seine Kanonen wirken und brach etwa um 10 Uhr mit seinen Colonnen aus Kulm hervor. Zuerst wurde Bistrom's Stellung angegriffen, jedoch behauptet. Bald wogte der Kampf auf der ganzen Linie vom Gebirge bis an die Straße mit abwechselndem Glück aber mit gleicher Heftigkeit auf beiden Seiten; am heftigsten bei der Eggenmühle am linken Flügel, um Priesten und die zwischen beiden gelegene Juchtencapelle. Vandamme's Hauptansicht ging dahin, die Russen vom Erzgebirge abzudrängen, und immer frische Bataillone führte er zum Angriff vor. Priesten wurde von den Franzosen genommen, von den Russen wieder erstürmt. Jetzt ließ E. links von Priesten Kanonen auffahren, deren Feuer furchtbare Verheerungen in den Massen der Franzosen verursachte. Doch diese sammelten sich wieder, rückten von neuem vor, trieben die Russen in gewaltigem Andrang von der Juchtencapelle zurück, ja drohten die Batterien selbst in ihre Gewalt zu bekommen. Von der Gardeinfanterie standen nur noch zwei Bataillone und ein halbes in Reserve. Da sendete E. seinen Adjutanten Baron Helldorf zu Ostermann und erbat dringend zwei Bataillone, ohne deren Hülfe die Stellung bei der Juchtencapelle nicht zu halten und selbst das Geschütz nicht zu retten sei. Allein Yermoloff widersetzte sich dem Begehren: „Der Prinz ist allzu verschwenderisch mit dem Blute der kaiserlichen Garden" und zu Ostermann gewendet: „Eure Excellenz, es ist meine Pflicht Ihnen zu sagen, daß ich es nicht bei dem Kaiser verantworten kann, wenn die ganze Garde hier vernichtet wird. Der Prinz von Württemberg scheint der Meinung zu sein, heute noch nicht genug aufgeopfert zu haben. Er weiß

noch einige Bataillone und will auch die noch. Sind aber diese weg, dann hat der Kaiser keine erste Gardedivision mehr". Helldorf wollte erwidern, doch Yermoloff ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Ihr Prinz ist ein Deutscher und schert sich den Teufel darum, ob wir Russen Garden übrig behalten oder nicht; meine Pflicht ist es aber, dem Kaiser etwas von seiner Garde zu erhalten."

Helldorf mußte unverrichteter Dinge abreiten. Da sprengte E. selbst zu Ostermann, stellte ihm die dringende Gefahr und die Größe der Verantwortung vor und Ostermann gab dem Regimente Ismailoff den Befehl vorzurücken.

Das entschied. Die frischen Bataillone drangen im Sturmschritt vor und warfen, allerdings unter den schwersten Verlusten, den Feind zurück, der sich in voller Flucht auflöste. Nun entstand im Centrum eine Gefechtspause, während an den beiden Flügeln ohne Entscheidung fortgekämpft wurde; die Geschütze jedoch donnerten ohne Unterlaß; Ostermann ritt die Reihen seiner Colonnen entlang, da zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel den linken Arm, er sank vom Pferde und wurde nach Teplitz gebracht.

Als ältester Generallieutenant übernahm E. auf dem Schlachtfelde den Oberbefehl. Eben, 5 Uhr Nachmittags, bereitete Vandamme einen neuen Angriff vor. Frische französische Bataillone nahmen abermals Prieſten; da führte E. zwei vor kurzem angekommene Cürassierregimenter und die Garde-Ulanen dem Feind in die Flanke, der theils niedergeritten, theils niedergesäbelt und in wilder Flucht zurückgeworfen wurde. Die Franzosen wichen hinter den Stradenbach zurück und erneuten ihre Angriffe nicht mehr.

Der Sieg war erfochten, denn Siegen hieß hier Stand halten; mit Ausnahme eines vorgeschobenen Punktes vor Straden und eines Theiles von Karbitz hatten die Russen ihre ganze ganze Aufstellung vom Morgen behauptet, jedoch mit furchtbaren Verlusten, die Garde hatte 2700, das Corps Eugen's 2400 und die Reiterei 800 Mann verloren.

„Die Ehre des Tages vom 26. August bis in die Morgenstunden des 29. gebührt ohne Frage dem Prinzen Eugen von Württemberg. Die tapfere Gegenwehr in dem Gefechte bei Krieschwitz, der Marsch von Zehista über Berggießhübel und Hellendorf nach Peterswalde, der Wettkampf mit den vielfach überlegenen, von allen Seiten nachdringenden und hereinbrechenden Truppen Vandamme's, wer dem andern voraus die große Hauptstraße nach Böhmen abgewinnen würde; der Muth, die Ausdauer, die Lebendigkeit, die Entschlossenheit, die Geistesgegenwart, womit der Prinz in einem fast drei Tage und drei Nächte hindurch unausgesetzten Marschiren und Schlagen zuletzt den großen Preis des Kampfes zu erringen wußte, alles das sichert dem jugendlichen Helden einen gefeierten Namen in der Geschichte jener ereignißreichen Tage" (Helfert). Und der 29. August war erst recht der große Sieges- und Ehrentag für E. v. W. gewesen.

Am 30. August waren den Russen bedeutende Verstärkungen durch österreichische Corps zugekommen und der preußische General Kleist war mit einem Corps von Fürstenwalde aus im Anmarsche gegen den Rücken der französischen Aufstellung; das entschied, freilich erst nach schwerem blutigen Ringen den Sieg der Verbündeten, die vollständige Zersprengung der Armee Vandamme's und dessen Gefangennehmung. An diesem Tage stand E. wieder mit dem Reste seiner Truppen bei Prieſten; auch an diesem Kampfe nahm er heldenmüthigen Antheil, rückte gegen die französischen Batterien vor und vertrieb den Feind von den Höhen bei Kulm.

Als am folgenden Tage Barclay's Armeebericht, der aller hervorragenden Verdienste rühmend gedachte, erschienen war, der Theilnahme des tapferen

deutschen Prinzen nicht mit einer Silbe erwähnte, ritt E. nach Teplitz zu Kaiser Alexander, das Abschiedsgesuch in der Tasche. Dieser empfing ihn mit den Worten: „Ich weiß alles, was wir ihnen verdanken! Selbstverleugnung ist die schönste Tugend" und verlieh ihm den Wladimirorden I. Classe. Der Prinz verzichtete auf den Abschied und kehrte zu seinen Truppen zurück. Die noch immer fortwirkende Erinnerung an die hohe Gunst, welche E. bei Kaiser Paul genossen hatte, die dem Vollblutrussen anerzogene Abneigung gegen den deutschen Prinzen in russischen Diensten, und das Gefühl beschämender Verstimmung, daß es E. mit seiner geringen Truppenmacht gelungen war, Vandamme auf der Peterswalder Straße zu überflügeln, woran sich Barclay mit seinem ganzen Armeecorps nicht gewagt hatte, mögen die Gründe für diese Zurücksetzung und Ungerechtigkeit und für die in russischen Kreisen festgehaltene Tradition gewesen sein, Ostermann als den Sieger des Schlachttages vom 29. August zu erklären. Aber noch mehr als das. Als am 29. September 1835 in Gegenwart der drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen bei Prieſten der Grundstein zu dem russischen Siegesdenkmale gelegt ward, wurde in den Reden, in den Urkunden und in den Inschriften nur Ostermann als der Sieger verherrlicht und Eugen's nicht mit einem Worte gedacht. Mit Recht schreibt E. in seinen Memoiren: „Ueberaus empörend ist die neue Erfahrung, welche ich 22 Jahre später erprobte und von der folgende Documente ein Zeugniß reden, vor dem die Nachwelt im Namen der Theilnehmer zu erröthen haben wird. Ich weiß in der That unter diesen Umständen nicht, was ich neuerdings für bemerkenswerther halten muß, die Größe des erkämpften Resultats oder die beispiellose Undankbarkeit der Zeitgenossen".

Nachdem sich das böhmische Heer von den Strapazen, welche es auf dem Marsche nach und von Sachsen und von den Erschütterungen durch die Schlachten von Dresden und Kulm einigermaßen erholt und wieder geordnet hatte, wurde im Hauptquartier beschlossen, langsam vorzurücken und behutsam die Höhen des Erzgebirges zu ersteigen. In den Gefechten, welche sich hiebei entspannen, that sich E. abermals hervor; er vertrieb (5. September) den Feind aus dem Dorfe Oelsa, besetzte (6. September) Liebstadt und (7. September) Cotta.

Napoleon hatte den verwegenen Plan, mit seiner Hauptmacht über das Erzgebirge zu steigen und in Böhmen die Verbündeten anzugreifen, als unausführbar erkannt und aufgegeben; daher erfolgte der schon im Kriegsplane von Trachenberg vorgesehene Linksabmarsch des böhmischen Heeres über Chemnitz in die sächsischen Ebenen. Wieder war E. in der Vorhut; über 9000 Mann stark marschirte er (13. September) nach Zuckmantel, hatte von Knienitz aus den Rollendorfer Berg erstiegen und trieb den Feind mit Gewalt nach Hellendorf.

Der Vormarsch der böhmischen Armee über das Erzgebirge und Blücher's kühnes Vordringen über die Elbe nöthigten Napoleon, die Centralstellung von Dresden aufzugeben und Leipzig zum Mittelpunkte seiner Operationen zu machen. Und dahin ging nun auch der concentrische Marsch der drei Heere der Verbündeten, des böhmischen, des schlesischen und des Nordheeres.

In der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig war es E. abermals beschieden, neue Lorbeeren zu sammeln. Am ersten Schlachttage (16. October) befehligte er die zweite große Angriffssäule, welche gegen Wachau, das feindliche Centrum, gerichtet war. E. eröffnete das Gefecht mit 24 Geschützen, denen er russisches und preußisches Fußvolk folgen ließ. Unerwartet fand man zuerst wenig Widerstand; doch das währte nicht lange. Mit starken Kräften und überlegenem Geschütz wurden Eugen's Bataillone angegriffen und in und

bei Wachau kam es zum blutigsten Kampfe; Napoleon, der dieses Dorf zum Centrum seiner Südstellung genommen, stand hier E. unmittelbar gegenüber. Der französischen Uebermacht, den 150 Geschützen gegenüber, die Napoleon hier hatte auffahren lassen, war jeder Widerstand unmöglich. Wachau ging verloren und E. sah sich genöthigt, nachdem er die Hälfte seiner Mannschaft eingebüßt, sich nach Güldengossa zurückzuziehen. — Als, etwa um 1 Uhr Nachmittags die ganze Linie der Alliirten zurückwich, beschloß Napoleon, ihr Centrum durch einen großartigen Reiterangriff zu sprengen. Er sammelte 8000—10 000 Reiter unter Murat zwischen Wachau und Liebertwolkwitz. Es war gegen 3 Uhr, als wie auf ein gegebenes Zeichen plötzlich die französischen Geschütze im Centrum schwiegen und das dumpfe Getöse von vielen tausend Hufschlägen und rasselnden Säbelscheiden wie ein heranziehendes schweres Hagelwetter erscholl. Der Stoß dieser Reitermasse hätte für die böhmische Armee sehr verhängnißvoll werden können. Ihr erster Stoß richtete sich gegen das Corps des Prinzen E.; so furchtbar dieses mitgenommen war, so wehrte es doch dem Einbruch und blieb taktisch unversehrt. Die Reitermasse stürmte weiter nach rechts und links, stieß aber bald auf russische Reserven, die vorgezogen worden. Die Reiterei erlahmte, wankte und begab sich etwa um 4 Uhr auf den Rückweg. Der Stoß der großen Reitermasse hatte sein Ende erreicht, die Gefahr war überstanden. E. hatte dadurch, daß er dem ersten Ansturm glorreichen Widerstand entgegen gesetzt, in erster Reihe zur Abwehr des Reiterangriffes beigetragen.

Am dritten Schlachttage (18. October) erhielt Prinz August von Preußen mit zwei Brigaden und E. mit seinem Corps den Befehl, Probstheida zu nehmen. Trotz aller Tapferkeit mißlang der Angriff der Preußen. Jetzt versuchte E. den Besitz des Dorfes zu erzwingen; es gelang ihm mit dem östlichen Theile. Napoleon aber erkannte die ganze Wichtigkeit dieses Stützpunktes und setzte die Reste zweier Corps und selbst einen Theil der alten Garde an die Festhaltung des Dorfes daran. Die Russen wurden von den immer neu anstürmenden Massen überwältigt, das Dorf ging verloren und die Alliirten mußten über Berge von Todten den Rückzug suchen. Es stand zu befürchten, daß der Feind noch weiter vordringen werde, allein er war selbst zu sehr erschüttert und begnügte sich, Probstheida zu behaupten.

Das Kriegsjahr 1814 gab E. neuerliche Veranlassung, sich auf dem Felde der Ehre glänzend hervorzuthun. So in der Schlacht bei Bar-sur-Aube (27. Februar), in der er durch kühnes Vordringen auf dem rechten Flügel wesentlich zur Niederlage Marschall Oudinot's beitrug. — In der Schlacht vor Paris (30. März) stand E. mit seinem 2. russischen Infanteriecorps im Centrum des Schwarzenberg'schen Heeres. Sein Armeecorps hatte die ganze Wucht des Angriffes zu übernehmen, ihm also fiel auch hier, wie so manchen Tag vorher die schwerste Arbeit zu. Seinem Armeecorps stand ein heißer Tag bevor, es sah indessen mit um so größerem Vertrauen auf die oft bewährte Umsicht und Tapferkeit seines Chefs (Helldorf III, 49). Am frühen Morgen begann E. den Angriff gegen die Dörfer Pantin und Romainville, welche nach schweren Kämpfen genommen und heldenmüthig gehalten wurden. Dies war von ausschlaggebender Bedeutung. Wären diese Dörfer von den Franzosen zurückerobert worden, dann hätte an diesem Tage die Schlacht nicht ausgekämpft werden können, Napoleon konnte in der Nacht nach Paris zurückkommen und er hätte durch seine persönliche Gegenwart den Widerstand verdoppelt. E. hielt die Dörfer fest und Schwarzenberg sandte ihm Garden und Reserven zur Verstärkung, so daß er um Mittag sechs Divisionen unter seinem Befehl hatte. Jetzt, um 12 Uhr, mußte der Prinz den Kampf unterbrechen,

bis die Erfolge des schlesischen Heeres oder die Ankunft des Kronprinzen von Württemberg auf dem Schlachtfelde ihn berechtigten wieder vorzugehen. Als das Corps des Kronprinzen von Württemberg in die Schlachtlinie eingerückt war, erhielt E. von Barclay den Befehl zum Vorrücken; er ließ durch seine Bataillone die Höhe von Pré-St.-Gervais erklimmen und setzte sich darauf fest. Von den Höhen von Menil-Montant und Belleville blickte er jetzt, begrüßt von dem Hurrah der ihn vergötternden Soldaten, auf das zu seinen Füßen liegende Paris. Gleichzeitig kamen Nachrichten von dem glänzenden Fortschreiten Blücher's im Norden, von den Erfolgen York's und Kleist's und von dem Abschlusse eines Waffenstillstandes.

Trotz der herrlichen Leistungen vor Paris wurde in dem Armeeberichte von Barclay der Heldenthaten des 6. Corps rühmlichst gedacht, des Prinzen Eugen Namen jedoch abermals mit Stillschweigen übergangen. Zwar sagte der Kaiser Alexander dem Prinzen an der Barrière Pantin sehr schmeichelhaft: „Sans vous, nous ne serions pas ici!“ und ernannte ihn zum General der Infanterie, stellte dadurch seine früheren Vorgesetzten unter seine Befehle, er hingegen — bat um seinen Abschied, welchen er jedoch nicht erhielt.

Die Ehre, als der Erste von dem gesammten Heere der Verbündeten in Paris einzurücken, ward E. zu Theil. Am 31. März 1814 8 Uhr Vormittags erhielt E. den Befehl mit 1000 Mann in Paris einzumarschiren und das Hôtel de Ville zu besetzen, was pünktlich vollzogen wurde, worauf die Alliirten ihren Einzug in des Feindes Hauptstadt nahmen.

Die Friedensjahre 1816 bis 1825 verbrachte E. theils in St. Petersburg, theils auf seinem Stammschlosse Karlsruh in Schlesien, theils auf Reisen, viel mit Studien und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Als die Nachricht von dem Tode Kaiser Alexander's I. zu Taganrog in St. Petersburg anlangte, befand sich E. in eben dieser Hauptstadt, um wieder um seinen Abschied zu bitten. „Die Verhältnisse waren jetzt so kritisch, daß kein treuer Anhänger solch' einen Zeitpunkt zum Rücktritt aus der Activität mit Ehren wählen konnte. Dann zeigte sich auch Nicolaus I. am 26. December 1825, wo er durch seinen persönlichen Muth, seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart das russische Reich aus der größten Gefahr rettete, in einer mich bezaubernden Seelengröße. Ich hatte den Tag in der Nähe des Kaisers viele Gefahren glücklich überstanden und dem Monarchen meine Anhänglichkeit bewiesen, war aber viel zu wenig in die gerade vorherrschenden Verhältnisse eingeweiht worden und hatte auch wenig Ermächtigung zum Selbsthandeln erhalten, um irgend einen wesentlichen Dienst leisten zu können.“ E. war an diesem Tage abwechselnd im Schlosse und abwechselnd auf dem Senatsplatze, wo die Meuterer sich unter den Augen des Kaisers versammelt hatten, in den entscheidendsten Augenblicken aber an letzterem Orte gegenwärtig. Einige Tage Tage später sagte ihm Nicolaus: „Ich begreife nicht, wie man mir und Dir nicht vor den Kopf geschossen hat!“ (Memoiren III, 313—315).

Im russisch-türkischen Kriege von 1828 erhielt E. das Commando des 7. Armeecorps, „das übrigens ganz zerstückelt war. Deshalb blieb mir denn auch kein besonders erheblicher Wirkungskreis beschieden und nur die mannigfaltigen höheren Anordnungen verwickelten mich in einige Gefechte in der Umgegend von Schumla, welche zum Theil blutiger waren, als die Umstände rechtfertigen konnten. In eine spätere bedeutende Operation mischten sich dagegen so viele Intriguen, daß es fast an das Wunderbare grenzte, wie ich aus dem mir bereiteten Labyrinthe noch so glücklich herauskommen konnte, obgleich dabei recht viele nutzlose Menschenopfer zu beklagen blieben“ (Memoiren III, 329).

Den Winter 1828/29 brachte er in Karlsruh in Schlesien zu. Da erhielt er durch Kaiser Nicolaus selbst, begleitet von einem ungemein schmeichelhaften Schreiben, welches hohe Anerkennung ausdrückte, die Insignien des Andreasordens in Brillanten. Es ist in Rußland allgemein üblich, sogar dienstgemäß, daß dergleichen Rescripte sofort vollinhaltlich veröffentlicht werden. Das kaiserliche Handschreiben an E. wurde aber bei dieser Gelegenheit verfälscht und ihm ganz unbedeutende Worte untergeschoben, ein Beweis, daß die Mißstimmung am Hofe, welche sich von 1801 her datirt, nicht erloschen war.

Nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges zog sich E. auf sein Schloß Karlsruh in Schlesien zurück und nahm einige Jahre später seinen definitiven Abschied aus dem activen Dienste. Hier beschäftigte er sich mit Studien über Geschichte und Politik, über Staaten- und Militärorganisation, mit Abfassung seiner Memoiren und anderer Schriften, ja auch mit Composition musikalischer Werke; hatte er doch schon 1808 eine Oper, „Die Geisterbraut", componirt, welche 1830 in Breslau 26 Mal zur Aufführung gelangte.

E. v. W. war zwei Mal vermählt, in erster Ehe (1817—1825) mit Mathilde, Tochter des Fürsten Georg von Waldeck, in zweiter Ehe mit Helene, Tochter des Fürsten Karl zu Hohenlohe-Langenburg (seit 1827), welche ihn überlebte. Der ersten Ehe entsproß ein Sohn, Eugen, der zweiten ebenfalls ein Sohn, Wilhelm. Daß E. nach den Erfahrungen, welche er in russischen Diensten gemacht, keinen seiner Söhne ähnlichen Bedrängnissen auszusetzen gesonnen war, ist erklärlich. Der junge Prinz Eugen (geb. 1820) trat in das preußische Heer und starb 1875 als General der Cavallerie. Herzog Wilhelm v. W. wurde österreichischer Officier und starb 1896 als Feldzeugmeister (s. A. D. B. XLIII, 213 f.).

Prinz E. v. W. schied am 18. September 1857 zu Karlsruh in Schlesien aus dem Leben. Wo jemals von den Helden der Befreiungskriege von 1812 bis 1814 die Rede ist, da muß Prinz E. v. W. in erster Linie genannt werden. Und dies um so mehr, als die deutschen Geschichtschreiber an ihm eine doppelt schwere Schuld zu sühnen haben; einmal ihre eigene, denn über keinen der deutschen Freiheitskämpfer hat man bisher so wenig berichtet; andererseits müssen wir Deutsche die wahrhaft empörende Art, wie alle russischen Militärberichte und Geschichtschreiber die Leistungen Eugen's herabgesetzt, verschwiegen und lügnerischer Weise auf andere Personen übertragen haben, immer und immer wieder ans Tageslicht ziehen und dafür sorgen, daß die Wahrheit nicht nur bei uns, sondern auch bei den Geschichtschreibern anderer Völker zur Anerkennung komme.

Aus dem Leben des Kaiserlich Russischen Generals der Infanterie Prinzen Eugen von Württemberg aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen sowie aus dem schriftlichen Nachlaß seiner Adjutanten gesammelt und hergegeben von Frhrn. zu Helldorf, General-Major z. D. 4 Theile. Berlin 1861—62. — Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg. 3 Theile. Frankfurt a. O. 1862. — Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland von dem Herzog Eugen von Württemberg. Breslau 1846. (Mit Ausnahme der Einleitung und der Nachträge, also von S. 22—185 wieder abgedruckt im 2. Bande der Memoiren.) — Die nachgelassene Correspondenz zwischen dem Herzog E. v. W. und dem Chef seines Stabes während der Kriegsjahre von 1813 und 1814, dem damaligen Obersten in russischen und späterhin General in preußischen Diensten v. Hofmann, sowie ein skizzirtes Lebensbild des Letzteren. Von Alfred v. Hofmann-Chappuis, kgl. preuß. Oberstlieutenant a. D. Cannstadt 1883. — Beitzke, Geschichte der Deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. 3 Bände.

Berlin 1859—60. — Helfert, Die Schlacht bei Kulm 1813. Wien 1863. — C. Burckhardt, Ein vergessener Held der Befreiungskriege (Gartenlaube 1863, Nr. 36 und 37). Franz Ilwof.

Euler: Ludwig Heinrich E. pflegte selbst zu sagen, er entstamme einer pfälzischen Juristenfamilie; doch ist dies nicht ganz zutreffend, wie aus den von ihm selbst veröffentlichten Nachrichten über die Familie hervorgeht. Der erste bekannte Träger des Namens, Hans E. wurde 1540 Bürger zu Lindau, sein Sohn Hans Georg starb 1594 zu Basel, wo die Familie noch im achtzehnten Jahrhundert blühte, während ein Zweig nach Petersburg verschlagen wurde und Hans Georg's jüngster Sohn Raimund 1667 als kurpfälzischer Kirchenrath zu Heidelberg starb. Die Nachkommen seines ältesten Sohnes Samuel traten meist als Officiere und Beamte in kurpfälzische Dienste, der zweite Sohn Johannes, als Oberpfarrer in Zweibrücken gestorben, hinterließ vier Söhne. Nur der jüngste, Friedrich Ludwig, 1747 als Pfarrer in Wolfersweiler gestorben, pflanzte die Familie fort, deren Mitglieder meist in bairischen Diensten standen. Sein jüngster Sohn Adolf Balthasar E., 1767 als Pfalzzweibrückenscher Landschaftscommissar zu Cusel gestorben, hatte einen Sohn Heinrich Ludwig Christian, der als Pfalzzweibrückenscher Regierungsrath aus Homburg vor den Franzosen fliehen mußte und in Frankfurt a. M. eine neue Heimath, aber als Reformirter keine Anstellung fand; doch erwarb er sich als Privatconsulent eine angesehene Stellung und starb 1824. Sein ältester Sohn Heinrich Ludwig Karl war Advocat und kurhessischer Hofrath, starb 1832 kinderlos und hinterließ eine Reihe juristischer Werke und Denkschriften. Der jüngere Sohn Heinrich Konrad Georg wurde Kaufmann, erhielt durch die Beziehungen seines Vaters zum Staatsrath Simon Moritz v. Bethmann eine Anstellung in dessen Bankhaus und starb als Procuraträger dieses Hauses am 21. Februar 1861. Als sein Sohn wurde unser Ludwig Heinrich am 23. April 1813 geboren. Nachdem er das städtische Gymnasium besucht hatte, bezog er 1831 die Universität Heidelberg, um die Rechte zu studiren. Ein anscheinend geringfügiger Vorfall wurde entscheidend für seine ganze spätere wissenschaftliche Thätigkeit. Bei einer mit mehreren Frankfurter Freunden unternommenen Spazierfahrt nach dem Schwalbennest bei Neckarsteinach brach E. beim Umfallen des Wagens das Knöchelgelenk und mußte Wochen lang liegen und dann noch längere Zeit im Elternhaus die gänzliche Heilung abwarten. Diese Ruhezeit benutzte er zu rechtsgeschichtlichen Studien, die ihn aber bald, ähnlich wie seinen Landsmann und späteren Freund Johann Friedrich Böhmer, zur Geschichte seiner Vaterstadt führten, in die er sich mehr und mehr vertiefte, so daß sie allmählich bei seinen Arbeiten die Rechtswissenschaft ganz in den Hintergrund drängte. Da E. seit dieser Krankheitszeit aus allen Werken, die er las, Auszüge machte, so entstanden im Laufe seines langen Lebens viele Tausende solcher Notizenzettel, die, sehr sorgfältig geordnet, ein rasches Nachschlagen ermöglichten und seine Arbeiten wesentlich erleichterten. Noch während der Erholungszeit that er die nöthigen Schritte zur Erlangung des juristischen Doctorgrades, am 8. August 1834 wurde er in Gießen promovirt, am 17. Juni 1835 unter die Zahl der Frankfurter Advocaten aufgenommen, 1837 zum Notariat zugelassen. In demselben Jahre trat er in die auf Anregung des Schöff Thomas gegründete Gesellschaft für Frankfurts Geschichte und Kunst als arbeitendes Mitglied ein, wurde 1847 ihr Secretär und 1857 bei der Verschmelzung derselben mit dem neu entstandenen Verein für Geschichte und Alterthumskunde dessen erster Vorsitzender, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. Diese Vereins-

thätigkeit nahm neben der stets wachsenden Praxis den größten Theil seiner Zeit und Arbeit in Anspruch. Fast in allen Heften der Veröffentlichungen der Gesellschaft, später des Vereins finden sich größere und kleinere Aufsätze aus seiner Feder, stets hatte er, wenn es in den Sitzungen an Stoff zu Vorträgen mangelte, mit Hülfe seiner Zettel einen Vortrag bei der Hand. Bei seinem großen Fleiß und seiner Gründlichkeit wurden sogar die Besprechungen von neu erschienenen Büchern zu eigenen Arbeiten, so ist z. B. die von Nitzsch, Ministerialität und Bürgerthum zugleich eine Abhandlung über den Vogt in Frankfurt. Im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, III. Folge 1, S. 10 ff. findet sich eine vollständige Zusammenstellung aller Euler'schen Arbeiten, die sich außer auf die Rechtsgeschichte auf alle Gebiete der Frankfurter Geschichte erstrecken. Seine erste größere Arbeit handelte über die Güter- und Erbrechte der Ehegatten in Frankfurt a. Main und erschien 1841, denselben Gegenstand behandelten in späteren Jahren mehrere größere Aufsätze in Zeitschriften. Gleichfalls 1841 gab er das nachgelassene Werk des inzwischen verstorbenen Schöff Thomas über den Oberhof zu Frankfurt heraus, das, noch nicht druckfertig, ihm die erste Gelegenheit zur Verwerthung seiner rechtsgeschichtlichen Kenntnisse bot. Zahlreichen Aufsätzen über rechtsgeschichtliche Fragen aus der Geschichte Frankfurts und seiner Umgebung folgte Euler's bedeutendstes Werk auf diesem Gebiet, die „Rechtsgeschichte der Stadt Frankfurt am Main", die als Festschrift für den zehnten Juristentag 1872 erschien und noch heute für den Juristen und Geschichtsforscher Frankfurts unentbehrlich ist. Von rein geschichtlichen Arbeiten stehen die über Münzwesen, Siegel- und Wappenkunde, Familiengeschichte, Geschichte der Juden, über den Dom und die Ortsbeschreibung in erster Linie; alle beziehen sich nur auf die Vaterstadt.

Zwei für die Ortsgeschichte Frankfurts sehr wichtige Werke gab E. heraus, die er mit zahlreichen Anmerkungen versah, des Kanonikus Baldemar von Petterweil „Beschreibung der kaiserlichen Stadt Frankfurt am Main aus dem 14. Jahrhundert" und Battonn, „Oertliche Beschreibung von Frankfurt a. M.", die in ihren sieben Bänden ein Werk bildet, wie es wol wenige Städte besitzen. Zweier größeren wissenschaftlichen Unternehmungen müssen wir noch gedenken, an deren Leitung E. thätigen Antheil nahm, wenn er auch selbst nichts dabei veröffentlichte. Als im J. 1841 die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde für den verstorbenen Knust einen Ersatzmann für die Mitarbeit an den Monumenta Germaniae historica suchte, empfahlen ihn Schlosser und Böhmer wegen seines Eifers und seiner Kenntnisse im deutschen Recht. Wann er eingetreten ist, wissen wir nicht; als eins der ältesten Mitglieder der Gesellschaft trat er bei der Neugestaltung der Centraldirection 1875 in diese ein und nahm bis kurz vor seinem Tode an ihren Berathungen eifrigen Antheil. Das andere Unternehmen war durch Böhmer begründet, der in seinem Testament bedeutende Mittel bestimmt hatte zur Förderung geschichtlicher Arbeiten und Herausgabe von geschichtlichen Quellenwerken. E. gehörte zu den Testamentsvollstreckern und beförderte besonders die Herausgabe der Quellen zur Frankfurter Geschichte, wobei seine geistige Regsamkeit und sein ausgezeichnetes Gedächtniß von größtem Nutzen waren. Zu seiner großen Freude konnte ihm 1884 bei seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum der erste Band des Werks überreicht werden. Zwei Jahre vorher hatte er sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Vorsitzender des Frankfurter Geschichtsvereins gefeiert. Doch die Folgen seiner geistigen Ueberanstrengung, besonders der nächtlichen Arbeiten, da ihm die Tage nicht ausreichten, blieben nicht aus,

dazu kamen häufige asthmatische Beschwerden. Im Sommer 1885 hatte er sich in Ahrweiler noch einmal neue Lebenskraft geholt, im Winter entstand aus einer leichten Erkältung plötzlich eine Lungenentzündung, die am 17. November 1885 seinem arbeits- und erfolgreichen Leben ein Ende setzte.

Mittheilungen des Vereins f. Geschichte u. Alterthumskunde zu Frankfurt a. M., Bd. III. — Archiv f. Frankfurts Gesch. u. Kunst, III. Folge, 1. — Zeitschr. d. Savignystiftung f. Rechtsgesch., Bd. 8. Germanist. Abthlg.

H. v. Nathusius-Neinstedt.

Eurich, Westgothenkönig, a. 466—485, Sohn Theoderich's I., der a. 451 in der Hunnenschlacht bei Châlon gefallen war, Bruder Thorismund's, der dem Vater gefolgt war, aber 453 von dem dritten Bruder Theoderich II. ermordet ward, der dann a. 466 „büßte wie er gefrevelt", d. h. ebenfalls von einem Bruder, eben E., ermordet ward (s. diese Artikel). Dieser gewaltige Herrscher sollte das Reich der Westgothen zu der Gipfelhöhe der Macht erheben, so daß es, weit über den (noch unter viele Kleinkönige zertheilten) Franken und den (noch nicht nach Italien eingewanderten) Ostgothen emporragend, der ohne Zweifel stärkste Germanenstaat der Zeit war und zur „Hegemonie" über alle anderen Germanenreiche des Festlands (abgesehen von Skandinavien) berufen schien: denn E. gelang es nicht nur, Gallien bis an die Loire im Osten und die beiden Meere im Norden und Süden zu gewinnen, auch die ganze pyrenäische Halbinsel (ausgenommen den schmalen von den Sueben im äußersten Nordosten [Portugal] behaupteten Streifen). Diese Erfolge verdankte er seiner Kriegsheldenschaft, aber nicht minder wahrlich seiner hohen Staatskunst; er war sehr zäh, sehr kühn, sehr schlau und verstand es meisterhaft, die Wirren in dem rasch sinkenden römischen Westreich und die Uneinigkeit seiner germanischen Nachbarn auszunutzen, um sein Volk aus einer viel bedrohten Lage in herrschende Stellung zu erheben; kurz und treffend sagt Jordanes: „E. sah den häufigen Wechsel der römischen Kaiser und das Schwanken des Reiches, da gedachte er, Gallien sich zu eigenem Recht zu unterwerfen". Die argen Zustände im Reich führten gar manche Provinzialen dazu, sich E. anzuschließen, um Ordnung und Ruhe zu gewinnen: so that Arvandus, der römische Präfect von Gallien selbst. Im Bunde mit Geiserich (s. den Artikel) gegen den byzantinischen Kaiser Leo und den weströmischen Anthemius und dessen rasch wechselnde Nachfolger (Olybrius, Glycerius, Julius Nepos) machte er in Gallien immer wachsende Fortschritte.

Nur eine höchst wichtige Landschaft, das waldige Hochland der Auvergne, mit ihrer tapferen Bergbevölkerung und ihrer festen Hauptstadt Clermont-Ferrand trennte wie ein Keil das südliche von dem nördlichen Gothengebiet in Gallien; der Provinzialadel unter Ecdicius, dem Sohne des ehemaligen Kaisers Avitus und Schwager des Bischofs der Stadt, Apollinaris Sidonius, vertheidigten ihre Freiheit mit Muth und Erfolg: der Bischof schildert diese Kämpfe des Schwertes und der Staatskunst gar anschaulich in seinen Briefen: geistreich und witzig erscheint er als der erste „Franzose" in dieser „Correspondenz- und Memoiren-Literatur"; seine Briefe geben mit der Uebertreibung, aber auch mit der Wahrheit der Leidenschaft ein lehrreiches Bild der Parteiungen, der Zustände in dem Gallien des sinkenden 5. Jahrhunderts. Mit heißem Eifer und mit kühler Hartnäckigkeit zugleich verfolgte E. seine Pläne auf Erwerbung der Landschaft. Lang sonder Erfolg; auch an die förmliche Abtretung durch den schwachen Kaiser Glycerius kehrten sich Ecdicius und der Adel der Auvergne nicht; muthig setzten sie fast nur mit eigenen Mitteln den Widerstand fort, bis auch der neue Kaiser Julius Nepos die noch nicht eroberten Theile der Auvergne feierlich abtrat in der eiteln Hoff-

nung dadurch dauernde Herstellung des „foedus“ mit E. und Ruhe in Gallien zu erkaufen: nun floh Ecdicius zu den Burgunden, Apollinaris ward eingebannt, aber bald begnadigt. So war nun Eurich's Gebiet in Gallien zwischen den beiden Meeren, Loire und Rhone trefflich abgerundet; als aber bei dem Sturz des weströmischen Reiches durch Odovakar (s. den Artikel) a. 476 alle Germanenvölker in Gallien und Spanien in Bewegung geriethen und Stücke des verwaisten Erbes an sich rissen, bemächtigte sich E. in raschem Ueberfall der ganzen iberischen Halbinsel (abgesehen von dem Gebiet der Sueben, s. oben). Dadurch war den Gothen jenseit der Pyrenäen eine sichere Zufluchtstätte gewonnen, als sie schon unter Eurich's Sohn und Nachfolger Alarich II. den größten Theil ihrer Besitzungen in Gallien an die gefährlich um sich greifende Macht der Franken verloren, die E. noch ebenso erfolgreich abgewehrt hatte, wie sächsische Seeräuber (bei Saintonge). Dieser glänzenden Stellung entspricht das Gedränge der Gesandten fremder Völker in dem Palatium zu Toulouse, das Apollinaris schildert: nicht nur Römer, Franken und Sachsen, auch Burgunden, Heruler, sogar Perser, die Hülfsgelder gegen Byzanz zahlten, waren hier vertreten und Theoderich der Große rühmt bald darauf, wie oft und wie erfolgreich E. die Könige der Thüringe, Warner, Heruler vor den Angriffen der Nachbarn — offenbar der Franken — geschützt habe; seine Gemahlin Ragnachild war eine Königstochter unbekannten Stammes. Dem äußern Glanz des Reiches entsprach so ziemlich die innere Blüthe: unter E. zuerst ward westgothisch Recht aufgezeichnet; die jetzt herrschende Meinung hält die sogenannte „Antiqua“ für diese Gesetze (leges Eurici). Die Romanen als solche wurden so wenig unterdrückt, daß vornehme Römer wie Leo und Victorius die wichtigsten Staatsämter bekleideten.

Der oft harte, aber in den Schilderungen der Priester stark übertriebene Druck auf die katholische Kirche war eine Folge ihrer ganzen höchst feindlichen Haltung gegen den Ketzerstaat der Arianer: „so daß schon der Name ‚Katholisch‘ dem König Miene und Herz wie Essig zusammenzog“ (Apollinaris); wie nothwendig scharfe Ueberwachung dieser Bischöfe war, sollte sich alsbald nach Eurich's Tod (a. 485 in Arles) zeigen: ihr Verrath trug ganz wesentlich bei zu den Erfolgen Chlodovech's gegenüber Alarich II. und dem Verlust des größten Theils des gothischen Galliens an die eifrig katholischen Franken.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen V. 1870; Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 2. Ausgabe, 1898.

Dahn.

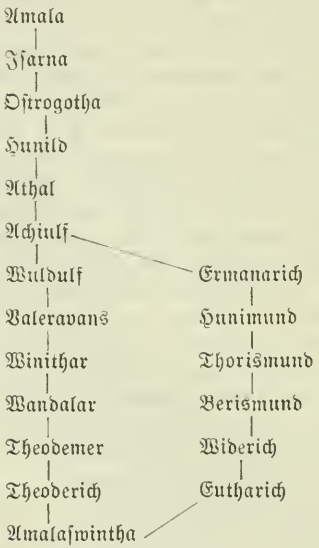
Eutharich, Amaler, † a. 522, aus der Linie Berismund's (s. Anmerkung am Schluß des Artikels). Theoderich der Große vermählte ihn, der bis dahin in Spanien gelebt hatte, mit seiner Tochter Amalaswintha (a. 515, s. den Artikel), da er keine Söhne hatte und einem Sohne dieser Tochter die Thronfolge dadurch noch sicherer zu festigen glaubte, daß der Eidam auch von der Vaterseite dem alten, von den Ostgothen so hoch verehrten Königsgeschlecht entstammte, wie denn auch dieser Sohn Eutharich's und Amalaswinthens, Athalarich (s. den Artikel), geboren 519, in der That unter Regentschaft seiner Mutter bei des Großvaters Tode (a. 526) diesem folgte: E. war schon vorher (a. 522) gestorben. Entsprechend dem ganzen Streben Theoderich's, die Italier für die Gothen zu gewinnen, auch mit dem Kaiser zu Byzanz möglichst gutes Einvernehmen zu pflegen, verschaffte er E., der, selbst ein Freund der römischen Bildung, mit dem Hof zu Byzanz (Justinian nahm ihn durch Waffenleihe zum Wahlsohn an) und mit den gelehrtesten Männern Italiens in eifrigem Verkehr stand, den Consulat des Jahres 519: als Consul gab dieser nach alt-

römischer Sitte den Römern glänzende Spiele, deren Pracht allgemein bewundert wurde; es war ein schwerer Schlag für das viel bedrohte Reich, daß der offenbar tüchtige Mann nicht zur Uebernahme der Regentschaft gelangte.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen II. 1862; Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I. 2. Auflage 1899.

Dahn.

Anmerkung:



Von Achiulf an nicht bloß sagenhafter Stammbaum.

Ewald: Hermann Adolf E., Jurist und Belletristiker, Sohn des Geheimen Hofraths Dr. Wilhelm Heinrich E. (s. A. D. B. VI, 446 und XIII, 792), geboren zu Gotha am 24. Januar 1824, † daselbst am 29. August 1895. Die wissenschaftliche Tüchtigkeit und Gründlichkeit des Vaters und das biderbe, von frischem Humor gewürzte Wesen der Mutter, Ida geb. Madelung, waren das Erbe des Sohnes. Derselbe absolvirte das Gymnasium zu Gotha und widmete sich Ostern 1843 dem Studium der Rechte in Bonn. Durch ein Brustübel gezwungen, mußte er dasselbe zwar bald wieder unterbrechen, nach wieder erlangter Genesung setzte er es aber später in Jena und Berlin fort. Nachdem er 1847 das juristische Staatsexamen bestanden hatte, trat er in den Staatsdienst des Herzogthums Gotha ein, in welchem er es im Laufe der Zeit bis zum Landrichter mit dem Titel „Geheimer Justizrath" brachte. Nach seiner Pensionirung übte er bis zu seinem Tode noch advocatorische Praxis aus. Verheirathet war E. seit dem Jahre 1858 mit Elisabeth de Bary aus Offenbach, nachdem jedoch diese Ehe 1862 getrennt worden war, vermählte er sich 1868 mit Emma Voigt aus Gotha. Er hinterließ eine Tochter aus erster und einen Sohn und drei Töchter aus zweiter Ehe.

Schon frühzeitig war E. schriftstellerisch thätig. Außer zahlreichen Artikeln in der Goth. Zeitung und dem (Becker'schen) Reichsanzeiger veröffentlichte er 1844 eine Abhandlung „Ueber das Duell" in Otto Wigand's „Epigonen", 1849 eine solche in Cotta's „Deutscher Vierteljahresschrift" über „Revolution und Legitimität". Anonym erschienen von ihm 1859 und 1860 Arbeiten in den „Grenzboten" über „die kurhessische Frage" und über den

„Bundestag und Schleswig-Holstein" und 1861 in den Preußischen Jahrbüchern über „Die deutsche Flotte und ihre Auflösung". In dieser letzten Abhandlung war es, wo zuerst wieder der Gedanke, Sammlungen zum besten der preußischen Flotte zu unternehmen, angeregt und sodann von E. in Gotha thatkräftig ausgeführt wurde. Seine weitere schriftstellerische Thätigkeit widmete E. jedoch fortan hauptsächlich der Belletristik. Schon 1861 erschien von ihm unter dem Pseudonym A. O. Waldfeld bei Wigand in Leipzig eine Novelle „Grad aus". Dieser folgte 1867 eine Novellensammlung in zwei Bänden bei Costenoble in Jena: „Nach fünfzehn Jahren" und 1868 im „Hausfreund" die Novellette „A quelque chose malheur est bon". Ein dreibändiger Roman „Diana" erschien 1872 bei Hallberger in Stuttgart unter dem Pseudonym „Justus Severus" und erlebte mehrere Auflagen. Unter dem eben genannten Namen gab E. später auch zwei Lustspiele: „Der Liebe Noth" und „Die Gründer" (Gotha) heraus. Von Ewald's Arbeiten wurde besonders die oben genannte Novellensammlung gut aufgenommen und in Amerika sogar nachgedruckt. Mehrere Manuscripte, welche E. hinterließ, harren noch der Veröffentlichung. Seine dramatischen Arbeiten wirken, trotz zahlreicher schöner Scenen, infolge allzu häufiger und langer Reflexionen ermüdend und erlebten daher keine Aufführung.

Gothaischer Historienkalender f. 1896 und Mitthlgn. aus d. Familie.
M. Berbig.

Ewald: Julius E., Geolog und Paläontolog, geboren am 3. December 1811 in Berlin, verbrachte seine Jugend im elterlichen Haus unter den günstigsten äußeren Verhältnissen und erhielt dort eine überaus sorgfältige Erziehung, so daß er erst im 18. Lebensjahr in die Prima des Berliner Gymnasiums eintrat. Er siedelte mit seinen Eltern nach Bonn über und widmete sich an der dortigen Universität dem Studium der Naturwissenschaften, das er in Berlin acht Semester lang fortsetzte. Seine Doctordissertation, zu welcher er von Chr. Weiß angeregt worden war, behandelt die Krystalle mit zwei optischen Axen. Bald nach seiner Promotion begab er sich mit seinem Freund E. Beyrich auf Reisen nach dem südlichen Frankreich, der Schweiz, Italien und Spanien und studirte namentlich im südlichen Frankreich die Ablagerungen der Kreideformation. Mehrfach kehrte er später in sein Lieblingsgebiet zurück und brachte daselbst eine Sammlung von Versteinerungen zu Stande, die vielleicht einzig in ihrer Art ist und nach Ewald's Tod dem Berliner Museum für Naturkunde vermacht wurde. Eine Anzahl meist kleinerer Aufsätze behandeln die südfranzösische Kreide und deren Versteinerungen und namentlich waren es die Rudisten, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Vom Jahre 1855 an beschäftigte sich E. mit den Kreideablagerungen am Nordrand des Harzes und mit der Herstellung einer geologischen Karte im Maßstab von 1 : 100 000 des Gebietes zwischen Magdeburg und dem Harz. Diese im J. 1864 veröffentlichte Karte zeichnet sich in ganz hervorragender Weise durch Genauigkeit und Schärfe der Beobachtung aus und gilt noch jetzt als ein Muster kartographischer Darstellung geologischer Verhältnisse. Ewald's Beobachtungen sind vorzugsweise in dieser Karte niedergelegt. Er konnte sich nur schwer genug thun und prüfte stets von neuem, bis er sich endlich entschloß, etwas zu publiciren. Seine litterarischen Leistungen sind darum auch wenig umfangreich und finden sich zumeist in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, zu deren Gründern und treuesten Mitgliedern er gehörte, sowie in den Monatsberichten der Berliner Akademie. Im J. 1867 begann er gemeinschaftlich mit J. Roth, Eck und Dames die Herausgabe der

Werke Leopold v. Buch's, mit dem er Jahrzehnte lang in engem persönlichem Verkehr gestanden hatte. Die 4 stattlichen Octavbände wurden 1885 abgeschlossen; der erste enthält aus Ewald's Feder eine leider unvollendet gebliebene Biographie L. v. Buch's.

E. war seit 1853 Mitglied der Berliner Akademie. Er bekleidete niemals ein öffentliches Amt, lebte vollständig seiner Wissenschaft und verkehrte in den besten wissenschaftlichen Kreisen Berlins. Die Vielseitigkeit seines Wissens und die ungewöhnliche Liebenswürdigkeit seines Wesens machten sein Haus zu einem Mittelpunkt des feinsten geselligen Verkehrs und namentlich Fachgenossen konnten stets der herzlichsten Aufnahme sicher sein. E. starb am 11. December 1891 im einundachtzigsten Lebensjahr.

v. Zittel.

Ewers: Johann Philipp Gustav von E., namhafter Geschichtsforscher und Staatsrechtslehrer, wurde am 4. Juli 1781 zu Amelunxen, einem Dorf des ehemaligen Bisthums Corvey als Sohn eines Landwirthes geboren. Nachdem der begabte Knabe zunächst von dem Dorfpfarrer Schnorr unterrichtet worden war, wurde er auf die Klosterschule zu Holzminden in Braunschweig geschickt, woselbst er sich vor allem mit dem Studium der alten Sprachen beschäftigte. Gut vorbereitet bezog E. 1799 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Durch die gründlichen Vorträge Planck's besonders angezogen, widmete sich E. vorzüglich der historischen Theologie, lernte mit großem Eifer Dänisch, und übersetzte des Bischofs Münster Handbuch der ältesten christlichen Dogmengeschichte aus dem Dänischen ins Deutsche. Allein infolge dieser Arbeiten verlor E. das Interesse an der praktischen Theologie und wandte sich dem Studium der Staatswissenschaften zu, wobei er sich an Heeren und Schlözer eng anschloß. Zu seinen Freunden in Göttingen gehörten K. Villers (s. A. D. B. XXXIX, 708) und Fr. Rühs (ebd. XXIX, 124). Auf den Rath Schlözer's nahm E. in Livland und zwar auf dem Gute Waimel unweit Dorpat die Stelle eines Hauslehrers beim Landrath v. Richter an. Im Sommer 1803 betrat E. das Land, das ihm zur zweiten Heimath werden und das er nie verlassen sollte. Die Stellung eines Hauslehrers, der Unterricht einiger Knaben, ließ ihm freie Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Die erste Frucht seiner Arbeit, „Vom Ursprung des Russischen Staats", ein Versuch, die Geschichte desselben aus den Quellen zu erforschen (Riga und Leipzig 1808), war für E. bedeutungsvoll, weil sie ihm den Weg zu seiner späteren Laufbahn ebnete. Infolge dieser Schrift wurde E. mit den Akademikern Lehrberg und Krug in St. Petersburg bekannt und bald darauf zum correspondirenden Mitglied der Akademie (1809) erwählt. Bei Gelegenheit eines Besuchs mit seinen Zöglingen in Moskau machte E. die Bekanntschaft des russischen Geschichtschreibers Karamsin, der ihn zu weiteren Arbeiten anregte. Im Begriff, nach Deutschland zurückzukehren, weil die häuslichen vorbereitenden Studien der jungen Richters ihren Abschluß erreicht hatten, erhielt E. den Ruf, den durch Gaspari's Fortgang erledigten Lehrstuhl des Professors der Geographie, Statistik und Geschichte Rußlands an der neugegründeten Universität Dorpat zu übernehmen. Wie sonderbar! Ein junger in Deutschland vorgebildeter deutscher Gelehrter wird Professor der russischen Geschichte an einer Universität in Rußland! — E. hat als Professor von 1810—1830 gewirkt und eine ganz ungewöhnlich fruchtbringende Thätigkeit als Lehrer wie als Schriftsteller entwickelt, und überdies als Administrator eine glänzende Rolle gespielt. E. war ein vielseitig gebildeter Gelehrter: er las nicht nur die Fächer seiner eigenen Professur, sondern hielt auch Vorträge über allgemeine Geschichte; denn der Lehrstuhl

für allgemeine Geschichte war seit 1812, dem Todesjahr Poschmann's, unbesetzt und erst 1828 wurde Kruse zum Professor der Geschichte ernannt. Auffallender Weise wurde 1820 der Lehrstuhl für Geschichte Rußlands aufgehoben, aber es wurde ein besonderer Lehrstuhl für die statistischen und geographischen Wissenschaften im allgemeinen gegründet und E. zum Professor dieser Fächer ernannt. Selbstverständlich blieben die Vorlesungen Ewers' dieselben. Im J. 1826 ließ sich E. auf den schon seit 1823 erledigten Lehrstuhl des positiven Staats- und Völkerrechts und der Politik überführen — er trat damit in die juristische Facultät. Sein Nachfolger wurde Blum. Wodurch E. zu diesem Schritt veranlaßt wurde, ist unbekannt. Allein nur kurze Zeit sollte E. in dieser neuen Stellung wirksam sein; bereits am 8. November 1830 ist er nach schwerem Leiden (Krebs innerer Organe) dahingeschieden.

E. war ein ungemein fleißiger, thätiger und vielseitig gebildeter Mann: sehr fleißig als Lehrer und Schriftsteller, aber auch in anderen Aemtern thätig: er war eine Zeitlang Censor der Tagesblätter Dorpats, auch Director aller Schulen in Dorpat und 13 Mal nach einander Rector der Universität. Das Rectorat in Dorpat war damals ein freies Wahlamt; 1818 wurde E. zum ersten Mal gewählt, und infolge seiner erfolgreichen Verwaltung 13 Mal nacheinander — das letzte Mal, als er bereits auf dem Sterbebette lag, um ihm eine letzte Anerkennung zu bezeigen! Die Thätigkeit Ewers' sowol auf wissenschaftlichem wie auf administrativem Gebiet blieb nicht unbelohnt. Im J. 1816 erhielt E. einen Ruf nach Berlin, den er in Berücksichtigung der damaligen vortrefflichen materiellen Lage in Dorpat ablehnte; er wurde von der russischen Regierung durch Rang, Orden und Geldbelohnungen ausgezeichnet. F. Busch, Professor der Theologie in Dorpat, gibt in der Abhandlung „Der Fürst Karl Lieven" eine glänzende Schilderung von E. Er lobt die Gediegenheit seines Wissens, die glänzende Begabung des Geistes, den seltenen und eigenthümlichen Charakter, und sagt dann: „Ein deutscher Gelehrter, aber nicht ‚bücherstaubig' und unpraktisch, sondern anstellig und von äußerster Gewandtheit im Leben wie im Amte, bei aller Anspruchslosigkeit doch durch eminente, auch gesellige Gaben die Gesellschaft und ihre Conversation leitend und beherrschend, wie die Debatte am rothen Tische, — schnellen Ueberblicks, raschen Entschlusses, ein Mann der That, ein geborener Administrator, ebenso umsichtig als vorsichtig, nie leidenschaftlich oder zur Aufwallung und zum Zorn zu reizen, weil stets besonnen, und daher im Kampf auch allezeit als Sieger das Feld behauptend, — der feinste und klügste Kopf, ein Meister der Sprache in Rede und Schrift und voll Empfindung des unvergleichlichen Werthes der hohen schönen Muttersprache, die sich in seinem Munde, und fast noch mehr in seiner Feder, gedrängt und kernig, nicht gerade sentenzenreich gestaltete, — ein treues, rechtschaffenes, aufrichtiges, deutsches Herz". —

Es kann hier auf die Wirksamkeit Ewers' in seiner Stellung als Rector nicht eingegangen werden; hervorgehoben mag nur werden, daß er zu dem damaligen Curator der Universität, dem Fürsten Karl Lieven, in innigem, freundschaftlichem Verhältniß stand.

E. war ein fleißiger Schriftsteller, doch sind seine Arbeiten, wie es scheint, in der wissenschaftlichen Welt des Westens nicht so bekannt geworden, als sie es verdienten. E. ließ es sich angelegen sein, das große ihm in Rußland zu Gebote stehende urkundliche Material zu verarbeiten und dadurch der deutschen wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen. Was ihn, der damals Hauslehrer in einem deutschen Hause war, zum Studium über russisches Recht

und russische Geschichte veranlaßt hat, wissen wir nicht; jedenfalls hat er mit Erfolg die russische Sprache sich zu eigen gemacht und russische Urkunden und Schriften verarbeitet. Die erste größere Abhandlung: „Der Ursprung des Russischen Staats" (Riga-Leipzig 1808, 271 S.) ist der auch heute noch vielfach in der russischen Welt erörterten Frage gewidmet, wer eigentlich die „Russen" waren, die den russischen Staat gründeten. E. behauptete nun — im Gegensatz zu Bayer, Thumann und Schlözer, daß die „Russen" (Waräger) nicht Schweden (Normannen) gewesen seien, sondern Chasaren, die am schwarzen Meere gesessen hatten. Das Ergebniß Ewers' fand damals Gegner und ist heute, insbesondere infolge der Studien Kunik's, als ein irriges zu bezeichnen. Ferner verfaßte E. kritische Vorarbeiten zur Geschichte Rußlands (erster und zweiter Band, Dorpat 1814); „Geschichte der Russen. Versuch eines Handbuchs" (I. Theil, Dorpat 1816); „Des Herzogthums Ehstland Ritter- und Landrecht" (6 Bücher. Mit erläuternden Urkunden, Dorpat 1821); „Das älteste Recht der Russen und seine geschichtliche Entwickelung" (Dorpat und Hamburg 1826). — Ferner veröffentlichte E. in den „Beiträgen zur Kenntniß Rußlands und seiner Geschichte" werthvolle historische Abhandlungen. Doch nicht allein auf diese rein wissenschaftlichen Arbeiten beschränkte sich Ewers' schriftstellerische Thätigkeit, er gab, als sein ehemaliger Zögling O. F. von Richter in Smyrna gestorben war, dessen Tagebücher heraus („Wallfahrten im Morgenland", Berlin 1825) und verfaßte ein „Erstes Schulbuch für die deutsche Jugend im Lehrbezirk der K. Universität Dorpat" (1824), ein Buch, das seiner Vortrefflichkeit wegen noch zwei Jahrzehnte unter dem Namen „Ewers' Schulbuch" in allen Schulen der russischen Ostseeprovinzen in Gebrauch war.

Ein genaues Verzeichniß aller Schriften Ewers' findet sich in Recke-Napiersky's Schriftstellerlexikon 1, 1827, S. 535—540. Man vergleiche auch den Neuen Nekrolog der Deutschen, VIII. Jahrgang 1830, II. Theil (Ilmenau 1832), S. 787—792, und ferner: Der Fürst Karl Lieven und die Universität Dorpat, von Dr. Busch. Dorpat 1846, S. 24 ff. — Rückblick auf die Wirksamkeit d. Universität Dorpat v. 1802—1865. Dorpat 1866.

L. Stieda.

Exner: Adolf E. war geboren am 5. Februar 1841 zu Prag, wo sein Vater Franz E., ein Anhänger der Herbart'schen Richtung, als Professor der Philosophie wirkte. Gleich seinem Vater, dem es vergönnt war, einen hervorragenden Antheil an der Unterrichtsreform zu nehmen, die Graf Leo Thun zum Heile der österreichischen Universitäten durchgeführt, suchte auch Adolf E. zeitlebens seine Kraft einzusetzen für das Blühen und Gedeihen der österreichischen Universitäten, für den innigen Zusammenhang und die Wechselwirkung mit den reichsdeutschen Schwesteranstalten.

Als Adolf E. im J. 1858 die Wiener Universität bezog, war sein verdienstvoller Vater schon nicht mehr unter den Lebenden; doch schon der Student Exner wurde in den Kreisen, „die das geistige Leben Wiens repräsentirten", freundlich aufgenommen und durfte sich näheren Verkehres mit Männern wie Josef Unger, Alois Brinz, Hermann Bonitz erfreuen. Nachdem er in den Jahren 1864 und 1865 die Universitäten Berlin und Heidelberg besucht hatte, habilitirte er sich 1866, durch seinen Lehrer Josef Unger angeregt, in Wien mit einem größeren Werke, das die Lehre vom Rechtserwerb durch Tradition nach österreichischem und gemeinem Recht behandelte. Kein geringerer als Unger hat dies Buch in anerkennendster Weise besprochen (Krit. Vierteljahrschr. X, 249 ff.) und gilt dasselbe noch heute als grundlegend auf diesem Gebiete. Schon 1868 wurde E. nach Zürich als ordentlicher Professor

des römischen Rechtes berufen. Getreu dem Goethe'schen „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß", war die Züricher Zeit für E., im Umgange mit Gottfried Keller, Gottfried Semper, Benndorf, Büdinger, Boretius, eine Zeit ernster, wissenschaftlicher Arbeit, verbunden mit „hohem, ästhetischem Lebensgenusse". In diese Zeit fällt von größeren litterarischen Arbeiten „Die Pfandrechtspränotation", „Das Publicitätsprincip" und die später erst erschienene, aber schon in Zürich verfaßte, „Kritik des Pfandrechtsbegriffes"; die beiden ersteren dem Gebiete des österreichischen, das letztere dem Gebiete des römischen Rechtes angehörig. Nachdem er eine Berufung nach Innsbruck 1871 abgelehnt hatte, nach Würzburg 1872 vorgeschlagen, nach Kiel wirklich berufen war, erhielt E. gleichzeitig den ehrenvollen Ruf als Ihering's Nachfolger nach Wien, den er annahm. Hier entfaltete er durch mehr als 20 Jahre, nebst einer fortgesetzten, fruchtbaren litterarischen Thätigkeit, jene glänzende Wirksamkeit als akademischer Lehrer, die ihn für Wien als das erscheinen läßt, was einstens Vangerow für Heidelberg gewesen. Denn E. verstand zu lehren! Durchdrungen von der richtigen Ueberzeugung, daß das römische Recht als geistige Gymnastik auch dort, wo seine Institute mit dem modernen Rechte in keinem Zusammenhang stehen, für uns immerdar der magnus doctor geblieben sei, war es ihm, wie selten einem Zweiten gegeben, seine Schüler durch Vorträge zu fesseln, die sich durch eine Fülle anregender Gedanken auszeichneten und ob der plastischen Anschaulichkeit der Darstellung wahre Kunstwerke genannt werden konnten. Kein Wunder daher, daß er in dem angehenden Jünger der Rechtswissenschaft Lust und Liebe zur Sache erweckte und der größte Hörsaal der alma mater Rudolfina kaum ausreichte die lauschende Menge seiner Zuhörer zu fassen. Und so legten denn seine Vorlesungen auch dafür Zeugniß ab, daß die Jurisprudenz — richtig behandelt — keineswegs als eine trockene Wissenschaft zu bezeichnen ist, wie ja doch überhaupt — nach Exner's eigenen Worten — diese Classificirung der Wissenschaften nach ihrem Feuchtigkeitsgehalte etwas eigenthümlich anmuthet. Von Exner's seit 1873 erschienenen Publicationen seien hier genannt: „Das österreichische Hypothekenrecht", sein Hauptwerk auf dem Gebiete des österreichischen Civilrechtes, „ein bleibendes und großartiges Monument von Exner's litterarischer Thätigkeit" (Mitteis S. 18); „Grundriß zu Vorlesungen über Geschichte und Institutionen des römischen Rechtes" (1882); „Der Begriff der höheren Gewalt (vis major) im römischen und heutigen Verkehrsrecht" (1883), eine berühmte und äußerst anregende Abhandlung, in welcher E. in geistvoller Weise die objectivistische Theorie modificirt, indem er als Fälle der vis major alle die Ereignisse bezeichnet, die außerhalb des Betriebskreises entsprungen, mit unwiderstehlicher äußerer Macht in denselben einwirken; „Erinnerung an Brinz" (1888) und „Ueber politische Bildung" (Rectoratsrede 1891). (Die größeren Publicationen in Zeitschriften finden sich in der am Schlusse dieses Aufsatzes befindlichen Aufzählung sämmtlicher Arbeiten — abgesehen von Recensionen — chronologisch eingereiht.)

So hat denn E. als Lehrer und als Gelehrter eine reiche Thätigkeit entfaltet und eine hochangesehene Stellung im Kreise der Collegen eingenommen, die seinen durchdringenden Verstand, seine Klugheit, sein maßvolles Wesen zu schätzen wußten. Durch das allgemeine Vertrauen zum Rector magnificus für das Studienjahr 1891/92 gewählt, hielt er beim Antritte dieses Amtes die oben genannte, vielumstrittene Rede über politische Bildung, in der er die Ebenbürtigkeit und Selbständigkeit der Geisteswissenschaften gegenüber einseitiger Befangenheit der Geister in naturwissenschaftlichen Denkformen trefflich vertrat.

Was Exner's äußere Lebensschicksale betrifft, so ist noch hervorzuheben, daß er im J. 1875 zum Unterricht weiland Sr. kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen Rudolf berufen, im J. 1881 zum Ersatzmann, 1894 zum ständigen Mitglied des Reichsgerichtes, 1892 nach Ablehnung eines Rufes als Nachfolger Windscheid's nach Leipzig, zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt wurde. Sowol im Reichsgerichte als auch im Herrenhause erwarb sich E. rasch Ansehen und Geltung und hat insbesondere in letzterem sich hervorragende Verdienste als Referent über die Gesetzesvorlage betreffend das Urheberrecht erworben. Hier offenbarten sich wieder einmal so recht, sowol in seinem Referate, wie in der Debatte, jene Eigenschaften seines Geistes vermöge welcher ihn Unger treffend als „die verkörperte reine Urtheilskraft" bezeichnen konnte und Mitteis ihm mit Recht „Beruf zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" zusprach. Sein Antrag „das Autorrecht zu einem höchstpersönlichen zu stempeln, das zwar in seinen einzelnen Befugnissen, niemals aber als Ganzes von der Person des Autors losgelöst werden kann" wurde denn auch im Plenum des Hauses von E. mit glänzenden Argumenten und dialektischer Schlagfertigkeit vertheidigt, angenommen.

Bei all diesen ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes war E. auch ein glücklicher Mensch; ein Lieblingskind der Natur verstand er das, sich so Wenigen offenbarende Geheimniß der Lebenskunst. Er hat gedankentiefe und anregende Werke verfaßt, die seinen Geist in längst vergangene Zeiten führten und sich doch den Sinn für die Gegenwart und ihre gewichtigen Fragen bewahrt; er saß viel über alten Folianten, mit den schwierigsten Problemen beschäftigt, und unterschätzte darüber doch nicht, wie dies Stubengelehrte thun, den natürlichen, realen Inhalt des Lebens. Körperliche Uebungen und Strapazen gewohnt, ist er ein trefflicher Reiter und geübter Jäger gewesen, vor allem aber ein Freund des Reisens; immer wieder zog es ihn, der England und Frankreich, Griechenland und Kleinasien, Macedonien und Albanien durchwandert hatte, nach Italien, dessen Schönheit seinen künstlerischen Sinn in immer neues Entzücken versetzte. Sein behagliches Heim im eigenen Hause, in dem insbesondere sein Arbeitszimmer, das er mit Vorliebe seine Pandektenstube nannte, von ihm selbst mit erlesenem Kunstgeschmack ausgestattet war, bildete einen Mittelpunkt in dem geistig anregenden geselligen Leben Wiens, dem Männer wie Benndorf, Billroth, Brahms, Hartel, Unger angehörten. In solchem Freundeskreise, an der Seite einer liebenswerthen Gattin, unter aufblühenden Kindern, hat E. ein glückliches Dasein geführt. Und wie sein Leben mit Recht als ein selten harmonisches bezeichnet werden darf, so kann auch von seinem Tode gesagt werden, daß er ein schöner gewesen; das Vergil'sche facilis descensus Averno, von ihm gilt es wahrhaftig. Von Schloß Matzen nächst Brixlegg im Unterinnthal, wo E. seine Sommerferien zuzubringen pflegte, ritt er eines Tages nach Kufstein, um an einer Jagd theilzunehmen; ahnungslos ritt er dem Tode entgegen. In Gesellschaft der Jagdgenossen verbrachte er noch fröhlich den Abend; doch als er am andern Morgen (10. September 1894) sich unwohl fühlend, heimkehren wollte, da verschied er plötzlich und schmerzlos.

Schriften von A. Exner: „Die Lehre vom Rechtserwerb durch Tradition nach österreichischem und gemeinem Rechte" (1867); „Das Institut der Pfandrechtspränotation in Oesterreich. Ein Beitrag zu dessen Kritik und Reform" (1868); „Die praktische Aufgabe der romanistischen Wissenschaft in Staaten mit codifizirtem Privatrecht" (1869); „Das Publicitätsprinzip. Studien zum österr. Hypothekenrecht" (1870); „Ein Aufsatz über die Reform des Hypothekenrechtes in Oesterreich" (in Behrend's Zeitschr. f. die Gesetzgebung des

deutschen Reiches, 1873); „Kritik des Pfandrechtsbegriffes nach römischem Recht" (1873); „Fakultative Legalisirung der Tabularurkunden" (Beilage zu Nr. 13 d. Zeitschr. f. Notariat, 1873); „Das österreichische Hypothekenrecht" (I. Bd. 1876; II. Bd. 1881); „Die Simultanhypotheken des heutigen österr. Rechtes" (im 5. Bd. der Grünhut'schen Zeitschr. 1877); „Zur Stelle über die manus injectio in der Lex Coloniae Juliae Genetivae" (in der Zeitschr. f. Rechtsgesch., 13. Bd., 1878); Juristentagsgutachten über das constitutum possessorium" (im I. Bd. der Verhandlungen d. 15. dtschn. Juristentages 1880); „Grundriß zu Vorlesungen über Geschichte und Institutionen des römischen Rechts" (1882; 3. Aufl. 1891); „Der Begriff der höheren Gewalt (vis major) im römischen und heutigen Verkehrsrecht" (Grünhut's Zeitschr. X. Bd. 1883); „Zur Nordbahnfrage, ein Gutachten" (Grünhut's Zeitschr. XIV. 1886); „Die imaginäre Gewalt im altrömischen Besitzstörungsverfahren" (Zeitschr. d. Savignystiftung, Roman. Abth. Bd. 8, 1887); „Erinnerung an Brinz" (1888); „Ueber politische Bildung" (Rectoratsrede 1891; 3. Aufl. 1892); „Die Quittung; ein Fragment" (nach Exner's Tode im 22. Bd. d. Grünhut'schen Zeitschr. erschienen).

Unger, Adolf Exner. Wien 1894. — Mitteis, Erinnerung an Adolf Exner, Vortrag in der Vollversammlung der Wiener juristischen Gesellsch., 1. December 1894 (dem hier gefolgt wird). — Jellinek, Adolf Exner; in Biogr. Blätter hsg. von A. Bettelheim I. Bd., 1895, S. 222—227. — Bernndorf, Adolf Exner. Worte zu seinem Gedächtniß bei Aufstellung seiner Büste in den Arkaden der Universität Wien am 21. Juni 1896 gesprochen.

J. Pfaff.

Eybel: Adolf M. E., Maler, geboren in Berlin am 24. Februar 1808, † daselbst am 12. October 1882, hat bei Lebzeiten insbesondere durch seine Thätigkeit als Lehrer und Senator der kgl. Akdemie der Künste eine größere Rolle gespielt, als seine Stellung in der Geschichte der Berliner Malerei erkennen läßt. Die ersten bleibenden Eindrücke empfing er durch K. W. Kolbe, dessen Schüler er auf der Berliner Akademie war. Die eigenartige Mischung von Romantik und historischer Treue, von effectvoller, an Bühnenwirkung gemahnender Absichtlichkeit mit einer gewissen Naivetät, welche die damalige Berliner Geschichts- und Genremalerei gerade in Kolbe's Werken kennzeichnet, bestimmte auch Eybel's Richtung. Ihr entsprach sein erstes Bild: „Fischergruppe" (1828), und wol auch noch sein zehn Jahre später gemaltes Genrestück „Die Winzerin", das ihn zuerst in Berlin bekannter machte. Inzwischen aber hatte auch er, wie die meisten Berliner Maler seiner Zeit, den entscheidenden Einfluß in Paris empfangen. Dort arbeitete er von 1834 bis 1839 bei Delaroche, und diese Thätigkeit entfaltete den besten Theil seiner Begabung. Zeuge dafür ist das einzige Werk, das seinen Namen lebendig erhalten wird: sein 1846 vollendetes Gemälde: „Der große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin" (Original im Königlichen Schloß in Berlin; jetzt im Depot; bekannt durch den guten Stich von P. S. Habermann. Der Stoff war sehr glücklich: ein Schlachtenbild, aber nur als Folie für ein Heldenporträt, dazu der hochdramatische und zugleich psychologisch packende Moment, den der Opfertod Froben's bringt. Schon Eybel's Lehrer Kolbe hatte mit diesem Thema 1796 seinen ersten Erfolg erzielt. Aber man darf annehmen, daß er das Werk seines Schülers nicht annähernd erreichte. Denn E. hat hier in der That ein Bild geschaffen, das der großen französischen Historienmalerei jener Zeit ebenbürtig ist. Die Hauptfigur, der Große Kurfürst selbst, wächst unter der Gewalt des Augenblickes mächtig empor, wobei Schlüter's Reiterbild nicht ohne Einfluß blieb.

In ähnlichem Charakter, jedoch minder eindrucksvoll waren zwei größere Darstellungen für das Schloß zu Putbus auf Rügen (das beste: „Erstürmung von Arkona durch König Waldemar von Dänemark", entw. 1848). Der romantische Zug spiegelt sich in den nach Walter Scott gemalten Bildern: beispielsweise in der „Abendandacht" nach „Woodstock" (1844) und besonders in: „Richard Löwenherz mit seinem Hof den Liedern Blondel's lauschend" (1850) nach „Talisman". Im nächsten Jahre begann E. die Reihe statuarisch aber schon ohne rechte Kraft und Lebendigkeit aufgefaßter Reformatoren-Bildnisse für Stüler's Capelle des königl. Schlosses in Berlin (Stereochromie). Demselben Kreis gehört das Fresco in der Altarnische der Kirche zu Sacrow an: correct und einwandsfrei, innerer Größe jedoch bar. Am besten gab sich E. in seinen Porträts und in den Thierstücken (beide in Reiterbildnissen oft glücklich verbunden). — Als Leiter der Thierclasse war E. 1849 an die Berliner Akademie berufen worden, wo er 1850 Professor, 1854 Senator wurde, um amtlich eine sehr ausgebreitete Wirksamkeit zu entfalten, die aber seiner eigenen künstlerischen Production Einbuße that.

Vgl. XVI. Sonder-Ausstellung der königl. Berliner National-Gallerie. Berlin 1883. Nekrolog S. 25 f. — F. v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhdts. I (Dresden 1891), S. 282 ff., wo ausführliche Aufzählung der Bilder und ihrer Reproductionen.

Alfred G. Meyer.

Eye: Johann Ludolf August von E. entstammte einem alten niedersächsischen Adelsgeschlechte, das schon 1286 urkundlich aufgeführt wird, und das sich im 30jährigen Kriege nach Zerstörung des kleinen Herrensitzes hinter die Mauern der damals befestigten Stadt Fürstenau bei Osnabrück rettete. Hier nahmen dann die Glieder des Geschlechts in fast ununterbrochener Reihe Sitz und Stimme im Magistrat der Stadt ein, und hier wurde auch August v. E. am 24. Mai 1825 als der älteste Sohn des Notars und Stadtsecretärs Ludwig v. E. geboren. In der stillen Weltabgeschiedenheit dieses Ortes wuchs der Knabe heran; für alle Eindrücke von außen leicht empfänglich, erstarkte bald in seinem schwächlichen Körper, der den Eltern manche Sorge machte, eine Seele, die entschlossen war, die lichte Schönheit des Daseins, sei es auch nach hartem Kampfe, aufzusuchen. Durch gründlichen Unterricht wohl vorbereitet, ging E. zu Ostern 1839 auf das Rathsgymnasium in Osnabrück, das er nach sechs Jahren absolvirte. Private Beschäftigung mit den Werken eines Shakespeare und Michel Angelo erfüllte ihn schon auf dem Gymnasium mit hoher Begeisterung, und der Gedanke, auf welchem Gebiete er selbst einmal den Ruhmeskranz empfangen werde, ob als Dichter oder Maler, beschäftigte ihn schon damals und noch viele Jahre hindurch. Einstweilen behielt die Malerei die Oberhand. Ein Düsseldorfer Maler und späterer Freund weihte ihn in die Geheimnisse der Technik ein, und er hatte keine Furcht, die neu gewonnene Fertigkeit gleich auf wandgroßen Cartons in Anwendung zu bringen. Im Herbst 1845 bezog E. die Universität Göttingen, um dort nach der Bestimmung seiner Eltern die Rechte zu studiren; aber angewidert von diesem Studium ging er kurz entschlossen nach Dresden, um sich als Schüler bei dem Maler Bendemann zu melden, dessen Kunst ihn am meisten anzog. Die Abweisung, die er hier erfuhr, mochte ihm wol den Gedanken nahe legen, daß er in der Malerei nicht das Höchste erreichen werde, und so kehrte er nach Göttingen zurück, wo er nunmehr das Studium der Philosophie und Philologie betrieb. Nachdem er dann seit 1847 in Berlin unter Böckh, Gerhard u. A. sich besonders mit Geschichte und Archäologie beschäftigt hatte, erwarb er sich 1848 in Göttingen die Würde eines Dr. phil. und bekleidete

dann als Hofmeister verschiedene Stellen. In dieser Zeit wurde auch sein erstes Trauerspiel „Torquato Tasso" (1849) gedruckt. In Vösendorf bei Wien entstand sein später anonym herausgegebenes Buch „Die Botschaft der Vernunft", das die Kritiker dem berühmten Philosophen Kuno Fischer zuschrieben, und in dem er aphoristisch seine schon damals sicher gewonnene philosophische Weltanschauung niederlegte. Danach privatisirte E. in Düsseldorf, wo er es noch einmal mit der Malerei versuchte und sich ungehindert dem Kunstgenuß hingab, bis ihn im Winter 1853 der Frhr. v. Aufseß an das von diesem neu begründete Germanische Museum in Nürnberg als Vorstand der Kunst- und Alterthumssammlungen berief. Damit war seinem Schaffen, soweit äußere Einflüsse bestimmend auf einen selbständigen Geist wirken können, der Weg vorgezeichnet; denn für seinen lebhaften Geist gewannen bald die Schätze des Museums eine hohe Bedeutung. In der Erkenntniß, daß die mittelalterliche Cultur auf germanischem Boden einen noch viel tieferen Gehalt in die Erscheinung geführt hatte, wie die in der Formenschöne unübertreffliche griechische Antike, sah er in dem vorhandenen Material ein vortreffliches Mittel zur Weiterentwicklung unsers nationalen Lebens, und ungesäumt ging er an die Herausgabe mehrerer Werke, welche die deutsche Culturgeschichte unter allgemeinen Gesichtspunkten und in ihren tieferen Beziehungen zur Litteratur zur Darstellung brachten, wie „Kunst und Leben der Vorzeit vom Beginne des Mittelalters bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts" (1854, 3. Aufl. III, 1868), das er mit seinem Collegen Jakob Falke schrieb, „Deutschland vor 300 Jahren in Leben und Kunst aus seinen eigenen Bildern dargestellt" (1857), „Galerie der Meisterwerke altdeutscher Holzschneidekunst" (1857—61) und „Leben und Wirken Albrecht Dürers (1860, 2. Aufl. 1869).

Inzwischen hatte E. mit Ludmilla, der Tochter des Hofraths Wasser den Bund fürs Leben geschlossen, den indessen schon im zweiten Jahr der Ehe der unerbittliche Tod wieder löste. Doch fand er 1860 in Emilie Grau aus Meiningen einen Ersatz für den Verlust, und in einer angenehmen Häuslichkeit gewann sein rastloser, von Idealen erfüllter Geist die Ruhe zurück, seine Natur mit den Anforderungen des Alltagslebens wie mit dem Höchsten in Einklang zu bringen. Mehrere Reisen nach Italien, wo er die Schönheit der dortigen Kunstwerke und der üppigen Natur mit feinem Kennerauge studirte, gewährten ihm die nöthige Erholung und gaben ihm gleichzeitig Anregung zu neuem Schaffen. Im J. 1862 erschien sein litterarhistorischer Roman „Eine Menschenseele. Ein Spiegelbild aus dem 18. Jahrhundert", worin er, an den unglücklichen schlesischen Dichter Johann Christian Günther anknüpfend, manche eigenen trüben Erinnerungen aus seiner Jugend in schonender Form darstellt. 1870 folgte sein Buch „Wesen und Werth des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesammtbewußtseins der Menschheit" (2. Aufl. 1886), worin er zeigt, daß der Mensch sich aus der Gebundenheit des bloßen Naturzustandes durch sittliche Thaten zur selbstbewußten Persönlichkeit entwickelt, d. h. zu einem Wesen, das nicht bloß ist, sondern auch weiß, daß es ist, und daß es ein Recht hat zu sein, weil es das, was es ist, durch sich selbst geworden ist. Bei Gelegenheit einer amtlichen Reise nach Berlin im J. 1874 hatte er nicht nur die Ehre, vom Fürsten Bismarck als Gast geladen, sondern auch dem brasilianischen Gesandten Baron Jauru vorgestellt zu werden, und dieser machte E. das Anerbieten, eine Professur in Rio de Janeiro zu übernehmen. E., der schon seit längerer Zeit die Geschichte der in den Südprovinzen Brasiliens frisch und kräftig aufblühenden deutschen Colonien mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, begab sich auch, um die

dortigen Verhältnisse aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen, nach Brasilien, lehnte indessen das Anerbieten hauptsächlich deshalb ab, weil er in einer ihm fremden Sprache hätte lehren müssen. Heimgekehrt, folgte er 1876 einem Rufe der sächsischen Regierung als Custos und Bibliothekar an die Kunstgewerbeschule in Dresden. Hier nahm er regen Antheil an den Bestrebungen des sächsischen Alterthumsvereins und trat in gerechter Würdigung der Bedürfnisse der deutschen Industrie als der ersten einer für den Musterschutz ein, während seiner Berufsarbeit der „Atlas der Kunstgeschichte" (1875), sein Werk „Das Reich des Schönen" (1878) und die Bearbeitung des Prachtwerkes „Kunstsammlung von Eugen Felix" (1880) zu verdanken sind.

Infolge anhaltender geistiger Ueberanstrengung mußte E. endlich seine Stellung in Dresden aufgeben, und nach kurzem Verweilen in Berlin entschloß er sich 1881, zum zweiten Male, jetzt aber mit seiner Familie, das Palmenland Brasilien aufzusuchen. Viel Leid wartete seiner hier: in der Colonie Doña Franziska in Südbrasilien, wo er zuerst Wohnsitz nahm, starb ihm seine Gattin; ein betrügerischer Landsmann, dem er ein ungerechtfertigtes Vertrauen geschenkt, brachte ihn um sein ganzes Vermögen, und in den nun folgenden unruhigen Wanderjahren mußte er durch rastlose Thätigkeit sich und seinem jüngsten Sohne den Unterhalt erwerben. Gleichwol trieb ihn die Sonnensehnsucht nach zweimaligem Verweilen in Europa, wo er die Herstellung des Holzschuher'schen Bildes von Albrecht Dürer in Farbendruck betrieb, wieder in das Palmenland zurück, bis er 1888 dauernd in die alte Heimath zurückkehrte. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Berlin-Charlottenburg siedelte er 1889 nach Nordhausen über, wo ihm das Amt eines Sprechers der freien Gemeinde übertragen wurde. Nur in dieser Gemeinde, die abseits steht von den übrigen, meist socialdemokratisch angehauchten freireligiösen Gemeinden, konnte ein Geistesaristokrat wie E. Gelegenheit nehmen, seine im Leben gesammelten Erfahrungen einem größeren Kreise gleichgesinnter Menschen vorzutragen. In der schönen Umgebung von Nordhausen fand sein Gemüth auch die Ruhe und das Gleichgewicht wieder, und zahlreiche Aufsätze religiös-philosophischen Inhalts, mehrere noch ungedruckte Dramen, sein Buch „Die neue Weltanschauung" (1891) und die zu den verschiedensten Zeiten und auf den verschiedensten Erdstrichen gedichteten Sonette „Des Räthsels Lösung" (1891) gelangten in Nordhausen zur Vollendung. Von seinen früheren dramatischen Arbeiten sind hier noch zu erwähnen „Die Braut von Cypern" (Lustspiel, 1876), „Beatrice Cenci" (Trauerspiel, 1881), „Johanna Gray" (Trauerspiel, 1881), „Der Regierungsantritt des Großen Kurfürsten" und „Dornröschen" (beide in Brasilien gedruckt). Was Eye's sämmtliche Dramen auszeichnet, sind der schöne Gedankengehalt, der auch in schöner Sprache zum Ausdruck kommt, und die hoheitsvollen Frauengestalten, denen er immer seine besten Worte der Weisheit in den Mund legt. Er starb in Nordhausen nach kurzem Krankenlager am 10. Januar 1896 an einer Lungenentzündung.

Nach Mittheilungen aus der Familie.

Franz Brümmer.

Eytelwein: Johann Albert E., Ingenieur, geboren am 21. December 1764 in Frankfurt a. M., † am 18. August 1848 in Berlin, erhielt bereits im Alter von 15 Jahren (über sein Jugendleben vorher ist nichts bekannt) bei der Artillerie unter General v. Tempelhof, trotz des großen Andranges zu dieser berühmten Kriegsschule, Aufnahme, um sich der Kriegskunst zuzuwenden. Die ungünstigen Aussichten für ein Fortkommen auf diesem Gebiete veranlaßten E., nebenbei autodidactisch das Studium des Baufaches mit solchem

Erfolge zu betreiben, daß er 1786 die Prüfung als Feldmesser glänzend bestand und 1790 nach ebenfalls vorzüglich abgelegter Prüfung als preußischer Staatsbeamter von der kgl. Oberbaudeputation sofort die Stellung als Deichinspector des Oderbruches zu Küstrin erhielt. In dieser Stellung verfaßte er 1793 die Epoche machende Schrift „Sammlung von Aufgaben aus der angewandten Mathematik für Feldmesser, Ingenieure und Baumeister", welche besonders Zeugniß ablegt von seiner Erkenntniß der Nothwendigkeit besserer Ausbildung für das Baufach und die Richtung bezeichnet, in welcher E. nunmehr auf diesem Gebiete bahnbrechend vorging. Zunächst hatte diese Schrift in solchem Maaße die Aufmerksamkeit auf E. gelenkt, daß er 1794 als Geh. Oberbaurath nach Berlin in das Oberbaudepartement berufen wurde, um in mitleitender Stellung seine außergewöhnlichen Kenntnisse sowol aus der Praxis als aus der Theorie zu verwerthen. In kurzen Zwischenräumen erschienen nun von E. selbständige Werke und Artikel in Zeitschriften, besonders in dem von ihm mitbegründeten „Journal für Baukunst", über die verschiedenartigsten Gegenstände der reinen und angewandten Mathematik, der Ingenieurwissenschaften und des Maschinenbaues, die derart erschöpfend sind, daß sie maßgebend blieben. Genannt seien nur die Werke: „Grundlehren der Hydraulik" (1796), „Vergleichung der in den Preußischen Staaten eingeführten Maaße und Gewichte" (1798), „Anweisung zum Zeichnen" (1799), „Anweisung zur Construction von Faschinenwerken" (1799).

Als dann eine Cabinetsordre vom 15. December 1798 Vorschläge für die Beschaffung einer entsprechenden Unterrichtsstätte für die Staatsbaubeamten von dem Minister v. Schrötter einforderte und zur Prüfung dieser Angelegenheit eine Commission eingesetzt wurde, berief der Minister E. in diese Commission und nach Errichtung der auf Grund der Commissionsvorschläge genehmigten Bauakademie in Berlin in den Lehrkörper dieser wichtigen Schule zur Abhaltung von Vorträgen über Strom- und Deichbau, Mechanik, Maschinenlehre und Hydromechanik. Diesem Lehrkörper gehörte er über 30 Jahre, darunter sieben Jahre als Director, an. 1801 erschien sein berühmtes Werk „Handbuch der Mechanik fester Körper und Hydraulik", welches als das bedeutendste auf diesem Gebiete damaliger Zeit bezeichnet werden muß, weil in demselben zum ersten Male praktische Ergebnisse in wissenschaftlicher Form zum Vortrage gelangen. Das Buch erschien seines hohen Werthes wegen noch 1842 in dritter Auflage. Wegen seiner großen Verdienste auf diesem Wissenschaftsgebiete ernannte ihn 1803 die Akademie der Wissenschaften in Berlin zum Mitglied und das Curatorium der 1809 gegründeten Berliner Universität zum Professor mit dem Auftrage Vorlesungen über höhere Analysis und Mechanik (1810—1815) zu halten, welche uns zum Theil in den 1824 herausgegebenen „Grundlehren der höheren Analysis" erhalten geblieben sind. Seit 1809 Director der königl. Oberbaudeputation an der Spitze der staatlichen Bauausführungen und 1810 vortragender Ministerialrath gewann er einen außerordentlich segensreichen und nachhaltigen Einfluß auf das ganze preußische Bauwesen sowol inbezug auf die Praxis als auf die Hebung der Unterrichtsmaßnahmen; er steht als Mitbegründer der jetzigen so hoch entwickelten technischen Hochschule in erster Linie. Seine Arbeiten waren bahnbrechend, weil sie sich durch Gründlichkeit und Durchsichtigkeit auszeichneten. Selbst nachdem er 1830 als Oberlandesbaudirector in den Ruhestand getreten war, veröffentlichte er noch im 75. Lebensjahre eine „Anweisung zur Lösung höherer numerischer Gleichungen", die lange Zeit von den Studirenden mit großem Erfolg benutzt wurde.

E. v. Hoyer.

Eyth: Eduard E., Dichter und Ueberſetzer, am 2. Juli 1809 zu Heilbronn in Württemberg als Sohn eines Gymnaſialprofeſſors geboren, erhielt ſeine philologiſch-theologiſche Ausbildung nach den Landesbräuchen von 1823 bis 1827 im niederen Seminar zu Maulbronn und von 1827 bis 1831 im höheren Seminar zu Tübingen, dem weltbekannten „Stift". Den Schwerpunkt ſeiner Studien verlegte er von Anfang an auf die claſſiſche Philologie. Daneben beſuchte er eifrig Uhland's litterarhiſtoriſche Vorleſungen; dieſem Altmeiſter der ſchwäbiſchen Poeſie und Juſtinus Kerner, mit dem er zeitlebens in freundſchaftlichem Verkehr ſtand, verdankte er hauptſächlich die Anregung zu eigenem poetiſchen Schaffen. Trotz einem hemmenden Augenleiden beſtand er 1831 ſein Examen mit Ehren und erwarb im ſelben Jahre den philoſophiſchen Doctorgrad. Zuerſt wurde er kurze Zeit Pfarrvicar in ſeiner Vaterſtadt Heilbronn, wirkte dann da und dort als Hülfslehrer und machte 1833 die übliche Bildungsreiſe nach dem deutſchen Norden. 1835 erhielt er ſeine erſte feſte Bedienſtung als Oberpräceptor an der Lateinſchule in Kirchheim unter Teck. Er traf dort noch mit dem Diakonus Albert Knapp zuſammen und befreundete ſich mit dieſem; es war der dritte ſchwäbiſche Dichter, der auf E. einwirkte, und zwar im poſitiv chriſtlichen Sinne. Gleich nach ſeiner definitiven Anſtellung gründete er ſich einen häuslichen Herd. Auch ſeine Gattin Julie, geb. Capoll, that ſich als Dichterin hervor: ſie ließ 1845 und in den folgenden Jahrgängen der Knapp'ſchen „Chriſtoterpe" ihre „Bilder ohne Rahmen" anonym erſcheinen, die 1852 in Buchform herausgegeben und bald ins Schwediſche und Holländiſche überſetzt wurden. Eyth's Ehe mit Julie Capoll iſt u. a. Max Eyth entſproſſen, der ſich als Ingenieur und Schriftſteller einen Namen gemacht hat.

1841 erhielt E. eine Profeſſur am Seminar Schönthal. Hier bildeten griechiſche Sprache, lateiniſche Dichter und Geſchichte ſeine hauptſächlichen Unterrichtsfächer. 1865 rückte er zum Ephorus vor, 1868 vertauſchte er das Schönthaler Ephorat mit der Leitung des Seminars Blaubeuren, 1877 trat er in den Ruheſtand. Er wählte ſich Neu-Ulm zum Aufenthalt, wo er am 28. April 1884 verſchied.

E. war ein vielſeitig begabter Menſch: nicht bloß ein tüchtiger Philologe und gewandter Dichter, ſondern auch muſikverſtändig und virtuos im Clavierſpiel. Als Schriftſteller debütirte er mit einer eigenthümlichen Leiſtung: einem meiſt nach Anakreontiſchen Muſtern verfertigten Bändchen griechiſcher Gedichte, „Hilarolypos" betitelt (Stuttgart 1831, 2., vermehrte Auflage 1840). Seine zweite, Uhland gewidmete Arbeit war eine Uebertragung der Odyſſee in gereimten fünffüßigen Jamben: „Die Sage von Odyſſeus nach Homer. In Reimen bearbeitet", 3 Bändchen (1834/35). Dann ließ er mehrere Schulbücher und methodologiſche Schriften folgen, theilweiſe unter Verwendung der Mnemotechnik, worin er ſelbſt eine verblüffende Fertigkeit beſaß. Seine „Mnemoniſchen Geſchichtstafeln" erlebten drei Auflagen. Auch einige Schulprogramme lieferte er. Endlich darf noch ein „Ueberblick der Weltgeſchichte vom chriſtlichen Standpunkt" (Heidelberg 1853, 2. Aufl. 1872) dieſer Gruppe zugezählt werden.

Eine beſonders emſige Thätigkeit entfaltete E. als form- und ſprachgewandter, zuverläſſiger und ſorgſamer Ueberſetzer griechiſcher Poeten und Proſaiker. Die acht erſten Geſänge der Ilias gab er unter dem Titel „Die uralte Gegenwart oder Homers Ilias im Versmaß der Urſchrift nach neuen Grundſätzen der Proſodie" (Stuttgart 1851) heraus; die Fortſetzung unterblieb. „Sophokles' drei ſchönſte Tragödien" (die beiden Oedipus und Antigone) reihten ſich (Heidelberg 1854) an. Während er ſich in dieſen metriſchen

Ueberſetzungen peinlich an die ſtrengſten Grundſätze der antiken Proſodie hielt, ließ er in ſeiner Verdeutſchung des Heſiod größere Freiheit walten. Dieſe ſowie Plutarch's Biographien in 30 Bändchen und einige Werke Plato's bearbeitete er für die von der Hoffmann'ſchen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart veranſtaltete Claſſikerbibliothek. Eine ſeiner ſpäteſten Arbeiten war die Ueberſetzung von Sophokles' „Ajas" (Programm, Blaubeuren 1877).

Mit zwei Werken hat ſich E. ein beſcheidenes Plätzchen in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt geſichert. Die (Baſel) 1838 erſchienenen „Harfenklänge aus dem alten Bunde", eine epiſche Dichtung „Davids Jugend", Pſalmen und Sprüche umfaſſend, ſind gewandte, gemeinverſtändlich gehaltene Nachbildungen altteſtamentariſcher Poeſie, die der Dichter in moderne Formen gegoſſen hat, ohne ihrem Geiſte Gewalt anzuthun; nur ſind die Umdichtungen zu wortreich, um an kraftvoller Wirkung ihre Vorlagen zu erreichen. E., auch Mitarbeiter des Morgenblatts für gebildete Stände, der Chriſtoterpe, der Freya u. ſ. w., ſammelte 1843 zum erſten Male ſeine eigenen „Gedichte"; in 2., vermehrter Ausgabe erſchienen ſie 1851, in 3. 1856 unter dem Titel „Bilder in Rahmen". Die chriſtliche Ethik bildet den Kern ſeiner Poeſie auch da, wo nicht eigentlich religiöſe Stoffe behandelt ſind. Die ausgetretenen Pfade der geiſtlichen Rhetorik zu wandeln, verſchmäht er, mit Entſchiedenheit nach eigenen Wegen ſuchend. Treue der Ueberzeugung, hoher ſittlicher Ernſt durchzieht ſeine von reichem Ideengehalt erfüllten Dichtungen. Er weiß auch dem, was ſeine Seele bewegt, mannichfaltigen und paſſenden Ausdruck zu verleihen. Aber heitere Anmuth und Leichtigkeit kennt ſeine allzu ſtrenge und etwas ſpröde Muſe nicht.

Schwäbiſche Kronik 1884, Nr. 102, S. 697. — K. Kraut im Biographiſchen Jahrbuch f. Alterthumskunde, 7. Jahrg. (1884), S. 107 f. — Franz Brümmer, Lexikon d. deutſchen Dichter u. Proſaiſten des 19. Jahrh. (5. Ausg.) I, 339 f. — Rudolf Krauß, Schwäb. Litteraturgeſchichte II, 237 f.

Rudolf Krauß.

Ebert*): Karl Egon Ritter von E., deutſch-böhmiſcher Dichter; geboren am 5. Juni 1801 in Prag, † am 24. October 1882 ebendaſelbſt. Ebert's Vater war Hofrath des fürſtlich Fürſtenbergiſchen Hauſes, deſſen Beſitzungen in Böhmen und in Baden am Anfang des 19. Jahrhunderts in einer Hand vereinigt waren. Der regierende Fürſt war Ebert's Pathe und dieſer erhielt die im Hauſe Fürſtenberg erblichen Vornamen Karl Egon. Die Studienzeit verging in Wien und Prag und 1824 erſchien die erſte Sammlung von Ebert's Gedichten. Sie war dem Fürſten Fürſtenberg gewidmet und der fürſtliche Gönner ernannte den Dichter zum fürſtlichen Bibliothekar und Archivar. Auf der Fürſtenbergiſchen Herrſchaft Donaueſchingen lebte E. in dieſer Eigenſchaft von 1825 bis 1833; dazwiſchen erlaubte ihm die Großmuth des fürſtlichen Hauſes, Reiſen nach der Schweiz und nach Schwaben zu unternehmen, die mannichfaltige erhabene Natureindrücke und zahlreiche Bekanntſchaften und Freundſchaftsbündniſſe zur Folge hatten. 1833 wurde E. von

*) Zu oben S. 241.

seinem Fürsten nach Prag zurückberufen und bei der Administration der fürstlichen Domänen angestellt, 1848 wurde er zum Hofrath, 1854 zum Administrator der fürstlichen Güter in Böhmen ernannt. Kurz nach dem Tode des Fürsten — 1858 — legte E. das letztgenannte Amt nieder und lebte von da an ohne eigentlichen Beruf in stiller Beschaulichkeit in seiner Vaterstadt, wo er 1882 starb.

Ebert's poetische Begabung war nicht übermächtig und wir suchen in seinen Dichtungen vergeblich Stürmisches und Hinreißendes — aber machtvoll ergreifen uns seine innige Gemüthstiefe, sein liebevolles Sichversenken in die zartesten Regungen des menschlichen Herzens, in die verborgensten Schönheiten der Natur. Dieses zarte und tiefe Fühlen, das den Untergrund von Anastasius Grün's Poesie bildet und das, zu düsterer Schwermuth gesteigert, Lenau's schönste Lieder erfüllt, läßt uns E. so recht als den Genossen jener Großen, als einen specifisch österreichischen Dichter erscheinen. E. ist in einer großen Zeit zum Dichter geworden. Siegreich herrschte in der Litteratur die Romantik, die in Berlin und in Dresden ihre gesellschaftlichen Mittelpunkte hatte; die schwäbischen Dichter mußten den jungen österreichischen Poeten ganz besonders anziehen — und noch immer ragte die colossale Gestalt Goethe's aus einer anderen Zeit herein in die Gegenwart. Die Romantiker hatten die allzulang vergessen gewesenen Sagenschätze der deutschen Vorzeit gehoben und sie funkelnd und leuchtend vor der Mitwelt ausgebreitet. — Wohl mußte es da einen jungen Dichter wie E. locken, die reiche Sagenwelt seiner böhmischen Heimath poetisch zu gestalten, sie im Epos und im Drama zu verherrlichen. Die böhmische Heldensage und Geschichte erschien ihm — so wie später Alfred Meißner und Moritz Hartmann — als eine reiche Fülle poetischer Stoffe, zu deren Bearbeitung ihn die Liebe doppelt lockte, mit der er an seinem an Naturschönheiten so unermeßlich reichen Vaterlande Böhmen hing. Von einem nationalen Haß war damals keine Rede; — die Czechen sahen es gern, daß ihre Mythologie von den Deutschen, denen sie ihre Bildung verdankten, poetisch verherrlicht wurde — betrachtete man doch allgemein Böhmen als ein deutsches Land.

E. hat sich in dreifacher Weise poetisch bethätigt: als Dramatiker, als Epiker und als Lyriker. Selbst wer ihn hochschätzt, muß zugestehen, daß die dramatische Poesie entschieden seine schwächste Seite gewesen ist. Gerade auf diesem Gebiet aber hat E. bereits in seiner frühesten Jugend mit einer geradezu unglaublichen Fruchtbarkeit geschaffen. Soll er doch schon als Jüngling eine ganze Unzahl ungedruckt gebliebener Dramen geschrieben haben. Später behandelte er meist böhmisch-nationale Stoffe im Drama; hierher gehören etwa das 1829 mit ziemlichem Beifall in Wien und Prag aufgeführte dramatische Gedicht „Bretislaw und Jutta", ferner „Czestmir", „Udalrich und Bozena" u. a. m. Allen diesen Dramen ist eine Neignng zur Reflexion eigen, die ihren Werth als Drama entschieden herabmindert. — Weitaus anders steht es mit dem Epiker E. Sein Erstlingswerk auf diesem Gebiet, das 1829 erschienene Heldengedicht „Wlasta", besitzt — trotz seiner oft getadelten Breite — alle Vorzüge eines epischen Gedichtes. Eine wahre Perle aber hat E. in der 1833 erschienenen idyllischen Erzählung „Das Kloster" geschaffen. Er hatte damals eben seine Schweizer Reise vollendet und war erfüllt von den mächtigen Eindrücken, welche die Natur des Hochgebirges auf ihn gemacht hatte. Da führt er uns denn die weltabgeschiedene Stille eines Klosters vor, in das ein aus der Fremde zurückkehrender Reisender Einlaß fordert — der Sohn eines alten Müllers, der im feurigen Freiheitsdrange der Jugend einst die Heimath verlassen hatte und in die Fremde hinaus-

gezogen war. Die halbe Welt hat er durchwandert: über die Eisgebirge der Schweiz ist er geklettert, durch die glühende Wüste ist er gezogen; hundert Mal hat er mit dem Tod gerungen — in der Schlacht, in der Gewalt orientalischer Sklavenhändler, im Kampf mit den entfesselten Elementen. Endlich ist sein Herz ruhig geworden — und stark und stärker regte sich in ihm die Sehnsucht nach der einst verschmähten Heimath, nach den inzwischen alt und weiß gewordenen Eltern, nach der verlassenen treuen Braut. Reuig kehrt er heim — da ist die Mühle verkauft, die Mutter verschollen; der Vater liegt auf dem Kirchhof unter wuchernden Blüthen. Im Kloster findet der Verzweifelte freundliche Aufnahme und warmen Trost; er nimmt theil an einem prächtigen kirchlichen Fest und findet in dem Getriebe seine Braut, die seiner treulich geharrt, und sein Mütterlein. — Diese einfache Handlung ist mit herzergreifender Wärme und in herrlicher Sprache erzählt. Die abenteuerliche Erzählung steht in grellem Gegensatz zu der heiligen Ruhe des Klosterlebens; prachtvoll wird das kirchliche Fest geschildert und die Schönheiten der Natur treten uns ganz entzückend vor die Augen. Der Abglanz Goethe'schen Geistes ist über die Dichtung ausgegossen; „Hermann und Dorothea" war entschieden Ebert's Vorbild — allein der Dichter ist frei geblieben von jeder directen Nachahmung oder Nachfühlung. — Auch in späterer Zeit hat E. noch mehrere solcher köstlicher ländlicher Idyllen geschaffen.

Auf dem Gebiet der Lyrik, und ganz besonders auf jenem der den österreichischen Dichtern so sympathischen lyrisch-epischen Dichtung, also der Romanze und der Ballade, hat E. wahrhaft Großes geleistet. 1824 bereits ist der erste Band des dreiundzwanzigjährigen Poeten erschienen, und Männer wie Goethe, Rückert, Fouqué u. A. m. haben seinen Poesien vollen, theilweise begeisterten Beifall gezollt. Unerschöpflich schien der Born der Poesie, der während der ganzen Lebensdauer Ebert's nicht versiegte. Welch eine Fülle von Empfindung und Gefühl in seinen Liebesliedern, in seinem Sonettenkranz „Mila" z. B., der wiederum von wahrhaft Goetheschem Geist erfüllt ist! Die schönsten Sagen seiner böhmischen Heimath hat er nach dem Muster Uhland's in Balladenform poetisch gestaltet. Da erzählt er von Dalibor, der sich seine Kerkerhaft durch Geigenspiel versüßte, bis der König ihm die Geige nehmen ließ — der Gefangene starb aus Gram über das erlittene Unrecht: da erhob sich ein zauberfüßes Klingen, das der König immerdar hören mußte bis in seine Todesstunde. Oder von dem böhmischen Bildhauer Rubik, der seine ungetreue Liebste ermordet hat und den die Reue darüber so foltert, daß er den Leib des Mädchens aus Marmor meißelt, die Statue dem Richter zeigt und sich als den Mörder des Originals anklagt. Begeisterte Liebe zu dem Böhmerland spricht aus der prächtigen „Vision am Wyssehrad" und aus so manchen anderen böhmisch-nationalen Balladen. — Aber auch deutsche Sagen und deutsche Geschichte hat E. vielen von seinen Balladen zu Grunde gelegt wie „Frau Hitt", „Schwerting der Sachsenherzog" u. a. — Liedern, die tief ins deutsche Volk gedrungen sind! Wunderschöne Gedichte treffen wir da, die freilich allzu wenig bekannt sind, wie die Sage von dem Baumeister, der bei Nacht seinem Grab entsteigt und sich der ewigen Dauer des von ihm geschaffenen altersgrauen Domes freut und v. a. m. — — Die Sonettform hat E. meisterlich und mit besonderer Vorliebe behandelt, seinem verstorbenen fürstlichen Gönner ein aus einem prächtigen Sonettenkranz bestehendes „Denkmal" (erschienen 1854) gesetzt.

E. hat zu seinen Lebzeiten viel unter dem Undank des czechischen Volkes zu leiden gehabt. Um so freudiger stimmte ihn die Ueberfülle warmer, begeisterter Verehrung, die ihm anläßlich seines 70. und anläßlich seines 80. Ge-

burtstages von Seite des ganzen Deutsch-Oesterreich entgegengebracht wurde. 1871 ward er vom Kaiser Franz Joseph in den Ritterstand erhoben; allgemein beging man festlich die Feier seines 80. Geburtstages. E. ist in seinen alten Tagen ein warmer Vorkämpfer für das Deutschthum in Böhmen geworden, was umsomehr anzuerkennen ist, als das Haus Fürstenberg sich — wie so manche andere selbstvergessene adelige Familie in Böhmen — auf die Seite der Czechen gestellt hat. Die Zeiten hatten sich eben geändert. Auch in Ebert's poetischem Schaffen ist etwa seit dem Jahre 1848 ein Zurücktreten der slavischen Stoffe zu Gunsten der subjectiven Reflexionspoesie zu bemerken.

Egon von Komorzynski.

F.

Faber: Ernst F. ist geboren am 25. April 1839 in Coburg als Sohn eines Klempnermeisters. Trotz glänzender Begabung war er zunächst genöthigt, das Handwerk des Vaters zu erlernen; aber auf der Wanderschaft, im Jünglingsverein zu Münster, entschied sich sein Schicksal. Nachdem er dort, wie er selbst sagt, „gefunden, was er lange gesucht hatte, Frieden für die Seele im Glauben an Christum", meldete er sich zur Aufnahme in das Missionsseminar der 1828 gegründeten Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen, übersprang die Vorbereitungsschule und vollendete in vier Jahren den dortigen Lehrgang. Vier Semester studirte er noch Theologie, in Basel hauptsächlich bei Auberlen, in Tübingen besonders bei Beck; ein eifriges Studium der Naturwissenschaften wurde durch einen zoologischen Präparircurs in Berlin abgeschlossen. Im August 1864 in Barmen ordinirt, reiste er über London in 255tägiger Segelfahrt nach China, wo er vom 25. April 1865 bis zu seinem Todestag mit wenigen und kurzen Unterbrechungen über 33 Jahre zubrachte.

Zunächst arbeitete er mit Predigt, Seelsorge und Schulunterricht unter der Puntibevölkerung in der Gegend von Kanton; ein beim Predigen erworbenes Halsleiden nöthigte ihn aber bald, sich hauptsächlich der Arbeit zu widmen, durch die er seine große Bedeutung gewinnen sollte, der litterarischen. Bald stand er in der ersten Reihe der Kenner chinesischer Sprache und chinesischen Wesens; seine chinesischen Schriften waren für alle Missionen dankbar geschätzte Hülfsmittel der Arbeit und seine Aufsätze über die Arbeit in China zeigten ihn bald als Bahnbrecher neuer, heute allgemein angenommener Methoden. Auf einer Erholungsreise in Deutschland kam es 1877 zu einem persönlichen Zerwürfniß mit dem Inspector seiner Mission, dem bekannten, auch für die Colonialsache thätigen Dr. Fabri, und als bald darauf F. und die meisten anderen rheinischen Missionare mit dem von einer Berlin-Stettiner Gesellschaft übernommenen Missionar Hubrig nicht auskommen konnten — wobei übrigens dessen lutherischer Confessionalismus nur eine untergeordnete Rolle spielte — wurde mit zwei anderen auch F. entlassen. Damit war er vollends ganz aus der eigentlichen praktischen Arbeit heraus und auf sein eigenstes Gebiet litterarischer Thätigkeit geführt worden. Und als die ihm eine Zeit lang durch Freunde in Deutschland übersandten regelmäßigen Unterstützungen anfingen knapp zu werden, nahm der eben gegründete Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein ihn in äußerst liberaler Weise unter seine Arbeiter auf, indem er ihm völlige Freiheit in seiner Thätigkeit ließ.

Die letzten vierzehn Jahre seines Lebens waren erfüllt von angestrengter Arbeit, aber auch von reicher Anerkennung. Die Missionare in China und die Freunde der Mission im Abendland verehrten in ihm den größten Kenner des chinesischen Geistes und den Schöpfer der bedeutendsten Arbeiten auf einem doppelten Gebiet: einmal brachte er den Chinesen selbst christlich-abendländisches Wesen so nahe, wie kein Zweiter — und die Wirkung seiner Schriften beginnt eigentlich erst jetzt durchzudringen —, sodann aber hat er zur Erschließung und Kenntniß des schwer zugänglichen chinesischen Wesens in Religion, Philosophie und Geschichte mehr beigetragen als irgend jemand, vielleicht Legge und Richthofen allein ausgenommen. Daneben erwarb er sich noch große wissenschaftliche Verdienste um die Kenntniß der chinesischen Botanik und entdeckte etwa 120 neue Pflanzenarten; ein Genus und etliche 20 Species erhielten seinen Namen. Die theologische Facultät in Jena ehrte sich und ihn 1888 durch die Verleihung der theologischen Doctorwürde und nannte ihn darin „den gediegenen Schriftsteller von der Art der altchristlichen Apologeten" und „den Pfadfinder für die vergleichende Darstellung der Sitten und Gebräuche, Gesetze und Literatur Chinas". Auf dem Religionscongreß in Chicago hielt er eine Vorlesung über den Confucianismus. 1890 gründete er die Deutsch-evangelische Gemeinde in Shanghai und war ihr Prediger, bis der Allg. Ev.-Prot. Missions-Verein ihm einen Mitarbeiter schickte; 1898 siedelte er nach Tsingtau über, um die Missionsarbeit des Vereins dort einzuleiten, die nach seinen Plänen fortgesetzt wird. Das im Anfang wegen der vielen Grabungen verderbliche Klima Tsingtaus schwächte seine ohnehin nicht sehr starke Gesundheit noch mehr; am 26. September 1899 starb er in Tsingtau.

Faber's Aufsätze in deutschen und englischen Missionszeitschriften, sowie seine deutschen und englischen Bücher sind eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntniß des chinesischen Wesens. Seine frühesten deutschen Aufsätze erschienen in dem Blatt der Rheinischen Mission, seine spätern in Warneck's Allgemeiner Missionszeitschrift — unter ihnen sind besonders hervorzuheben: „Ueber den Philosophen Tschüang-tsi" 1881, „Ueber literarische Missionsarbeit" 1882 und als wichtigstes: „Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden" 1884. Hier wird das bedeutungsvollste Missionsproblem, die Ausgestaltung des religiösen und sittlichen Lebens in einer heidenchristlichen Kirche, lichtvoll erörtert. F. tritt der geschichtslosen Art, die Heiden nicht bloß zu Christen, sondern in allen Stücken möglichst der heimathlichen Kirche und Sitte gleich zu machen, scharf entgegen und redet einer verständnißvollen Erhaltung und organischen Läuterung des nationalen Wesens das Wort, Grundsätze, die immer mehr Allgemeingut des heutigen Missionsbetriebs werden. Von seinen Aufsätzen in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, dem Blatte des Allg. Ev.-Prot. Missionsvereins, ist besonders hervorzuheben der „Authentische Sittenspiegel der Chinesen", Auszüge aus dem Pekinger Regierungsblatt (1889 und 1891), sowie ein „Jahresbericht für 1891 über die socialen Ursachen der Unruhen in China", der in geradezu prophetischer Weise die letzten Gründe der Wirren des Jahres 1900 klarlegt. — Wie der Aufsatz über die „Sitten und Gebräuche" in Buchform erschienen ist („Problems of practical Christianity in China"), so auch Faber's letzter Beitrag zu der Zeitschrift seines Vereins (1899) „Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China" (Heidelberg 1902). Umgekehrt ist ein zuerst selbständig erschienenes Werk: „Paul the apostle in Europe, a guide to our Mission Work in Asia" (Shanghai 1891) zum größten Theil übersetzt in jener Zeitschrift erschienen (1891—1896).

Faber's übrige, theils in Zeitschriften oder Sammelwerken, theils ge-

sondert erschienene Schriften beschäftigen sich zur Hälfte mit der Religion und Philosophie, zur andern Hälfte mit der Geschichte Chinas. Zur ersten Classe gehören: „Der Lehrbegriff des Confucius" (Hongkong 1872), „Quellen zu Confucius und zu dem Confucianismus" (ebd. 1873), beide zusammen englisch unter dem Titel: „A systematical digest of the doctrines of Confucius with an introduction on the authorities upon Confucius and Confucianism" (ebd. 1875), ferner „Introduction to the science of Chinese religions" (ebd. 1879), „The historical characteristics of Taoism" (China Review XIII), „A Missionary view of Confucianism" (in China Mission Handbook, Shanghai 1896). Endlich die Werke über die drei Philosophen Mencius, Micius und Licius: „Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius", „Der Naturalismus bei den alten Chinesen . . . oder die sämmtlichen Werke des Philosophen Licius", „Die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehren des Philosophen Micius" (alle Elberfeld 1877).

In die zweite Classe, die Geschichte behandelnd, gehört zunächst eine Arbeit Faber's, die berufen ist, die historische Forschung für China auf eine ganz neue Basis zu stellen: „Prehistoric China" (Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society XXIV, 1890), die eine deutsche Uebersetzung dringend verdiente. Wie etwa Schrader aus den indogermanischen Wurzeln, so zieht er hier aus den etwa 100 ältesten Schriftzeichen Chinas Schlüsse auf den Culturzustand des Volkes. Aber bis 800 v. Chr. war die chinesische Schrift viel zu unvollkommen, um geschichtliche Urkunden aufzuzeichnen; alles was über diese Zeit hinaufgeht, ist daher sagenhaft. — Eine Skizze der chinesischen Geschichte gibt F. in der Schrift: „China in historischer Beleuchtung" (Berlin 1895); aus seinem Nachlaß hat P. Kranz herausgegeben „Chronological handbook of the history of China" (Shanghai 1902), eine Aufzählung der wichtigsten chinesischen Ereignisse, gesammelt aus den Quellen.

Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse hat er anfangs in zoologischen Präparaten, die er nach Berlin schickte, später mehr auf botanischem Gebiet bethätigt: der Denkschrift des Reichsmarineamtes über Kiautschou 1898 ist eine Skizze der Flora von Tsingtau bis Lauschan von Faber's Hand beigefügt (vgl. Bretschneider, History of European botanical Discoveries in China, London 1898).

Die andere Hälfte von Faber's Lebenswerk, den Chinesen unsern abendländisch-christlichen Geist nahe zu bringen, hat er ausgeführt in einer Reihe von chinesisch geschriebenen Schriften. Die wichtigsten sind folgende — ihr Inhalt ist angegeben in der Schrift von Kranz über F. (s. d. Litteratur) —: „Die Schulen Deutschlands" (1873), „Die Grundzüge der Erziehung" (1875), „Civilisation östlich und westlich oder die Früchte des Christenthums" (1884), „Chinesische Theorien über die Natur des Menschen" (1893), und sein Hauptwerk: „Kritik der chinesischen Classiker" (1896—98), dessen Vollendung er nicht mehr erleben durfte. Außerdem hat er der Mission ganz direct gedient durch seine homiletischen Schriften: „Commentar und 77 Predigten über das Markusevangelium" (1874—76, auch ins Japanische übersetzt), „Meditationen über das Alte Testament" (1892) und „Homiletischer Lukaskommentar mit 1821 Predigtdispositionen" (1894). In diesen Werken, die in tausenden und zehntausenden von Exemplaren verbreitet sind, hat F. die vorbildliche Methode aufgestellt und befolgt, chinesische Mitarbeiter mit seinen Gedanken zu „inspiriren": diese mußten dann die Aufsätze niederschreiben und nach F.'s wiederholten eingehenden mündlichen und schriftlichen Correcturen ihnen die letzte in China

so überaus wichtige Form geben. Das größte Hinderniß bildet die Sprache selbst, und das Missionsziel ist nach Faber's Ausspruch erst erreicht, wenn „alle evangelischen Begriffe ihren adäquatesten Ausdruck in chinesischer Schrift und Sprache gefunden haben, und weiter wenn unsere Gemeindeglieder dahin gelangt sind, nicht nur diese evangelisch-chinesische Sprache zu verstehen und zu reden, sondern auch selber evangelisch zu denken". Durch diese Schriften ist F. nicht bloß, wie ihn die dankbaren Mitarbeiter nannten, der „Lehrer der Missionare in China" geworden, sondern die Inschrift auf seinem Grabstein sagt mit Recht, er war „ein Bahnbrecher christlichen Glaubens und christlicher Kultur, ein deutscher Forscher im fremden Lande".

P. Kranz, D. Ernst Faber, ein Wortführer christlichen Glaubens und seine Werke (Heidelberg 1901). — Eigene Bekanntschaft.

Max Christlieb.

Faber: Franciscus F., Köckritz genannt, geboren am 3. October 1497 in Ottmachau, gehört zu den bedeutendsten Vertretern der litterarischen Hochrenaissance in Schlesien. In Neisse an der Pfarrschule zu St. Jakob von Valentin Krautwald und in Breslau privatim von Laurentius Corvinus humanistisch vorgebildet, bezog er, von dem mährischen Edelmann Ladislaus von Boskowitz, Herrn von Sternberg und Trübau, unterstützt, ca. 1518 die Universität Krakau und studirte dort unter der Aufsicht des gekrönten Poeten Rudolf Agricola junior. Nach Trübau zurückgerufen, ging er über Schlesien 1520 nach Leipzig. Hier bald von Petrus Mosellanus als Dichter anerkannt, betheiligte er sich (1520) mit Andreas Francus Camicianus, durch Eobanus Hessus von Erfurt her angeregt, mit scharfen Epigrammen an dem Kampfe der Anhänger des Erasmus von Rotterdam gegen den Kritiker der Ausgabe des Neuen Testaments (1516) Edward Lee. In demselben Jahre veröffentlichte er seine erste größere Dichtung, die „Bohemia", ein deutsch-patriotisches Epos, das die verheerenden Züge der Hussiten unter Ziska, besonders in Schlesien, und den glücklichen Widerstand Neisses zum Gegenstand hat. Im nächsten Jahre ließ er sein bestes poetisches Werk, die „Sylva de incendio Lutheranorum Librorum", ein feuriges Streitgedicht für den Reformator, ausgehen, das ihm von Luther das Lob „heroicum caput" eintrug. 1526 trat F. als Schöppenschreiber in die Dienste der Stadt Schweidnitz und fungirte dort dann von 1535—1542 als Stadtschreiber. 1542 ging er in derselben Eigenschaft nach Breslau über. In dieser Stellung, die er bis zu seinem am 19. September 1565 erfolgten Tode beibehielt, erwarb er sich große Verdienste um das städtische Urkunden- und Privilegienwesen, für das er allmählich nicht bloß amtliches und ordnendes, sondern auch historisches Interesse bewährte. Als Ferdinand I. zur Entwicklung einer eingreifenderen landesherrlichen Gewalt 1554 den schlesischen Edelmann Friedrich v. Redern auf Ruppersdorf als Vitzthum einsetzte und dieser im Interesse seiner fiscalischen Pläne auch die Privilegien der Stadt Breslau in nicht eben rücksichtsvoller und wohlwollender Weise revidiren ließ, gab der Rath F. den Auftrag, den Hauptinhalt der wichtigeren Privilegien auszuziehen. Diese Arbeit wurde 1555 dem Kaiser in Augsburg vorgelegt und durch Umarbeitung dieses Auszuges entstand Faber's Chronik, die unter dem Namen „Origines Wratislavienses" bekannt, aber nicht gedruckt ist. Der Ingrimm gegen den Vicedominus und dann ersten Präsidenten der königlichen Kammer in Schlesien Friedrich von Redern hat auch noch zwei von Faber's Dichtungen beeinflußt. Im „Sabothus", d. h. Zobten, werden alle schlesischen Flüsse durch die Silesia bei dem durch das Schalten des „Faunus", Redern's, bekümmerten Zobten versammelt. Diese geographische Gesellschaft gibt dann den Anlaß, die Geschichte Schlesiens

und namentlich den Verlust seiner Freiheit an die stammfremden Böhmen zu berichten, aber auch der gelehrten und der um die Gemeinden und das Land verdienten Männer zu gedenken. Als Redern 1564 starb, schrieb F. ein zweites, ungedruckt gebliebenes Gedicht als Anhang zu dem Sabothus, den „Faunus sideratus". In diesem Gedicht begibt sich Silesia, begleitet von der Lausitz, zu dem alten Zobten, um ihm die frohe Nachricht der Befreiung des Landes von dem leider zu den Eingesessenen gehörenden Bedränger mitzutheilen. Merkwürdig in den Dichtungen ist die ausgesprochen deutsche, nicht nur localpatriotisch schlesische Färbung, die der colonialen Besorgniß Ausdruck gibt, als könnte das Slaventhum noch wieder den Versuch machen, seine Adler bis über die Elbe zu tragen.

H. Markgraf in der Archival. Zeitschrift, III. — G. Bauch in der Schles. Zeitschrift, XXVI, 240 f.

Gustav Bauch.

Fabri: Friedrich Gotthart Karl Ernst F., geboren zu Schweinfurt am 12. Juni 1824, † zu Würzburg am 18. Juli 1891. F. war der einzige Sohn des im J. 1866 zu Würzburg als Decan und Kirchenrath verstorbenen Dr. E. F. W. Fabri. Wenn man die von dem Sohne nach dem Tode des Vaters herausgegebenen „Blätter der Erinnerung" liest, wird man in der dort gegebenen Schilderung des Standpunktes und der Eigenthümlichkeiten des Vaters in vielen bedeutsamen Zügen den Sohn wieder erkennen. Obwol nicht dort geboren, nannte F. doch Würzburg, wo er das Gymnasium besucht und wo er noch lange Jahre sein heiß geliebtes Vaterhaus gehabt hat, seine Vaterstadt. Mit 17 Jahren bezog er die Universität Erlangen, um dort Theologie zu studiren, und kehrte auch, nachdem er zwischendurch ein Jahr in Berlin gewesen war, eben dahin zurück, um sein Studium zu vollenden. Unter seinen Lehrern hat keiner größeren Einfluß auf ihn gehabt, als der Theosoph E. A. v. Schaden. F. ist sein Leben lang ein echter biblischer Theosoph geblieben, der aber ein offenes Auge und einen tiefen Blick für alle seine Zeit bewegenden Richtungen und Erscheinungen besaß und der sich berufen fühlte, nach allen Seiten hin mit seiner wahrhaft tiefen, edlen Weisheit seinen Mitmenschen zu dienen. Er war ein durch und durch edler, großartig angelegter Charakter, sehr liebenswürdig, wenn auch dabei zurückhaltend, ein Mann der Freiheit und voll Glauben an die Macht der christlichen Wahrheit, die er aber weniger in den Bekenntnissen als in der h. Schrift fand; ein Mann voll Mitleid mit allen Unterdrückten und allezeit bereit den Elenden, die sich an ihn wandten, zu helfen, wenn er auch noch so oft von unehrlichen Leuten betrogen wurde; voll Liebe für sein Vaterland und für seine Kirche und auch bereit, mannhaft und öffentlich dafür einzutreten, aber dabei ein Feind allen Parteiwesens und Parteigetriebes; da er selbst immer über den Parteien zu stehen suchte, gern bereit, auch bei den Gegnern alle Wahrheitsmomente anzuerkennen, und überall bemüht zum Frieden zu reden und Verständigung zwischen den Parteien in Kirche und Staat herbeizuführen.

Er ist ein überaus fruchtbarer und vielseitiger Schriftsteller gewesen, und zwar hat er zumeist Broschüren geschrieben, von denen aber etliche bedeutenden Umfang haben. Schon als Stadtvicar in Würzburg gab er eine kleine Schrift über einige „Nothstände in der bairischen Kirche" heraus, und in dem Jahre 1854, nachdem er 1851 Pfarrer in Bonnland bei Würzburg geworden war und sich auch verheirathet hatte (mit Henriette Brandt aus der Provinz Hannover), ein Schriftchen über „Kirchenzucht in Sinn und Geist des Evangeliums". Hier tritt schon seine gegen alles gesetzliche Wesen und bloß äußere Zucht gerichtete Stellung deutlich hervor. Er pflegte zu sagen: „Das Gesetz

richtet nur Zorn an, das gilt auch in der Erziehung, wie vielmehr in der Kirchenzucht."

Im folgenden Jahre 1855 erschien das Buch, welches ihn zuerst in ganz Deutschland bekannt, ja berühmt gemacht hat: „Briefe gegen den Materialismus". In dieser mehr philosophischen als theologischen Schrift bekämpft er den Materialismus in allen seinen Vertretern wegen seiner mangelnden wissenschaftlichen Begründung. Diese Schrift und die Empfehlung seines Freundes Prof. Auberlen in Basel war die Veranlassung, daß er im J. 1857 einen Ruf als Missionsinspector der Rheinischen Mission nach Barmen erhielt, den er auch annahm. Man kann es ihm, dem 33jährigen Manne, nicht übel nehmen, daß er gleich von Anfang an erklärte, er könne sich nicht für sein ganzes Leben an diesen Posten binden. Das entsprach auch nicht seinem Geiste und seinen vielseitigen Anlagen, sich so auf ein beschränktes Gebiet einzuengen, eine Eigenthümlichkeit, die man eben so gut als seine Stärke wie als seine Schwäche bezeichnen kann.

27 Jahre ist er in dieser Stellung eines Missionsinspectors in Barmen geblieben und gerade als Missionsmann hat er unbedingt das Großartigste geleistet und am meisten Befriedigung von dieser seiner Thätigkeit gehabt. Für die rheinische Mission war es ein wahrer Segen, daß gerade solch ein weitherziger und weitblickender Mann wie F. die Leitung übernahm, der vermöge seines theosophischen Standpunktes über den confessionellen Parteien stand, und dabei vermöge seiner ganzen Geistesart es außerordentlich gut verstand, mit allen Leuten aufs beste auszukommen. Nur ein solcher Mann konnte den drohenden Riß, an dem so leicht die aufblühende Gesellschaft hätte zu Grunde gehen können, verhüten und die Parteien durch ein weises Abkommen dauernd zu gemeinsamer segensreicher Arbeit verbinden. Neben diesem größten Verdienst um die Rheinische Mission hat er ihr aber noch viele andere sehr wichtige Dienste geleistet. Er sorgte für eine ansehnliche Vergrößerung des Missionshauses wie für eine sehr bedeutende Erweiterung der Vorbildung der Zöglinge, die bis dahin gar keine alten Sprachen gelernt hatten, von nun an aber zu allererst eine der Gymnasialbildung fast adäquate Vorbildung erhalten sollten. Er verstand es als Hausvater und Lehrer in freier Weise die Zöglinge zu regieren, sie mit hohen Ideen und weitem Blick auszurüsten und dabei doch vermöge seiner imponirenden Persönlichkeit nicht nur stets in den rechten Schranken zu halten, sondern sie zugleich auch für das Werk und für ihn, ihren Lehrer zu begeistern; er drang darauf, daß man es jedem Missionar gestattete, sich so viel als möglich in seiner Eigenschaft auszuleben und auszuwirken, während auf jedem Gebiete draußen durch den fest ausgebildeten Conferenzverband dafür gesorgt wurde, daß diese Freiheit des Einzelnen doch die gedeihliche Entwicklung der ganzen Arbeit nicht gefährde; er wußte durch regelmäßige Rundschreiben an alle Missionare dieselben über alle wichtigen Vorkommnisse im politischen und kirchlichen Leben auf dem Laufenden zu erhalten. Er gab der Rheinischen Mission auch eine ganz neue Verfassung durch ein neues Statut, durch welches namentlich auch das Verhältniß der Gesellschaft zu ihren Hülfsgesellschaften erst recht geordnet und die Generalversammlung als oberste Instanz fest gestaltet wurde. So wuchs unter seiner Leitung die Rheinische Mission daheim und draußen in sehr erfreulicher Weise, wobei freilich die Leistungen der verbundenen Freundeskreise oft mit solchem Wachsthum in ihren Gaben nicht rechten Schritt halten konnten, so daß oft Deficits entstanden. Zu gleicher Zeit erwarb er sich um die Missionssache überhaupt bedeutende Verdienste. In der ersten Zeit seiner Thätigkeit in der Mission schrieb er zwei bedeutsame Schriften. Die erste (1859) handelt: „Von der

Entstehung des Heidenthums und der Aufgabe der Heidenmission", die zweite (1861) „Von dem sensus communis als dem Organ der Offenbarung Gottes in allen Menschen". Außerdem gründete er die Continentale Missionsconferenz in Bremen, welche dort 1866 zum ersten Mal zusammentrat, um über alle wichtigen Fragen der Missionsarbeit eine Verständigung unter den Leitern aller evangelischen Gesellschaften auf dem Continent herbeizuführen. Ein ganz besonderes Interesse hatte er für den Orient und die orientalischen Kirchen. Dem entsprechend nahm er ins Missionshaus eine Reihe von jungen Griechen auf, unter denen einer, Marulis, sein ganz besonderer Freund wurde, mit dessen Hülfe er die griechische Kirche von innen heraus zu reformiren hoffte. Jahre lang hat er die dahin zielende Arbeit Marulis', der in Seres ein Lehrerseminar und andere Anstalten errichtete, so zu sagen allein zu unterhalten gewußt. Später gründete er mehrere besondere Comités, die ihm dabei behülflich sein sollten, in Deutschland, der Schweiz und in Holland. Schließlich kam es aber leider zu einem Zerwürfniß zwischen F. und Marulis.

Entsprechend seiner dominirenden Stellung im Wupperthal organisirte er die sogenannte „Wupperthaler Festwoche", in welcher freilich das Missionsfest mit der Abordnung der Missionare den Mittelpunkt ausmachte. 1865 gründete er mit Dr. Borchard zusammen ein Comité „für die protestantischen Deutschen in Brasilien", aus welchem sich mit der Zeit die „Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika" bildete, deren Leiter F. gleichfalls bis zu seinem Tode war.

Daneben hat er aber während seines Barmer Aufenthaltes eine vielseitige und weitreichende sonstige schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Zuerst ließ er 1860 seine Meinung laut werden „über die neuesten Erweckungen in Amerika, Holland und andern Ländern", 1861 „über die Erweckungen auf deutschem Boden" und „über die Wohnungen der Arbeiter". Sodann auf politischem Gebiete. Den Anfang machte 1863 seine Broschüre: „Die Stellung des Christen zur Politik", in welcher er von den Pastoren Zurückhaltung in politischen Fragen verlangt und entschieden gegen die Identificirung des Christenthums mit irgend einer politischen Partei protestirt. Die zweite: „Die politischen Ereignisse des Sommers 1866" sucht Preußens Vorgehen zu rechtfertigen und eine Aussöhnung zwischen Süd- und Norddeutschland anzubahnen, zu welcher er, der geborne Süddeutsche, der jetzt in Norddeutschland ansässig geworden war, sich besonders berufen fühlte. Darauf folgten nach einer zwischenein erschienenen kleinen Abhandlung über „Zeit und Ewigkeit" eine ganze Reihe kirchenpolitischer Schriften: 1867 „Die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland", in demselben Jahre: „Die Unions- und Verfassungsfrage". 1872 „Staat und Kirche". In demselben Jahre noch: „Kirchenpolitisches Credo". 1874 „Gedanken zur bevorstehenden Generalsynode". 1876 „Nach der Generalsynode". Fabri's Hauptziel in allen diesen Schriften ist größere Freiheit der Kirche von der Herrschaft des Staates und daneben, nicht Centralisation sondern Decentralisation der Kirche und Selbständigkeit in den einzelnen Provinzialkirchen, an deren Spitze nach seiner Meinung je ein Bischof stehen sollte. Für diese seine Pläne, denen er eine große Bedeutung beimaß, suchte er vor der außerordentlichen preußischen Generalsynode von 1875, zu der er auch berufen war, mit aller Macht zu wirken und zu werben. Er hatte auch wirklich alle Aussicht, daß er mit seiner Forderung durchdringen werde, daß man nämlich auf dieser Synode zunächst einmal alle anderen Parteigesichtspunkte fallen lassen sollte, um sich zu dieser einen Forderung größerer Freiheit für die Kirche dem Staat gegenüber zu vereinigen; aber dann mußte er auf der Synode selbst eine arge

Enttäuschung erleben und sehen, daß alle seine Bemühungen vergeblich gewesen waren. Auch seine Hoffnung, in das Kirchenregiment berufen zu werden, ging nicht in Erfüllung, ähnlich wie schon 1871 aus seiner Berufung an die Spitze der Kirche im Elsaß doch schließlich nichts geworden war.

Seit dem Jahre 1879 trat er noch auf einem ganz neuen Felde in sehr hervorragender Weise auf. Durch seine langjährige vielfache Beschäftigung mit den überseeischen Ländern und den Auswanderern war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß Deutschland durchaus für seine Weiterentfaltung Colonieen nöthig habe. Diese seine Gedanken erschienen 1879 ausgeführt in der Schrift: „Bedarf Deutschland der Kolonien?", mit welcher er thatsächlich den Anstoß zu der ganzen colonialen Bewegung in Deutschland gegeben hat. Für diese Sache hat er seitdem unermüdlich gewirkt, durch viele Reden auf allen möglichen Versammlungen, sogar im Verein mit Katholiken, durch zahlreiche Leitartikel in der Kölnischen Zeitung, durch vielseitige Correspondenz mit hervorragenden Colonialfreunden und großen Industriellen. 1889 gab er noch eine zweite Broschüre heraus unter dem Titel: „Fünf Jahre Deutscher Kolonialpolitik". Aber trotz alledem hat er doch thatsächlich mit aller dieser seiner rastlosen Arbeit nicht den Erfolg gehabt, den man ihm hätte wünschen sollen. In den Colonialrath, der eigentlich sein Gedanke war, wurde er nicht einmal als Mitglied, geschweige denn als Vorsitzender berufen; seinen Lieblingsplan, der sich auf deutsche Einwanderung resp. Colonisation in Brasilien bezog, konnte er nicht verwirklichen. Das Alles konnte ihn aber nicht entmuthigen; und so hat seine Thätigkeit gerade auf diesem Gebiete erst mit seinem Tode aufgehört. Sein letzter Vortrag, den er auf der Versammlung des Colonialvereins in Nürnberg wenige Wochen vor seinem Tode hielt, galt der „Bedeutung der Auswanderung". Es ist sehr zu bedauern, daß er über dieser seiner Thätigkeit in colonialen Angelegenheiten nicht dazu kam, seine Pläne betreffs zweier theologischer Werke auszuführen, mit denen er sich seit vielen Jahren getragen hatte, nämlich eines Commentars über die Korintherbriefe und eines Werks über die Lehre vom heiligen Geiste. Ebenso hat er von seiner Ernennung als Honorarprofessor der Universität Bonn kaum Gebrauch gemacht. Vielleicht hätte er von einer solchen Thätigkeit als Theologe mehr Befriedigung gehabt und hätte auch mehr dauernden Nutzen geschaffen. Er hatte schon längere Zeit, ohne es wol selbst recht zu wissen, ein bedenkliches Leiden gehabt. Dasselbe kam nach dem Vortrag in Nürnberg plötzlich zum Ausbruche und machte seinem Leben ganz unerwartet ein Ende. Er starb im Krankenhaus seiner geliebten Vaterstadt. Wie er den Tod niemals gefürchtet hatte, so ging er nun auch demselben im Glauben an seinen Erlöser entgegen. Schreiber.

Fabrice: Alfred Graf von F., königlich sächsischer General der Cavallerie, Staats- und Kriegsminister, wurde am 23. Mai 1818 zu Quesnoy sur Deule im französischen Departement Nord, dem Standorte seines Vaters, des Majors im sächsischen Husarenregimente Prinz Johann, Friedrich v. F., geboren, welcher damals der nach dem zweiten Pariser Frieden in Frankreich verbliebenen Besatzungsarmee angehörte. Der Sohn kam in seinem zwölften Lebensjahre in das Dresdener Cadettenhaus und aus diesem am 1. Juli 1834 als Portepéejunker zum 2. Reiterregimente, wurde am 29. April 1835 Officier, am 23. Januar 1840 Oberlieutenant und zu den Gardereitern nach Dresden versetzt, am 14. Februar 1842 Regimentsadjutant, am 14. December 1848 Rittmeister, nahm im J. 1849, ohne zu nennenswerther kriegerischer Thätigkeit zu kommen, am Feldzuge gegen Dänemark auf der cimbrischen Halbinsel theil und wurde am 1. Februar 1850 zum Generalstabe com-

mandirt, in welchem er, am 30. December 1853 zum Major und Souschef, am 23. September 1861 zum Oberstlieutenant, am 4. September 1863 zum Oberst befördert, verblieben ist, bis er im J. 1866 Kriegsminister wurde. Zwei Mal war er während dieser Zeit zu einer Thätigkeit außerhalb des eigenen Landes berufen. Zum ersten Male als er im J. 1863/64 dem mit dem Oberbefehle der nach Holstein entsandten sächsisch-hannoverschen Bundesexecutionstruppen betrauten sächsischen Generallieutenant v. Hake als Generalstabschef beigegeben war. In dieser schwierigen Stellung hatte er vielfach Gelegenheit seinen weiten Blick und die ihm angeborene Gabe des Verkehrs mit Menschen zu bekunden. Das zweite Mal geschah es als er, am 17. September 1865 zum Chef des Generalstabes, am 27. October des nämlichen Jahres zum Generalmajor aufgerückt, im J. 1866 in jener Eigenschaft nach Böhmen zu Felde zog. An der hohen Anerkennung, die dem Verhalten und den Leistungen der sächsischen Truppen und ihrer Führung auf dem dortigen Kriegsschauplatze von Freund und Feind gezollt wird, kommt dem General v. F. der volle seiner Stellung gebührende Antheil zu; persönlich ist er besonders hervorgetreten als er am Frühmorgen des Schlachttages von Königgrätz durch eine Erkundung des Geländes feststellte, daß es zweckmäßiger sein werde, statt des der sächsischen Armee zugewiesenen Abschnittes von Popowitz den von Prim—Problus zu besetzen; der Oberfeldherr Benedek genehmigte diese vom Kronprinzen Albert von Sachsen vorgeschlagene Aenderung seines eigenen Planes und ermöglichte den Sachsen dadurch, den Anmarsch und das Eingreifen der preußischen Elbarmee länger aufzuhalten als ihr sonst möglich gewesen wäre.

Nachdem Oesterreich am 23. August mit Preußen den Prager Frieden geschlossen hatte, durch welchen die Erhaltung Sachsens als selbständiger Staat gewährleistet war, hing das Zustandekommen einer solchen Abmachung mit dem Berliner Cabinette vom vorgängigen Abschluß einer Militärconvention zwischen beiden Ländern ab, welche als integrirender Theil in den betreffenden Vertrag aufgenommen werden sollte. Zu ihrem Abschlusse ward F. am 8. September nach Berlin gesandt. Die Verhandlungen dauerten lange. Erst Mitte October kamen sie zu Ende. Daß es in einer beide Parteien befriedigenden und in der Folgezeit als sachgemäß und zweckdienlich erwiesenen Art geschah, war wesentlich der Gewandtheit des Generals v. F. und dem Vertrauen auf sein Wort zu danken, dem man auf preußischer Seite Glauben schenkte. Am 17. October reiste er mit dem Entwurfe der Convention zu König Johann nach Karlsbad und vier Tage später, am 21., wurde der Friedensvertrag zu Berlin vollzogen. Am nämlichen Tage erfolgte Fabrice's Ernennung zum Kriegsminister als Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Generals v. Rabenhorst.

Damit war ihm die Aufgabe zugefallen, die Abmachungen der Militärconvention zur That zu machen. Es war eine gewaltige Arbeit. Die Stärke des nunmehrigen XII. Armeecorps des Norddeutschen Bundes betrug um ein Drittel mehr als die der alten sächsischen Armee und alles mußte nach preußischem Muster umgemodelt werden. Die gesammte Ausbildung und die Dienstvorschriften, Waffen, Ausrüstung und Bekleidung mußten geändert, das Ersatzwesen auf ganz neue Grundlagen gestellt, die Landwehreinrichtungen und der Einjährig-Freiwilligen-Dienst eingeführt werden. In hohem Grade wurde das Werk durch das Handinhandgehen des Kriegsministers mit dem commandirenden General, dem Kronprinzen Albert, gefördert, welchem sein königlicher Vater dabei volle Freiheit ließ. In welchem Maaße es gelungen war, die Aufgabe zu erfüllen, hat nach kurzer Frist der Verlauf des Krieges von

1870/71 gegen Frankreich bewiesen, in welchem die Sachsen als vollständig ebenbürtige Waffenbrüder ihrer ehemaligen Gegner auftraten.

General v. F. blieb nach der Mobilmachung zunächst in der Stellung als Kriegsminister und als Militärgouverneur des Königreiches Sachsen in der Heimath zurück, wo es vollauf zu thun gab und namentlich die Unterbringung der französischen Kriegsgefangenen einen weiteren Zuwachs an Arbeit brachte. Ende December 1870 aber wurde er als Generalgouverneur des Departements Seine-et-Oise und der im Norden des Landes durch die deutschen Truppen in Besitz genommenen Gebietstheile nach Versailles berufen und bei Eintritt des Waffenstillstandes wurde ihm nach der Abreise des Reichskanzlers dessen Vertretung der französischen Regierung gegenüber anvertraut. Wie glücklich die Wahl war, beweist das Denkmal, welches Jules Favre seiner auch von den Deutschen als mustergültig anerkannten Thätigkeit in dem 1875 veröffentlichten Werke: Gouvernement de la défense nationale (III, 168 ff.) gesetzt hat. Auch jetzt wirkte er einmüthig mit dem Kronprinzen Albert zusammen, welcher in den F. unterstellten Landestheilen den militärischen Oberbefehl führte. Am 19. Juni 1871 übernahm er von neuem die Führung der Geschäfte seines heimathlichen Amtes. Am 17. December 1866 war er zum Generallieutenant ernannt, am 16. November 1872 wurde er zum General der Cavallerie befördert; am 1. Juli 1884, dem Tage, an welchem er sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, wurde ihm der Grafenstand verliehen; zu den Auszeichnungen, welche ihm außerdem in reichem Maaße verliehen worden waren, gehörte die Zuwendung einer Dotation aus der von Frankreich gezahlten Kriegsentschädigung. Aber auch an Widersachern und Angreifern hat es ihm nicht gefehlt. So wurde er in Sachsen vielfach als „Preuße" verschrieen, während in Preußen die sächsische Armee als ein Herd der welfischen Agitation bezeichnet ward. Seine Verantwortlichkeit und der Umfang seiner Geschäfte wuchsen, nachdem er im Herbst 1876 den Vorsitz im Staatsministerium übernommen hatte und am 4. Februar 1882 auch an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, so daß außer seinen militärischen Obliegenheiten vielfache andere Verpflichtungen seine Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nahmen. Die erstgenannten traten besonders in der starken Truppenvermehrung, in dem Entstehen verschiedener Einrichtungen und Anstalten und in den großartigen, mustergültigen Bauten in Erscheinung, die im ganzen Lande, vornehmlich aber in der Hauptstadt Dresden, zur Ausführung gelangten. Am 25. März 1891 machte dort nach kurzer Krankheit der Tod dem Leben des bis dahin jugendlich frisch gewesenen stattlichen Mannes ein sanftes Ende.

Staatsminister General Graf Fabrice. Sein Leben und sein Streben dargestellt von Max Dittrich. Dresden-Blasewitz 1891.

B. v. Poten.

Fabricius: Johann Philipp F., einer der verdienstvollsten evangelisch-lutherischen Missionare in Ostindien, ist am 22. Januar 1711 zu Kleeberg in der Wetterau als Sohn des dortigen hessen-darmstädtischen Amtmanns geboren. Da die Eltern sich zu den Grundsätzen des Pietismus bekannten, wurde der Knabe mit christlicher Strenge erzogen, doch erlag er öfters, wie er später selbst gestand, den Verführungen sittenloser Gesellschaft. 1728 bezog er die Universität Gießen, um die Rechte zu studiren. Indessen beschäftigte er sich, angeregt durch den von Halle nach Gießen berufenen Theologen und geistlichen Liederdichter Joh. Jakob Rambach, nebenbei auch mit den theologischen Wissenschaften. Nachdem er seine juristischen Studien vollendet hatte, kehrte er im Herbst 1732 nach Kleeberg zurück, um in der Familie seines ältesten

Bruders, der nach dem Tode des Vaters dessen Amt übernommen hatte, als Hauslehrer zu wirken. Die freie Zeit, die ihm diese Thätigkeit ließ, benutzte er, um eine große Zahl theologischer Werke pietistischer Richtung, insbesondere die von Gotthilf August Francke in Halle herausgegebenen Nachrichten über die Thätigkeit der lutherischen Missionare in Ostindien zu durchlesen. Diese Berichte erregten in ihm den dringenden Wunsch, sich selbst dem Dienste der Mission zu widmen. Er begab sich deshalb im Frühjahr 1736 nach Halle, dem Mittelpunkte der damaligen Missionsbestrebungen, um zunächst seine theologischen Studien zum Abschluß zu bringen. Gotthilf August Francke, der Director des Waisenhauses, sowie die Professoren Michaelis und Knapp begünstigten sein Vorhaben. Da er mittellos war, sah er sich genöthigt, eine Lehrerstelle an der Lateinschule des Waisenhauses anzunehmen. Die Einrichtungen dieser berühmten Anstalt gefielen ihm so wohl, daß er sie später in seinen Schulen im Tamulenlande mehrfach nachahmte. 1738 kamen dringende Bitten von den Missionaren aus Indien, ihnen neue Gehülfen zu senden. Missionar Sartorius in Kuddalur war gestorben, und sein College Geister bedurfte baldigst eines Mitarbeiters. Auch für Trankebar, den Ausgangspunkt des lutherischen Missionswerkes, wurden mindestens zwei junge tüchtige Kräfte verlangt. G. A. Francke erhielt von der dänischen Missionsbehörde wie schon früher, so auch jetzt eine Aufforderung, geeignete Candidaten vorzuschlagen. Er wendete sich an F., und am 11. September 1739 erklärte sich dieser nach reiflicher Ueberlegung bereit, dem Rufe zu folgen. Gemeinsam mit seinem Studiengenossen Zeglin begab er sich nach Kopenhagen, knüpfte hier Bekanntschaft mit den für die Mission maßgebenden Personen an, predigte mit Beifall vor dem dänischen Könige Christian VI., wurde examinirt und ordinirt und dann endgültig mit einem Jahresgehalt von 200 Thalern angestellt und verpflichtet. Nach Erledigung dieser Förmlichkeiten kehrte er nach Halle zurück, ordnete seine Angelegenheiten und reiste dann mit Zeglin nach London, wo ihn der deutsche Hofprediger Ziegenhagen den englischen Missionsfreunden vorstellte.

Am 28. August 1740 landete er nach glücklich überstandener Seefahrt in Kuddalur, begrüßte daselbst den Missionar Geister und begab sich dann nach Trankebar. Hier fand er die Mission in einem Zustande ruhiger aber hoffnungsvoller Entwicklung. Er begann sofort mit dem Studium der beiden Landessprachen, des Portugiesischen und des Tamulischen, während er das Englische schon in London und auf dem Schiffe ziemlich erlernt hatte. Bereits nach einigen Monaten fing er an, in der tamulischen Schule zu lehren, und nach einem halben Jahre hielt er seine erste tamulische Predigt. Nachdem er sich genügende Sprachfertigkeit angeeignet hatte, wurde ihm von den älteren Brüdern die Missionsarbeit in drei nordwestlich von Trankebar noch im Gebiete der dänischen Compagnie gelegenen Landstreifen übertragen. Doch hatte er in diesem Amte viel Unruhe auszustehen, da die Gegend mehrfach unter den räuberischen Einfällen der Mahratten litt. Im Herbst 1742 begab er sich unter Zustimmung der übrigen Missionare nach Madras, wo früher bereits Bartholomäus Ziegenbalg vorübergehend gewirkt hatte, um hier den schwer kranken Missionar Benjamin Schultze abzulösen, der nach Europa zurückzukehren wünschte. Die Gemeinde in Madras befand sich in einem wenig erfreulichen Zustande, da Schultze theils infolge seiner Krankheit, theils aus Neigung zur Schriftstellerei die Predigt und Seelsorge einigermaßen vernachlässigt hatte. F. lebte sich schnell in seinen neuen Wirkungskreis ein, und seiner treuen Arbeit gelang es bald, eine wesentliche Besserung herbeizuführen. Leider wurde seine Thätigkeit seit 1743 durch den Missionar Geister gestört, der

Kuddalur verlassen hatte und sich als ungebetener Gast in Madras niederließ. Er wünschte, um die Hülfe der englischen Missionsfreunde zu gewinnen, in der Gemeinde zu Madras den englischen Katechismus und verschiedene bisher nicht geübte gottesdienstliche Gebräuche der Hochkirche einzuführen. Da aber F. streng den Standpunkt des unverfälschten Lutherthums vertrat, kam es zwischen Beiden zu langwierigen Streitigkeiten, die erst endigten, als Geister 1746 Madras wieder verließ und sich nach Batavia begab. Noch litt F. unter den Nachwehen dieser Kämpfe, als er durch die Gestaltung der politischen Verhältnisse des Landes in neue Unruhe versetzt wurde. Die von Colbert gegründete französisch-indische Handelscompagnie suchte damals im Wettstreite mit den Engländern festen Fuß in Südindien zu fassen. Der größte Theil dieses Landes war zu jener Zeit dem Nizam von Haidarabad unterthan, dessen Vasall der Nabob von Karmatik oder Arkot war. 1746 landeten französische Truppen unter Dupleix und La Bourdonnais bei Madras. Die meisten eingebornen Christen verließen bei der Annäherung der Feinde die Stadt. F. blieb mit dem Reste der Gemeinde zurück. Die Franzosen belagerten nun die Festung und beschossen sie, bis sie sich ergab. F. wurde als neutraler dänischer Missionar bei der Plünderung verschont und erhielt für sich und seine Gemeinde einen Schutzbrief. Die Franzosen setzten sich in der Stadt fest und besiegten das gegen sie anrückende Heer des Nabob. F. hielt unter vielen Gefahren lange Zeit in der Stadt aus. Erst als die Franzosen, um die Festung besser vertheidigen zu können, den schwarzen Stadttheil mit dem Missionshause zerstörten, zog er nach dem nahe gelegenen holländischen Orte Palleacatta, wo sich der größte Theil seiner Gemeinde wieder um ihn sammelte. Hier blieb er fast drei Jahre hindurch im Exil. Nachdem aber die Franzosen infolge des Aachener Friedens Madras aufgegeben und den Engländern überlassen hatten, begab er sich im September 1749 wieder dorthin.

Unter großen Schwierigkeiten gelang es ihm allmählich mit Hülfe des neu angekommenen Missionars Breithaupt, der ihm von 1749—82 als treuer Mitarbeiter zur Seite stand, die in der Kriegszeit sehr verwilderte Gemeinde neu zu organisiren. Leider bereitete ihm der neue englische Gouverneur Prince, ein ausgesprochener Gegner der dänischen Mission, anfangs viele Schwierigkeiten, so daß auch die Heiden in ihrem Widerstande ermuthigt wurden. Erst als ihm F. mit freundlichen, aber energischen Vorstellungen entgegentrat, änderte er seine Gesinnung und überwies der Missionsgemeinde 1752 als Ersatz für ihr zerstörtes Versammlungshaus eine leerstehende katholische Kirche nebst einem Begräbnißplatze in dem Vororte Vepery. Unterdessen hatten sich die politischen Verhältnisse keineswegs gebessert. Engländer und Franzosen bekämpften einander nach kurzer Waffenruhe wiederum mit wachsender Erbitterung und hetzten die eingebornen Fürsten wechselseitig auf. Nachdem die Franzosen Madras aufgegeben hatten, schien sich das Glück ihnen wieder zuzuwenden, und sie erfochten eine Reihe von Siegen, bis der berühmte Lord Clive die Leitung des englischen Heeres übernahm. Dieser eroberte 1751 Arkot, befreite Tritschinapalli von einer französischen Belagerungsarmee, nahm diese im Juni 1752 gefangen und wandte sich dann nach Bengalen. Auch Madras wurde von den Kriegswirren wieder mehrfach berührt. F. gerieth in diesen unruhigen Zeiten wiederholt in Lebensgefahr, besonders als er 1754 auf einer Reise nach Trankebar in die Hände französischer Parteigänger fiel. Am höchsten stieg die Noth, als die Franzosen 1758 abermals vor Madras rückten und die Stadt zwei Monate lang, wenn auch vergeblich, belagerten. Wiederum wurde die Missionsgemeinde zerstreut und ihre Kirche verwüstet. Auch in den folgenden Jahren kam F. wenig zur Ruhe. Ansteckende Krankheiten,

Theuerung und Hungersnoth wütheten fast ununterbrochen, mahrattische Räuberbanden machten die Umgegend der Stadt unsicher, und die infolge des langwierigen Krieges allerorten überhandnehmende Sittenlosigkeit erschwerte das Missionswerk. Neue Leidensjahre kamen über die Mission, als sich der Nizam von Haidarabad mit dem tapferen Haider Ali, dem Herrscher von Maissur, gegen die Engländer verband und diese 1769 zu einem schimpflichen Frieden nöthigte. F. entfaltete während aller dieser Kriege eine unermüdliche Thätigkeit. Seiner treuen Sorge ist es zu danken, daß die Missionsgemeinde in Madras nicht völlig unterging. Selbst in der Zeit der französischen Herrschaft hielt er sie so gut als irgend möglich zusammen und vertheidigte sie gegen die Angriffe der mit den Franzosen eingezogenen katholischen Priester. Fast alljährlich gelang es ihm, außer den Heiden auch Katholiken zu bekehren. Selbst ein portugiesischer Dominicaner war unter seinen Katechumenen. Die Heidenpredigt betrieb er, so oft es die politischen Verhältnisse gestatteten, mit großem Eifer, so daß seine Gemeinde allmählich auf 800 Seelen anwuchs. Viele gewann er namentlich durch die Vertheilung eines gedruckten „Briefes an die malabarische Nation" in tamulischer Sprache, der die Hauptlehren des Christenthums kurz und allgemein verständlich zusammenfaßte. Um auch die wirthschaftliche Lage seiner Gemeindeglieder zu verbessern, ließ er sie im Weben und Mattenflechten unterrichten und verschaffte ihnen dadurch lohnende Beschäftigung.

Am bedeutsamsten und nachhaltigsten hat F. bis auf den heutigen Tag durch seine umfangreiche litterarische Thätigkeit gewirkt. Auf diesem Gebiete hat er wahrhaft Großes geleistet. Sein Hauptwerk ist eine mustergültige tamulische Bibelübersetzung. Schon Ziegenbalg hatte begonnen, um den neubekehrten farbigen Christen eine sichere Bekenntnißgrundlage zu verschaffen, die Bibel ins Tamulische zu übersetzen. Bei seinem 1719 erfolgten Tode war der Druck des Neuen Testaments abgeschlossen, und der 1. Theil des Alten bis zum Buche der Richter lag druckfertig vor. Sein Nachfolger Benjamin Schultze vollendete das Werk, so daß die ganze Bibel 1728 im Druck erschien. Da Schultze aber ziemlich flüchtig gearbeitet und die Sprache recht unvollkommen beherrscht hatte, machte sich bald eine Revision der Uebersetzung nöthig, an der sich hauptsächlich die Missionare Walther und Pressier betheiligten. Als Probe ihrer Arbeit ließen sie 1739 das Evangelium des Matthäus drucken. Ihre Correcturen beseitigten indeß fast nur die äußerlichen sprachlichen Härten, ließen dagegen viele Sinnfehler stehen und gingen nicht durchgängig auf den Grundtext zurück. Deshalb nahm F., der sowol die Grundsprachen als auch das Tamulische gründlich beherrschte, mitten unter den Kriegswirren die wichtige Sache von neuem in die Hand. Da er mit gewissenhaftester Gründlichkeit arbeitete, wurde aus seiner geplanten Revision bald eine völlig neue originale Uebersetzung, die noch heute in den lutherischen Gemeinden des Tamulenlandes täglich gebraucht wird und sich durch Sinngemäßheit, Deutlichkeit, Kraft, Kürze und Schönheit des Stils vor der älteren auszeichnet. 1750 hatte er das Neue Testament vollendet. Nachdem er es nochmals mit Hülfe eines tamulischen Sprachgelehrten Wort für Wort durchgegangen hatte, begann 1754 in Trankebar der Druck, der infolge mannichfacher Verzögerungen erst 1758 zum Abschluß kam. Eine abermals genau revidirte Ausgabe druckte er selbst in Madras in den Jahren 1766—72. 1756 begann er mit der Uebersetzung des Alten Testaments, das in einzelnen Theilen allmählich vollendet und gedruckt wurde. Außer der Bibel unterzog er auch den von Ziegenbalg übersetzten lutherischen Katechismus einer genauen Revision. Zu besonderem Danke verpflichtete er sich die Missionsgemeinden durch die Uebersetzung

deutscher evangelischer Kirchenlieder ins Portugiesische und Tamulische. Schon Ziegenbalg hatte 1715 ein tamulisches Gesangbuch mit 48 Liedern herausgegeben. Sein Nachfolger Gründler erweiterte es auf 100, Benjamin Schultze auf 212 und Theodosius Walther auf 292 Lieder. Indessen enthielten diese verschiedenen Ausgaben manche minderwerthige, theils geistlose, theils mangelhaft übersetzte Beiträge. Deshalb begann F. seit 1747 ganz selbständig eine Reihe deutscher Kernlieder in beide Landessprachen zu übersetzen, und nachdem sie sich im Gebrauch der eingeborenen Christen bewährt hatten, ließ er 1765 in Vepery ein portugiesisches und 1774 in Madras ein tamulisches Gesangbuch drucken, das noch heute in den Missionsgemeinden in Gebrauch ist. Neben Bibel, Katechismus und Gesangbuch hat er noch eine Reihe anderer theologischer Hauptwerke übersetzt und herausgegeben, so 1765 Arnd's Paradiesgärtlein und 1773 Bogatzky's Schatzkästlein in portugiesischer Sprache. Einen von ihm selbst in polemischer Absicht verfaßten tamulischen „Spiegel des Papstthums" veröffentlichte er 1774 in Madras. Aus der dortigen Missionspresse gingen auch mehrere von ihm ausgearbeitete asketische Tractate hervor. In den letzten Jahren seines Lebens wollte er noch eine tamulische Predigtsammlung für die eingebornen Katecheten herausgeben, doch hinderte ihn der Tod an der Vollendung dieses Werkes. Neben den genannten theologischen Werken hat er auch mehrere philologische verfaßt, die für die Missionare lange Zeit von großem Nutzen waren. Zuerst erschien 1778 eine malabarische Grammatik, die später von seinem Nachfolger Gericke neu bearbeitet wurde, dann 1779 ein tamulisch-englisches und 1786 ein englisch-tamulisches Wörterbuch, welche eine Hauptgrundlage für alle späteren Arbeiten dieser Art bildeten.

Gegen Ende seines Lebens gerieth F. nicht ohne eigene Schuld mehrfach in große Bedrängniß. Da in Europa mit der zunehmenden Aufklärung das Interesse für die Heidenbekehrung immer mehr schwand, verminderten sich die freiwilligen Beiträge der Missionsfreunde von Jahr zu Jahr. Weil aber die Kosten für das stetig sich erweiternde Missionswerk eher zu- als abnahmen, kam F., um den Ausfall auf anderweite Art zu decken, auf den unglücklichen Gedanken, die angesammelten Capitalien der Mission, die meist aus milden Stiftungen herrührten und unter seiner Verwaltung standen, sowie verschiedene Geldsummen, die ihm als dem Manne allgemeinsten Vertrauens von Europäern und Eingeborenen zur Aufbewahrung übergeben worden waren, auf eigene Gefahr hin auszuleihen, da der Zinsfuß in Madras infolge der Kriegswirren damals ein ungewöhnlich hoher war. Leider verfuhr er bei seinen Speculationen infolge mangelnder Geschäftsgewandtheit nicht mit genügender Vorsicht. Er gab das Geld an unsichere Schuldner, deren Zahlungsunfähigkeit sich allmählich herausstellte. Da sich nun allgemeines Mißtrauen gegen ihn regte und seine Gläubiger auf Rückgabe ihrer Depots drangen, kam es 1778 zum Concurs, durch den der Mission, abgesehen von dem moralischen Nachtheile, ein Schaden von mehr als 100 000 Thalern erwuchs. F. gerieth durch dieses Unglück in die peinlichste Verlegenheit und verfiel vor Aufregung in ein schweres Fieber. Er wurde von seinem Amte suspendirt und endlich auf Betreiben seiner Gläubiger vorübergehend in Schuldhaft gesetzt. Nachdem er jedoch den ersten Schreck überwunden hatte, ließ er alle Widerwärtigkeiten mit bewunderungswürdigem Gleichmuth über sich ergehen. Im Gefängniß beschäftigte er sich hauptsächlich mit litterarischen Arbeiten. Als 1782 sein treuer College Breithaupt starb, übernahm er selbst wieder die Leitung der Mission und führte sie trotz zunehmender Alters- und Gedächtnißschwäche noch eine Reihe von Jahren hindurch fort. 1788 gerieth er abermals ins Gefängniß,

da ein ungetreuer eingeborner Katechet hinter seinem Rücken Kirchengelder verschleudert und die Mission mit Schulden belastet hatte, die F. nicht decken konnte. Er wurde zwar bald wieder freigelassen, sah aber nun ein, daß er sein Amt nicht weiter fortführen könnte und legte es daher im September 1788 in die Hände seines Nachfolgers Gericke nieder. Er wollte nun Madras verlassen, doch kam er 1789 wegen Zahlungsunfähigkeit zum 3. Male ins Gefängniß. Dies Mal mußte er zwei Jahre in Haft bleiben. Nachdem er im Gefängniß das 50jährige Jubiläum als Missionar und dann nach Wiedererlangung der Freiheit seinen 80. Geburtstag gefeiert hatte, starb er einen Tag darauf am 23. Januar 1791 und wurde in der Missionskirche zu Madras begraben.

Hallesche Missionsnachrichten: alte Band 4—7, neue Band 1—4. — W. Germann, Johann Philipp Fabricius. Erlangen 1865. — Plitt-Hardeland, Geschichte d. lutherischen Mission 1, 156. Leipzig 1894.

Viktor Hantzsch.

Fahne: Anton F., Historiker und Genealoge, wurde am 28. Februar 1805 zu Münster in Westfalen geboren. Nachdem er von 1818—1823 das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, wandte er sich der Handlungswissenschaft zu, um dieselbe schon bald mit dem Studium der Medicin in Bonn zu vertauschen. Später hörte er philosophische, kirchengeschichtliche und dogmatische Vorlesungen, letztere bei Hermes, um sich dann (und zwar in Bonn) ausschließlich auf juristische und historische Studien unter Walter, Mackeldey, Niebuhr und Grauert zu werfen. Hüllmann's Vorträge fesselten ihn besonders und vertieften seine Liebe zur Geschichte, für welche er von Jugend auf ein lebhaftes Interesse bewiesen hatte. Dagegen war es Christian Kapp, der ihn für die Kunst und namentlich die Antike zu begeistern wußte. Von Bonn aus trat F. eine Reise nach Würzburg, Bamberg, Prag und Dresden an, um dann in Berlin seine juristischen Studien unter Savigny, Jarke und Gans fortzusetzen. Das freundschaftliche Wohlwollen, welches ihm Gans bewies, war für ihn von großer Bedeutung. Im Herbst 1829 kehrte er nach Münster zurück und machte dort sein Examen als Auscultator. Im J. 1831 reiste er nach Südfrankreich, um das Seebad Cette zu benutzen. Diese Reise zeitigte sein erstes Werk „Bilder aus Südfrankreich". Eine Reise nach der Schweiz folgte bald. Nachdem er sein Referendarexamen bestanden hatte, ließ er sich beim Justizsenat in Ehrenbreitstein beschäftigen. Der Umgang mit einer Reihe trefflicher Männer (beispielsweise Franz Halm) befestigte ihn in seiner Liebe zur Geschichte im allgemeinen und für die des Rheines und der Rheinlande ganz besonders. Im J. 1834 wurde F. auf seinen Wunsch nach Düsseldorf versetzt und trat 1836 die Verwaltung des Friedensgerichts zu Jülich an. Seine Ernennung zum Friedensrichter in Jülich erfolgte bereits 1836 und 1838 seine Versetzung in gleicher Eigenschaft nach Bensberg bei Köln. Im J. 1842 trat er mit unbestimmtem Urlaub von seinem Amte zurück, um verwickelte Familienverhältnisse zu regeln (nähere Angaben in Fahne's Werk „Die Fahnenburg und ihre Bildergallerie" S. 85 ff.) und die begonnenen litterarischen Unternehmungen besser fördern zu können. Den Plan zu seinen historisch-genealogischen Forschungen hatte er während seiner Amtsthätigkeit in Bensberg gefaßt, vor allen Dingen angeregt durch das Kölner Schreinsarchiv, welches damals beim Bensberger Landgericht deponirt war. Als Frucht der Benutzung dieses reichhaltigen Materials darf in erster Linie das zweibändige Werk „Geschichte der kölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter" betrachtet werden; doch hatte er für dasselbe auch archivalische Studien an verschiedenen Orten des Rheinlandes, in Südfrankreich, Italien, in der

Schweiz, in Süddeutschland, in Belgien und Holland gemacht. In dieser Zeit, und zwar in den Jahren von 1842—1858, bewohnte F. das geschichtlich denkwürdige Haus Roland, Eigenthum seines Schwiegervaters, des Friedensrichters Stommel aus Aachen. „Ein Besitzthum mit so vielen landschaftlichen Reizen", schreibt F., „konnte nicht verfehlen, sich geltend zu machen. Es liegen von Anfang dieses Jahrhunderts bis zu den vierziger Jahren Nachrichten vor, welche mit den lebendigsten Farben die ländlichen Vergnügungen schildern, die man Sonntags in dem Vorpark von Roland genossen habe. — — — — Potenzierter war das Leben in dem oberen Parke und dem darin stehenden Schlosse. Hier hatte sich jugendliche Lust mit Poesie, Kunst und Wissen gepaart und ihre Lockungen den Naturreizen zugesellt". An diesem gesellig-heitern Treiben betheiligte sich nicht zuletzt die Düsseldorfer Künstlerschaft, welche den Festen in Roland einen künstlerischen Schwung verlieh. Im J. 1855 faßte F. den Entschluß, nach der Fahnenburg, einem 1846 von ihm unweit des Weges von Düsseldorf nach Grafenberg erbauten Forsthause, überzusiedeln. Ein vollständiger Umbau war zur Aufnahme seiner Gemälde- und Büchersammlung erforderlich. Dieser kam in den folgenden Jahren zu Stande und 1858 bezog er das neue Heim. Für großartige Feste, wie sie Haus Roland so oft gesehen, war hier kein Raum mehr. Das Haus reichte nur für Fahne's Wohnung und seine umfangreichen Sammlungen; der Park war nicht zur Aufnahme großer Menschenmassen geeignet. Für den lebendigen, langjährigen Verkehr mit der Künstlerschaft suchte F. Ersatz in seinen immer eifriger betriebenen Forschungen und Arbeiten, so daß er 1858 (Fußnote zu der Geschichte der Westphälischen Geschlechter) schreiben konnte: „Ich arbeite jetzt schon 21 Jahre täglich 16 Stunden unausgesetzt. Dieses zur geneigten Berücksichtigung, da es sonst auffallen und wol unmöglich erscheinen möchte, solche Werke, an denen nur einer allein arbeiten kann, in so kurzer Zeit zu liefern". Nur unter diesen Umständen ist die große Zahl seiner Werke, die ganz besonders mühsame Vorarbeiten erforderten, erklärlich. Dieser seltene Fleiß wurde aufs trefflichste durch eine nie ermattende Arbeitslust unterstützt. Dabei blieb die Fahnenburg ein Mittelpunkt der Gastfreiheit, ein Sammelpunkt von Künstlern, Gelehrten, Dichtern und hohen Beamten.

So hatte F. seinem Namen in den weitesten Kreisen nicht nur durch seine geschichtlich-genealogischen Forschungen, welche oft ins Gebiet der Culturgeschichte hinübergriffen, einen ehrenvollen Klang verschafft, sondern auch durch seine vielfachen geselligen Beziehungen und Freundschaftsverhältnisse. Jede Einseitigkeit wußte der eifrige Sammler und Forscher zu vermeiden und auch in den Tagesfragen, in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, war er durchaus bewandert, wie eine große Anzahl seiner Schriften zur Genüge beweist. Zudem war F. ein guter Zeichner, ein feinsinniger Kunstkenner, der mit Geschmack eine sehr beachtenswerthe Gemäldegalerie in der Fahnenburg (siehe „Die Fahnenburg und ihre Bildergallerie") sammelte, ein tüchtiger Musiker und Componist, ein beachtenswerther Archäologe. Für das Studium der Genealogie und Heraldik in Rheinland und Westfalen ist er von bahnbrechender Bedeutung geworden; auch die Culturgeschichte dieser Provinzen verdankt ihm nennenswerthe Förderungen. So dankenswerth aber seine großen genealogischen Werke sind, so müssen sie doch mit einiger Vorsicht aufgenommen werden, da ihnen Vollständigkeit und Genauigkeit der Aufzeichnungen hin und wieder mangelt. Vor allen Dingen ist die Forschung über die niederrheinischen Landwehren längst zu andern Grundanschauungen gekommen, wie sie F. und nach ihm J. Schneider vertreten haben. Diese Mängel wurden schon früh erkannt und trugen F. manche Anfeindung ein, welche allerdings durch zahl-

reiche Ehrungen (er wurde zum Ehrenmitglied vieler gelehrten Gesellschaften ernannt) im In- und Auslande wett gemacht wurden. Bis in die letzten Lebensjahre hinein erfreute sich F. einer vorzüglichen Gesundheit. Als diese wankend wurde, verminderte sich seine Arbeitslust doch keineswegs, bis ihn der Tod am 12. Januar 1883 auf seiner geliebten Fahnenburg abrief, nachdem er fast fünfzig Jahre zu den hervorragendsten Geschichtsforschern am Niederrhein gezählt hatte. Drei Tage später fand er auf dem Friedhofe zu Gerresheim seine letzte Ruhestätte.

F., der rastlose Forscher auf den verschiedensten Gebieten, war trotzdem ein jovialer Gesellschafter, der im ausgelassenen Zecherkreis oder in der heitern Künstlerwelt sein volles Genügen zu finden schien; ein mit feinem Humor begabter leutseliger Wirth, der für seine Gäste alles opferte; ein fester Charakter, gestählt durch ein reich bewegtes Leben; eine seltsame Mischung des zähen Westfalen (wie er sich in seinen mühseligen Forschungen documentirte) und des lebensfrohen Rheinländers, der beim Becherklang, bei Lied und Spiel alles zu vergessen schien; ein Forscher, der auf dem genealogisch-historischen Gebiet im rheinisch-westfälischen Kreise zu allen Zeiten Beachtung finden wird.

Zu den bedeutungsvollsten seiner historisch-genealogischen Publicationen zählen: „Die Düsseldorfer Malerschule in den Jahren 1834, 1835 und 1836"; „Geschichte der adligen Familie von Stommel in ihren verschiedenen Linien"; „Diplomatische Beiträge zur Geschichte des Kölner Domes"; „Geschichte der kölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter"; „Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund"; „Geschichte der westphälischen Geschlechter"; „Geschichte der Herren und Freiherren von Hövel"; „Die Dynasten, Freiherrn und jetzigen Grafen von Bocholtz"; „Geschichte der Grafen, jetzigen Fürsten zu Salm-Reifferscheid"; „Die Landwehr oder Limes imperii Romani am Niederrhein" (Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins IV, 1 ff.); „Schloß Landsberg und die römische Landwehr" (ebenda X, 116 ff.); „Die Landwehr von Velbert bis Hückeswagen" (ebenda XIV, 137 ff.). Von den juristischen Schriften erwähnen wir: „Das Fenster- und Licht-Recht nach römischem, deutschem, preußischem und französischem Rechte"; „Etwas über Ehrenkränkungen"; „Das Staatsamt und die Gesetze vom 29. März 1844"; „Der politische Jesuitismus im neuen preußischen Jagdrecht"; „Ueber die Pflicht des Staates, die rheinischen Jagdeigenthümer des rechten Rheinufers zu entschädigen". (Ein genaues Verzeichniß findet sich im Anhang seiner „Forschungen auf dem Gebiet der rheinischen und westphälischen Geschichte".)

Nach Mittheilungen der Familie im Nekrolog der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins (XIX, 207 ff.) und seinen Werken.

O. Schell.

Faißt: Immanuel F., Musiker, 1823—1894. — F. wurde am 13. October 1823 in Eßlingen als Sohn eines Schullehrers geboren. Obwol sich seine musikalische Begabung sehr früh deutlich zeigte, wurde er doch für das Studium der protestantischen Theologie bestimmt und hat nach der Lateinschule seiner Vaterstadt 1836—1840 das niedere theologische Seminar Schönthal, 1840—1844 das Tübinger Stift durchlaufen und im Sommer 1844 die erste theologische Dienstprüfung bestanden. Dieser Schulung verdankte er seine gründliche und umfassende gelehrte Bildung, die ihm auch in seinem späteren Berufe Richtung und Sicherheit der Ausübung gab. Er war in Tübingen die Seele aller musikalischen Bestrebungen, die festeste Stütze Silcher's, dem er in manchen Dingen schon damals überlegen war. Nach Absolvirung des theologischen Studiums ergriff er aber die Musik als Lebensberuf und ging, durch ein Stipendium für das Studium der Kirchenmusik unterstützt, im

Herbst 1844 zu Mendelssohn nach Berlin. Als dieser bald nach Leipzig übersiedelte, empfahl er ihn als Schüler an Dehn, der neben den Organisten Haupt und Thiele sein Lehrer wurde. Schon in Berlin, dann auf der Heimreise 1846 in Leipzig, Dresden, Prag, Wien, München gab er Orgelconcerte, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Im Herbst 1846 ließ sich F. als Privatlehrer der Musik in Stuttgart nieder, wurde aber rasch zu den verschiedensten wichtigen Unternehmungen herbeigezogen. Schon im J. 1847 wurde er Dirigent des „Vereins für classische Kirchenmusik", der ein Jahr zuvor als „Verein für alte Kirchenmusik" von Aloys Schmitt gegründet worden war. Diesen Posten, der seiner Natur und Fähigkeit ganz besonders entsprach, hat F. bis 1891 behauptet und dem Verein unter den deutschen Kirchengesangvereinen eine der ersten Stellen errungen. Streng, doch nicht engherzig in der Wahl der Musikwerke, war er unermüdlich eifrig im Einüben und Dirigiren; seinem Singchor anzugehören war eine wahre Freude, eine noch größere, von ihm gelobt zu werden; sein feines und geübtes Ohr war unbestechlich, seine Beherrschung der Partitur staunenswerth. Zumal die großen Meister seines eigentlichsten Faches, Bach und Händel, konnten nicht wol besser zu Gehör gebracht werden als durch seine Leitung. So war es auch selbstverständlich, daß der erste, je ein großes Oratorium Händel's enthaltende Abend der drei ersten Stuttgarter Musikfeste 1885, 1888 und 1891 von ihm geleitet wurde. Nicht viel später wurde F. Dirigent des Stuttgarter Liederkranzes, blieb es aber nur bis 1857; ebenso war er nicht nur 1849 unter den Gründern des Schwäbischen Sängerbundes, sondern auch bis 1892 Ausschußmitglied desselben und Dirigent der allermeisten schwäbischen Liederfeste oder anderer vom Bunde veranstalteten Musikproductionen; ebenso hat er drei Mal Feste des pfälzischen Sängerbunds dirigirt, beim eidgenössischen als Preisrichter mitgewirkt und sich 1862 an der Gründung des allgemeinen deutschen Sängerbunds betheiligt. So ist er auch Ehrenmitglied einer ganzen Anzahl größerer und kleinerer Männergesangvereine geworden und 1878 Mitglied des musikalisch-technischen Ausschusses des evangelischen Kirchengesangvereins. Auf seinem Leibinstrument, der Orgel, hat er in jüngeren Jahren noch einige Concerte in Leipzig, Dresden, Baden, der Schweiz gegeben; später war er lange Zeit Organist an der Stuttgarter Stiftskirche und Dirigent des Stiftschors, daneben Leiter der staatlichen Orgelschule. Den Stuttgarter Orchesterverein hat er 1858—1860 dirigirt. Von 1849 an war er Gesangslehrer am Katharinenstift. In den Mittelpunkt des Stuttgarter Musiklebens kam F. 1857 durch die Gründung der Musikschule (später „Conservatorium"), an der er sofort Lehrer, von 1859 an neben Lebert Vorstand wurde; er hat dort Orgelspiel, Chorgesang, Zusammenspiel und Compositionslehre gelehrt. Endlich war er seit 1855 Mitglied der Prüfungscommission für die evangelischen Volksschullehrer, seit 1872 des von Reichswegen eingesetzten musikalischen Sachverständigenvereins für Württemberg. Am 25. Januar 1849 hat sich F. bei der philosophischen Facultät Tübingen den Doctorgrad durch seine „Beiträge zur Geschichte der Claviersonate" erworben; seit 1856 hatte er den Titel Professor. — Die Vereinigung so vieler, zum Theil sehr zeitraubender Aemter hätte eine schwächere Natur früh erschöpfen müssen. Körperkraft und Willensstärke hielt ihn aufrecht, obwol er schon in gesunden Tagen die Ueberanstrengung durch Schlaflosigkeit büßen mußte. Vom Musikfest 1891 an aber kränkelte er und ist am 5. Juni 1894 von schwerem Leiden durch den Tod erlöst worden.

Faißt's Grundeigenschaften waren Kraft, Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit. Sie charakterisiren auch seine ganze Künstlerthätigkeit. Er war aus-

gezeichnet durch markige Energie und solide Arbeit in seinen Compositionen, zweifellos bedeutender aber als Dirigent, am bedeutendsten wol als Lehrer. Die Menge von musikalischer Bildung, die er verbreitet hat, ist kaum übersehbar, und so streng er als Dirigent und Lehrer war, so gerne gehorchte man ihm, weil er von sich selbst am allermeisten forderte. — Auf Nennung seiner Compositionen muß ich verzichten; sie erstrecken sich auf Orgel, Clavier, Gesang, gemischten und Männerchor, Orchester, und haben ihre Hauptstärke in der kirchlichen Tonkunst. Besonders bedeutend sind seine Bearbeitungen fremder Werke und seine musikpädagogischen Werke. So hat er für die große Händel-Ausgabe einige Clavierauszüge geliefert, schon in Berlin einen von Haydn's „Schöpfung" gemacht. Am bekanntesten ist die instructive Ausgabe classischer Clavierwerke geworden, die er mit Lebert u. A. zusammen bei Cotta herausgegeben hat. Mit Ludwig Stark zusammen gab er 1880—1883 eine „Elementar- und Chorgesangschule" heraus und schrieb 1881 „Zur Hebung des Gesangsunterrichts in den evangelischen Volksschulen Württembergs". Sonst besonders Hymnologisches: 1850 „25 Chormelodien der evangelischen Kirche aus dem 16. und 17. Jahrhundert, in ihrer ursprünglichen Form herausgegeben"; 1854 „Die Melodien des deutschen evangelischen Kirchengesangbuchs in vierstimmigem Satze" (mit Tucher und J. Zahn); 1876 dritte Auflage des „Choralbuchs für die evangelische Kirche in Württemberg". — In Faißt's Jugend fallen einige Beiträge in Schumann's Zeitschrift für Musik; über Kirchentonarten in der Musikalischen Zeitschrift; „Zur Geschichte der Clavier-sonate" (Doctorarbeit, s. o.) in Dehn's Cäcilia, Bd. 25 u. 26.

Schwäbischer Merkur 1894, S. 1145 (von Otto Elben). — Lehrer-Bote 1894, S. 53—55, 61—64 und Neue Musik-Zeitung 1894, S. 148 f. (von Heinrich Lang). — Korrespondenzblatt des evangel. Kirchengesang-vereins 1894, Nr. 7 (von Heinrich Köstlin). — S. Kümmerle, Encyklopädie der evangelischen Kirchenmusik (1888), Band 1, S. 394—396. — Württembergisches Magisterbuch.

Hermann Fischer.

Falbe: Gotthilf Samuel F., königl. Schulrath und Director des Gymnasiums zu Stargard in Pommern, ist geboren am 11. April 1768 zu Woldenberg in der Neumark, aus einer alten, ursprünglich ritterbürtigen Familie als Sohn eines Ackerbürgers. Die sehr einfache und zurückgezogene Lebensweise der Eltern übte auf den Knaben großen Einfluß aus im Sinne einer innerlichen Lebensauffassung und -Bethätigung. Nach anfänglich wenig förderndem Besuch der heimischen Stadtschule bezog F. infolge eifriger Verwendung des tüchtigen Oberpfarrers Clausius 1783 das Friedrichswerder'sche Gymnasium zu Berlin. Den anfangs mehr als dürftigen Verhältnissen bald durch die Fürsorge des trefflichen Directors Gedike (s. A. D. B. VIII, 787), der seinen Fleiß durch musterhafte Zeugnisse anerkannte, wie durch eigene Thatkraft, entwachsen, bezog er 1790 die Universität Halle, mit Stipendien gut ausgestattet, in regem Verkehr noch mit Gedike, der ihn an Fr. A. Wolf (s. A. D. B. XLIII, 737) empfahl. So gewann er, obwol Theologe, besonderes Interesse für das Schulfach; aus dem philologischen Seminar Wolf's ging er daher 1792 direct in Gedike's Seminar zur Bildung gelehrter Schulmänner über, und konnte schon 1793 eine Professur am Gröning'schen Gymnasium und das Subrectorat der Rathsschule in Stargard annehmen, die ihm wenig Lohn, aber viele Muße gewährten. Seinen tieferen Studien über griechische Moral setzte der Mangel einer Bibliothek einen Damm entgegen; so bethätigte er sich denn namentlich im Uebersetzen von Theognis, Lucian, Horaz, Homer, wobei aber das prosodisch Exacte gar zu sehr in den Vorder-

grund trat. Seit 1806 war er Rector an beiden Anstalten, und als bald nachher die Regierung ihren Sitz in Stargard nahm, wurde er auch Schulrath; er wandelte nunmehr die vereinigten dortigen Anstalten in ein ordentliches Gymnasium um, das er bis 1843 als Director geleitet hat. Infolge seiner unermüdlichen Fürsorge brachte er die Anstalt zu hoher Blüthe und blieb seiner Neuschöpfung trotz wiederholter Berufungen in besser dotirte Aemter treu. Während dieser Zeit hat er, obwol später nicht jeder gesellschaftlichen Bethätigung entzogen, fortwährend pädagogischen, vorwiegend aber classischen Studien obgelegen, erst nach seiner Pensionirung kehrte er ihnen den Rücken und wandte sich ganz der deutschen Dichtung zu. Er starb kinderlos 1849, allseitig hochgeehrt. Sein beträchtliches Vermögen, das er redlich erspart hatte, bestimmte er fast ganz für milde Stiftungen, besonders an verschiedenen Schulen, und für wissenschaftliche Arbeiten, z. B. für eine Geschichte seiner Vaterstadt. Seine umfangreiche Bibliothek erbte seine Anstalt, auch seine Manuscripte, in denen der ganze Schatz seiner Arbeit auf classischem Gebiete noch ungehoben steckt. Veröffentlicht hat er selbst fast nur eine große Zahl von Programmabhandlungen.

v. Nießen.

Falk: Friedrich F., Arzt, geboren zu Berlin am 8. Juli 1840 und daselbst als außerordentlicher Professor der gerichtlichen Medicin sowie als Physicus des Teltower Kreises am 17. October 1893 gestorben, studirte seit 1857 in seiner Vaterstadt, sowie in Leipzig und Würzburg, erlangte an letztgenannter Universität 1862 die Doctorwürde und ließ sich nach erlangter Approbation als Arzt in Berlin nieder, wo er 1869 als Docent für gerichtliche Medicin und Geschichte der Medicin zugelassen wurde, 1876 Physicus des Kreises Teltow wurde und 1886 in eine außerordentliche Professur einrückte, die er bis zu seinem Lebensende bekleidete. F. verband mit anerkennenswerthem Experimentirtalent eine profunde Gelehrsamkeit, besonders auch in philologischen und linguistischen Wissenschaften. So kam es, daß er neben seinem Hauptgebiete, dem der gerichtlichen Staatsarzneikunde, auch die Geschichte der Medicin mit großem Erfolg gepflegt hat. In den genannten Disciplinen hat er ebenso zahlreiche wie werthvolle Arbeiten geliefert. Außer seiner Doctordissertation über die äußerliche Anwendung des Jods veröffentlichte F. Studien über die Hautnerven, Blutgase, Veränderungen der Blutfarbe durch abnorm hohe Temperaturen, nach dem Tode und bei Kohlenoxydvergiftung, über den Tod im Wasser, über das Verhalten von Fermenten und Infectionsstoffen im Körper, über entgiftende Vorgänge im Erdboden, über Lungenödem, Strangulationstod, Impftuberculose, Verbrennung, Chromvergiftung, über Allgemein-Erscheinungen bei gestörter Harnabscheidung, Lungenentzündung nach Kopfverletzung, Eisenbahn-Verletzungen, sanitätspolizeiliche Ueberwachung der Schulen u. a. m. Von den Veröffentlichungen Falk's zur Geschichte und Geographie der Heilkunde sind durchaus erwähnenswerth: „Studien über Irrenheilkunde der Alten" (Zeitschr. f. Psychiatrie 1866, XXXIII); „Ueber die geographische Verbreitung einiger Augenkrankheiten" (Schmidt's Jahrbb. Bd. 159, 1873); „Zur historisch-geographischen Pathologie perniciöser Wundfieber" (Arch. f. Chir. XV, 1873); „Ueber die geographische Verbreitung perniciöser Wundfieber" (Berliner klin. Wochenschr. X, 1873); „Galen's Lehre vom gesunden und kranken Nervensystem" (Leipzig 1870); „Die pathologische Anatomie und Physiologie des Morgagni (1682—1771)" (Berlin 1887); „Die specielle Pathologie und Therapie der Systematiker des 18. Jahrhunderts" (Zeitschr. f. klin. Medicin 1890—92); „Die geschichtliche Entwicklung der experimentellen Medicin" (Virchow's Arch. 1893—94, z. Th.

posthum erschienen). F. war ein Gelehrter im besten Wortsinne, schlicht, bescheiden, ehrlich, allem Scheinen und Gemeinen abhold. Für die Wissenschaft ist er viel zu jung gestorben. Pagel.

Falkenstein: Johann Paul Freiherr von F., sächsischer Staatsmann, erblickte am 15. Juni 1801 zu Pegau als Sproß eines alten fränkischen, seit Alters in der Gegend von Plauen und Hof angesessenen Geschlechts das Licht der Welt. Das Glück, im Elternhause aufzuwachsen, wurde ihm nicht zu Theil, denn kurz nach seiner Geburt trennte sich sein Vater Heinrich Gottlob Peter v. F., Premierlieutenant und Adjutant im kursächsischen Carabinierregimente, von seiner Mutter, einer Tochter des Amtmannes Tischer in Lützen. Vierjährig kam er von seiner Mutter weg in das Haus seines mütterlichen Oheims, des kinderlosen Kreisamtmannes und späteren Regierungsrathes C. A. Just, der als tüchtiger Leiter des Kreisamtes Tennstädt weit über die Grenzen Thüringens bekannt war und die angesehensten Männer zu seinen Freunden zählte. Auch Goethe verkehrte während eines Curaufenthaltes in Tennstedt Sommer 1816 häufig in seinem Hause und nahm den aufgeweckten jungen F. gern auf seine Spaziergänge mit. Der alte Just und seine treffliche Gattin, eine Frau von tiefem Gemüthe und poetischer Veranlagung, thaten alles, ihrem Pflegesohne das Elternhaus zu ersetzen. Von ihnen selbst in den Elementarfächern unterrichtet, später von einem wenig geeigneten Hauslehrer, Namens Hennig, im Lateinischen und in Geschichte weitergebildet, trat er 1814 in die Klosterschule zu Roßleben ein, die in jeder Beziehung das Abbild einer Fürstenschule war. Als Primus omnium verließ er sie 1819 mit einem vorzüglichen Reifezeugnisse. Der auf dem Gymnasium verbrachten Zeit erinnerte er sich bis in sein höchstes Alter gern und bewahrte seinen Lehrern, namentlich dem Rector Wilhelm, der sich seiner väterlich angenommen hatte, stets ein liebevolles Andenken. Nach einer kurzen Erholungsreise, auf der er seinen bald nachher verstorbenen Vater in Schleusingen kennen und schätzen gelernt hatte, bezog er die Universität Leipzig. Als Student der Rechte schloß er sich an die damals berühmten Juristen Biener, Wenck und Haubold an. Mehr aber als diese fesselte ihn der geniale Philolog Gottfried Hermann, von dessen Vorlesungen er während seiner Studienzeit keine versäumt zu haben sich rühmt. Nachdem er sein juristisches Staatsexamen, wie schon seine Reifeprüfung, mit der ersten Censur cum elogio bestanden und den Acceß gleichzeitig beim Leipziger Kreisamte und Stadtgerichte gemacht hatte, habilitirte er sich, seiner früh erwachten Neigung folgend, als Privatdocent an der Universität Leipzig. Seine zum Theil lateinisch gehaltenen Vorlesungen über Institutionen, Pandekten, Ehe-, Obligationen- und sächsisches Privatrecht waren meist sehr gut besucht. Seine mit besonderen Vergünstigungen verbundene Ernennung zum Rathe in latere nobilium (adelige Bank) beim Oberhofgerichte in Leipzig am 13. September 1824 hielt ihn nicht von der Fortsetzung seiner Collegien und Examinatorien, sowie von mannichfachen litterarischen Arbeiten ab, unter denen ihn besonders eine gegen den Heidelberger Rechtslehrer Thibaut gerichtete Abhandlung über die „Theorie vom Beweise der Eigenthumsklage" (Archiv für die civilistische Praxis, Band X) bekannt machte. Trotz seiner sehr anstrengenden Thätigkeit fand er auch Zeit zu geselligem Verkehre. Gern ließ er sich in dem Hause des als Sachwalter berühmten Stadtrichters Winter, des Bürgermeisters Sickel, des Rathsmitgliedes Dr. Blümner und der Professoren Wenck, Weiße und G. Hermann sehen. Am häufigsten aber war er bei dem Kaufmann Gruner, zu dessen Tochter Constanze er frühzeitig Neigung faßte, und bei dem Buchhändler Göschen, der oft die berühmtesten Schriftsteller in seinem Hause vereinigte und

seinen Landsitz Hohnstädt bei Grimma zum Schauplatze ungezwungenster Geselligkeit machte. Ungern schied F. 1827 aus diesem Freundeskreise. Er siedelte nach Dresden über und trat auf Grund der von ihm gelieferten Probearbeiten als Hof- und Justizrath in die Landesregierung ein, nachdem er eine fast gleichzeitig ihm angebotene Appellationsrathsstelle ausgeschlagen hatte. Das mit der neuen Würde verbundene höhere Gehalt ermöglichte ihm die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches: seine Verlobung mit Constanze Gruner. Am 21. Juni 1829 verehelichte er sich mit ihr. Von den fünf Töchtern, die dem Bunde entsprossen, starben zwei im frühsten Alter. Ebenso schied der einzige Sohn, ein „herziger, körperlich sowohl als geistig schön entwickelter Knabe", zum großen Schmerze seiner Eltern im Alter von noch nicht sieben Jahren wieder aus dem Leben.

Als Mitglied der Landesregierung hatte er vielfach Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu zeigen. Bei Ausbruch der Unruhen in Sachsen 1830 als Commissar nach Großenhain geschickt, ließ er sich durch den sehr unfreundlichen Empfang seitens der Bevölkerung nicht einschüchtern, wußte vielmehr durch sein bestimmtes Auftreten und seine verständigen Maßnahmen bald Ruhe zu stiften. Ebenso bewährte sich seine Umsichtigkeit angesichts der Cholerageſahr 1831. Im Auftrage seiner Regierung begab er sich nach Prag und Halle, verabredete hier die nöthigen Sicherheitsmaßregeln und traf solche in eigener Person an verschiedenen Punkten der Landesgrenze. Endlich gelang es seiner Energie und seinem gewandten, gewinnenden Wesen, sich seiner heiklen Aufgabe bei Einführung der neuen Städteordnung in Grimma, Borna, Döbeln, Roßwein, Bischofswerda und Dresden zu aller Zufriedenheit zu entledigen. Am meisten Mühe hatte er mit der Residenzstadt. Doch hatte er die Genugthuung, schließlich mit Verleihung des Dresdner Ehrenbürgerrechtes ausgezeichnet zu werden.

Nachdem er 1834—35 als Geheimer Regierungsrath im Ministerium des Innern thätig gewesen war, wurde er vom 1. Mai 1835 an zum Kreisdirector in Leipzig ernannt. In dieser Eigenschaft war er gleichzeitig Vorstand der Kreisregierung und der Consistorialbehörde, Bevollmächtigter der Regierung bei der Universität, Vorsitzender im Censurcollegium und bei der Prüfungscommission für Theologen, endlich Commissar bei den verschiedensten öffentlichen Unternehmungen. Viel Verdrießlichkeit bereitete ihm anfänglich der Leipziger Stadtrath, der sich nicht recht in die veränderten Verhältnisse finden und in der Kreisdirection nicht seine unmittelbar vorgesetzte Behörde sehen wollte, viel Arbeit auch seine Stellung als Regierungsbevollmächtigter bei dem Comité der Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Bald galt es zwischen diesem und der Regierung, bald zwischen den innerhalb der Gesellschaft sich bekämpfenden Parteien, namentlich zwischen den beiden Urhebern des ganzen Unternehmens, zwischen List und Harkort, zu vermitteln. Ein glänzendes Zeugniß für seinen praktischen Blick ist es, daß er von vornherein und unbeirrt durch zahlreiche Anfeindungen der Regierung gegenüber die Nothwendigkeit der Eisenbahnverstaatlichung betonte und somit einen Standpunkt vertrat, der heut zu Tage als der einzig richtige anerkannt ist. Am 7. April 1839 eröffnete er die erste sächsische Bahn mit einer feierlichen Rede, die der Wichtigkeit des Augenblickes voll Rechnung trug. Seine auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues gesammelten Erfahrungen verwerthete er bei Ausführung der Leipzig-Hofer Bahn, die bald darauf von zwei in Leipzig und Altenburg zusammengetretenen Gesellschaften in Angriff genommen wurde, schließlich jedoch vom Staate zu Ende geführt werden mußte. Am wichtigsten war bei dem ganzen Unternehmen, wie sich Baiern zu der Frage einer Anschlußbahn von Hof nach

Süden stellen würde. Da bereits eine Gesellschaft die einleitenden Schritte zum Bau eines Schienenweges von München über Bamberg nach Coburg gethan hatte, fuhr F. nach München, um das Vorhaben zu vereiteln. Im August 1840 verhandelte er im Bade Brückenau mit König Ludwig persönlich und setzte in diesen Unterredungen, die ihm zeitlebens unvergeßlich blieben, durch, daß der Coburger Concurrenzbahn die staatliche Erlaubniß versagt, im Frühjahr 1841 dagegen mit dem Bau des Eisenstranges München-Nürnberg-Bamberg-Hof begonnen wurde. Es ist das alleinige Verdienst Falkenstein's, dieses für Sachsen wie Baiern gleich wichtige wirthschaftliche Unternehmen zu Stande gebracht zu haben.

Am liebsten von allen Pflichten als Kreisdirector war F. die Beschäftigung mit der Universität. Zu statten kam ihm hier, daß er aus seiner Privatdocentenzeit mit den meisten Professoren befreundet war und einen genauen Einblick in das Wesen der Universität und ihrer Einrichtungen hatte. Unter den mannichfachen Verdiensten, die er sich in dieser Zeit um die Landeshochschule erwarb, hebt er selbst die Berufung des berühmten Juristen W. E. Albrecht, eines der Göttinger Sieben, hervor, die ihm zwar eine ernste Rüge seitens der Regierung — die einzige seines Lebens — einbrachte, sich aber in der Folgezeit als eine große Segnung erwies.

1844 erfolgte seine Ernennung zum Minister des Innern. Mit Ehren aller Art, unter denen die Verleihung des Ehrendoctortitels seitens der philosophischen und juristischen Facultät, sowie des Ehrenbürgerbriefes der Stadt Leipzig erwähnt sein möge, während seines Leipziger Aufenthaltes überhäuft, siedelte er am 30. August 1844 in einem von dem Directorium der Eisenbahn aus Dankbarkeit gestellten Sonderzuge nach Dresden über. Zwei elementare Ereignisse stellten gleich im Anfange seiner Ministerzeit ungewöhnliche Anforderungen an seine Kräfte: der große Brand von Plauen 1844 und die Wasserverheerungen des Jahres 1845, von denen die Landeshauptstadt besonders schwer getroffen wurde. Auch die langwierigen Grenzregulirungen mit Oesterreich in der Lausitz und die neue Maß- und Gewichtsgesetzgebung machten ihm viel zu schaffen, wenngleich ihm bei letzterer der Geheime Regierungsrath v. Weißenbach und nach dessen Tode der Geheime Regierungsrath Dr. Weinlig, den er sich nicht ohne Widerspruch des Königs und gegen die Stimmen vieler maßgebenden Personen „mit kühnem Griffe von der Professur aus Erlangen geholt hatte", sehr hülfreich zur Hand gingen. Am deutlichsten offenbarte sich sein Verwaltungstalent bei der großen Theuerung 1846/7. Durch eine vollkommen neue nationalökonomische Politik brachte er den Staat über diese schwere Zeit geschickt hinweg, indem er nicht, wie es in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegte, die Getreidepreise zu drücken, sondern im Gegentheile, selbst mit Opfern des Staates, zu steigern und so den Getreidehändlern Lust zu machen suchte, ihre Kornvorräthe auf den Markt zu bringen. Der berühmte Nationalökonom Roscher billigte rückhaltlos das neue Verfahren und empfahl es zur Nachahmung in ähnlichen Fällen; König Friedrich August aber dankte dem Retter aus der Noth mit Verleihung des Comthurkreuzes vom Civil-Verdienstorden.

F. war eben im Begriffe, ein auf Censurfreiheit gegründetes Preßgesetz und ein anderes über Einführung der parlamentarischen Enquête nach englischem Vorbilde den Kammern vorzulegen, als das Revolutionsjahr 1848 seinem ministeriellen Wirken zunächst ein Ziel setzte. Da er sich für den „hauptsächlichsten Gegenstand der Gehässigkeit und Parteiwuth" hielt, legte er am 5. März 1848 sein Portefeuille nieder, freilich ohne den gehofften Erfolg. In ländlicher Zurückgezogenheit lebte er litterarischen Arbeiten, die er meist in der „Leipziger Litteraturzeitung", im „Gersdorf'schen Repertorium"

und in der „Holzer'schen Monatsschrift" veröffentlichte, bis er März 1850 zum Präsidenten des Landesconsistoriums ernannt wurde. Drei Jahre später zeichnete ihn das Vertrauen seines Königs durch Berufung an die Spitze des Cultusministeriums aus, das bisher Beust, von nun an Minister des Auswärtigen, innegehabt hatte. Schon als Kreisdirector in Leipzig hatte er an der Durchführung der Schulreform nach Maßgabe des Schulgesetzes von 1835 aufrichtige Freude gefunden. Auch jetzt widmete er sich mit Lust und Liebe dem sächsischen Schulwesen. Die Volksschulen haben ihm viel zu danken. 1851 und 1858 setzte er Erhöhung der Volksschullehrer-Gehälter durch. Neue Seminare gründete er in Callenberg (1855 für Lehrerinnen), Grimma (1855 Nebenseminar für ältere Schulaspiranten), Borna (1863), Zschopau (1869) und Oschatz (1871). Die neue „Ordnung der evangelischen Schullehrerseminare im Königreiche Sachsen" von 1857 (veröffentlicht unter dem 15. Juni 1859) bedeutete zwar keinen besonderen Fortschritt. Einen Wendepunkt aber geradezu im Seminarwesen bezeichnen die Jahre 1864—66. Entsprechend den auf der XII. allgemeinen sächsischen Lehrerversammlung geäußerten Wünschen ließ F. die einzelnen Anstalten vom 15. Januar bis 14. Februar 1865 durch eine Regierungscommission besichtigen und die 14 Reformvorschläge derselben durchführen, außerdem erhöhte Posten für die Seminare in den Etat einstellen. Ebenso berücksichtigte er die Beschlüsse der Seminardirectoren-Conferenz in Dresden vom 1. November 1865 und erließ im Anschlusse daran die Verordnung vom 15. Januar 1866.

Die Gymnasien, die, mit Ausnahme der beiden Fürstenschulen, bisher städtisch gewesen waren, strebte er mehr und mehr zu verstaatlichen. Durch besondere Verträge, in denen der Staat die Unterhaltung der Anstalten zum großen Theile auf sich nahm, dafür sich aber auch das Recht der Lehreranstellung sicherte, schuf er in Plauen, Zittau, Zwickau, Bautzen und Freiberg gemischt-königlich-städtische Collaturen (1854 f.). Der Kreuzschule zu Dresden (1866), den Gymnasien zu Bautzen (1867), Zwickau (1869) und Zittau (1871) gab er neue Gebäude.

Das Realschulwesen nahm unter ihm bestimmte Formen an. Der Lehrplan vom 2. Juli 1860 gab den Realschulen ihren besonderen Charakter und stellte sie zwischen Elementarschule und höhere technische Lehranstalten. Die Verordnung vom 2. December 1870 aber schuf die wichtige Scheidung zwischen Realschulen I. Ordnung, die auf humanistische Bildung nicht verzichteten, und solchen II. Ordnung, die unter fast vollständigem Ausschlusse der classischen Sprachen allein den Zweck verfolgen, ihre Schüler für das praktische Leben vorzubereiten. Auch die Gründung von vier neuen Realschulen zu Plauen i. V. (1854), Zittau (1855), Chemnitz (1857) und Glauchau (1859) zeugt von dem lebhaften Interesse, das F. dieser Gattung von Lehranstalten entgegenbrachte.

Auf kirchlichem Gebiete ging sein Streben, wie er sich selbst äußerte, dahin, „der evangelisch-lutherischen Kirche unter gewissenhafter Beobachtung der Staatsinteressen diejenige Selbständigkeit und freie Bewegung zu geben, die ihr nothwendig ist, damit das ernste Leben in der Gemeinschaft zugleich auch die Liebe des Einzelnen zu seiner Kirche rege und wach erhalte". Er erreichte dies Ziel durch die Kirchenvorstands- und Synodalordnung vom 30. März 1868, die verfügte, daß jede Gemeinde zu ihrer Vertretung einen Kirchenvorstand mit dem Ortspfarrer an der Spitze zu wählen habe, daß die Kirchenvorstände einer Diöcese jährlich einmal Mitglieder zur Diöcesanversammlung entsenden, alle fünf Jahre aber, und sofern nöthig, auch öfter, geistliche und weltliche Vertreter aller Gemeinden zur Landessynode zusammenkommen sollten.

Von ihrer Zustimmung wurde die Erlassung aller auf den Cultus, die Kirchenverfassung und Abänderung allgemeiner Kircheneinrichtungen bezüglichen Gesetze abhängig gemacht. Zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung richtete F. die Kirchenvisitationen ein.

Der Universität Leipzig, die er sein „Herzblatt" zu nennen liebte, verhalf er zu großer Blüthe. Die wissenschaftlichen Institute und Sammlungen wurden wesentlich erweitert. So erstand, um nur einiges zu erwähnen, 1857—1861 eine neue Sternwarte, die mit den werthvollsten Instrumenten ausgestattet wurde. Zu den drei schon vorhandenen wurde ein viertes, allen Anforderungen der Zeit entsprechendes chemisches Laboratorium hinzugefügt, ebenso ein zweites physiologisches Institut auf Ludwig's Anregung hin erbaut. Die Universitätsbibliothek wurde um kostbare und zum Theil sehr umfangreiche Ankäufe bereichert. Die 1857 erworbene Bücherssammlung v. Hammer-Purgstall's belief sich allein auf 9000 Bände. Ganz besonders erfolgreich aber war F., wie seiner Zeit schon als Kreisdirector, in der Gewinnung weltberühmter Lehrkräfte. Es genügt hier, die Namen der Mediciner Credé (1856), Ludwig (1865), Thiersch (1867), des Juristen Gerber (1863), des Rechtsphilosophen Ahrens (1859), des Chemikers Kolbe (1865), des Astronomen Bruhns (1860), des Historikers Voigt (1866), der Philologen Georg Curtius (1862) und Ritschl (1865), des Kunsthistorikers Overbeck (1853), endlich der Theologen Luthardt (1856) und Delitzsch (1867) aufzuführen. Koryphäen aber, wie Roscher und Albrecht, die der Universität durch Berufungen nach auswärts verloren zu gehen drohten, wußte er nachdrücklich fest zu halten. So erklärt es sich, daß Leipzig unter F. aus einer specifisch sächsischen Universität zu einer allgemein deutschen wurde und nächst Berlin die größte Besucherzahl aufzuweisen hatte. 1866 erfuhr die dem Cultus und öffentlichen Unterrichte gewidmete Thätigkeit Falkenstein's eine kurze Unterbrechung. An der Spitze der Landescommission, die aus ihm, den zwei Ministern v. Friesen und Dr. Schneider, sowie dem Generale a. D. v. Engel bestand und während der Abwesenheit des Königs mit Führung der Regierungsgeschäfte betraut war, verstand er es, während der Occupation dem oft herausfordernden Benehmen der preußischen Militär- und Civilbehörden mit würdevoller Ruhe und anerkennenswerther Mäßigung zu begegnen und ernste Conflicte zu vermeiden, die der Selbständigkeit des Landes leicht hätten gefährlich werden können. Um die für einen günstigen Ausgang der Friedensverhandlungen unbedingt nothwendige Entlassung Beust's in einer für diesen möglichst schonenden Form zu erzwingen, reichte er im Vereine mit den anderen Ministern seine Entlassung ein, erhielt sie jedoch nicht. Vielmehr sicherte sich König Johann seine in schweren Zeiten bewährte Kraft für die Zukunft, ernannte ihn an Beust's Stelle zum Vorsitzenden des Gesammtministeriums und verlieh ihm für seine „treue Umsicht und das muthige Ausharren" den höchsten sächsischen Orden, die Rautenkrone.

Nach einem Leben voller Mühe und Arbeit glaubte F. die Berechtigung zu haben, die letzten Tage seines Lebens in Ruhe zu genießen. Auf seinen eigenen Wunsch wurde er, der Siebzigjährige, Mitte 1871 von seinem Ministerposten und vom Vorsitze im Gesammtministerium entbunden, gleichzeitig aber vom Könige gebeten, die weniger anstrengende Function eines Ministers des Königlichen Hauses zu übernehmen. Vom 1. October 1871 an verwaltete er dies Amt, zugleich mit dem durch Zeschau's Abgang 1869 erledigten eines Ordenskanzlers, bis zu seinem Lebensende. Daneben widmete er sich schriftstellerischen Arbeiten, unter denen ihm sein 1878 erschienenes Buch „Johann, König von Sachsen, ein Charakterbild", am meisten innerliche Freude bereitete. Mit dem Honorar für dieses Werk begründete er einen Fond zur Errichtung des König-Johann-

Denkmals in Dresden. Seine letzten Kräfte opferte er den „Armen und Bedrängten", für die er immer ein Herz gehabt hatte, insbesondere dem „Vereine zu Rath und That" in Dresden. Noch ganz zuletzt beschäftigte er sich eingehend mit dem Plane, die einzelnen Dresdner Wohlthätigkeitsvereine zu gemeinsamem Wirken zusammenzuschmelzen. Mitten aus dieser Arbeit wurde er in der Nacht vom 13. zum 14. Januar 1882 ins Jenseits abberufen und am 18. Januar auf dem Friedhofe zu Frohburg, dessen Schloß, ein alter Gruner'scher Familienbesitz, aus dem Eigenthume seiner Gemahlin in das seinige übergegangen war, zur letzten Ruhe gebettet.

Vgl. J. Petzholdt, Dr. Johann Paul Freiherr v. Falkenstein, sein Leben und Wirken nach seinen eigenen Aufzeichnungen, mit Porträt. Dresden 1882. Dazu zwei Aufsätze in der Leipziger Zeitung vom 25. Juni 1882 und im Neuen Anzeiger f. Bibliographie und Bibliothekswissenschaft, Jahrg. 1882, S. 193—198. — Allgemeine Zeitung vom 30. Sept. 1867 und verschiedene andere Zeitungs- u. Zeitschriftenaufsätze. — Sachsen unter König Albert, Leipzig 1898 (Sächs. Volksschriften-Verlag). — R. v. Friesen, Erinnerungen. 2 Bde. Dresden 1880. — A. J. Kunze, Die Leitung der sächs. ev.-luther. Landeskirche innerhalb der jüngsten Epoche. Leipzig 1870.

Beschorner.

Falkenstein: Kuno Freiherr von F., General der Infanterie, geboren am 12. December 1840 in Eßlingen, † am 6. Mai 1899 in Straßburg im Elsaß. — Seine erste Ausbildung erhielt F., der frühe seine Eltern verloren, im Gymnasium in Stuttgart und von 1856 ab in der Kriegsschule in Ludwigsburg. In dieser vorzüglich organisirten Anstalt, welche weite Kreise des Wissens in ihren Lehrplan aufgenommen hatte, vermochte der lernbegierige junge Mann den Grund zu einer umfassenden Bildung zu legen, welche durch weitere Studien, namentlich auch durch solche in Berlin, ihre militärische Zuspitzung und Ausfeilung erhielt. Bei der Mobilmachung des Jahres 1859 wurde F. zum Lieutenant ernannt; er that zunächst Dienst bei der Artillerie, im Pioniercorps, im Generalstab. Den Feldzug 1866 machte er mit im Hauptquartier des Prinzen Alexander von Hessen, des Oberbefehlshabers des VIII. deutschen Bundesarmeecorps.

Nach dem Feldzug begannen, wenn auch unter Schwierigkeiten, die militärischen Anschauungen in den süddeutschen Staaten sich umzugestalten. Ein frischer Wind wehte; man sehnte sich, aus dem zerfahrenen alten Geleise herauszukommen. Noch erinnere ich mich, während ich dieses schreibe, wie im Alter von 27 Jahren F. zum Hauptmann im Generalstab befördert wurde. Seit der Napoleonischen Zeit hatte man in Württemberg keinen so jugendlichen Hauptmann mehr gesehen; ja man pflegte die Hauptmannsstelle nicht selten als eine erwünschte ruhige Pfründe zu betrachten, die dem in ziemlich ehrwürdigem Alter endlich Aufgerückten wohl zu gönnen sei. Wer aber jetzt dem hochgewachsenen, männlich schönen jungen Hauptmann F. begegnete, sah in ihm den Bürgen für den Anbruch einer besseren Zeit. Seither hatte man es nicht geliebt, nach Berlin zu gehen; man stückte sich seine militärische höhere Wissenschaft zusammen in Paris, Wien, München. Im Frühjahr 1868 wurde erstmals eine größere Anzahl von Officieren nach Preußen commandirt; F. auf ein halbes Jahr zum Großen Generalstab. Nachher that er Dienst im Kriegsministerium und im Generalstab in Stuttgart. Der Ausbruch des Krieges 1870 führte ihn ins Hauptquartier der württembergischen Felddivision. Wacker bestand der vielseitige und umsichtige Generalstabshauptmann alle Proben, die ein strenger Dienst von ihm erforderte. Der Feldzug hatte zugleich seine Laufbahn als Infanterist entschieden. Vom Jahre 1871 an, nach dem

Frieden, war er zwei Jahre lang Compagniechef; im 34. Lebensjahr stand er, als er 1874 das Commando eines neuformirten Füsilierbataillons übernahm, um dieses 1875 in die neue Garnison Tübingen zu führen. Hier eine freundliche Heimath zu gründen, gelang der Liebenswürdigkeit und dem Tact des Commandeurs vollkommen.

Vom Jahre 1878 ab sah sich F. — rasch in den Graden aufsteigend — in den mannichfachsten Stellungen verwendet sowohl in Preußen wie in Württemberg (Chef des Generalstabs des III. Corps, Commando zu den französischen Manövern 1883, Regimentscommandeur in Frankfurt a. O., Brigadecommandeur in Ludwigsburg, Divisionscommandeur in Stettin). Ueberall bethätigte F. seine hervorragenden militärischen Fähigkeiten und wußte sich ein Feld erfolgreichen Arbeitens und Wirkens zu schaffen. Wenn man einen Officier bezeichnen wollte, zu den höchsten Stellen geeignet, rüstig und unternehmungslustig, energisch und beharrlich seine Ziele verfolgend, mit ritterlichem Sinn alle Herzen gewinnend, den Meisten überlegen, Keinem nachstehend in allgemeiner und militärischer Wissenschaftlichkeit, so pflegte man den jugendlichen Divisionsgeneral F. voranzustellen. — Von dem Posten in Stettin kehrte er zunächst nach Stuttgart zurück als dienstthuender Generaladjutant des Königs.

Unter den verschiedenen Generalcommandos pflegte man die an der französischen Grenze gelegenen, mit dem Sitz in Straßburg und Metz, besonders zu bevorzugen. So betrachtete man es in ganz Württemberg als eine Auszeichnung, daß im April 1896 F. zum commandirenden General des XV. Armeecorps in Straßburg ernannt wurde. Und alle seine Thatkraft stellte er in den Dienst seines neuen Berufs. Obwol er im Dienst die höchsten Anforderungen stellte, fand er doch allezeit freudigen Gehorsam, weil er in strenger, selbstloser Pflichterfüllung als Muster voranleuchtete, weil er klar und bestimmt zu befehlen wußte, weil er nur von ritterlichem Sinn, von Unparteilichkeit und Gerechtigkeit sich leiten ließ.

Im Frühjahr 1899 erkrankte F. an Nierenkolik und war schon längere Zeit bettlägerig, als der Kaiser sich zur Parade des Armeecorps ansagen ließ. Daß der commandirende General hiebei nicht fehlen dürfe, galt bei F. als selbstverständlich. Er raffte sich auf mit äußerster Anstrengung und machte am Freitag den 5. Mai die Parade mit. Mit eisernem Willen alle Nerven zum Gehorchen anspannend saß die bleiche Gestalt hochaufgerichtet im Sattel; er ritt mit dem Kaiser vom Paradeplatz nach Hause, machte hier für den kaiserlichen Herrn und alle Generale noch den Wirth, begleitete den Kaiser auf den Bahnhof und kehrte zu Frau und Kindern zurück, um sich zum Sterben zu legen. Der Tod erlöste den willensstarken Mann in den ersten Morgenstunden des 6. Mai. Auf dem Broglieplatz in Straßburg ist ihm vom Armeecorps ein kleines Denkmal errichtet worden. Es ist dadurch der Führer geehrt, der die Zuneigung und Bewunderung Aller besaß, aber zugleich der Mann, der mit heroischer Selbstaufopferung ein Urbild treuester Pflichterfüllung gegeben hat, der Mann, der bei Durchführung aller Aufgaben einen durchaus freien, selbstbewußten Charakter zeigte, der mit offenem Freimuth seiner Ansicht auch da Ausdruck zu geben pflegte, wo vielleicht Andere, in der Sorge anzustoßen, geschwiegen hätten.

Albert Pfister.

Faller: Franz Josef F. wurde am 18. Februar 1820 in Lenzkirch geboren. Sein Vater, Johann F., gehörte, wie ehedem dessen Vater, einer der „Trägergesellschaften" an, deren Mitglieder die Producte der Schwarzwälder Industrie persönlich in ganz Europa und Amerika vertrieben, aber in

treuer Anhänglichkeit an die Heimath alljährlich zur Abrechnung und zum Einkauf in den Schwarzwald zurückkehrten und sich für kurze Zeit wieder ganz zu Hause fühlten, in der überaus einfachen Lebensführung, welche, während die jüngeren Männer auswärts waren, Alte, Frauen und Kinder ganz in der Art der Vorfahren aufrecht hielten. Zur Zeit Johann Faller's hatte der Geschäftsbetrieb schon eine moderne Gestalt angenommen, die Handelscompagnie Faller und Tritscheller, an der sich noch die letztgenannte Familie betheiligte, ließ schon ihre „Kameraden" die bedeutendsten Messen bereisen und hatte in Frankreich, Holland und Italien theils ständige Geschäfte, theils eigene Niederlassungen. Dieses änderte aber an der Art, den Haushalt in bäuerlicher Weise weiterzuführen, nichts. Johann F. hatte sich schon in den Besitz einer tüchtigen Bildung zu setzen verstanden. Seinen Sohn Franz Josef ließ er zuerst die Klosterschule in Rheinau, später die von Schülern Pestalozzi's geleitete Schule in Yverdon besuchen. Dann kam er als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft nach Frankfurt. Nach Vollendung der Lehrzeit siedelte F. nach Vallanora in den Bergen um Vicenza über, wo sich schon seit geraumer Zeit eine Niederlassung der Schwarzwälder befand, die dort und im toscanischen Hügellande Strohflechtereien kauften und nach den verschiedensten Ländern expedirten, auch bedeutende Geschäfte in Uhren und Quinquaillerie betrieben. Hier hat F. einen großen Theil seines Lebens zugebracht und seinen Hausstand begründet. Als er im Frühjahr 1848 seine regelmäßige Reise nach Deutschland antrat, fand er dort die Bewegung ausgebrochen, welche in seiner Heimath bald ebenso einen revolutionären Charakter annahm wie in Italien, wo er auf seiner Reise sich allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt gesehen hatte. Im Schwarzwald zog der gediegene, verständige und weitgereiste Landsmann bald die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich. Trotz seiner Jugend wurde geplant, ihn als Vertreter in das Vorparlament zu senden. Später wurden ihm allerlei Aufträge, theilweise sehr gegen seinen Willen, ertheilt, die er indeß nicht im Sinne der im J. 1849 sehr erregten Schwarzwälder, sondern auf Grund seiner reifen und abgeklärten Anschauung der Dinge in ihrer Realität und dann meist mit gutem Erfolg ausführte. Als die Ruhe zurückgekehrt und mit ihr eine Stagnation in dem öffentlichen Leben des badischen Landes eingetreten war, widmete F. sich wieder ausschließlich den Angelegenheiten seines Geschäftes. Vom Besuche der ersten Weltausstellung in London brachte er die Ueberzeugung mit zurück, daß gegenüber den großen Fortschritten der Uhrenindustrie in andern Ländern der Schwarzwald nicht zurückbleiben dürfe. Während bisher die Handelshäuser des Schwarzwaldes sich ausschließlich mit dem Vertrieb der Uhren befaßt hatten, unternahm nunmehr F. die Fabrikation der Schwarzwalduhren in der Großindustrie. Eine zunächst in kleinem Maßstab eingerichtete Fabrik in Lenzkirch wuchs nach und nach zur ersten Wanduhrenfabrik Europas heran. Unter Faller's geschäftlicher Leitung wurde ein talentvoller Lenzkircher Schlosser, Eduard Hauser, auf seine Veranlassung als Gesellschafter aufgenommen, der im Ausland die Fortschritte der Technik studirte und sie bald übertraf. Durch die Erbauung der automatischen Maschinen, welche das Princip des sich selbst regulirenden Uhrwerks auf die Herstellung der Uhrenbestandtheile anwandte, erhielt die Fabrik ihre unübertroffene Leistungsfähigkeit und technische Ueberlegenheit. Nun entstand eine Reihe größerer Fabriken, welche der Schwarzwaldindustrie den großen Markt sicherten. Aber F. wollte nicht, daß die althergebrachte Kleinindustrie durch den modernen Großbetrieb verdrängt werde. Für die Strohhutindustrie gewann er auf einer Rundreise in Amerika Anregungen zur Verbesserung der Technik und eröffnete neue Absatzgebiete. Erst

die Schutzzollpolitik der Vereinigten Staaten brachte hier eine Aenderung. Der Mann, der als der erste Industrielle des Schwarzwaldes galt, wurde im J. 1863 vom Großherzog von Baden in die Erste Kammer des Landtags berufen, welcher er in den Sitzungsperioden von 1863—68 und 1879—84 als hochgeschätztes Mitglied angehörte. In den Jahren 1873—77 war er Mitglied des Deutschen Reichstages, auch in diesem durch die Weite des Blickes und die Fülle fachmännischer Kenntnisse sehr angesehen. Die Erbauung der Höllenthalbahn, welche die Rheinebene des Breisgaus mit den Höhen des Schwarzwalds zu verbinden und der Schwarzwaldindustrie neue Verkehrswege zu eröffnen bestimmt war, hat F. in jeder Weise gefördert. Ihm war daher auch, als dem am meisten hierzu Berufenen, die Aufgabe übertragen, bei der feierlichen Eröffnung der Bahn am 21. Mai 1887 den Großherzog mit einer Ansprache zu begrüßen. Er sollte diesen freudigen Augenblick nicht erleben. Beinahe unmittelbar vor Ankunft des Extrazuges, der den Großherzog und die Festgäste dem Bahnhof Titisee zuführte, traf F. ein Schlaganfall, der diesem an Arbeit, Erfolgen und Ehren reichen Leben ein plötzliches Ende machte.

Badische Biographien 4, 106 ff. v. Weech.

Fardely: William F., Erbauer der ersten elektromagnetischen Telegraphenanlage der Erde mit einem Draht, zugleich der ersten, dem praktischen Betrieb dienenden Eisenbahntelegraphenanlage des Continents. Geboren zu Ripon (Yorkshire) am 16. Februar 1810, † am 17. Februar 1869 zu Mannheim, wo er seit 1820 lebte. Seine Studienjahre ließen sich nicht ermitteln, weder in Heidelberg noch Karlsruhe kommt sein Name vor. 1840—42 war er in England und kommt als „Telegrapheningenieur" nach Mannheim zurück. 1844 baut er die 8,8 Kilometer lange Telegraphenlinie Wiesbaden-Kastel längs der Taunusbahn, die erste auf dem Festland, die erste mit einem Draht auf der ganzen Erde. Allein die Kosten verringerte F. so von 1800 Gulden auf 80 Gulden für den Kilometer. F. schrieb: „Galvanoplastik" (Mannheim 1842); „Elektrischer Telegraph" (ebd. 1844); „Zeigertelegraph" (ebd. 1856). Ein Oelgemälde von ihm und zwei seiner Zeigertelegraphen hat der Mannheimer Alterthumsverein. Die Stadt Mannheim setzt ihm auf seinem Grabe einen Denkstein.

Vgl. Mannh. Geschichtsblätter 1901 Nr. 6, 1903 Nr. 1 u 6. — Bad. Gewerbe-Ztg., Mannh. 1902, Nr. 17. — Arch. f. Post u. Telegraphie, Berlin 1903, Nr. 9. F. M. Feldhaus.

Faesebeck: Georg Matthias Ferdinand F., Anatom und Arzt, wurde am 4. März 1809 im Dorf Ober-Sickte bei Braunschweig geboren. Sein Vater Daniel F. übte daselbst als Landchirurg seine Praxis aus. Der junge Ferdinand F. besuchte bis zu seinem neunten Lebensjahre die Schule seines Heimathdorfes, dann bis zu seinem 15. Lebensjahre das Catharineum zu Braunschweig. Zu seinem Vater, der unterdeß nach Veltheim übergesiedelt war, zurückgekehrt, erlernte er hier die Chirurgie zwei Jahre lang praktisch. Er wollte, wie sein Vater, sich der Chirurgie widmen; zu dem Besuch einer Universität fehlten die Mittel, er mußte es versuchen, auf einem andern Wege zum Ziel zu gelangen. Im J. 1827 trat F. in das Collegium anatom. chirurg. zu Braunschweig: es war dies eine sog. Chirurgenschule, die bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts gegründet war, um für das Land Braunschweig Chirurgen auszubilden. Bei diesem Collegium bestand eine sogenannte „Anatomie", ein Gebäude, in welchem die anatomischen Sammlungen aufbewahrt und in welchem die anatomischen Sectionsübungen abgehalten wurden. Zur Beaufsichtigung der Sammlungen wohnten stets 2—3 der besten Schüler

im Gebäude, sie hießen Pensionäre. F. erhielt sehr bald nach seiner Aufnahme in die Schule die Stelle eines dritten Pensionärs und schon 1828 die Erlaubniß, die neueingetretenen Schüler in der Osteologie unterrichten zu dürfen. Dadurch allein hatte F. die Möglichkeit gewonnen, seine Studien fortzusetzen, weil er sich durch den Unterricht die Mittel zum Leben erwarb. Durch seine ausgezeichnete Begabung, seine vortreffliche technische Fertigkeit lenkte er baldigst die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich. Nachdem er seine regelmäßigen Studien 1834 abgeschlossen und die vorgeschriebene Prüfung absolvirt hatte, wurde er am 5. October 1836 als Viceprosector der Anatomie mit einem Gehalt von 120 Thalern angestellt. Obgleich F. damals noch keine litterarischen Leistungen aufzuweisen hatte, so mußte er doch durch seine vortrefflichen technischen Leistungen in Anfertigung anatomischer Nervenpräparate bereits den Fachgenossen bekannt geworden sein. Er erhielt im August 1837 einen Ruf als Prosector an die Universität Kasan in Rußland. Es ist mir nicht bekannt geworden, wer die Aufmerksamkeit der Universität Kasan auf F. gerichtet hatte, — trotz vielfachen Zuredens schlug F. den Ruf aus. Ich weiß auch nicht, wodurch F. dazu veranlaßt wurde, in der bescheidenen Stellung eines Viceprosectors zu bleiben. Vielleicht hoffte er an einer deutschen Universität eine Thätigkeit zu finden. In diese Zeit fällt Faesebeck's litterarische Thätigkeit. Er veröffentlichte 1840 eine Monographie der „Nerven des menschlichen Kopfes. Nach eigenen Untersuchungen geschrieben und durch Abbildungen erläutert" (Hannover; eine 2. Auflage erschien 1848). Er lieferte in diesem Werk eine ausgezeichnete Beschreibung der Hirnnerven auf Grund eigener kunstgerechter Präparate. Es gelang ihm infolge seiner großen Geschicklichkeit und Sorgfalt, vereint mit technischen Anlagen, bewunderungswürdige Präparate der Nervenverzweigungen darzustellen. Es erregten die Faesebeck'schen Nervenpräparate mit Recht großes Aufsehen, und viele (11) Universitäten waren bemüht, solche Präparate zu erlangen. Joh. Müller-Berlin, Weber-Leipzig, Patruban-Prag, Luschka-Tübingen haben sich alle lobend über Faesebeck's Präparate geäußert. F. setzte mit Eifer seine neurologischen Studien fort; er ließ eine Reihe kleiner Aufsätze im „Archiv für Anatomie" drucken (1839, 1840, 1842). Es können dieselben hier nicht aufgezählt werden. Die vortrefflichen Nervenpräparate, die viel Zeit und Mühe kosteten, verschafften dem Viceprosector wol den Ruf eines vollendeten Technikers, aber — keine Einnahme an Geld, keine Verbesserung seiner Stellung. F. hatte sich 1843 verheirathet; um zu leben, mußte er erwerben, und dazu mußte er sich der ärztlichen Thätigkeit hingeben, was er mit großem Eifer, mit voller Liebe und nie ermüdender Pflichttreue that. Aber zu wissenschaftlicher anatomischer Arbeit blieb dann weiter keine Zeit — die Ausübung des Prosectorates und die praktische Medicin sind nicht gut vereinbar! —

Hervorzuheben ist, daß F. 1845 in Braunschweig eine orthopädische Turnanstalt für junge Mädchen gründete und diese Anstalt bis 1853 leitete. Nachdem F. zwanzig Jahre lang die Stelle eines Viceprosectors innegehabt hatte, wurde er endlich 1857 zum Prosector befördert! Seine Hoffnung, an eine Universität zu kommen, hatte sich nicht erfüllt. F. wirkte mit Ausdauer und Fleiß als Lehrer der Anatomie, mit großer Hingebung und Pflichttreue als praktischer Arzt, allein mit der litterarisch-wissenschaftlichen Arbeit als Anatom konnte es nichts mehr werden. Es fehlte an Zeit und an Anregung zu anatomischen Arbeiten. Als nun im J. 1869 die chirurgische Schule geschlossen wurde, war es mit der anatomischen Thätigkeit vollends nichts. F. beschäftigte sich nur noch ausschließlich mit der medicinischen Praxis. Er war

eine Zeitlang, bis 1881, Gerichtsarzt, daneben auch Gefängnißarzt. Nachdem er 1879 sein 50jähriges Berufsjubiläum gefeiert hatte, wurde er 1880 zum Hofchirurgus ernannt, womit ein bestimmtes Jahrgehalt verbunden war, das er bis an sein Lebensende behielt. Er feierte 1889 seinen 80jährigen Geburtstag, wurde von der Göttinger medicinischen Facultät in Anerkennung seiner anatomischen Leistungen zum Doctor medicinae honoris causa, und 1894 zum Hofrath ernannt. Er betheiligte sich trotz seines hohen Alters mit auffallender Frische und Rüstigkeit an der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Braunschweig. Seine Privatpraxis übte er bis zum letzten Tage seines Lebens aus — er starb hochbetagt im 91. Lebensjahre, am 8. Januar 1900, tief betrauert von seinen Patienten und Collegen.

F. hat außer den oben bereits genannten vortrefflichen neurologischen Arbeiten, die seinen Ruhm als den eines ausgezeichneten Anatomen begründeten, nur noch eine kleine originelle Abhandlung auf dem Gebiet der praktischen Medicin publicirt, die hier kurz erwähnt werden muß. Er verfaßte eine kleine Schrift: „Die Methode der Bettgymnastik in Verbindung mit Massage" (Braunschweig 1879, in 2. Auflage 1888), in der er der heute so verbreiteten Methode in lebhafter Weise das Wort redet. Die Vortheile einer kunstgerecht ausgeübten Massage sind heute längst anerkannt. Die Originalität Faesebeck's beruht aber darauf, daß er eine Selbstmassage verlangt, die alle Morgen im Bett unter der Bettdecke geübt werden soll! —

L. Stieda.

Faßmann: Auguste von F., Sängerin. Die Angaben über diese, namentlich in Gluck'schen Rollen, einst hochgefeierte Sängerin lauten durchaus widersprechend. Nach der einen Quelle wurde sie im J. 1808 auf Schloß Kopsburg bei München als die Tochter des Gutsbesitzers Ludwig v. F. geboren; nach einer andern war sie die Tochter eines Steuerbeamten und erblickte erst im J. 1814 in München das Licht der Welt. Uebereinstimmend wird gemeldet, daß man schon frühzeitig auf ihre schöne Stimme aufmerksam wurde, und daß sie sehr bald guten Gesangunterricht erhielt. Einer ihrer Lehrer soll der an der Münchener Hofoper angestellte Sänger Julius Pellegrini gewesen sein. Wo sie zuerst die Bühne betrat, ob in München oder in Augsburg, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war sie vom 1. August 1835 bis Ende September 1836 an der Münchener Hofoper engagirt. Im Jahre 1836 absolvirte sie, wie es heißt, auf die Einladung Spontini's hin neun Gastrollen an der kgl. Bühne in Berlin. Sie gefiel so, daß sie vom Jahre 1837 ab ein festes Engagement in Berlin erhielt, in dem sie bis zum 1. Mai 1848 verblieb. Da ihre Stimme nachgelassen hatte, ließ sie sich pensioniren und lebte seitdem, in zweiter Ehe mit einem Hauptmann v. Held vermählt, in vollkommener Zurückgezogenheit in Colberg. Dort soll sie am 22. Mai 1872 gestorben sein. — „Ihre Stimme war ein überaus klangvoller und umfangreicher Sopran, ihre Ausdruckweise und ihre Darstellung von edelster, innigster Art." Ihre glänzendste Rolle soll die „Armida" in Gluck's gleichnamiger Oper gewesen sein.

Vgl. E. Bernsdorf, Neues Universal-Lexikon der Tonkunst, 1. Bd. Dresden 1856, S. 813, 814 und 1. Nachtrag, Offenbach 1865, S. 158. — H. Mendel, Musikalisches Conversations-Lexicon, 3. Bd. Berlin 1873, S. 473. — Frz. Grandaur, Chronik des kgl. Hof- und Nationaltheaters in München. 1878, S. 118, 119. — C. Schäffer und C. Hartmann, Die kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886, S. 184, 241, 252. — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexicon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 248.

H. A. Lier.

Faulmann: Johann Christoph Karl F., Stenograph und Schriftsteller, war geboren am 24. Juni 1835 zu Halle a. S. und besuchte nach dem frühen Tode seines Vaters auf Kosten der Francke'schen Stiftung die Volks- und Bürgerschule daselbst. Dann trat er 1848 als Setzerlehrling in die Buchdruckerei von Schwetschke und erwarb sich hier durch Privatstudien umfassende Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen. Die Stenographie erlernte er 1851 nach dem System Stolze und 1852 durch den Wanderlehrer Mundt nach Gabelsberger. F. trat dadurch in Verbindung mit dem Gabelsberger'schen Centralverein in München, der ihn 1854 nach München berief, um hier einen der Stenographie kundigen Setzer zu haben. Angeregt durch die Drucktypen für die Stolze'sche Stenographie, die die k. k. Staatsdruckerei zu Wien auf der Münchener Ausstellung von 1854 ausgelegt hatte, entwarf F. einen Plan zur Ausarbeitung von Typen für die Gabelsberger'sche Stenographie. Er wurde 1855 vom Hofrath Auer, Director der Hof- und Staatsdruckerei in Wien, an diese berufen und 1856 beauftragt, Originalmatrizen für Typen in Gabelsberger'scher Stenographie herzustellen und zwar, da sein Plan nicht an die Staatsdruckerei gelangt war, nach den Vorschlägen des Stempelschneiders Leypold. Infolge mancher Schwierigkeiten, die ihm dabei durch die damalige Verschiedenheit der Schreibweisen in der Gabelsberger'schen Schrift entstanden, trat F. auf Andringen Leypold's 1857 der Stolze'schen Schule bei. Nachdem durch die Dresdener Beschlüsse (1857) aber die Einheit in der Gabelsberger'schen Schule wieder hergestellt war, wurde F. im Januar 1858 Mitglied des Wiener Gabelsberger-Stenographen-Centralvereins. Der Vorstand desselben, Professor Conn (vgl. dessen Biographie), zog ihn zu praktischen Arbeiten und, da Faulmann dabei durch ein Gehörleiden gestört wurde, zur Ertheilung von Unterricht in der Stenographie heran. F. trat 1859 aus der Staatsdruckerei aus und wurde Conn's „Supplent" im Lehrfache für Stenographie. Inzwischen hatte F. seine Sprachkenntnisse erweitert und unter Prof. Friedrich Müller's Leitung Hebräisch, Persisch und Sanskrit studirt. Neben vielen Uebersetzungen fremdsprachiger Aufsätze für Zeitungen gab er 1859 ein mit den, von ihm geschnittenen Typen gesetztes Tableau mit den Regeln der Gabelsberger'schen Stenographie heraus („Gabelsberger's stenographisches Lehrgebäude", 35. Auflage, Wien 1899). 1861 legte er die Lehramtsprüfung für Stenographie ab, wurde 1864 Nachfolger Conn's als Lehrer der Stenographie an den Wiener Schulen, 1868 Mitglied der staatlichen Prüfungscommission für Gabelsberger'sche Stenographie, 1869 Lehrer der Stenographie an der k. k. Theresianischen Akademie, 1876 an der Wiener Universität. Die stenographischen Typen hatte F. selbst angekauft und damit 1862 ein „Stenographisches Fremdwörterbuch" gesetzt, auch 1864 eigene und bessere Typen hergestellt.

Außer der Verbesserung der stenographischen Typen ist F. die Fortbildung der deutschen Stenographie zu danken. Er betheiligte sich eifrig an den Wiener Bestrebungen nach einer Verbesserung des Gabelsberger'schen Systems, zunächst in einer Schrift über die „Revision des Gabelsberger'schen Systems der Stenographie und der Dresdener Beschlüsse" (Wien 1861), dann in den von ihm ausgearbeiteten Anträgen, die die „System-Revisionscommission" des Wiener Centralvereins dem Systemausschuß der Gabelsberger'schen Schule 1865 unterbreitete und die eine einheitliche Regelung der Gabelsberger'schen Vocalisationslehre unter Wahrung der von der Wiener Schule besonders betonten Kürze der Schrift bezweckten. Nachdem das Königl. stenographische Institut zu Dresden sich gegen diesen Entwurf ausgesprochen hatte, gab F. die Hoffnung auf eine Fortentwicklung des Gabelsberger'schen Systems auf

Grundlage der bisherigen alphabetischen Zeichen auf und veröffentlichte 1866 und 1867 den „Entwurf einer radicalen Reform der Gabelsberger'schen Stenographie nebst einer Kritik der Gabelsberger'schen Schriftzeichen" (Wien 1867), in dem er seine Zeichen denen des Stolze'schen Systems näherte und namentlich die Gabelsberger'schen Unterlängen beseitigte. F. hoffte daher auch, daß auf Grundlage seines Entwurfes eine Einigung der Stenographiesysteme von Gabelsberger und Stolze erzielt werden könne, wurde darin aber durch einen Brief Stolze's (vom 27. Sept. 1865), sowie durch die heftigen Angriffe Gabelsberger'scher Stenographen getäuscht und zog 1867 seine Vorschläge zurück. Er wurde 1867 Redacteur und Herausgeber der „Oesterreichischen Blätter für Stenographie" und des „Kammerstenographen", sah sich aber schon 1870 genöthigt, infolge von Streitigkeiten, die zwischen Conn einerseits und dem von diesem geleiteten reichsräthlichen Stenographenbureau und dem Wiener Centralverein andererseits entstanden waren, aus letzterem zugleich mit Conn auszutreten und die Leitung der „Oesterreichischen Blätter" niederzulegen. Den „Kammerstenographen", der wesentlich der Praxis diente und zeitweise in Typen gedruckt wurde, gab er noch bis 1879 heraus. Auf der Wiener Weltausstellung erhielt F. eine Verdienstmedaille für Ausstellung seiner Typen, worauf die Hof- und Staatsdruckerei dieselben ankaufte. Auch für seine stenographische Ausstellung wurden F. verschiedene Ehrungen (Verdienstmedaille und der bairische Verdienstorden des heil. Michael) zu theil; zugleich wurde er aber infolge der Ausstellung und deren Beurtheilung durch das Dresdener stenographische Institut in neue heftige Streitigkeiten mit der Gabelsberger'schen Schule verwickelt. Inzwischen hatte F. an seiner „Radicalreform" der Gabelsberger'schen Stenographie von 1866 weiter gearbeitet und eine neue stenographische Schrift geschaffen, die die Vocale (außer au) ausnahmslos symbolisch am folgenden Consonant bezeichnete und durch Verwendung von nur halb- und einstufigen Zeichen in der Lage war, ohne alle Kürzungen zu schreiben, während die zweistufigen Zeichen ein nachfolgendes t mit ausdrückten. Andererseits wurde gerade durch diese Beschränkung des Zeichenmaterials und durch das weitere Bestreben Faulmann's, die Consonantenzeichen in der Verbindung möglichst zu verschmelzen, die Geläufigkeit und Deutlichkeit der Schrift nicht unerheblich beeinträchtigt. Trotz dieser Mängel stellt die Faulmann'sche Schrift einen erheblichen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Stenographie dar und ist auf die folgenden Systeme derselben, namentlich auf das Schrey'sche und Stolze-Schrey'sche System, die das Vocalisationsprincip Faulmann's übernahmen, dagegen in der Bildung der Consonanten sich zur Vermeidung jener Uebelstände mehr an Stolze anlehnten, von größtem Einfluß gewesen. Da F. von seinen zum Theil persönlichen Streitigkeiten einen nachtheiligen Einfluß auf die Beurtheilung seiner Schrift befürchtete, auch wegen seiner anderweitigen wissenschaftlichen Arbeiten keine Zeit zur Vertretung seiner Schrift hatte, ließ er sein System ohne Angabe seines Namens unter der Bezeichnung „Phonographie" (so genannt wegen der vollständigen Bezeichnung aller Laute) durch den Bürgerschullehrer Braut 1874 veröffentlichen, gab auch 1876 anonym das „Kürzungsverfahren der Phonographie" heraus, um das Nachschreiben von Reden zu ermöglichen. Infolge eines Beleidigungsprocesses, den Wiener Anhänger seiner Schrift gegen Wiener Stenographen anstrengten, wurde F. indeß 1877 genöthigt, sich als Erfinder der Phonographie zu nennen, die in Wien und einigen anderen Orten Verbreitung gefunden hatte. Er trat dann auch in der Schrift „Die Phonographie in ihrem Verhältniß zur Currentschrift und Stenographie" (Wien 1878) öffentlich für sie ein und entwickelte hier seine aus den Studien über die Geschichte der Schrift erwachsene Ueberzeugung,

daß die Stenographie berufen sei, die Currentschrift auch als allgemeine Verkehrsschrift abzulösen und zu verdrängen. Streitigkeiten mit Braut, der 1879 mit eigenen Verbesserungsvorschlägen hervortrat, veranlaßten F., sich selbst an die Spitze seiner Schule zu stellen und seine Schrift einer Reform zu unterziehen, die neben einigen graphischen Verbesserungen eine neue Rechtschreibung einführte, indem F., um die Bezeichnung von Doppelconsonanten möglichst zu vermeiden, nach Merkel's „Physiologie der menschlichen Sprache" den Grundsatz aufstellte, daß nach kurzen Vocalen nur eine tenuis (p, t, k, auch f), nach langen nur eine media (b, d, g, v) folge (also gud, braden statt gut, Braten), und dies auch für die übrigen Consonanten mit Hülfe der Verdoppelung durchführte. Die Erfahrungen beim Unterricht sowie die staatliche Regelung der Rechtschreibung (1879/80) veranlaßten ihn indeß bald, jene Orthographie wieder aufzugeben und sich in der „Anleitung zur phonetischen Stenographie" (Wien 1883, 7. Aufl. 1899) wieder mehr der gewöhnlichen Orthographie anzuschließen, indem er nun lehrte, daß die Verdoppelung der mutae (b, g, d, p, k, t, f) überhaupt nicht bezeichnet zu werden brauche; zugleich wurde das Kürzungsverfahren erheblich einfacher gestaltet. In dieser Form hat sich die Faulmann'sche Schrift bis heute erhalten; sie wird nach den letzten Zählungen vom 30. Juni 1901 durch 17 Vereine mit 1351 Mitgliedern vertreten (6 Vereine im Deutschen Reich, 10 in Oesterreich, 1 in der Schweiz), die sich in dem „Verband Faulmann'scher Stenographen in Deutschland" (gegründet 1895) und in dem „Verband der Faulmann'schen Stenographenvereine Oesterreichs" (gegr. 1896) zusammengeschlossen haben. Der größte Verein ist der „Centralverein für Faulmann'sche Stenographie" in Wien, der 1881 aus einem von F. ertheilten Cursus hervorgegangen ist und von diesem in den Jahren 1888 bis 1891 geleitet wurde. Auch gab F. eine Zeitschrift für seine Stenographie, anfangs „Reformzeitung", später „Zeitschrift für Faulmann'sche Stenographie" genannt, von 1880 bis 1894 heraus.

Neben dieser Thätigkeit für die Verbesserung des stenographischen Typendrucks und für die Vereinfachung und weiteste Verbreitung der Stenographie als Lehrer und Systemerfinder hat F. eine umfassende schriftstellerische Wirksamkeit auf dem Gebiete der Stenographie, der Schriftkunde und der allgemeinen Culturgeschichte entfaltet. Außer den schon genannten Werken, Lehr- und Lesebüchern, unter denen die „Schule der stenographischen Praxis" (Wien 1872, 3. Aufl. 1885) geschätzt wird, sowie Unterrichtsbriefen für die Gabelsberger'sche Schrift (3. Aufl. 1895) und für seine „Phonographie" (1884), verfaßte er eine Anzahl Schriften auf dem Gebiete der stenographischen Methode, Kritik und Polemik, wozu auch verschiedene werthvolle Aufsätze in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften gehören. Von Werken über die Geschichte der Stenographie sind seine „Entwicklungsgeschichte des Gabelsberger'schen Systems der Stenographie" (Wien 1868), die „Historische Grammatik der Stenographie" (Wien 1888) mit kurzen Darstellungen fast aller bis dahin erschienenen Stenographiesysteme, eine hübsche Skizze „Gabelsberger und Stolze" (Wien 1889), endlich die erst nach seinem Tode veröffentlichte „Geschichte und Litteratur der Stenographie" (Wien 1894) als hervorragende Werke der stenographischen Geschichtswissenschaft zu nennen. Früh schon dehnte F. seine Studien auf die Geschichte der Schrift überhaupt aus. Dem Erstlingswerke, der „Kurzgefaßten Geschichte der Buchstabenschrift und Stenographie" (Wien 1873), folgten „Neue Untersuchungen über die Entstehung der Buchstabenschrift und die Person ihres Erfinders" (Wien 1876), die den Leiter der Wiener Staatsdruckerei, Hofrath Beck, veranlaßten, ihm die Neubearbeitung der „Schriftzeichen des gesammten Erdkreises" von Auer zu übertragen. So bearbeitete F. das werthvolle „Buch

der Schrift" (Wien 1878. 2. Aufl. 1880), das alle bekannten Schriften und Alphabete des Erdkreises enthält, und gab in einer „Illustrirten Geschichte der Schrift" (Wien 1880) eine, wie der Titel besagt, „populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde" heraus. Bei aller Anerkennung des Fleißes und des Wissens, die aus diesem Buche sprechen, und die die Darstellung der einzelnen Schriftarten zu einer lehrreichen und anziehenden gestalten, ist freilich die von F. neu aufgestellte Theorie, daß die Sprache aus und mit den Schriftzeichen sich entwickelt habe, und noch mehr die oft unmethodische Art und Weise seiner Beweisführung als verfehlt zu bezeichnen. An dieser willkürlichen, das Verschiedenste zusammenstellenden Behandlungsart krankt auch seine „Illustrirte Kulturgeschichte für Leser aller Stände" (Wien 1881); weniger tritt dieser Uebelstand hervor in der illustrirten Geschichte der Wissenschaften „Im Reiche des Geistes" (Wien 1894), in der ein großes Material zusammengetragen ist. Eine noch schärfere Zurückweisung von der wissenschaftlichen Kritik hat Faulmann's „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache" (Halle 1893) erfahren, in dem er den Versuch macht, alle Stammwörter der deutschen Sprache auf wenige Urworte zurückzuführen. Als Fachmann dagegen erweist sich F. wieder in verschiedenen Werken über den Buchdruck, so in der „Illustrirten Geschichte der Buchdruckerkunst" (1882), dem „Handbuch der Buchdruckerkunst" (1884) und den geschichtlichen Erörterungen über die „Erfindung der Buchdruckerkunst" (1891, alle Wien). Für seine Arbeiten auf stenographischem und litterarischem Gebiete hatte F. 1884 den Professortitel erhalten. Er war seit 1860 mit Karoline Schmid vermählt; von den elf Kindern dieser Ehe überlebten ihn vier. F. starb am 28. Juni 1894 zu Wien.

Litteratur: Biographisches: Nachruf mit Biographie in der Wiener Stenographischen Presse, August 1894, Nr. 4; Skizzen aus dem Leben Faulmann's, ebd. Nr. 5, 6, 9, 10; Karl Faulmann's Autobiographie in den Oesterreichischen Blättern f. Stenographie, Wien 1891, 1893, 1894 u. 1895 (reicht bis zur Uebersiedlung nach Wien 1855); Biographien ebd., 1887, Nr. 1 und in der Stenographischen Reformzeitung V (1885), S. 148—155 (Festrede von Haslbrunner); ferner in der Chronik des Centralvereins für Faulmann'sche Stenographie in Wien, April 1901; Heck, Geschichte der Schule Gabelsberger I (1901), S. 211; Krumbein, Entwicklungsgeschichte der Schule Gabelsberger's, 1901, S. 224. Die weitere biographische Litteratur in der Bibliographie der stenographischen Litteratur Deutschlands 1890—1899 (Paris 1900), S. 138 u. 139; daselbst S. 38, 67, 88, 109 die Litteratur der Faulmann'schen Schule von 1890—1899. Ein Verzeichniß der von Faulmann herausgegebenen Werke gibt Kramsall in den Oesterr. Bl. f. Faulmann'sche Stenographie XIV (1901), S. 26. Ueber Faulmann und Elstner vgl. Stenogr. Kurier II (1896), Nr. 10 und Archiv f. Stenogr., 55. Jahrg. (1903), S. 175. — Ueber Faulmann's Stenographiesystem vgl. Kramsall, Gabelsberger und Faulmann (Wien 1885); Miller, Die Stenographien von Stolze und Faulmann (Wien 1886); Suchecki, Kritische Bemerkungen über Faulmann's System der Stenographie (das. 1885); Kramsall, Faulmann und die Entwicklungsgeschichte seines Stenographiesystems („Die stenographische Wacht", Basel. 1. u. 2. Jahrg. 1886 8). Kritiken desselben u. a. im Archiv für Stenographie XXX (1878), S. 419 ff., sowie in den Deutschen Blättern für Stenographie, 1879, S. 237, 1881, Beilage S. 9 ff., 1883, Beilage S. 1. — Ueber Faulmann's wissenschaftliche Werke vgl. u. a. die Be-

sprechungen in den Deutschen Blättern für Stenographie 1880, S. 60; Deutsche Litteratur-Ztg. 1881, Nr. 44, S. 1704; Literarisches Centralblatt 1895, Nr. 38, S. 1377; Anzeiger f. deutsches Alterthum 1894, S. 81—83; Zeitschr. f. österr. Gymnasien 1893, Nr. 43, S. 739, Nr. 44, S. 288; Centralbl. f. Bibliothekwesen VIII (1891), S. 551—560; Litterarischer Handweiser 1882, Nr. 316, S. 429. — Viele Manuscripte und Briefe von und an Faulmann enthält das „Faulmann-Archiv" in Wien.

Johnen.

Faustner: Leonhard F., Glas- und Architekturmaler (geb. am 16. Febr. 1815 zu München, † am 1. April 1884 ebendaselbst), war als der Sohn eines Sattlermeisters, der bei den Königen Max I. und Ludwig I. in Diensten stand, erst zum Handwerk des Vaters bestimmt, zeigte aber eine solche Abneigung dagegen und eine Vorliebe zur Kunst, daß die Eltern nicht umhin konnten, ein Gutachten über die Veranlagung des Knaben bei dem damaligen Professor Mitterer (vgl. A. D. B. 1885. XXII, 23 ff.) einzuholen. Der Junge ließ sich durch das ungünstige Ergebniß dieser Prüfung nicht abweisen und erreichte bald darauf doch seine Aufnahme in die Akademie. Um indessen seinen Unterhalt zu erwerben, begab er sich in das Atelier des Glasmalers Wilhelm Voertl (1793—1844), welcher damals für Sulpiz Boisserée allerlei Versuche und Copien fertigte. Von da kam F. als Maler in die kgl. Porzellanmanufactur, welche in dem heute zum „Bazar Schüssel" erweiterten Gebäude ihre Ateliers und Niederlage hatte. Hier stand die Wiege der alsbald so weltbekannt gewordenen Münchener Glasmalerei, aus welcher Ainmiller's Name zur höchsten Geltung gelangte. F., welcher bald fühlte, daß man hier ohne chemische Kenntnisse nicht vorwärts komme, suchte diesem Mangel durch Besuch der Vorträge des Professor Dr. Cajetan v. Kaiser (1803—71) zu steuern und zwar mit solchem Erfolge, daß ihm die Stelle als Techniker an besagter Anstalt übertragen wurde. In dieser Eigenschaft traf er viele Verbesserungen in Bezug auf das Einbrennen der Farben — wobei F. statt der herkömmlichen Kohle eine Ofenheizung mit Holz einführte — und die Farbglasfabrikation, wozu er in der Glashütte zu Wolfrathshausen experimentirte. In der Folge bethätigte sich F. als Maler an allen den großen Fenstern, welche unter Ainmiller's Leitung aus der Kgl. Glasmalereianstalt hervorgingen, und den berühmtesten Kirchen in Deutschland, Frankreich, England und Amerika zum bleibenden Schmucke dienen. — Seine eigenen Leistungen waren die Blumenfenster für die „Wilhelma" bei Stuttgart (1853), wozu F. die botanischen Studien vorerst in Oel malte. Die (freilich nur decorative) Wirkung war eine außerordentliche: Unten am Boden wiegen Päonien ihre purpurnen Häupter, Schwertlilien prangen daneben mit ihren sammetnen Blättern und Schlinggewächse ranken darüber empor in die höchsten Räume der Fenster. — Nach Ainmiller's Ableben († am 8. December 1870) trat F. als provisorischer Vorstand an die Spitze der Anstalt, vollendete die angefangenen Arbeiten und übernahm, da 1874 infolge eines seltsamen Kammerbeschlusses die kgl. baier. Glasmalerei (gleichzeitig mit der ebenso rentabeln kgl. Erzgießerei und der Nymphenburger Porzellanmanufactur) aus Ersparnißgründen als Staatsanstalt aufgegeben wurde, auf eigene Rechnung eine lange Reihe von Fensterbildern, von denen wir beispielsweise nur die nach Landshut (S. Jodok), London (Paulskirche) und Glasgow, nach Oxford und Köln gelieferten erwähnen. Die Cartons zeichneten Rothbart, Forstner, Sagstätter und Andere; F. behielt sich die dazu gehörigen Ornamente und Tapetenmuster vor, wobei der in allen Stilarten gewandte Mann eine ganz originelle Phantasie und Begabung bewährte. Den Schluß dieser Unternehmungen bildete das

große Fenster, welches die Rheinische Eisenbahn-Gesellschaft mit einer Darstellung des „ersten Concils zu Jerusalem" in den Kölner Dom stiftete; dasselbe wurde in zweijähriger Arbeitszeit von 1877—79 ausgeführt und vollendet. — Außer der Schmelzmalerei, welche freilich den größten Theil von Faustner's Thätigkeit in Anspruch nahm, betrieb der Künstler auch die religiöse Historie (ein köstliches, ganz im Sinne des Wilhelm von Köln gehaltenes Altarbild befindet sich in der kleinen Kirche zu Ambach am Starnbergersee) und mit besonderer Vorliebe die Landschaft und nach Ainmiller's Vorgang auch die Architekturmalerei, wobei ihn der Wetteifer mit A. v. Bayer (1804 bis 1875) und Ferdinand Petzl (1819—1899) in das Innere von Klöstern, Kreuzgängen und Kirchen führte (eine Innenansicht der alten Münchener Frauenkirche [1853] kam aus dem Nachlaß des Königs Otto von Griechenland 1878 in die Neue Pinakothek). Der Münchener Kunstverein erwarb manch Oelbild dieser Art, ebenso von Faustner's Landschaften, wozu ihm der Hofmaler Moritz Eduard Lotze (1809—1890) die erste Anleitung gab. Eine große, an Heinrich Heinlein's (1803—1885) ideale Composition erinnernde Landschaft erschien 1854 auf der Münchener Kunstausstellung; eine ernste „Waldlandschaft mit alten Eichen" radirte F. Würthle. Sein Sohn, Luitpold Faustner (geboren am 10. Juli 1845), trat mit glücklichem Erfolge in diese Richtung seines Vaters. — Auch mit kunstgewerblichen Entwürfen bethätigte sich F., doch wurde hievon nur Weniges und nicht gerade das Beste, für Schlosserarbeiten, Beschläge und Steinkrugverzierungen im XXI. und XXIII. Bd. der „Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbevereins" (1871 und 1873) reproducirt. F. hinterließ 36 Blätter mit vielen Projecten zu Uhren, Spiegeln, Gasarmen (mit Drachen und Schlangen), Teppichen, Alphabeten und allerlei anderem Hausrathbedarf, welche der fleißige Mann meist in den Morgenstunden, insbesondere während des Jahres 1876, ehe er an die oft sehr beschwerliche Arbeit des Tages ging, in stiller Freude und sorgsamer Ausführung zu Papier brachte. Hier machen sich besonders die rein ornamentalen und architektonischen, streng logisch fugirten Erfindungen bemerkbar, während der figürliche Theil nie seine besondere Stärke bildete. Diese Arbeiten Faustner's besaßen „außer wohlthuender Frische und Lebendigkeit, schönem Aufbau und klarer, organischer Entwicklung der einzelnen Theile noch den Vorzug: man sieht, daß der Künstler ein bestimmtes Material für die Ausführung in Aussicht nahm und die ganze Fülle technischer Erfahrungen besaß, welche nothwendig sind, um kunstgewerbliche Entwürfe mit bestem Erfolge herzustellen".

Vgl. Lützow's Zeitschrift, 1874. IX, 610. — Nekrologe in Beilage 204 d. Allgem. Ztg. v. 24. Juli 1884. — Lützow's Zeitschrift, 1884. XIX, 484. — Münchener Kunstvereins-Bericht für 1884, S. 73. — Singer, 1895. I, 425. — Fr. v. Böttticher, Malerwerke, 1895. I, 288.

Hyac. Holland.

Fechtrup: Bernhard F., katholischer Theologe, geboren am 23. März 1844 zu Münster i. W., † am 21. December 1898 zu Nervi in Italien. Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, studirte dann 1865—1869 Theologie daselbst, löste 1867 eine Preisaufgabe über die Geschichte der Bußdisciplin und wurde am 31. Juli 1869 zum Priester geweiht. Hierauf wurde er zunächst mit der zeitweiligen Verwaltung der Pfarre Blankenstein an der Ruhr beauftragt. Im Sommer 1870 hielt er sich in Würzburg, dann zwei weitere Semester in Bonn auf, um weitere kirchengeschichtliche und geschichtliche Studien zu machen. Hierauf wurde er Domvicar in Münster, was er bis Herbst 1876 blieb. Im April 1873 habilitirte er sich

auch als Privatdocent für Kirchengeschichte und Patrologie an der Akademie, nachdem er am 13. März 1872 Lic. theol. geworden war. Am 14. April 1884 wurde er außerordentlicher Professor daselbst, am 1. September 1886 von der theologischen Facultät zum Ehrendoctor ernannt. Zum 1. October 1886 wurde er als außerordentlicher Professor an die katholisch-theologische Facultät in Bonn berufen, mit dem Lehrauftrag für Encyklopädie, Patristik, Symbolik und Liturgik. In den spätern Jahren in seiner Thätigkeit durch ein langwieriges Lungenleiden vielfach beeinträchtigt, starb er auf italienischem Boden, wo er Erholung gesucht hatte. — Seine Hauptschrift ist: „Der heilige Cyprian. Sein Leben und seine Lehre. I. Cyprian's Leben" (Münster 1878; ein 2. Theil ist nicht erschienen). Die 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte enthält von seiner Hand eine Anzahl von Artikeln zur Kirchen- und Dogmengeschichte, Patrologie und Gelehrtengeschichte, worunter der mit seinen Cyprianstudien zusammenhängende umfangreiche Artikel „Ketzertaufstreit" (Bd. VII, Sp. 406—419) besonders genannt sei. In der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1872 (S. 430 ff.) handelte er über die „Grundsätze der Kirche in den ersten drei Jahrhunderten bei Zulassung zur Buße."

Chronik der Universität zu Bonn, 24. Jahrg. (N. F. 13. Jahrg.), 1898/9, S. 4—6. — E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller, Neue Folge (Münster 1881), S. 64 f.

Lauchert.

Feder: Heinrich v. F. war am 20. Januar 1822 als Sohn eines höheren Beamten der Fürstlich Löwenstein'schen Verwaltung in Wertheim geboren, trat um die Mitte der 1840er Jahre in den badischen Staatsdienst, prakticirte beim Oberamt Bruchsal, wählte aber bald den Anwaltstand und wurde im Herbst 1848 zum Hofgerichtsadvocaten bei dem Bruchsaler Hofgericht ernannt. Mit der großen Mehrzahl seiner Collegen des Anwaltstandes, besonders unter dem Einfluß des Führers der radicalen Partei, L. Brentano, schloß er sich in der Zeit der Bewegung von 1848 dieser an, ohne jedoch den Boden des Gesetzes zu verlassen. Er gehörte zu den überzeugten Anhängern der deutschen Grundrechte und war für revolutionäre Agitationen nicht zu haben. Er betheiligte sich auch nicht an der Thätigkeit der revolutionären Regierung, deren Oberhaupt Brentano ihm jedes ihm zusagende Amt anbot. Aber obwohl er sich nie activ an der Revolution von 1849 betheiligt hatte, wurde er doch nach dem Einmarsch der preußischen Truppen auf kurze Zeit in Haft genommen. Eine Untersuchung wegen Theilnahme am Hochverrath konnte aber gegen ihn nicht geführt werden, da sich schon im Vorverfahren ergab, daß dazu jeder Grund fehle. Doch wurde er, als politisch anrüchig, auf einige Zeit von der Anwaltschaft suspendirt. Eine Broschüre, „Die Partei des gemäßigten Fortschrittes und ihre Fehler", und eine von den Juristen als trefflich anerkannte Schrift „über den Hochverrat" führten bald dazu, daß F. seinen Beruf wieder, jetzt als Rechtsanwalt in Offenburg, aufnehmen konnte. Als Anwalt genoß er durch seine hervorragenden Fähigkeiten, die sich besonders beim Plaidoyer bewährten, und durch seinen makellosen Charakter großes Ansehen bei den Richtern wie bei den Parteien. Die neue Aera, welche mit dem Jahre 1860 in Baden anbrach, führte, wie so manchen freigesinnten Mann, der während der Reactionszeit sich vom öffentlichen Leben ferne hielt, auch F. wieder in die politische Laufbahn. Im J. 1863 trat er als Abgeordneter seiner Vaterstadt Wertheim in die zweite Kammer ein. Er schloß sich dort der von Eckhard und Kiefer gegründeten badischen Fortschrittspartei an, die sich im wesentlichen auf einer von F. durch eine „Badische Reform" betitelte Schrift vorgezeichneten Bahn

bewegte. Seine „großdeutsche" Anschauung hinsichtlich einer Reform des deutschen Bundes veranlaßte ihn im April 1866 aus dieser Partei auszutreten. Nach dem Kriege von 1866 blieb F. folgerichtig ein Gegner der „preußischen Spitze" und ein Wortführer des Planes der Gründung eines süddeutschen Bundes, für den er in einer Schrift, „Der Prager Frieden", eintrat. Diese Gesinnungen führten ihn zu einer Bundesgenossenschaft mit der particularistischen katholischen Fraction des Landtags, der er indeß seine freiheitlichen Grundsätze nicht zum Opfer brachte. In kirchlicher Beziehung huldigte er einem auch sonst in seinem Naturell begründeten Indifferentismus. Erst 1869 constituirte sich im Lande eine demokratische Partei, die insbesondere das directe Wahlrecht, dem die Nationalliberalen widerstrebten, forderte, deren Programm sich im übrigen von jenem dieser Partei nicht allzuweit entfernte, abgesehen natürlich von der Auffassung der nationalen Frage, in der die beiden Parteien ein unlöslicher Gegensatz trennte. Der Krieg von 1870/71 und die Gründung des Reichs versöhnten auch F. mit der neuen Lage der Dinge, wenngleich die Reichsverfassung nicht ganz seinen Anschauungen entsprach. In der Kammer stimmte er den Versailler Verträgen freudig zu. Bei der Verhandlung über die Militärconvention enthielt er sich der Abstimmung. In die Fraction seiner früheren Gesinnungsgenossen trat er nicht wieder ein, schon deshalb nicht, weil er an der inzwischen demokratisch gewordenen Gemeindeverwaltung seines Wohnortes Mannheim eifrigen Antheil nahm. Im Landtage, dem F. bis 1886 angehörte, sprach und stimmte er gegen alle und jede Ausdehnung der bureaukratischen Machtsphäre, auf kirchenpolitischem Gebiet gegen jede klericale Machtentfaltung, im übrigen für möglichste Autonomie der Gemeinden, für die thunlichste Ausdehnung und Stärkung der Selbstverwaltung. Durch seine reichen Kenntnisse, die Unabhängigkeit seines Urtheils, die urbane Art seiner Beredsamkeit, die nicht einer sarkastischen Ader entbehrte, genoß F. nicht nur die allgemeine Achtung, sondern auch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß in der Zweiten Kammer. Neben seiner parlamentarischen Thätigkeit und den Arbeiten seines Berufs als Anwalt und Stadtrath fand F. auch noch Zeit zu litterarischen Arbeiten, von denen wir nur seine zweibändige „Geschichte der Stadt Mannheim" (1875—77) anführen wollen. In seinem letzten Lebensjahre siedelte F. ganz nach Wertheim über, wo er ein schönes Landhaus besaß, in dem er bisher zur Sommerfrische verweilt hatte und jetzt Ruhe und Erholung von den Mühen eines arbeitsreichen Lebens suchte. Hier wollte er ein länger geplantes Werk, eine Geschichte der constitutionellen Entwicklung Badens, schreiben. Leider sind von demselben nur Bruchstücke vorhanden. Nach einer heftigen Erkrankung von nur vier Tagen, die er sich durch eine Erkältung zugezogen hatte, starb F. am 19. März 1887. Er wurde überall betrauert, wo man für seine in sich gefestigte, innerlich durchaus wohlwollende, nach außen zuweilen scharf ablehnende, in allen Verhältnissen des Lebens durch und durch ehrliche Persönlichkeit Verständniß hatte.

Badische Biographien 4, 115 ff. v. Weech.

Feger: Theobald (oder Diebolt) F., ein deutscher Buchhändler in Ofen an der Wende des 15. Jahrhunderts. Es ist wenig, was man von ihm weiß; aber was man von ihm weiß, läßt auf eine immerhin bedeutsame Thätigkeit des Mannes schließen. Als Verleger läßt er in den Jahren 1484 bis 1498 (namentlich für das Graner Domcapitel) bald in Venedig, wie man wenigstens vermuthet, bald in Augsburg und Nürnberg, bald in Brünn und Wien drucken. Als Buchhändler im engeren Sinne sehen wir ihn noch in den Jahren 1508 und 1509 in Verbindung nicht nur mit Lukas Alantse in Wien, sondern auch mit Anthonius Koburger in Nürnberg. Man sieht, der

Mann hatte weitreichende und vielseitige Verbindungen und dem mag dann die Rolle entsprochen haben, die er bei der Vermittlung der deutschen Litteratur nach dem Osten gespielt hat, nicht als der einzige, aber sichtlich als der zu seiner Zeit bedeutendste Buchhändler der ungarischen Hauptstadt. Falsch ist es, wenn man ihn für einen Ungarn gehalten hat, dessen Name Fejér = Weiß lautete. Wol nennt er sich in seinem zweiten bekannten Verlagswerk, der ungarischen Chronik von Thurocz von 1488, einen concivis Budensis, das beweist aber natürlich nichts. Er stammte vielmehr, wie es schon in seinem ersten Verlagswerk, dem „Breviarium Strigoniense", von 1484 heißt, „de Kirchem" und ist daher ganz sicher ein und derselbe mit dem Diepoldus Feger de Kirchen, der unter dem 13. October 1466 in der allgemeinen Matrikel von Heidelberg und unter dem 13. October 1468 in dem Verzeichniß der dortigen Baccalaureen eingetragen ist. An welches der vielen Kirchen oder Kirchheim zu denken ist, läßt sich freilich zur Zeit schwer sagen. Doch sei erwähnt, daß der Name F. damals in der Umgebung von Heidelberg, wo es mehrere Kirchheim gibt, vorkam, z. B. in Weinheim, und daß wir heute noch im württembergischen Oberamt Ehingen, wo auch ein Kirchen liegt, den Namen finden (in dem gen. Kirchen selbst ist uns sogar der Name begegnet, freilich nicht als einheimischer). Auch das ist unsicher, wie zu unserem F. jener Theobaldus feger de columbaria basiliens. dioc. sich verhält, der unter dem 13. März 1486 in der Freiburger Matrikel sich eingetragen findet. Mit unserem Buchhändler, der um jene Zeit schon in Ofen war, ist er kaum identisch; um einen Verwandten wird es sich aber wegen der Vereinigung der seltenen Namen Theobald und Feger doch wol handeln. Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir annehmen, daß unser F. nach Ofen durch den litteraturfreundlichen großen Ungarnkönig Matthias Corvinus gezogen worden ist, wie derselbe auch den ersten Buchdrucker Ofens, Andreas Heß, von Venedig in seine Hauptstadt gerufen hat. Hat doch auch F. seinen ersten bekannten Auftrag als Verleger eben der Anordnung des Königs Matthias zu verdanken gehabt (vgl. den dem oben genannten „Breviarium Strigoniense" vorgedruckten Brief). So mag unser Buchhändler denn namentlich auch bei der Gründung der berühmten Corvinischen Bibliothek mitgewirkt haben. Daß er später nach Wien übergesiedelt ist, scheinen die Geschichtschreiber des Wiener Buchdrucks, Denis und Mayer, anzunehmen, da sie ihn unter den dortigen Buchhändlern aufführen; doch ist dies wol unrichtig, 1502 jedenfalls ist er noch in Ungarn. Nicht unwahrscheinlich ist es aber — nach der Art, wie er in einem Schriftstück Alantse's (s. u.) bezeichnet wird, zu schließen — daß er eine Filiale in Wien gehabt hat.

Vgl. Hain's Repertorium bibliographicum mit Copinger's Supplement und Burger's Registern zu beidem. — Centralbl. f. Bibliothekswesen, III, 1886, S. 252 f.; IX, 1892, S. 390, 396 (das oben erwähnte Schriftstück von Alantse). — Literar. Beil. d. Staats-Anzeigers f. Württemberg, 1898, S. 157. — Hase, Die Koberger, 2. Aufl., S. 334.

K. Steiff.

Fehling: Hermann Christian von F., Chemiker, geboren am 9. Juni 1811 in Lübeck als Sohn des Kaufmanns Hermann Chr. Fehling, † am 1. Juli 1885 in Stuttgart. Besuchte bis zu seinem 16. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat 1827 bei dem Apotheker Kindt in Lübeck in die Lehre, um sich zum Apotheker auszubilden. Im J. 1832 siedelte er nach Bremen über, wo er noch drei Jahre in der Apotheke eines Bruders seines früheren Lehrprincipals blieb, bis er sich entschloß, sich ganz dem Studium der Chemie zu widmen. Er zog daher nach Heidelberg, um dort bei Bischoff,

Blum, v. Leonhard, Bronn u. A. Naturwissenschaften zu studiren und sich namentlich unter Leopold Gmelin's Leitung, dessen Assistent er später wurde, in den praktischen Arbeiten des Laboratoriums auszubilden. Nachdem er dort August 1837 zum Doctor philosophiae promovirt wurde, wandte er sich nach Gießen, um bei Liebig weiter zu arbeiten. Herbst 1838 ging F. nach Paris, wo er bei Dumas, zum Theil auch an der Münze arbeitete. Bald darauf, im August 1839 wurde er auf besondere Empfehlung von Liebig hin als Lehrer der Chemie und Technologie an die damalige Gewerbeschule in Stuttgart berufen und nach einem Provisorium von zwei Jahren definitiv als Hauptlehrer angestellt. An dieser Anstalt, die unter seiner lebhaften Mitwirkung zu einer polytechnischen Schule und späterhin zu einer technischen Hochschule ausgebildet wurde, wirkte er 44 Jahre lang als Lehrer und Berather, bis ein Schlaganfall ihn zwang, sich im Juli 1883 in den Ruhestand zurückzuziehen.

Durch Klarheit seines Vortrags und eine bedeutende Lehrbegabung, die es auch dem Minderbegabten ermöglichte, bei einiger Aufmerksamkeit seinem Vortrag zu folgen, wußte F. seine Zuhörer zu fesseln und anzuregen. Peinliche Gewissenhaftigkeit und strenge Pflichterfüllung, die er wie von sich auch von seinen Schülern und Praktikanten verlangte, bildeten den Grundzug seines Charakters. Ein Feind jeglicher Heuchelei sagte er jedem, der es hören wollte, freimüthig die Wahrheit, weil er überzeugt war, daß so jedem am besten gedient sei. Außer seiner Lehrthätigkeit hatte F. als Mitglied des Medicinalcollegiums, der pharmaceutischen Prüfungscommission, der Centralstelle für Handel und Gewerbe, womit die Aufsicht über ein analytisch-technisches Untersuchungslaboratorium, sowie die Ausarbeitung zahlreicher technischer Gutachten, die Prüfung und Schlichtung von Patentansprüchen verbunden war, ein großes Wirkungsfeld in Württemberg gefunden. Seine anerkannt autoritative Stellung brachte es mit sich, daß er bei allen Commissionen, die über hygienische, technische und pharmaceutische Fragen zu entscheiden hatten, als württembergischer Delegirter theilnahm. Der Commission für eine Neubearbeitung der Pharmacopoea Germanica gehörte er gleichfalls als Mitglied an und bei allen Weltausstellungen (von der ersten in Wien 1846 bis zur letzten 1873 in Wien abgehaltenen) war F. als Mitglied der Jury thätig.

Von seinen vielen wissenschaftlichen Publicationen, die größtentheils in Liebig's Annalen der Chemie erschienen sind, seien hier erwähnt: „Darstellung der Knallsäure"; „Zwei dem Aldehyd isomere Verbindungen"; „Zersetzung des benzoësauren Ammoniaks durch die Wärme"; „Bernsteinsäure und ihre Verbindungen". Von besonderer Bedeutung ist die von ihm in Vorschlag gebrachte quantitative Bestimmung des Zuckers und Stärkemehls mittelst einer aus Kupfersulfat, Kaliumtartrat und Natronlauge zusammengesetzten Flüssigkeit, die als „Fehling'sche Lösung" seinen Namen für alle Zeit tragen wird.

Die heimische Industrie förderte F. durch eine große Reihe chemisch-technischer Analysen, wobei er zugleich genaue analytische Methoden ausbildete, so bei der „Untersuchung württembergischer Getreidesorten", „Pottasche aus der Rübenmelasse von Waghäusel". Besonderes Interesse wandte er der württembergischen Salzindustrie und den Heilquellen des Landes zu, deren sorgfältige Analysen er meistens in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg veröffentlichte. Hervorgehoben seien die Analysen der Mineralwasser von Berg, Jebenhausen, Wildbad, Teinach, Liebenzell, Göppingen. „Chemische Untersuchung der Soolen, des Stein- und Kochsalzes, sowie die Mutterlaugen der württembergischen Salinen" (auch als Monographie Stuttgart 1847 erschienen). Von Payen's Précis de Chimie

industrielle verdankt man ihm eine treffliche deutsche Bearbeitung. Ebenso war er an der Bearbeitung des großen Graham-Otto'schen Lehrbuchs der Chemie betheiligt, in dem er die Kohlenhydrate, Glucoside, Bitterstoffe, Farbstoffe, ätherische Oele, Harze und Balsame, sowie die Eiweißkörper und sonstige Thierstoffe selbständig bearbeitet hat. Schon frühzeitig Mitarbeiter an der ersten Ausgabe des „Handwörterbuchs der Chemie" von Liebig, Poggendorff und Wöhler, das er als Redacteur der letzten Bände zum Abschluß brachte, unternahm er 1871 in Verbindung mit Freunden und Fachgenossen die Herausgabe eines „Neuen Handwörterbuchs der Chemie", das nach seinem Tode fortgeführt wird.

Die hohen Verdienste Fehling's um die Wissenschaft und Technik fanden die ihnen gebührende Anerkennung. Akademien und gelehrte Vereinigungen hatten es sich angelegen sein lassen, ihn auszuzeichnen. Noch kurz vor seinem Tode ernannte die Deutsche chemische Gesellschaft ihn zu ihrem Vicepräsidenten. Vom König von Württemberg erhielt er das Ritterkreuz des Kronenordens, mit dem der persönliche Adel verbunden war. Später wurde ihm der Titel Geheimer Hofrath und das Comthurkreuz des Friedrichsordens, und bei der Einweihung eines neuen Flügels des Polytechnikums als dem Senior des Lehrerconvents der Titel Director verliehen.

Nekrolog im Jahreshefte d. Vereins f. vaterl. Naturkunde in Württemberg, 32. Jahrg. (1886), S. 37. — A. W. v. Hofmann, Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft XVIII (1885), S. 1611. (Irrthümlicher Weise ist dort als Geburtsjahr 1812 angegeben.) Hell.

Felder: Cajetan Freiherr von F., hervorragender Jurist und Entomologe, wurde geboren am 19. September 1814 in Wien. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er die Universität daselbst. Obgleich ihn seine große Liebe zur Natur zum Studium der Naturwissenschaften hinzog, widmete er sich doch dem Wunsch seines Vaters folgend dem Studium der Rechtswissenschaft. Nach seiner Promotion 1841 habilitirte er sich als Privatdocent für Völkerrecht und Statistik, 1848 wurde er zum Hof- und Gerichtsadvocaten ernannt; 1868 zum Bürgermeister von Wien erwählt; 1869 zum lebenslänglichen Mitgliede in das Herrenhaus berufen; 1878 in den Freiherrnstand erhoben; 1880 zum Landmarschall von Niederösterreich ernannt. In seinen Mußestunden widmete sich F. mit großem Eifer naturwissenschaftlichen Forschungen und zog ihn namentlich die Entomologie an. Er durchforschte nicht nur sein Heimathland, sondern unternahm auch mehrere naturwissenschaftliche Reisen in die Polargegenden und die Tropen. So bildete er sich allmählich zu einem der kenntnißreichsten Lepidopterologen aus. Gemeinsam mit seinem Sohn Rudolf veröffentlichte er zahlreiche kleinere entomologische Arbeiten in den Verhandlungen der zool.-bot. Gesellschaft in Wien und in anderen Zeitschriften. Seine bedeutendste Arbeit ist die Bearbeitung des lepidopterologischen Theiles des Werkes: „Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde" (Wien 1864—75). Nachdem F. durch ein Augenübel gezwungen war, in den Ruhestand zu treten, starb er am 30. November 1894. W. Heß.

Felder: Franz Karl F., katholischer Theologe, geboren am 6. October 1766 zu Meersburg am Bodensee, † am 1. Juni 1818. Er machte seine Gymnasialstudien seit 1781 und die philosophischen Studien von Herbst 1784 bis 1786 im Kloster zu Salmansweil, die theologischen Studien von Herbst 1786—1789 in Dillingen, wo er am 24. August 1789 zum Priester geweiht wurde. Im Januar 1790 wurde er Cooperator an der Pfarrkirche zu Meers-

burg, 1791 Repetent der Moraltheologie am Diöcesanseminar daselbst, September 1794 Pfarrer zu Waltershofen, am 12. October 1805 bischöflicher geistlicher Rath. Im November 1805 übernahm er das Amt eines bischöflichen Commissars im Seminar zu Meersburg, kehrte aber im September 1806 wieder auf seine Pfarrei zurück, die er fortan behielt. — F. entfaltete eine eifrige litterarische Thätigkeit. 1806—1808 gab er das von Lorenz Kappler 1800 begründete „Kleine Magazin für katholische Religionslehrer" heraus (Konstanz und Rottweil), dessen Mitarbeiter er schon vorher gewesen war, 1809—1816 das „Neue Magazin für katholische Religionslehrer" (Schwäbisch Gmünd 1809—11, Landshut 1812—16), daneben von 1810 bis zu seinem Tode die von ihm begründete „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer" (Landshut), die nach seinem Tode unter wechselnden Titeln von Mastiaux, Kerz und Besnard noch bis 1836 als ein angesehenes kritisches Organ fortgesetzt wurde. Als Redacteur dieser Zeitschriften gewährte F. zwar öfter Mitarbeitern an der Richtung der damaligen rationalistischen Aufklärung einen zu großen Spielraum; er selbst scheint aber doch ein positiv katholisch gesinnter Mann gewesen zu sein, wenn auch in seinen eigenen Arbeiten (zu deren Kritik vgl. Brück, Geschichte der kath. Kirche in Deutschland I, 409) ein gewisser Einfluß der Zeit nicht zu verkennen ist; späterhin nahm die Literaturzeitung in der Bekämpfung des Rationalismus eine ehrenvolle Stellung ein. Ein biographisches Quellenwerk von bleibender Bedeutung, so sehr es auch an gleichartiger Bearbeitung und an Kritik zu wünschen übrig läßt, da es großentheils sich aus den eigenen Einsendungen der behandelten Autoren zusammensetzt, unter denen häufig die unbedeutendsten und seichtesten sich in der größten Weitschweifigkeit ergehen, ist Felder's „Gelehrten-Lexikon der katholischen Geistlichkeit Deutschlands und der Schweiz" (Bd. I, Landshut 1817), dessen 2. Band nebst einem Supplementband nach Felder's Tode Franz Joseph Waitzenegger herausgab (1820 u. 1822).

Selbstbiographie in Felder-Waitzenegger, Gelehrten-Lexikon I (1817), S. 223—230; mit Nachtrag Bd. III, S. 487. Lauchert.

Feldhütter: Ferdinand F., Landschaftsmaler, wurde am 7. April 1842 zu München geboren und starb in eben dieser seiner Heimath, an der seine Seele, sein durchaus oberbairisches Naturell hingen, am 8. December 1898. Sohn einfacher Eltern, verbrachte er eine bescheidene Jugend. Er lernte leicht, ohne eine bessere Anstalt besuchen zu können, mit dem Geiste der Kunst, die früh ihn rege anzog, wie die unvergleichlichen Museen seiner Vaterstadt. Vom zugedachten Berufe des Decorationsmalers wandte er sich bald der Landschafterei zu; ganz aus eigener Kraft vollzog er diesen Uebergang, ohne Lehre und Lehrer, und so auch mit dem Strebeeifer des selbsterwachsenen künstlerischen self made man. Allem Philiströsen, allem Eingezirkelten fremd und ferne, verstand er, im Gegensatze zu vielen Genossen, das Segensreiche normaler bürgerlicher Lebensführung. 21 Jahre war er beim Tode glücklich in zweiter Ehe verheirathet, und die Kinder erzog er zum Ernste des Lebens und Wirkens. Freilich, goldene Berge hat ihm der Pinsel nicht erobert, nur starken Beifall zu seinem rastlosen Streben, Anerkennung der liebevoll fertiggestellten Werke, einen geachteten, allseitig geehrten Namen als Künstler und Mensch. Seine Frohnatur, in Jodlern und Schnadahüpferln gern hervorbrechend, sein herzlicher Humor, bei allen lustigen Festen der Münchener Künstlerschaft stark bethätigt, vergoldeten ihm und den Seinigen das Dasein, den Freunden und Genossen die Geselligkeit und den Verkehr. Noch im Herbste 1898 jubilirte er am Chiemsee, wo er Frische und neue Ideen und Themen holen wollte; den Heimgekehrten ergriff das alte böse Herz-

leiden mit verstärktem Druck, und Anfang December sank die schaffensfreudige Hand für immer schlaff herab.

Einfach und lauter, ungezwungen nach Münchner Art, ehrlich und gerad als echter Bajuware, ein unverwüstlicher Optimist, der stets nach der schönen Seite der Dinge auslugte und an den Menschen, den Ereignissen, den Kunstgebilden stets das Gute abzulesen suchte — so war sein Charakter. Das kennzeichnet sein ganzes Wesen, auch die sonnige Phantasie, die ihm auf der Lippe wie in den Fingern waltete. Ein heiterer Morgen der blühenden Natur, oder ein Nachmittag, den die Sonnenstrahlen durchweben, das waren seine Lieblingsvorwürfe, während er davor scheute, in seine Serie solcher mit einem Hauche sinniger Verklärung übergossenen Aufnahmen Wechsel durch Abend- und Nachtstimmungen oder gar durch Regen- und Sturmscenen hineinzumischen. Seinem eigenen Wesen gemäß stand ihm die Schöpfung stets mit freundlichem Antlitz vor Augen. Dem geschickten Münchener Landschafter Julius Lange (1817—78; s. A. D. B. XVII, 644 f.) sich anlehnend, hatte F. sich auf die idyllische Landschaft beschränkt. In außerordentlich großer Anzahl schuf er Gebirgspartien, mit Vorliebe und besonders gelungen Seenstücke, das meiste in seinen geliebten oberbairischen Alpen oder über der Tiroler Grenze drüben erschaut, einiges aus der Schweiz oder Oberitalien im Kopfe gemodelt. Das Wasser in seinen verschiedenen Erscheinungsformen der Alpenwelt reizte ihn immer wieder. Aus der Reihe der vielen hergehörigen Bilder seien beispielsweise genannt: „Der Walchensee" (1877), „Der Vierwaldstätter See" (1881), „Der Hallstätter See", 1898 vom Münchener Kunstverein angekauft, der unmittelbar nach Feldhütter's Tode, im Januar 1899 einen trefflichen Blick von ihm auf den Lago Maggiore vor die Oeffentlichkeit brachte; „Gebirgsschlucht" (1884), eine Partie „Bei Inzell" und „Mauthhäusel" (Berchtesgadener Ländel); der „Hohe Göll bei Berchtesgaden" ward durch eine Holzschnitt-Wiedergabe in „Vom Fels zum Meer" XI, 26. Heft, „Die Kuhflucht" (bei Garmisch in Oberbaiern) durch die Reproduction in „Ueber Land und Meer" 74. Bd. (1895) Nr. 49 weiteren Kreisen zugänglich. Die größeren Ausstellungen Deutschlands kannten ihn regelmäßig. Der „Münchener Kunstverein" brachte ihn immer wieder vor die Oeffentlichkeit, verlooste Werke von ihm, stiftete ihm durch den Maler Max Scholz einen schönen Nachruf im „Rechenschaftsbericht der Vorstandschaft" für 1898, S. 72—74 und veranstaltete Anfangs Mai 1899 aus dem Nachlasse eine reiche Ausstellung von sehr anziehenden fertigen Bildern, Skizzen und Studien. Im Todesjahr erlangte eine „Partie von Sachran [bei Kufstein]" die goldene Medaille auf der Internationalen Ausstellung zu Barcelona.

Klar, reif, sonnig, urwüchsig, wahr wie sein Charakter, wie seine Bilder, wuchs und klang seine Rede. Einzigartig und eine Berühmtheit in München war sein launiger Vortrag von „Erlebnissen", die er, in den verschiedensten Dialekten gerecht, unter Kameraden und bei den Künstlerkneipen zu allgemeinstem Jubel zum besten zu geben pflegte: ein Verlust, daß diese feinbeobachteten, auch in der äußeren Wiedergabe eindrucksvoll pointirten Humoresken zwar unter den Hörern, die einst an seinen Lippen gehangen, nicht vergessen, aber, weil ungedruckt, verweht sind. Aufs Grab legte seine Genossengruppe den Lorbeer „dem lieben, guten Freunde und Collegen mit dem goldenen Herzen und dem göttlichen Humor als Dank und Ehrung!" Noch viele werden sich an den stimmungdurchleuchteten Gemälden erquicken, die er in der Scenerie seiner engeren Heimath, im Bergthal und am Voralpensee erdacht und dann inmitten des Tagesgetriebes seiner lieben „Münchnerstadt" auf die Leinwand gebannt hat: noch wandern gar manche seiner Werke umher, eine würdige Stätte suchend, nachdem die Wittwe nach der erwähnten Ausstellung

im Sommer 1899 leider daran gehen mußte, einzeln zu veräußern was vom künstlerischen Nachlasse materiell irgend verwerthbar war.

Vgl. außer Scholz' (s. o.) Nachruf die Notiz von R., Münchn. Neueste. Nachrichten v. 12. Mai 1899 Nr. 219 unter „Kunst und Wissenschaft", sowie Hyacinth Holland's knappen gediegenen Artikel im Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekrolog III, 140 f. — Einige persönliche Angaben der Wittwe Frau Maria Feldhütter in München August 1899.

Ludwig Fränkel.

Feldmann: Leopold F., Lustspieldichter, wurde am 22. März 1802 in München von jüdischen Eltern geboren und zeigte schon in seiner Jugend poetisches Talent, das sich in Gedichten an seine Mitschülerinnen äußerte, die ihm indeß harte Zurechtweisung von seiten seiner Lehrer eintrugen. Infolge eines Rescripts der bairischen Regierung, wonach jüdische Eltern ihre Kinder mehr, als bisher geschehen war, dem Handwerkerstande zuführen sollten, brachte ihn sein Vater nach beendeter Schulzeit zu einem Sattler und später, da er wegen schwächlichen Körpers von diesem bald wieder entlassen wurde, zu einem Schuhmacher in die Lehre. Nach einem Jahre auch von diesem fortgeschickt, weil er ein Gedicht auf ein schönes Mädchen gefertigt und es auf die Sohle eines ihrer Schuhe geklebt hatte, besuchte F. von neuem die Schule und schrieb 1817 ein bunt zusammengewürfeltes Schauspiel „Der falsche Eid", das auf dem sogenannten Lipperltheater in München vor seinen Schulkameraden aufgeführt ward, eine Knabenarbeit, die aber Talent verrieth. F. erlernte darauf in Pappenheim die Handlung und wurde 1820 Gehülfe in einer großen Bijouteriehandlung Münchens. Hier begann er für verschiedene Journale humoristische und satirische Genrebilder zu schreiben, die allgemein gefielen, ja seine in einem Nürnberger Journal 1829 veröffentlichten „Spaziergänge in und um München" erregten sogar ein gewisses Aufsehen. In diesem Jahre lernte er den berühmten Humoristen Saphir kennen, und dieser überredete ihn, seinen bisherigen Beruf aufzugeben und sich gänzlich der Schriftstellerei zu widmen. Im J. 1835 erschienen Feldmann's „Höllenlieder", Gedichte, die unter der Maske der Satire das tiefe Weh unglücklicher Liebe bergen, und bald danach wurde sein erstes Lustspiel, „Der Sohn auf Reisen", in München mit Erfolg aufgeführt. Unmittelbar darauf trieb ihn die bis dahin schmerzlich zurückgedrängte Wanderlust in die Ferne; er reiste nach Athen, wo zwei seiner Brüder lebten, und durchstreifte von hier aus Griechenland nach allen Richtungen, machte während dieser Zeit auch die Bekanntschaft Geibel's und des Fürsten Pückler von Muskau. „Reisebilder" für Lewald's viel gelesene „Europa" und Correspondenzen für die „Allgemeine Zeitung" waren die Frucht dieser Reise. Im April 1840 verließ F. Athen und kehrte über Wien nach München zurück, wo man inzwischen ihn und sein Lustspiel gänzlich vergessen hatte. Erst als im folgenden Jahre Holbein den „Sohn auf Reisen" auf das Burgtheater brachte, war Feldmann's Weg zu allen deutschen Bühnen geebnet. Im J. 1845 begann er die Herausgabe seiner „Deutschen Original-Lustspiele", von denen bis 1857 acht Bände erschienen, welche 43 dramatische Arbeiten enthalten. Inzwischen war F., der seit 1848 auch dem Prüfungscomité des Münchener Hoftheaters angehört hatte, am 1. April 1850 nach Wien übergesiedelt und hatte hier die Stelle eines Dramaturgen beim Nationaltheater an der Wien übernommen; die lästige Verpflichtung aber, sich von jetzt an mehr der Posse zuzuwenden, wurde ihm schließlich unbequem, und so gab er schon Ende 1854 seine Stellung wieder auf. Ohne dem Drama ganz ungetreu zu werden, beschäftigte er sich fortan meist mit journalistischen Arbeiten und zog sich mehr und mehr in die Einsamkeit zurück.

Erst bei der Feier seines 80. Geburtstages wurde er wieder in die breite Oeffentlichkeit gezogen und ihm an diesem Tage unzählige Beweise der Anerkennung gegeben. Am 26. März 1882 ist er nach längerem Krankenlager in Wien gestorben.

Feldmann's dramatische Arbeiten sind von sehr verschiedenem Werthe, und unzweifelhaft ist er nach seinem ersten Auftreten überschätzt worden. Es soll nicht geleugnet werden, daß er reich an komischen Einfällen ist, daß beinahe alle seine Lustspiele ergötzliche Situationen darbieten, und daß er dieselben mit Geschick herbeizuführen weiß; aber es findet sich doch auch manches Stück, das an wesentlichen Mängeln leidet, unter welchen namentlich der hervorzuheben ist, daß sich in der Mitte Scenen eingefügt finden, die wegen ihrer Gehaltlosigkeit alle Wirkung zu zerstören drohen, und daß der Schluß meist überstürzt und nicht gehörig motivirt ist. Wenn dennoch die meisten Stücke (z. B. Der Sohn auf Reisen — Das Portrait der Geliebten — Die freie Wahl — Die selige Gräfin — Ein Filz als Prasser — Ein höflicher Mann u. a.) auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen, so ist dies ausschließlich dem flotten Spiel der Darsteller zu danken.

H. Kurz, Gesch. d. dtsch. Litteratur IV, 574. — Wurzbach's Biogr. Lexikon IV, 169. — Wiener Tagesblätter aus d. März 1881.

Franz Brümmer.

Felicetti: Moritz F., Edler von Liebenfels, geboren am 31. März 1816 zu Wien, † am 26. October 1889 in Graz, Sohn des k. k. Staatsrathes Josef Emanuel F. v. L., beendigte seine Studien am akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt und trat 1832 in das Infanterieregiment Nr. 48 als Fähnrich ein. 1845 wurde F. Hauptmann im Illyrisch-Banater Grenz-Infanterieregimente, machte als solcher 1848 den Feldzug in Italien mit, sah sich jedoch durch die Folgen eines heftigen Lagunenfiebers, das ihn bei der Blockade von Venedig befiel, gezwungen, um seine zeitliche Pensionirung einzukommen und den Versuch einer Reactivirung im J. 1849 bald wieder aufzugeben. Er blieb nunmehr im Ruhestande und verlebte ihn von dem genannten Jahre an in Graz. Sein starker Drang nach wissenschaftlicher Nebenbeschäftigung führte ihn zunächst mineralogischen und botanischen Studien, anderseits der Siegel- und Münzkunde und dann immer entschiedener der Geschichtsforschung zu. Eine ausgesprochene Begabung für Kartographie, Zeichnen und Malen stand dem eisernen Fleiße des Autodidacten im Abschreiben und Bearbeiten des reichen Urkundenmaterials fördernd zur Seite, mit dem er im ehemaligen Joanneum, dann Landesarchive der Steiermark Jahre hindurch vertraut wurde, insbesondere als er eine zeitweilige Bestellung zum „Volontär" in diesem musterhaft geordneten Institute erlangte. 1869 finden wir ihn dem Ausschusse des historischen Vereins für Steiermark durch Wahl zugetheilt. Diesen archivalischen Studien und der wachsenden Vertrautheit mit historisch-topographischer Forschung entstammten zwei Abhandlungen aus den Jahren 1868—1873 in den „Beiträgen zur Kunde steierm. Geschichtsquellen" (5., 9., 10. Bd.). Die erste u. d. T. „Ueber die Lage des pagus Chrouat" führte an der Hand von Schenkungsurkunden für das Kloster Göß den (auch von einem guten Kärtchen begleiteten) unanfechtbaren Nachweis, daß dieser vorher in Obersteier (Kraubat) gesuchte Gau dem Kärntner Lande zufalle. Hatte sich schon dadurch der Verf. in die kritische Forschung über mittelalterliche Topographie mit Ehren eingeführt, so lieferte er in den beiden andern zusammenhängenden „Skizzen": „Steiermark im Zeitalter vom 8.—12. Jahrhundert auf Grundlage kritischer Quellenstudien" (mit 2 Karten) thatsächlich eine maßgebende Grundlage für die älteste politisch-

kirchliche Gliederung dieses in seiner Genesis als Provinz so eigenartigen Markgebietes. Im Nachlasse Felicetti's findet sich auch eine aus anschließenden Studien erwachsene „Karte von Steiermark zur Zeit des Regierungsantrittes des Hauses Habsburg 1282" nebst erläuterndem Texte in Schlagworten, vor, die anläßlich des 600jährigen Habsburgerjubiläums (1882) vorbereitet wurde. Ueberdies hatte er eine Abhandlung über „steirische Edelsitze" vollendet, eine „Zusammenstellung und Beschreibung aller bekannten österreichischen Privatmedaillen älterer Zeit" abgefaßt, Vorarbeiten für eine Karte von Ober- und Niederösterreich in Angriff genommen, sich mit dem † Bearbeiter des Spruner'schen Geschichtsatlas, Th. Mencke, in Verbindung gesetzt und Vieles in Wort und Bild zu einer historischen Topographie von Graz zusammengetragen. Sein reiches Herbar der europäischen Flora vererbte er dem naturhistorischen Cabinet des Joanneums. So erwies sich der bis zu seinem Lebensende, trotz körperlicher Leiden, unermüdlich thätige Mann als gemeinnütziger Forscher und Sammler, als „Amateur" im vollsten Sinne des Wortes.

F. v. Krones.

Fellinger: Johann Georg F., k. k. Oberlieutenant des Infanterieregiments Nr. 26, war zu Peggau in Steiermark am 3. Januar 1781 als Sohn des Johann Georg F., nachmaligen Bürgermeisters von Frohnleiten, geboren. Früh schon zeigte sich Fellinger's Neigung sowie ein nicht verkennbares Talent zur Dichtkunst, gepaart mit reinster und glühendster Vaterlandsliebe. Er studirte die Rechtskunde in Graz und wurde sodann Beamter und Erzieher.

Als im J. 1808 die Landwehr gebildet wurde, trat auch F. mit seinem greisen Vater und zwei Brüdern, von heißer Vaterlandsliebe begeistert, in deren Reihen. In dem Treffen an der Piave wurde F. durch einen Kolbenschlag niedergeworfen, welcher den Verlust seines rechten Auges zur Folge hatte, und kriegsgefangen nach Marseille und dann nach Maçon sur Saone geführt, wo er bis zur Auswechslung blieb. Nach dem Wiener Frieden kehrte F. in seine Heimath zurück. Während sein Vater und seine beiden Brüder, ersterer als Oberlieutenant, letztere als Fähnriche der Landwehr wieder in das Civilverhältniß zurückkehrten, trat Johann als Lieutenant in das Infanterieregiment Hohenlohe-Bartenstein Nr. 26 und kam nach Klagenfurt in Garnison, wo er mehrere Jahre seinem Dienste und in freien Stunden seiner Muse lebte. 1813 wurde F., da ihm seine geschwächte Sehkraft den feurigsten Wunsch seines Lebens, an dem Feldzuge theilzunehmen, versagte, Brigadeadjutant und supplirender Auditor. 1814 wurde er Oberlieutenant und Conscriptionsrevisor zu Judenburg, und 1815 als solcher nach Adelsberg übersetzt. Seine vergebliche Sehnsucht, an dem Kampfe theilzunehmen, ferner getäuschte Hoffnungen, namentlich sein Mißlingen, eine passende Civilanstellung zu erlangen, hatten eine tiefe Melancholie zur Folge, die endlich sein Leben im schönen Alter von 35 Jahren zerstörte. Er starb am 27. November 1816 zu Adelsberg in Krain.

Von seinen Schriften sind im Druck erschienen: „Abgerissene Scenen aus der Geschichte der Menschheit. Ein Versuch" (Graz 1808); „Der Kampf des Rechts. Ein Gedicht" (Salzburg 1813); „Gedichte. Herausgegeben von J. G. Kumpf" (2 Theile, Klagenfurt 1819 und 1821); von seinen dramatischen Arbeiten: „Frydolf" und „Der Graf von Flandern", zwei heroische Opern; „Der Kaiserhut", ein Gelegenheitsstück; „Die Grafen von Stella", Schauspiel und „Inguo", Trauerspiel. Letzteres, vier Monate vor seinem Tode beendet, wurde nach seinem Tode in Klagenfurt am 17. März 1817 mit Erfolg aufgeführt. In seinem Nachlasse befand sich eine Beschreibung der Adelsberger

Grotte, die erste Abtheilung einer Geschichte des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich, bis zur Schlacht von Aspern reichend. — In seinem Geburtsorte Peggau wurde dem früh verblichenen Sänger ein Denkmal errichtet.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Fellinger, Gedichte, hrsg. von J. G. Kumpf, 1. Thl. — Hirtenfeld, Mil.-Conv.-Lexikon. — Wurzbach, Biogr. Lexikon IV.

Sommeregger.

Fellner: Karl Constanz Victor F., der letzte ältere Bürgermeister der Freien Stadt Frankfurt a. M., entstammte einer 1759 aus Regensburg eingewanderten Bankierfamilie; er wurde am 24. Juli 1807 geboren und widmete sich dem Kaufmannsstand. Zuerst Procurist bei seinem Onkel Karl Welcker wurde er nach dessen Tode Theilhaber und alleiniger Geschäftsführer der Firma Welcker & Fellner, in welcher er bis zum 31. December 1854 verblieb. Am 2. December 1852 trat er in den Senat seiner Vaterstadt; mit ihm und einem andern am gleichen Tage gewählten Senator kamen die ersten Vertreter der Gothaischen Partei in den Senat der Freien Stadt, dessen Mitglieder bisher alle der reactionären, Oesterreich freundlichen Partei angehörten. In der städtischen Verwaltung war F. hauptsächlich in der Finanzverwaltung, auf dem vereinigten Rechnei- und Renten-Amte thätig; im Senate trat er lebhaft, seiner freisinnigen Richtung entsprechend, für neuzeitliche Reformen, wie die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten, Aufhebung des Zunftzwanges und Einführung der Freizügigkeit ein. In den Zollvereinsverhandlungen der 50er und 60er Jahre erwarb er sich als Vertreter seiner Vaterstadt entschiedene Verdienste, insbesondere um das Zustandekommen des preußisch-französischen Handelsvertrages. In den Jahren 1857, 1862 und 1864 bekleidete er das Amt des jüngeren, 1866 das des älteren Bürgermeisters. Als General Vogel von Falckenstein nach dem Einrücken der preußischen Truppen am 16. Juli die Regierungsgewalt über die Freie Stadt übernahm, ernannte er F. und den Senator Dr. Müller zu Regierungsbevollmächtigten. Als solchen fiel beiden Herren die schwere Aufgabe zu, zwischen den preußischen Militärbehörden, welche die Stadt als Feindesland behandelten und Requisitionen wie Contributionen auferlegten, und der Bürgerschaft zu vermitteln. Die Aufregungen dieser Tage, insbesondere die peinvollen Verhandlungen wegen Zahlung der zweiten, von General v. Manteuffel auferlegten Contribution von 25 Millionen Gulden versetzten F. in einen solchen Zustand seelischer Niedergeschlagenheit, daß er in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli 1866 seinem Leben ein Ende machte. Früh Morgens am 26. Juli wurde er unter großer Betheiligung der Frankfurter Bürgerschaft, die sein Hinscheiden schmerzlich betrauerte, zu Grabe getragen. F. war als tüchtiger Geschäftsmann, als ausgezeichneter Kenner der Frankfurter Handelsverhältnisse, als offener und ehrlicher Charakter hochgeachtet; in den rein politischen Dingen und insbesondere auf die Leitung der Stadt in der politischen Krisis vor und während des Jahres 1866 war er ohne Einfluß.

R. Jung.

Felsing: Jakob F., angesehener Kupferstecher, ist am 22. Juli 1802 als Sohn des Hofkupferstechers Johann Konrad F. zu Darmstadt geboren. Er besuchte zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde aber schon ein Jahr vor seiner Confirmation von seinem kränkelnden Vater aus dieser Schule genommen, um noch einigen Unterricht im Kupferstechen von diesem, einem zu seiner Zeit geachteten Meister topographischer Werke, zu empfangen, der sich allerdings zunächst auf technische Fertigkeit bezog. Nach dem frühen Tode des Vaters (1819) blieb er vorerst in Darmstadt, um sich unter der Leitung seines väterlichen Freundes, Oberbaurath Moller, für die Bearbeitung von architektonischen Darstellungen in seiner Kunst auszubilden. In dieser Zeit stach

er unter anderem für Moller's „Denkmäler mittelalterlicher Baukunst" eine Ansicht des Portales der Elisabethenkirche in Marburg. In diese Arbeiten brachte das Jahr 1822 eine für Felsing's ganzes Leben tiefeinschneidende Aenderung. Durch Vermittlung Moller's und des Geh. Cabinetssecretärs Schleiermacher erhielt er vom Großherzog Ludwig I. 500 Gulden zu einer Reise nach Mailand, denen in den folgenden Jahren noch drei weitere gleichgroße Gaben zur Unterstützung des strebsamen jungen Mannes folgten. So war es F. ermöglicht, frei von Nahrungssorgen ganz seiner Ausbildung zu leben, bis er als schaffender Künstler seinen Lebensunterhalt sich selbst verdienen konnte. Fast zehn Jahre hat F. in den Kunstcentren Italiens zugebracht. Grundlegend war davon die Zeit des Anfangs, die viereinhalbjährige Arbeit in der Werkstätte des berühmten Mailänders Longhi. 1827 wandte sich F. als gereifter Kupferstecher nach Florenz, wo ihn die Persönlichkeit des berühmten Morghen eineinhalb Jahr lang festhielt. Hier entstand u. a. sein sehr verbreitetes Blatt „Christus am Oelberg" nach Carlo Dolce, das ihm in der großen Concurrenz der Mailänder Akademie nicht bloß den Namen eines hervorragenden Künstlers, sondern auch die goldene Medaille eintrug. 1829 treffen wir ihn dann vorübergehend in Rom, 1830 in Neapel, 1830—1832 wieder in Florenz. Als ausgereifteste Frucht dieser Jahre wird wol der schon beim ersten Aufenthalt in Florenz begonnene und 1832 vollendete Stich der „Madonna del Trono" nach Andrea del Sarto angesehen werden müssen. Die Academia delle belle arte zu Florenz urtheilte wenigstens so, wenn sie den Künstler gerade wegen dieses Werkes zu ihrem Professor erster Classe ernannte (1833), und thatsächlich halten bis heute viele Kenner den Stich wegen der meisterhaften weichen Behandlung für Felsing's bestes Werk, nicht bloß dieser Periode, sondern überhaupt.

Als F. 1832 Italien, seine zweite Heimath, verließ, um nach Darmstadt und zu seiner geliebten Mutter zurückzukehren, da hatte er die Absicht, diesen Aufenthalt in Deutschland nur einen vorübergehenden sein zu lassen; sein Herz und seine Kunst hatten ihn zu sehr an Italien gekettet. Trotzdem wurde nichts daraus. Moller, der ihn nach Italien geschickt, wollte ihn jetzt nicht zum zweiten Mal, und womöglich auf immer, dem Lande der Künstler überlassen. Durch seine Vermittlung erhielt deshalb F. eine Stelle am Großherzoglichen Hofe zu Darmstadt. Er wurde Hofkupferstecher mit einem Gehalt von 600 Gulden und hatte dabei noch den Auftrag, zwei Kinder des Großherzogs, Prinz Alexander und Prinzessin Marie (die nachmalige Kaiserin von Rußland), im Zeichnen zu unterrichten. In dieser Stellung als Hofkupferstecher blieb F. bis zu seinem Tode, die Verleihung des Titels Professor im Jahre 1854 hat hier ebensowenig eine Aenderung gebracht wie die zahlreichen Orden und Auszeichnungen, welche ihm von fürstlicher und künstlerischer Seite aus zu Theil wurden. Verläuft mithin sein Leben von 1832 an, weil an eine ganz bestimmte Stellung und an denselben Wirkungsort gebannt, in gewissem Sinne abwechslungslos, so ist es doch keineswegs an Wandel, Abwechslung und Entwicklung arm zu nennen. Gerade umgekehrt. F. kam erst von jetzt an recht in der Welt herum und in seiner praktischen Künstlerarbeit beginnt erst jetzt die Periode der Ausgestaltung. Reisen nach Paris (1834, 1854), London (1847, 1851), Berlin (1851), München (fünfmal), Belgien (dreimal) und Holland erweitern seinen Gesichtskreis, die Bekanntschaft mit der Düsseldorfer Schule wirkt klärend und fördernd auf seine künstlerische Auffassung und bietet seiner Technik neue eigenartige Stoffe. Dazu kommt sein reger Verkehr mit den Führern von Kunst und Wissenschaft im engen Kreise der Vaterstadt. F. fühlt es selbst, daß er mit dieser Erweiterung der äußeren Verhältnisse

seines Lebens wächst. Es wächst sein Ansehen; 1834 wird er correspondirendes Mitglied der Mailänder Akademie und der Société libre des beaux arts zu Paris und ähnliche Ehrungen bringen die folgenden Jahre. Es wächst in ihm aber auch das Gefühl der Pflicht, zur Vertiefung des künstlerischen Verständnisses der Mitwelt etwas beizutragen; er bringt die erste Darmstädter Kunstausstellung zu Wege, leistet dann vierzig Jahre lang als Vorstand des aus der Verbindung des Darmstädter Kunstvereins mit anderen ähnlichen Vereinen entstandenen rheinischen Kunstvereins Hervorragendes auf diesem Gebiete und bringt 1861 die „Darmstädter Kunstgenossenschaft" zustande. Bei solchem äußerlichen Wachsthum mußte auch die künstlerische Arbeit Felsing's sich auf eine höhere Warte erheben. Daß das geschah, beweisen die Erzeugnisse seiner Kunst aus dieser Zeit. F. selbst hat z. B. seinen 1854 entstandenen Stich „Loreley" (nach Sohn) und die 1861 vollendete „Gefangennahme Christi" (nach H. Hofmann), welch letztere ihm 1862 die österreichische goldene Künstlermedaille eintrug, sogar den besten Werken seiner italienischen Zeit vorgezogen und selbst wer weniger bekannte Werke des Meisters aus dieser Zeit betrachtet, wird zugeben, daß der Künstler in der Technik nicht zurückgegangen, sondern gewachsen ist. Freilich einen Rückgang mußte F. doch erleben, den Rückgang der Schätzung des Kupferstichs beim Publicum. Er selbst datirt ihn schon vom Jahre 1848 an und bringt ihn für die Folgezeit in Zusammenhang mit dem Aufkommen der Photographie, der er im übrigen auch als Concurrentin die wärmste Sympathie entgegenbrachte. Allerdings ist die geniale Arbeit seines Bruders Heinrich auf dem Gebiet des Kupferdruckes ein noch viel gefährlicherer Gegner der Kupferstecherkunst geworden als jene. Trotzdem ging seine Arbeit noch 1864 so flott, daß er über eine jährliche Einnahme von 4000 Gulden verfügte. 1870 stellte er sein Geschäft als Kupferstecher ein und lebte von da an seiner Vaterstadt und der Kunst als Wissenschaft. Mehrere kunstwissenschaftliche Arbeiten sind dafür Zeuge. Am 9. Juli 1883 ist er gestorben. Mit Recht sagt der Nekrolog in der Darmstädter Zeitung von ihm: „Die von F. treu und sorgsam geübte, schwierige und mühevolle Kunst des Kupferstichs ist so recht eigentlich bestimmt, durch ihre Werke den Kunstfreund zu erfreuen". F. hat, aus kleinen Verhältnissen herausgewachsen, Großes geleistet, wenn ihm auch nicht der Ruhm zu theil wurde, der seinen Bruder ehrte, bahnbrechend für künftige Geschlechter auf einem wenig betretenen Gebiet gewirkt zu haben.

„Jakob Felsing der Kupferstecher. Eigene Aufzeichnungen zu seiner Lebensgeschichte", zuerst veröffentlicht in dem Werke „Hundert Jahr im Dienst der Kunst, Erinnerungsgabe der Firma O. Felsing ꝛc." Berlin 1897.

Darmstädter Zeitung, 26. Juni 1883. Diehl.

Fenderlin: Lukas F., Rechtsgelehrter, wurde als Sohn des aus Regensburg stammenden Magister legens Johann F. und seiner Frau Anna Rosina geb. Hubert am 18. November 1732 in Breslau geboren. Er studirte in Halle und Leipzig die Rechte, trat dann in seiner Heimath Schlesien in den preußischen Justizdienst als Justizsecretär und war bis zum Jahre 1766 Oberamts-Regierungs-Advocat und Hof- und Criminalrath in Breslau. Alsdann übernahm er das Amt des Stiftskanzlers der Cistercienserabtei Grüßau bei Landeshut i. Schl. und leitete in dieser Eigenschaft das Gericht dieses reichen Stifts bis zu seinem Tode am 20. Juni 1791. Er war zwei Mal glücklich verheirathet; seine zweite Frau, die ihn überlebte, vermachte letztwillig seine reiche Handbücherei der öffentlichen Bibliothek zu Landeshut.

Dauernde Bedeutung für die Rechtswissenschaft gewann F. durch den Einfluß, den seine litterarische Thätigkeit auf die Gestaltung des preußischen

Allgemeinen Landrechts ausgeübt hat. Im Hinblick auf die Codificationsbestrebungen Preußens, zugleich aber auch auf das unklare Ideal eines allgemeinen Weltcodex auf naturrechtlicher Grundlage, den er für möglich hielt, veröffentlichte er die jetzt äußerst selten gewordenen anonymen „Gedanken über die Verabfassung eines allgemeinen Gesetzbuches zur Verbesserung derer Justitz-Verfassungen" (4 Stücke, [Breslau] 1770—73, 8°; Kammergerichts-Bibl. I G 52). Er gab wenig neues; mangelhafte Definitionen und unklare Begriffe boten einer scharfen Kritik zahlreiche Angriffspunkte. Doch eigneten ihm anschauliche Darstellungsweise, gesunder Menschenverstand und ein praktischer Sinn, der ihm öfters zu geschickter Formulirung von Vorschlägen verhalf, die den Wünschen der Zeit entsprachen. Auch vertritt er manchmal unbewußt deutsche Rechtsanschauungen, so bei der Aufstellung seines umfassenden Begriffes dominium, den er der proprietas gegenüberstellt, und der in vielen Punkten an die Gewere erinnert. So im Erbrecht, wo er für den Satz „Der Todte erbt den Lebenden" eintritt; so bei seiner Scheidung des Rechts der wilden und der sociablen Natur, wo ihm bei der Polemik gegen Rousseau ein Schimmer des genossenschaftlichen Princips des deutschen Rechtes aufgegangen zu sein scheint. Diese Vorzüge haben offenbar Svarez, der mit F. zusammen ein Jahr lang in demselben Breslauer Collegium thätig gewesen war, veranlaßt, sich für seinen Entwurf in erheblichen Punkten den Fenderlin'schen Vorschlägen anzuschließen, so hinsichtlich der Stellung des Landrechts zu den Provinzialstatuten, des erweiterten Sach- und Eigenthumsbegriffes, der Einordnung des Erbrechts in das Sachenrecht u. s. w. Auch die Form des Landrechts entspricht dem Rathe Fenderlin's, „jede Wahrheit in einem einzelnen Satz vorzutragen" und so der Methode der Mathematik zu folgen. Mit den Svarez'schen Ideen und den Vorschlägen Joh. Georg Schlosser's, den jener vergebens für Preußens Gesetzgebung zu gewinnen trachtete, berührte sich F. auch darin, daß er wie sie im römischen Rechte den Kern der Wahrheiten eines unwandelbaren Naturrechts zu erblicken glaubte, der allerdings erst herausgehoben und von willkürlichen und nationalen Besonderheiten gereinigt werden müsse, um einem volksthümlichen deutschen Gesetzbuche als Grundlage zu dienen. Er machte sich darum an die Aufgabe, deren Lösung Svarez von Schlosser vergebens erbeten hatte, indem er den „Versuch eines Auszuges der römischen Gesetze in einer freyen Uebersetzung zum Behuf der Abfassung eines Volks-Codex" (7 Theile, Breslau 1783—87, 8°, anonym; Univ.-Bibl. Breslau) unternahm. Er hatte seine Kräfte überschätzt: infolge seines Mangels an positiven Kenntnissen konnte ihm die Kritik zahlreiche Irrthümer nachweisen; auch wurde ihm mit Recht Willkür gegenüber den Quellen vorgeworfen. Nach Fertigstellung des preußischen Entwurfes wurde ihm Gelegenheit, seine Ansichten an maßgebender Stelle zum Ausdruck zu bringen, da Svarez ihn unter die Männer aufnahm, von denen Gutachten über den Entwurf erbeten wurden. Seine ungedruckte Schrift „Freymüthige Gedancken über den Entwurf eines allgemeinen Gesetz-Buchs für die Preußischen Staaten" (O.L.G.-Bibl. Breslau IV 424/5) erhielt einen der von der preußischen Regierung ausgesetzten zweiten Preise. Sie bietet die Vorzüge und Fehler seiner ersten Schrift in erhöhtem Maße und zeichnet sich durch anregende, oft poetische, aber auch überschwängliche Schreibart aus. Sie zeigt uns den Verfasser mehr als warmen Patrioten und Menschenfreund, denn als scharfsinnigen Juristen, läßt aber im einzelnen praktischen Blick und oft überraschend moderne Anschauungen erkennen. Auch sie ist auf die Gestaltung des Landrechts wol nicht ohne Einfluß geblieben.

W. Perschke, Verzeichniß der von Wallenberg-Fenderlin'schen Bibl. zu Landeshut i. Schl. 1829, S. 28 ff. — A. Stölzel, Svarez, 1885, S. 161 ff. —

Landsberg, Gesch. d. D. Rechtswissensch. III 1, 1898, Text S. 465 f., 473, Noten S. 297. — J. Chr. Koppe, Jurist. Almanach, 1792, S. 220 f. (citirt Besprechungen). — A. F. Schott, unparth. Kritik 32 (IV), 1771, S. 122 ff.; 33, S. 231 ff.; 55 (VI), 1774, S. 476. — (Behmer,) Otia II 1773, S. 94 ff., 121 ff. Herbert Meyer.

Fenzl: Eduard F., Botaniker, geboren am 15. Februar 1808 zu Krummnußbaum in Niederösterreich, † am 29. September 1879 in Wien. Den ersten Unterricht erhielt F. im elterlichen Hause durch seinen Vater, der die Stelle eines Oberbeamten im Dienste des Fürsten Starhemberg bekleidete. 1820 kam er auf das Gymnasium nach Krems und bezog nach Absolvirung desselben 1825 die Universität Wien, um Medicin zu studiren. Neben seinem Fachstudium beschäftigte sich F. mit Vorliebe mit Botanik, wofür er schon in seiner Knabenzeit, angeregt durch die ihm anvertraute Pflege eines eigenen Gärtchens, Neigung gezeigt hatte. Der Verkehr mit einigen gleichalterigen österreichischen Botanikern, wie Welwitsch, Neilreich, Redtenbacher, Schott u. a., förderte sein Interesse und seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft, so daß er sich unter seinen Freunden bald den Ruf eines tüchtigen Kenners der Wiener Flora erwarb. Nach seiner im März 1833 erfolgten Promotion zum Dr. med. auf Grund der Dissertation: „Über die geographische Verbreitung der Alsineen in der Polar- und gemäßigten Zone der alten Welt", — der ersten, welche an der Wiener Universität in deutscher Sprache erschien —, wurde er zum Assistenten des Barons Jacquin auf seinem Lehrstuhl für Botanik ernannt. F. verblieb in dieser Stellung bis 1836, um alsdann als Custosadjunct der botanischen Abtheilung des Hofnaturaliencabinets neben Stephan Endlicher zu wirken, der nach Trattinik's Pensionirung Custos des Institutes wurde. In dieser Eigenschaft gelang es F. gemeinsam mit dem ausgezeichneten Praktikanten Putterlik die Sichtung der alten Sammlung des Hofherbariums, die Einreihung der neuen, vielfach zerstreuten und ungeordneten Collectionen, sowie die Anlage eines Generalherbars bis 1838 durchzuführen. Außerdem betheiligte er sich an der Bearbeitung mehrerer Pflanzenfamilien für Endlicher's Genera plantarum, sowie für desselben Autors Enumeratio der vom Baron Hügel am Schwanenflusse in Neuholland gesammelten Pflanzen und beschrieb in den ebenfalls von Endlicher herausgegebenen Decades stirpium novarum zahlreiche neue Arten. Als nach Jacquin's Tode 1839 Endlicher die botanische Professur erhielt, rückte F. in dessen Stelle als Custos der botanischen Abtheilung des Hofcabinets ein, womit er zugleich die Verwaltung der gemeinsamen zoologisch-botanischen Bibliothek übernahm. Sowohl die letztere, wie die Pflanzenschätze des Herbariums hatten sich unter Fenzl's Leitung theils durch Ankauf, theils durch Tausch und durch die schenkweise Ueberlassung seines eigenen und Endlicher's Privatherbar so vermehrt, daß ein besonderes Gebäude zur Unterbringung der Sammlungen erforderlich wurde. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es F., die Bewilligung eines botanischen Museums im Garten der Universität durchzusetzen und die Ueberführung und Einordnung des Herbars und des botanischen Theiles der Bibliothek in die neuen Räume 1845 auszuführen. Gleichzeitig waren diese Jahre für F. die Zeit einer fruchtbaren litterarischen Thätigkeit. Sie bewegte sich vorwiegend auf dem systematisch-floristischen Gebiete. Von seinen zahlreichen Publicationen, deren vollständiges Verzeichniß der unten angeführte Nachruf des Cardinals Haynald bringt, seien hervorgehoben: „Pugillus plantarum novarum Syriae et Tauri occidentalis", 1842, enthaltend Beschreibungen der von Kotschy in Kleinasien gesammelten Pflanzen; die Bearbeitung der Gattung Gypsophila und anderer Caryophyllaceen und verwandter Pflanzengruppen für Ledebour's Flora rossica

1842—51; die Monographie der samojedischen Alsineen in Ruprecht's Beiträgen zur Pflanzenkunde des russischen Reiches, 1845; Commissionsbericht über die botanische Erforschung des Königreichs Baiern, zusammen mit Unger in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, 1850 veröffentlicht; die Monographie der Umbelliferen als fünfter Anhang zu Endlicher's Genera plantarum; Illustrirte Botanik oder Naturgeschichte des Pflanzenreichs, als Theil der von Vincenz Kollar herausgegebenen Naturgeschichte, 1857; sowie Nekrologe über Heinrich Wilhelm Schott und Theodor Kotschy in den Schriften der Wiener Akademie 1865 und 1867. In seinen Schriften bewies F. neben großer Litteraturkenntniß eine scharfe Beobachtungsgabe und namentlich eine treffende Sicherheit in der Charakteristik. Vor allem aber erwarb er sich als Organisator um die ihm unterstellten Institute die größten Verdienste, da er sie nicht nur außerordentlich zu bereichern, sondern, was noch wichtiger war, sie in einer bis dahin ungewohnten Weise dem Publicum zugänglich und für die Wissenschaft nutzbar zu machen verstanden hat. Ebenso hat er als Begründer der Wiener zoologisch-botanischen Gesellschaft und des österreichischen Alpenvereins für die Ausbreitung botanischer Kenntnisse unter seinen Landsleuten sehr segensreich gewirkt.

Ludw. Haynald, Denkrede. Budapest 1885. — H. W. Reichardt, Biogr. Skizze. Wien 1862. E. Wunschmann.

Ferstel: Heinrich von F., geboren in Wien am 7. Juli 1828, † daselbst am 14. Juli 1883. — Die baukünstlerische Entwicklung der größeren deutschen Städte von den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts angefangen verläuft, dem verschiedenartigen Geschmacke und dem verschiedenen Temperament ihrer Bewohner entsprechend, in stark divergirenden Richtungen; nur Eines war allen gemeinsam: die starke Abneigung gegen die officielle Architektur der staatlichen Baubehörden, die durch mehrere Decennien jede freie künstlerische Bethätigung unterdrückt und deren destructive Wirkung allerorts deutliche Spuren hinterlassen hatte.

In Berlin hatte der große Schinkel zuerst sein Reformwerk auf antiker Basis begonnen; in München experimentirte ein hochgesinnter und kunstbegeisterter König mit allen Stilarten, vom classisch-antiken angefangen bis zur Renaissance, so jene eklektische Bewegung vorbereitend, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast für die ganze continentale Architektur bestimmend wurde; Wien folgt erheblich später den, von Deutschland ausgehenden Impulsen, entwickelt sich aber namentlich seit dem Fall der Stadtmauern um so rascher, die concurrirendenden Städte bald überflügelnd und einige Decennien lang auf baukünstlerischem Gebiete eine Art Führerrolle übernehmend. Dieser glanzvollen Epoche drückten vornehmlich drei Künstler ihren Stempel auf: der Däne Hansen, der Schwabe Schmidt und der Wiener Ferstel, verschieden an Alter, Bildungsgang und Stammesangehörigkeit, alle drei aber in ihren Werken in ganz unvergleichlicher Weise jenen eigenthümlichen Wiener Localton treffend, der jeden Fremden, welcher zum ersten Mal Wiener Boden betritt, überrascht.

Heinrich v. F. wurde zu Wien am 7. Juli 1828 geboren und durchlief seine Schulen zu einer Zeit, in welcher die, vom Rheine kommende Romantik auch den Wiener Boden gewann. Nach Absolvirung des Polytechnikums, einer technischen Mittelschule, bezog F. die Architekturschule der Wiener Akademie und genoß daselbst den Unterricht der ausgezeichneten Lehrer van der Nüll und Siccardsburg. Das Jahr 1848, an dessen stürmischer Bewegung F. mit jugendlicher Begeisterung Antheil nahm, brachte wol für kurze Zeit eine Unterbrechung in seine Studien; doch konnte F. schon im J. 1851 die Akademie

verlassen und in das Atelier seines Onkels Friedrich Stache eintreten, mit dem er — namentlich in Böhmen — eine Anzahl Burgen und Schlösser baute und restaurirte. Volle Selbständigkeit brachte ihm die internationale Concurrenz zur Votivkirche in Wien, an der sich die bedeutendsten Künstler Oesterreichs und Deutschlands in großer Zahl betheiligten. Der 25jährige Künstler errang mit seinem Entwurf den ersten Preis, den Ausführungsauftrag und trotz seiner Jugend mit einem Schlage eine geachtete Stellung in der europäischen Künstlerschaft. — Ein Vierteljahrhundert später vollendet der reife Mann das Werk, das der Jüngling ersonnen und das seinen Namen populär gemacht hatte. — In neuen siegreichen Concurrenzen erhielt er den Bau des Bankgebäudes in der Herrengasse, das er in freibehandelten romanischen Formen ausführte, der protestantischen Kirche in Brünn und der katholischen Kirche in Teplitz-Schönau, welch' beide gothische Formen zeigen. Auch in den preisgekrönten Projecten für das Wiener Schützenhaus und die Akademie der Wissenschaften in Pest sowie in einer größeren Anzahl von Wohnhaus- und Villenbauten in Brünn, Wien und Umgebung u. a. O. zeigt sich F. noch durchaus als Romantiker. Zahlreiche Reisen aber nach Italien und längere, eifrigen Studien gewidmete Aufenthalte daselbst brachten ihn der italienischen Renaissance näher und vollzogen in ihm die Wandlung, die fast alle Baukünstler dieser Zeit durchzumachen hatten; bald stand er als reifer Meister an der Spitze der neuen Richtung und errichtete eine Reihe glanzvoller Bauten in den Formen der italienischen Früh- und Hochrenaissance: das Palais des Erzherzogs Ludwig Victor und die Gruppe des Palais Wertheim am Schwarzenbergplatz; das österreichische Museum (vollendet 1871) mit seinem imposanten Arkadenhof, die Kunstgewerbeschule und das chemische Laboratorium der Wiener Universität, in welchen Werken sich F. als genauer Kenner des ober- und mittelitalischen Backsteinbaues erwies; den Sommersitz des Erzherzogs Karl Ludwig in Wartholz bei Reichenau N.-Oe.; das Staatsgymnasium in der Wasagasse zu Wien; das Winterpalais des Erzherzogs Ludwig Victor in Kleßheim bei Salzburg; von der Mitte der 60er bis zu Beginn der 80er Jahre eine lange Reihe von Miethpalästen, zu denen sich F. trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für das Einzelwohnhaus verstehen mußte; den Bau des Administrationsgebäudes des österreichischen Lloyd (1880—1883) in Triest, dessen Vollendung F. ebensowenig erleben sollte, wie die seines zweiten Hauptwerkes, des Universitätsgebäudes, das im Winter 1871—72 in Italien entworfen und dessen Bau im J. 1873 begonnen wurde.

Ferstel's Bauthätigkeit beschränkte sich keineswegs auf Wien und Oesterreich; von seinen auswärtigen Bauten seien nur das Rathhaus in Tiflis erwähnt und eine gewaltige katholische Domkirche, die er im Auftrag eines reichen englischen Aristokraten nach dem Vorbilde der Votivkirche in London erbauen sollte; ein jäher Tod -- er starb am 14. Juli 1883 nach kaum vollendetem 55. Lebensjahr — unterbrach die Verhandlung über die Ausführung der bereits vollendeten Bauskizzen.

Aber nicht nur als Architekt, sondern auch als akademischer Lehrer, dessen wohlbegründeter Ruf Schüler aus aller Herren Länder nach Wien zog, erlangte F. große Bedeutung; er wurde im J. 1866 bei Umwandlung der Wiener polytechnischen Mittelschule in eine technische Hochschule als Professor der Baukunst an dieselbe berufen und docirte dort bis zu seinem Tode mit den größten Erfolgen. Trotz der starken Inanspruchnahme seiner Zeit und seiner Kraft durch eine ausgebreitete Baupraxis und durch eine anstrengende Lehrthätigkeit war F. auch vielfach litterarisch thätig. Er hinterließ zwar kein Werk in Buchform, doch liebte er es, seine Grundsätze und Ideen in Denk-

schriften und umfangreicheren Aufsätzen zu entwickeln, die namentlich in den Blättern des österr. Ingenieur- und Architekten-Vereines, des niederösterreichischen Gewerbevereins, ferner in der Förster'schen Bauzeitung und ähnlichen Fachschriften Aufnahme fanden. Aus der großen Zahl dieser Arbeiten wären besonders hervorzuheben: „Das bürgerliche Wohnhaus und das Wiener Zinshaus" (im Verein mit R. Eitelberger verfaßt), die Denkschrift über Cottageanlagen und die kleine Schrift „Stil und Mode", die ihr actuelles Interesse auch heute nicht verloren hat. M. v. Ferstel.

Festetics: Tassilo Graf F. de Tolna, k. k. General der Cavallerie, geboren am 2. Juni 1813 zu Wien, wurde am 27. Januar 1834 Unterlieutenant im Chevauxlegersregiment Nr. 2, am 16. Mai Oberlieutenant bei Coburg-Husaren Nr. 8 und am 1. August 1837 zweiter Rittmeister bei Windischgrätz-Chevauxlegers. Während dieser Zeit begleitete er den damaligen FML. Fürsten Alfred Windischgrätz in das russische Uebungslager bei Wosnosensk und wurde im folgenden Jahre der kaiserlichen Botschaft des Fürsten Schwarzenberg zur Krönung der Königin von England zugetheilt. Nachdem F. am 3. Juni 1838 die Kämmererwürde erhalten und im Jahre 1840 zum ersten Rittmeister vorgerückt war, quittirte er am 15. Februar 1846 den activen Dienst mit Majorscharakter, wurde jedoch, obwohl außer Dienst stehend, in demselben Jahre bei dem Aufstande in Krakau dem FML. Grafen Wrbna zugetheilt und machte 1849 als Volontär den Feldzug gegen Piemont in der Suite des FZM. Freih. d'Aspre mit. Am 31. Juli 1849 zum Oberstlieutenant befördert und bei Windischgrätz-Dragonern in den activen Dienst gestellt, kam F. am 30. September desselben Jahres in das Husarenregiment Nr. 7, das er, am 26. September 1850 zum Obersten befördert, bis zu seiner Ernennung zum Generalmajor, 25. Juli 1857, commandirte. Nachdem F. durch einige Monate als Brigadier im 8. Armeecorps gedient hatte, erhielt er am 3. April 1858 das Commando über eine Brigade im 5. Armeecorps. In dieser Dienstesverwendung nahm F. hervorragenden Antheil an der Schlacht von Solferino. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit vertheidigte er die Höhen und das Castell von Solferino und erst als der Gegner den Monte Alto und die Höhen westlich von Borgo Ravello besetzt hatte, wodurch die Brigade in ihrem Rückzug arg bedroht wurde, zog er sich in voller Ordnung zurück und bezog dann mit dem 5. Armeecorps die neue Stellung auf dem Monte Croce und bei Madonna delle Scoperte, bis der Befehl zum allgemeinen Rückzuge gegeben wurde. Für seine Leistungen mit dem Orden der eisernen Krone zweiter Classe ausgezeichnet, nahm F. nach Beendigung des Feldzuges am 4. August 1859 einen einjährigen Urlaub bei Versetzung in supernumerären Stand. Nach seinem Wiedereintritt in den activen Dienst, wurde F. Brigadier im 1. Armeecorps, am 17. November 1862 Commandant der im lombardisch-venetianischen Königreich vereinigten Cavalleriedivision und am 21. Januar 1864 Feldmarschalllieutenant, in welcher Eigenschaft er auch an den Herbstmanövern des königlich preußischen Gardecorps in Berlin theilnahm. Seit 18. Februar 1865 zweiter Inhaber des Cürassierregiments Nr. 2 und seit 17. September desselben Jahres Commandant der Cavalleriedivision in Oedenburg, erhielt F. bei Ausbruch des Krieges 1866 das Commando des 4. Armeecorps. Bei den Kämpfen um den Swiepwald setzte er sich über die Anordnung der Heeresleitung hinweg, indem er, nachdem der erste Angriff zurückgewiesen worden war, neuerlich zum Sturm vorgehen ließ, obwohl er den Preußen auch durch Artilleriefeuer allein den Aufenthalt im Walde hätte verleiden können, da der Forst im Bereiche seiner Geschütze lag. Gleich bei Beginn des Sturmes wurde F. schwer verwundet und mußte vom Kampfplatz

getragen werden. Am 27. Juli 1866 wurde F. auf eigene Bitte in den supernumerären Stand übernommen und ihm am 3. October desselben Jahres das Großkreuz des Leopoldsordens verliehen. Nach dem Tode des Grafen Wrangel erhielt F. am 16. December 1877 die Inhaberschaft des Dragonerregiments Nr. 2 und am 20. April 1879 den Titel eines Generals der Cavallerie. Graf F. starb am 7. Februar 1883.

Akten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Geschichte des k. u. k. Dragonerregiments Nr. 2. Armeeblatt Nr. 7 vom 13. Februar 1883. — Die Vedette, Nr. 13 vom 14. Februar 1883. Oscar Criste.

Feuerbach: Anselm F., Maler, geboren am 12. September 1829. F. war geniale Begabung, aber geeint mit leidvollem Lebensschicksal als Familienerbtheil beschieden. Seine Selbstbiographie, das „Vermächtniß", erzählt von mühevollem Kampf und schmerzlichem Entsagen. Allerdings ist die von der Mutter des Künstlers sehr willkürlich besorgte Buchausgabe durchaus nicht die untrügliche Quelle, für die sie seither gegolten hat. Eine Vergleichung mit Feuerbach's handschriftlichem Nachlaß aus dem Besitze der Berliner Nationalgalerie erweist eine ganze Fülle von irreführenden Textänderungen und falschen Zeitangaben.

Feuerbach's Vater, der Archäologe (A. D. B. VI, 745), war Gymnasiallehrer in Speyer, als ihm zwei Jahre nach der Geburt einer Tochter der Sohn geschenkt wurde. Da die Mutter kurz danach starb, verlebten die Kinder die Jahre bis zu des Vaters zweiter Vermählung mit Henriette Heydenreich, 1834, bei den Großeltern in Ansbach. Die hochgebildete, geistvolle Stiefmutter ist den Waisen zunächst die liebevollste Pflegerin, Anselm in der späteren Kampf- und Leidenszeit die treueste und verständnißreichste Gefährtin gewesen. Das Jahr 1836 brachte die Berufung des Vaters an die Freiburger Hochschule. In der Schwarzwaldstadt verflossen F. die nächsten Jahre, deren heiteres Glück freilich durch eine ernste Krankheit und zwei bedenkliche Unfälle, noch mehr aber durch das sich steigernde Gemüthsleiden des Vaters getrübt wurde. Mit rastlosem Eifer betriebene Zeichenübungen erwiesen früh den künstlerischen Trieb des Knaben. Der Unterricht des Gymnasiums, lebendige Schilderungen der Götter- und Sagenwelt Griechenlands durch den Vater, vor allem aber eine von diesem 1840 aus Italien mitgebrachte Sammlung von Münzen, Gipsabgüssen und Abbildungen lenkte Anselm's Sinn auf das Alterthum. Bald war es entschieden, daß er Künstler werden sollte und zwar Maler, da ihm das Zeichnen doch mehr Freude machte, als die zeitweise auch erfolgreich geübten Versuche in der Bildhauerei.

Mit sechzehn Jahren zog er nach Düsseldorf, bereits damals von ausgeprägtem Selbstbewußtsein, aber auch von ernstestem Streben erfüllt. Der Unterricht auf der Akademie, den er erst als Specialschüler des Directors Schadow in dessen Atelier, dann als Angehöriger einer Classe genoß, befriedigte ihn nicht. Als Sohn eines Archäologen und Sproß einer Gelehrtenfamilie mit ausgeprägtem Stilgefühl begabt, fand er kein Gefallen an der schwächlichen Romantik der süßlichen Düsseldorfer Kunstrichtung, die über Veranschaulichung des Bildgedankens die Durchbildung der Form ganz vernachlässigte und zog sich schließlich — auch geselligem Verkehr infolge seines reizbaren Wesens früh abhold — fast ganz aus dem Kreise seiner Kunstgenossen zurück, um für sich zu arbeiten.

Den ältesten noch kindlich unbeholfenen Compositionsversuch bewahrt eine Sepiazeichnung der Cimbernschlacht aus einem geplanten Illustrationscyklus zur germanischen Geschichte. Interessant ist, daß F. für die Ausführung im Bilde schon damals „gedämpfte Farbenpracht" und „bestimmte grauliche

Farben" vorsah, wie er sie 30 Jahre später in seinem „Gastmahl" und der „Amazonenschlacht" thatsächlich verwandt hat. Aehnliche Versuche aus dem Gebiet germanischer Historien und Sagen wurden bald durch Motive aus der Dichtungswelt Shakespeare's zurückgedrängt. Es entstanden zehn Blätter Illustrationen zum „Sturm", voll echter Phantastik und vorgeschritten durch die Einfachheit und kraftvolle Zusammenfassung der Schilderung. Das erste noch schülerhaft befangene Oelbild, ein flötenspielender Faun mit dem schlafenden Bacchuskind zur Seite, bekundet die auch aus den Düsseldorfer Briefen sprechende Sehnsucht nach Aufgaben aus dem antiken Vorstellungskreis und seine frühe Vorliebe für Darstellung musikalischer Scenen. Ein kleines Bildchen schmerzlich-wehmüthiger Stimmung, eine junge Frau im Trauerkleide, von einer Urnenträgerin gefolgt, auf eine geöffnete Grabkammer zuschreitend, und mehrere Porträtstudien — darunter nicht weniger als fünf Selbstporträts — wol Ergebnisse des Ferienfleißes, vervollständigen das Verzeichniß der Düsseldorfer Jugendarbeiten.

Die Frühjahrsferien des Jahres 1848 brachten die beglückende Erlaubniß zur Fortsetzung der Studien in München. Antwerpen oder Paris, an die F. gedacht hatte, wurden im Familienrath verworfen. Aber die Isarstadt bescheerte nur neue Enttäuschungen. Durch den Vater mit der stillen Hoheit der Antike vertraut, flieht der junge Künstler entsetzt vor der rohen Zeichnung der Corneliusfresken in der Glyptothek. Die Suche nach einem Meister blieb lange vergeblich. Die Akademie schien gar nichts zu bieten. Kaulbach und Schorn, zu denen Freunde des Vaters gerathen hatten, stießen ihn durch hohle Theatralik ab. Besser glückte ein Versuch bei dem aus Wien übergesiedelten Rahl. Feuerbach's Behauptung im „Vermächtniß", daß seine Schülerschaft bei diesem nur von ganz kurzer Dauer gewesen sei, ist falsch. Aus den Briefen der Münchener Zeit geht deutlich hervor, daß er, wol nicht in ständigem Verkehr, aber zu dem Meister in wachsender Bewunderung emporschauend, bis Ende 1849 Rahl's Unterweisung genossen, oder doch seinen Rath ständig eingeholt hat. Uebrigens war Feuerbach's Schaffensdrang damals nicht sehr groß, er selbst nennt sich in einem Brief „spaziergängerisch und faul". Die heitere Münchener Geselligkeit lockte ihn, der zum bildschönen Jüngling herangereift war, in ihre Kreise. Eine lang erwogene Composition, „Bacchus unter Seeräubern", zerstört der Maler selbst wieder, aber noch ein paar Motive werden dem bacchischen Kreise entnommen und zeigen Fortschritte gegen die Düsseldorfer Arbeiten. Außerdem gehören schon in diese Zeit die ersten Entwürfe zu späteren Hauptwerken, der „Grablegung" und dem Madonnenbilde.

Aber die rechte künstlerische Befriedigung wollte sich nicht einstellen, und als Rahl sich nach Italien wandte, wuchs die Sehnsucht nach einem Wechsel des Aufenthaltes. Schon lange hatte Antwerpen den jungen Künstler gelockt, endlich willigte der Vater ein. Die Uebersiedlung scheint aber erst nach längerem Aufenthalt in Freiburg im Herbst 1850 stattgefunden zu haben, wenigstens stammt der erste erhaltene Brief, der die Aufnahme in die Akademie meldet, vom 13. October 1850. Die Angaben über Feuerbach's Antwerpener Zeit im „Vermächtniß" sind — auch in den mitgetheilten Briefen — ganz unzuverlässig. Soviel die Originale erkennen lassen, begann F. mit frischer Arbeitslust, zufrieden mit der trefflich geübten Correctur der Professoren, aber keineswegs überrascht durch außergewöhnliche Leistungen der Schule, die er erwartet hatte. Seine nervöse Natur ließ ihn jedoch den akademischen Zwang nicht lange ertragen. Er begann auf eigene Faust zu arbeiten und begrüßte es freudig, als ihm ein Zwist der deutschen Akademieschüler mit dem Director

Wappers Gelegenheit zum Austritt und im Sommer 1851 zur Uebersiedlung nach Paris verschaffte. Künstlerisch hatte er sich in Antwerpen, der von der Akademie gepflegten Richtung folgend, ausgesprochen realistischen Stoffen zugewandt. Außer unbedeutenderen Arbeiten entstanden ein alter Mönch, eine junge Hexe auf dem Wege zum Scheiterhaufen und Kirchenräuber bei nächtlicher Diebesarbeit, die auch in der Ausführung den Antwerpener Einfluß verriethen. In Paris lockte zunächst das begeisterte Studium der venezianischen und spanischen Meister des Louvre zu emsiger Copirarbeit im Hinblick auf ein geplantes eigenes Bild. Da brachte im September 1851 die Trauerbotschaft vom Tode des Vaters schweres Leid, und es begann eine Zeit lange Jahre dauernder drückender Noth. Die Kunst wurde Trösterin. Ein Bild sorglos-heiterer Armuth wurde begonnen und im Frühjahr 1852 vollendet, „Hafis in der Schenke". Der Einfluß der zeitgenössischen Pariser Schule trat in Composition und Farbe deutlich hervor. Schlichte, gesunde Empfindung schied es von den damals in Deutschland gefeierten süßlichen Malereien der Düsseldorfer, aber gerade darum fand es auf einer bald begonnenen Ausstellungsreise durch Deutschland keinen Beifall.

Der Winter 1852/53 ließ F. nach längerem Ferienaufenthalt in der Heimath endlich den lang gesuchten Lehrer und Meister finden. Couture's Bild „Römer der Verfallzeit" bewog ihn zum Eintritt in dessen Atelier und ganz begeistert spricht er in einem Briefe vom December 1852 von diesem „ersten und wahren Lehrer", nach dem er sich sein ganzes Leben gesehnt habe. Er malte mehrere Monate hauptsächlich Actstudien unter seiner Leitung. Dann begann er unter wachsender äußerer Noth, die ein aus Hamburg eingetroffener Auftrag für das jetzt in der dortigen Kunsthalle aufbewahrte Zigeunerbildchen nur für kurze Zeit linderte, die Vorarbeiten zu einem neuen großen Bilde, dem „Tod des Aretino". Da zwang im Frühjahre 1854 eine rasch entbrannte unselige und unwürdige Liebe den Künstler, wollte er ihr nicht erliegen, zu plötzlicher Flucht aus Paris. Bei der Mutter, die nach Heidelberg übergesiedelt war, fand er Genesung und Ruhe.

Das stille Karlsruhe wurde die nächste Arbeitsstätte des Heimgekehrten. Dort reifte sein großes, heute in Basel bewahrtes Bild, das den plötzlichen Tod des venezianischen Pamphletisten Aretino darstellt, der bei üppigem Gelage vom Schlage getroffen wurde. Couture's Einfluß, aber mehr noch der der großen Venezianer des Louvre, auf die der Meister seine Schüler eindringlich verwiesen hatte, sprechen deutlich aus den tiefen Farben und der fest geschlossenen Composition des Werkes. Das Publicum lehnte das Bild seines realistischen Inhaltes wegen ab. Ein Ankaufsangebot an die Gemäldegalerie blieb erfolglos. Noch mehr entmuthigte der Mißerfolg einer zweiten Arbeit den fast mittellosen Künstler. In kurzer Frist hatte er eine Versuchung des heiligen Antonius vollendet und gebeten, man möge das Bild von Staats wegen zur Pariser Ausstellung schicken. Aber dies Mal rief der kühne Vorwurf helle Entrüstung bei den tugendsamen Leuten, die maßgebend waren, hervor. Die Verweigerung der Sendung nach Paris erbitterte F. so, daß er das Bild in kleine Stücke zerschnitt und verbrannte.

Neben diesen beiden umfangreichen Arbeiten entstanden in Karlsruhe noch zahlreiche kleinere verschiedensten Inhaltes, darunter ein kraftvolles Männerporträt und ein decoratives Stück, ein Kinderfries im großherzogl. Schloß.

Für die traurigen Erfahrungen mit „Aretino" und der „Versuchung" brachte der überraschende Auftrag des Landesherrn, Tizian's „Assunta" in Venedig zu copiren, unvermuthete Freude. Frohen Muthes verließ F., mit einem sehr bescheidenen Stipendium ausgestattet, das damals an künstlerischer

Anregung — die Kunstschule war kaum gegründet worden — noch so arme Karlsruhe und zog in Josef Victor Scheffel's Begleitung nach Italien. Er konnte schon damals äußerlich eher als Sohn des Südens gelten, denn als der Deutschlands. Seine Gestalt war von fast mädchenhafter Zartheit, feingliedrig und kaum mittelgroß. Dem scharfprofilirten blassen Antlitz gaben die ernst blickenden träumerischen schwarzbraunen Augen und das lange dunkele Lockenhaar einen Anflug müder Schwermuth. Die Sprache der feinen hohen Stimme war lebhaft und verrieth leicht erregbare nervöse Art, das Erbtheil vom Vater. Im Juni zogen die Freunde in Venedig ein. Gewaltig wirkte der Zauber der Lagunenstadt, überraschend schnell fühlten sie sich heimisch. Es war, als empfände F., daß im italischen Boden seine eigentliche Kraft wurzele. Die ihm schon von Paris vertraute venezianische Malerei ergriff ihn hier mit dem vollen Zauber ihrer farbenprunkenden, stolzen Pracht. Wahrhaft ergriffen von der Erhabenheit seiner Aufgabe begann er seine Assuntacopie in fast halber Größe des Originals. Nur während des Akademieschlusses in der Gluthhitze des August unterbrach ein vierwöchentlicher Aufenthalt in Castello Toblino in den tridentiner Alpen die eifrige Arbeit. Ende October ging das vollendete Werk, das trotz aller Treue der Nachbildung doch auch viel vom persönlichen Stil Feuerbach's erhalten hatte, nach Karlsruhe ab und fand dort vollen Beifall. Der Künstler, glücklich über die Kunde hiervon und voll froher Zukunftshoffnung, beschloß, dem jungen Großherzog ein Huldigungsgeschenk zu machen und malte eine lebensgroße Gestalt der Poesie. Die lautere Absicht wurde in Karlsruhe übel verkannt und als tactlose Zudringlichkeit aufgefaßt. Das heute in der Galerie hängende Bild wanderte in die Rumpelkammer. Dem Maler aber kündigte ein verletzendes Schreiben aus dem großherzoglichen Cabinet das Stipendium.

Der Schlag verleidete dem Künstler die Heimfahrt. Er machte sich im Mai 1856 auf die Reise nach Rom. Unterwegs hielten ihn die mächtigen Eindrücke von Florenz aber volle fünf Monate fest. Die Uffizien wirkten überwältigend. Beim ersten Besuch stürzten F. die Thränen aus den Augen und von dem Eindruck in der Tribuna bekennt er im „Vermächtniß": „Da war eine Empfindung über mich gekommen, die man in der Bibel mit dem Wort Offenbarung zu bezeichnen pflegt. Die Vergangenheit war ausgelöscht, die modernen Franzosen wurden Spachtelmaler und mein künftiger Weg stand klar und sonnig vor mir". Von künstlerischen Arbeiten ist aus den Tagen des Florentiner Aufenthaltes nur eine Zeichnung nach einem Madonnenrelief Michelangelo's erhalten.

Am 1. October 1857 zog F. fieberkrank in Rom ein. Die ewige Stadt sollte seiner Kunst und ihm, den das lange erfolglose Ringen um Anerkennung in Deutschland schließlich innerlich ganz von seinem Vaterlande schied, die wahre Heimath werden. „Rom, mein Schicksal" heißt es in einem Briefe gleich nach der Ankunft. Verwirrt und eingeschüchtert durch all das Große um ihn her, beginnt er nun zaghaft die eigene Arbeit unter traurigen äußeren Verhältnissen, denn eine erneute Bitte um ein Stipendium war in Karlsruhe abgeschlagen worden. Dafür fehlte es nicht an anregender Gesellschaft im deutschen Künstlerverein, wo sich mit F. Böcklin, Reinhold Begas und sein späterer Biograph Allgeyer zu einem Gesangsquartett vereinigt hatten.

Das Dantebild der Karlsruher Galerie ist das erste große Ergebniß des römischen Aufenthaltes. Es zeigt den Dichter der Göttlichen Komödie im Gespräch mit edlen Frauen lustwandelnd. Der Einfluß der venezianischen Meister war in Aeußerlichkeiten unverkennbar, aber schon verkündete sich in der rein innerlichen Auffassung, in der Feinheit wundersamsten Stimmungs-

zaubers der echte Adel Feuerbachischen Geistes. Ein zweites Bild aus dem Dante-Kreis, der Tod des Dichters, dem Beatrice als Himmelskönigin erscheint, schloß sich ein Jahr später an. Frei von venezianischen Einflüssen gab sich der Künstler in den Kinderbildern der ersten römischen Zeit. Die nackte Kindergestalt barg ihm „den Keim alles menschlich Schönen in der Kunst". Aus zahlreichen Studien erwuchsen das „Kinderständchen" der Leipziger Galerie und zwei größere Friese. Mehr und mehr drang F. nach seinem eigenen Zeugniß in das Verständniß der Körperform im Sinne der Antike ein.

Im Winter 1859/60 entstand die bereits in Venedig untermalte Madonna mit Jesuskind und musicirenden Engeln der Dresdener Galerie. Während der Arbeit daran hatte der Ankauf des ersten Dantebildes durch den Großherzog von Baden die schweren Nahrungssorgen Feuerbach's für kurze Zeit gelindert. Nun erhoffte er auch vom Erfolg des Madonnenbildes Gutes — einen Ruf nach Karlsruhe. Er traf im Frühling 1860 selbst zur Ausstellung ein. Aber höhnische Kritiken begrüßten ihn. Mit schmerzlichen Erfahrungen und erbittert gegen sein Vaterland kehrte er im Spätherbst nach Rom zurück. Dort wurde nun sein Verhältniß zu seinem Modell Nanna für die nächsten sieben Jahre von bestimmendem Einfluß auf sein äußeres und sein künstlerisches Leben.

Mit immer stärkerer Gewalt zog es ihn, da das ideale Modell gefunden war, zur Antike. Er begann die längst geplante Iphigenie, die jetzt in machtvoller Größe der Erscheinung die Darmstädter Galerie schmückt. Am Meeresgestade sitzend, ins weiße Gewand der Priesterin gehüllt, blickt sie sehnsuchtsvoll über die Fluthen: das Land der Griechen mit der Seele suchend. Völlig zur Selbständigkeit gereift, bot F. in diesem Werke das erste reine Zeugniß seines großen in tiefster Erfassung antiken Geistes wurzelnden Stiles. Ein dämonischer Schaffensdrang erfüllte ihn; schon trat auch immer bestimmter der Gedanke an das Gastmahl Plato's hervor. Rom und Nanna schienen ihm unentbehrlich für seine Kunst, und als ein von den Freunden Begas und Böcklin vermitteltes Angebot einer Kunstschulprofessur aus Weimar eintraf, lehnte er ab. Iphigenie, die im Frühjahr 1862 in Deutschland eintraf, theilte das erwartete Schicksal der früheren Bilder. F. war ob der andauernden Zurückweisung seiner besten Gaben in dieser Zeit so erregt, daß er Selbstmordgedanken hegte.

Das nächste Jahr brachte wenigstens eine Linderung der größten Noth, zu der übrigens das Verhältniß zu Nanna sein gut Theil beitrug. Theodor Heyse veranlaßte auf Anregung Allgeyer's den Baron — späteren Grafen — v. Schack in München, F. seine Gönnerschaft zuzuwenden. Im Laufe der nächsten fünf Jahre kamen die Werke in dessen Besitz, die nun mit den Böcklinbildern den Hauptwerth der Schackgalerie ausmachen. Zunächst kaufte der Mäcen den 1862 vollendeten „Garten des Ariost", der — noch in Venedig begonnen — stofflich und malerisch vom Geiste des Dantebildes erfüllt ist, und einen prachtvollen Kopf einer Römerin nach Nanna. Dann erwarb er eine in der Ausführung dem Original nicht gleichwerthige Wiederholung des Madonnenbildes und das werthvollste seiner Feuerbachwerke, die 1863 vollendete „Pietà". Das Motiv einer Grablegung Christi hatte F. schon in München mächtig ergriffen und dann in Paris und Karlsruhe wiederholt beschäftigt. Was ihm bereits 1849 — ein Brief an die Mutter bezeugt es — vorschwebte, ein dramatisch ernstes Bild zu malen, das, wie alte Kirchenmusik wirkend, eine ergreifend wahre Darstellung mütterlichen Schmerzes gäbe, hatte er in seiner „Pietà" nun vollendet. Dem düsteren Stimmungsgehalt paßte sich die mit altmeisterlicher Kunst behandelte Farbe an.

Das erste auf directe Bestellung gemalte Bild kam 1864 in Schack's Besitz, „Paolo und Francesca da Rimini", eine anmuthige Illustration zu einer berühmten Dantestelle. Im gleichen Jahre erwarb der Graf das sog. Nymphenbild — ein musicirendes Kinderpaar an einem See von einer Nymphe belauscht — dessen Entwurf den Maler zuerst in Venedig beschäftigt und das er im kleineren Format schon 1860 einmal ausgeführt hatte. Die Kindergestalten waren in dem Werke zu Trägern der eigentlichen Stimmung erhoben, während sie auf dem Bilde der badenden Kinder, die F. danach für Schack malte, wiederum wie in früheren ähnlichen Darstellungen mehr decorativer Absicht dienten. Noch ein drittes Werk kam 1864 nach München, „Romeos Abschied von Julia". Es befriedigte den Besteller nicht. Mit Recht vermißte er in der nüchternen Wiedergabe die leidenschaftliche Gluth der Shakespearescene. Er vertauschte es später gegen ein paar kleinere Bilder Dagegen gefiel ihm die 1865 gemalte „Begegnung Petrarca's mit Laura in der Kirche zu Avignon", ein Werk von leuchtender Farbenpracht, aber doch ohne eigentlich inneres Leben, besser. 1866 erwarb der Graf den herrlichen „Hafis am Brunnen", eine Offenbarung der schlichten Selbstverständlichkeit von Feuerbach's Compositionsgabe, die eine Figurengruppe voll wahrhaft classischer Hoheit in die meisterlich gestaltete landschaftliche Umrahmung fügte. Eine Familienscene, eine junge Mutter im Kreise ihrer Kinder, folgte und darauf, als letzte Lieferung an Schack, das 1868 gemalte „Ricordo di Tivoli". Das letztere, dem Inhalt nach eine Variante zum Nymphenbild, war eine ersichtlich rasch gemalte Copie nach dem schon 1867 entstandenen, nun der Nationalgalerie gehörigen Original.

Als das Ricordo abgeliefert wurde, war es schon zu schroffem Bruche zwischen F. und seinem Auftraggeber gekommen. Der Künstler, der schon seit 1864 von allem Verkehr abgeschlossen vereinsamt lebte, empfand es als unwürdigen Zwang, wenn Schack für die Ausführung der bestellten Bilder bestimmte Wünsche äußerte; zudem dünkten ihn die Preise zu niedrig. Vor allem aber schmerzte es ihn, daß der Mäcen von dem geplanten „Gastmahl des Plato", dessen Idee F. schon seit den 50er Jahren verfolgte und in dessen Ausführung er eine Lebensaufgabe sah, nichts wissen wollte. Schack's bestimmte Ablehnung des Planes in persönlicher Verhandlung im November 1866 hatte schon zu ernster Entfremdung geführt. Als F. bei der Ausführung der bestellten „Medea am Meer" wiederum eigenmächtig das ausbedungene Format überschritt, war die Lösung endgültig vollzogen. Während der Jahre seiner Beziehungen zum Grafen Schack verbrachte F. die Sommermonate regelmäßig in Deutschland. Er weilte dann in Lichtenthal bei Baden und zeigte sich dort, im anregenden Freundeskreis der Mutter, geselligem Verkehr weniger abhold als in Rom. 1866 hatte er nach einem solchen Ferienaufenthalt die Rückreise nach Italien über Berlin — er dachte eine zeitlang daran, dort sein Symposion zu malen —, Dresden und München gemacht. 1867 kam er zur Ausführung eines Porträtauftrages nach Basel und erneuerte dabei sein Freundschaftsverhältniß zu dem ihm von Rom vertrauten Arnold Böcklin.

Nach dem Bruche mit Schack beherrschte das „Gastmahl" Denken und Schaffen des Meisters. Was daneben entstand, das Ricordo, ein anmuthiges Strandbild, zwei Studienköpfe, eine Familienscene, zwei Porträtgruppen jugendlicher Frauen, vor allem aber die beiden wunderbar plastischen Gestalten, die als „Orpheus und Eurydice" vereint wurden, gab erwünschte Gelegenheit, Feuerbach's Farbanschauung in dieser Blüthezeit seines Schaffens immer deutlicher anzukündigen, bis sie das „Gastmahl" ausgereift und abgeschlossen

documentirte. Der regen künstlerischen Thätigkeit kam es zugut, daß sich das Verhältniß Feuerbach's zu Nanna gelöst hatte.

Das „Gastmahl" hat der Meister nach umfassenden Vorarbeiten im April 1869 vollendet. Im gleichen Jahre erschien es auf der Münchener Ausstellung, von Publicum und Kritik — nur Friedrich Pecht's Ausnahme ist rühmlich zu verzeichnen — wegen seiner Farblosigkeit allgemein verspottet. Den Muth eigener Meinung und feines Verständniß für das innere Leben des Bildes besaß die gerade aus Griechenland heimkehrende Malerin Röhrs aus Hannover; sie kaufte es. 1890 erwarb es der badische Staat für die Karlsruher Galerie. Die Darstellung — eine riesige Fläche von 3,20 m Höhe und 6,50 m Breite, schloß sich eng an Plato's Schrift: Im Kreis der Freunde Agathon's, die sich nach dem Mahl in sinnvollen Reden über die Natur des mächtigsten der Götter, des Eros, ergehen, erscheint, wein- und lustberauscht vom nächtlichen Mahle heimkehrend, in bacchischem Gefolge Alkibiades, den Dichter zu seinem jüngsten Siege zu beglückwünschen.

Für F. bedeutete das Bild ein Bekenntniß seiner Auffassung des antiken Culturlebens. Eine unbezwingliche Macht hatte ihn dazu getrieben. Farbenprunk schien ihm Adel und Anschaulichkeit der Darstellung zu gefährden. In der Urschrift des „Vermächtniß" gibt er an, daß er, des ewigen venezianischen Illuminirens müde, den raschesten und knappsten Ausdruck gewählt habe. So erklärt sich der einheitliche Ton zartesten Silbergraus, der das ganze Bild überzieht. Ein Erfolg konnte solcher das Formale betonender coloristischer Anschauung und Praxis in der Zeit der Piloty- und Makart-Begeisterung allerdings nicht beschieden sein.

Vier Jahre später hat der Meister das zweite Gastmahl, das Bild der Nationalgalerie, gemalt. Die mancherlei Veränderungen — Umwandlung des antiken Saales in einen Renaissanceraum, reichere Ausgestaltung der Alkibiadesgruppe und Beigabe einer ornamentalen Stilllebenumrahmung — lassen jedoch trotz der intensiveren Farbe das erste Werk in seiner Stilgröße und -einheit den eigentlichen Herrscherplatz unter Feuerbach's Schöpfungen behaupten.

Dem frohen Schaffensdrang der letzten 60er Jahre erwuchs auch der Plan eines Bildercyklus zur Medeensage und 1870 als dessen erstes Ergebniß die anfänglich für Schack bestimmte herrliche „Medea am Meer" der neuen Pinakothek. Als ob der Maler seine Meisterschaft in der Farbe aufs neue hätte beweisen wollen, gab er dem Werke wiederum die leuchtende Kraft eines wunderbar vielfältigen und doch meisterlich zusammengehaltenen Colorits. Abermals vernichtete die Ausstellung des Bildes in Deutschland die damit verknüpften Hoffnungen und Pläne. Erst 1879 fand es durch den Ankauf Ludwig's II. für die Pinakothek den ihm gebührenden Platz. Außer zahlreichen Entwürfen gehören noch zwei ausgeführte Gemälde in den Medeencyklus, eine Medea unmittelbar vor der Mordthat aus dem Jahre 1871 und — als Schlußbild gedacht — eine in Trauer und Reue an der Aschenurne ihrer Kinder, 1872 vollendet. Unmittelbar nach der Münchener Medea hatte F. das schon während der Arbeit an dieser begonnene farbenfrohe und heitere „Urtheil des Paris" — jetzt in der Hamburger Kunsthalle — in rascher Eingebung gemalt. Die kühne Neuerung in der Auffassung des Vorgangs, der die Zurüstung zur Prüfung, nicht diese selbst darstellt, und der gewagte Stoff bedingten abermals Widerspruch und Verurtheilung.

Während der Arbeit an den zuletzt besprochenen Werken harrte eine schon 1868 entworfene zweite Iphigenie der Ausführung. Erst 1871 erhielt sie ihre endgültige Fassung, grundverschieden von der der ersten. Die Antike hat keinen Theil an ihr. Die Majestät der Priesterin ist zu lieblicher Anmuth

gemildert, das tief sehnsüchtige Schauen in ein still sinnendes Ausblicken auf die Meereswogen. Nun gedieh auch endlich ein seit Mitte der 50er Jahre geplantes, in Farbskizzen und zeichnerischen Entwürfen wohl vorbereitetes Colossalbild zur Vollendung, die „Amazonenschlacht". Ende November 1872 war das Werk im wesentlichen abgeschlossen; jetzt bewahrt es als Geschenk der Mutter Feuerbach's die Stadt Nürnberg in ihrem Rathhause. Wiederum hatte der Künstler zu Gunsten der Betonung des Formalen auf Farbenwirkung verzichtet. In den Einzelgruppen der geschilderten letzten verzweifelten Gegenwehr der Amazonenschar gegen ihre männlichen Ueberwinder offenbart F. seine Gabe antik-plastischer Gestaltungskraft der Actdarstellung in ganzer Größe. Aber darüber ist die rechte Belebung, für die auch intensivere Farbe freilich unerläßlich war, vernachlässigt. So haftet dem Werke eine lähmende Starrheit an, die seine Wirkung erheblich beeinträchtigt.

Während der alljährlich unternommenen Ferienreisen in die Heimath war der Gedanke an dauernde Uebersiedlung nach Deutschland wiederholt erwogen worden. F. erwartete von fernerem Aufenthalt in Italien keinen künstlerischen Gewinn mehr und sehnte sich nach ständigem Verkehr mit der Mutter. Schon war, nachdem ein 1870 erneuter Versuch, in Karlsruhe eine Stellung zu erhalten, fehlgeschlagen war, Nürnberg gewählt, da brachte ein kurzer Aufenthalt in Wien im Frühling 1872 dem Künstler werthvolle persönliche Verbindungen und als deren Ergebniß bald danach den Ruf als Professor der Historienmalerei an die Akademie. Im Mai 1873 trat er nach schmerzlichem Abschied von Rom sein Amt an.

Die ersten Monate verliefen verheißungsvoll, sodaß F. nun auch geselligem Verkehr wieder zugänglicher wurde. Da kam mit der Ausstellung des „Gastmahls" und der „Amazonenschlacht" ein jäher Umschwung. Schmähungen und Spott der von Makartbegeisterung völlig trunkenen Wiener trafen den Meister. Die treue Anhänglichkeit seiner Schüler, der unbestrittene Sieg seiner Classe auf der Akademieausstellung boten ihm nur geringe Genugthuung. Aber der ehrenvolle Auftrag, den neuen Plastiksaal des Akademiegebäudes mit Deckenbildern zu schmücken, bewies das unerschütterte Vertrauen des Ministeriums. Die Idee eines Titanensturzes hatte F. schon lange vorgeschwebt. Nun arbeitete er sie im Entwurf für das Hauptbild aus und plante als Umrahmung vier kleinere Darstellungen, den gefesselten Prometheus mit klagenden Okeaniden, Uranos, Gaea und Venus. Auf das Machtgebot des ausführenden Architekten mußten diese Entwürfe jedoch durch solche aus dem Apollo- und Athenemythus ersetzt werden, bis man sie schließlich doch annahm.

Die bald begonnene Arbeit an den kleineren Bildern unterbrach im Frühjahr 1876 eine plötzliche Erkrankung Feuerbach's. In Heidelberg genas er, kehrte aber auf ärztlichen Rath des ihm schädlichen Wiener Klimas wegen nicht zu seiner Lehrthätigkeit zurück. Er nahm Urlaub und zog nun mit der Mutter nach Nürnberg, dann begab er sich — durch einen Krankheitsrückfall zur Vorsicht gemahnt — zu längerem Aufenthalt nach Venedig. Dort begann er wieder zu arbeiten und griff dabei auf schon vor langen Jahren behandelte Motive, die Versuchung des heiligen Antonius und den Tod des Aretino zurück.

Im Mai 1877 traf er wieder zu längerem Aufenthalt bei der Mutter in Nürnberg ein. Eine ehrenvolle Begrüßung durch die Künstlerschaft der Stadt und der Auftrag der Handelskammer, ihren Sitzungssaal mit einem großen Gemälde der Privilegienertheilung an die Nürnberger Kaufmannschaft

durch Ludwig den Baier zu schmücken, boten freundlichen Willkomm. In Venedig wollte der Meister die Arbeit ausführen. Ehe er sie dort im Winter 1877/78 begann, besuchte er noch einmal, zum letzten Male, Rom, vom Zauber der Stadt von neuem mächtig ergriffen. Im Kaiser Ludwig-Bild schilderte er in lichten Farben auf goldenem Grund den im Auftrag gewünschten Vorgang, aber nicht zur Zufriedenheit der Besteller, die ein theatralisches Schaustück erwartet hatten.

In Venedig entstand dann das sog. Concertbild der Nationalgalerie. Der tragische Tod der vier dargestellten Musikanten, die sämmtlich ertranken, unterbrach die Arbeit längere Zeit, dann vereitelte Feuerbach's eigenes Hinscheiden ihre Vollendung. Inzwischen hatte der Künstler in Wien seine Entlassung erwirkt, aber der Ausführung des großen Deckenbildes widmete er seine ganze Kraft. Im März 1879 ging der Titanensturz vollendet nach Wien ab. Auch ohne die ganz verkehrte provisorische Aufstellung hätte das Werk trotz mancher Concessionen an den Stil der zeitgenössischen Historienmalerei bei den Wienern keine Gnade gefunde. Der Makartcultus hatte sich gerade in dieser Zeit bis zur Tollheit gesteigert. In München ging es im Herbst des gleichen Jahres nicht besser. Trotzdem dachte F. damals, ermuthigt durch den Ankauf seiner „Medea" durch König Ludwig II. an seine Uebersiedlung nach der Isarstadt, er besprach den Plan bei einem letzten Besuch mit der Mutter. Es sollte nicht dazu kommen. Oefters wiederkehrende Krankheitsanfälle hatten des Meisters Gesundheit in den letzten Jahren schwer erschüttert. In der Nacht vom 3. auf den 4. Januar 1880 erlag er in Venedig einem Herzschlag. Auf dem Nürnberger Friedhof, nahe bei Albrecht Dürer's Grab, fand er seine Ruhestätte.

Feuerbach's Kunst duldet nicht die Verweisung in eine sog. Schule. Die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts und die alten Venezianer haben ihn nur das malerische Handwerk gelehrt, allein in seinen frühesten Werken folgt er merklich ihrer Art. Sein Schaffen strebte nach vollkommener Durchdringung von Bildinhalt und -form. Die verlogene Sentimentalität der Düsseldorfer und das hohle Theaterpathos der Münchener Malerei seiner Zeit konnten seinem Genius nichts bieten. Allem Unwahren und Aufdringlichen feind, wollte er sich nur innerer Größe beugen. So wurde die stille Hoheit der schon im Vaterhaus gepriesenen Antike das Ziel und Wesen seiner Kunst. Im ersten Iphigenienbilde, im ersten Gastmahl und in der Medea am Meer hat sie in einer aus griechischem Geist geborenen Auffassung der menschlichen Gestalt ihren höchsten und reinsten Ausdruck gefunden. An diesen Bildern vornehmlich hat sich auch Feuerbach's Glaube an Anerkennung und Ruhm nach seinem Tode erfüllt; nun preist ihn die Nachwelt als einen der Größten des vergangenen Jahrhunderts. Daß sein Leben arm war an Sonnenschein, hat die lange Zeit dauernder Mißerfolge nicht allein verschuldet. Er hatte vom Vater den Hang zu grüblerischer Schwermuth — deren Hauch auch in manchen Bildern zu spüren ist — und Selbstquälerei geerbt. Eine beinahe weibliche oder weichliche Natur nennt er sich selbst in einem Briefe vom Februar 1852. So wechselten denn in unvermittelt folgenden nervösen Stimmungsschwankungen kurze Wochen frohen Muthes mit lang währender Zeit tiefster seelischer Depression. Unfähig, dauernd innige Freundschaft zu pflegen und infolge dessen oft ganz vereinsamt, sprach er sich dann in Briefen an die Mutter maßlos erbittert und verbittert gegen seine Gegner und Tadler und gegen sein Vaterland aus, das ihn immer wieder zurückstieß. Das „Vermächtniß" ist in der ersten Fassung zum großen Theil mehr eine Anklage- denn eine Gedächtnißschrift.

So ist F. durch ein kampf- und mühevolles Leben geschritten. Aber Sorge und Leid, die den Menschen oft tief niederdrückten, haben den sieghaften Glauben des Künstlers an seine Bestimmung und Größe doch immer nur ganz vorübergehend erschüttert. Er wußte, daß ihm ein Märtyrerloos beschieden sei und hoffte von der Gerechtigkeit der Geschichte, was ihm das flüchtige Menschenleben versagte.

Vgl. die Aufzählung der älteren Litteratur bei R. Muther, Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert I, 499 f. und den Text ebendort S. 402 ff. — Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach, sein Leben und seine Kunst. Bamberg 1894. — Hr. Alfred Schmid in: Das 19. Jahrhundert in Bildnissen. Berlin 1898. — G. Winkler, Anselm und Henriette Feuerbach und ihre Beziehungen zum Grafen Schack, in den Decemberheften 1902 der „Kunst für Alle"; ebd. im 1. Octbr.-Heft 1903: H. Werner, A. Feuerbach's Vermächtniß. — F. v. Ostini, Anselm Feuerbach, in „Die Kunst unserer Zeit" XIV, 2 u. 3 und die betreffenden Abschnitte in Fr. Pecht's Geschichte der Münchener Kunst und E. Gurlitt's Die deutsche Kunst des 19. Jahrhdts.

Werner.

Feuerstein: Andreas Leopold Freiherr F. von Feuersteinsberg, kaiserlicher Feldmarschalllieutenant, der Bruder des Nachfolgenden, war am 15. November 1697 geboren. Schon im 17. Lebensjahre trat er als gemeiner Büchsenmeister in die seinen Neigungen am meisten zusagende Artilleriewaffe ein, zeichnete sich bei Belgrad 1717 aus und ward infolge dessen Stuckjunker, 1731 Stuckhauptmann, 1737 Oberstuckhauptmann und Artilleriecommandant in Mantua. Während des Türkenkrieges 1739 zum Zeuglieutenant befördert, rückte er 1742 zum wirklichen Oberstlieutenant vor. Im J. 1744 focht er am Rhein und wurde 1746 Oberst. Am 19. Januar 1757 wurde er gleichzeitig mit seinem Bruder in besonderer Würdigung ihrer Verdienste um die Artillerie in den Freiherrnstand erhoben.

Im siebenjährigen Kriege befehligte er als Oberst die Artillerie und zeichnete sich in der Schlacht bei Kolin (18. Juni 1757) besonders aus; Feldmarschall Daun rühmte die Umsicht und Geschicklichkeit, mit welcher F. die Artillerie zu dirigiren verstanden und dem Feinde hiedurch vielen Schaden zugefügt hatte. Unmittelbar nach der Schlacht ernannte ihn die Kaiserin zum Generalmajor. Im folgenden Jahre erwarb er sich bei der Belagerung von Sonnenstein gleich großes Verdienst und führte durch die geschickte Leitung der Artillerie den Fall der Festung herbei. — Im J. 1759 trat er mit Feldmarschalllieutenants-Charakter in den Ruhestand und starb im J. 1773 zu Natikau in Böhmen.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Dolleczek, Geschichte der österreichischen Artillerie. — Hirtenfeld, Mil.-Conv.-Lexikon.

Sommeregger.

Feuerstein: Anton Ferdinand Freiherr F. von Feuersteinsberg, kaiserlicher Feldzeugmeister und Artilleriecommandant, ging aus einer aus Bregenz stammenden altadeligen Familie hervor und war am 15. December 1691 zu Prag als Sohn des Stuckhauptmanns Andreas F. v. Feuersteinsberg geboren. Schon der Großvater und Vater Feuerstein's dienten in der Artillerie; letzterer hat sich bei Wien 1683, Zenta, Hochstädt, hauptsächlich aber bei der zweiten Belagerung Landaus 1704 ausgezeichnet, wo er als Stuckhauptmann dem Erzherzog (nachmaligen Kaiser Joseph I.) das Leben rettete, hiebei aber selbst fiel. Anton Ferdinand trat mit 16 Jahren als Volontär in die böhmische Büchsenmeistercompagnie zu Prag ein und avancirte rasch mit Uebergehung einiger Zwischenstufen, so daß er mit 31 Jahren Stabs-

officier (Oberstuckhauptmann) im Artilleriecorps wurde. Als solcher bereiste er die Festungen der Monarchie und das Chaos, das er hiebei betreffs der Artillerieausrüstung angetroffen, mag den Gedanken an eine gründliche Reconstruction des Artilleriemateriales in ihm geweckt haben. Im J. 1734 that er sich als Oberstlieutenant und Artilleriecommandant bei der Vertheidigung der Festung Messina hervor; im Türkenkriege commandirte er als Oberst, im österreichischen Erbfolgekriege als Generalmajor die Artillerie und zeichnete sich besonders bei Trautenau 1745 aus. Schon im J. 1745 trat er mit entsprechenden Vorschlägen einer Veränderung der Geschützwaffe auf, welche nach manchem Widerstande erst im J. 1753 angenommen wurde. — Seine mannichfachen Verdienste um die Hebung der Waffe wurden 1746 durch die Beförderung zum Feldmarschalllieutenant, 1753 durch die Beförderung zum Feldzeugmeister und 1757 durch die Erhebung in den Freiherrnstand gewürdigt. — Im siebenjährigen Kriege commandirte er in Prag die Artillerie, wo er verwundet wurde; hierauf bezwang er Gabel und Zwickau, mußte aber schon 1760 nach mehr als 52jähriger Dienstzeit infolge seines hohen Alters aus der Activität treten. — Noch eine lange Reihe von Jahren war ihm die wohlverdiente Ruhe beschieden, bis ihn 1780 der Tod auf seiner Besitzung zu Natikau in Böhmen in dem hohen Alter von 90 Jahren ereilte.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Prinz Eugen, herausgegeben vom k. u. k. Kriegs-Archiv. — Hirtenfeld, Mil.-Conv.-Lexikon. — Dolleczek, Geschichte der österreichischen Artillerie. Sommeregger.

Fiala: Friedrich F., Bischof von Basel, bedeutender schweizerischer Historiker, geboren am 21. Juli 1817, † am 24. Mai 1888. Sein Vater, dessen Familie aus Böhmen stammte, der aber in Wallerstein (Baiern) geboren war, ein geistig sehr begabter und hochgebildeter Mann, war Apotheker und ließ sich, nachdem er sich einige Zeit in Solothurn aufgehalten und dort verheirathet hatte, im Städtchen Nidau am Bieler See nieder, wo F. geboren wurde; um als Arzt und Apotheker in der Schweiz wirken zu können, hatte er in Bern Medicin studirt und das Bürgerrecht in Clay (Seedorf) im bernischen Jura erworben. Im J. 1824 siedelte er mit seiner Familie nach Büren a. d. Aare über, starb aber schon im folgenden Jahre, und die Gattin, die in bescheidenen Verhältnissen mit aufopfernder Liebe sich ihren drei Kindern und ihrer Erziehung widmete, kehrte in ihre Heimathstadt Solothurn zurück, wo F. zunächst die Primarschulen und dann das Gymnasium besuchte. Schon damals pflegte er, angeregt durch das Beispiel seines Oheims, des als Herausgeber des Solothurnischen Wochenblattes bekannten Rathsherrn U. J. Lüthy, mit Eifer das Studium der Geschichte und versuchte sich auch in der Dichtkunst; im Kreise seiner gleichgesinnten Freunde, die mit ihm der patriotischen Studentenverbindung des Zofingervereins angehörten und die den ideal gesinnten Jüngling von Herzen liebten, sind viele seiner jugendlichen Arbeiten entstanden und vorgelesen worden.

Im Herbst 1837 begann F. in Solothurn das Studium der Theologie, das er im folgenden Jahre in Freiburg i. B. unter Hirscher, Staudenmaier und Hug, und seit 1839 in Tübingen unter Kuhn, Drey und Hefele fortsetzte; der letztere besonders übte einen großen Einfluß auf ihn aus und begeisterte ihn für das Studium der Kirchengeschichte, die stets eines seiner Lieblingsfächer blieb. Bis zum Frühling 1841 blieb F. in Tübingen und kehrte dann nach Solothurn zurück, wo er nach kurzer praktischer Vorbereitung am 23. Mai durch Bischof Salzmann die Priesterweihe empfing. Nachdem er einige Monate im benachbarten Biberist als Vicar gewirkt hatte, wurde er im Herbste 1841 zum Secundarlehrer im bernischen Städtchen Laufen gewählt,

wo sich ihm ein schönes Arbeitsfeld eröffnete und er Gelegenheit hatte, sein pädagogisches Talent in bester Weise zu bethätigen. Doch veranlaßten ihn Gesundheitsverhältnisse, die ihm liebgewordene Stellung aufzugeben und im Januar 1844 dem Rufe als Pfarrer der solothurnischen Thalgemeinde Herbetswil zu folgen, wo er bis zum Jahre 1857 blieb, eine segensvolle Wirkung als Seelsorger wie als Erzieher der Jugend entfaltend. In uneigennützigster Weise gründete er eine kleine Privatschule, in der er Knaben aus seiner Pfarrgemeinde und den benachbarten Dörfern Unterricht ertheilte, um sie für den Besuch der Kantonsschule und des Lehrerseminars vorzubereiten. Daneben setzte er eifrig seine historischen Studien fort, war Mitarbeiter an dem von 1845—47 erscheinenden „Solothurner Wochenblatt für Freunde der Litteratur und vaterländischen Geschichte" und am „Neuen Nekrolog der Deutschen" und betheiligte sich lebhaft an der Gründung des historischen Vereins des Kantons Solothurn im J. 1851, für dessen Zeitschrift „Urkundio" er werthvolle Beiträge lieferte, wie die Biographien von P. J. Scherer (Dr. „Urkundio") und U. J. Lüthy, besonders aber die Arbeit „Dr. Felix Hemmerlin als Propst des St. Ursenstiftes in Solothurn. Ein Beitrag zur schweizerischen Kirchengeschichte", die (Solothurn 1860) auch separat erschienen ist. In der nämlichen Zeitschrift begann er auch das Chronologicum der Urkunden und Regesten des „Solothurner Wochenblattes", das bis jetzt leider nicht zu Ende geführt worden ist. Seit 1851 war F. auch Mitglied der Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, an deren Arbeiten er stets einen regen Antheil nahm.

Ein neues Arbeitsfeld eröffnete sich für F., als er im J. 1857 zum Director des Solothurnischen Lehrerseminars ernannt wurde, das nach der Resignation des hochverdienten Oberlehrers Roth von dem benachbarten Oberdorf in die Kantonshauptstadt verlegt worden war. So ungern er auch von der ihm liebgewordenen Pfarrgemeinde Herbetswil, die ihm 1855 das Ehrenbürgerrecht geschenkt hatte und ihn mit Bedauern scheiden sah, Abschied nahm, leistete er dem ihm gewordenen Rufe doch um so eher Folge, als der Aufenthalt in Solothurn ihm durch die Verbindung mit gleichstrebenden Männern besser Gelegenheit gab, sich seinem Lieblingsstudium, der Geschichte, zu widmen. Außer der Leitung des Lehrerseminars, die ihm einen maßgebenden und wohlthätigen Einfluß auf das Schulwesen des Kantons verschaffte, bekleidete F. seit 1861 auch die Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der mit der Kantonsschule verbundenen theologischen Lehranstalt, womit, wie er selbst sagt, ein Lieblingswunsch seiner Jugend erfüllt wurde. Stets hatten seine Studien so gut als möglich mit der fortschreitenden Litteratur Schritt zu halten gesucht, und zahlreiche Manuscripte geben Zeugniß von seinem eifrigen Forschen. In seinen Vorträgen über die allgemeine Kirchengeschichte berücksichtigte er stets speciell auch die schweizerischen Verhältnisse, und er beabsichtigte eine Kirchengeschichte der Schweiz auszuarbeiten, ein Unternehmen, dessen Ausführung ihm seine vielfachen Beschäftigungen leider nicht gestatteten.

Nach seiner Uebersiedelung nach Solothurn war F. zum Präsidenten des kantonalen historischen Vereines ernannt worden, der unter seiner Leitung ein regeres Leben entfaltete als je zuvor und nachher. Die Stunden, die er den Sitzungen widmete, gehörten zu den schönsten und lehrreichsten, deren sich die Mitglieder der Gesellschaft erfreuten, da er fast in jeder entweder fertig ausgearbeitete Vorträge hielt oder sonst interessante Mittheilungen zu machen wußte. Unter den Arbeiten, die dieser Zeit angehören, erwähne ich die Schrift über die von Herzog Leopold der Stadt Solothurn geschenkte Fahne, betitelt „Das St. Ursus-Panner, ein Andenken an die Belagerung von Solothurn,

1318" (1869) und die werthvollen Beiträge zu der Solothurnischen Schulgeschichte, die er als Beilage zu den Jahresberichten der Kantonsschule von 1875, 1876 und 1879—1881 unter dem Titel „Geschichtliches über die Schule von Solothurn" veröffentlichte. Er lieferte auch zahlreiche Beiträge für die „Allgem. Deutsche Biographie", für Hunziker's „Geschichte der Schweizerischen Volksschule", für die zweite Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, für das von Theodor Scherer herausgegebene „Schweizerische Reformationsarchiv" u. s. w. Von seinem Sammelfleiß geben Zeugniß seine zahlreichen Manuscriptbände, enthaltend die Biographien schweizerischer und speciell solothurnischer Historiker und Schriftsteller; für den „Anzeiger für Schweiz. Geschichte", den er von 1878—1885 redigirte, verfaßte er außer zahlreichen kleineren Artikeln von 1872—1885 alljährlich die fleißig zusammengestellte Todtenschau schweizerischer Historiker.

Ganz besonderen Fleiß verwandte F. auf das Studium der mittelalterlichen Martyrologien und Kalendarien der Schweiz, von denen er viele wörtlich abschrieb und zu denen er einläßliche Erörterungen und Erklärungen über Zeit und Ort der Abfassung schrieb; er beschäftigte sich auch mit einer Sammlung schweizerischer Jahrzeiten- und Todtenbücher. Mit seinen übrigen Manuscripten kamen diese Bausteine zu einer schweizerischen Kirchengeschichte in die Stadtbibliothek von Solothurn, der er sie durch Testament vermacht hatte und auf der sie den Forschern zur Benützung stehen.

Durch alle diese Bethätigungen trat F. in freundschaftlichen Verkehr mit zahlreichen Gelehrten Deutschlands und der Schweiz, die den stets dienstbereiten und gefälligen Mann hoch schätzten. Die schweizerische geschichtforschende Gesellschaft hatte ihn schon 1860 zu ihrem Vicepräsidenten ernannt, und mit ihrem Präsidenten, Herrn Professor G. v. Wyß, war er herzlich befreundet; seinem gewinnenden, liebenswürdigen Wesen ist es wohl besonders zuzuschreiben, wenn letzterer darauf hielt, daß die Gesellschaft sich häufiger als anderswo in Solothurn zu ihrer Jahresversammlung vereinigte. Auch sonstige Ehrungen fehlten F. nicht. Die historischen Vereine der V Orte und von Bern, die historische und antiquarische Gesellschaft von Basel und die geschichtforschende Gesellschaft der Romanischen Schweiz ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, und 1884 ertheilte ihm die Universität Zürich den Titel eines Doctor philosophiae honoris causa. Auch an Kunstbestrebungen im Heimathkanton wie in der Eidgenossenschaft nahm er regen Antheil, und der schweizerische Kunstverein anerkannte seine Verdienste 1881 durch Ernennung zum Ehrenpräsidenten. So lebte F. ruhig und zufrieden seinen priesterlichen und sonstigen beruflichen Pflichten, wie der Pflege von Wissenschaft und Kunst und betheiligte sich auch eifrig an allen gemeinnützigen Bestrebungen, und es entsprach jedenfalls nicht seinen Wünschen, wenn er in seinen letzten Lebensjahren veranlaßt wurde, mehr als seinem bescheidenen Wesen entsprach in den kirchlich-politischen Fragen an die Oeffentlichkeit zu treten.

Schon nach dem Tode von Bischof Arnold war F. am 23. December 1862 zum Domherrn und Mitglied des bischöflichen Senats der Diöcese Basel gewählt worden und nahm im Februar 1863 an der Wahl von Bischof Eugenius Lachat theil, dem er, obgleich er mit dem von diesem beobachteten Verhalten wol nicht immer einverstanden sein mochte, in den kommenden Wirren treu zur Seite stand. Nachdem er im Herbst 1870 zum Propst des Baseler Domcapitels gewählt und im folgenden Jahre nach der vom päpstlichen Stuhl erlangten Confirmation feierlich installirt worden war, resignirte er auf seine Stelle als Seminardirector und zog sich in die stille Propsteiwohnung zurück, indem er immerhin seine Professur an der theologischen Lehr-

anstalt beibehielt. Infolge verschiedener Zwistigkeiten, besonders aber der durch Bischof Lachat wegen Nichtanerkennung der vatikanischen Decrete von der päpstlichen Unfehlbarkeit über die Pfarrer Egli von Luzern und Gschwind von Starrkirch verhängten Excommunication, hatte sich der Conflict zwischen Staat und Kirche im Bisthum Basel derart zugespitzt, daß am 29. Januar 1873 die fünf Diöcesanstände Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Baselland (Luzern und Zug stimmten dagegen) Bischof Lachat für abgesetzt erklärten und an das Domcapitel die Einladung richteten, einen Bisthumsverweser zu bezeichnen. Dieses Ansinnen wurde vom Domcapitel durch ein von Dompropst F. verfaßtes Schreiben zurückgewiesen, in dem es erklärte, daß es den bischöflichen Stuhl nicht als rechtlich erledigt betrachten könne und sich von seinem Bischof nicht trennen lassen werde. Bevor dieser seine bisherige Residenz verließ, um sich im Kanton Luzern niederzulassen, wo er seine bischöflichen Functionen ungehindert fortsetzen konnte, ernannte er für die einzelnen Kantone Generalvicare und übertrug dieses Amt für den Kanton Solothurn F., dessen Wirken von der Regierung stillschweigend anerkannt wurde und der, wie er in seiner Selbstbiographie sagt, zu vermitteln und zu versöhnen suchte. Es folgten allerdings noch schwierige Zeiten für den friedliebenden Mann, der einerseits an der Kirche und an seinem Bischofe festhielt, anderseits aber auch mit dem Staat ein erträgliches Verhältniß anzubahnen suchte. Viel Mühe und Sorge verursachte ihm die im October 1874 vom Volke des Kantons Solothurn beschlossene Säcularisation des Benedictinerklosters Mariastein und der Chorherrenstifte St. Urs und Victor in Solothurn und St. Leodegar in Schönenwerd, die damit zusammenhängende Aussteuerung der katholischen Kirchgemeinde von Solothurn und die Ausscheidung des der letzteren vom schweizerischen Bundesgerichte zugesprochenen Vermögens unter die römisch-katholische und die neu entstandene christ-katholische Kirchgemeinde, ferner die Wahrung der Kathedralkirche für die Römisch-Katholischen und die Erhaltung des Kirchenschatzes für ihre Gemeinde, früher schon, in der ersten Conflictzeit, auch die Linderlegatsfrage u. s. w. Wenn alle diese Angelegenheiten, die zum Theil sehr verwickelt und heikler Natur waren, schließlich ihrer für alle Parteien befriedigenden Lösung entgegen geführt werden konnten, war es nicht zum geringsten dem friedlichen und gerechten Sinne Fiala's zu verdanken, an dessen gutem Willen auch die Vertreter der weltlichen Behörden nicht zweifelten.

So bahnte sich allmählich der Weg zur Beilegung der kirchlich-politischen Wirren in der Diöcese Basel, und Staat wie Kirche strebten, wieder zu geordneten Verhältnissen zurückzukehren. Der Vorschlag der Stände Luzern und Zug, einen Modus vivendi herbeizuführen, fand bei den übrigen Diöcesanregierungen geneigtes Gehör, wenn sie auch an der Absetzung von Bischof Lachat festzuhalten beschlossen. Diese Hauptschwierigkeit wurde durch Vermittlung des schweizerischen Bundesrathes und durch das Entgegenkommen des Papstes dadurch gehoben, daß durch Uebereinkunft vom 1. September 1884 Bischof Lachat mit seiner Einwilligung zum apostolischen Administrator des vom Bisthum Como losgelösten und mit dem Bisthum Basel vereinigten Kantons Tessin ernannt und ihm die erzbischöfliche Würde ertheilt wurde; zugleich erhielt der heilige Stuhl ausnahmsweise die Ermächtigung, eine dem Bundesrath und den Diöcesanständen genehme Persönlichkeit auf den bischöflichen Stuhl von Basel zu erheben. Als solche wurde F. bezeichnet, der denn auch vom Papste acceptirt und im Januar 1885 eingeladen wurde, zur Vollführung des kanonischen Processes und zum Empfang der Consecration nach Rom zu kommen.

Gewiß war es dem an der Schwelle des Greisenalters stehenden und

kränklichen F. voller Ernst, wenn er in dem Schreiben, mit dem er am 24. Januar 1885 der Regierung von Solothurn als Vorort der Diöcesanstände seine Ernennung zum Bischof von Basel mittheilte, sagte, daß ihm durch diese Wahl ein schweres Opfer auferlegt werde und nur die Liebe zum Frieden und die Hingebung für das Wohl der Kirche und des Vaterlandes ihn bestimmen könnten, die Bürde auf sich zu nehmen. Das wurde auch von der solothurnischen Regierung und vom schweizerischen Bundesrathe anerkannt, und sprach am 21. April bei der staatlichen Beeidigung in Solothurn Landammann Vigier (A. D. B. XXXIX, 695) aus, der, nachdem er im Kampfe gegen Bischof Lachat in den ersten Reihen gestanden hatte, aufrichtig und ernsthaft bemüht gewesen war, die langjährigen Streitigkeiten beizulegen und die Reconstruction des Bisthums Basel zu ermöglichen. Mit rührenden Worten antwortete ihm F., indem er das Versprechen ablegte, mit der Treue der Kirche gegenüber die Liebe zum Vaterlande zu verbinden, dem die Ideale seiner Jugend wie die Arbeit seines Mannesalters stets angehört haben. Anfangs Juni kehrte er von Rom zurück, überall in seiner Diöcese und besonders in Solothurn feierlich und mit aufrichtiger Freude empfangen. Wenn er sich als eine seiner Hauptaufgaben vorgenommen hatte, die Diöcese Basel in ihren früheren Zustand zurückzuführen, so gelang ihm dies insofern nicht, als der Kanton Bern, der an den Berathungen über die Reconstruction des Bisthums nicht theilgenommen hatte, nicht förmlich in den Bisthumsverband zurückkehrte, wenn auch die Regierung in ihren Beziehungen zum neuen Bischof das freundlichste Entgegenkommen bewies. Auch von Seite der übrigen Kantonsregierungen hatte er sich der lebhaftesten Sympathien zu erfreuen, wie das auf den zahlreichen Reisen, die F. zur Ertheilung der Firmung, zur Einweihung von Kirchen u. s. w. in die verschiedenen Theile seiner Diöcese machte, in erfreulicher Weise zu Tage trat. Man wollte eben auf beiden Seiten ernstlich den Frieden und war sicher, in Bischof F. den Mann gefunden zu haben, mit dem derselbe in loyaler, aufrichtiger Weise gehalten werden konnte.

Doch sollte es ihm nicht lange beschieden sein, zum Wohle der Kirche und seiner Diöcese seines Amtes zu walten. Seit Jahren kränkelnd, war er schon im März 1887 so leidend, daß das Domcapitel öffentliche Gebete anordnete, um seine Genesung zu erbitten. Er erholte sich wieder genügend, um im Herbst zur Kur nach Ems reisen zu können, wo er schon früher Linderung seines Hals- und Magenleidens gesucht hatte, und kehrte merklich gestärkt nach Solothurn zurück, wo er sich mit neuem Eifer seinen Amtsgeschäften widmete. Aber die Besserung hielt nicht lange an, und nach schweren, mit christlicher Ergebenheit ertragenen Leiden entschlief er am 24. Mai 1888, tief betrauert nicht nur von seinen Diöcesanangehörigen, sondern von allen, die den trefflichen Mann gekannt und sein Wirken für Gemeinnützigkeit und Wissenschaft, für Staat und Kirche zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten. Das Trauergeleite, das am 28. Mai seiner sterblichen Hülle nach der Klosterkirche zur Visitation in Solothurn, wo er beigesetzt wurde, folgte und an dem sich neben der Geistlichkeit seiner Diöcese auch die Gemeinde- und Staatsbehörden, die Schulen und die Bevölkerung von Solothurn ohne Unterschied der politischen und religiösen Anschauungen in kaum je gesehener Menge betheiligten, gab Zeugniß von der Verehrung, die er sich in allen Kreisen erworben hatte.

F. war ein tüchtiger Gelehrter, der trotz seiner vielfachen sonstigen Beschäftigungen still und eifrig der Wissenschaft lebte und der sich bleibende Verdienste um die schweizerische Geschichtsforschung erworben hat; er war ein musterhafter Priester, der wie in den bescheidenen Anfängen seiner Laufbahn, so

auch in seinen späteren hohen Stellungen seinen Amtsgenossen als Beispiel der Pflichttreue voranleuchtete; er war ein wackerer Patriot, der, wie er in der Rede bei seiner Eidesleistung selbst sagte, die Liebe zu Gott und zum Vaterlande in innigem Verbande zu vereinen suchte und dessen wesentlichen Charakterzug die auf gründlichen Studien beruhende Toleranz auch gegen Andersgläubige bildete; er war endlich ein edler, seelenguter, friedfertiger, in allen Lebenslagen bescheidener und dienstfertiger Mensch, den niemand, der des Rathes oder der Hülfe bedürftig war, vergebens in Anspruch nahm, kurz „ein Priester nach dem Herzen Gottes, eine Johannesseele". Der Wahlspruch „Fideliter ac patienter", den er nach seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Basel angenommen hat, ist bezeichnend für ihn; er hat ihn sein ganzes Leben lang befolgt.

Vgl. außer den im Anzeiger für schweiz. Geschichte, N. F., Bd. V, 395, von Dr. W. F. v. Mülinen aufgezählten Nekrologen besonders „Dr. Friedrich X. O. Fiala, Bischof von Basel. Ein Lebensbild" (Solothurn 1890) von L. R. Schmidlin, der im Anhang zu seiner verdienstlichen Biographie ein vollständiges Verzeichniß des litterarischen Nachlasses von Fiala gibt; derselbe veröffentlichte auch „Gedichte von Friedrich Fiala, Bischof von Basel" (Solothurn 1890). — Als Historiker wurde Fiala von Prof. G. v. Wyß in zwei Reden gewürdigt, die er an zwei Jahresversammlungen der Allgem. Geschichtf. Gesellschaft der Schweiz hielt und die im Anzeiger für schweiz. Geschichte, N. F. Bd. IV, 450 und Bd. V, 262 abgedruckt sind.

M. Gisi.

Fichte: Immanuel Hermann (von) F., Philosoph, einziges Kind des Philosophen J. G. Fichte ist geboren zu Jena am 18. Juli 1796, nicht 1797, wie die meisten Darstellungen angeben und allerdings auch F. selbst bis zum Jahre 1862 glaubte. [Merkwürdigerweise scheinen Fichte's Eltern selbst an der Verwechslung schuld zu sein; denn der Vater redet am 18. Juli 1807 so, als ob der Sohn zehn Jahre alt wäre („J. G. Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel" 2. A. I, 395). Fichte's Sohn, Herr Generalarzt z. D. v. F. in Stuttgart, dem vorstehende biographische Skizze das Werthvollste verdankt, entdeckte den Irrthum 1862. Der amtliche Auszug aus dem Jenaer Taufregister läßt über das Geburtsjahr 1796 keinen Zweifel offen. Aus demselben geht auch hervor, daß F. ursprünglich die Namen Immanuel Hartmann erhielt (nach Kant und nach dem Großvater Hartmann Rahn, ib. II, 479). Später vertauschte der Vater diesen Namen mit dem wohlklingenderen Hermann (ib.).] Die geistige Entwicklung des hochbegabten und sehr sorgfältig erzogenen Knaben stand wesentlich unter dem Einfluß der ebenso tief religiösen wie fein und vielseitig gebildeten Mutter (Johanna Maria geb. Rahn, Nichte Klopstock's — über sie Merz in den „Christlichen Frauenbildern"), weniger unter dem des Vaters, der dem Sohne mehr nur hohes Vorbild und Gegenstand der Verehrung war und außerdem dem heranwachsenden Jüngling zu früh (1814) durch den Tod entrissen wurde. F. besuchte das Werder'sche Gymnasium, dessen Director Bernhardi er wiederholt in dankbarer Verehrung erwähnt. Er schloß sich enge an den einige Jahre älteren F. Helmholtz, den Vater des großen Naturforschers, an, mit dem er lebenslang in intimster, durch steten Briefwechsel und manche gemeinsame Reise aufrechterhaltener Freundschaft verbunden blieb. (L. Königsberger: H. v. Helmholtz. 1902, S. 7. — Fichte's Condolenzschreiben an H. v. Helmholtz nach dem Tode seines Vaters, ib. 392 f.; aus dem interessanten Briefwechsel der beiden H. die Erörterungen über Fichte's Anthropologie, ib. 284—293, 319.) Vom Herbst 1812 an studirte F. auf der Berliner Universität Philologie und Philosophie, promovirte 1818 mit der Schrift

„De philosophiae novae Platonicae origine“ und habilitirte sich bald darauf in der philosophischen Facultät. Besonders wohl scheint er sich in der damaligen reactionären Berliner Luft nicht gefühlt zu haben, um so weniger als er seit 1819 durch den Tod seiner Mutter (und Bernhardi's) sehr vereinsamt war. Andererseits konnte es in jener Zeit der Demagogenriecherei kaum ausbleiben, daß F. schon als Sohn seines Vaters den Machthabern verdächtig wurde. Insbesondere vermuthete man, daß er den Bestrebungen der allgemeinen deutschen Burschenschaft nahe stehe. Im J. 1822 gab ihm ein hoher Staatsbeamter den Rath, sich auf einige Zeit von Berlin zu entfernen. Die Verbannung geschah in ehrenvoller Form; es wurden ihm zwei Gymnasialoberlehrerstellen in Saarbrücken und in Düsseldorf zur Wahl gestellt. F. wählte zunächst Saarbrücken, fand aber in dem kleinen Landstädtchen nicht die geistige Anregung, die ihm Bedürfniß war, und so benützte er 1826 die Gelegenheit nach Düsseldorf überzusiedeln, wo er einen Kreis bedeutender Männer traf (Schadow, Lessing u. a. Mitglieder der Malerakademie; Mendelssohn, Immermann, Grabbe u. A.). Noch in Saarbrücken hatte er sich am 23. December 1823 verheirathet mit Wilhelmine Faber, Tochter des Rentners Faber in Zweibrücken, mit der er fast 40 Jahre lang in glücklichster Ehe lebte. Das Düsseldorfer Jahrzehnt war die glücklichste und fruchtbarste Zeit im Leben Fichte's. Neben gewissenhafter Schularbeit und journalistischer, durch die Julirevolution veranlaßter Thätigkeit verfaßte er eine Reihe philosophischer Schriften, auf Grund deren er Ostern 1836 eine Berufung nach Bonn als außerordentlicher Professor der Philosophie erhielt. F. brachte sich dort als Lehrer sehr rasch zur Geltung; seine Vorträge fanden einen weiten und begeisterten Kreis von Zuhörern. (Zu denselben gehörten u. a. die coburgischen Prinzen Ernst und Albert, der spätere Prince consort.) Im J. 1837 gründete er die „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie“ (s. unten). Für seine eigene Entwicklung war die Bonner Zeit fruchtbar durch die Ergänzung seiner naturwissenschaftlichen Bildung und den freundschaftlichen Verkehr mit dem geistreichen Theologen C. J. Nitzsch. Die Zeitereignisse verfolgte er auch in Bonn aufmerksam und mit unparteiischem Urtheil, so war er in den Kölner Wirren entschiedener Gegner der freilich nicht unprovocirten bureaukratischen Gewaltthätigkeiten der preußischen Regierung. Im J. 1840 wurde F. zum Ordinarius ernannt, folgte aber schon im Frühjahr 1842 einem Rufe nach Tübingen. Es scheint, daß die Unzufriedenheit mit der romantisch-reactionären Richtung, die in Preußen unter dem Cultusminister Eichhorn seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. sich geltend machte, für den politisch und kirchlich entschieden liberal gesinnten F. bei diesem Entschluß wesentlich mitbestimmend war. In Württemberg traf F. in G. Schwab und G. Pfizer in Stuttgart und J. Kerner in Weinsberg alte Freunde, in Tübingen selbst, das ihm bisher fremd geblieben war, trat er mit Uhland, Hoffmann, Reyscher, Walz u. a. in persönlichen Verkehr. F. wirkte in Tübingen 20 Jahre lang als akademischer Lehrer und fruchtbarer Schriftsteller; er las mit Ausnahme der Aesthetik über sämmtliche philosophischen Disciplinen, und ebensoweit war der Umfang seiner schriftstellerischen Thätigkeit. 1847 veranstaltete F. in Gotha die erste „Philosophenversammlung“ (Verm. Schr. I, 219—264). Sein Plan war, eine jährliche Vereinigung deutscher Philosophen zu freiem Meinungsaustausch ins Leben zu rufen; aber das Jahr 1848 ließ es zu keiner Wiederholung kommen. Wie lebhaft ihn die Ereignisse dieses Jahres interessirten, zeigt sich in der Ansprache, mit der er sich an die Nationalversammlung wandte („Einige Grundzüge zum Entwurfe der künftigen deutschen Reichsverfassung.“ Tübingen 1848). 1858 vertrat er Tübingen bei dem 300jährigen Jubiläum der Universität

Jena. Seit 1860 war F. durch ein Augenleiden zur Einschränkung seiner Vorlesungen genöthigt; schwere häusliche Erlebnisse, insbesondere der Tod seiner Frau am 16. Februar 1862, trugen dazu bei, ihm den Aufenthalt in Tübingen zu entleiden. Seit dem Verlust der treuen Lebensgefährtin hat F. den Katheder nicht mehr betreten. Er selbst erkrankte im Frühjahr 1862 und erholte sich nur sehr langsam. In der Reconvalescenz erlitt er einen an sich geringfügigen Unfall, der aber in dem Zustande nervöser Herabgestimmtheit, in dem er sich befand, doch bedenkliche Folgen hatte. So kam er nach längerem Urlaub im Herbste 1863 um seine Pensionirung ein, die ihm in ehrenvoller Weise, unter Verleihung eines mit dem Personaladel verbundenen Ordens, gewährt wurde. F. zog nach Stuttgart und lebte dort in der Familie seines Sohnes in behaglicher, jeden Sommer durch eine größere Reise unterbrochener Muße. Auch in Stuttgart war es ihm Bedürfniß, einen Kreis gleichstrebender Männer um sich zu haben und mit ihnen seine Ansichten über politische und sociale, litterarische und künstlerische Zeiterscheinungen auszutauschen. Zu diesem Kreis gehörten Prof. Neher, Prof. Stark, Oberbibliothekar Stälin u. A. Neben dem vielseitig aufgeschlossenen Interesse blieb ihm auch der lebhafte Drang zu wirken bis ins hohe Greisenalter. Praktische Kleinarbeit war ihm nicht zu gering (so ist z. B. die Einführung der Fröbel'schen Kindergärten in Stuttgart sein Werk); aber die Hauptsache war natürlich die schriftstellerische Thätigkeit, die in diesen letzten 15 Jahren seines Lebens noch eine sehr rege und fruchtbare war und nicht eher ruhte als bis der Tod dem noch Unermüdeten die Feder aus der Hand nahm. Seine letzte Arbeit, der Aufsatz: „Spiritualistische Memorabilien" (Psychische Studien, VI, 1879) war eben vollendet (April 1879), als ihn ein Schlaganfall traf, der nach längerer Krankheit seinem Leben am 8. August 1879 ein Ziel setzte.

Fichte's litterarische Thätigkeit war eine sehr reiche. Die schriftstellerische Production fiel ihm außerordentlich leicht. Sein an Goethe gebildeter Stil zeichnet sich durch Gewandtheit des Ausdrucks und Durchsichtigkeit des Periodenbaues aus. Seine Darstellung ist etwas breit, aber der Leser wird entschädigt durch feine Einzelausführungen, namentlich psychologischer Art, die überall eingestreut sind. Außer einer großen Anzahl selbständiger Schriften, von denen die wichtigsten unten angeführt werden, veröffentlichte F. eine Menge von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, besonders natürlich in seiner eigenen. Die Redaction der letzteren behielt er bis an seinen Tod. Bis 1846 erschien sie unter dem ursprünglichen Namen als Organ der Richtung, welche „die durch Schelling und Hegel angehobene Entwicklung der Philosophie zum entschiedenen Theismus fortzuführen" bestrebt war (Bd. XVII, S. 1), von 1847 an (unter der Mitredaction von Ulrici) unter dem Titel „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" als „vermittelndes Organ für die deutsche Philosophie in allen Hauptgestalten" (XVII, 2). Im J. 1848 ging sie ein, wie „die meisten allgemeinwissenschaftlichen Zeitschriften, die der Philosophie wenigstens zuweilen ihre Spalten öffneten" (XIX, 1), und erstand erst unter sehr ungünstigen Verhältnissen 1852 wieder. Wirth, der seit 1851 „Philosophische Studien" herausgab, vereinigte dieselben mit der Fichte-Ulrici'schen Zeitschrift und trat dafür in die Redaction der letzteren mit ein. Das Bestreben der Herausgeber war, der Philosophie, die in jener Zeit der Reaction als „wüste Zerstörerin aller historischen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft" (XIX, 3) mit Haß und Verachtung angesehen wurde, den ihr gebührenden Einfluß im Geistesleben der Nation wiederzugewinnen. Hieraus ergab sich eine noch stärkere Betonung der vermittelnden Tendenz, die auch in der Absicht, „alle einigermaßen erheblichen Erscheinungen der philosophischen Litteratur in einer fortlaufenden Reihe

kritischer Artikel vorzuführen" (XIX, 7) und dem Bestreben einer vollständigen Bibliographie der deutschen, französischen, englischen und italienischen philosophischen Litteratur zum Ausdruck kam. Politische und sociale Zeitfragen sind (im Gegensatz zu 1847) ausgeschlossen. Gewünscht werden besonders historische Artikel, systematische sind natürlich auch willkommen, aber man merkt die stark ernüchterte Zeit, wenn F. darauf aufmerksam macht, „daß bloße Winke und Andeutungen, bloße Aperçus, bloße Wünsche und Gedanken über die künftige Gestaltung der Philosophie theils in unserer, leider nur zu realistischen, gegenwärtigen Zeit wenig verfangen, theils der Philosophie, der es vor allem auf die gediegene Begründung und Durchführung ihrer Ideen ankommt, in der Regel wenig helfen" (XIX, 8). In diesem Sinne wurde die Zeitschrift bis zum Jahre 1879, dem Todesjahre Wirth's und Fichte's, gemeinsam geleitet. Hauptmitarbeiter waren in der ersten Zeit Weiße, später die beiden Mitherausgeber, ferner Carrière, Chalybäus, Sengler u. A. Fichte's Beiträge aus allen Gebieten der Philosophie sind sehr zahlreich, die letzten stammen aus dem Jahre 1877. Zu Fichte's 100jährigem Geburtstage hat die Zeitschrift ihrem Gründer in dem meisterhaften Nachruf R. Eucken's („Zur Erinnerung an J. H. Fichte", Bd. CX, S. 1—7) ein würdiges Denkmal gesetzt.

Was seine philosophische Stellung betrifft, so protestirt F. in seinem Sendschreiben an E. Zeller 1876 mit Recht gegen die ihm häufig angewiesene Stellung auf der Hegel'schen Rechten oder einer Abzweigung derselben. F., obwohl er sich einmal (Idee der Persönl. S. 6), mit Anlehnung an ein Herbart'sches Wort, einen Hegelianer von 1832 nennt, ist — im Unterschied von Weiße — niemals wirklicher Anhänger Hegel's gewesen. Der historische Ausgangspunkt für Fichte's Philosophie ist die spätere Wissenschaftslehre seines Vaters. Das Ziel, das dieser vorschwebte, die Vereinigung von Religion und Wissenschaft, war auch von Anfang an das des jungen F., dessen erste Arbeit nicht zufällig der neuplatonischen Philosophie gegolten hat. Er ist der Ansicht, daß dieses Bestreben bei allen echten Philosophen der tiefste Antrieb ihrer Forschungen sei (Verm. Schr. I, 33). Und zwar stand es F. von vornherein fest, daß dieser Ausgleich nur möglich sei auf dem Boden eines philosophischen Theismus, der energisch die Persönlichkeit des absoluten wie des endlichen Geistes festhält. In dem Schelling-Hegel'schen Pantheismus erschien ihm das eigentlich religiöse Interesse dem speculativen geopfert. Daher hat er diese Ansicht „stets mit dem innersten Widerwillen von sich gestoßen, selbst als er noch kein wissenschaftliches Heilmittel gegen sie kannte" (Persönl. S. 199). Andererseits war die Jacobi'sche „Verewigung des Zwiespaltes zwischen Religion und Philosophie", die zu seiner Studienzeit (1815—20) in Berlin dominirte (Zur Seelenfortdauer S. 187), seinem energischen von festem Glauben an die Macht der menschlichen Vernunft getragenen Streben nach Erkenntniß auf die Dauer unerträglich. F. suchte durch gründliche historische Studien der Lösung des großen Problems näher zu kommen. „Damit war zugleich aber auch meine überwiegend kritische vermittelnde Richtung für immer entschieden" (Verm. Schr. I, 40). Am meisten boten ihm von den Zeitgenossen Steffens, dem er seine Lehre vom „Genius" verdankt (Seelenf. 190) — „der Mensch ist innerhalb der Natur ein übernatürliches, zugleich aber durchaus individuelles Wesen" (Steffens, Anthropologie) —, von Aelteren Leibniz und Kant, während Spinoza, der eigentliche Abgott der idealistischen Speculation, durch seinen das individuelle opfernden Pantheismus ihn abstieß. Erst nach diesen Vorstudien wandte sich F. der Hegel'schen Philosophie zu (Verm. Schr. I, 52). Es ist begreiflich, daß er von ihr „einen minder imponirenden Eindruck empfing

als die meisten der jüngeren Mitstrebenden ihn empfanden". Der instinctive Widerwille gegen Hegel's Pantheismus schärfte F. den Blick für dessen logische Schwächen, ohne daß er darum der Anerkennung der gewaltigen Gedankenarbeit sich verschloß, unter deren Bann fortbildend oder abwehrend doch auch sein eigenes Philosophiren von da an gestanden ist (Verm. Schr. I, 53).

Der Schlüssel zu Fichte's Philosophie (Verm. Schr. I, 26—31) ist seine anthropologische Grundthese (sein erstes „Grundaperçu", ib. 26), der menschliche Geist ist ein vorempirisches, damit auch vorbewußtes, individuelles Realwesen („Genius"). Diesen Begriff gewinnt F., indem er von der (durch Kant erhärteten) Thatsache vorempirischer Elemente im Bewußtsein auf die Natur des Trägers dieses Bewußtseins zurückschließt, also durch einen „einfachen, aber nothwendigen Rückschluß vom Bewußtsein des Geistes auf das Realwesen des Geistes" (ib. 26). Diese anthropologische Grundanschauung ist der „gemeinsam orientirende Mittelpunkt", von dem aus F. seine Untersuchungen nach oben wie nach unten hin erstreckt hat (Verm. Schr. I, 31).

F. gibt ihr den ersten Ausdruck in den „Sätzen zur Vorschule der Theologie", 1826. Die schon 1823 geschriebene Schrift enthält nach Fichte's eigenem Ausdruck das Programm seiner philosophischen Zukunft (Verm. Schr. I, 57). F. führt aus, daß das Ich die Form des Absoluten oder die absolute Form überhaupt, die Grundform alles Wirklichen ist. Nicht das abstract allgemeine Gesetz, sondern „die lebendig individualisirende Idee" besitzt die höchste Realität. Die Individualität ist nicht das an sich Nichtige und Vergängliche, sondern das von Gott, „dem Schöpfer und Liebhaber eigenthümlichen Lebens" bejahte. Das eigentliche Problem der Metaphysik ist nicht die Beharrlichkeit, sondern die Vergänglichkeit des Individuellen. Diese Thatsache ist nur aus der menschlichen Freiheit zu begreifen, und die Metaphysik muß sich daher begnügen, in diesem Begriffe die Möglichkeit einer Lösung des Problems aufzuweisen. Gott ist nicht einseitig als Intellect, sondern als Einheit von Verstand und Wille zu fassen. Sein Wille ist Grund der Schöpfung. Charakteristisch ist ferner die hohe Schätzung der Religion (sie und nicht die Speculation ist das Höchste für den Menschen) und ihrer classischen Vertreter, der Mystiker, und im unverkennbaren Zusammenhange damit das Interesse, das der jugendliche Verfasser schon damals den Ahnungen und dergleichen prophetischen Geisteszuständen entgegenbrachte (S. 206). Durch diese Ausführungen hindurch zieht sich — noch ohne Namen zu nennen — der Gegensatz gegen die herrschende Speculation. Die Ansprüche auf absolutes Wissen sind unbewiesen, es ist zunächst durch eine erschöpfende „Theorie des Bewußtseins" Möglichkeit und Tragweite des Wissens festzustellen. Es ist Uebermuth, auf gut Glück immer wieder aus sich selbst zu speculiren, anstatt zu lernen, was das Zeitalter an Bildungsmitteln darbietet. Gegenüber den exclusiven Ansprüchen der herrschenden Schule tritt F. für Gemeinsamkeit der philosophischen Arbeit ein; er selbst glaubt nur dasjenige zu bieten, worüber die „wahre" Speculation zu allen Zeiten mit sich einig war.

Von diesem latenten Gegensatz schreitet F. in den „Beiträgen zur Charakteristik der neuen Philosophie", 1829, und der Schrift „über Gegensätze, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie", 1832, zur ausdrücklichen Polemik gegen das Hegel'sche System fort. In beiden Schriften zeigt F. schon eine große Feinheit des historischen Anempfindens, eine seltene Virtuosität, die Gedanken anderer in ihrem treibenden Mittelpunkte zu erfassen und in lebendigem Zusammenhang vorzuführen. Während die erste Schrift gegen Hegel hauptsächlich hervorhebt, daß der Pantheismus der eigentlich religiösen und insbesondere der christlichen Weltanschauung widerspricht, übt die zweite

an dem System eine philosophische sehr scharfsinnige Kritik; eine Kritik, von der F. später mit Recht rühmen durfte, sie sei die früheste umfassendste und genau quellenmäßige gewesen, ihr Gesammtergebniß sei durch die kritischen Arbeiten anderer Denker nur bestätigt worden und das Endurtheil der philosophischen Zeitgenossen über Hegel's Lehre habe sich wesentlich nach ihr festgestellt (Theist. Weltansch. 187). F. erkennt als Grundfehler Hegel's die nicht (durch eine „Theorie des Erkennens", S. 86) gerechtfertigte Identität des Logischen und Metaphysischen. „Hegel ordnet mit Tiefsinn die ursprünglichen Gedankenbestimmungen unseres Geistes in wissenschaftlichen Zusammenhang und dies ist sein großes und unbestrittenes Verdienst. Aber ein anderes thut er, ein anderes meint er zu thun". Die gefundenen Begriffsunterschiede werden statt als Bestimmungen des eigenen Denkens ohne weiteres als Realdefinitionen des Absoluten bezeichnet, die Logik hat sich damit plötzlich in Metaphysik verwandelt, ohne daß der harte Sprung weiter vermittelt wäre. Hieraus ergibt sich die irrthümliche Gleichsetzung des abstracten Denkens mit dem Erkennen und der einseitige Aberglaube an das Formale, als den eigentlichen Kern und das Wesen der Dinge. Besonders schroff lehnt F. die Hegel'sche Religionsphilosophie ab. Der Gedanke, der ganze Weltproceß sei nur die Geburtsarbeit Gottes, durch die Natur hindurch sich zum Geiste zu machen — ein Ziel, das er erst im menschlichen, und vollkommen erst im philosophischen Bewußtsein erreicht — erscheint ihm als der scharfsinnigste Widersinn, welchen je die Philosophie ausgeboren. Die Hegel'sche Herabsetzung der Natur beleidigt Fichte's ästhetischen Sinn, der Abfall der Idee von sich selbst ist ein Glück, man muß ihr Dank wissen, daß sie uns dergestalt von der unerträglichen Langeweile einer solchen regelrechten Hegel'schen Natur frei erhalten hat. Der politische Quietismus, zu dem das System zu führen scheint, empört Fichte's fortschrittliche Ueberzeugung: „Ist die wirkliche Welt ohne Rückhalt der gegenwärtige Gott, so müssen wir sie wol unbedingt vortrefflich finden, muß doch Gott selbst mit ihr zufrieden sein, da es ihm noch nicht gelungen ist, eine höhere Gestalt derselben aus sich hervorzuarbeiten". Eine Zukunft kann F. dem Hegel'schen System nicht in Aussicht stellen, denn er sieht in demselben „nur ein ausgebildetes höchstes Extrem, aber keinen darin niedergelegten lebendigen Keim universaler Entfaltung"; „daher hat es auch Anhänger und Nachahmer in großer Zahl, aber wenig fortwirkende Jünger gefunden". „Anhänger aber zählen nicht in der Fortentwicklung der Wissenschaft". Gegen die von Hegel's Schule erstrebte philosophische Alleinherrschaft richtet F. die schärfsten Waffen seiner Ironie. Das Gebahren ihrer Vertreter erinnert ihn unwillkürlich an „die frühere Zeit des Berliner Nicolaismus". „Dabei hat diese Berlinerei, damals wie jetzt noch, das Charakteristische, daß sie sich selbst auf dem Gipfel des Zeitalters dünkt, die anderen Zustände um sich her aber nur als in mühsamer Entwicklung zu sich hin begriffen ansieht" (S. 90). Alle diese Prätensionen können F. nicht in der Ueberzeugung irre machen, daß die Zeiten des ahnungsvollen Tiefsinns vorüber sind, und daß der einzig richtige Ausgangspunkt der Speculation der der Reflexion und Selbsterkenntniß ist; mit anderen Worten, daß man auf den ehrlichen Weg Kant's zurückkommen muß (S. 88). Mit Recht nimmt F. später (Theist. Weltansch. 191 ff.) das Verdienst in Anspruch, hiemit die in Abstraction oder metaphysischen Vorurtheilen eingeengte Speculation auf den Forschungsweg der Erfahrung verwiesen und dadurch eine neue Epoche der Philosophie mit Bewußtsein und Entschiedenheit inaugurirt zu haben.

Fichte's eigene Anschauungen haben durch diese Auseinandersetzung an Klarheit gewonnen. Die eigentliche Schöpfung Gottes, des unendlichen Geistes,

ist die Welt freier, unvergänglicher Geister. Freiheit und Persönlichkeit ist die ursprüngliche Form alles creatürlichen Daseins, denn aus dem unendlichen Geiste kann nur abbildlich ihm verwandtes stammen. Daß der individuelle Geist nur als unbewußte Seele thatsächlich präexistirt und seiner selbst erst bewußt werden muß, überhaupt die ganze Welt des Werdens und Vergehens ist nicht die wahre, sondern (nach einem Ausdruck Baader's) die „falsche Endlichkeit". Sie kann nur Folge einer Entartung sein, deren allgemeine Möglichkeit in der Freiheit der Creatur liegt. Mit dieser Entartung muß auch das Dasein der bewußtlosen Creatur, der unfreien, durch Nothwendigkeit gefesselten Körperwelt irgendwie zusammenhängen. Doch ist eine wahrhafte Losreißung der Geister von ihrem ewigen Grunde undenkbar und daher die Wiederbringung aller Dinge seit Ewigkeit schon in Gott vollzogen. Und zwar hebt die Erlösung nicht etwa die Eigenthümlichkeit der Creatur auf, sondern bestätigt sie und ruft sie zur freudigen Verwirklichung. — Gleichzeitig mit den metaphysischen haben sich auch die methodologischen und erkenntnißtheoretischen Grundsätze Fichte's gefestigt und geklärt. Während in der „Vorschule" noch der Erfahrung die Bedeutung „einer absolut gültigen Instanz, die gegen die eigene Evidenz der Speculation in Anschlag zu bringen wäre", abgesprochen war, steht es F. unter Herbart's Einfluß jetzt fest, daß die Philosophie von der Erfahrung ausgehen muß, und daß daher das philosophische Resultat nie der Thatsache selbst, dem eigentlich gegebenen widersprechen darf. Geschichte und Naturbetrachtung sind die beiden großen, sie selbst ernährenden Ableger der Speculation, die nur in den Abbreviaturen des abstracten Ausdrucks dasselbe enthält, was dort reicher, lebendiger, in seiner vollen mit Zufälligem durchwebten Wirklichkeit erscheint. Dieses organische Herauswachsen der Speculation aus der Erfahrung ist aber nur möglich auf Grund einer realistischen Auffassung der zwei Grundformen des Gegebenen, des Raumes und der Zeit. F. stellt auch, im Anschluß an Weiße, diese Auffassung mit voller Klarheit der von Kant her überlieferten idealistischen gegenüber. Raum und Zeit sind nur Ausdruck der Wirklichkeit des unendlichen Seins. Alle Realen sind nur als sich ausdehnende und dauernde zu denken. Dieser Gedanke ist Fichte's „zweites Grundaperçu" (Verm. Schr. I, 11). Die Folgerungen aus demselben für den Centralbegriff der Fichte'schen Metaphysik, den Seelenbegriff, werden ausdrücklich gezogen in der Schrift: „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer", 1834. Wie alles Wirkliche, so ist auch der individuelle Geist nothwendig räumlich-zeitlich, d. h. Seele und Leib sind nothwendige Correlatbegriffe. Freilich ist der wahre Leib der Seele nicht der äußere vergängliche Körper, sondern der „innere Leib", der ihr auch im Tode bleibt. — Was ist aber nun die positive Bedeutung des vergänglichen Körpers, des Erdendaseins des Geistes überhaupt? Der Geist soll auf diesem Wege zum Bewußtsein seiner selbst (zurück)geführt werden. Und zwar soll er den ganzen Gehalt seines vorbewußten Wesens ins Selbstbewußtsein erheben. Allerdings geschieht dies während des gegenwärtigen Lebens nur zu einem sehr geringen Theil. Der verborgene Reichthum des Menschen bleibt unter seinem Bewußtsein liegen, aber wir müssen annehmen, daß der Proceß der Bewußtwerdung nach dem Tode in neuen Formen weiter geht. Von diesem Standpunkt aus wird die Philosophie definirt als „die vollendete Selbstorientirung des Menschengeistes in sich" als „das bewußte Entwickeln der ursprünglichen Mitgift unseres Bewußtseins". Hierin liegt freilich gegenüber der ursprünglichen Bestimmung eine Verengung der Aufgabe der Philosophie: vorher inductive Metaphysik, jetzt Selbsterkenntniß. In seinem harmonistischen Bestreben faßt F. sogar nicht selten die „ursprüngliche Mitgift des Bewußtseins"

mit Kant und Weiße lediglich formal („Die ursprünglichen Begriffe des Erkennens" Beitr. S. 206), in der Regel allerdings inhaltlich und dies ist auch seine eigentliche Ueberzeugung. Nur von der Voraussetzung aus, daß in den unbewußten Tiefen der menschlichen Seele alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen, erklärt sich Fichte's Theorie des Hellsehens, der psychischen Fernwirkungen u. s. w., nur von dieser Voraussetzung aus auch seine Bestimmung des Verhältnisses von Religion und Philosophie, wonach die Religion das unmittelbare Bewußtsein der Einheit mit Gott ist, während für die Philosophie dieses unmittelbare Bewußtsein zur genetisch begründeten Erkenntniß wird. Das Vorhandensein des Gedankens des Ewigen in uns ist das tiefste Wunder unseres Bewußtseins. Dieses Gefühl soll die Philosophie anerkennen, deuten, auslegen und schließlich zum Begriff eines persönlichen Gottes erheben. Consequent durchgeführt würde diese Anschauung die Philosophie in Mystik zusammenschrumpfen lassen und der Erfahrung, selbst der religiösen, höchstens den Werth eines Reizes für die Erhebung des Geistes aus seiner unbewußten Tiefe zum Bewußtsein seiner selbst übrig lassen. In der That wird auch (z. B. Persönl. S. 104) der etwaige Erwerb an Erkenntniß und Tugend als ein „ärmlicher Ertrag" im Vergleich zu der unerschöpflichen Tiefe des Geistes bezeichnet. Es liegt eben zwischen den beiden Grundaperçus, dem metaphysischen der Präexistenz der Seele und dem methodologisch erkenntnißtheoretischen einer auf den transcendentalen Realismus gegründeten Erfahrungsphilosophie eine gewisse Inconcinnität. F. hat sich dieselbe weder jetzt noch später zum Bewußtsein gebracht und so schwankt seine Philosophie beständig zwischen „speculativer Empirie", Selbsterkenntniß und ins Bewußtsein erhobener Mystik.

Mit den besprochenen Schriften ist die Position Fichte's im wesentlichen abgeschlossen. Die systematische Darstellung („Grundzüge zum System der Philosophie" I: Das Erkennen als Selbsterkennen 1833, II: Ontologie 1836, III: Speculative Theologie 1846/47, Ethik 1850—53, Theistische Weltanschauung 1873) fügt die Ethik hinzu, bringt aber in den Grundgedanken nichts neues. Seine beiden ersten systematischen Versuche bedeuten für F. einen Rückschritt auf die grundsätzlich überwundene Stufe der aprioriſchen Speculation. In der Erkenntnißlehre sucht F. im Anschluß an die spätere Wissenschaftslehre seines Vaters zu zeigen, wie die durchgeführte Reflexion auf sich selbst das Bewußtsein dazu führen muß, sich als Abbild eines absoluten Seins zu fassen. So geht die Erkenntnißlehre zurück in den einfachen Inhalt: das Absolute ist. Die Ontologie sucht (im Anschluß an Hegel's Logik und die Weiße'sche Auffassung derselben) die in diesem scheinbar einfachen Gedanken des Seins oder der Wirklichkeit enthaltenen Gedankenunterschiede erschöpfend zu sondern und in ihrem nothwendigen dialektischen Zusammenhang aufzuzeigen. Und zwar sieht sie von dem positiven, allein durch Erfahrung zu erkennenden Gehalt der Wirklichkeit ganz ab und sucht nur durch dialektische Erschöpfung des Begriffs der Wirklichkeit die absolute Form derselben für sich zu erkennen. Sie kommt zu dem Ergebniß, daß die Wirklichkeit nur in der Form der Persönlichkeit, die absolute Wirklichkeit nur in der Form der absoluten Persönlichkeit sich denken läßt. Beide Schriften hat F. — mehr thatsächlich als ausdrücklich — zurückgenommen. Die Erkenntnißlehre, wenn er später (z. B. V. Schr. I, XVII u. ö.) dem Bewußsein nicht gestattet, sich sofort als Bildniß eines absoluten Seins zu fassen, sondern nur als „das sich Durchleuchten eines realen aber endlichen Wesens, des Geistes". Die Ontologie, in der gegen Weiße gerichteten Schrift über den Begriff des negativ Absoluten 1843 (V. Sch. I, 157 ff.), wo er der wahren Philosophie kein rein aprioriſ-

sches Erkennen, das die nothwendigen Formen an sich zufälliger Gegenstände untersucht, mehr einräumt, sondern geltend macht, daß das Reale sich seine bestimmte Form gibt, die wie der Gehalt nur aus der Erfahrung erkannt werden kann.

Erst in der „speculativen Theologie", deren erster Theil die Erkenntnißlehre und Ontologie stillschweigend ersetzt, macht F. mit diesem längst gewonnenen methodischen Grundsatz wirklich Ernst. Die Summe von Endlichkeiten, als die die Welt sich zunächst darstellt, nöthigt uns ein schlechthin Beharrendes in ihnen anzunehmen, denn alles Werden setzt ein Beharrendes voraus. Dieses Beharrliche ist aber nicht sofort als absolute Substanz zu bezeichnen. Vielmehr wird eine besonnene Forschung dasselbe zunächst in creatürlichen Substanzen finden, ein Begriff, in welchem F. das Fundament der Metaphysik sieht. Er nennt diese creatürlichen Substanzen Monaden oder Urpositionen. Das „Werden" entsteht dadurch, daß das Verhältniß der Urpositionen zueinander sich unabläßig verschiebt und zwar aus der inneren Bestimmtheit derselben heraus. Die Urpositionen stehen nicht zusammenhanglos neben einander, sie bilden — in geschlossener Anzahl — ein geordnetes System (ordo ordinatus), von dem aus auf einen lebendig ordnenden Urgrund derselben (ordo ordinans) geschlossen werden muß. Noch genauer betrachtet stellt sich die Welt als eine Stufenreihe von Mitteln und Zwecken dar, die uns nöthigt, einen zwecksetzenden Willen als ihren Grund anzunehmen. Alle diese Begriffe sind für die Erklärung des Universalgegebenen nothwendig, aber nicht absolut denknothwendig und daher auch nicht a priori deducirbar. Entsprechen die bisherigen, wesentlich auf die äußere Erfahrung sich gründenden, Gedankengänge dem sog. teleologischen Gottesbeweise, so stellt F. demselben in dem gereinigten und verallgemeinerten „moralischen" Beweise Kant's einen zweiten auf Grund der inneren Erfahrung zur Seite. Von der Thatsache eines unbedingt Guten in uns müssen wir auf das an sich Gute in Gott zurückschließen. Ebenso von den Ideen des Wahren, des Schönen, von der Thatsache der Religion. Die Gottesidee ist formell nur Hypothese, aber eine Hypothese, welche die Erfahrung wirklich begreiflich macht. Nur die Persönlichkeit Gottes erklärt ebenso „die Einheit in der Weltenunendlichkeit" wie „die höchste Weltthatsache", die Gottesliebe im Menschen. So wird durch diese Hypothese die Aufgabe einer wissenschaftlichen Metaphysik erfüllt. Der Gedanke einer absoluten Persönlichkeit ist durchaus nicht widersprechend. Im Begriff der Persönlichkeit liegt nicht nothwendig die Unterscheidung von andern Persönlichkeiten, sondern nur die einer Selbstunterscheidung von „seinem andern" (objectiven), welches jedoch ebenso gut im eigenen Wesen der Persönlichkeit als außerhalb desselben liegen kann. Weit entfernt, daß der Begriff des Bewußtseins nothwendig Bestimmungen der Endlichkeit in sich schließen würde, kann er vielmehr umgekehrt in seiner Wahrheit und Ursprünglichkeit (als Bewußtsein, nicht bloß als bewußt werdendes Ich) gedacht, nur Bestimmung des Absoluten sein. Der absolute Geist, obwol er sich nur denken, nicht vorstellen und deshalb auch nicht eigentlich erkennen läßt, ist doch der schlechthin evidenteste aller Begriffe. (Die Art, wie F. in § 83—128 eine „dialektische" Entwicklung des Begriffs der göttlichen Persönlichkeit gibt, steht freilich mit dem ausgesprochenen Grundsatz im Widerspruch. F. ist aber auch später nie auf diese Speculationen zurückgekommen.) Jenes „andere" nun, dessen die Persönlichkeit zu ihrer Selbstunterscheidung bedarf, ist nach Fichte's Ausdruck die „Wirklichkeit" (Natur) Gottes. Sie fällt zusammen mit der Welt im idealen Sinne, d. h. den Urpositionen. Gott und Welt im idealen Sinne sind Correlatbegriffe. „Ohne Welt wäre

Gott nicht Gott", aber allerdings „ohne diese Welt wäre Gott Gott". Die empirische Welt nämlich enthält zu viel irrationales, um ohne weiteres mit der göttlichen Wirklichkeit identificirt zu werden. Sie macht vielmehr den Eindruck, als wäre etwas zerrüttetes in ihr wieder in Ordnung gebracht (Schelling). Insbesondere wird, was dem Wesen nach eins ist, als ein sich suchendes in zeitlicher und räumlicher Trennung auseinandergehalten und diese Raum- und Zeit-Schranken empfinden wir als etwas, was nicht sein sollte. Dem gegenüber wirken Raum und Zeit in der ewigen Welt nur verbindend, nicht trennend (der „wahre" Raum und die wahre Zeit gegenüber den „falschen" empirischen Formen beider, nach Baader). Daß die „wahre" Zeiträumlichkeit nicht eine müßige Einbildung ist, dafür bürgen F. unser Denken, das einen inneren Weltzusammenhang dem sinnenfälligen Universum mit Erfolg zu Grunde legt, besonders aber die ekstatischen Seelenzustände, die denselben uns auch anschaulich aufschließen und die Schranken der falschen Zeiträumlichkeit überwinden. Die ewige Welt hat einen zugleich idealen und realen Charakter. Jede Urposition ist ebenso idealer Entwurf des göttlichen Denkens als ihr eben damit ewige Substantialität, der ewige Keim der Selbstrealisation zukommt. Die Entstehung der empirischen Welt erfolgt dadurch, daß Gott die Selbstverwirklichung jener Keime „zuläßt". Jedes Weltwesen existirt durch einen primitiven Act der Verselbständigung, wodurch es unmittelbar von der ewigen Einheit „losgelassen" ein für sich wirkendes wird. Diese ursprüngliche Freiheitsthat, durch die der Mensch sich als Individuum realisirt, ist aber nicht zugleich die Verwirklichung des Bösen in ihm. Die Gleichung Individualität = Sünde wird abgewiesen. Wol aber liegt hier die Möglichkeit einer Entartung des Naturlebens und des sittlichen Lebens. Gott hat diese Entartung zugelassen, weil das Gute, um actuell zu sein, stets aus dem Gegentheil seiner selbst gewonnen werden muß. Ueber der Natur wie aus seinem eigenen unbewußten Grunde soll sich der creatürliche Geist zur freibewußten Einheit mit dem göttlichen erheben, die dann der ursprünglichen gegenüber eine vertiefte sein wird, weil sie aus wirklichen Gegensätzen gewonnen ist. Diesem höchsten Ziel der Schöpfung leitet Gott die Menschheit entgegen, indem er durch fortgesetzte Erweckung sittlicher und religiöser Genien ihr stets neue Ideen zuführt, wodurch die Schöpfung fortgeführt und zugleich von innen heraus allmählich vollendet wird. Vollständig ist das Ziel der Schöpfung, die Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes zuerst im Ich des Gottmenschen erreicht. Die Speculation muß das Auftreten des Gottmenschen in der Weltgeschichte postuliren, weil die höchste Schöpfungsthat sich in einem einzelnen Factum vollenden muß. Den Nachweis aber, ob dieses Prädicat einer bestimmten historischen Erscheinung zukommt, muß sie der Geschichte überlassen.

Auf dem Grund der skizzirten metaphysischen Weltanschauung ist es F. möglich, im II. Theil seiner Ethik (der I. Theil, eine Uebersicht über die deutsche Ethik seit Kant und über die englische und französische Ethik vom 18. Jahrhundert an ist Fichte's bedeutendste historische Arbeit und insbesondere durch die ausgezeichnete Darstellung der classischen deutschen Ethik heute noch werthvoll), zweifellos seiner stärksten und reichsten systematischen Leistung, die „berechtigten Grundgedanken" seiner Vorgänger zu einem neuen und bedeutenden organischen Ganzen zu vereinigen. F. geht aus von der Thatsache einer im Hintergrunde unseres Wesens sich kundgebenden Willensmacht, welche die gewaltigste und gegenwärtigste Kraft unserer Individualität, den Eigenwillen und die Selbstsucht, überwindet. In dieser Thatsache ist die Gegenwart eines ewigen Einen und zugleich einigenden Willens in der Zwietracht und dem unablässigen Widerstreite der Einzelwillen anzuerkennen.

Dieses „unwillkürlich ethische“ ist nur aus der vorzeitlichen Gemeinschaft im ewigen Grunde aller Dinge zu erklären. Infolge derselben ist der Mensch nichts weniger als von Natur selbstsüchtig, vielmehr ist die Liebe sein eigentlicher ursprünglicher Grundwille, der allerdings dem bewußten Willen, der sich selbst ergreifend unmittelbar nur die Regungen natürlicher Selbstsucht empfindet, als Gebot gegenübertritt. Die sittliche Aufgabe des Menschen besteht darin, diesen Grundwillen, der sich zunächst in Form des altruistischen Triebes darstellt, zum bewußten Willen zu machen. Dadurch erhebt er sich von der Stufe des Naturells auf die des Charakters. Nur wo ein Trieb als ethisirbarer Stoff vorhanden ist, kann es zum sittlichen Wollen kommen. „Nichts ist einseitiger, kurzsichtiger, irreligiöser, als der von Kant her überlieferte moralische Purismus, der den Trieb überhaupt verurtheilt. Vielmehr muß auch das höchste, idealste, vom bewußten Willen zu erstrebende, im tiefsten Grunde des Geistes als Trieb präexistiren.“ Doch darf auch der Unterschied zwischen Trieb und Wille, zwischen Naturell und Charakter nicht (mit Schleiermacher) verwischt werden. Die Stufe des bewußten sittlichen Wollens ist die höhere gegenüber der des unbewußten sittlichen Instincts. Indem die Gleichmäßigkeit und Folgerichtigkeit des bewußten Denkens sich auf das Wollen überträgt, gewinnt letzteres an Stärke und Stetigkeit. Nur auf der Stufe des Charakters gibt es wirklich Freiheit und Sittlichkeit.

Fichte's Ethik ist principiell Tugendlehre, obwol er die übliche Eintheilung: Tugend, Pflicht, Gut beibehält, und zwar ist die Eine Tugend die selbstlose Gesinnung (II, 65, 167), die aber in jedem ethischen Subjecte, dem „Genius“ desselben entsprechend, in eigenthümlicher Gestalt sich verwirklicht. „Pflicht ist die Darstellung des inneren Tugendwillens im äußeren Handeln, ihre Seele ist die Tugend, ihr Erfolg ein bestimmtes Gut.“ Daß jede Pflicht individuell und unübertragbar ist, ergibt sich für F. von selbst. Die sittlichen Güter sind vollkommene, durch die sich vereinigenden Einzelwillen hervorzubringende Gemeinschaften. Sie gliedern sich entsprechend den drei ethischen Ideen, in die der sittliche Grundwille sich specificirt. Diese Ideen sind: 1. die Idee des Rechts, 2. die Idee der ergänzenden Gemeinschaft, die das Wohlwollen gegen andere und das Streben nach eigener Vervollkommnung umfaßt; (beides hängt nach Fichte's schöner Ausführung untrennbar zusammen: jeder Genius entwickelt sich desto reicher und tiefer, je geistesreicher und vollkommener die Gemeinschaft ist, welche ihn aufgenommen,) 3. die Idee der Gottinnigkeit. Infolge der Wirksamkeit des „instinctiv Sittlichen“ sind diese Ideen immer schon bis zu einem gewissen Grade realisirt in den thatsächlich bestehenden menschlichen Gemeinschaften: die erste in der Rechtsgemeinschaft, die zweite in Familie, Culturstaat und humaner Gemeinschaft, die dritte in der Kirche. Hieran hat das bewußte ethische Handeln anzuknüpfen, um diese Gemeinschaften immer mehr von ihrer Naturform der — niemals völlig zu erreichenden — Idee anzunähern und dadurch aus natürlichen zu sittlichen Gütern zu erheben. „Zwischen diesen beiden Endpunkten, der Naturform und der freigedachten ethischen Idee, bewegt sich alles ethische Handeln, je vollkommener die letztere fortbildend sich anschließt an das Gegebene, desto künstlerischer, desto gelungener ist das sittliche Handeln.“

Aus dem reichen Inhalt der Fichte'schen Ausführungen über die einzelnen ethischen Gemeinschaften führen wir hier nur das für die Gegenwart interessanteste an; es ist das rege und wahrhaft prophetische Interesse, das er der socialen Frage entgegenbringt. F. erkennt, daß die Zukunft der Welt in der socialen Frage liegt. Die Aufgabe eines Neuaufbaues der Gesellschaft weist er wesentlich dem Staate zu und räumt demselben hiezu weitgehende Befugnisse

den Einzelnen gegenüber ein (z. B. unzweckmäßige Behandlung des Besitzes zu verbieten III, 76, die freie Concurrenz zu beschränken III, 83 u. a.). Freilich ist Fichte's Staat kein bureaukratischer Mechanismus, sondern ein auf Grund der natürlichen Gliederung des Volkes in Stände sich aufbauender Organismus. Mit dem Fortschritt der politischen Reife müssen die Stände mehr und mehr zu freien Genossenschaften sich entwickeln, durch deren Ausbildung ein mündiges Volk dem Staate die Sorge für sich zum großen Theil abnimmt. F. sucht, wie man sieht, die beiden Wege zu combiniren, auf denen seither hauptsächlich die Lösung der socialen Frage — auf dem ersten in Deutschland, auf dem zweiten in England — versucht worden ist, das Eingreifen des Staates von oben her und die Organisation der Gesellschaft von unten her. Durchaus modern sind seine Forderungen zur Verbesserung der wirthschaftlichen und geistigen Lage der Arbeiter. Er erkennt, daß das nicht mehr rückgängig zu machende, sondern immermehr durchzuführende Princip der Arbeitstheilung für den Arbeiter große Nachtheile mit sich bringt und macht Vorschläge, um denselben zu begegnen (gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit, Zugänglichmachung der Schätze der Bildung für die Arbeiter IV, 264 f.). Er wünscht eine gesetzliche Regelung der Dienstverhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, da aus dem thatsächlichen hülf- und gemüthlosen Gebundensein der Arbeiter an den Fabrikherrn kein gesellschaftlicher Gewinn hervorgeht (III, 45). Er fordert staatliche Fürsorge für jeden Arbeiter für die Zeit des Alters und der Invalidität (III, 52).

Mit der Ethik ist Fichte's systematische Thätigkeit im wesentlichen abgeschlossen. Von nun an wendet er sich fast ausschließlich anthropologischen und psychologischen Studien zu (Anthropologie 1856, Zur Seelenfrage 1859, Psychologie I 1864, Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen 1867, Psychologie II 1873, Der neuere Spiritualismus, sein Werth und seine Täuschungen 1878). Er sucht in denselben seinen Begriff des Geistes als eines individuellen, vorempirischen, sich zeiträumlich setzenden, Realwesens durch eine erschöpfende, besonders auch die außerordentlichen (ekstatischen) Zustände berücksichtigende Induction als den einzig richtigen nachzuweisen und nach allen Seiten klarzulegen. Den Mittelpunkt seiner psychologischen Ausführungen bildet der Begriff der Phantasie, durch den er zwischen Wollen und Vorstellen, zwischen Unbewußtem und Bewußtem, zwischen Leib und Seele eine Brücke zu schlagen sucht. Die Phantasie ist die eigentliche Urqualität der Seele, die ursprüngliche Einheit des unbewußten Erkennens und des unbewußten Triebes: als „die Vernunft selbst auf der niedersten Stufe" besitzt sie den reichsten aprioriischen Inhalt, als Trieb das doppelte Bestreben, denselben in äußerer Gestalt darzustellen und sich selbst zum Bewußtsein zu bringen. Sie wirkt als plastischer Gestaltungstrieb im Aufbau des Körpers, als bewußtloser aber vernunftgemäßer Instinct (als „individuelle Vorsehung") in den organischen Verrichtungen. Sie ist aber auch das treibende in dem Proceß, durch welchen sich der Geist von der Bewußtlosigkeit zum Bewußtsein erhebt und sie wirkt in allen bewußten Thätigkeiten, den intellectuellen (Psychol. I, 487) wie den ethischen (der „künstlerische" Charakter des sittlichen Handelns) als eigentlich belebendes Princip, am reinsten und stärksten in der künstlerischen Production und dem auf Nachproduction beruhenden ästhetischen Genusse. — Ihr eigentliches Gebiet aber ist jene unbewußte Tiefe des Geistes, in der er im diesseitigen Leben sein jenseitiges fortführt (V. Schr. II, 29), eine Region, die für gewöhnlich nur in den verschiedenen Formen des Traumes bis an die Schwelle des Bewußtseins heraufdämmert, unter Umständen aber auch — in

der „Ekstase" (im „Hellsehen") — in ihrem ganzen Reichthum zum klaren Bewußtsein sich erhellen kann.

Im Hellsehen ist der Focus des Bewußtseins um eine Stufe höher gerückt, das gewöhnliche Bewußtsein wird — tief unter dem Horizont des Sehers liegend — mit umfaßt. Das Hellsehen ist daher das eigentliche Vollbewußtsein des Geistes, in dem sein wahres, überempirisches Wesen zum Durchbruch kommt. Die wahre Zeit und der wahre Raum „brechen hier zum Bewußtsein hindurch"; damit tritt an Stelle des reflectirenden Denkens, das den menschlichen Geist nur durch einen langen Umweg von der falschen Versinnlichung, in welche er gerathen, zur Realität und Wahrheit zurückführt, ein intuitives centrales Wissen, das weder der sinnlichen Vermittlungen, noch der logischen Reflexion bedarf. Das Hellsehen ist nichts übernatürliches, es kommt darin nichts Neues zum Wesen des Menschen hinzu, sondern es wird nur durch „das bewußtseinerzeugende Organ der Phantasie" ein ursprünglicher, für gewöhnlich latenter Besitz in ihm entbunden. Erklärlich wird dieser Zustand allerdings nur, wenn die Seele darin „leibfrei" percipirt, d. h. ohne Vermittlung des Sinnenleibes, lediglich mit Hülfe des von ihr untrennbaren inneren (Aether- oder pneumatischen) Leibes, denn der blitzartige Charakter der ekstatischen Centralschau steht in directem Gegensatz zu den langsamen, infolge ihrer physiologischen Vermittlung (nach Helmholtz' Entdeckung) sogar stets eine meßbare Zeitdauer in Anspruch nehmenden Erscheinungen des „Hirnbewußtseins". Ein solches leibfreies Bewußtsein ist aber auch ganz gut denkbar. Das Bewußtsein ist nicht nothwendig an Hirn und Nerven gebunden, das Bewußtsein erzeugende Organ ist apriorische Anlage der Seele, die zwar für gewöhnlich durch die sinnliche Organisation erregt wird, aber nicht nothwendig gerade durch diese erregt werden muß. Vielmehr kann der Geist hinter seiner Sinnenexistenz aus seinem eigenen inneren Triebleben Bewußtsein erzeugen. Analog dem Hellsehen müssen wir uns den Zustand der Seele nach dem Tode vorstellen, wo wir, des äußeren Leibes entkleidet, durch reine Vermittlung des Aethers wirken und percipiren werden.

Nicht alle ekstatischen Zustände lassen sich aus der unbewußten Tiefe des betreffenden Geistes erklären. Es gibt vielmehr Erscheinungen psychischer Fernschau — und sie sind in genügender Anzahl beglaubigt — (z. B. Offenbarung von Dingen, die kein Anderer wissen konnte, von Dingen, die in entlegener Zeit- oder Raumferne vorgegangen sind, Spiritualismus S. 36), die nur transcendent, d. h. durch übersinnliche Mittheilung eines höheren Geistes sich erklären lassen. F. ist sich bewußt, daß er sich hier auf einem schwierigen Gebiete bewegt, und er sucht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht zu lassen. Da diese Eingebungen nur auf dem Weg der Phantasie ins Bewußtsein treten können, so muß man, um den eigentlichen Gehalt derselben festzustellen, abziehen, womit ihn die symbolisirende Thätigkeit der Phantasie umhüllt hat, und dieser Abzug läßt sich kaum je mit Sicherheit machen. Daher ist auf eine Erweiterung unseres Wissens durch den Inhalt der Geisteroffenbarungen im allgemeinen nicht zu rechnen, aber als kritisch gesichertes Ergebniß bleibt eine nicht sinnlich vermittelte Einwirkung eines nicht sinnlichen Geistes, und die Constatirung dieses Factums ist für die Wissenschaft von höchster Wichtigkeit: haben die gewöhnlichen ekstatischen Zustände das Wie der Seelenfortdauer anschaulich gemacht, so ist durch diese Ekstasen II. Potenz das Daß derselben erwiesen und damit Fichte's metaphysischer Seelenbegriff nach allen Seiten gerechtfertigt.

Es liegt auf der Hand, wie nahe Fichte's psychologische Anschauungen sich mit denen des Spiritismus berühren und es ist daher kein Wunder, daß

F., als er anfangs der 70er Jahre durch L. v. Güldenstubbe mit der spiritistischen Bewegung bekannt wurde, sich ihr nach kurzem Bedenken anschloß und ihrer Vertheidigung sein letztes Werk gewidmet hat.

Es ist zuzugeben, daß für F. auf diesen schwierigen Grenzgebieten oft „ein kritischeres Verhalten angezeigt gewesen wäre" (Eucken a. a. O.), doch ist darüber das große Verdienst nicht zu vergessen, daß er diese von Anderen meist nur gestreiften „problematischen Erscheinungen", die nach seiner richtigen Bemerkung eben doch auch Thatsachen sind und als solche Erklärung verlangen (Anthrop. S. 399), zuerst durch eine systematische Untersuchung wissenschaftlich zu sichten und auf Grund derselben philosophisch zu verwerthen suchte. Die Fülle des in diesen Studien verarbeiteten Materials ist staunenswerth und zeigt die außerordentliche geistige Elasticität, die F. bis ins hohe Alter blieb, im hellsten Lichte. Diese fast unbegrenzte Aufnahmefähigkeit ist überhaupt Fichte's charakteristische Eigenschaft, zugleich seine Stärke und seine Schwäche. Ihren Gefahren ist er nicht immer entgangen, da die eigentlich systematische Kraft bei ihm nicht in gleichem Maße entwickelt war, wie die Fähigkeit der leichten und geistvollen Auffassung des Einzelnen. Er fügt die Gedanken, die er da- und dorther entnimmt, oft ziemlich unbearbeitet dem eigenen Plane ein. Dieser F. oft vorgeworfene Eklekticismus darf indessen nicht zu schwer ins Gewicht gelegt werden, denn durch alle Wandlungen des Ausdrucks hindurch geht doch die einheitliche Grundanschauung, die F. als Erbe des deutschen Idealismus feststand, „daß in allem und jedem, was unserer Erfahrung zugänglich, Vernunft, Wohlordnung, Weisheit das innerlich Wirksame und Gestaltende sei" (Vorrede zur 3. Aufl. der Anthropologie). Alles in Allem war jene Leichtigkeit der Aneignung entschieden Fichte's Stärke. Ihr verdankt er es, wenn er in seinen historischen Arbeiten die in den verschiedenen Systemen niedergelegte Gedankenarbeit in mustergültiger Weise zu würdigen versteht, wenn er in der langen Zeit seiner litterarischen Thätigkeit (1818—1879) jeder bedeutenden neuen Erscheinung — seien es wissenschaftliche Entdeckungen, neue speculative Gedanken oder allgemeine Zeitströmungen — gerecht zu werden weiß. Seine Schriften haben infolge dessen, abgesehen von ihrer eigenen Bedeutung, noch den besonderen Werth einer reichhaltigen und zuverlässigen Urkunde über 60 Jahre deutscher Geistesgeschichte.

Karl Hartmann.

Fiedler: Heinrich F., Dr. philos., Director der Oberrealschule zu Breslau und ihrer Annexa, geboren am 10. Februar 1833 in Neisse, † am 22. Januar 1899 in Breslau. Vorgebildet auf der Realschule (jetzt Realgymnasium) seiner Vaterstadt, studirte F. in Breslau Naturwissenschaften und Mathematik und bestand 1854, nachdem er zuvor das Neisser Reifezeugniß zu einem solchen für das Gymnasium ergänzt hatte, dort die Prüfung für das höhere Lehramt. Ostern 1854 wurde er als Hilfslehrer der städtischen Realschule I. Ordnung zum heiligen Geist überwiesen und blieb, zuletzt als Oberlehrer, an dieser Anstalt bis 1876. Als wissenschaftliches Hauptfach betrieb der strebsame junge Lehrer zunächst besonders die Mineralogie und war seit 1855 längere Jahre am mineralogischen Museum der Universität Breslau als Custos nebenamtlich thätig. Diese doppelte Thätigkeit genügte indeß dem vorwiegend praktischen, gemeinnützigen Sinne des begabten und gewandten Mannes nicht lange. Er wandte seine Theilnahme dem gewerblichen Leben der Stadt Breslau zu und errang bald im dortigen Gewerbevereine solches Ansehen, daß er bereits 1859 als Schriftführer in dessen Vorstand gewählt und mit der Redaction des „Breslauer Gewerbeblattes" betraut ward. Scharfblickend erkannte er, daß dem deutschen Gewerbe zu dessen gesundem Auf-

schwunge besonders ein zweckmäßiges Fachschulwesen fehlte, und setzte sich demgemäß als Hauptziel, zunächst in Breslau, dann aber durch den von ihm mitbegründeten Centralgewerbeverein für Schlesien in der ganzen Provinz für gründliche Besserung auf diesem Gebiete zu sorgen. In dem Stadtrathe Schmoock, einem Schüler Diesterweg's, der, durch das Jahr 1848 aus dem Schulwesen verdrängt, mit großem Erfolge zur Industrie übergegangen war, fand er für die Hauptstadt, im Commerzienrathe Dr. Egmont Websky für die weiteren Kreise der Provinz verständnißvolle Genossen dieses Strebens. Mit den Erfolgen kam allmählich die Anerkennung. Den Breslauer Verein leitete F. von 1879 bis 1893 als Vorsitzer, und 38 Gewerbevereine Schlesiens, sowie der Gewerbeverein zu Braunau in Böhmen erkoren ihn zum Ehrenmitgliede. Neben der wirksameren Organisation des gewerblichen Fortbildungsunterrichtes erstrebte F. von vornherein die Errichtung einer höheren Gewerbeschule in Breslau. Durch Zusammenwirken von Stadt und Staat erstand diese im Herbst 1874 und am 1. April 1876 trat F. selbst als Director an ihre Spitze. Die anfänglich vereinigten Zweige: Allgemeine Abtheilung (Oberrealschule), Baugewerk-, Maschinenbau- und Chemisch-technische Schule blieben, solange F. lebte, in seiner Hand vereinigt. Seither sind die drei ersten selbständige, blühende Anstalten geworden, die in F. ihren Gründer und ersten Pfleger verehren; nur die chemische Fachschule ist eingegangen. Trotz des großen Umfanges und Gewichtes dieser nächsten Aufgaben, denen er sich unermüdlich widmete, behielt F. noch Kraft übrig für vielseitiges Wirken in weiteren Kreisen. Von 1875 bis zu seinem Tode war er Mitglied, längere Jahre hindurch zweiter Präsident des Breslauer Stadtverordnetencollegiums und betheiligte sich eifrig an den Arbeiten der städtischen Verwaltung, besonders als einflußreiches Mitglied der Schuldeputation. Dem politischen wie dem evangelisch-kirchlichen Leben bewies er im gemäßigt-liberalen Sinne reges Interesse und gehörte u. a. dem Vorstande des schlesischen Provinzialvereines für die Gustav-Adolfstiftung an. In späteren Jahren übernahm er noch die Oberleitung der Taubstummenanstalt zu Breslau und war seit 1875 als erwählter Stuhlmeister der Freimaurerloge zu Breslau ein stets bereiter Förderer aller humanen Bestrebungen dieses weitverzweigten Vereines. Bei den leitenden Staatsbehörden erweckte Fiedler's reges Wirken für das gewerbliche Schulwesen bald Aufmerksamkeit. Als Vorsitzer des „Verbandes deutscher Gewerbeschulmänner" war er der gegebene Mittelsmann zwischen dem Vorwärtsdrängen der hier vereinten Fachmänner und dem vorsichtigen Abwägen der vielfach noch tastenden Regierung. Bereits 1878 wurde F. zu den damals stattfindenden, grundlegenden commissarischen Berathungen über Gewerbeschulen, mittlere Fach- und Baugewerkschulen nach Berlin berufen und fehlte seitdem kaum bei einer der zahlreichen, amtlichen und halbamtlichen, Verhandlungen über Fragen dieses Gebietes. Im J. 1890 war er Mitglied der sog. Decemberconferenz für Reform des höheren Schulwesens und ging aus dieser (Januar 1891) als Vertreter der lateinlosen Realanstalten, für deren Gleichberechtigung mit Gymnasien und Realgymnasien (beziehentlich Progymnasien) er in Wort und Schrift eintrat, wo er konnte, in den sog. Siebenerausschuß über. Ebenfalls 1891 ernannte der Minister für Handel und Gewerbe F. zum außerordentlichen Mitgliede der ständigen Commission für das technische Unterrichtswesen. Nur mit Staunen und mit Sorge konnten Fiedler's zahlreiche Freunde diese vielseitige Thätigkeit betrachten, in der er ebensowenig wie in der frohen Geselligkeit, für die er als alter Burschenschafter wie ein Student empfänglich blieb, sein zunehmendes Alter berücksichtigte. Wuchsen ihm die Ansprüche von so verschiedenen Seiten dennoch einmal über den Kopf,

dann zog er sich gern mit raschem Entschlusse in waldige Stille zurück, um nach kurzer Zeit wie verjüngt auf den Kampfplatz zurückzukehren. Erst nachdem er das fünfundsechzigste Lebensjahr erreicht hatte, begannen die schier unverwüstlichen Kräfte zu versagen, und der sanfte Tod am 22. Januar 1899 erlöste ihn von langem, qualvollem Leiden. Um mehr als ein Jahrzehnt war ihm seine erste Gattin, geborene Borsig, im Tode vorausgegangen, nachdem er fast dreißig Jahre mit ihr in glücklichster Ehe gelebt hatte. Erst wenige Jahre vor seinem Tode schritt er zur zweiten Ehe mit einer langjährigen Freundin seines Hauses, die sich ihm als treue Pflegerin in schweren Tagen bewährte. Er hinterließ zwei Söhne, deren einer ins gewerbliche Leben übergegangen war, während der andere im Officierstand einen glücklichen Anfang gemacht hatte, und eine an einen schlesischen Gutsbesitzer verheirathete Tochter. Erst nach Fiedler's Tode traf bei der Witwe die amtliche Nachricht ein, daß der Verstorbene soeben zum Geheimen Regierungsrathe ernannt worden war. Schriftstellerisch ist F. in zahlreichen Vereins- und Schulberichten, Gutachten und Denkschriften hervorgetreten; zur Fortsetzung seiner mit Glück begonnenen mineralogischen und geologischen Studien („Die Mineralien Schlesiens", Breslau 1856; „Die fossilen Früchte der Steinkohlenformation", Breslau und Bonn 1857; „Die diluvialen Gebilde Schlesiens", „Einiges über schlesische Mineralien" und andere Programmarbeiten) fehlte ihm später die Muße.

Quellen: neben eigener näherer Bekanntschaft die Nachrufe an H. Fiedler in den Jahresberichten der von ihm geleiteten Anstalten von 1899, im Schlesischen Gewerbeblatte (Organ des Breslauer und des Schlesischen Central-Gewerbevereines), 1899, Nr. 3 u. s. w.

Sander.

Fiedler: Karl F., Sohn des Professors Dr. Wilhelm F., wurde am 27. December 1863 in Zürich geboren. Von früher Jugend an kränklich, mußte er sich in seinem sechsten Jahre einer für damalige Zeit überaus gewagten Hüftoperation unterwerfen, infolge deren er über ein Jahr an das Bett und später an das Zimmer gebunden war. Da der ersten Operation im Laufe der Jahre noch weitere folgten, so konnte er die Schule nicht besuchen und erhielt den ersten Unterricht von seinen Eltern. Als es ihm später sein Gesundheitszustand gestattete, die Schule zu besuchen, gelang es ihm leicht das in früheren Jahren Versäumte nachzuholen und das Maturitätsexamen zu bestehen. 1882 bezog er die Polytechnische Schule in seiner Vaterstadt. Hier studirte er in der naturwissenschaftlichen Section namentlich Zoologie. Nach Absolvirung des dreijährigen Cursus begab sich F. nach Leipzig, um sich unter Leuckart noch weiter in seiner Wissenschaft auszubilden, und ein Jahr später nach Berlin, wo er unter Leitung des Professor Dr. F. E. Schulze seine Dissertation über die Ei- und Spermabildung bei Spongilla fluviatilis verfaßte, auf Grund deren er 1888 in Zürich promovirte. Im folgenden Jahre habilitirte er sich an der Universität Zürich auf Grund einer zweiten, sehr sorgfältigen Arbeit über Heterotrema sasasinorum, eine neue Synasciden-Gattung aus der Familie Distomidae. In seinen Vorlesungen war F. ein vorzüglicher Docent, der sich durch Klarheit der Darstellung und reiches Wissen auszeichnete.

Ein reiches Feld wissenschaftlicher Thätigkeit eröffnete sich ihm, als er nach Berufung des Zoologen Professor Dr. A. Lang als dessen erster Assistent sich an der Gründung und Leitung des zoologisch-anatomischen Instituts als treuer Mitarbeiter seines Professors betheiligen konnte. Er widmete sich dieser neuen Stellung mit der größten Hingebung und Pflichttreue. Als Ergebniß zweier wissenschaftlicher Studienreisen nach Neapel und Rovigno erschien eine

bemerkenswerthe Arbeit: „Entwicklungsmechanische Untersuchungen an Echinodermenlarven" in der Festschrift zur Feier des 50jährigen Doctorjubiläums der Herrn v. Nägeli und v. Kölliker (Zürich 1891). 1893 veröffentlichte er eine vortreffliche Uebersetzung des englischen Werkes von Georg John Romanes: „Eine kritische Darstellung der Weißmann'schen Theorie". Noch in demselben Jahre warf ihn sein altes heimtückisches Leiden, gegen welches er 25 Jahre tapfer und ohne zu klagen angekämpft hatte, aufs neue aufs Krankenlager. Er erlag ihm am 5. April 1894.

Bei allem Mißgeschick, sagt ein Nachruf in der Neuen Züricher Zeitung, bei allen Enttäuschungen und den schwersten Entsagungen bewahrte F. stets eine bewunderungswerthe Energie, verbunden mit einer liebenswürdigen Heiterkeit des Gemüths, einer anspruchslosen Bescheidenheit, die ihm sofort die Liebe und Achtung aller derer erwarben, die mit ihm bekannt wurden. Seine Begeisterung für die Wissenschaft äußerte sich noch darin, daß F. nicht nur seine Bibliothek und sein Instrumentarium, sondern auch noch 10000 Francs dem zoologisch-anatomischen Institute vermachte. W. Heß.

Fiedler: Konrad F., Kunstkenner, wurde am 23. September 1841 in Oederan in Sachsen geboren, wo sein begüterter Vater als Fabrikant ansässig war. Im J. 1849 folgte er seinen Eltern auf das Rittergut Crostewitz bei Leipzig. In den Jahren 1856 bis 1861 besuchte er die Fürstenschule zu Meißen und studirte dann in Heidelberg, Berlin und Leipzig Jurisprudenz. Nachdem er sich in Leipzig den Doctorgrad erworben und im J. 1865 das Staatsexamen bestanden hatte, auch ein Jahr bei einem Rechtsanwalt praktisch thätig gewesen war, ging er längere Zeit auf Reisen. Er besuchte Paris und London, wo die Liebe für die Werke der bildenden Kunst in ihm erwachte. Den Winter von 1866 auf 1867 verbrachte er in Italien, dann ging er nach Griechenland, Spanien, Aegypten, Syrien und Palästina, überall eifrig mit dem Studium der älteren Kunst beschäftigt. In Italien war er Hans v. Marées, Adolf Hildebrand, Arnold Böcklin und Anselm Feuerbach näher getreten, später lernte er auch Lenbach, Thoma, Stauffer-Bern und Arthur Volkmann kennen. Mit Hildebrand und Marées lebte er eine Zeit lang in der Nähe von Florenz. Nach seiner Vermählung mit Fräulein Marie Meyer, der einzigen Tochter des bekannten Kunstschriftstellers und Directors des alten Museums in Berlin, Julius Meyer, im Jahre 1880, blieb er vorübergehend in Berlin, siedelte aber dann nach München über, wo er am 3. Juni 1895 infolge eines unglücklichen Sturzes einem plötzlichen Tode erlag. Er war ein ausgezeichneter Kenner der Kunst und hat sich als Mäcen namentlich um Hans v. Marées und die Bekanntmachung der hinterlassenen Werke dieses seines Freundes große Verdienste erworben. Seine „Schriften über Kunst" gab Hans Marbach nach seinem Tode gesammelt heraus (Leipzig 1896).

Repertorium für Kunstwissenschaft. Berlin und Stuttgart 1895. XVIII, 331—335. — Die Kunst. Bd. I: Freie Kunst. München 1900, S. 107. — Die Grenzboten. Leipzig 1895. 54. Jahrg., 3. Vierteljahr, S. 268—278 und 318—326. — Afranisches Ecce 1896—1900. Meißen o. J. S. 56, 59. H. A. Lier.

Fikentscher: Ludwig F., Dr. med, bairischer Bezirksarzt, geboren am 12. April 1826 zu Bayreuth, † am 24. December 1894 zu Augsburg. Die fränkische Heimath war es, deren Münzthätigkeit sein Sammeln und sein Forschen in Bewegung gesetzt hat. Auf diesem beschränkten Gebiete gelang es ihm, eine höchst ansehnliche Sammlung zu vereinigen, welche wegen ihrer Bedeutung insbesondere auch für die hohenzollernsche Geschichte nach seinem Tode

für das königliche Münzcabinet zu Berlin erworben wurde. Diese Sammlung im Zusammenhange mit den zahlreichen Münzfunden, aus denen sie geschöpft hat, bildet die Grundlage verschiedener Aufsätze, welche sich in dem Archive für Oberfranken, dem Jahresbericht des Vereins für Mittelfranken, den Blättern für Münzfreunde, dem numismatisch-sphragistischen Anzeiger, der Zeitschrift für Numismatik und besonders der bairischen numismatischen Gesellschaft abgedruckt finden. Dannenberg.

Finsler: Georg Diethelm F., schweizerischer Theologe, Antistes der zürcherischen Kirche, geboren zu Zürich am 24. December 1819, † ebendaselbst am 1. April 1899. Der letzte, zweiundzwanzigste, in der Reihe der mit Zwingli beginnenden, den Amtstitel eines Antistes tragenden Vorsteher der zürcherischen Kirche, war F. der Sohn des 1838 in den kräftigsten Mannesjahren verstorbenen Pfarrers Georg F., der als Geistlicher der Gemeinde Wangen (im Kanton Zürich) insbesondere auch einen neuen Katechismus im Auftrage der zürcherischen Kirchensynode ausgearbeitet hatte, und der Anna Geßner, die als Tochter des Antistes Geßner (s. A. D. B. IX, 96 u. 97) eine Enkelin Lavater's war. F. setzte diesen Eltern 1879 in dem Büchlein „Unvergessen" ein äußerst anmuthiges Denkmal. Nach Vollendung der theologischen Studien an der Zürcher Hochschule und empfangener Ordination begab sich F. 1842 nach Bonn. Hatte er in Zürich von seinem Großvater Geßner, an der Universität besonders von Alexander Schweizer (siehe A. D. B. XXXIV, 772—775) reiche Anregungen empfangen, so zog ihn Karl Immanuel Nitzsch an die rheinische Hochschule, und noch 1868 gab F. in der trefflichen Charakteristik, die er über Nitzsch im „Kirchenblatt für die reformirte Schweiz" niederlegte, ein Zeugniß über die theologische Bedeutung, die der Lehrer für ihn und für Andere gehabt habe. Als Schüler von Nitzsch und als Anhänger der von diesem begründeten Vermittlungstheologie verharrte, wenn er auch sich die Selbständigkeit wahrte, F. ebenso in der Zeit seines eigenen Wirkens, und so sagte er 1896 bei seinem Jubiläum: „Nach langen innern Kämpfen fand ich Ruhe und Frieden in der Vermittlung oder Ausgleichung des historisch Gegebenen im Christenthum und der hergebrachten Kirchenlehre einerseits und den Anforderungen des denkenden Verstandes und der Wissenschaft andererseits". In die pfarramtlichen Pflichten wurde F. von 1844 an als Vicar des Antistes Pfarrer Füßli, in der Vorstadtgemeinde von Zürich Neumünster, eingeführt, und eben der Umstand, daß der Geistliche, dessen Gehülfe er war, auch die oberste Leitung der Zürcher Kirche besorgte, war geeignet, die Blicke des jungen Geistlichen zu schärfen und seinen Gesichtskreis zu erweitern. So vermochte F. schon 1848 als Referent der Zürcher Geistlichkeit für die Versammlung der schweizerischen Predigergesellschaft die bis dahin noch wenig in das Leben eingeführte vermittelnde Richtung zum Ausdruck zu bringen. Im J. 1850 übernahm F., der jetzt auch eine Familie begründete, als Pfarrer die bei den damaligen Verkehrsverhältnissen noch recht entlegene Gemeinde Berg, im zürcherischen Bezirk Andelfingen, wo er bis 1867 blieb. Hier fand er in der Stille dieses ganz ländlichen Thätigkeitsbereiches die Muße zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten, ganz besonders zu dem umfassenden 1854 bis 1856 erschienenen Werke: „Kirchliche Statistik der reformirten Schweiz", das neben der statistischen Beschreibung in der Feststellung der historischen Grundlagen der kirchlichen Verfassungseinrichtungen und Ordnungen auch als geschichtliche wissenschaftliche Leistung sich darstellt, so daß 1860 die Universität Basel bei ihrer Jubelfeier dem Verfasser den Ehrentitel des theologischen Doctors ertheilte. Das erste eigentlich historische Buch, das F. schrieb, die als „Lebensbild aus der zürcherischen Kirche" be-

titelte Biographie seines Großvaters Georg Geßner, vom Verfasser als „ein unscheinbares Büchlein" bezeichnet, aber besonders auch wegen der Beziehungen Geßner's zu Lavater sehr aufschlußreich, war 1862 die Gegengabe an die Facultät. Außerdem fiel in die Zeit der Wirksamkeit zu Berg eine gesteigerte redactionelle Thätigkeit. F. war schon seit 1845 ein fleißiger Mitarbeiter des von Hagenbach (s. A. D. B. X, 344 u. 345) begründeten „Kirchenblatts für die reformirte Schweiz" gewesen, das als Organ der Vermittlung zwischen den schärferen Gegensätzen den kirchlichen Zusammenhang bewahren wollte; von 1860 bis 1866 war er Mitredactor neben Hagenbach, und er bekannte bei dem Rücktritte aus dieser Arbeit, sie sei ein Stück seines Lebens gewesen, und wirklich ist in diesen zahlreichen besonnenen, wohldurchdachten Beiträgen Finsler's ganze Persönlichkeit hervorgetreten, zumal als sich der Gegensatz durch die seit 1859 von Lang (s. A. D. B. XVII, 598—600) herausgegebenen „Zeitstimmen" verschärft hatte. Inzwischen hatte sich durch all das eine weiter reichende Aufmerksamkeit immer nachdrücklicher auf diesen Dorfpfarrer gerichtet, und schon 1856 war er als Mitglied des zürcherischen Kirchenrathes erwählt worden. In dieser Eigenschaft betheiligte er sich an wichtigen innerkantonalen Bestrebungen, über Abschluß eines Concordates für die theologischen Prüfungen, über die Erhebung des Charfreitags zum kirchlichen Feiertage, und Anderes, arbeitete an der Neugestaltung der Liturgie, und so war es 1866 nur die letzte Erfüllung einer betretenen Bahn, daß F. als Antistes der zürcherischen Kirche erwählt wurde. Das führte dazu, daß er 1867 das Pfarramt zu Wipkingen, in dem auch sein Vater gewirkt hatte, in der nächsten Umgebung von Zürich, übernahm. 1871 endlich bestieg er als Nachfolger Alexander Schweizer's Zwingli's Kanzel in der Großmünsterkirche zu Zürich. Von da an häufen sich für ihn die Verpflichtungen. 1872 wurde F. Präsident der 1868 geschaffenen theologischen Concordatsbehörde; ebenso leitete er die 1871 gegründete schweizerische kirchliche Gesellschaft, und an den Conferenzen der schweizerischen evangelischen Kirchenbehörden, so auch an Tagungen zur Erstellung des deutsch-schweizerischen Gesangbuches, nahm er eifrigen Antheil, als Präsident, wie auch in den Versammlungen der schweizerischen Predigergesellschaft, wann solche in Zürich stattfanden. Seit 1876 war er Vorsitzender des zürcherischen protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins, und 1879 wurde der bald zu einer umfassenden Wohlthätigkeitseinrichtung erwachsende freiwillige Armenverein in Zürich ins Leben gerufen, dessen Präsident F. bis 1898 blieb. Außerdem war er 1872 bis 1896 Mitglied des Kantonsrathes, und seine Voten in dieser politischen Versammlung wurden wohl beachtet. Daß seit 1885 Natter's lebenswahres Kunstwerk, das Monument Zwingli's, Zürich schmückt, ist ganz hauptsächlich Finsler's Initiative zu verdanken, der seit 1872 als Präsident der vorbereitenden Commission, 1873 auch in trefflich das Bild des Reformators zeichnenden Vorträgen — „Ulrich Zwingli, drei Vorträge zu Gunsten des Zwingli-Denkmals" — hiefür seine Energie abermals dargelegt hatte. Aber ganz besonders erwies sich Finsler's ausgezeichnete Befähigung als Führer des Kirchenregimentes, seine große parlamentarische Gewandtheit und Sicherheit in der Leitung der synodalen Versammlungen, die er schon gleich in vortrefflichen, bald mehr historisch, bald theologisch gestalteten Reden zu eröffnen verstand. Aber dabei verschloß er sich hier am wenigsten der Erwägung, daß ein weiterer gedeihlicher Ausbau der Zürcher Kirche auf neuen Wegen, in Lockerung der bisherigen Abhängigkeit derselben vom Staate, zu suchen sei. Schon seit 1861 bestand seine Motion betreffend Einführung einer gemischten Synode, die sich dem kirchlichen Gemeindeverbande anschlösse und die Geistlichkeit als Körperschaft in sich aufzunehmen hätte, und Jahrzehnte hin-

durch bemühte sich F. für eine neue Kirchenverfassung, die endlich, freilich nicht völlig in der seinen Wünschen entsprechenden Form, 1895 zu Stande kam. Mit der Aufhebung der Geistlichkeitssynode, an deren Stelle jetzt die aus Volkswahlen hervorgehende gemischte Synode aus Geistlichen und Laien trat, hörte das Amt eines Antistes auf. Aber als Präsident des Kirchenrathes widmete jetzt F. bis an sein Lebensende der Ausarbeitung des neuen Kirchengesetzes, das die neue Synode unter Vorbehalt der staatlichen Genehmigung selbst aufzustellen hatte, seine hingebende Thätigkeit. Das Jahr 1896 brachte für ihn, neben der Eröffnung dieser neuen Synode, die beiden unter allgemeiner Theilnahme gefeierten Jubiläen des fünfzigjährigen Kirchendienstes und des fünfundzwanzigjährigen städtischen Pfarramtes. Neben allen diesen vielfachen Bereichen des Wirkens, denen er die größte selbstthätige Gewissenhaftigkeit widmete, stand auch eine fruchtbare litterarische Wirksamkeit. Am „Volksblatt für die reformirte Schweiz", dem Organ der schweizerisch-kirchlichen Gesellschaft, das seit 1886 wieder den Titel „Kirchenblatt" führt, betheiligte er sich fortwährend, und seine Beiträge, wie 1882 der „Blick auf die neuere Theologie", beweisen, mit welchem Interesse und Verständniß er auch der neueren Entwicklung der Theologie und Philosophie folgte. Ganz besonders fand auch seine 1881 veröffentlichte „Geschichte der theologisch-kirchlichen Entwicklung in der deutsch-reformirten Schweiz seit den dreißiger Jahren" die freudigste Aufnahme, und ein so berufener Beurtheiler, wie Biedermann (s. A. D. B. XLVI, 540—543), rühmte an ihr die völlig objective Treue, das unparteiische Urtheil, die ruhige Unbefangenheit, bei Gelegenheit auch den feinen Humor. Capitel der neueren schweizerischen Kirchengeschichte, „Die zürcherische Kirche zur Zeit der helvetischen Republik" und „Die religiöse Erweckung der Zehner- und Zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts in der deutschen Schweiz", behandelte er in den Zürcher Taschenbüchern von 1859 und 1890. Neben jenen Vorträgen über Zwingli ließ er auch zu dem Erinnerungstage von 1884 und zur Festfeier von 1885 Veröffentlichungen für weitere Kreise erscheinen. Für die „Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz", 1873, und für die Bibliographie der schweizerischen Landeskunde, 1896, bearbeitete er die einschlägigen Abschnitte über die reformirte Kirche, im zweiten Falle wenigstens der deutschen Schweiz. Eine auf den eindringlichsten Studien beruhende dreitheilige Abhandlung — Staat, Kirche, häusliches und soziales Leben — stellte F. ferner 1878 bis 1880 in die zum Besten des Waisenhauses von einer Gesellschaft, deren Präsident er 1894 wurde, herausgegebene Serie zürcherischer Neujahrsblätter: „Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts"; nachher erschien das Ganze 1884 noch als besondere Schrift. Als Besitzer und geistiger Verwalter des von ihm als Erbe angetretenen Lavater-Archivs, der umfangreichen Sammlung besonders von Correspondenzen, die bald nach seinem Tode durch die Hinterlassenen der Stadtbibliothek Zürich übergeben wurden, förderte F. mit großem Verständniß und steter Bereitwilligkeit zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten. So blieb F. bis in sein hohes Alter — 1894 war ihm in seiner Gattin die hingebende vertraute Gehülfin seines Thuns entrissen worden — geistig vollkommen unvermindert an Kraft, wenn auch seine körperliche Angegriffenheit ihm seit dem Frühjahr 1898 die Betretung der Kanzel verbot. Noch konnte er auf 1899 in dem Neujahrsblatte der Zürcher Hülfsgesellschaft die vielseitige Thätigkeit dieser wohlthätigen Vereinigung durch die hundert Jahre ihres Bestandes seit den Kriegsstürmen von 1799 schildern; aber auf Mai 1899 hatte er von seiner pfarramtlichen Thätigkeit — in derselben folgte ihm sein Sohn nach — die

Entlassung genommen. Doch schon vorher trat, am Tage vor dem Osterfeste, sein Tod ein.

F. war eine würdevolle, auch in seinem Aeußeren Eindruck erweckende, wenn er es für nöthig hielt, imponirende Persönlichkeit. Von sich selbst sagte er: „Stets habe ich gerne gepredigt. Ein hervorragender Kanzelredner, der, abgesehen von den Festtagen, stets eine große Menge von Zuhörern um sich versammelt hätte, bin ich nie gewesen; dagegen hat meine mehr darlegende Weise, die doch auch der Wärme nicht entbehrte, bei manchen freundlichen Anklang gefunden". Bei festlichen Gelegenheiten wußte er seine Zuhörer mächtig zu fesseln, und die schon berührte Meisterschaft in der Führung des Vorsitzes in Berathungen war unbestritten. Klar und ebenmäßig war sein ganzes Handeln und Schreiben. Bei einer scheinbaren gewissen kühlen Bedächtigkeit war die innere helle Gemüthlichkeit doch stets leicht zu erkennen, und sein feiner Humor, wie ihn Biedermann in den schon berührten „Erinnerungen" rühmte, trat auch im gesellschaftlichen Umgange hervor.

Vgl. F. Meyer's Artikel im Taschenbuch für die schweizerischen reformirten Geistlichen auf das Jahr 1900, die dort S. 229 citirten biographischen Mittheilungen über F., besonders im Kirchenblatt für die reformirte Schweiz, 1899, Nr. 17 u. 18, Stähelin's Artikel, Nr. 26 u. 27 vom Verf. d. Art.: Dr. Georg Finsler's historische Arbeiten, dazu eigene Erinnerung. Meyer von Knonau.

Fircks: Karl Ernst Wilhelm Freiherr von F., königlich preußischer Generalmajor, am 22. December 1840 zu Breslau geboren, trat 1859 beim 1. Garderegimente zu Fuß in den Dienst, wurde am 12. Juli 1860 Secondlieutenant, nahm als Adjutant im 3. Gardegrenadierregimente Königin Elisabeth, in welches er 1861 versetzt war, am Feldzuge von 1866 in Böhmen, 1870 als Premierlieutenant und Compagnieführer in demselben Regimente an dem gegen Frankreich theil, wurde aber durch eine am 18. August in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat erhaltene Verwundung von den ferneren Kämpfen ausgeschlossen, rückte, nach anderweiter Verwendung in der Adjutantur und mehrfacher Versetzung innerhalb des Gardecorps, 1887 zum Oberstlieutenant im 1. Schlesischen Grenadierregimente Nr. 10, 1889 zum Oberst und Commandeur des 3. Oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 62 in Cosel auf, trat 1892 an die Spitze der 21. Infanteriebrigade in Breslau, schied 1894 als Generalmajor aus dem Dienste und starb am 4. Januar 1896 zu Charlottenburg. An ihn erinnert ein seit 1876 von ihm herausgegebener, nach seinem Tode anderweit bearbeiteter alljährlich zum 1. October erscheinender „Taschenkalender für das Heer", ein weitverbreitetes und sehr geschätztes Nachschlagebuch, welches im Hinblick auf des Begründers ansehnliche Leibeslänge meist als „Der kleine Fircks" bezeichnet wird.

v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, XXIII. Jahrgang, 1896 (Berlin).

B. v. Poten.

Fircks: Karl Ferdinand Freiherr von F., der bedeutendste Dichter Kurlands im 19. Jahrhundert, wurde am 25. Juli (a. St.) 1828 auf dem Rittergute Kleindrogen in Kurland geboren. Seine ersten Jahre verlebte er im Hause seines Großvaters, auf dem Gute Kalwen, und siedelte 1833 mit seiner Familie auf die von seinem Vater erworbene Besitzung Niegranden an der litauischen Grenze über, wo er bis zu seinem 18. Lebensjahre ausschließlich durch Hauslehrer unterrichtet wurde. Im J. 1846 bezog er die Universität Göttingen, wo er zwei Jahre lang die Rechte studirte, ging dann über Berlin, wohin ihn die politischen Ereignisse des Jahres 1848 auf kurze Zeit gelockt

hatten, nach München, hörte hier Vorlesungen über Nationalökonomie und lernte gleichzeitig, durch Landsleute bei Hofe vorgestellt, das Leben in den dortigen Hofkreisen kennen. 1849 in die Heimath zurückgekehrt, fungirte er zunächst drei Jahre lang als Friedensrichter am Kreisgericht zu Grobin, um sich dann für ein Jahr ins Elternhaus zurückzuziehen. Hier entstanden die ersten seiner gedruckten Werke, das dreiactige Drama „Eine Bildhauerwerkstatt in Florenz" und das fünfactige dramatische Gedicht „Masaniello", die beide 1857 unter dem Gesammttitel „Zwei Dramen" in Leipzig erschienen. Bei Ausbruch des Krimkrieges drängte es den kurländischen Adel, dem Kaiser Nicolai I. einen beredten Ausdruck seiner Ergebenheit und Loyalität zu geben, und unter dreißig jungen Männern der Ritterschaft, die sich zum freiwilligen Eintritt in das Heer meldeten und dem Kaiser vorgestellt wurden, befand sich auch unser Dichter. Er trat in ein Ulanenregiment ein und zog mit diesem in die Donaufürstenthümer; allein schon nach anderthalb Jahren mußte er infolge eines Sturzes vom Pferde, wobei er sich die Finger der linken Hand schwer verletzte, seinen Abschied nehmen. Er kehrte in die Heimath zurück und übernahm hier die Bewirthschaftung des inzwischen von seinem Vater erworbenen Gutes Rythinien in Litauen, gründete auch 1858 mit Lucie Baronesse v. Grotthuß ein glückliches, durch acht blühende Kinder verschöntes Familienheim, in dem er meist in stiller Zurückgezogenheit den Rest seines Lebens verbrachte. Nur 1863 wurde dieses traute Stillleben durch die polnische Revolution für anderthalb Jahre unterbrochen, da F. mit seiner Familie vor den Insurgentenbanden auf das Gut seines Vaters in Kurland flüchten mußte. In demselben Jahre betheiligte er sich auch für kurze Zeit als Bevollmächtigter zur sogenannten „brüderlichen Conferenz" an dem politischen Leben seines Heimathlandes, zog sich aber dann gänzlich von demselben zurück, um nunmehr an eine längst geplante Sammlung seiner „Gedichte" zu gehen, deren erster Band 1864 erschien. Im J. 1869 unternahm er eine Reise ins Ausland, besuchte Wien und Ungarn, dessen Eigenart ihn ganz besonders fesselte, kehrte aber schon kränkelnd in seine Heimath zurück. Zu den schon vorhandenen Leiden hatte sich im Frühjahr 1870 eine Herzentzündung gesellt, und wenn auch die Begeisterung, welche die Ereignisse der großen Jahre 1870—71 in allen deutschen Gemüthern erweckten, und der auch F. in seinen „Elf Sonetten von 1870" einen Ausdruck gab, seine Lebensgeister noch einmal anfachte, so konnte doch dem Kundigen sein baldiger Heimgang nicht verborgen bleiben. Eben hatte er die Sichtung seiner Gedichte für einen zweiten Band vollendet, der nach seinem Tode als „Poetischer Nachlaß" (1871) erschien, da nahm ihn der Tod am 20. Februar (4. März n. St.) 1871 zu Niegranden aus dieser Welt hinweg.

„F. ist als Dichter ein urwüchsiges, völlig eigenartiges, tief und stark veranlagtes lyrisches Talent, dem wir eine Reihe von Dichtungen verdanken, die sich den besten an die Seite stellen dürfen. Bei ihm paart sich ein kräftiger, zielbewußter, männlicher Charakter mit einer rührenden, fast kindlichen Weichheit, und den Uebergang bildet die stimmungsvolle Dämmerung einer geheimen, verschwiegenen, tiefinnerlichen Schwermuth. F. hat seinen eigenen Ton, und das hebt ihn über die Masse der Lyriker unserer Tage um Hauteslänge empor. Bei ihm ist nichts Gemachtes und nichts Gesuchtes; er ist überall wahr, echt und tief, und dabei nicht nur ein Lyriker der reinen Empfindung, sondern auch des Gedankens. Den ritterlichen Adel seiner Gesinnung verleugnet er in keinem seiner Gedichte; aus allen spricht eine ehrliche Entrüstung gegen das Gemeine und redliche Verachtung alles Niedrigen.

F. hatte eben bei der Sichtung seiner Gedichte die strengste Kritik gegen sich selbst geübt."

Directe Mittheilung von Jegór von Sivers. — Das Baltische Dichterbuch von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Reval 1894, S. 351.

Franz Brümmer.

Firmenich-Richartz: Johann Matthias F.-R., Germanist und Dichter, wurde am 5. Juli 1808 in Köln a. Rh. geboren und starb am 10. Mai 1889 in Potsdam. Seine Familie gehörte zu den ältesten bürgerlichen Kölns, ist seit dem 14. Jahrhundert dort ansässig gewesen, stammt aber ursprünglich aus der Eifel. Schon als Gymnasiast — er besuchte das Karmelitergymnasium in Köln — verrieth F.-R. großes Sprachtalent und eine glückliche dichterische Ader besonders auf humoristischem Gebiete. Einige äußerst gelungene Carnevalsscherze z. B. „De Kölsche en Paries" und „Dä Bävva un et Hännesche om Göözenich" entstanden noch zu dieser Zeit. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien bezog er die Universitäten Bonn, wo er sich besonders an Schlegel anschloß, und München. Er erwarb den Doctorgrad und begab sich alsdann Studien halber auf Reisen, die ihn durch Deutschland und nach Frankreich führten, worauf er sich zwei Jahre lang (1832—34) in Rom aufhielt. Hier wurde er besonders mit den Künstlern Thorwaldsen, Horace Vernet, Koch, Reinhart und Cornelius bekannt, mit welchen er regen Umgang pflog, ohne darüber aber den Zweck seines Aufenthaltes in Rom, das Studium der Dialekte der romanischen Sprachen zu vergessen. Nach dem römischen Aufenthalte wandte sich F.-R. der österreichischen Hauptstadt zu, wo eine feste Freundschaft mit dem Grafen Auersperg (Anastasius Grün) geknüpft wurde. Hier entstand auch seine Tragödie „Clotilde Montalvi" (Berlin 1840), welche bei ihren Aufführungen in Köln, Aachen, Düsseldorf und im kgl. Schauspielhause zu Berlin warmen Beifall erntete. Die Kritik rühmte an diesem größeren Erstlingswerke besonders „den großen lyrischen Reichthum der Sprache und die große Fülle geistreicher Sentenzen und lebenswarmer, echt poetischer Bilder". Von Wien ausgewiesen, da der Auersperg'sche Kreis der Regierung unbequem wurde, schlug F.-R. nunmehr seinen Wohnsitz in Köln und Düsseldorf auf. Während dieser Zeit seines Aufenthaltes in den Rheinlanden beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Sammlung von deutschen Dichtungen, Sagen u. s. w. in den verschiedensten Mundarten, und es entstand eine große Reihe sehr hübscher Volkslieder, die an verschiedenen Stellen, wie in den „Bellen-Tönen" und in Erk's deutschen Volksliedern zum Abdruck gelangten. Bis jetzt ist noch keine seiner eigenen Dichtungen in hochdeutscher, englischer, neugriechischer und anderen Sprachen erschienen, doch haben einzelne seiner deutschen Lieder, von Kücken u. a. in Musik gesetzt, wegen ihres volksthümlichen Charakters Beifall und weite Verbreitung gefunden, wie das Bundeslied „Was klingt durch Deutschlands Gaun und Kreise so wunderbar von Mund zu Mund", „Der Steckbrief", „Held Friedrich zog mit seinem Heer", das Abschiedslied an Pet. v. Cornelius „Mächtig drängt es dich zum alten, theuern, deutschen Vaterland" und viele andere. Auch eine dramatische Arbeit entstand in jener Zeit, das Lustspiel „Nach hundert Jahren oder die emancipirten Frauen" nebst einem Vorspiel „Die Studentinnen". Besonders war es Freiligrath, mit welchem F.-R. in diesen Jahren am Rhein viele Stunden fröhlichen Zusammenseins verbrachte.

Im J. 1839 wandte sich F.-R. nach Berlin, um hier seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen. Hier veröffentlichte er zunächst die *Τραγούδια Ρωμαϊκά*, eine Sammlung neugriechischer Volksgesänge, im Original und metrischer

Ueberſetzung, in Zuſammenſtellung mit den uns aufbewahrten altgriechiſchen Volksliedern (Berlin 1840; II. Theil 1867). Auch begann F.-R. in Berlin unter Mitwirkung vieler Gelehrten das Hauptwerk ſeines Lebens „Germaniens Völkerſtimmen. Sammlung der deutſchen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern, Sprüchen u. ſ. w.", ein wahres Nationalwerk, das in 3 Bänden von 1846—66 erſchien und 1867 durch einen Nachtragsband vermehrt wurde. Der Herausgeber wünſchte, wie er in der Einleitung zu den „Völkerſtimmen" ſelbſt angibt, einen geiſtigen Vereinigungspunkt für alle germaniſchen Volksſtämme hervorzurufen und zu einer Verbrüderung derſelben beizutragen. Im J. 1851 regte F.-R. eine ähnliche Sammlung der Mundarten der franzöſiſchen Sprache beim Kaiſer Napoleon III. an.

F.-R. wurde 1860 zum Profeſſor ernannt. Als 1861 der Oheim ſeiner Gattin, der um die Stadt Köln hochverdiente Millionär Richartz, der Erbauer des Kölner Muſeums, kinderlos ſtarb, zog F.-R., als Erbe des ganzen Vermögens dieſes, einer Teſtamentbeſtimmung zufolge in die rheiniſche Metropole und ſuchte die Cabinetsbewilligung des Königs nach, den Namen Richartz ſeinem eigenen zufügen zu dürfen. Im J. 1868 entzog eine ſchwere Krankheit ihn ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit und dem öffentlichen Leben. Ein ſchweres Gemüthsleiden hielt ſeinen reichen und ſchaffensfrohen Geiſt volle 21 Jahre umnachtet. Am 10. Mai 1889 erlöſte ihn in Potsdam der Tod; er wurde am 15. Mai in Poppelsdorf bei Bonn beerdigt.

Außer der ſchon mitgetheilten Ehrung der Ernennung zum Profeſſor wurden ihm noch andere äußere Ehrungen zu theil. Er erhielt 1865 den rothen Adlerorden III. Claſſe mit der Schleife; drei Jahre vorher ſchon, 1862, hatte ihm der König von Baiern den Verdienſtorden I. Claſſe vom hl. Michael verliehen, und gleichfalls war er Ritter des kaiſerl. öſterreichiſchen Ordens der eiſernen Krone geworden. Auch hatten ihm der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Belgien je eine goldene Medaille als Anerkennung verliehen. F.-R. war Mitglied vieler wiſſenſchaftlicher Vereine und war auch in politiſcher Hinſicht mehrfach thätig. Durch eifrige Wirkſamkeit in der Preſſe ſtand er den Tagesfragen ſehr nahe. Ganz beſonders wirkte er für die Gründung einer Seeſchifffahrts- und Handelsgeſellſchaft. Auch ſtrebte er die Gründung eines Nationalvereins zum Schutze des Deutſchthums an. Seine letzte gemeinnützige Thätigkeit galt dem Vereine des Rothen Kreuzes zur Pflege verwundeter Krieger, der ſich im J. 1866 bildete, und für den F.-R. einen erfolgreichen Aufruf verfaßt hatte.

Brümmer, Lexikon der deutſchen Dichter und Proſaiſten des 19. Jahrh. IV. Ausg. Bd. I, S. 357. — Nachruf in der Kölniſchen Volkszeitung Nr. 143 vom 26. Mai 1889.

Jakob Schnorrenberg.

Fiſcher: Adolf Friedrich F. iſt geboren am 9. October 1811 zu Winzerhauſen am Fuße des Wunnenſtein in Württemberg als Sohn des dortigen Pfarrers Ludwig Friedrich F., der 1857 als Decan zu Calw ſtarb. Sein Wunſch, Medicin zu ſtudiren, ſcheiterte an den Umſtänden; er hatte nach der Beſtimmung des Vaters die theologiſche Laufbahn einzuſchlagen, die ihn durch das Landexamen in das niedere Seminar zu Blaubeuren und dann in das Tübinger Stift führte. 1835 wurde er durch patronatiſche Ernennung des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen Stadtpfarrer zu Forchtenberg am Kocher; er war damit in die hohenlohiſche Landſchaft übergeſiedelt, mit der er durch ſein ganzes ferneres Leben aufs engſte verbunden blieb. 1838 wurde er Diakonus in Oehringen, wo er 1847 zum Stadtpfarrer, 1875 zum Decan und Stiftsprediger aufrückte und nach langjähriger geſegneter Wirkſamkeit am 7. December 1877 an einer Unterleibskrankheit ſtarb. Er war ein hervor-

ragender Theologe, vortrefflich als Kanzelredner wie als Seelsorger. Ein inniges Freundschaftsverhältniß verband ihn mit David Friedrich Strauß, was nicht ohne ungünstige Folgen in seinem amtlichen Leben für ihn blieb. Durch seine Stellung in Oehringen kam er in nähere Beziehungen zu den Fürsten von Hohenlohe-Oehringen, die bis zum Jahre 1848 daselbst ihre Residenz hatten. Bald begann er sich tiefer für die Geschichte des hohenlohischen Landes, besonders die kirchliche, zu interessiren. Eine Anzahl tüchtiger Arbeiten legt davon Zeugniß ab: „Die Geschichte des hohenlohischen Osterstreits", in Zeller's Theologischen Jahrbüchern, 1855; „Corpus doctrinae Hohenloicum, seine Geschichte und Inhalt, zugleich ein Beitrag zur Ubiquitätslehre", in den Jahrbüchern für deutsche Theologie von Dorner, IX, 1864; „Beiträge zur Geschichte der evangelischen Union in Württembergisch-Franken", in den Württembergischen Jahrbüchern für 1865; „Beiträge zur Geschichte des Collegiatstifts in Oehringen", im hohenlohischen Archiv II, 1870; „Die älteste evangelische Kirchenordnung und die früheste Kirchenvisitation in Hohenlohe", in der Zeitschrift für Kirchenrecht von Dove, XV. Durch den in Kupferzell residirenden Fürsten Friedrich Karl von Hohenlohe-Waldenburg, den bekannten Heraldiker, wurde er sodann zu seinem Hauptwerk veranlaßt, das leider nur als Manuscript gedruckt ist, die „Geschichte des Hauses Hohenlohe", Theil I, 1866; II 1, 1868; II 2, 1871. Er hat dieses viel zu wenig bekannte und gewürdigte, vortreffliche Werk zum größten Theil aus zuvor noch ganz unbenützten Quellen herausgearbeitet; besonders die Lebensbilder der hervorragenderen Glieder des Hauses Hohenlohe aus der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert bieten eine Fülle wichtiger Mittheilungen auch für die allgemeine deutsche Geschichte; für die Geschichte des hohenlohischen Hauses und Landes war es die erste zusammenfassende, für alle spätere Zeit grundlegende Arbeit.

Nekrolog von Ernst Boger in der Zeitschrift des Historischen Vereins für das württembergische Franken, 1878, X, S. 210—214.

Karl Weller.

Fischer: Gustav Adolf F., Dr. med., namhafter Reisender, Colonialpolitiker und einer der besten Kenner des äquatorialen Ostafrika, wurde am 3. März 1848 als Sohn eines Bankinhabers zu Barmen geboren. Den ersten Unterricht empfing er im elterlichen Hause. Später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt. Seit Ostern 1869 studirte er zunächst in Bonn, dann in Würzburg und Berlin Medicin und Naturwissenschaften. Im December 1872 promovirte er in Würzburg, bestand dann ebendaselbst die medicinische Staatsprüfung und genügte hierauf beim 1. Dragonerregiment in Berlin seiner Militärpflicht. Nach Ablauf des Freiwilligenjahres trat er als Assistenzarzt beim ostfriesischen Infanterieregiment in Emden ein, ging jedoch bald zur Reserve über, um sich in Berlin zum Afrikaforscher ausbilden zu können. Als nämlich Clemens Denhardt im Sommer 1876 die Ausrüstung einer deutschen Expedition betrieb, welche die commerziellen Verhältnisse des äquatorialen Ostafrika untersuchen und namentlich Handelsverbindungen mit den bisher wenig zugänglichen Galla- und Somalistämmen anknüpfen sollte, beschloß F., sich diesem aussichtsreichen Unternehmen anzuschließen. Wohl vorbereitet reiste er gegen Ende des Jahres 1876 von Hamburg nach Sansibar ab. Da Denhardt erst im Mai 1878 hier eintraf, benutzte F. die Zwischenzeit zu einer vorbereitenden Excursion nach den nördlich von Sansibar gelegenen Küstengebieten. Er untersuchte namentlich die Küstenstrecke von Mombassa bis zur Lamubai, insbesondere das Mündungsgebiet des Tana und Osi, und bemühte sich, die bequemsten Zugangsstraßen nach dem unbekannten

Innern zu ermitteln. Als Reiseziel hatte er sich die Landschaft Wito gesetzt, über die Richard Brenner außerordentlich günstige Berichte veröffentlicht hatte. Leider wurde er durch eine ungewöhnlich lange Regenperiode eineinhalb Monate in Kipini an der Osimündung zurückgehalten, sodaß er Wito erst spät erreichte. Er fand hier die Verhältnisse wesentlich anders als sie Brenner geschildert hatte. Vor allem überzeugte er sich, daß Wito wegen seiner mangelhaften Verbindung mit der Küste als Ausgangspunkt für eine Forschungs- oder Handelsexpedition nicht geeignet sei, sondern daß der Tana die natürliche Einfallspforte nach dem Innern bilde. Nachdem er vier Wochen in Wito zugebracht hatte, kehrte er über Kipini zur See nach Sansibar zurück, wo er nach einer Abwesenheit von sieben Monaten wieder eintraf. Er begann nun sofort mit den Vorbereitungen für die geplante zweite Reise. Am 23. Mai 1878 brach er gemeinsam mit den Brüdern Denhardt von Sansibar auf. Sie fuhren zunächst nach Malindi nahe der Sabakimündung, warteten hier das Ende der Regenzeit ab und zogen dann an der Küste hin bis Kipini. Von hier aus fuhren sie auf Booten der Eingeborenen den Osi aufwärts bis Kau, bogen hier aber nicht nach Wito ab, sondern ruderten zunächst den Osi und dann den Tana weiter aufwärts bis Massa. Hier verweilten sie drei Monate und beobachteten das merkwürdige Volk der Wapokomo. Da aber ihre Mittel zu Ende gingen, sahen sie sich wider Willen zur Umkehr genöthigt. Im December 1878 trafen sie wieder in Sansibar ein. Infolge der Anstrengungen dieser Reise verfiel F. in ein heftiges Fieber, doch überwand er es glücklich mit Hilfe seiner ärztlichen Kunst. Da diese auch von anderen Kranken in Anspruch genommen wurde, so beschloß er, sich in Sansibar als Arzt niederzulassen. Als solcher hat er dreieinhalb Jahre lang in uneigennütziger Weise mit bestem Erfolg gewirkt. Er durfte sich rühmen, während dieser Zeit mehr als 2000 Fieberkranke geheilt zu haben. Die Mittel, welche ihm seine ausgedehnte Praxis verschaffte, setzten ihn in den Stand, eine dritte Reise und zwar diesmal nach dem damals noch fast ganz unbekannten Massailande vorzubereiten. 15000 Mark, die ihm noch fehlten, steuerte die Geographische Gesellschaft in Hamburg bei. Wohl ausgerüstet reiste er im October 1882 von Sansibar ab. In Pangani stellte er seine Karawane zusammen. Am 30. December brach er auf und zog in vorwiegend nordwestlicher Richtung am linken Ufer des Panganiflusses hin bis zum Südfuße des Kilimandscharo. Diesen Schneeberg umging er im Westen und erreichte unbehelligt von den als räuberisch und blutgierig verschrieenen Massai den wichtigen Straßenkreuzungspunkt Nguruman. Von hier aus schlug er eine vorwiegend nördliche Richtung ein und gelangte am 11. Mai 1883 an den abflußlosen Naiwaschasee. Hier sah er sich nach mehrwöchentlichem Aufenthalte zur Umkehr genöthigt. Er selbst litt am Fieber, seine Träger waren erschöpft, die Beschaffung von Lebensmitteln wurde immer schwieriger, und 3000 Massaikrieger traten ihm feindselig entgegen. Er umwanderte den See und begab sich auf einem etwas östlich verlaufenden Wege nach Nguruman zurück. Von hier aus wendete er sich nach dem südlich gelegenen langgestreckten Natronsee, zog an dessen Westufer entlang, entdeckte zahlreiche heiße Quellen, umging den Vulkan Doenjo Ngai und marschirte dann in südlicher Richtung nach dem gewaltigen Meruberge. Am 22. Juli erreichte er in der Landschaft Klein-Aruscha am Südfuße des Kilimandscharo wieder seine frühere Route und zog nun, vorwiegend dem Panganiflusse folgend, rasch nach der Küste, wo er am 14. August nach fast achtmonatlicher Abwesenheit wieder eintraf. Nach kurzem Aufenthalte in Sansibar kehrte er im November nach Deutschland zurück und wurde von der Geographischen Gesellschaft in Hamburg festlich empfangen. Er hielt sich nun theils in Berlin,

theils in Hamburg auf. Er arbeitete einen Bericht über seine letzte Reise aus und ordnete in Gemeinschaft mit anderen Gelehrten seine reichen Sammlungen, die er dem naturhistorischen Museum und dem Museum für Völkerkunde in Hamburg überwies. Auch nahm er regen Antheil an den colonialen Bestrebungen, die damals in ganz Deutschland begeisterten Anklang, aber auch heftigen Widerspruch fanden. Er selbst wünschte die Erwerbung deutscher Colonien in Afrika, doch verschwieg er auch nicht seine auf lange Erfahrung begründete Ueberzeugung, daß dieselben niemals im Stande sein würden, den Bevölkerungsüberschuß des Mutterlandes aufzunehmen. In diesem Sinne hielt er auf dem fünften deutschen Geographentage in Hamburg einen zündenden Vortrag über oder vielmehr gegen die Verwendung des Europäers im tropischen Afrika. Auch veröffentlichte er ein Aufsehen erregendes Buch „Mehr Licht im dunkeln Welttheil, Betrachtungen über die Colonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibargebiets" (Hamburg 1885), das auf viele Colonialschwärmer wie ein kalter Wasserstrahl wirkte. Es gipfelte in den Sätzen: Das tropische Afrika ist und bleibt vorerst mehr oder weniger eine Todtenkammer für den Europäer. Die gesunden Gebiete sind die unfruchtbaren, und die fruchtbaren sind die ungesunden. In der Plantagenwirthschaft beruht die Zukunft und in der unerschöpflichen Arbeitskraft des Negers der Schatz Centralafrikas. — Im Frühjahr 1885 trat ihm eine neue ehrenvolle aber gefährliche Aufgabe entgegen: die Aufsuchung des seit Jahren verschollenen, durch den Aufstand des Mahdi von der Außenwelt abgeschnittenen Forschungsreisenden Wilhelm Junker, der sich mit Emin Bey, Casati und Lupton Bey muthmaßlich im Quellgebiet des Weißen Nils aufhielt. Die Hoffnung, diese kühnen Pioniere der Cultur durch eine Expedition von Norden her zu befreien, war seit dem Falle Chartums und dem Tode Gordon's aufgegeben worden. Man trat daher dem Gedanken nahe, von der afrikanischen Ostküste her einen Vorstoß nach der ägyptischen Aequatorialprovinz zu versuchen. Der in Petersburg lebende Bruder Junker's wandte sich an Adolf Bastian, und dieser schlug vor, F., den er als einen der besten und besonnensten Kenner Ostafrikas schätzte, möge mit einer wehrhaften Karawane von Pangani aus nach Uganda vordringen und dann versuchen, Lado, den vermuthlichen Aufenthaltsort der Verschollenen zu erreichen. F. folgte bereitwillig diesem Rufe. Im Frühjahr 1885 begab er sich nach Sansibar, um eine Karawane zusammenzustellen. Leider stieß er gleich anfangs auf unerwartete Schwierigkeiten. Der Sultan Said Bargasch war durch die Bestrebungen der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft, Colonialbesitz zu erwerben, argwöhnisch geworden und hegte Befürchtungen für den Fortbestand seiner Machtstellung. Er legte deßhalb der Anwerbung von Trägern allerlei Hindernisse in den Weg, so daß es F. nur unter großen Mühen und Unkosten gelang, in Pangani eine Karawane von 221 Köpfen zusammenzubringen. Am 2. August brach er auf. Um wenigstens der Wissenschaft zu nützen, wenn er sein eigentliches Ziel nicht erreichen sollte, schlug er einen bisher unbetretenen Weg durch die Landschaften Ungu, Kibaia, Irangi und Ussandavi ein und kam am 16. November wohlbehalten in Kagehi am Südufer des Victoriasees an. Von hier aus sandte er zuverlässige Boten mit einem Briefe an den Herrscher von Uganda, um die Erlaubniß zum Durchzuge durch dieses Land zu erhalten. Leider wußte er noch nicht, daß sich die Verhältnisse hier seit einiger Zeit sehr wesentlich geändert hatten. Der alte König Mtesa, den Emin Bey früher mehrfach besucht, und mit dem er freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte, war gestorben, und sein Nachfolger Muanga, der durch arabische Händler aufgehetzt wurde, haßte die Europäer und wollte ihnen keinerlei Einfluß in seinem

Reiche gestatten. F. mußte in Kagehi 52 Tage lang auf eine Antwort warten. Infolge der ungesunden Lage dieses Ortes erkrankte er zugleich mit dem größten Theile seiner Leute. Im Januar 1886 kehrten endlich seine Boten mit einem ablehnenden Bescheide des Königs zurück. Gleichzeitig übergaben sie ihm einen Brief des in Uganda wohnenden englischen Missionars Mackay, der ihn dringend warnte weiter vorzurücken und ihm dasselbe Schicksal in Aussicht stellte, das den kurz vorher ermordeten Bischof Hannington ereilt hatte. Doch brachten die Boten auch eine gute Nachricht. Sie hatten nämlich erfahren, daß Emin und Junker noch lebten und sich wohlbehalten vermuthlich im Lande Unyoro nordwestlich von Uganda aufhielten. F. beschloß deßhalb, seinen ursprünglichen Plan, über den Victoriasee zu fahren und dann Uganda zu durchqueren, aufzugeben. Vielmehr wollte er nun den See im Osten umgehen und dann über den oberen Nil nach Unyoro oder Wadelai vordringen. Doch war dieser Versuch nicht vom Glücke begünstigt. Die Landschaften, die F. durchzog, waren durch Dürre und Viehseuchen verödet, und er mußte mit seinen Begleitern in der kläglichsten Weise das Leben fristen. Auch konnte er seine als Tauschwaaren mitgebrachten Baumwollenzeuge nicht verwenden, da die dort wohnenden Massaistämme unbekleidet gingen. Am Baringosee zwang ihn die Noth am 13. April zur Umkehr. Er zog zunächst zum Naiwaschasee, den er von seiner dritten Reise her kannte, und dann in Gewaltmärschen durch die Landschaften Kikuyu, Ukamba und Teita nach der Küste, die er am 14. Juni nach fast elfmonatlicher Abwesenheit bei Wanga wieder erreichte. Nachdem er sich von einem schweren Fieberanfall scheinbar erholt hatte, kehrte er im September nach Deutschland zurück. Zunächst hielt er sich einige Zeit im elterlichen Hause in Oberbilk bei Düsseldorf auf, um einen vorläufigen Reisebericht und eine dazu gehörige Karte zu entwerfen. Anfang November begab er sich nach Hamburg, um in der dortigen Geographischen Gesellschaft einen Vortrag zu halten, und dann nach Berlin, wo er seine inzwischen eingetroffenen Sammlungen zu ordnen gedachte. Hier erlag er am 11. November 1886 im Alter von 38 Jahren plötzlich und unerwartet einem Rückfalle des Tropenfiebers, das er für völlig überwunden gehalten hatte. Dem wenige Monate später glücklich heimkehrenden Wilhelm Junker war es nicht mehr vergönnt, ihm die Hand zu drücken. Sein Grab ist auf dem lutherischen Friedhofe in Barmen. Die Geographische Gesellschaft in Hamburg, der er besonders nahe gestanden hatte, ehrte sein Andenken dadurch, daß sie ihm nachträglich ihre große goldene Kirchenpauer-Medaille zuerkannte und dieselbe dem Vater des Verstorbenen zur Aufbewahrung in der Familie übergab. — Als Schriftsteller war F. nicht sehr fruchtbar, da ihn sein früher Tod an der Ausführung größerer litterarischer Pläne verhinderte. Außer seinem Werke „Mehr Licht im dunklen Welttheil" hat er kurze Reiseberichte in den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg (1876—77, S. 347—362; 1878—79, S. 1—57; 1882—83, S. 36—99, 189—237, 238—279), sowie mehrere Aufsätze in Petermann's Mittheilungen, im Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, in der Zeitschrift für Ethnologie und in der Zeitschrift für die gesammte Ornithologie veröffentlicht.

Nachrufe in den meisten geogr. Zeitschriften, z. B. Mittheilungen der geogr. Gesellschaft in Hamburg 1885/6, S. 215—221 (mit Bildniß); Ausland 1886, Nr. 49; Globus 1887, LI, 31; Deutsche Rundschau f. Geogr. und Statistik 9, 187—189.

Victor Hantzsch.

Fischer: Amandus F., Geodät, geboren am 18. December 1836 zu Deutsch-Leippe bei Grottkau (in Schlesien), † am 17. Mai 1894 zu Potsdam.

Sohn eines Lehrers, und nur mit beschränkten Mitteln ausgestattet, bezog er sein Breslauer Gymnasium mit der Absicht, sich der katholischen Theologie zu widmen. Allein die Verhältnisse erwiesen sich als mächtiger. Zwar war er von 1856 bis 1859 als Student jenes Faches immatriculirt, sah sich aber mehr und mehr von den mathematischen Wissenschaften angezogen und wandte sich diesen endlich ganz zu. Unter Galle's Leitung betrieb er vornehmlich das Studium der Astronomie; seine Dissertation (Breslau 1866) handelte „De cometa tertio anni 1860". Um jene Zeit hatte General Baeyer's Project einer mitteleuropäischen — und nachmals europäischen — Gradmessung schon festere Formen angenommen, und das „Centralbureau" der Gradmessung berief 1867 F. als Hilfsarbeiter. Zwei Jahre nachher wurde er Assistent Professor Bremiker's im Geodätischen Institute, 1877 dessen Nachfolger als Abtheilungschef. Als solcher führte er die schwierige und umfassende Aufgabe durch, das norddeutsche Dreiecksnetz mit den Triangulationen Italiens und der Schweiz zu verknüpfen. Späterhin that er ein Gleiches, um eine trigonometrische Verbindung Helgolands und der ostfriesischen Inseln mit der Wesermündung zu bewerkstelligen, wobei die Längenunterschiede durch ein optisches Verfahren bestimmt werden mußten (Astronomische Nachrichten, Bd. CXXIV). Eben diese Zeitschrift enthält auch sonst mehrere wichtige Arbeiten Fischer's, so eine Abhandlung über die Erschließung der Erdgestalt aus Pendelbeobachtungen (Bd. LXXXVIII), wobei das geologische Moment in Betracht gezogen wurde, und eine aus gründlicher Erfahrung hervorgegangene „Studie über Brunner's Apparat zur Basismessung" (Bd. CIII), den er thermoelektrischer Prüfung zu unterziehen lehrte. Auch die Publicationen des Geodätischen Instituts enthalten namhafte Beiträge von ihm („Lotabweichungen in der Umgebung von Berlin", 1889; „Berliner Basisnetz", 1891). Die erstgenannte Abhandlung machte uns mit der unerwarteten Thatsache bekannt, daß südlich von Berlin, bei Zossen, ein bedeutender Massendefect in der Erdrinde negative Lotabweichungen bewirkt. Selbständig gab er die folgenden Schriften heraus: „Rheinisches Dreiecksnetz", 3 Hefte, Berlin 1876—1882; „Der Einfluß der Lateralrefraction auf das Messen der Höhenwinkel", ebenda 1882. Letztere Monographie brachte die ersten genaueren Aufschlüsse über eine zwar schon mehrseitig bemerkte, in ihrem Einflusse auf geodätische Operationen aber noch nicht gewürdigte Ausnahmeform der gewöhnlichen Strahlenbrechung. Fischer's Gesundheit war den Anforderungen, die er an sich stellte, nicht gewachsen; seine Gattin, ein Sohn, zwei Töchter und zahlreiche Freunde beklagten seinen allzufrüh erfolgten Heimgang.

Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft (Nekrolog von Galle jr.), 29. Jahrg., S. 182 ff. Günther.

Fischer: Dr. Heinrich Ferdinand F., Geh. Justizrath, um das Verfassungsleben in Staat und Kirche verdienter Politiker, als Sohn eines Breslauer Kaufmanns am 18. Juli 1805 zu Breslau geboren, studirte 1826 bis 1829 in Halle und Berlin die Rechte, wurde am 28. October 1829 als Auscultator vereidet und nach abgelegtem Assessorexamen am 1. April 1837 Justizcommissar beim Fürstenthumsgericht in Neisse, wo er die erste sog. Philomathie Schlesiens (d. h. Abhaltung wissenschaftlicher Vortragscyklen) einrichtete. 1839 nach Breslau versetzt, nahm er, für freiheitliche Entwicklung des öffentlichen und religiösen Lebens (Gustav-Adolphverein) begeistert, neben seiner ausgedehnten Amtsthätigkeit an allen Humanitätsbestrebungen innigen Antheil. Von jeher war ihm Ziel der deutsche Einheitsstaat, der ihm der alleinige Weg zur Freiheit erschien. Er bewahrte sich einen offenen Blick für das Parteileben, der ihn, trotz seiner Theilnahme für die liberalen Bestrebungen,

die Fehler und Mängel seiner Partei nicht übersehen ließ. So entstanden die Schriften: „Preußens Wunsch vom Jahre 1845", Leipzig 1845; die in Briefform gehaltene Schrift „Republik und Socialismus oder Blicke auf Preußens Zustände", Hamburg, Hoffmann & Campe, 1848, mit ihrem Appell zur Gründung eines echten socialistischen Vereins mit dem Zwecke der Emporhebung und Vereinigung des Proletariats mit dem Bürgerthum, endlich die von ihm als Mitglied der ersten Preußischen Kammer geschriebene „Geschichte der Preußischen Kammern. Vom 26. Februar bis zum 27. April 1849", Berlin 1849. Sein Beruf war ihm Herzenssache; für die Praktiker und den Geschäftsmann verfaßte er in kurzen Mußestunden eine ganze Reihe heute vergessener juristischer Handbücher und Anleitungen. Mannhaft ergriff er in Tendenzprocessen die Sache des Angeklagten, so schon 1844 für Sylvester Jordan („Jordan. Vertheidigungsschrift eines deutschen Advocaten", Leipzig 1844) und 1859 für den von der ultramontanen Partei wegen seines Gustav-Adolphkalenders angriffenen und gerichtlich verfolgten evangelischen Pfarrer Ritter, endlich für Dr. Sydow („Das Berliner Consistorium und Dr. Sydow vom Standpunkte des Rechts beurtheilt", Berlin 1873). Werthvoll wegen seiner damals gemachten persönlichen Erfahrungen ist sein umfangreichstes Werk „Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Geschichtliche, culturhistorische, politische und statistische Rückblicke auf das Jahr 1849", Berlin 1876, und sein Aufsatz „Das Ende der deutschen Nationalversammlung" in den Preuß. Jahrbb. XXXII, 303—332. Bei seinen Clienten, wie bei Collegen war er hochgeschätzt; letztere wählten ihn zum Präsidenten ihres Ehrenraths. In aller Stille feierte er, durch Ertheilung der juristischen Doctorwürde seitens der Universität geehrt, am 28. October 1879 sein 50jähriges Amtsjubiläum. Er erlag am 24. November 1880 seinem alten Leiden, dem Asthma. Am Tage darauf traf das Patent ein, das ihm die Ernennung zum Geheimen Justizrathe meldete.

Nekrolog im 58. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Breslau 1881, S. 286/7. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1880, S. 4896. — v. Mohl, die Gesch. und Litt. d. Staatswissenschaften II, 350. — Schulze, Das Preuß. Staatsrecht (2) I (Leipzig 1888), S. 115. — Blätter f. litter. Unterhaltung 1849, S. 648; 1877, S. 786. — Zarncke's Lit. Centralblatt 1876, Sp. 1521. — Sybel's hist. Zeitschr. 37, S. 191. A. Teichmann.

Fischer: Johann Christian F., französischer General, wurde am 17. Januar 1713 in Stuttgart geboren als Sohn des Buchhalters bei der Tabaksfabrik Georg Albrecht F. und der Magdalene Christine, gebornen Faber, studirte an der Universität Gießen. Nach des Vaters Tod 1737 trat er in französische Dienste, nahm Theil unter dem Grafen von Broglie an den Feldzügen in Baiern und Böhmen 1741 und war Ordonnanzofficier des Grafen Moritz von Sachsen, auf dessen Rath er ein Husarenfreicorps errichtete. Als Anführer desselben ward er berühmt und furchtbar, wie sein Vorgänger Lacroix. 1744 kam er unter Graf Maillebois nach Hessen und in die Wetterau in die Gegend von Butzbach, verschaffte der Armee in der Abtei Arnsburg 60 reich beladene Wagen mit Getreide, Heu und Stroh. 1746 nahmen ihn und 200 seiner Leute 2000 österreichische Husaren gefangen. Er blieb in der Gefangenschaft bis zum Friedensschluß am 18. October 1748. 1755 war er in Pondichery als Capitän mit deutschen Truppen, wurde in Ostindien Oberst. Im siebenjährigen Kriege (seit 1756) befehligte er 3000 Mann Husaren und Jäger, lauter Deutsche. Im Juli 1757 stand er im Hildesheimschen, Ende September 1757 bei Halberstadt. Bei Kempen bei Crefeld am 23. Juni 1758

rettete er die französische Armee, die Erbprinz Karl von Braunschweig zu überrumpeln und gefangen zu nehmen im Begriff war, bekam dabei zwei Wunden, einen Hieb in den Rücken, einen Schuß ins Bein, wurde dafür Generallieutenant. Im September 1758 stand er bei Northeim, wo er auf Befehl des Intendanten bei der Armee Foulon gegen seinen eigenen Willen 6000 Reichsthaler Contribution von der Stadt erpressen mußte. Nach Kräften suchte er das traurige Loos derselben zu mildern, wie er auch in Katlenburg im gleichen Monate auf strenge Manneszucht bei seinen Truppen hielt. Am Kampf bei Minden am 10. October 1758 nahm er Theil. 1760 überließ er sein Corps dem Herzog von Conflans. Die Schlappe, welche die Franzosen am 24. Juni 1762 bei Wilhelmsthal unweit Kassel erlitten, machte ihm ein französischer Prinz zum Vorwurf. Es kam zum Duell unweit von Kassel. F. wurde verwundet und starb nach 24 Stunden Der französische General en chef Prinz von Soubise ließ ihm ein marmornes Grabdenkmal errichten.

Familiennachrichten. — Journal von und für Deutschland 1790, S. 338—341 und 1791, S. 542—544. — Stuttgarter Neues Tagblatt, Nr. 125, 1. Juni 1897, erstes Blatt, S. 2.

Theodor Schön.

Fischer: Johann Georg F. Wer über den schwäbischen Dichter Johann Georg Fischer zu schreiben hat, wird sich für alle Zeit an die „Erinnerungen an Johann Georg Fischer" von seinem Sohn Hermann Fischer, Professor in Tübingen, halten müssen, die nicht bloß das gesammte vorhandene biographische Material bringen, sondern auch die dichterische Bedeutung Fischer's zuerst in das rechte Licht stellen. Sie liegen denn auch dieser Skizze zu Grunde.

Johann Georg F. ward am 25. October 1816 in dem württembergischen Marktflecken Groß-Süßen an der Fils nahe der Schwäbischen Alb geboren. Der Ort ist evangelisch. Fischer's Vater, gleichen Namens, war von Beruf Zimmermann und starb bereits im J. 1826, die Mutter, Anna Katharina geb. Cramer, lebte bis zum Jahre 1835. Wenn der Knabe auch in beschränkten Verhältnissen aufwuchs, die äußerste Armuth blieb ihm doch fern, und er hat sich einer glücklichen Kinderfreiheit erfreut, die ihm eine tiefe Kenntniß des Naturlebens seiner Heimath gab. In der Schule kam er tüchtig vorwärts und trat, nachdem er im J. 1830 confirmirt worden war, im Frühjahr 1831 in das Schullehrerseminar zu Eßlingen ein. „Im Seminar zogen mich Musik, Naturgeschichte und der Vortrag aus Schiller's, theilweise Goethe's, Bürger's, Schubart's, Hagedorn's u. s. w. Schriften besonders an; die botanischen Excursionen aber waren mir am meisten nach dem Herzen." Im Herbste 1833 bestand F. sein Provisoratsexamen und war nun bis zum Herbste 1840 Schulgehülfe an verschiedenen Orten. Sein erstes Bändchen „Gedichte" veröffentlichte er bereits in dieser Zeit, 1838 in Münsingen. Nachdem er darauf auch die Schuldienstprüfung gut bestanden hatte, kam er als Unterlehrer nach Bernstadt bei Ulm, und hier verlobte er sich im Februar 1841 mit Auguste Neubert, der zweitjüngsten Tochter des Pfarrers M. Ludwig August Neubert. Diese Verlobung, selbstverständlich aber auch vermehrter Wissensdrang ließen ihm das akademische Studium wünschenswerth erscheinen, und so ging er im Herbst 1841 auf das Reallehrerseminar der Universität Tübingen, wo er zwei Jahre blieb. Er hat hier noch die Bekanntschaft des wahnsinnigen Hölderlin gemacht. Die Vorlesungen und Uebungen, die er besuchte, erstreckten sich auf die verschiedensten Gebiete, in nähere Beziehung ist er zu Adalbert Keller und Friedrich Theodor Vischer gekommen. Auch das

Reallehrerexamen bestand F. mit Erfolg und wurde darauf Lehrer, zuerst in Langenau, dann in Ulm, 1845 aber an der Elementarschule in Stuttgart und hier Anfang 1848 definitiv angestellt. Jetzt heirathete er. Die Bewegung des Jahres 1848 zog ihn zwar ein wenig, aber nicht allzutief in ihre Kreise — zwei Gedichte jedoch machten ihn „an maßgebendster Stelle", nämlich bei König Wilhelm selbst, mißliebig, und so erhielt er, trotz tüchtiger pädagogischer Leistungen, auf lange Jahre hinaus keine Beförderung. Schon 1841 hatte er einen zweiten Band „Dichtungen" erscheinen lassen, 1854 folgte dann die Sammlung „Gedichte", die ihn berühmt gemacht hat. In der zweiten Hälfte der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre ging es darauf endlich mit der äußeren Stellung aufwärts: nachdem F. 1857 noch den philosophischen Doctorgrad erworben, ward er 1858 Vorstand der Elementarschule mit dem Titel Schulinspector und 1861 Lehrer an der obern Abtheilung der Realschule zu Stuttgart, dies 1862 definitiv mit dem Titel Professor. Daneben blieb er noch bis auf weiteres Vorstand der Elementarschule und weiter der kaufmännischen Fortbildungsschule, an der er seit 1853 wirkte. Auch hat er eine Reihe von Jahren Singunterricht am Gymnasium gegeben. Erst im J. 1885, um hier gleich die äußere Laufbahn abzuschließen, ist er in den Ruhestand getreten „mit den rühmendsten Auszeichnungen von Seiten des Königs [Karl], der Behörde, der Kollegen und der Stadt, in deren Dienst er vierzig Jahre thätig gewesen war". Hier und da liest man, daß F. vom König in den persönlichen Adelstand erhoben worden sei. Das ist nicht richtig. Er hat zwar mehrere Orden bekommen, aber das Ehrenkreuz des württembergischen Kronordens, mit dem der persönliche Adel verbunden ist, nicht. Also J. G. Fischer, nicht J. G. von Fischer, wie u. a. auch noch in den neuesten Auflagen meiner „Geschichte der deutschen Litteratur" und meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" steht.

Alles in allem war das Stuttgarter Leben Fischer's ein glückliches. Zwar starb ihm im J. 1867 seine Frau, die ihm 1851 den Sohn Hermann geboren hatte, aber er fand in Bertha Feucht aus Marbach Ersatz und sah noch drei Kinder erblühen, von denen ein Sohn freilich früh wieder starb. Sein Freundeskreis umfaßte die bedeutendsten Männer Schwabens: Uhland hat er wenigstens gekannt, mit Mörike war er „nahe" befreundet, desgleichen mit Hermann Kurz und Ludwig Seeger, auch mit Freiligrath, der bekanntlich seine letzten Lebensjahre in Cannstatt zubrachte. Manche jüngeren Männer blickten zu ihm wieder verehrungsvoll auf, so der badische Dichter Friedrich Geßler (1844—1891). Oeffentlich hervorgetreten ist F. vor allem als „Schillerredner" — nicht weniger als vierundzwanzig Mal in den Jahren 1849 bis 1893 hat J. G. Fischer seinem großen Landsmann in öffentlicher Rede gehuldigt. Außerdem ist er noch für Uhland öfter rhetorisch eingetreten und hat bei mancher andern Dichter-Feier ein Gedicht gesprochen. Zehn Jahre lang ist er Mitglied des Verwaltungsrathes der Schillerstiftung gewesen und hat als solches öfter die Versammlungen in Weimar besucht. Sonst ist er auf Reisen ins Berner Oberland und nach Mailand, nach Wien und Dresden, nach Berlin und in die Niederlande gekommen. — Politisch war F. Großdeutscher und demokratisch gesinnt, doch ward er später ein Verehrer Bismarck's, den er ja in seinem berühmten Gedicht „Einen Mann aus Millionen" ersehnt hatte, und Kaiser Wilhelm's I., und gehörte keiner Partei an, ja, haßte alles Parteiwesen. Preußenfreund wurde er darum aber nicht. Eine erregbare, aber sehr selbständige Natur, hat er im ganzen ein Leben für sich geführt, vor allem im intimsten Verkehr mit der Natur, wozu die Umgebung Stuttgarts ja Gelegenheit genug bot. Er war einer der besten Kenner des heimischen Vogellebens

und hat 1863 eine an Beobachtungen außerordentlich reiche kleine Schrift „Aus dem Leben der Vögel" veröffentlicht; auch als Blumenzüchter hat er Tüchtiges geleistet. Nach seiner Pensionirung lebte er ganz seinen Blumen und Vögeln, der Dichtung und Lectüre, die bisweilen noch zu kritischer Zeitungsschriftstellerei, meist für den „Staatsanzeiger für Württemberg", führte. Früher hat er auch für andere Blätter, wenn auch nicht viel, geschrieben. Im J. 1890 starb ihm auch die zweite Frau, und nach der Verheirathung seiner Tochter 1894 lebte er ziemlich einsam mit seinem jüngsten Sohne. Doch blieb er geistig frisch, und noch kurz vor seinem achtzigsten Geburtstage erschien eine neue Gedichtsammlung von ihm. Dieser achtzigste Geburtstag ist dann nicht bloß in Württemberg, sondern in ganz Deutschland begangen worden, eine Anzahl Fischer'scher Gedichte war nun überall bekannt. Am 4. Mai 1897 starb Johann Georg F. zu Stuttgart an einer Lungenentzündung, leicht und schmerzlos.

Von F. sind bei seinen Lebzeiten, die neuen, vermehrten und verbesserten Auflagen seiner „Gedichte" eingerechnet, achtzehn Bücher erschienen. Davon sind zwölf lyrischen Inhalts, und der Ruhm und die Bedeutung des Dichters beruhen denn in der That auf seiner Lyrik. Ueber die beiden ersten lyrischen Veröffentlichungen, die (älteren) „Gedichte" (1838) und die „Dichtungen" (1841) darf man stillschweigend hinweggehen, sie sind noch ohne eigene Physiognomie, und nur ein einziges kleines Gedicht ist aus ihnen in die spätere Sammlung „Gedichte" (1854) übergegangen. Diese hat den Dichter, wie schon bemerkt, berühmt gemacht, und im Grunde genügt es, sie allein von den Werken Fischer's zu besitzen, da in ihr der ganze Dichter ist. Doch hat sie allerlei Umbildung und Vermehrung erfahren. Schon die zweite Auflage, 1858 erschienen, unterscheidet sich von der ersten, ist etwa um ein Viertel vermehrt und hat eine andere Ordnung, statt der drei Abtheilungen „Lieder der Liebe", „Natur und Leben", „Bilder vom Bodensee" nur eine fortlaufende Reihe mit Anhang „Exkursionen am Bodensee". Dieser Anhang, eine Art Weltanschauungsdichtung in zehn Gesängen, an eine Bodenseereise äußerlich angeschlossen, ist in der dritten Auflage von 1883 weggefallen, dafür sind einzelne Gedichte aus den folgenden Sammlungen neu aufgenommen: „Neue Gedichte" (1865), „Den deutschen Frauen" (1869), „Aus frischer Luft" (1872), „Neue Lieder" (1876), „Merlin" (1877). Man darf sagen, daß F. in der Herübernahme von Gedichten in seine Hauptsammlung — denn das sind die „Gedichte" in der Auflage von 1883 — äußerst, fast zu vorsichtig gewesen ist, ein wenig mehr hätte nicht geschadet. Jede der genannten Einzelsammlungen hat übrigens auch noch ihren besonderen Charakter, so daß sie, wer F. genau kennen lernen will, berücksichtigen muß: So sind in den „Neuen Gedichten" und „Den deutschen Frauen" Balladen „historisch-politischer Art" enthalten, so finden wir in der letztgenannten Sammlung noch die größere Dichtung „Lenau in Wien"; „Aus frischer Luft" bringt Zeitgedichte von 1870 und die „Bilder aus der Heimath" „Vom Dorf", Idyllen, deren eine später zu dem idyllischen Epos „Der glückliche Knecht" erweitert wurde. In den „Neuen Liedern" ist die größere Dichtung „Die Konfirmandin" enthalten, „Merlin", „überwiegend Naturbetrachtung", soweit ich sehe, nur mit einem einzigen Gedicht in der dritten Auflage der „Gedichte" vertreten. Nach dieser sind dann noch die beiden Sammlungen „Auf dem Heimweg" (1891) und „Mit achtzig Jahren" (1896) erschienen, beide wieder frischer als die ihnen vorangehenden Sammlungen, an denen Hermann Fischer mit Recht eine „symbolisch-orakulose Manier" tadelt. Es ist schade, daß nicht auch aus den beiden letzten Sammlungen noch das Beste in die „Gedichte" hat aufgenommen werden können,

aber bei Lebzeiten des Dichters ist keine neue Auflage von diesen mehr erschienen. Vielleicht läßt sich einmal eine die „Gedichte" äußerst vorsichtig erweiternde Gesammtausgabe herstellen.

Den Gesammtcharakter der Fischer'schen Lyrik hat sein Sohn im Anschluß an die Sammlung von 1854 richtig dargestellt: „Leicht entzündbar, mit dem Herzen sehend und hörend, geht er den Dingen entgegen und findet mit der Spürkraft des Naturkindes das Schöne und Herzbewegende an ihnen heraus. Bald ist es mehr das verwunderte Staunen über den Reichthum der Schönheit, wie es der erste Mensch im Paradiese empfunden hat, bald mehr das leidenschaftliche Verlangen nach Ineinsschmelzen mit dem Gegenstande, bald auch der Jubel der gelungenen Vereinigung; aber immer ist ein Hauch der seligen Trunkenheit des noch jugendlich-feurigen und doch schon zur vollen Kraft gereiften Mannes zu spüren. Das Gebiet, das seine eigenste Domäne ist, erscheint schon jetzt mit aller Sicherheit umschrieben; er hat auf verschiedenen Gebieten Schönes geschaffen, ganz Eigenthümliches nur auf dem der reinen Lyrik: Natur und Eros. Denn seine Stärke ist nicht Anschauung und Schilderung, sondern Empfindung und Gefühlserguß. Selten sind Naturgefühl und Erotik bei ihm vollständig getrennt; der eigentliche Reiz seiner Gedichte liegt zum Theil eben in ihrem unauflöslichen Ineinander. Er selbst sagt darüber: ‚Auch erinnere ich mich noch heute aufs lebhafteste daran, wie mir diese und jene Blume das Bild oder ein Wort jener Dorfkonfirmandin in das Gedächtniß rief, wie ich eines auf das andere beziehen mußte, oder wie Gestalt, Farbe und Duft dieser und jener anderen Blume ein Gleichniß für diese und jene neue weibliche Erscheinung in dem städtischen Aufenthalt wurden. Ich könnte ganze Reihen von Nummern aus meinen Gedichten anführen, bei deren Entstehung mir ein bestimmter Ort, eine bestimmte Naturerinnerung, ein bestimmter Blüthenduft, diese oder jene Luft- und Lichtstimmung vorschwebten; aber immer mußte ich sie auch vergleichen mit der Vorstellung einer weiblichen Anmuth, nach der die Liebe sich sehnte. Darum werden unter meinen eigentlich lyrischen Gedichten wenige sich finden, welche diesen Zug nicht athmeten . . . Und das ist der Kernpunkt, auf welchen diese Aufzeichnungen zielen: die Natursymbolik ist die einzig wahre künstlerische Erfassung des Geheimnisses der Liebe und des Lebens. Ich bin sehr von der Meinung entfernt, als ob meine Poesieen mustergültige Erzeugnisse dieser Einsicht wären; aber eingegeben sind sie von der Empfindung, vermöge welcher ich nicht anders konnte, als aus der Natur die Menschenseele und aus der Menschenseele die Natur zu empfangen'. Der Ausdruck Symbolik kann hier leicht zu eng verstanden werden, und mein Vater selbst hat später manchmal symbolisch im engern Sinn gedichtet. Aber richtig und schon für die Gedichte von 1854 durchaus bezeichnend ist der Ausdruck, wenn man ihn im Sinn eines naturalistischen Pantheismus, der echten Religion der Lyriker, faßt, für den alles hin und her wogt, alles Nerv, Muskel, Blut an *einem* großen Körper ist, alles Blüthe und alles Frucht, für den Leben nichts als Liebe, Liebe nichts als Leben ist. Wenn Goethe der eigentliche Vater dieser dichterischen Weltanschauung und nach ihm Mörike ihr bedeutendster Vertreter ist, so ist diese Grundstimmung am ausschließlichsten, vielleicht am reinsten bei meinem Vater vorhanden. Den Reiz jener älteren Gedichte bildet es nun aber, daß diese mystische Grundstimmung nicht in speculativer, sondern in echt lyrischer, mitunter fast kindlich naiver Form vorgetragen ist." Man soll Hermann Fischer nicht so verstehen, als wolle er seinen Vater Goethe und Mörike gleichsetzen, sie sind allumfassend, wo J. G. Fischer nur der Specialist ist. Aber natürlich, Specialist als Lyriker wird man nicht, wie etwa als Romanschreiber oder

Theaterdichter, durch kluge Beschränkung, sondern durch von Anfang an vorhandene Stärke eines bestimmten Tones, die wieder auf das lyrische Temperament zurückgeht. Man wird bei den besten Gedichten Fischer's an Mörike erinnert, oft schon durch die strophenlose Form, den Plauderton, aber doch fühlt man sofort den Unterschied: der jüngere Lyriker ist gluthvoller, auch derber. Ich weise nur auf das berühmte Gedicht „Elysium" hin, eines der „Bubenstücke" Fischer's (Erinnerungen an die Knabenjahre), die besonders gut gelungen sind, eben weil sie auch starke Anschauung neben der Gefühlsunmittelbarkeit und der kindlich naiven Form haben. Gleich hoch stehen eine Anzahl Erotika — noch die letzte Sammlung bringt den wunderbaren „Blüthenstrauß" —, dann eine Anzahl „metaphysischer" Gedichte, wie das in die Hauptsammlung leider nicht aufgenommene „Zusammen legt' ich beide Hände". Ganz vortrefflich, ebenfalls an Mörike erinnernd, ist manches Idyllische wie „Beim alten Herrn", auch das eine oder das andere derb volksthümliche wie „Fuhrleut". Ueberblicken wir die ganze poetische Thätigkeit Fischer's, so kann man nicht verkennen, daß er ein Zeitgenosse der Münchener ist, dem Epigonischen und Eklektischen nicht so fern wie beispielsweise noch Mörike; in der That hat er auch Geibel geschätzt und den jungen Karl Busse warm begrüßt. Doch aber ragt er mit seinem Besten über die zeitgenössische Münchner Lyrik weit empor, er ist eben ein Schwabe, und in Schwaben hat sich die große lyrische Tradition und, was vielleicht noch mehr sagt, die volksthümliche Eigenart, die es zu einer Bildungsdichtung gar nicht kommen läßt, immer erhalten. Kein Lyriker ersten Ranges — deren gibt es ja überhaupt nur fünf oder sechs in Deutschland —, aber einer der vordersten unter den ziemlich zahlreichen Lyrikern zweiten Ranges, den echt lyrischen Talenten, so etwa müßte man J. G. Fischer's Bedeutung normiren.

Eine epische Natur war er durchaus nicht, und so ist auch sein idyllisches Epos „Der glückliche Knecht" (1881) im ganzen nicht gelungen — es ist schon unglücklich, daß er das ganze Werk in der Form der directen Anrede an den Helden schreibt. Allerdings, echtes Detail aus dem Volksleben birgt die Dichtung in Fülle, und so kann man sie immerhin jenen noch nicht nach Gebühr geschätzten Producten des vorigen Jahrhunderts zurechnen, die, wie Mörike's „Idyll vom Bodensee", Klaus Groth's „Heisterkroog" u. s. w., sich über die prosaische Dorfgeschichte durch höhere Form und mehr typische Bedeutung erheben. — Auch den Dramatiker J. G. Fischer kann man nicht allzuhoch stellen. Wir haben vier Dramen von dem Dichter: „Saul" (1862), „Friedrich II. von Hohenstaufen" (1863), „Florian Geyer" (1866), „Kaiser Maximilian von Mexiko" (1868). Hermann Fischer schreibt von ihnen: „Niemand wird behaupten, daß sie Tendenzstücke in vulgärem Sinne seien, weder auf Wildenbruchische noch auf Hauptmännische Art. Aber sie sind ganz und gar aus politischer Betrachtung und Stimmung heraus geboren; neben dem Pathos des politischen Inhalts tritt noch die rein plastische Schönheit der Sprache und einzelner Partien hervor; die psychologische Entwicklung der Helden ist die schwächste Seite, gerade wie bei Uhland". Als das beste der vier Stücke wird der „Florian Geyer" bezeichnet, und man wird nicht bestreiten dürfen, daß er viel Eigenes hat, mögen es zuletzt auch nur dichterische „Einfälle" und vielfach dramatische Unmöglichkeiten sein. Vor dem „Florian Geyer" Hauptmann's hat der Fischer's jedenfalls das voraus, daß er auch wirkliche Bauern und ihre Lage darstellt, und dann den sich im Anschluß an Goethe's „Götz" und die Volkssprache ergebenden natürlicheren Stil. In manchen Punkten, wie z. B. in dem Verhältniß eines Mädchens zu dem Helden, gleichen sich die beiden Stücke. „Saul" und „Friedrich II." sind an

den Hoftheatern zu Stuttgart und Weimar in den sechziger Jahren gegeben worden.

Ueber Johann Georg Fischer vergleiche außer den schon genannten „Erinnerungen an J. G. Fischer von seinem Sohne Hermann Fischer" (mit Portrait, Tübingen 1897) die autobiographische Skizze im 4. Bande der „Deutschen Dichtung" von 1888 und Ludwig Jakobowski's Aufsatz in Bd. 79 von „Nord und Süd". Von den Litteraturhistorikern hat ihn am besten Karl Weitbrecht in seiner „Deutschen Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts" (Sammlung Göschen) charakterisirt.

Adolf Bartels.

Fischer: Karl Philipp F., Philosoph, ist am 5. März 1807 in Herrenberg in Württemberg als Sohn eines Amtssubstituten geboren und am 25. Februar 1885 in der Heilanstalt Winnenthal gestorben. Der Willenskraft des für den Apothekerberuf Bestimmten gelang es, im Kampfe mit widrigen Umständen, die sich der Befriedigung seines lebhaften Wissenstriebes entgegenstellten, die für den Universitätsbesuch erforderliche Vorbildung zu erwerben. Er studirte in Tübingen und München, wo er von Schelling und Baader bestimmende Einflüsse empfing, daneben auch Oken hörte, und ließ sich am 3. März 1834 als Privatdocent der Philosophie in Tübingen nieder. Trotz der bei den dortigen Studenten herrschenden Begeisterung für Hegel erfreute er sich eines ansehnlichen Hörerkreises und wurde im Februar 1837 zum außerordentlichen Professor befördert. Für October 1841 erhielt er die Ernennung zum Ordinarius in Erlangen als Nachfolger des im Vorjahre verstorbenen Hofraths Mehmel. Auch hier hat er mit gutem Lehrerfolge gewirkt, bis ihn zunehmende Kränklichkeit nach mehrmaligem, in Cannstatt verbrachtem Urlaub zeitlichen Ruhestand für zwei Jahre nachzusuchen zwang. Reactivirt (1865) nahm er seine Lehrthätigkeit, die sich auf Logik und Metaphysik, Religionsphilosophie, das Wesen des Christenthums, Encyklopädie, auch Geschichte der Philosophie erstreckte, wieder auf; wegen seines Nervenleidens im Winter sich meist auf zwei Stunden wöchentlich beschränkend, hat er der Universität bis zu der nach Vollendung des siebenzigsten Lebensjahres erfolgten Quiescirung 1877 angehört. Aus seiner Ehe mit Karoline geb. Geiger ist ein Sohn hervorgegangen. Ein Nekrolog rühmt ihm reiches Wissen, Entschiedenheit der Ueberzeugung und Tiefe des Gemüths nach, womit sich Erregbarkeit des Affects und manches Sonderliche im äußeren Auftreten und im geselligen Verkehr verbunden habe.

F. gehört zu der Gruppe der Theisten, welche, an Stelle des Absoluten den freien Gottesgeist setzend, die Mittel der Schelling-Hegel'schen Speculation der Ausgestaltung einer christlichen Weltanschauung dienstbar zu machen suchten; neben Schelling haben auch Baader und Schleiermacher auf ihn gewirkt. Der Schrift über die Idee der Gottheit hat Trendelenburg Lob gespendet; auch der Kritik, die F. an Hegel und Strauß geübt, hat es nicht an Beifall gefehlt. Von systematischem Talent zeugt die vierbändige Encyklopädie; ein geplantes Werk über die Wahrheit des Christenthums ist unausgeführt geblieben.

Schriften: „Die Freiheit des menschlichen Willens im Fortschritt ihrer Momente", Tübingen 1833; „Die Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse", Stuttgart 1834; „De hellenicae philosophiae principiis", 1836; „Die Idee der Gottheit", Stuttg. 1839; „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Idee der Unsterblichkeit", 2 Artikel (in Fichte's Zeitschr. f. Philos., Bd. 6 u. 7) 1840—41; „Die speculative Dogmatik von D. Fr. Strauß", Tüb. 1841, 42; „Worte der Erinnerung an Herder" (in: J. G. v. Herder's 100jährige Ge-

burtstagsfeier, 3 Festschriften von Fischer, Mönnich und Bläsing), Erlangen 1844; „De principiis aristotelicae de anima doctrinae loci in senatu academico rite obtinendi causa commentatus est", 1845; „De platonica de animi immortalitate doctrina commentationem pro loco in facultate philosophica rite obtinendi causa scripsit", 1845; „Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems und Begründung der Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftwissenschaft", Erlangen 1845; „Ueber Luther", 1846; „Grundzüge des Systems der Philosophie", drei Theile in vier Bänden: I. Grundzüge der Logik und Philosophie der Natur, Erl. 1848, II, 1. Anthropologie, 1850, — 2. Ethik, 1851, III. Religionsphilosophie, 1855; „Die Unwahrheit des Sensualismus und Materialismus", Erlangen 1853; „Ueber die Unmöglichkeit, den Naturalismus zum ergänzenden Theil der Wissenschaft zu erheben", 1854 (gegen Joh. Ed. Erdmann, der mit seinem „Denkzettel", Halle 1854, derb erwiderte); „Charakteristik der Theosophie Franz von Baaders", Erlangen 1865.

Leop. Schmid, Grundzüge der Einleitung in die Philosophie, mit einer Beleuchtung der durch K. Ph. Fischer, Sengler und Fortlage ermöglichten Philosophie der That, Gießen 1860, S. 87—141. — Joh. Ed. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 4. Aufl., Berlin 1896, § 332, 5; 342, 3; 346, 8. — Nachruf auf C. Ph. Fischer in der Münchener Allgemeinen Zeitung vom 5. October 1886, S. 4066.

Richard Falckenberg.

Flatz: Gebhard F., Historienmaler, geboren am 11. Juni 1800 zu Wolfurt in Vorarlberg, begann, nachdem er in seiner Heimath einigen Zeichenunterricht genossen, seine eigentlichen Studien an der Akademie in Wien, studirte dann einige Jahre in München unter der Leitung von Cornelius und schlug später seinen bleibenden Aufenthalt in Rom auf. Dort trat er in nähere Verbindung mit Overbeck und schloß sich ganz dessen Richtung an. Ueber das intime Verhältniß zwischen beiden Künstlern und die Aehnlichkeit ihrer Denkungsweise geben einige in der „Ferdinandeums-Zeitschrift" des Jahres 1880 veröffentlichte Briefe, betreffend den Schüler Gebhard Flatz', Jakob Fink, interessanten Aufschluß. Später zog er auf einige Zeit nach Innsbruck, kehrte dann nach Rom zurück, verlebte aber seine letzten Jahre in Bregenz, wo er trotz seines hohen Alters immer noch thätig war. Hier starb er nach kurzer Krankheit am 19. Mai 1881. Seine Kunst war beinahe ausschließlich religiösen Gegenständen gewidmet; aus früherer Zeit sind einige gut getroffene Porträts in Gouache auf Elfenbeinpapier vorhanden. Das vaterländische Museum in Bregenz besitzt einiges von seiner Hand; das Ferdinandeum drei Bilder, worunter eines seiner berühmtesten: „Angelico Fiesole, die Madonna nach einer Vision malend"; Cartons und Handzeichnungen von F. Ein Cyklus mit fünf großen Bildern aus dem Leben Jesu befindet sich in England. Eine gute Skizze seines Künstlerlebens findet sich in „Kunst und Künstler in Rom" von Robert Waldmüller.

Augsb. Allg. Zeitung 1881, Nr. 145.

Fleck: Eduard F., General-Auditeur der königlich preußischen Armee und der kaiserlich deutschen Marine, am 5. September 1805 zu Pförten in der Niederlausitz als Sohn des fürstlich schwarzburg-sondershausenschen Hofraths Karl F. geboren, in der Klosterschule zu Roßleben erzogen, trat, nachdem er in Tübingen, Halle und Berlin studirt hatte, am 27. August 1826 zu Neuhaldensleben als Auscultator in den preußischen Justizdienst, wurde am 7. Mai 1828 Referendar, 1829 Garnisonsauditeur in Magdeburg, kam 1835 zur 2. Gardedivision in Berlin und im nämlichen Jahre unter Friccius

(siehe A. D. Biogr. VII) in das Generalauditoriat, 1842 in das Kriegsministerium, in welchem er 1848 zum vortragenden Rathe aufstieg, und wurde am 7. März 1857 als Nachfolger von Friccius Generalauditeur der Armee. Damit trat er an die Spitze einer Behörde, deren Gebiet er vollständig beherrschte und auf dem er eine hervorragende schriftstellerische Thätigkeit entfaltet hat. Schon 1839 veröffentlichte er Erläuterungen zu den Kriegsartikeln von 1808, eine Arbeit, die er alsdann durch eine gleichartige über die nämlichen Vorschriften von 1844 ersetzte, 1840 schrieb er über das damals noch nicht codificirte Strafverfahren der preußischen Militärgerichte, 1844 einen Commentar zum Militär-Strafgesetzbuche und demnächst zahlreiche andere Beiträge zur Kenntniß und Anwendung der verschiedenen Dienstvorschriften. Auch am politischen Leben hat er sich mehrfach betheiligt. Zuerst 1850 im Parlamente zu Erfurt, dann 1853—1854 als Mitglied der 1. Kammer, 1854—1858 des Abgeordnetenhauses sowie später des Herrenhauses und des Staatsrathes. Seit 1876 war er auch General-Auditeur der Marine. F. starb am 8. April 1879 zu Berlin.

Allgemeine Militärzeitung, Darmstadt 1876, Nr. 25. — Militär-Wochenblatt, Berlin 1879, Nr. 32. B. v. Poten.

Fleckeisen: Karl Friedrich Wilhelm Alfred F. wurde am 20. September 1820 zu Wolfenbüttel geboren. Die Kinderjahre verlebte er zu Lutter am Barenberg, wohin der Vater Karl F. (1793—1828) zum October 1825 als Justizamtmann versetzt worden war. Der frühe Tod des Vaters (12. December 1828) hatte zur Folge, daß der eben ins neunte Lebensjahr getretene Knabe von einem Oheim Friedrich Fiedler (1788—1853), dem Inhaber der von seinem Schwiegervater Karl Gottfried Fleckeisen († 1814) im J. 1790 begründeten Akademischen Buchhandlung zu Helmstedt in Pflege genommen wurde. Das alte, geräumige Haus an der Neumärkerstraße Nr. 23, in das er einzog, hatte einst den berühmten Kenner mittelalterlicher lateinischer Poesie, Polykarp Leyser, beherbergt (1719—28). Der schon nach einjähriger Ehe (1817—18) verwittwete und zu einem Hagestolz gewordene Oheim hatte für die Bedürfnisse des aufstrebenden Knaben wenig Verständniß; Sonnenschein brachte in diese freudlose Jugend erst die Uebersiedlung der Mutter (Wilhelmine geb. Hesse aus Duderstadt, † 1850) und der Schwester nach Helmstedt, bei denen F. nun die Sonntage und Ferien verleben durfte. Ein jüngerer Bruder Hermann war 1831 im frühen Alter von siebeneinhalb Jahren gestorben; mit der Schwester Alwine, die sich 1844 mit Dr. Otto Dressel zu Wolfenbüttel vermählte, konnte er bis zu seinem vorletzten Lebensjahre (sie starb am 24. Januar 1897) traute Beziehungen unterhalten. Mit den Jahren gab das Gymnasium der Stadt, das er von 1829 bis Ostern 1839 besuchte, seinem Geiste mehr und mehr Nahrung. Ohne einen Unterrichtsgegenstand zu vernachlässigen, fühlte er sich doch von den classischen Sprachen und der Mathematik vorzugsweise angezogen. In der Prima, der er vier Jahre, ein Jahr über das gesetzliche Maaß, angehörte, genoß er den fördernden Unterricht des gelehrten, durch seine Ausgabe des Taciteischen Dialogus noch unvergessenen Directors Philipp Karl Heß (1792—1872, Director des Helmstedter Gymnasiums 1826—64); er hat bei dessen 50jährigem Doctorjubiläum ihm warm empfundenen Dank ausgesprochen (Jahrb. f. classische Philologie 1866, S. 1). Der Unterricht war ganz dazu angethan, eine feste Grundlage lateinischer und griechischer Sprachkenntniß zu schaffen; es wurde viel gelesen, noch als Schüler hat F. den ganzen Terentius kennen gelernt. Die bildende Kraft aber, welche diesem Unterricht innewohnte, mag man an der Thatsache ermessen, daß die Schule trotz ihrer Verwahrlosung

in jener Zeit eine ganze Anzahl hervorragender Männer herangezogen hat, den ausgezeichneten Leiter des höheren Schulwesens in Ostpreußen und späteren Curator der Universität Halle, Wilhelm Schrader — eben dieser hat unlängst eine sehr anziehende und belehrende Schilderung der Helmstedter Schulzeit gegeben in seinen „Erfahrungen und Bekenntnissen" (Berlin 1900), S. 19—36; actenmäßiges Detail, auch eine vollständigere Aufzählung der berühmtesten Zöglinge dieses Gymnasiums lieferte Schulrath Koldewey in der am Schluß angeführten Abhandlung —, Historiker wie die Wolfenbütteler Bibliothekare L. C. Bethmann und Otto v. Heinemann, Naturforscher wie den Leipziger Zoologen Rudolf Leuckart. Mit einem Zeugniß ersten Grades, dessen Wortlaut Koldewey (siehe unten) mitgetheilt hat, wurde F. aus der Schule entlassen.

Als Universität konnte für den Helmstedter Abiturienten nur die Georgia Augusta in Betracht kommen. Die Göttinger Hochschule hatte eben das erste Jahrhundert ihrer ruhmreichen Wirksamkeit abgeschlossen. Aber ihre Blüthe schien geknickt durch die Vorgänge, welche gegen Ende des Jahres 1837 zur berüchtigten Entlassung der sieben ihrem Eide getreuen Professoren geführt hatten. Die Gebrüder Grimm und Gervinus fand der junge Student nicht mehr vor; doch wußte er sich wenigstens Vorlesungshefte J. Grimm's zu verschaffen, die er mit seiner wunderbar schönen und deutlichen Handschrift copirte. Auch für die classische Philologie lagen die Verhältnisse nicht eben günstig. H. L. Dissen war schon am 21. September 1837 gestorben, der alte Chr. W. Mitscherlich hielt zwar noch bis in die 40er Jahre die Zügel des Seminars, aber beschränkte sich sonst darauf, Vorlesungen abwechselnd über einen Alexandriner (Winter) und über Horatius' hexametrische Dichtungen (Sommer) anzuzeigen. Der Meister Göttingens, Karl Otfried Müller, rüstete sich zu der griechischen Reise, die er nach Fleckeisen's erstem Semester im September 1839 antrat; er sollte nicht zurückkehren, schon am 1. August 1840 erlag er dem Fieber, das ihm der kopaische See und die angestrengte Arbeit in Delphi gebracht hatten. Der wißbegierige Jüngling war auf die heranreifenden jüngeren Gelehrten Schneidewin, E. v. Leutsch und Wieseler angewiesen. Auch in diesem Falle bewährt sich die Beobachtung, daß der entscheidende Punkt der Wirkung, welche Universitätslehrer zu üben vermögen, nicht sowohl in dem Inhalt ihrer Lehre, als in der Vorbildlichkeit ihres Forscherlebens zu suchen ist. Häufig wird man aus diesem Grunde gerade jüngere, mitten im Streben befindliche Gelehrte auf die empfängliche Jugend den tiefsten Eindruck machen sehen. Zweifellos hat am nachhaltigsten Schneidewin auf F. gewirkt; an den er um so leichter sich persönlich anschließen konnte, als auch dieser aus dem Helmstedter Gymnasium hervorgegangen war. Durch seine Bearbeitung des Ibykos (1833) und Simonides (1835) schon damals rühmlich bekannt, schloß Schneidewin in Fleckeisen's erstem Studienjahr seine Bearbeitung der Reste griechischer Lyrik, den Delectus (1839), und die Coniectanea critica ab. Aber auch die lateinischen Studien lagen ihm nicht fern, wie er denn bis zu seinem Ende Vorlesungen über Plautus und über Tacitus' Annalen hielt. Das damals aufgehende Licht der Plautus-Forschungen Ritschl's fand in ihm lebhaften Widerschein; es war selbstverständlich, daß er seinen Vorlesungen die Bacchides zu Grunde legte, eben das Stück, welches Ritschl 1835 als Vorläufer seines Lebenswerkes herausgegeben hatte, um darzuthun, welche Gestalt der Plautustext auf Grund der Handschriften des Camerarius zeige. Diese Vorlesung wurde von Schneidewin in Fleckeisen's drittem Semester (Sommer 1840) mit einer Einleitung über römisches Bühnenwesen gehalten. Das Wichtigste war,

daß Schneidewin den künftigen Plautusforscher auf Bentley und Gottfried Hermann hinwies. Bentley's Terentius und Hermann's Elementa waren die Vorbilder, die eigentlichen Lehrmeister, an denen F. sich heranbildete. Mit welchem Erfolge er das gethan, zeigte die Erstlingsarbeit, womit F. 1842 seine Göttinger Studienzeit abschloß. Es war eine Gelegenheitsschrift, die im Namen des Göttinger philologischen Seminars dem alten Mitscherlich gewidmeten Exercitationes Plautinae. Der Einsatz geistiger Arbeit und wissenschaftlicher Energie, welcher hinter diesen Blättern steht, kann voll nur von denen gewürdigt werden, welche den damaligen Stand der Hilfsmittel plautinischer Forschung und der gesicherten Kenntniß von der altlateinischen Sprache kennen. F. suchte die für plautinische Kritik wichtige Frage, inwieweit die vollen und die verkürzten Perfectformen von ire und seinen Composita von dem Dichter angewandt worden seien, durch die sorgfältige Behandlung all der vielen Verse zu lösen, in welchen jene Formen vorkommen. Das setzt voraus, daß er sich mühsam aus den Anmerkungen von Gruter, Pareus u. a. seine Kenntniß der handschriftlichen Ueberlieferung für den ganzen Plautus, die Bacchides abgerechnet, eingesammelt hatte. Erst auf dieser Grundlage konnte er den Ringkampf mit den prosodisch-metrischen Schwierigkeiten aufnehmen, welche Plautus dem aufgibt, der die gesunden Grundsätze Bentley'scher Metrik, wie das sich durch Ritschl's Untersuchung des Mailänder Palimpsestes als Recht und Pflicht ergeben hatte, auf den überlieferten Plautustext anwenden wollte. Fleckeisen's Abhandlung ist trotz der mangelhaften Hilfsmittel, über die er verfügte, nicht nur die erste, sondern auch eine der musterhaftesten Arbeiten über plautinische Sprache, und sie ist dem jungen Verfasser um so höher anzurechnen, als er die Anleitung dazu in sich selbst finden mußte.

Die 40er Jahre waren eine rechte Zeit der Candidaten. Sowohl die Theologie als die Philologie zählte mehr Jünger als Wirkungsstellen. Der Verfasser einer Arbeit, welche für jede, selbst eine akademische Stellung, ein glänzender Empfehlungsbrief gewesen wäre, mußte zufrieden sein, fern von der Heimath in einem dorfähnlichen Landstädtchen des Herzogthums Nassau Lehrer an einer privaten Lateinschule zu werden. Das kleine Idstein hatte gleichwohl ein gewisses geistiges Leben; es war Amtssitz und besaß außer einem Lehrerseminar auch das Archiv der nassauischen Lande, dem damals der ehedem bekanntere Philologe und Schulmann F. T. Friedemann vorstand. Für F. gab die dort verbrachte Zeit den Anlaß, den häufig in Idstein zu archivalischen Forschungen sich einfindenden Decan C. D. Vogel aus Kirberg, den hochverdienten Verfasser der classischen „Beschreibung des Herzogthums Nassau" (Wiesbaden 1843), und mit ihm dessen Tochter Hildegard, die künftige Lebensgefährtin kennen zu lernen. Die Verlobung mußte für ihn die Folge haben, sich im nassauischen Staatsdienst eine Lebensstellung zu sichern, und so unterzog er sich im Herbste 1845 im benachbarten Wiesbaden dem nassauischen Staatsexamen, infolgedessen er zu Ostern 1846 in der Würde eines Collaborators am Gymnasium zu Weilburg an der Lahn antrat.

Die Jahre in Weilburg waren für F. überaus glücklich, gehoben gleich sehr durch den Brautstand, wie durch wissenschaftliche Arbeit. Freilich der Anfangsgehalt eines nassauischen Collaborators mit ganzen 200 rh. Gulden gestattete vorerst nicht, an Vermählung zu denken. Aber mindestens einmal im Monat eilte er über die Berge, um einen Sonntag im Elternhause der Braut zu verleben. Die amtlichen Pflichten waren nicht drückend; er hatte hauptsächlich in der damaligen Sexta und Quinta (der preußischen Quarta und Untertertia) lateinischen und griechischen Sprachunterricht zu ertheilen. Den Schulstaub schüttelte er sich täglich durch einen kräftigen Gang oder richtiger

Lauf ab, wozu die Landschaft einlud. Dann empfing ihn die prächtig gelegene Wohnung, die er beim sogenannten Wein-Rosenkranz gefunden hatte. Die Fenster öffneten sich auf das liebliche Lahnthal; von unten rauschte der Fluß zu ihm herauf, drüben konnte sein Blick auf den Felsenpfeilern der Hauseley ruhen. Bis Mitternacht lag er hier seinen Studien ob. Sie hatten auch in Idstein nicht geruht; von da hatte er die „Plautinischen Analekten", eine Untersuchung über ne bei Pronomina, an Schneidewin für den Philologus (1847, Bd. II, 57—114) gesandt. In Weilburg konnten sie froheren Sinnes aufgenommen werden und nach den fleißigen Vorarbeiten lohnten sie sich immer mehr durch beglückende Funde. Hier entstanden die Emendationen zu Cornelius Nepos (Philol. IV, 308—351), die musterhafte, an selbständigen Ergebnissen reiche Besprechung des ersten Bandes, genauer der Prolegomena von Ritschl's Plautus (in Jahn's Jahrbüchern von 1850 und 1851, Bd. LX, 234 ff.; LXI, 517 ff.) und die beiden Beiträge zur lateinischen Grammatik, die im „Rheinischen Museum", Bd. VII und VIII erschienen. Der Verkehr mit Friedrich Ritschl, der gerade damals den Trinumus des Plautus bearbeitete und seine Prolegomena dazu schrieb, gestaltete sich immer lebhafter und erfreulicher; das Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Plautusforschern wurde zu einer Säule von Fleckeisen's Lebensglück. In die Herstellung der plautinischen Comödien gedachten sich die Beiden so zu theilen, daß F. in jedem der vier Textbändchen, auf welche seine Ausgabe berechnet war, eine Revision dreier von Ritschl vorher bearbeiteter Stücke und zwei neu von F. hergestellte Comödien bringen sollte. So entstanden die beiden Bände von Fleckeisen's Plautus (1850—51) mit zehn Stücken, Ritschl gewidmet, und durch die ausführliche epistula critica ad Fr. Ritschelium eingeleitet. Daß die Ausgabe nicht zum Abschluß kam, war bedingt durch das Stocken von Ritschl's Unternehmen.

Das benachbarte Gymnasium Hadamar besaß damals in Karl Halm einen überaus thatkräftigen Philologen, durch den die katholische Anstalt zu vorübergehender Blüthe geführt wurde. Mit ihm gewann F. rasch Fühlung, und öftere gegenseitige Besuche schürzten ein Freundschaftsverhältniß für das ganze weitere Leben. Unwillkürlich wurde F. durch den Freund in die Cicerostudien hereingezogen und half mehrfach durch Vergleichung von Handschriften. Zu Beiden gesellte sich als Dritter im Bunde August Schmitt, ein geborener Nassauer, der damals die Unternehmungen des B. G. Teubner'schen Verlags in seine gewandte Hand nahm. In Weilburg war es, daß damals von den Dreien der Plan der immer mehr zu einer internationalen Grundlage des philologischen Betriebs sich auswachsenden Bibliotheca Teubneriana entworfen ward. F. blieb fortan einer der entscheidendsten Berather des Verlagsgeschäfts, das mit der Entwicklung der classischen Philologie seit 1850 so bedeutungsvoll verknüpft ist, daß seinem Leiter A. Schmitt die philosophische Doctorwürde mit vollem Recht von der Universität Leipzig zuerkannt werden konnte.

Die Berufung an das Blochmann'sche Institut zu Dresden brachte im J. 1851 die Erlösung aus der Knappheit der nassauischen Verhältnisse, er konnte als Neuvermählter seinen Einzug in Dresden halten. Seines Bleibens sollte dort freilich fürs erste nicht lange sein, schon 1854 wurde er auf Betrieb von Johannes Classen als Professor an das städtische Gymnasium zu Frankfurt a. M. gerufen, wo er sieben Jahre glücklichster Gemeinschaft mit geistig angeregten Collegen, vor allem seinem Director Classen, verlebte. Aber in Dresden hatte man ihn inzwischen nicht vergessen. Als im J. 1861 das von dem Pädagogen Blochmann gegründete und so glänzend geleitete Institut in das Vitzthum'sche Geschlechtsgymnasium umgewandelt wurde, rief man F.

zurück, der nun unter dem Rectorat von Scheibe Conrector wurde. Damit hatte F. seine bleibende Stätte gefunden. Bis zu seinem Rücktritt von der Schule (im J. 1889) hauste er in den behaglichen Amtsräumen, beglückt durch ein Familienleben von seltener Innigkeit, durch den engen Verkehr mit den befreundeten Collegen und durch die dankbare Liebe, welche ihm seine Schüler über die Schulzeit hinaus bewahrten.

Bereits im J. 1852 (mit Bd. LXV) war F. in die Redaction der bei B. G. Teubner erscheinenden Jahn'schen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik neben Klotz und Dietsch eingetreten. Nicht mit einem Schlag ließ sich die sehr zur Mittelmäßigkeit herabgesunkene Zeitschrift auf die Höhe bringen, die F. erstrebte. Doch sogleich mit dem Beginn des Jahrgangs 1853 weht ein anderer Geist durch die Blätter; statt der früheren Recensenten treten Männer wie Schömann, Th. Bergk, Schneidewin, A. Nauck, G. Curtius, L. Lange, J. Classen u. s. f. auf den Schauplatz, und eingreifende Arbeiten, wie die Beiträge zur griechischen Epigraphik von L. Roß (Bd. LXVIII, 511 ff.) und die an Lauer's nachgelassenes Buch anknüpfenden Forschungen von Max Sengebusch über die Homersagen (Bd. LXVII), beginnen die Jahrbücher zu schmücken. Mit dem Jahre 1855 (Jahrg. XXV) wurde dann die Ausscheidung des pädagogischen Theils vollzogen, der anfangs von Dietsch, dann seit 1863 von H. Masius, seit 1893 von R. Richter geleitet wurde. Erst von dieser Zeit an bestanden auch formell „Fleckeisen's Jahrbücher für Philologie". Zu den Recensionen und Anzeigen traten mehr und mehr, bald überwiegend, selbständige Aufsätze. Um ausführlichere Arbeiten nicht bandwurmartig durch mehrere Hefte schleppen zu müssen, wurden gleichzeitig die zwanglos gebildeten Supplementbände gegründet und mit A. Böckh's Abhandlung „Zur Geschichte der Mondcyclen der Hellenen" glänzend eröffnet. In 43 starken Bänden der Jahrbücher und in 24 (der 25. war begonnen) Supplementbänden steht dies Lebenswerk Fleckeisen's vor uns. F. war ein hingebender und ausgezeichneter Redactor, und seine Thätigkeit umfaßte bis zu Ende ungetheilt das Ganze wie das Kleinste der Drucklegung. Durchdachte Knappheit und so gut wie fehlerlose Sauberkeit des Drucks waren sein Verdienst. Die Meisterschaft der Correctur trug ihm in engerem Kreise den Namen eines corrector Germaniae ein. Durch die bereitwillige Hilfe, die er älteren und jüngeren Freunden leistete, hatte er ihn wohl verdient. Die philologische Production mußte begreiflicherweise hinter Amt und Jahrbüchern zurückstehen. Unter den kleineren Arbeiten ragen die Kritischen Miscellen (1864) durch die schöne Untersuchung über das adverbiale qui hervor. Was ihm an freier Zeit blieb, hielt er seit der Uebernahme der Jahrbücher zusammen für seine Bearbeitung des Terentius. Denn auch nach der ersten Ausgabe (1857), die sich noch enger an Bentley anschloß, ließ er nicht ab, seine Studien auf diesen Punkt zu richten. Unterstützt durch den kritischen Apparat, den inzwischen Umpfenbach vorgelegt hatte, unter Benutzung fremder und eigener Beobachtungen strebte er unablässig, einen ebenso der Ueberlieferung wie den Forderungen der Grammatik, Metrik und Poetik genügenden Text herzustellen. Mindestens drei Jahre lang war die zweite Ausgabe im Satz vollendet und erfuhr von dem unablässig nach jenem Ziel strebenden Herausgeber immer neue Verbesserungen, bis er im J. 1898 das Werk abziehen und versenden ließ.

In die Muße, die der Rücktritt von der Schule ihm seit 1889 schuf, begleiteten ihn mit dem Terentius seine Jahrbücher. Mit dem December 1897 schlossen diese ab, um in wesentlich anderer Gestalt durch Ilberg erneut zu werden. Die Abwicklung des für die Supplementbände angehäuften Stoffs hielt ihn bis zur letzten Krankheit bei der liebgewordenen Thätigkeit. Die

Gattin war ihm schon im J. 1887 vorangegangen. Aber die Töchter (von den sieben waren vier im Hause, zwei andere wenigstens in Dresden verblieben) wetteiferten, ihm durch sorgliche Liebe den Lebensabend zu vergolden. Alle, auch die im Hause verbliebenen, hatten ihre festgeordnete Thätigkeit; jede steuerte für das gemeinsame Leben den Frohsinn der Pflichterfüllung bei. Es lag über dem Hause der milde Sonnenschein des Feierabends. Auch wer fremd herein trat, mußte bald warm werden und schied als Freund. Noch zehn Jahre war es F. beschieden, in dieser Umgebung seiner Entlastung von Amtspflichten sich zu freuen. Da entriß den trotz einiger Störungen immer noch rüstigen Greis nach kurzem Krankenlager am 7. August 1899 der Tod aus der Mitte der Seinigen.

F. war tief religiös; er schloß nicht leicht einen Tag, ohne im Kreise seiner Familie sich an einem Abschnitt aus der Bibel erbaut zu haben. Er hatte sich ein kindliches Gemüth bewahrt. Die Kritik, die sein wissenschaftliches Denken durchdrang, hat er seinem Gemüthsleben fern gehalten, ohne ihr Recht auf die Bibelforschung zu bestreiten.

Er war ein echter Gelehrter, nicht nur dem Beruf, sondern auch der Gesinnung und dem Wesen nach. Der Glanz dieser Welt erblaßte ihm vor dem Lichte der Wahrheit, das seine Forschung suchte und entzündete. Sein ganzer Ehrgeiz war es, der Wissenschaft zu dienen; er fand volles Genügen in dem stolzen Bewußtsein, sich die persönliche Freundschaft eines Mannes wie Fr. Ritschl verdient zu haben, und in der liebevollen Anerkennung, die ihm die Mitforscher, die Collegen und Schüler entgegenbrachten. An allem, was davon zeugte, hatte er seine herzliche Freude. Ich erwähne die Ertheilung der Doctorwürde honoris causa durch die philosophische Facultät der Universität Greifswald am 17. October 1856, die ihn als de literarum latinarum studio meritissimum, nitoris ac leporis Plautini alterum apud nostrates instauratorem, Annalium philolog. editorem strenuum, sollertem, circumspectum anerkannte, und später bei seinem 70. Geburtstag die Darbringung der Commentationes Fleckeisenianae (Lips. 1890), an denen sich 18 Collegen der drei Dresdener Gymnasien mit Beiträgen betheiligt hatten.

Ich habe nie einen Mann gesehen, dem so viel Liebe und Herzensgüte in den Augen geglänzt hätte. Die Reinheit und Lauterkeit, die Milde und Liebenswürdigkeit seines Wesens machte ihn zu dem unvergleichlichen Gatten, Vater und Freund, den Jeder in ihm verehrt hat, der das Glück hatte, ihm näher zu treten. Und doch war sein sittliches Urtheil streng, auch in wissenschaftlichen Dingen. Für Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit hatte er nur ein schroffes Urtheil; in das eine Wort „Schund" drängte er gern seine Verachtung zusammen. Von ihm mußte man lernen, daß Großes aus dem Kleinen erwächst und der Werth des Ganzen von der Sorgfalt und Sicherheit abhängt, die auf die Theilstücke, von den kleinsten an, verwendet wird. So hielt er unerbittlich auf Orthographie: er wußte es auch außerhalb der Schule durch seine Untersuchungen und die „Fünfzig Artikel" (1861) zur Anerkennung zu bringen, daß Rechtschreibung eines Worts wie Zeugniß so Bedingung seines richtigen sprachlichen Verständnisses ist.

F. war, obwohl er sich Interesse und Verständniß für geschichtliche Dinge immer bewahrt hat, wesentlich formaler Philologe, mit der Beobachtung des Sprachgebrauchs und Versbaues und mit der Verwerthung des Beobachteten für die Herstellung des Textes beschäftigt. Nach seiner Studentenzeit, in der er sich noch an der Verbesserung des Aristophanes versuchte, wurde und blieb er ausschließlich Latinist. Und mit weiser Selbstbeschränkung, wie sie die Pflichten des Schulamts und der Redaction ihm auferlegten, hielt er, abgesehen

von gelegentlichen Arbeiten zu Nepos und Cicero, seine Studien in dem engeren Kreise der altlateinischen Komiker. In diesem Gebiet schaltete er als vollendeter Meister. Die Sicherheit, mit welcher er Fragen über Sprache oder Vers des Plautus und Terentius zu beantworten wußte, war erstaunlich. Eine Summe ungeschriebenen Wissens, der unwillkürliche Ertrag unabläßiger eindringender Lectüre, ist mit ihm verloren gegangen. Mit Fug hat Ritschl den zweiten Band seiner Opuscula „Viro Plautinissimo Alfr. Fleckeiseno amico unico" gewidmet (1878). Der Jugend, die scharf empfindet, konnte es nicht entgehen, daß ihr in F. ein Wissen entgegentrat, das nicht erborgt, sondern im eigenen Garten herangereift, nicht tot, sondern lebendig war. Den Empfänglicheren wurde er ein Vorbild der Hingabe an die Wissenschaft. Es war kein Zufall, daß in der Zeit von Fleckeisen's und Classen's Zusammenwirken das Frankfurter Gymnasium eine Anzahl junger Männer zur Universität sandte, welche auf verschiedenen Gebieten hervorragende Gelehrte wurden. Das was man einen guten Schulmann nennt, war er freilich nicht. Die Strenge, die ihm übermüthige Jugend aufzwang, hielt vor der Mildherzigkeit seines Wesens nicht lange stand. Dem Sinn unsrer heutigen Schullenker würde er darum nicht entsprochen haben; die scheinen oft vergessen zu haben, daß Unterricht in dem Maaß anregend und wirksam ist, als er von lebendiger Wissenschaft getragen wird; sie verkennen den unvergleichlichen Segen, den ein wissenschaftlich thätiger Schulmann schon durch die einfache Thatsache seines inhaltreicheren Daseins einer Schule bringt. Von F. ist dieser Segen in reichstem Maaße ausgegangen. Ich freue mich, es zu bezeugen als einer von Vielen.

Schriften: „Exercitationes Plautinae", Gott. 1842, 54 S.; „T. Macci Plauti comoediae ex recognitione A. F.", tomi II, Lips. 1850—51; „Zur Kritik der altlateinischen Dichterfragmente bei Gellius, Sendschreiben an Dr. M. Hertz", Leipzig 1854, 48 S.; „Catonianae poesis reliquiae ex rec. A. F." (Gratulationsschrift für Joh. Classen), 1854, 19 S.; „P. Terenti comoediae recensuit A. F.", 1857, XXVIII und 343 S.; „Fünfzig Artikel aus einem Hülfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung, der XX. Versammlung deutscher Philologen u. s. w. ehrerbietig gewidmet", Frankfurt a. M. 1861, 31 S.; „Kritische Miscellen" (Osterprogr. des Vitzthum'schen Gymn.), 1864 (Ritschl gewidmet), 64 S.; „Cicero's Rede für S. Roscius, für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter, 2. Aufl. durchgesehen von A. F.", Leipzig 1877, 3. Aufl. 1889; „Cornelii Nepotis vitae, post C. Halmium recognovit A. F.", Lips. 1884, VII und 118 S.; „P. Terenti Afri comoediae, iterum recensuit A. F.", 1898, IX und 311 S.; dazu die Aufsätze im Philologus II, IV, Rheinischen Museum VII, VIII, XIV und in den Jahrbüchern für class. Philologie seit Bd. LX (1850).

Abgedruckt mit Aenderungen und Zusätzen aus der Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung vom 31. October 1899, Nr. 249. Vgl. Dresdener Zeitung vom 12. August 1899, Nr. 186, S. 3; Zur Erinnerung an Alfred Fleckeisen . . ., als Manuscr. gedruckt für Verwandte und Freunde (Rede des Diakonus Rudert und Nachruf von Rector Prof. Dr. Bernhard); Nekrolog von G. Goetz in den Berichten der k. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1899, Sitzung vom 14. November; A. Fleckeisen und seine Beziehungen zum Herzogthum Braunschweig, insbesondere zum herzogl. Gymnasium in Helmstedt, vom Schulrath Koldewey, im Braunschweigischen Magazin vom Jahre 1899, Nr. 26—27, die sehr sorgfältigen Ermittelungen über die Familie und Schule Fleckeisen's konnten oben benutzt werden; (H. Peter) Rückblick auf A. Fleckeisen's Leitung der Jahrbücher für class. Philologie, ein Blatt dankbarer Erinnerung von einem langjährigen Leser und Freunde; Beigabe

zu den Jahrb. 1897. Jetzt die von G. Goetz verfaßte Biographie in den Nekrologen (Beilage zu den Jahresberichten der class. Philologie), 1900, S. 125—147; ein photographisches Bild Fleckeisen's, leider aus dem Alter, ist den Commentationes Fleckeisenianae und dem letzten Band der Jahrbücher (1897) beigegeben.

H. Usener.

Fleischer: Dr. Franz von F., Professor der Naturwissenschaften an der Akademie Hohenheim in Württemberg. Geboren am 27. November 1801 zu Lausigk in Sachsen als Sohn eines Kaufmanns begann F., wie so viele der früheren Naturforscher, seine Studien als Apotheker und trat zuerst in Dresden, später in Eßlingen in die Lehre. Sein reger Sinn für die Naturwissenschaften verbunden mit unermüdlichem Fleiß lenkten bald die Aufmerksamkeit der naturwissenschaftlichen Kreise seiner derzeitigen Heimathstadt auf den jungen Apotheker. Nachdem er eine größere wissenschaftliche Sammelreise durch die Alpen Tirols und Salzburgs unternommen hatte, bereiste er im Auftrag des naturhistorischen Reisevereins zu Eßlingen in den Jahren 1826 und 1827 Illyrien, Istrien, Griechenland, einen Theil von Kleinasien, Syrien und Aegypten. Mit großer Ausbeute und mit reichen naturwissenschaftlichen Erfahrungen zurückgekehrt, faßte F. den Entschluß, das pharmaceutische Studium zu verlassen und sich der Medicin zuzuwenden und bezog die Universität Tübingen. Im Jahre 1832 bestand er die Staatsprüfung für Medicin und Chirurgie. Von nicht zu unterschätzendem Einfluß für die naturwissenschaftliche Ausbildung Fleischer's waren die freundschaftlichen Beziehungen, die ihn bald schon mit schwäbischen Forschern auf diesem Gebiet verbanden, so mit Hochstetter, Kurr, Gmelin, Autenrieth, Rapp u. A.

Seine ersten Anstellungen führten F. in die Schweiz. Gleich nach seinem Examen als Arzt erhielt er die Stelle eines praktischen Arztes und Lehrers der Naturwissenschaften an der ehemals berühmten landwirthschaftlichen Lehranstalt Hofwyl im Kanton Bern; schon 1834 vertauschte er dieselbe mit der Stellung eines Professors der Naturwissenschaften an der Kantonschule zu Aarau. Hier blieb er bis 1840, in welchem Jahr er als Professor an der land- und forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim nach Württemberg zurückkehrte. Bis zu seinem am 24. August 1879 erfolgten Tode wirkte F. an dieser Anstalt. F. war ein Naturwissenschaftler der alten Schule, mit weitem Blick das ganze Gebiet der Naturwissenschaften umfassend und unermüdlich an seiner Weiterbildung arbeitend, hierin unterstützt durch rasche Auffassungsgabe. Dabei stempelten ihn ein feuriger Vortrag und treffliche Darstellungsgabe zu einem hervorragenden Docenten, der seine Schüler hinzureißen und für die Naturwissenschaften zu begeistern wußte. In den ersten Jahren seiner Hohenheimer Thätigkeit hatte F. in 15 Wochenstunden alle naturwissenschaftlichen Fächer zu behandeln: Chemie, Geognosie mit Mineralogie, Botanik und Zoologie; dabei lag ihm die Anlegung und Vervollständigung der botanischen und mineralogischen Sammlung ob. Im Lauf der Jahre wurden mit fortschreitender Theilung und Specialisirung der Naturwissenschaften für Chemie, Mineralogie mit Geognosie und Zoologie eigene Lehrstühle geschaffen, so daß F. nur noch die Botanik blieb, als deren Lehrer er bis zu seinem Ende wirkte. Auf botanischem Gebiet bewegt sich auch die Mehrzahl seiner Arbeiten, besonders aus den letzten Jahren seiner Thätigkeit. Zu größeren Arbeiten ließ ihm allerdings seine vielseitige Lehrthätigkeit keine Zeit.

Nekrolog in Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, Jahrgang 36, 1880. Lampert.

Fleischer: Heinrich Leberecht F., der große Meister der arabischen Philologie, wurde am 21. Februar 1801 in Schandau an der Elbe als Sohn des Steueramtsschreibers Johann Gottfried F. und seiner Gattin Johanna Christiane geb. Unruh, der Tochter eines Schullehrers in Prietitz geboren. Seine Ausbildung begann er in der Elementarschule seiner Vaterstadt, wo die früh sich kundgebende Begabung und der ausdauernde Eifer des Knaben ihm die Sympathie des Leiters der Schule, des Magisters Edelmann, zuwandten, der ihn über den Kreis des Lehrstoffes der Elementarschule hinaus in den Anfangsgründen der Gymnasialkenntnisse so weit vorbereitete, daß er Ostern 1814 in Tertia des Gymnasiums zu Bautzen aufgenommen werden konnte. Ostern 1819 wird er mit dem Reifezeugniß aus dem Gymnasium entlassen, unter dessen Schülern er eine bevorzugte Stellung eingenommen hatte. Wir finden ihn während dieser Zeit als jugendlichen Festredner bei Schulfeierlichkeiten und patriotischen Acten; als Fürsprech seiner Mitschüler vor vorgesetzten Lehrern, bei welcher Gelegenheit er einmal die Bitte der Mitprimaner in einem wohlgesetzten griechischen Distichon verdolmetschte, das bis zum heutigen Tag erhalten ist. Schon auf dem Gymnasium offenbarte sich Fleischer's Eifer für das Studium philologischer Disciplinen; sein Fleiß errang ihm das Vertrauen des als Herausgeber des Pausanias bekannten Rectors der Bautzener Schule, Siebelis, der ihn an den Correcturen dieses philologischen Werkes theilnehmen ließ. Auf dieser Stufe seiner Ausbildung charakterisirt ihn jedoch ein der einseitigen Beschränkung abgeneigtes vielseitiges geistiges Interesse. Die Aufzeichnungen aus jener Zeit lehren ihn uns in eifriger Vertiefung nicht nur in die deutsche, sondern auch in die französische und italienische Litteratur kennen. Sein ganz hervorragendes musikalisches Talent, das sich in frühem Knabenalter kundgethan hatte, verschaffte ihm Zutritt zu den Kreisen der gebildeten Gesellschaft, wo mannichfache Anregungen auf den empfänglichen Jüngling einwirkten. Auch die ersten Grundlagen seiner späteren Lebensaufgabe legt sein Privatfleiß schon während dieser Bautzener Gymnasialzeit vorahnend nieder. Als er das Gymnasium verließ, konnte er sich dessen rühmen, daß er den ganzen Text des Alten Testamentes in der hebräischen Ursprache durchgearbeitet habe. Und auch die Anfangsgründe des Arabischen hatte er sich aus einer Grammatik, die der bücherlüsterne Schüler unter allerlei Maculatur auf dem Markte aufstöberte und erstand, bereits auf autodidactischem Wege angeeignet, als er Ostern 1819 die Universität Leipzig bezog, um Theologie und orientalische Sprachen zu studiren.

Unter den Professoren der Hochschule übten besonderen Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung der berühmte classische Philologe Gottfried Hermann und der in biblischer Philologie ausgezeichnete Georg Benedikt Winer, selbst ein Schüler G. Hermann's, und eben erst kurz vorher in seine Laufbahn als akademischer Lehrer in Leipzig eingetreten. Seinen sprachwissenschaftlichen Neigungen konnte F. hauptsächlich in den Collegien dieses jungen Professors Genüge thun, dem er bald so nahe tritt, daß Winer den jungen Studenten schon im dritten Semester nicht nur in seine hebräische Gesellschaft aufnimmt, sondern ihm in den folgenden Semestern die Abhaltung eines chaldäischen Collegs überträgt, ihn sich immer mehr verbündet und in seine wissenschaftliche Werkstätte einweiht. Ebenso nahe stand er auch dem Arabisten der Universität Ernst Friedrich Karl Rosenmüller. Auch er läßt den Studenten F. mehrere Semester hindurch sein Colleg über die Elemente des Arabischen lesen und bestrebte sich auch sonst, die Interessen seines hervorragenden Hörers in allen Richtungen zu fördern.

So war denn F., lange bevor er selbst sein Lehramt in Leipzig einnahm, in jüngeren Jahren in ganz ungewöhnlicher Weise in die akademische Lehrthätigkeit eingeweiht worden. Speciell als Arabist von Beruf hat Rosenmüller allerdings keine hervorragende Stellung eingenommen. Er hat zwar durch einige Texteditionen auch zu den arabischen Studien beigetragen; diese bildeten jedoch nicht sein centrales Interesse. Er trieb diesen wichtigen und in seiner Selbständigkeit umfangreichen und vielverzweigten Theil der orientalischen Philologie, dessen große Bedeutung zu jener Zeit schon an den Hochschulen Deutschlands vielfach hervorgetreten war, mehr aus biblisch-philologischem Interesse, als Hülfsmittel zur Illustrirung der biblischen Realia. Zu wirklicher Vertiefung in die Fragen der arabischen Sprache war er nicht vorgedrungen. Und doch hatte Leipzig bereits einer ruhmreichen Tradition gerade auf diesem Gebiete sich zu rühmen. Hier war ja in der Mitte des 18. Jahrhunderts der große Johann Jakob Reiske als Extraordinarius vorangegangen, dieser als classischer Philologe und als Arabist gleich hochbedeutende Mann, der erste in Deutschland, der durch die blühende holländische Orientalistenschule angeregt, trotz der größten äußern Schwierigkeiten und Hemmungen, die arabische Philologie und Litteraturkunde zu selbständiger Geltung unter den philologischen Studien erhob. Aus dem wissenschaftlichen Lebenskampfe dieses Heroen der Wissenschaft schöpfte der Leipziger Student begeisterten Muth auf der Bahn, die zu betreten er sich anschickte. Zu dieser Zeit trat er auch mit dem berühmten Führer der semitischen Studien, dem Hallenser Professor Wilhelm Gesenius zuerst in Berührung. Eine der Fußwanderungen, in denen der Student während der Universitätsferien gerne Erholung suchte, führte ihn nach der Saalestadt, wo ihn der weltberühmte Professor in liebenswürdiger Weise aufnimmt, in seine arabische Gesellschaft einführt und an der entstehenden Disputation theilnehmen läßt.

Inzwischen kam der Abschluß seiner Universitätsstudienjahre, zunächst der theologischen, heran. Nachdem F. im Herbst 1823 vor dem Dresdener Consistorium das theologische Candidatenexamen mit Auszeichnung bestanden hatte, legte er Mitte Januar 1824 nach vorangegangenem Magisterschwur, in welchem die Candidaten unter anderm sich unter Eid verpflichten mußten „nicht Rache an den Examinatoren nehmen zu wollen, wenn sie das Examen nicht bestehen", das Universitätsexamen ab; am 4. März desselben Jahres wurde er zum Doctor creirt.

Nun mußte er sich auch über seinen zukünftigen Lebensberuf entscheiden. Seine Eltern hätten ihn am liebsten in der theologischen Praxis gesehen und schwere innere Kämpfe kostete von beiden Seiten die Erfüllung der vorwiegenden Neigung des pietätvollen Sohnes, fortan die Wissenschaft des Morgenlandes als Arbeitsgebiet für sein Leben zu erwählen. Um diesen Zweck zu fördern, zog es ihn nach Paris in die Nähe des Mannes, der zu jener Zeit die Summe der wissenschaftlichen Kenntniß vom Morgenlande repräsentirte, gleich groß als Mensch, als Gelehrter, Lehrer und Schriftsteller: Silvestre de Sacy. Seines Unterrichtes, seiner wissenschaftlichen Leitung und persönlichen Anregung theilhaftig zu werden, war der höchste Wunsch jener jungen Gelehrten aus allen Ländern Europas, die eine feste Neigung für die eben aufblühenden, von der theologischen Umarmung frei sich regenden orientalischen Studien faßten. Besonders für angehende Arabisten war de Sacy's Nähe ein unter den damaligen Verhältnissen nicht eben leicht zu erreichendes Pilgerziel geworden. Die materielle Ermöglichung der Erfüllung dieser Sehnsucht wurde F., außer einem mäßigen Magisterstipendium, durch die Erlangung der Stellung eines Hauslehrers beim ehe-

maligen Minister und Vertrauten Napoleon's I., Herrn v. Caulaincourt (Herzog von Vicenza) geboten, einer Stellung, die ihm noch in Leipzig unmittelbar nach Ablegung seines Examens durch Vermittlung eines ihm befreundeten jungen Kaufmanns Bernard sowie des berühmten Thüringer Hellenisten Karl Benedikt Hase, der damals als Professor des Griechischen an der École des Langues orientales in Paris wirkte, zugesichert wurde. Der französische Gesandte in Dresden, de Rumigny, brachte die Angelegenheit zum Abschluß. So durfte er denn bereits am 18. April 1824 seine Wanderung nach Paris antreten, um drei Jahre hindurch aus den besten Quellen orientalischer Wissenschaft zu schöpfen. Außer den Vorträgen de Sacy's (Arabisch und Persisch) hörte er bei Caussin de Perceval (Vulgärarabisch), bei de Chézy (Persisch), bei Jaubert (Türkisch) theils am Collège de France, theils an der École spéciale des Langues orientales vivantes, deren Curse damals noch in einem überaus bescheidenen, zur Bibliothèque nationale gehörigen Raume abgehalten wurden. Auch den intimen Verkehr mit gelehrten Aegyptern, die zu jener Zeit in Paris lebten, machte er sich für das Studium des lebenden arabischen Sprachgebrauches zu Nutze; er beruft sich in seinen früheren Arbeiten namentlich auf Mittheilungen des Mohammedaners Refaa und des Christen Ayda. Wie hoch Caussin seine Kenntniß des Vulgärarabischen schätzte, bewies er dadurch, daß er einmal, an der Abhaltung der Vorlesungen selbst verhindert, zwei Wochen lang sich durch F. vertreten ließ. Dieser arbeitet auch in der reichen orientalischen Handschriftensammlung der Bibliothèque nationale; „man sieht ihn täglich — so heißt es in einem gleichzeitigen Briefe eines jungen Orientalisten — mit ungewöhnlichem Eifer im Manuscriptensaal der königl. Bibliothek". Hier erwirbt er den Apparat von Abschriften und Collationen für seine späteren Textpublicationen, namentlich für die bald zu erwähnenden Ausgaben des Abulfeda und des Baidhawi, sowie für seine Arbeiten über die Erzählungen der Tausend und Einen Nacht. Auch die auf derselben Bibliothek befindlichen arabisch-koptischen und griechisch-arabischen Glossare studirte er sorgfältig und reihte sie seinen Materialien an. In hervorragendster Weise wurde jedoch die Ausgestaltung seines wissenschaftlichen Charakters durch den persönlichen Umgang mit de Sacy entschieden, der in ihm bald seinen Jünger erkannte und ihn mit seinem vollen Vertrauen auszeichnete. „Ich zähle es — schreibt er ihm kurz nach seinem Abgang aus Paris — zu den größten Diensten, die ich der orientalischen Litteratur geleistet habe, solche Schüler wie Sie gebildet zu haben, deren es freilich nicht viele giebt." Das Vertrauen de Sacy's erwidert F. bis an sein Lebensende mit einem andauernden pietätvollen Cultus des Andenkens seines großen Lehrers. „Quem vivum dilexi et admiratus sum, eum, jam defunctum, si fas est dicere, tamquam consecratum colo et veneror" (Vorrede zu Caspari's Ausgabe des Enchiridion studiosi). Durch de Sacy tritt er auch den Pariser Gelehrtenkreisen gesellschaftlich näher, wird er in die Société asiatique eingeführt und auch mit manchen Celebritäten bekannt gemacht, die zu jener Zeit gerne an der großen Werkstätte der Wissenschaften arbeiteten. Von diesen dürfen wir besonders Wilhelm v. Humboldt nennen, der ihn am 18. Mai 1828 durch Silvestre de Sacy zu einem Besuch aufforderte und ihm bei dieser Begegnung versprach: „bei der ersten Gelegenheit an mich zu denken" (Brief Fleischer's an seinen Vater).

In diese Zeit fällt auch die Veröffentlichung seines „ersten litterarischen Kindleins" (eigene Worte): Kritische Bemerkungen zu dem ersten Bande der Habicht'schen Ausgabe der Tausend und Einen Nacht (Journal asiatique 1827.

Octoberheft, S. 217 ff.), in welchem sich bereits seine souveräne Beherrschung des Entwicklungsverlaufes des Schriftarabischen kundgibt.

Nach Abschluß der Pariser Studienzeit trat an den von Haus aus mittellosen jungen Gelehrten die Frage der Begründung einer festen wissenschaftlichen Lebensstellung immer dringender heran. Was sich ihm zunächst darbot, war nicht nach seinem Geschmack. Die ihm angebotene Stellung eines Erziehers des jungen Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen lehnte er ab; ebenso den ihm von de Sacy beantragten Posten eines arabischen Dolmetschers bei dem Generalgouverneur der französischen Besitzungen am Senegal. Noch in Paris trug er sich, zunächst um Gelegenheit zu gewinnen den Orient zu besuchen, mit dem Gedanken, in den Dienst des Baseler Missionsinstitutes zu treten; er knüpfte auch Verhandlungen in dieser Richtung an, wurde jedoch durch den einsichtsvollen Director der Anstalt von jenem Vorhaben zurückgebracht.

Nach Deutschland 1828 zurückgekehrt, machte er seine wissenschaftliche Erfahrung zunächst im Dienste der Dresdener Sammlung orientalischer Handschriften (454 Nummern) nutzbar, deren 1831 in Druck erschienenen Katalog er anfertigte. Im selben Jahre vervollständigte er auf Grund Pariser Handschriften Reiske's Ausgabe von Abulfeda's „Muslimischen Annalen" durch Edition des arabischen Textes und einer lateinischen Uebersetzung der „Vorislamischen Geschichte" vom selben Verfasser. In der, seinen geistreichen Humor wiederspiegelnden meisterhaften lateinischen Vorrede schildert er die Verhältnisse, unter denen diese Litteratur in Deutschland zu leiden hatte. Sie waren freilich um etwas besser geworden, als zu Reiske's Zeit, der sich 1755 auch noch darüber zu beklagen hatte, daß in Leipzig nicht so viel arabische Typen vorhanden waren, um nur einen Bogen fortlaufend setzen zu können, von den Schwierigkeiten des Absatzes, die er in den grellsten Farben schildert, ganz zu geschweigen. Aber auch die Aussichten, als Orientalist im Vaterlande eine Anstellung zu finden, waren nicht eben günstig zu nennen. F. mußte sich zunächst damit zufrieden geben, von 1831—1835 eine mühevolle Lehrerstelle an der Kreuzschule in Dresden anzunehmen, bis sein stetig anwachsender Ruf in den orientalischen Wissenschaften die Aufmerksamkeit des Auslandes auf ihn lenkte, die sich 1835 in der Berufung für eine orientalische Professur nach St. Petersburg kundgab. Schon war er gerüstet, seine Reise nach der russischen Universität anzutreten, als ihm das sächsische Unterrichtsministerium die durch Rosenmüller's gleichzeitig eingetretenes Ableben erledigte Leipziger Professur anbietet, für die er durch die Facultät (neben Rückert und Justus Olshausen) in Vorschlag gebracht war. Der vereinigte Zuspruch der hervorragendsten Mitglieder der Leipziger Hochschule (allen voran seines frühern Lehrers Winer), sowie die zuvorkommende Art, mit der das Dresdener Ministerium die nach Petersburg geleistete Zusage lösen half, erleichterten ihm den patriotischen Entschluß, sich seinem Vaterlande zu erhalten. Am 19. October 1835 war seine Ernennung vollzogen, mit Ostern 1836 trat er das akademische Lehramt an. In die Zwischenzeit fällt die Veröffentlichung von „Samachschari's Goldenen Halsbändern", einer muthigen Arbeit, in der er zu allererst gegen die saloppe Art, mit welcher sein liebes Arabisch durch einen in der öffentlichen Meinung hochangesehenen Gelehrten textkritisch und exegetisch mißhandelt wurde, mit überlegener Sicherheit in die Schranken trat. Sein Lehramt trat er mit den beiden Dissertationen „De Glossis Habichtianis" zu den vier ersten Bänden der Tausend und Eine Nacht an, nicht nur aus scharfsinniger Beobachtung der Sprach-eigenthümlichkeiten, sondern aus umfassender Kenntniß des gesellschaftlichen Lebens des muhammedanischen Orients hervorgegangenen kritischen Bemerkungen

und Excursen zu Habicht's Ausgabe und Glossirung der Tausend und Einen Nacht, wie man leicht merkt, eine Fortsetzung der Pariser Erstlingsschrift. Ein Jahr darauf folgt die Ausgabe von „Alis hundert Sprüchen arabisch und persisch paraphrasirt von Raschideddin Watwat" (Leipzig 1837).

Die Vorlesungen umfaßten gleich beim Antritt seiner akademischen Lehrthätigkeit einen sehr weiten Kreis der orientalischen Studien. Die Lectionskataloge aus jener Zeit zeigen, daß er viel Collegia über alttestamentliche Bücher und auch über Aramäisch gelesen hat. Sein Interesse am Syrischen spricht sich übrigens in dem anerkennenden Dank aus, den ihm der angesehenste Syrologe jener Zeit, der Breslauer Professor Bernstein für die seinem syrischen Chrestomathie-Glossar (in der Halleschen Literaturzeitung) gewidmeten kritischen Bemerkungen öffentlich spendete (1838). Außer den hebräischen und aramäischen Collegien liest er über Arabisch (auch „Vergleichung der arabischen und hebräischen Grammatik"), Persisch und Türkisch, erklärt er, mit großer Abwechslung in der Auswahl der interpretirten Autoren, Litteraturwerke dieser Sprachen. Dabei lenkt besonders noch eine in mehreren Semestern wiederkehrende Vorlesung unsere Aufmerksamkeit auf sich, die er unter dem Titel: „Doctrinam dogmaticam Muhammedanorum enarrabit simulque dicta probantia e Corano et Sunna petita interpretabitur" ankündigte. Jedoch bereits mit Anfang des zweiten Jahrzehntes seiner akademischen Lehrthätigkeit sehen wir das Hebräische und Aramäische aus dem Kreis der Vorlesungen ausgeschaltet und denselben auf den immerhin noch genug ausgiebigen Umfang der „drei islamischen Hauptsprachen" eingezogen. Denn aus dem Gesichtspunkt der islamischen Cultur tritt das Arabische sehr eng mit der von ihm abhängigen Litteratur des Türkischen und Persischen zusammen. So ordnen sie sich auch naturgemäß in den Studien- und Unterrichtsbereich Fleischer's ein. Wie innig er das Studium dieser Litteraturen mit dem des Arabischen zusammenhielt, bezeugen um diese Zeit sein musterhafter „Katalog der arabischen, persischen und türkischen Handschriften der Leipziger Rathsbibliothek" (1838), später seine umfangreichen kritischen Studien über Ausgaben und Uebersetzungen persischer Litteraturwerke (namentlich in der Zeitschr. der Deutschen morgenländ. Gesellsch., Bd. 31—34). Für die Erlernung des Persischen hat er auch ein Hülfsmittel geboten durch die deutsche Bearbeitung der „Grammatik der lebenden persischen Sprache von Mirza Mohammed Ibrahim" (1847), die 1875 eine zweite Auflage erlebte. Es ist auch in biographischer Beziehung nicht ohne Interesse, daß es eben das Gebiet des Türkischen ist, auf welchem sich mercantile Speculation seines Namens bediente, um einem kleinen Lehrbuch guten Markterfolg zu sichern; es ist der in Wien 1853 erschienene „Vollkommene und schnelle türkische Selbstlehrer", unter den Türkenjüngern jener Zeit als „kleiner Fleischer" bekannt, dessen Verbreitung man durch die Flagge des irreführenden Verfassernamens „H. F." Fleischer jedenfalls zu fördern meinte.

Der wahre Mittelpunkt der lehrenden und litterarischen Thätigkeit Fleischer's lag jedoch im Arabischen. Zur Zeit des Auftretens Fleischer's herrschten auf diesem Gebiete in der deutschen Wissenschaft kaum noch gefestigte Zustände. Der Betrieb der in dieser Sprache niedergelegten immensen Litteratur entsprach wenigstens nicht den Anforderungen, die F. in der Unterweisung und der gelehrten Thätigkeit de Sacy's an dies Gebiet der philologischen Wissenschaft zu stellen lernte. Zunächst waren in der Ergründung der Gesetze des Sprachgebrauches, der inneren und äußeren Sprachform des classischen Arabisch die Werke jener orientalischen Schulen nicht genügend berücksichtigt worden, die aus lebendiger Kenntniß die Thatsachen, Gesetze und Regeln der Sprache

in einer beispiellos reichen Litteratur von Grammatiken, Wörterbüchern und Commentaren festgelegt hatten. Das gründliche und umfassende Studium dieser einheimischen philologischen Litteratur sollte das Mittel sein zur Erreichung einer vollkommenen Kenntniß dessen, was richtiges Arabisch ist. „Der nächste größere Fortschritt der Grammatik des Arabischen — sagt er darüber selbst — wird einerseits von einer genau abwägenden Vergleichung und Würdigung der morgenländischen Sprachlehrer selbst nach ihren verschiedenen Schulen, andererseits von einer möglichst umfassenden und aufmerksamen im Geiste unserer Sprachwissenschaft ausgeführten Durchforschung des in den maßgebenden Sprachdenkmälern vorliegenden grammatischen Materials ausgehen." Durch die Forschung in diesen beiden Richtungen solle die Grundlage für eine positiv empirische Beherrschung des classischen arabischen Sprachgebrauchs geschaffen werden. Auf die einheimische philologische Litteratur hatte de Sacy sein bahnbrechendes grammatisches Werk gegründet; die Erforschung dieser Litteratur legte er immerfort als Ausgangspunkt aller arabischen Philologie seinen Schülern ans Herz; um in sie einzuführen, schuf er eben während Fleischer's Pariser Studienzeit seine „Anthologie grammaticale" mit jenen litteraturhistorischen Anmerkungen und Excursen, die noch heute, nach 75 Jahren, nicht veraltet sind. Diesen Weg weiter beschreitend, immer weiter in die Tiefen der sprachgelehrten Litteratur der morgenländischen Philologen selbst vorwärtsdringend und ihren weiten Umfang immer mehr und mehr umfassend hat F. in seinem Unterricht und in seinen Schriften die Methode de Sacy's in Deutschland weiter entwickelt und im Studium der arabischen Sprachkunde zur Geltung gebracht. Viel Gewicht legte er dabei nach Anleitung dieser Litteratur auf die begriffliche Erklärung der sprachlichen Thatsachen. „Seine hohe Begabung für logische Abstraction, in der Schule Gottfried Hermann's genährt, führte ihn zu engem Anschluß an die Theorien der arabischen Grammatiker; freilich vertieft er sie vielfach" — so charakterisirt Th. Nöldeke seine Methode. Dies bildete den Angelpunkt seiner Vorlesungen; dafür wirkte er auch durch die aus seiner Schule hervorgegangenen Anregungen, die zur Herausgabe und Bearbeitung der hervorragendsten Schriften der arabischen Sprachgelehrten führten. In der Litteratur hat er die wesentlichsten Resultate seiner auf die einheimische sprachwissenschaftliche Litteratur gegründeten Methode in seinen die zwei umfangreichen Bände der Grammatik de Sacy's von Paragraph auf Paragraph begleitenden, zunächst in den Sitzungsberichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften serienweise (in 11 Stücken) erschienenen „Beiträgen zur arabischen Sprachkunde" dargelegt; nicht etwa bloße Glossen und Verbesserungen, sondern im organischen Anschluß an de Sacy zum großen Theil tief grabende Ausführungen über einzelne Fragen der Formenlehre und Syntax.

Daran schließt sich nun auch seine Thätigkeit für die correcte Behandlung der arabischen Texte in den Editionen. Von dieser gilt hauptsächlich, was unlängst Merx in seinem Beitrag zur Festschrift der Universität Heidelberg (1903) bei Gelegenheit seines, einem der besten Schüler Fleischer's, Heinrich Thorbecke, gespendeten Ruhmes zur Würdigung des Lehrers selbst aussprechen konnte, „dem die deutschen Arabisten ihre streng grammatische Erziehung zu sprachlicher Genauigkeit und Sauberkeit in erster Linie verdanken". Erst durch Fleischer's strenge formale Disciplin ist auf arabischem Gebiet eine den Anforderungen der philologischen Methode entsprechende arabische Textbehandlung eingebürgert worden. Es herrschte früher viel Sorglosigkeit auf diesem Felde. Hier griff F. mit seinen zum Theil recht voluminösen „Textverbesserungen" zu den Editionen Anderer ein. Mit selbstloser Bereitwilligkeit stellte er sein

Können und Mühen den Arbeiten seiner Jünger und Fachgenossen zur Verfügung. Es gibt wol wenig arabische Editionswerke aus dem vierten bis achten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts, in deren Vorreden Rath und That Fleischer's, die er in selbstloser Weise Nahen und Fernen zur Verfügung stellte, nicht zu verdanken waren; wenige, die nicht die Spuren seiner bessernden kritischen Akribie und Mithülfe an sich tragen, die in der Regel den verzweifeltesten Textproblemen mit sicheren Aufschlüssen oder mindestens mit scharfsinnigen Conjecturen gewachsen waren. Er galt mit Recht als Praeceptor Germaniae auf diesem Gebiet. Mit Vorliebe pflegte er indessen in solchen Beiträgen zu den Werken Anderer, deren Werth seine Mitwirkung erhöhen sollte, auch das Feld der semitischen Lexikologie; wir nennen nur die Beigaben zu J. Levy's zwei lexikalischen Werken (Chaldäisches Wörterbuch zu den Targumim, 2 Bde., 1867—68; Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim, 4 Bde., 1876—89), in deren Anhängen F. eine Fülle lexikalischer Bemerkungen aufgespeichert hat.

Seine eigene umfangreichste Textarbeit ist die Herausgabe des Commentars von Baidhawi zum Koran (in 2 Quartbänden, Leipzig 1846—48), ein bleibendes Muster genauer Textbehandlung. Auf die Interpretirung dieses Werkes fiel (seit dem Wintersemester 1844/45) auch zumeist der Schwerpunkt seiner arabischen Vorlesungen. Dies bot den Hörern den Vortheil, neben der sprachlichen Belehrung auch in die wichtigsten Fragen der islamischen Religionskunde und in die Terminologie und den Ideengang ihrer Scholastik eingeführt zu werden. Der Verfasser war Dogmatiker und läßt dies in seinen Ausführungen fühlen. F. widmete das Werk dem Andenken Johann Jakob Reiske's, „dem unvergleichlichen Mann", „litterarum arabicarum inter Germanos principis", „der gerade vor 100 Jahren, am 21. August 1748 den neuen Lehrstuhl der arabischen Sprache an der Universität Leipzig antrat". Seine weitverzweigte Thätigkeit gestattete ihm nicht, die auf dem Titelblatte in Aussicht gestellten Indices selbst zu liefern; mit denselben überraschte ihn die liebevolle Pietät seines ehemaligen Schülers, Professors Winand Fell (Münster), dessen mühevolle Ergänzung der Arbeit des Lehrers 1878 mit dem Vorwort desselben ausgehen konnte.

Neben den classisch-arabischen Zielen nahm im Unterricht Fleischer's auch die Pflege der Kenntniß der späteren Epochen, sowie der volksthümlichen Erscheinungsformen der arabischen Sprache eine hervorragende Stelle ein. Die die Sprödigkeit der Classicität in der Formenlehre und Syntax, sowie in der Bedeutungslehre durchbrechenden Nuancen der späteren Sprachstufen hat er in seinen Darlegungen mit feinem Sinn beachtet. Schon seine frühesten Arbeiten galten den die freiere Sprachform darstellenden Texten der Tausend und Einen Nacht. Er selbst setzte die durch Habicht begonnene und durch dessen Tod mit dem 8. Bande ins Stocken gerathene Ausgabe dieses merkwürdigen Erzählungswerkes, für dessen Ursprung und Wachsthum sich de Sacy in hervorragender Weise interessirt hatte, vom 9.—12. Bande fort (1842—43). Er war weit davon entfernt, in pedantischer Weise die Documente des thatsächlichen, im Fluß begriffenen Sprachlebens auf den Leisten der classischen Gesetzgebung zu spannen und sie nach erstarrtem todten Regelwerk zu schulmeistern. Darüber hat er sich auch in seiner Abhandlung „Ueber Thaalibi's arabische Synonymik mit einem Vorwort über arabische Lexicographie" (1854) ausgesprochen, wo er auch darauf Gewicht legt, daß abendländische Gelehrte häufiger als es bis jetzt geschehen, die lebenden arabischen Dialekte an Ort und Stelle erforschen. In der That sind aus Fleischer's Schule zu allererst die auf örtlichen Erfahrungen gegründeten wissenschaftlichen Darstellungen und

Materialiensammlungen über vulgärarabische Dialekte hervorgegangen, die dem wissenschaftlichen Sprachstudium einen sich immer mehr erweiternden Horizont eröffnet haben. Aus unausgesetzten Sammlungen zur Kenntniß des über den classischen Gebrauch hinaus sich entfaltenden Lebens in dem lexikalischen Vorrath der Sprache sind die, freilich auch auf den classischen Sprachgebrauch sich erstreckenden „Studien über Dozy's Supplément aux dictionnaires arabes" (sieben Stücke in den Berichten der Sächs. Ges. d. Wissenschaften 1881—1887) hervorgegangen.

So hat denn F. in mündlicher und schriftlicher Lehre seine Lebensaufgabe in der allseitigen Erforschung der arabischen Sprachgesetze und Sprachthatsachen und in der Erziehung zu gewissenhafter strenger Disciplin in der Handhabung der Denkmäler dieser Sprache erblickt und bethätigt. Dies bildete das Rückgrat seiner wissenschaftlichen Forderungen, erschöpfte aber nicht ihren vollen Umkreis. Er war zum wenigsten gewillt, seine Schüler auf den trockenen grammatikalischen Formalismus zu beschränken, wenn er auch die Zucht in diesen Dingen am höchsten bewerthete und seine Vorlesungen auf sie concentrirte. Niemals hat er jedoch seine Jünger vor der Aufnahme von Anregungen verschlossen, die aus anderen Schulen kamen, die seine, vorwiegend auf ein umschriebenes Centrum gerichteten Unterweisungen vervollständigten. Die Klage, daß er diese Bestrebung mit einseitiger Ausschließlichkeit vor Augen hielt, ist hin und wieder erhoben worden. Sie wird jedoch widerlegt durch die persönlichen Erfahrungen seiner Schüler sowie durch die mit seiner Billigung in den verschiedensten Richtungen der orientalischen Wissenschaft sich verzweigenden Arbeiten der aus seiner Schule hervorgegangenen Gelehrten.

Fleischer's Auditorium wurde Jahrzehnte hindurch als die Stätte betrachtet, an die man sich zu wenden habe, um eine tüchtige arabische Schulung zu gewinnen. Man konnte da außer den deutschen Studenten fast in jedem Semester auch Hörer aus verschiedenen nichtdeutschen Ländern sehen, sehr oft auch Männer, die die akademischen Studienjahre hinter sich hatten und zur Vervollkommnung ihrer Kenntnisse sich um den Unterricht des deutschen „Scheich" bewarben. Zur Zeit, als Verfasser dieser Blätter den Vorzug genoß, zu den Hörern Fleischer's zu zählen, war das Dutzend der Theilnehmer an den arabischen Collegien auf sechs Nationen vertheilt. Die Collegien wurden in ersprießlicher Weise (seit dem Sommersemester 1837) ergänzt durch die allwöchentlich an einem Abend gehaltene Arabische Gesellschaft. An derselben nahmen zuweilen auch Professoren der Leipziger Universität Antheil, die von irgend einer Seite ihres Faches am Arabischen Interesse hatten. In dem soeben bezeichneten Zeitraum waren die Professoren der Theologie Franz Delitzsch, Gustav Baur und E. Kautzsch regelmäßige Theilnehmer der Arabischen Gesellschaft.

Die unleugbar große Wirkung, die F. auf die orientalischen Studien in Europa übte, findet ihren Grund nicht nur in der Solidität seiner Lehre und in dem großen geographischen Kreise, in dem seine unmittelbaren Schüler verbreitet waren, sondern vornehmlich auch in der persönlichen Anziehungskraft, durch die seine Schüler und Fachgenossen sich an ihn gefesselt fühlten. Wie Heinrich Ewald den Meister de Sacy als „virum non ob doctrinae tantum copiam sed ob animi candorem insignem" preist, so konnte man diese Ruhmesworte auch auf den bedeutenden deutschen Schüler des großen französischen Orientalisten anwenden. Erhebend war seine Hingebung an die Schüler, seine hülfsbereite Theilnahme an ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. Ihr Abgang aus Leipzig war niemals als Trennung zu betrachten; nie hat man vergeblich um Rath und Belehrung an seiner Thür gepocht; es war ihm

das Opfer seiner Zeit niemals zu schwer; er war unermüdlich im wissenschaftlichen Briefwechsel mit den Kleinen ebenso wie mit den Bedeutenderen. Diese Hingebung erstreckte sich auch auf die Fachgenossen im weitesten Umfange. Wie seine gewinnende Umgangsform, sein humanes Wesen ihm in den nächsten Kreisen Liebe und Achtung gewannen, so hat auch im wissenschaftlichen Verkehr die bescheidene, anspruchslose Art seiner Belehrung, und, im Streitfalle, der urbane nachsichtsvolle Ton seiner Polemik — zu einer schärferen Zuspitzung derselben ließ er sich nur in seltenen Fällen hinreißen — die Zahl seiner Verehrer immerzu vermehrt. Dieselbe reichte bis in die Kreise der morgenländischen Gelehrtenwelt, in die der Ruf seiner einzigartigen Vertiefung in ihre sprachgelehrte Litteratur gedrungen war. Sehr enge Verbindung pflegte er mit den in Syrien (Beirut) unter dem Einfluß der amerikanischen Mission sich entfaltenden Culturbestrebungen (Naszif al- Jazidschi, Butrus al- Bustani), mit ihren nach europäischem Muster eingerichteten politisch-socialen, belletristischen und wissenschaftlichen Zeitungen und sonstigen Editionen. Mit den eben genannten hervorragendsten Vertretern dieser Bewegung wechselte er oft Briefe, in denen einzelne sprachliche Momente der nach Leipzig eingegangenen Publicationen verhandelt wurden. Die gelehrten Syrer anerkannten ihn als ebenbürtigen Scheich. Mit seinem Empfehlungsbriefe an Butrus ausgerüstet konnten junge europäische Gelehrte, die nach Beirut kamen, zuvorkommender Förderung und Freundschaft in jenen Kreisen sicher sein.

Ein fruchtbar nachwirkender Gedanke Fleischer's war die Gründung einer Deutschen Gesellschaft, die berufen sein sollte, als Vereinigungspunkt der Bestrebungen auf dem Gebiete der orientalischen Wissenschaften zu dienen. Nach dem Muster der in Frankreich bereits seit 1821, zuerst unter dem Präsidium de Sacy's eröffneten Société Asiatique mit ihrem „Journal Asiatique", entwarf er im J. 1843 im Verein mit Rödiger, Pott (Halle), Olshausen (Kiel), Heinrich Brockhaus (Leipzig) und v. d. Gabelentz (Altenburg) den Plan einer Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, die sich 1845 constituirte und seit 1846 mit ihrer „Zeitschrift" und ihren sonstigen Publicationen zur Förderung der verschiedenen Zweige der orientalischen Studien in Deutschland kräftig beigetragen hat. Die Annalen dieser Gesellschaft, die der geschäftsführende Vorstand zu ihrem halbhundertjährigen Bestande entwarf, künden die erfolgreiche Arbeit, die er, der in der Liste der Mitglieder die Nummer 1 trägt, in der Organisation und Leitung der Gesellschaft, der Vervollkommnung ihres litterarischen Organs geleistet hat. „Obwohl niemals verantwortlicher Redakteur — heißt es da — hat doch Fl. nicht nur die Interessen der D. M. G. in seinem langen Leben wie kein Zweiter vertreten und gefördert, sondern auch auf die Zeitschrift und Redaktion durch Rath und That einen im Besondern großen Einfluß geübt." Zur Feier ihres 25jährigen Bestandes (1870) publicirte er selbst als Festgabe die neuplatonische Schrift „Hermes Trismegistus an die menschliche Seele", nach einer Handschrift der Leipziger Rathsbibliothek, in arabischer und deutscher Sprache, womit er in Reiske's Spuren trat, der schon 1736 seine Aufmerksamkeit diesem merkwürdigen Denkmal zuwandte.

Neben diesem stets mit großer Hingebung gepflegten gesellschaftlichen Wirkungsgebiet hat F. auch eine gewissenhafte Amtsthätigkeit der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften gewidmet, der er seit ihrer Gründung (1846) angehörte und 1855—1883 zuerst als stellvertretender, dann als erster Secretär seine Dienste widmete. Ein großer Theil seiner litterarischen Publicationen ist in den Sitzungsberichten dieser Gesellschaft erschienen, die ein Bindemittel mehr war, um ihn an seiner sächsischen Heimath und insbesondere

an seinem Leipzig festzuhalten. Einen ehrenvollen Ruf nach Berlin (1860) lehnte er ab.

Seiner großen Berühmtheit und weitausgreifenden Wirksamkeit entsprachen die Auszeichnungen, die ihm von Universitäten, Regierungen und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes zu Theil wurden. Die Universitäten Königsberg (1844), Prag (1849), St. Petersburg, Dorpat (1874) und Edinburgh (1884) ernannten ihn zum Ehrendoctor; die Académie des Inscriptions et Belles-lettres (an Stelle Böckh's, 1861), die Akademie der Wissenschaften in Berlin (1874), die niederländischen Institute in Amsterdam und Haag, die bairische Akademie, die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, die ungarische Akademie, sowie die wissenschaftlichen Gesellschaften in Christiania und Kopenhagen u. a. m. erwählten ihn in die Reihe ihrer Mitglieder, sowie ihn außer der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft auch die Royal Asiatic Society in England und die American Oriental Society unter ihre Ehrenmitglieder reihten. Die Regierung seines sächsischen Vaterlandes zeichnete ihn wiederholt durch Verleihung hoher Orden und Ehrenzeichen aus; in derselben Weise bezeigten ihm auch die österreichisch-ungarische, bairische, russische und italienische Regierung ihre Anerkennung; 1868 erhielt er den preußischen Orden pour le mérite. Bei seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum (1874) ehrten ihn seine Vaterstadt Schandau und die Stadt Leipzig durch die Erwählung zum Ehrenbürger. Zur selben Gelegenheit wurde ihm zu Ehren von Schülern und Freunden ein bei der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft zu verwaltender Fonds gestiftet, dessen Erträgniß als „Fleischer-Stipendium" alljährlich einem jungen Orientalisten ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität zuerkannt wird. Ein erlesener Kreis von früheren Schülern widmete ihm zu diesem Jubelfeste eine gelehrte Sammelschrift u. d. T.: „Morgenländische Forschungen" (Leipzig 1875): „eine Reihe tüchtiger Arbeiten aus sehr verschiedenen Gebieten der orientalischen Studien, welche nur dadurch untereinander verbunden sind, daß sie alle die Schule Fleischers bewähren" (Nöldeke).

Bis hart an das Ende seiner irdischen Laufbahn hat er seine Lehrthätigkeit gewissenhaft erfüllt. Er hatte noch die Freude, an die mit seinen Zusätzen bereicherte gesammelte Ausgabe der in Zeitschriften, in den Sitzungsberichten der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften u. a. m. zerstreuten Aufsätze und Abhandlungen („Kleinere Schriften", 3 Bde. 1885—88) selbst Hand anlegen zu können und die Ausführung derselben bis etwa zur Hälfte des dritten Bandes zu leiten. Kurz vor seinem 50jähr. Professorenjubiläum (19. October 1885) schlich sich eine immer bedenklicher sich gestaltende Krankheit an ihn heran, durch die er sich aber an der Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeit und seiner Lehrthätigkeit, die er bis 17. November 1887 fortführte, nicht stören ließ.

Er starb am Abend des 10. Februar 1888 und wurde am 13. auf dem Johannisfriedhofe zu Grabe getragen. An seiner Bahre sprachen Worte des Abschieds der Sanskritist Professor Ernst Windisch im Namen der Universität und der Morgenländischen Gesellschaft, sein ältester Schüler Professor der Theologie Franz Delitzsch im Namen der Schüler.

F. war seit 27. September 1836 mit Ernestine Mathilde, Tochter des sächsischen Brigadeauditeurs a. D. Friedrich Leberecht Jäsing verheirathet; sie starb am 14. Juli 1898. Von seinen Söhnen wirkt Dr. Kurt F. als Professor an der Fürstenschule in Grimma; der Jurist Georg F. als Handelskammerdirector in Leipzig; sein Schwiegersohn ist kaiserl. russ. wirkl. Staatsrath Dr. Ferdinand Mühlau, Professor der Theologie früher in Dorpat, gegenwärtig in Kiel.

Heinrich Thorbecke, Dem Andenken Heinrich Leberecht Fleischers (Zeitschrift d. deutschen morgenländ. Gesellsch. Bd. 42, S. 695—700). — August Müller, H. L. Fleischer (Bezzenberger's Beiträge z. Kunde d. indogerm. Sprachen, Bd. 15, S. 319—337); dasselbe in englischer Uebersetzung (Smithsonians Report for 1889. Washington 1902, S. 507—525). — J. Goldziher, Emlékbeszéd Fleischer H. L. felett (in ungarischer Sprache, Budapest 1889, unter den Denkreden d. ungar. Akademie d. Wissenschaften Bd. 5, Nr. 4). — Zwei Vorträge (noch im Manuscript) von Prof. Kurt Fleischer gehalten in der XII. und XIII. Jahresversammlung (1902 und 1903) des Sächs. Gymnasiallehrervereins. — Briefliche Mittheilungen desselben und seiner Schwester, Frl. Mathilde Fleischer in Leipzig, auf Grund der seit 1812 geführten Tagebuchaufzeichnungen und von Familienbriefen ihres Vaters, für welche der Unterzeichnete hier auch öffentlich seinen Dank ausspricht. Ignaz Goldziher.

Flemming: Karl F., geboren am 10. November 1806 in Gröbers bei Leipzig, † am 1. November 1878 zu Glogau, ein besonders auf dem Gebiete der Jugendlitteratur und Kartographie verdienter Buchhändler. F. begann seine Selbständigkeit durch Uebernahme der im J. 1790 gegründeten Günther'schen Buchhandluug in Glogau, welche er unter seinem Namen weiterführte. Sie pflegte in der Hauptsache nur das Sortiment, weniger den Verlag, F. dagegen legte den Schwerpunkt seiner geschäftlichen Thätigkeit auf den Verlag und zwar mit dem Erfolge, daß sich aus der ursprünglich bescheidenen Firma ein Geschäftshaus ersten Ranges entwickelte. Namentlich war es das Gebiet der Jugendlitteratur, welchem sich Flemming's Thätigkeit hauptsächlich zuwandte und man kann wol sagen, daß er eine lange Reihe von Jahren den litterarischen Markt in dieser Beziehung völlig beherrschte. Es genügt, aus der großen Reihe von Autoren Thekla v. Gumpert zu nennen, deren Jugendschriften seit Jahrzehnten zu Lieblingen des deutschen Volkes gehörten und noch jetzt geschätzt und beliebt sind. Das von ihr herausgegebene „Töchter-Album" (zur Zeit in 49 Bänden vorliegend), ebenso ihr „Herzblättchens Zeitvertreib" (in 48 Bänden erschienen) haben sich bis in die jüngste Zeit das Anrecht des Hausfreundes in der deutschen Familie erhalten. Ein weiterer Zweig, den F. mit Sorgfalt pflegte, war das geographische Gebiet. Die Reymann'sche Karte von Mittel-Europa, ein Riesenwerk, das später, 1874, in den Besitz des Großen Generalstabs überging, Handtke's Kartenwerke ꝛc. waren hochgeschätzt und ernten noch jetzt rühmliche Anerkennung. Namentlich die Generalkarten, welche ganze Erdtheile, sowie die einzelnen Länder und Provinzen, ganz besonders auch die Atlanten von Sohr-Berghaus, Richter, Rohr ꝛc. erfreuen sich weiter Verbreitung. Auch verlegte er eine Anzahl landwirthschaftlicher Werke, welchen Theil des Geschäftes er 1876 an Hugo Voigt in Leipzig verkaufte. Die wachsenden Ansprüche in technischer Beziehung und die mangelnde Befriedigung derselben in Glogau veranlaßten F., seinem Geschäft Druckerei, Steindruckerei und Lithographie beizufügen, und diese Anstalten zusammen repräsentirten schon zu seinen Lebzeiten ein Handlungshaus ersten Ranges. Nach Flemming's Tode ging das Geschäft an seine beiden Söhne und von diesen (15. Mai 1888) an Dr. H. Müller und Carl Dünnhaupt über, die sämmtlich die seitherige Firma beibehielten. Letztere gestalteten die Firma in eine Actiengesellschaft um. Karl Fr. Pfau.

Florencourt: Franz Chassot von F., bedeutender Publicist, wurde am 4. Juli 1803 in Braunschweig geboren. Seine Vorfahren gehörten einer alten normannischen Familie an. Sowol sein Großvater, der um 1780 aus

Frankreich einwanderte und in die Dienste des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig trat, als sein Vater bekannten sich wenigstens äußerlich zur katholischen Religion, waren aber beide mit protestantischen Frauen verheirathet. Der Knabe wurde in der Confession seiner Mutter erzogen, ohne jedoch ein inneres Verhältniß zum evangelischen Glauben zu gewinnen. Der gänzliche Mangel lebendiger Religiosität im Elternhause, der Skepticismus des Vaters und die oberflächlichen Lehren der Schule boten ihm, der von Haus aus tief religiös veranlagt war, weder Halt noch positive Förderung. Mit allen Fragen und Zweifeln sich selbst überlassen, wurde er ein leidenschaftliches, tief verschlossenes Kind, dem es ohne Glauben auch an Kraft fehlte, die ihm von den Eltern ertheilten Sittenlehren zu erfüllen. In seinem Buche „Meine Bekehrung zur christlichen Lehre und christlichen Kirche" (Paderborn 1852) schildert F. eingehend diese Qualen und Kämpfe seiner jungen Jahre, deren fortwirkende Spuren sich durch sein ganzes späteres Leben ziehen. „Man hört und liest viel von den glücklichen und unschuldigen Tagen der Jugend" — heißt es da — „ich habe diese selige, unschuldige Zeit der Jugend nie gekannt, und quälende Unruhe des Gewissens über die Verletzung des von meinen Eltern mir gelehrten Gesetzes ist die Grundstimmung, die schon den Knabend wachend und träumend peinigte." Segensreich fürs Leben war und blieb für ihn nur der Einfluß des natürlich-frommen Wesens seiner Mutter. „Das lebendige religiöse Grundgefühl, was auch in den wüstesten Perioden meines Lebens mich nie verlassen hat, und meine stete Sehnsucht nach einer Annäherung zu Gott schreibe ich diesem Einflusse zu." Dagegen blieb der von einem rationalistisch gesinnten Geistlichen ertheilte Confirmationsunterricht und die Confirmation selbst ohne jede bessernde Wirkung auf sein Innenleben. Im Gegentheil, „statt ein lebendiges, mündiges Mitglied der Kirche zu werden, war er nun erst definitiv ein todtes geworden". Auch während seiner Jünglingsjahre gelang es F. nicht, Plan und Haltung in sein Thun und Treiben zu bringen. Wir geben ihm darüber wieder selbst das Wort. „Die meisten Menschen", sagt er in der bereits erwähnten Schrift „Meine Bekehrung" (S. 51 ff.), „denen mit dem Glauben an Christus auch das Streben nach Heiligung und dereinstiger Seligkeit schon in der Jugend abhanden gekommen ist, erwählen als Surrogat dafür, als Norm ihres Dichtens und Trachtens, eine gewisse weltliche Klugheitslehre, um sich damit tüchtig zur Erringung der weltlichen Vortheile und der materiellen Güter dieser Erde zu machen, da sie von überirdischen Gütern einmal nichts mehr wissen. Ihre Sittlichkeit wird von einem instinctartigen Eigennutze geregelt. Wer aber, wie ich, sei es nun von Natur oder durch die Eindrücke des elterlichen Hauses, von der lebhaftesten idealistischen Sehnsucht und von einer unbegrenzten Liebe für alles, was den Menschen über sein bloß eigennütziges und thierisches Ich erhebt, getrieben und gestachelt wird, der muß nothwendiger Weise ohne Kompaß durch die Wogen wüst und wild umhergeworfen werden, wenn er den einzig möglichen Führer, Christus und sein Gesetz, außer Augen verloren hat. Die blos irdische Klugheit, die bis zu gewissen Grenzen auch ihr festes Gesetz hat, verachtet er, und die göttliche Offenbarung, nach der unbewußt sein ganzes Wesen lechzt, kennt er nicht, weil sein Blick für dieselbe verdüstert, sein Auge verschleiert ist. Ich gehörte einmal zu den Menschen, die das Gesetz aus Liebe erfüllen wollen und für welche ohne Liebe kein Gesetz vorhanden war. Hätte ich nun Liebe zu Christus und zu seiner heiligen Kirche gehabt, so würde ich auch das Gesetz, was diese uns auflegen, erkannt und zu erfüllen gestrebt haben. Statt dessen aber gab ich mich mit meiner Liebe irdischen Gegenständen hin, von denen ich alsdann das Gesetz ableitete, nach welchem ich für den Augenblick

zu handeln hatte. Die nothwendige Folge mußte planloses, leidenschaftliches Hineinstürmen ins Leben, mußte Zerstörung meiner selbst durch die Sünde sein. Aus dieser Andeutung mag man es erklärlich finden, wie ich von Hause aus in günstiger äußerer Stellung, wohlhabend, kräftigen Körpers und nicht ohne geistige Talente es dennoch nie zu einer bürgerlichen Stellung habe bringen können, Gesundheit und Vermögen zum guten Theil verschleudert habe, während unzählige andere, die weniger natürliche Gaben besaßen, alle diese äußeren Zielpunkte mit Leichtigkeit erreicht haben, eben weil ihre weltliche Klugheit nicht gestört wurde von unklarer Sentimentalität und idealistischer Ueberschwänglichkeit". Diese krankhafte, leidenschaftliche Sentimentalität wurde bei F. noch genährt durch eine ins Uebermaß getriebene verkehrte Lectüre. „Die große Bibliothek meines Vaters setzte mich in den Stand, schon als Knabe eine unendliche Menge von Gedichten und Romanen zu lesen, worin die überschwänglichsten Helden der Freundschaft, der Liebe und der Freiheit auftraten, und wodurch mein ohnehin zur leidenschaftlichen Sentimentalität gestimmtes Gemüth in immer krankhaftere Erhitzung hineingetrieben wurde. Schiller und Kotzebue, Jean Paul und August Lafontaine, wenn auch an Bildung und Intensivität des Gefühls himmelweit verschieden, wirkten doch gemeinsam auf dieses Ziel hin: auf Steigerung eines romanhaften Gefühls und auf unglückselige Uebertragung meiner Sehnsucht auf die verkehrtesten Gegenstände. Mit der Schwärmerei für Freundschaft begann die leidenschaftliche Irrfahrt durchs Leben schon auf der Schule; später trat eine durch Romane verbildete Geschlechtsliebe hinzu, und als drittes fand sich dann zuletzt die politische Schwärmerei für das Wörtchen Freiheit ein. In derartigen leidenschaftlichen Aufregungen habe ich meine Jünglingsjahre verbracht, und ein planloseres, immer nur an den augenblicklichen Moment gefesseltes Streben mag wohl selten gefunden werden. Zu diesem leidenschaftlichen Gefühlsdrange kam noch eine lebhafte Sinnlichkeit hinzu, wodurch der Zwiespalt und die Zerrissenheit meines Wesens nur noch mehr vergrößert wurde, indem meine überspiritualistische Gefühlsrichtung mit den Begierden in der erklärtesten Feindschaft war, beide ganz unvermittelt neben einander sich geltend machten. Dadurch kam denn auch wieder die Unwahrheit in mein von Haus aus offenes und hingebendes Wesen."

In diesen „folternden Widersprüchen" lebte F., bis er in seinem einundzwanzigsten Jahre die Universität bezog. Jetzt befreite er sich sehr bald von ihnen, indem er in kühner Speculation die Existenz eines Sittengesetzes überhaupt leugnete, Willensfreiheit und objective Moral abschaffte, alles aus dem nexus rerum erklärte und sich ganz auf sich selbst stellte in dem Gefühl: „ich habe das Recht so zu sein, wie ich bin, und nur meine Auffassungsweise, meine Gefühlsweise ist das Gesetz, wonach ich fortan zu leben habe". Für den Augenblick war damit der Kampf „zweier sich um ihn streitenden und sein Bewußtsein zerfleischenden Potenzen" von ihm genommen. Zunächst widmete er sich in Marburg vier Jahre hindurch dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften. Gleichzeitig wurde er ein eifriges Mitglied der Burschenschaft. In Marburg lernte er im Winter 1824 den früh verstorbenen Friedrich Begemann kennen, dessen Dichterseele einen tiefen Einfluß auf ihn gewann, der von allen Freunden „am Innerlichsten" auf ihn wirkte. Er war es, der „die Fittiche seiner Seele entfesselte, der ihn fühlen und wahr sein lehrte". Durch ihn bekam er Selbstvertrauen und Lebenssicherheit. Dem Andenken dieses Freundes und einer Besprechung seiner Gedichtsammlung „Blumen von der Saale" (Jena 1828) gilt einer der ersten Aufsätze Florencourt's, in dem er zugleich ein anschauliches Bild von dem damaligen Stu-

dentenleben entwirft. Sein eigenes Studentenleben setzte er weit über die gewöhnliche Frist hinaus fort und kann geradezu als Typus des „alten Studenten" jener Zeit angesehen werden. Die Burschenschaft bildete nach wie vor einen Hauptgegenstand seiner geistigen Thätigkeit. Er beabsichtigte auch ihre Geschichte zu schreiben, die jedoch an den Censurverhältnissen scheiterte. 1834 wurde er in die Demagogenuntersuchungen verwickelt und saß längere Zeit in Kiel auf dem Carcer der Universität. Obgleich freigesprochen mußte er doch die Hoffnung auf ein öffentliches Amt aufgeben und sah sich so durch den Zwang der Verhältnisse — er hatte sich inzwischen auch verheirathet — zur journalistischen Thätigkeit hingedrängt, besonders nachdem der Plan, nach Amerika auszuwandern und dort das Glück zu versuchen, im letzten Augenblick daran gescheitert war, daß ihm die für diesen Zweck bestimmte Summe in Hamburg gestohlen wurde. Durch Wienbarg trat er in Verbindung mit den in Hamburg erscheinenden „Literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle", deren Redaction er im J. 1838 übernahm. Sehr bald drang der Ruf seiner gewandten Feder in weitere Kreise. Aufsehen erregte namentlich ein Aufsatz, in dem er die Rechte der katholischen Kirche gegen die Eingriffe der preußischen Regierung vertheidigte und das Verfahren gegen den Erzbischof Clemens August von Köln scharf mitnahm, sowie ein anderer, der die Lügenhaftigkeit und Unrechtlichkeit der rationalistischen Geistlichen geißelte, nachdem einer von ihnen die Bibelgläubigen in Hamburg in einem Zeitungsartikel mit rohem wegwerfendem Hochmuth behandelt hatte. Beide Aufsätze sowie auch der oben erwähnte über Begemann finden sich zusammen mit zahlreichen anderen Beiträgen Florencourt's zu den „Blättern der Börsenhalle" wiederabgedruckt in seinem Buche: „Politische, kirchliche und literarische Zustände in Deutschland. Ein journalistischer Beitrag zu den Jahren 1838 und 1839" (Leipzig 1840). Geist und Scharfsinn, strenge Wahrhaftigkeit und ein hoher Idealismus zeichnen die ganze Sammlung aus. Ueberall dringt ihr Verfasser auf Gesinnung und bekämpft energisch den Indifferentismus und die „Lüge der Zeit".

1840 verließ F. Hamburg, wo er unter andern auch Wichern, den Vorsteher des Rauhen Hauses, als Freund gewonnen hatte, und zog nach dem Königreich Sachsen. Aus Leipzig ausgewiesen wandte er sich nach Thüringen und siedelte sich auf einem kleinen Landsitz in der Nähe von Naumburg an. Als Nachbar des alten Jahn zu Freyburg, der oft über Saale und Unstrut zu ihm herüberkam, lebte er hier eine Weile als einfacher Landmann und fand seine Befriedigung in der „conservativen Kraft des Ackerbaus". Das Amt eines Naumburger Stadtverordneten, das man ihm übertrug, legte er sehr bald wieder nieder. Aus der Zeit seines Naumburger Aufenthalts ist besonders sein Auftreten gegen Uhlich und die „Lichtfreunde" erwähnenswerth. Seine „Rede, gehalten in der Naumburger Versammlung der ‚protestantischen Freunde' am 8. Juli 1845" erschien im Druck Elberfeld 1846. Inzwischen begann er aufs neue mit größtem Eifer seine Tagesschriftstellerei. Nicht thatenlos vermochte er den Zeitereignissen zuzusehen. „Jener elektromagnetische Telegraph zwischen der Welt und unserem eigenen Herzen, der uns zu fortwährender Mitleidenschaft zwingt", ließ ihm keine Ruhe. In den „Blättern für literarische Unterhaltung" ließ er eine Artikelreihe über die „Politische Literatur der Gegenwart in Deutschland" erscheinen (Jg. 1843, Nr. 24—26, 57—59, 70—72) und betheiligte sich unter anderem an Biedermann's „Deutscher Monatsschrift" und dessen „Herold" sowie an Wigand's „Epigonen". Mit unerschütterlichem Rechtsgefühl trat er immer wieder für die Forderungen des Liberalismus ein, namentlich für Constitution und Preßfreiheit und

kämpfte andererseits unermüdlich für das Recht und die Unabhängigkeit der verschiedenen Glaubensrichtungen, ohne sich selbst an eine bestimmte zu binden. Es kommen hier in erster Linie seine „Fliegenden Blätter über Fragen der Gegenwart" (Heft 1—3, Naumburg 1845—46; Heft 4: „Ueber Bürgerversammlungen", Leipzig 1846) sowie seine „Zeitbilder" (Bd. 1—2, Grimma 1847) in Betracht, deren „mannbare, entschiedene Gesinnung, die weder nach oben noch nach unten Rücksichten nimmt", die Kritik rühmend hervorhebt, während sie zugleich die „schulmeisterliche Methode" tadelt, „die sich nicht selten mit einem gewissen pedantischen Hochmuth aufspreizt und das Recht für sich in Anspruch nimmt, allem, was außer ihr liegt, den Kopf zu waschen". (Vgl. Bl. f. lit. Unterh., Jg. 1847, S. 1256.) Aus derselben Zeit stammen die beiden Broschüren: „Der Polenproceß und die Polenfrage im August 1847" (Grimma 1847) und „Zur preußischen Verfassungsfrage" (Hamburg 1847). Von 1847 bis 1848 redigirte F., abwechselnd in Dresden und bei seiner Familie in Naumburg lebend, den sächsischen „Verfassungsfreund, Zeitschrift für Constitutionalismus und conservativen Fortschritt. Ein Oppositionsblatt gegen Radicalismus und politische Experimentierlust". So lautet genau der langathmige, aber höchst charakteristische Titel dieses Organs der conservativen sächsischen Adelspartei, das liberale und aristokratische Tendenzen in seltsamer Mischung vertrat. Als Leiter des „Verfassungsfreundes" gerieth F. in eine heftige Fehde mit seinem früheren Freunde Robert Blum.

Die Revolution von 1848 fand den ehemaligen Burschenschafter auf der äußersten Rechten. Die Methode seiner publicistischen Thätigkeit wurde jetzt eine andere. Während er früher mit vielen politischen Blättern weit verzweigte Verbindungen unterhielt und von irgend einer Tagesfrage ergriffen, „ein alter Landsknecht", bald diesem, bald jenem bei der Durchführung einer Fehde zur Seite trat, brach er jetzt alle diese Verbindungen ab und concentrirte sich auf einen eigenen Kampfplatz, den er sich in dem Hallischen „Volksblatt für Stadt und Land" schuf, dessen Redaction vom 12. April 1848 bis zum 31. August 1849 in seinen Händen lag. Ahlfeld, Jahn, Tholuck u. A. waren seine Mitarbeiter. Aus dem Programm, das F. zur Darlegung seines Standpunktes in der ersten von ihm redigirten Nummer veröffentlichte, seien hier nachstehende Sätze wiedergegeben, weil sie besser als alles andere zur Charakteristik ihres Verfassers dienen. Nachdem er betont hat, daß ihm „die christliche Ausbildung, der Geist der Milde und die eigentliche Weihe" fehle, fährt er fort: „Ich habe den Muth, das als wahr Erkannte offen zu bekennen, und Menschenfurcht ist mir fremd. Ich zähle die Feinde nicht, wo es die gute Sache gilt; vielmehr drängt es mich um so mehr, Zeugniß abzulegen und in die Bresche zu springen, je mehr die Gefahr wächst und je heftiger die Schaar der Feinde herandrängt. Muthig und treu! das sei unser Wahlspruch. Ich bin von jeher ein ganz entschiedener Anhänger einer wahrhaft constitutionellen Verfassung mit Preßfreiheit und freiem Vereinsrecht gewesen. In dieser Zeit der Lüge soll uns keine Rücksicht auf Vortheil oder Gefahr, sie komme von welcher Seite sie wolle, je davon abhalten, unsere vollste, aufrichtigste Meinung auszusprechen, und zwar so stark, so entschieden, so feurig, wie wir es nach unseren schwachen Kräften vermögen. In dieser Zeit des Abfalls und Verraths wollen wir treu bleiben dem, was wir stets verfochten haben, treu wollen wir bleiben dem constitutionellen Königthum, welches ohne Respekt und Ehrfurcht gegen die Krone nicht denkbar ist; treu wollen wir an den Rechten der Kirche halten, und jede kirchliche Vereinigung, sie sei, welche sie wolle, gegen Angriffe von außen oder gegen Majoritätsdespotismus von innen treu vertheidigen. Treu endlich werden wir unserer Grund-

anschauung aller menschlichen Verhältnisse bleiben, daß nämlich nichts haltbar auf die Länge ist und wenn es auch noch so glänzend erscheine, was sich nicht auf die tiefsten Grundlagen der moralischen Natur des Menschen gründet, was sich nicht auf Liebe und Glauben stützt. Die Lehren des Evangeliums haben wir stets auch auf die politischen Verhältnisse der Menschen und Staaten untereinander angewendet wissen wollen, und wir haben uns stets zu scharfem, bittern Tadel berechtigt geglaubt, wenn die Mächtigen dieser Erde diejenige Politik, welche das Christenthum lehrt, für sich nicht als bindend erachteten". — Ein Hauptziel für Florencourt's Angriffe bildete das Frankfurter Parlament, gegen das er sich in drei „Sendschreiben" (vgl. Volksblatt, Jg. 1848, Nr. 42, 44—46, 65, 66; auch separat erschienen Naumburg bezw. Grimma 1848) aufs heftigste aussprach, wie er auch ein erbitterter Feind der Berliner National-Versammlung war. Das „Volksblatt" hatte einen guten Erfolg. der aber F. auf die Dauer doch nicht befriedigte. Die Noth der Zeit, „eine Unsumme von Jämmerlichkeiten und Elendigkeiten, denen auch die stärkste Constitution zuletzt unterliegen muß", drückte ihn zu Boden, und so beschloß er zum zweiten Male, nach den westlichen Staaten Nordamerikas auszuwandern, „um seinen Kindern dort eine hoffnungsreichere Zukunft, sich selber, fern von den Schmerzen der Civilisation, ein ruhiges, in Gott gesammeltes Ende zu bereiten". Der Plan gelangte jedoch abermals nicht zur Ausführung und zwar infolge des energischen Protestes der „Volksblattgemeinde", die ihren Führer nicht verlieren wollte. F. blieb in der Heimath, wandte sich aber doch sehr bald anderen Aufgaben zu. Zusammen mit seinem Freunde Friedrich Maaßen gründete er in Rostock den „Norddeutschen Correspondenten", der vom 15. Juli 1849 ab erschien und „ein Organ, ein Führer, ein Vereinigungspunkt für die in Norddeutschland bis jetzt noch vereinzelt und versplittert dastehende conservative Partei werden sollte". (Vgl. das „Programm" im Volksblatt, Jg. 1849, Nr. 51 u. 52). In demselben Jahre schrieb er noch die Broschüre „Frankfurt und Preußen" (Grimma 1849).

Einen entscheidenden Wendepunkt in Florencourt's Leben bildet das Jahr 1851. Im April dieses Jahres trat er, der sich früher ausdrücklich als „religiösen Freidenker" bezeichnet hatte, in Schwerin zum Katholicismus über. Die Geschichte und den psychologischen Zusammenhang seiner Conversion, die Erfahrungen und Kämpfe, die ihn zu diesem Schritt drängten, schildert er ausführlich in der bereits erwähnten Schrift „Meine Bekehrung". Den letzten äußeren Anstoß gab seine Bekanntschaft mit dem mecklenburgischen Freiherrn Karl v. Vogelsang, der 1850 übergetreten war und nun im Verein mit dem Pastor Brocken in Schwerin F. in seinen Vorbereitungen wesentlich förderte und unterstützte. Dieser gab nach seinem Uebertritt seine kleine Einsiedelei bei Naumburg auf und zog, um mit seiner Familie fortan in einem katholischen Lande zu leben, nach Wien, wo er als Correspondent der „Deutschen Volkshalle" eine sichere Lebensstellung fand. Bald darauf übernahm er die Redaction dieses damals in Köln erscheinenden Blattes, überwarf sich jedoch nach wenigen Jahren mit dem Verwaltungsrathe und gab 1854 ebenfalls in Köln die „Politische Wochenschrift" heraus, in der er „ein dauerndes Organ für katholische Politik" zu begründen hoffte. Doch fehlten ihm Zeit und Kraft zur Durchführung seiner Pläne. Die „Wochenschrift" erwies sich nicht als lebensfähig und mußte im März 1855 eingehen. F. wurde in diesem Jahre Amtmann in dem westfälischen Städtchen Dringenberg und 1858 Procurator (Rendant) des Studienfonds zu Paderborn. Um 1870 ließ er sich pensioniren und lebte einige Zeit in Wien, von wo er jedoch bald wieder nach Paderborn zurückkehrte. Die Vaticanischen Decrete des Jahres 1870 riefen seinen ge-

harnischten Widerspruch hervor, er nahm an den Congressen zu München und Köln theil und schloß sich mit aller Entschiedenheit der altkatholischen Bewegung an. Noch einmal griff er zur Feder „als Greis und mit völlig gebrochener Kraft", wie er selbst sagt. In seinen „Katholischen Briefen" (Heft 1 — einziges — Wien 1871) behandelte er die weltliche Herrschaft des Papstes. Seine letzte größere Broschüre erschien 1872 unter dem Titel: „Ueber die Stellung und die Maßnahmen der Staatsregierung gegenüber dem Ultramontanismus". Als jedoch Bischof Reinkens sich allen Staatsgesetzen unbedingt unterwarf, trennte F. sich wieder von den Altkatholiken und nahm nunmehr, da er sich auch nicht zum Rücktritt zur Vaticanischen Kirche bewegen ließ, eine gänzlich isolirte Stellung ein. Auf seinem Sterbebett freilich erklärte er sich gegenüber vielen Versuchen, ihn zur Unterwerfung zu bestimmen, ausdrücklich als Mitglied der altkatholischen Gemeinde. In den letzten Jahren seines Lebens war es sehr einsam um ihn und er selbst, von Alter und Krankheit gebeugt, ein stiller Mann geworden. Zuletzt wurde er der besseren Pflege wegen in das städtische Krankenhaus zu Paderborn gebracht, wo in der Nacht vom 9. zum 10. Sept. 1886 ein sanfter Tod dies unruhvolle Leben abschloß.

Was F. als Publicist geleistet hat, überragt weit das Durchschnittsmaß gewöhnlicher Tagesschriftstellerei. Seine geistvollen, kernigen Worte fanden zu ihrer Zeit weiten Wiederhall im deutschen Lande. Seine Stärke lag in seiner Ehrlichkeit. Von Einseitigkeiten war er nicht frei, und der Charakterzug, daß er seine besten Freunde und Gesinnungsgenossen stets fallen ließ, wenn sie nicht in allen Punkten ebenso dachten und empfanden wie er, hat ihm viel geschadet. Im Kampf für seine Ideale vermochte er sich nie genug zu thun, fühlte aber selbst deutlich die Grenze seiner Kraft und den Abstand zwischen Gewolltem und Vollbrachtem, indem er bekannte, „daß er als Schriftsteller die eigenthümliche Eigenschaft habe, seine beste Thätigkeit nur in Gedanken und nicht mit der Feder auszuüben".

Vgl. Meyer's Conversations-Lexicon, Suppl.-Bd. 3. Hildburghausen 1853, S. 573/74. — G. Vapereau, Dictionnaire universel des contemporains. 2. éd. Paris 1861, S. 659. — C. F. Chevé, Dictionnaire des conversions (= Migne, Nouvelle Encyclopédie théologique, Série II, Tome 33). Paris 1852, Sp. 632 u. 1471—1506. — D. A. Rosenthal, Convertitenbilder a. d. 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Bd. 1, Abth. 2. Schaffhausen 1871, S. 464—471 u. 514—529. — Deutscher Merkur. Organ f. d. kath. Reformbewegung. Jg. 17, 1886, S. 297/98. — Köln. Volkszeitung v. 11. Sept. 1886. — J. F. v. Schulte, Der Altkatholicismus. Gießen 1887, S. 428. — A. Ruge, Fr. v. Florencourt u. d. Kategorieen d. polit. Praxis (in: Hallische Jahrbücher f. deutsche Wiss. u. Kunst, Jg. 1840, Nr. 281, 282); — Ders., Politik u. Philosophie (a. a. O. Nr. 292, 293). — Florencourt's „Politisches Glaubensbekenntniß" (Volksbl. f. Stadt u. Land, Jg. 1848, Nr. 90). — H. Pröhle, Fr. v. Florencourt. Eine Charakteristik (Bl. f. lit. Unterh., Jg. 1849, Bd. 2, Nr. 254, 255); — Ders., Feldgarben. Beiträge z. Kirchengesch., Literaturgesch. ꝛc. Lpz. 1859, S. 58—67. — K. Biedermann, Mein Leben u. e. Stück Zeitgesch. Bd. 1. Breslau 1886, S. 129 bis 134. — R. Rocholl, Einsame Wege. Lpz. 1881, S. 41/42; N. F. 1898, S. 113—121. — O. Pfülf, Herm. v. Mallinckrodt. Freib. 1892, S. 62, 103 ff.; — Ders., Cardinal v. Geißel. Bd. 1, 1895, S. 359 Anm., 2, 1896, S. 291 Anm., 323 Anm., 324, 423. — L. Pastor, Aug. Reichensperger, Bd. 1, 1899, S. 348, 352, 356 ff., 359, 383. — Besonders: O. Kraus, Das Volksblatt f. Stadt u. Land unter Fr. v. Florencourt (in: Allgem. Konserv. Monatsschr. Jg. 50, 1893, S. 369 ff. u. 481 ff.). Joh. Saß.

Florin: Johann Heinrich F., reformirter Theologe, ein tüchtiger Schulmann und Bekämpfer des Jesuitismus, geboren 1650 zu Niederneisen bei Dietz, † am 17. Januar 1700 in Herborn. Seine Studien machte er auf der Hohen Landesschule zu Herborn, wo sein Hauptlehrer in der Theologie der berühmte Professor Matthias Nethenus (s. A. D. B. XIII, 888) war. Im J. 1675 wurde er Collaborator d. i. Lehrer der Tertia am Herborner Pädagogium und zugleich Diakonus dasiger Kirchengemeinde. Am 11. Januar 1679 kam er als Rector und Prediger nach Siegen, von wo er 1687 als Pädagogearch und Professor der Beredsamkeit und Geschichte nach Herborn zurückberufen wurde. Im J. 1691 wurde er außerordentlicher und 1696, nach Johann a Lent's Tode, ordentlicher Professor der Theologie und Pastor zu Herborn. Zur Erlangung der theologischen Doctorwürde machte er 1699 eine Reise nach Basel. Bald nach seiner Rückkehr starb er an einem Schlagflusse.

F. hat eine Reihe vortrefflicher theologischer Schriften, zumeist polemischen Charakters, hinterlassen, deren Spitze gegen die Kirche Roms und gegen die Jesuiten gerichtet ist. Von besonderer Bedeutung ist seine unter der Aufschrift „Corn-Sprew, das ist Christl. u. gründl. Unterricht, wodurch Allen, beydes Reformirt und Römisch-Catholischen gezeigt wird, daß das Examen des Jesuiten Ludwig Corn über den christl. Trost vom Grund der Seligkeit gegen den Clevischen Hofprediger Joh. Hund nichtig sei von J. Hircano Engelberthi" 1684 erschienene Widerlegung des jesuitischen Machwerkes Corn's, betitelt: „Catholisches Examen", welches die Mitglieder genannten Ordens unentgeltlich in Siegen austheilten. Noch größere Beachtung fand aber die in Quart 1694 zu Herborn erschienene Schrift Florin's: „Hyperaspistes sive Defensor Veritatis Adversus errores, quorum nuper Vir nobiliss. & Jurispr. fama Celeberr., D. Joh. Heserus Religionem Reformatam, ad incrustandam suam ab ea apostasiam, insimulare non dubitavit". Kanzleidirector Joh. Heeser war im J. 1655, durch Jesuiten bearbeitet, von dem reformirten Bekenntnisse zum römisch-katholischen übergetreten. Nach seinem im J. 1690 zu Hadamar erfolgten Tode kam eine auf die Conversion dieses Beamten sich beziehende Schrift heraus unter dem Titel: „Belehrungsmotiven oder hellscheinende eysgraue katholische Wahrheit, welche weyland Joh. Heesern gezwungen, von der reform. ab & zu der alten kathol. Religion zu treten", Cölln 1691, welche zur Steuer der Wahrheit F. zu widerlegen in obengenanntem Werke sich gedrungen fühlte. Unter seinen Dissertationen und Tractaten findet sich auch: „Papa mulier s. oratio de Johanna Papissa, sedem papalem Leonem IV. inter & Bened. III. sortita", Herb. 1695. Eine prächtige philologische Schrift ist: „Fons latinitatis", öfters aufgelegt. Seine übrigen Arbeiten hat Vogel aufgeführt. Schließlich sei noch erwähnt, daß F. die theologische Ansicht seines Lehrers Nethenus von Adam's ewiger Verdammniß theilte. Seine große Bemühung, einem Werke desselben über dieses Thema zu einem Drucker und Verleger zu verhelfen, blieb ohne Erfolg.

Vogel, Archiv d. Nassauischen Kirchen- u. Gelehrtengeschichte. 1. (einziger) Band. Hadamar u. Coblenz 1818. — Cuno, Geschichte d. Stadt Siegen. Dillenb. 1872, S. 75 f. — Steubing, Geschichte d. Hohen Schule zu Herborn. Hadamar 1823. — Jöcher-Adelung. — v. d. Linde, Die Nassauer Drucke. Wiesbaden 1882. — Handschriftliches. Cuno.

Florinus: Franciscus Philippus F. In diesem Artikel A. D. B. VII, 131 ist die Ansicht ausgesprochen: Franciscus Philippus Florinus als Verfasser des a. 1702 erschienenen Werkes „Oeconomus prudens et legalis" sei ein Pseudonym. Der eigentliche Herausgeber sei der Pfalzgraf Philipp von Sulzbach. Nun aber hat dieser F. Ph. F. wirklich existirt: er war Pfarrer

in Edelfeld bei Sulzbach, wo er a. 1699 am 30. October ſtarb. Um 1675 war er Bibliothecarius Serenissimi (des Pfalzgrafen Chriſtian Auguſt von Sulzbach). Durch Letzteren war ſein Vater Clamerus F. a. 1661 aus Webfeld in Ober-Iſſel nach Roſenberg bei Sulzbach als Pfarrer berufen worden. Der Pfalzgraf — ſelbſt in hebraicis grundgelehrt — wollte die Pſalmen nach der Grundſprache mit genauer Accentuation überſetzen laſſen und beriefhiezu den Superintendenten Brawe, den Stadtprediger Fabricius und den Pfarrer F. ins Land.

Brauniſche Chronik v. Sulzbach. — Codex Nr. 7173 d. germ. Muſeums.

Heinrich Sperl.

Floerke: Guſtav F., Kunſthiſtoriker, Novelliſt und Italien-Schilderer, wurde am 4. Auguſt 1846 als Sohn des juriſtiſchen Senators G. Floerke zu Roſtock geboren, einer alteingeſeſſenen Familie entſtammend, wie ja auch trotz ſeiner vieljährigen Abweſenheit ſpäter er und ſeine Angehörigen in der Heimathsſtadt neu Wurzel ſchlugen; ſo iſt der Präpoſitus und Paſtor zu Kirch-Mulſow Joh. Ernſt F., der unter dem Namen „Eduard Stern" ſchriftſtellerte, 1824 zu Roſtock öffentlich gegen den Gebrauch des Plattdeutſchen ſcharf auftrat (K. Braun i. „Unſere Zeit" 1883, I, 372; K. Th. Gaedertz, Das niederdeutſche Schauſpiel II, 132) und um 1830 ſtarb, Guſtav Floerke's Großonkel. Auf dem Gymnaſium ſchon kündigten ſich bei F. dichteriſche Neigungen an, die jedoch erſt in der Berliner und Münchener Kunſtjünger-Periode ſowie beſonders am Tiberſtrande zu rechtem Nährboden und Blute gelangten. Er ſtudirte in Roſtock, dann zu Jena Jurisprudenz, wandte ſich aber unter Einfluß und Anleitung ſeines engſten Landsmanns, des Berliner Profeſſors Friedrich Eggers (ſ. d.), kundigen Herausgebers des „Deutſchen Kunſtblatts", in Berlin, wo er in der bekannten Litteratur-Geſellſchaft „Der Tunnel über der Spree" verkehrte und vielfache Anregungen empfing, der Kunſtgeſchichte zu, die er in München an der Quelle eifrig pflegte. Nach der hierſelbſt vorbereiteten Promotion in der Vaterſtadt und der im Anſchluſſe daran in letzterer durchgeführten Vollendung einer Baugeſchichte der vier Parochialkirchen Roſtocks, die 1871 als Diſſertation gedruckt, 1872 als „Die vier Parochial-Kirchen Roſtocks. Ein Beitrag zur Geſchichte des Backſteinbaues in der norddeutſchen Tiefebene (nebſt 16 Blättern Skizzen. Als Anhang: Anſicht der Stadt Roſtock aus dem 16. Jahrhundert mit einem Gedicht von Hans Sachs und Erläuterung)" die „Beiträge zur Geſchichte Mecklenburgs, vornehmlich im 13. Jahrhundert, herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Schirrmacher" eröffnete, ward er, wieder nach dem ihn überaus anmuthenden Iſar-Athen übergeſiedelt, mit einzelnen Mitgliedern des ehemaligen Dichterclubs „Die Krokodile" — Julius Groſſe, P. Heyſe, H. Lingg, W. Hertz bildeten damals den Reſt — näher bekannt, wenn er auch ſeiner freien ungebundenen Art nach intimeren und Hausverkehr kaum pflegte; dagegen verbanden ihn mit dem als Menſch wie als Lyriker gleich vortrefflichen bairiſchen Officier Heinrich v. Reder rege Beziehungen. Dieſe datirten aus ſeiner Münchner Studienzeit und waren in Frankreich, zumal bei einem Zuſammentreffen nach der zweiten Schlacht bei Orleans, noch enger geknüpft worden. F. hatte den Krieg 1870/71 als Vicefeldwebel im 30. norddeutſchen Infanterieregiment mitgemacht und da, durch einen Sturz verwundet, das Eiſerne Kreuz erworben. Aus Frankreich ſchickte er intereſſante eigenartige Briefberichte heim, die in ſeiner deutlichen und ſcharfen Weiſe perſönliche Erlebniſſe wiedergaben und als „Von unſern Truppen im Felde" 1871 geſammelt wurden; über den Durchſchnitt hervorragend, ſind ſie heute verſchollen und nicht auftreibbar.

Sogleich im Frühling 1871 ging F., nach flüchtigem Beſuche im Vaterlande, nach Italien, der Sehnſucht ſeiner ſchönheitsſeligen Seele, wo er raſch,

wie schon 1869, heimisch ward und am liebsten dauernden Aufenthalt genommen hätte. 1871—73 begann die feurige rastlos thätige Natur, die in der glänzend begabten Persönlichkeit gärte, in Rom sich auszuleben. Dort widmete sich F. mannichfachen kunstgeschichtlichen Studien, die freilich bei aller Tiefe des Interesses und allem feinen Verständnisse nie auf äußerliche Universalität abzielten. Schön steht an der Spitze seines litterarischen Debüts, jener Rostocker Kirchenbaugeschichte, der wohlbedachte Passus: „Die Kunstgeschichte ist eine jener Schwesterwissenschaften, die — jede auf eigenem Wege — die Vergangenheit zum Sprechen nöthigen, um so dem Menschen ein Bild seiner geistigen Entwickelung wiederherzustellen. Die Sprache der Vergangenheit, auf welche die Kunstgeschichte in erster Linie lauscht, ist die der Formen . . ."; ein Systematiker des Fachs war und ward F. nicht. So fing er denn auch damals an, in der „Gegenwart", der Wiener „Neuen Freien Presse" (die unter andern „Römischen Briefen" den auffallenden über „Das neue Rom und die neuen Römer" von ihm brachte), der „Magdeburgischen Zeitung" u. a. Tagesblättern gediegene, packende Feuilletons über Italiens Kunst und sociale Cultur zu bieten, wobei die Gemälde-Kritik im engern Sinne oft etwas kurz wegkam, ein flüssiger origineller Stil mit sehr feinen Bemerkungen über die Kunst und ihre Nachbargebiete aber stets entzückte. Wirkliche Novellen mit echten Farben von der Apenninenhalbinsel schlossen sich an, in den genannten u. a. großen Journalen, die Erstlinge in der heimischen „Rostocker Zeitung". Es müssen wol seine Kunstbriefe unter dem Strich gewesen sein, die 1873 dem noch jugendlichen Manne den Ruf als Professor der Kunstwissenschaften und Secretär der Großherzoglichen Kunstschule zu Weimar eintrugen; diese Doppelstellung versah er bis 1879. Da zog es ihn unwiderstehlich von neuem über die Alpen und fünf Jahre war er nun gleichsam ständiger Gast in Florenz, wo er 1881 Arnold Böcklin, den urwüchsigen Meister modern-individueller und großzügig-phantastischer Malerei, richtig kennen und bewundern lernte, so zwar, daß er mit ihm in Italien oft ununterbrochen, dann aber seit 1884 auch in Zürich in intimstem Umgange zubrachte. In Florenz kamen sie fast jeden Abend bei Rossi im Palazzo Strozzi beim Wein zusammen, den Sommer 1883 saßen sie bei La Spezzia in San Terenzo und der Vallata, und so setzte sich dieser intensive, beiderseits fruchtbare Umgang, immer zwischen Atelier und Weinstube wechselnd, eben noch fort, indem Böcklin den seit 1886 zum dritten Male in München Aufhältigen mehrmals daselbst besuchte. F. sah in diesem Verhältnisse ein Hauptmoment seines ganzen Fühlens, Denkens und Lebens, und er, der fast als Entdecker Böcklin's (in Nr. 46 S. 318 d. „Gegenwart" 1876, wo er in 9 Artikeln „Die 50. Ausstellung der Akademie der Künste zu Berlin" [Nrn. 41, 43—50] besprach), jedenfalls als derjenige zu betrachten, der den vielumstrittenen Schweizer mit auf sein Renommé „hinaufgeschrieben" hat, machte sich seit der Anknüpfung mit dem überaus hochgeschätzten Künstler genaue Notizen. Jedoch ist das 1881—83 Fixirte in der genannten Vallata zusammen mit einem Schatze von novellistischen Entwürfen, Skizzen und Studien untergegangen: ein Unfall, der für Floerke's ganze schriftstellerische Production, wenn er es auch nicht einräumte, verhängnißvoll wurde. Die Bedeutung des aus diesen Gesprächsaufnahmen erhaltenen litterarischen Torsos würdigen wir, weil es doch ein nachgelassenes, in dieser Form vom Verfasser kaum veröffentlichtes Werk, hinter den übrigen.

In den glücklichen Florentiner und nachherigen gleichsam Böcklin'schen Jahren ging F. der Sinn für den Zauber der italischen Landschaft vollends auf und er nahm gründlichst Einblick in Natur und Volk, wie sie seine damaligen, fast alle belletristisch verbrämten Schilderungen widerspiegeln. Und

seitdem gehörten die Niederschläge seiner poetischen Laune dem heutigen Italien und den Seelenschwingungen seiner Bevölkerung. F. blieb in München seit 1886 als freier Litterat mit Weib und Kindern wohnen. Im ganzen lebte der von Haus aus zum Welt- und Lebemann Angelegte nunmehr ziemlich zurückgezogen, pflegte wenig Hausverkehr außer mit den alten Freunden vom frühern Münchner Aufenthalt, so mit Oberst a. D. H. Ritter v. Reder, auch mit dem geistvollen Kunstkenner Adolph Bayersdorfer, Custos der Pinakothek, saß dagegen oft, gern und lange mit schaffenden Künstlern, namentlich Julius Severin aus Rom und einigen Schweizer Malern, z. B. dem verstorbenen Stäbli, in ein paar kleinen gemüthlichen Weinkneipen zusammen, so der bekannten im Floßmann'schen Hause an der Luitpold- und der „Dichtelei" in der Türkenstraße. Wie F. ein reichliches Drittel seiner bis 1892 währenden Münchener Anwesenheit schon an und für sich sehr leidend war, so daß er körperlich oft stark an der Production gehindert war, so setzten die für Geist und Gemüth erquicklichen Stunden beim Becher seiner Gesundheit arg zu. Zu diesen Gründen kamen familiäre, hier nicht näher anzudeutende, die einen Wegzug von München angezeigt erscheinen ließen, drum übersiedelte F., zumal auf Drängen seiner Gattin, 1892 nach der Geburtsstadt — ein halbgebrochener, ja theilweise schon ein stiller Mann. So ruhte in diesen letzten Jahren die gewandte Feder fast ganz, wie er weitere, auch frühere Beziehungen vielfach abgeschnitten hatte; freilich rissen die Fäden nach München, seinem liebsten Fleck auf deutscher Erde, nie ab — und so meinte ihn die Mitglieder-Todtenliste in den „Berichten des Freien Hochstifts zu Frankfurt a. M." N. F. XV, 175, im J. 1898 noch in München wohnhaft gewesen. Gestorben ist F. in Rostock am 15. October 1898. Seit längerem war F. nicht mehr der Alte, der von Geist und Witz sprühte, bei dem sich Gemüth und Verstand in der Unterhaltung wie in der Schriftstellerei die Wage hielten, in dessen spontanen Einfällen nicht weniger als in den von einem Künstlerauge gebornen italischen „Land und Leute"-Skizzen jedoch echte Poeten-Phantasie webte. Floerke's Witz mischte sich allmählich eine leichte, keineswegs bissige Satire bei, wie sie bei dem im Grunde seines Herzens sehr gutmüthigen Sanguiniker zunächst kaum zu erwarten stand. Deshalb besaß er, auf manche mündliche und feuilletonistische Aeußerungen hin, mancherlei Feinde. Im allgemeinen aber war der schöne, blühende Mensch mit dem genialen kühnen lebensfreudigen Kopfe bei Männern und Frauen äußerst wohlgelitten und arg verwöhnt. Der bekannte Münchener Historien- und Genremaler Theodor Pixis, mit F. gut befreundet, hat ihn einmal bei einer größeren Gruppe groß angelegter Illustrationen zu Richard Wagner's Tondramen als Modell für den Fliegenden Holländer benutzt, was dem Beschauer des haar- und bartumwallten sinnenden Hauptes der Photographie Floerke's (s. u. S. 609) leicht einleuchtet.

Reichthum an Wissen, Stil, Einbildungskraft bedingen die Wirksamkeit des Schriftstellers Floerke; zudem war er äußerst form- und sprachgewandt, beherrschte zumal das Italienische, in dessen Dialekten er verschiedentlich Bescheid wußte, wie ja genug Stellen seiner Skizzen und Geschichten zeigen. Obwol er von Haus aus Kunsthistoriker, insbesondere voll Interesse für Architektur war und auch wol zunächst als solcher zwei Mal für längere Zeit nach dem Lande der alten Kunst gewallfahrt ist, lagen doch seine Kraft und Lust zu litterarischer That mehr auf belletristischem Felde. Ja, auch die vielen ungemein anziehenden Kunstaufsätze, die F. im Laufe der Zeit an verschiedenen Stellen, so auch Besprechungen von Ausstellungen, z. B. den Münchnern, veröffentlicht hat, besitzen ihre Hauptstärke in der eindringlichen farbigen Darstellung. Als Litterat ohne die stoffliche Anlehnung seines Studiengebietes

trat er mit zwei netten rein poetisch erfaßten Versterten hervor, die der Arbeit des verbundenen Malercollegen bis zu gewissem Grade congenial sind und nicht mit Unrecht bei einem Vertreter alten Geschmacks das Beiwort „allerliebst" führen. Der erste war 1874 der dichterische Rahmen zu Moritz v. Schwind's, des drei Jahre vorher Verblichenen, wundervoller Wiedergabe deutscher Märchenromantik in dem Aquarellencyklus (1858) „Das Märchen von den sieben Raben (und der treuen Schwester)". Der zweite, frei erfundene, in demselben Jahre gedruckt, ist die Erzählung in Versen „Schwarze Bilder aus Rom und der Campagna", zu des Bildhauers Fritz Schulze originellen Silhouetten aus dem römischen Leben, so wie F. es eben damals warm erschaut und in sich aufgenommen hatte. Viel genannt in engeren Kreisen war seiner Zeit „Ein lustig Mirakelstück von der gar schweren Kunst der Malerei", sein 1878 für Weimars Kunstakademie geliefertes Gelegenheitsstück; in der kleinen thüringer Residenzstadt, in der damals noch reichlich die Intentionen der Goethe- und Karl August-Epoche blühten, war F. sehr gut angeschrieben und spielte eine ziemlich hervorragende Rolle: trotz seiner Sehnsucht über die Alpen wäre er wol nicht so rasch fortgegangen, hätten nicht gewisse höfische Rangstreitigkeiten Dissidien hervorgerufen.

Als sich F. nun für die Apenninenhalbinsel von neuem entschied, trat auch deren Milieu in seiner Schriftstellerei ein für alle Mal ausschließlich auf den Plan. Schon 1873 hatte er in der damals angesehenen „Spener'schen Zeitung" (Berlin) „Die Volskerin" erscheinen lassen, welche Erzählung auch F. selbst für so wohlgelungen angesehen haben muß, daß er sie später nicht bloß als ein schließendes Drittel der Sammlung „Italisches Leben" beigab, sondern auch als seine typische Repräsentantin für die Muster-Lese „Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner" verfügbar machte, wo sie 1886 mit Theodor Storm's „Aquis submersus" den XVIII. Bd. ausfüllte. Bei dieser Gelegenheit schickte Paul Heyse, dem F., ungeachtet der verschiedenen Temperamente und Lebensansichten, stets menschliche Dankbarkeit für freundliches Entgegenkommen und, mit auf Grund verwandter künstlerischer Tendenzen, litterarische Verehrung erwies, eins der dort üblichen knappen Lebens- und Charakterbilder voraus. Diesem entnehmen wir folgende Charakteristik, weil sie eben der Feder eines in des Schauplatzes wie in Floerke's Eigenart genau Eingedrungenen entstammt: „Von allen deutschen Erzählern, die Land und Leute des südlichen Italiens geschildert haben, hat keiner so tiefe Blicke in Geist und Art jener Volksnatur gethan wie Floerke, keiner mit so echten Lokalfarben jene Landschaften und ihre Staffage wiedergegeben. In seinen römischen, capresischen, volskischen Lebensbildern finden wir nirgends eine Spur der landläufigen Schönfärberei, welche sentimentale nordische Poeten, die nur mit flüchtigem Touristenblick diese Gegenden gestreift haben, fast ausnahmslos sich zu Schulden kommen lassen, ohne dadurch, wie es F. gelingt, den strengen Adel jener Formen, die charakteristische Anmuth und naive Größe des Stils, die jenen Gestalten eigen sind, nur entfernt zu erreichen. Bei ihm ist alles angeschaut, ergründet, erlebt, oft mit so überstrenger Wahrheitsliebe, daß der Erzähler sich nicht hat entschließen können, die zur novellistischen Vollendung seiner Skizzen nach der Natur erforderlichen Striche aus freier Phantasie hinzuzufügen", und demgegenüber bemerkt Heyse danach: „Erst die verklärende Erinnerung wird dem jetzt wieder in Deutschland Angesiedelten den Muth dazu geben. Die hier mitgetheilte Novelle („D. V.") indessen läßt auch in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig".

Schon vom December 1879 dedicirte F. aus Florenz seinem alten Kum-

pan, dem Maler J. Severin in München, den Band „Die Insel der Sirenen. Capresische Dorfgeschichten. Mit 25 Zeichnungen von Franz Arndt und Ch. Krohn“: das ist ein bunter Kranz von 17 zusammenhängenden Novelletten, mit erstaunlicher Verve aus der Boden-, Menschen-, Fremden-, Malersphäre des köstlichen Eilands sich seine Farben herausholend; Johannes Prölß (s. u.) hat später nach Autopsie mit Lob dem höchst naturtreuen F. in diesem Betracht vergleichend auf den Zahn gefühlt. Ueber ein Decennium danach legte F. seinen dickleibigsten, vielseitigsten und im einzelnen wol vollkommensten Sammelband vor: „Italisches Leben. Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern“ (1890), dem Münchener Freunde Oswald Schmidt bescheiden als „dies Stück Herbarium“ gewidmet. Sie pflegen eine Gattung, die ein Mittelding ist zwischen volkspsychologischer Skizze und Novelle, mehr und mehr sich zu letzterer auswachsend, welcher „die Volskerin“ schon ganz angehörte. Während die erste Ausbeute seines italienischen Wandern und Schauens, „Die Insel der Sirenen“, möglicherweise infolge der wenig günstigen Illustrationen, leider keine sonderliche Beachtung fand, schenkten eine solche wenigstens kundige Richter der zweiten, reichhaltigeren, technisch reiferen und gehaltvolleren, die ohne Anmaßung „Italisches Leben“ abzuspiegeln behaupten durfte. Leihen wir für diese bestgelungene der einschlägigen Schriften Floerke's, deren Art zugleich für sein Verfahren und seinen Stil typisch ist, einem guten Kenner des Menschen und des Litteraten sowol wie des stofflichen Vorwurfs das Wort, dem Dichter Julius Grosse: „Es sind nicht bloß geschlossene, abgerundete Novellen, nicht bloß kulturgeschichtliche Betrachtungen, nicht bloß farbige Sittenbilder, satte Lokalveduten und feuilletonistische Genreskizzen einzelner Figuren und ganzer Gruppen — es ist von allen etwas und somit ein neues Genre“, und obwol manchmal Anklänge an L. Steub und H. Noë auffstoßen, F. erkenne man doch „eigenartig und durchaus selbständig — ja . . . den berufensten Interpreten für Malermodelle und Malerabenteuer, nebenbei auch für Malerhumor und Malermoral“. Im Anschlusse hieran gibt Grosse (am unten notirten Orte) den echt italienischen Hintergrund nebst den entsprechenden Gestalten und meisterhaft erdachten Handlungen des Näheren an, in deren Mittelpunkt eben in der Regel der Maler, sein weibliches Modell und die diesen Verhältnissen entspringenden Conflicte stehen. Diese Conflicte der Leidenschaft steigert die bedeutendste Gabe, „Die Volskerin“ (ein Mädchen aus dem Volke mit seinen Wirrsalen zwischen Geliebtem, Clerus und einem Fremdlinge ist hier die Heldin), ein abgekürzter Volksroman und würdiges Seitenstück zu Manzoni's „Promessi sposi“, zu erschütterndster Tragik. Was J. Grosse danach weiterhin über Floerke's Stil und Technik in diesen gestalten- und farbenreichen drastischen Landschafts- und Menschenbildern sagt, das gilt so wahr von allen Reproductionen seiner zahlreichen Ausflüge in die Felsennester der Sabinerberge sowie Mittel- und Unteritaliens, wo er mit offenen Augen deutschen Spürsinns enge Fühlung mit dem Milieu der lebendigen und unbelebten Schöpfung nahm und das Gesehene poetisch umkleidet der Feder anvertraute. „Flörke's Gestalten“, faßt Grosse zusammen, „erscheinen mit allem Sonnenglanz, aller Farbenpracht italischer Sonne, aber auch mit allem Staub und Schmutz des Tages — keck herausgegriffen aus der Sphäre des Elends, der Noth, belebt mit der lachenden Laune des Uebermuths, mit der naiven Sinnenfreude am Dasein, mit dämonischer Leidenschaft der Liebe und Rache, wie sie nur Italienern eignen. Auch in seinen geschlossenen Novellen tritt die eigentliche Führung der Compositionslinie zurück neben der leichten flüssigen Plauderei. So bleibt alles gleichsam im Rahmen des Feuilletons, der Skizze, der Studie für die Mappe. Aber man würde

sehr irren, zu glauben, diese Art sei leichte Kost. Flörke schreibt prägnant und plastisch, aber seine Momentaufnahmen und Augenblicksbilder sind durchsetzt von geistreichen Paradoxen, Antithesen und vor allem von sophistischer Dialektik, dergestalt, daß man nur langsam lesen kann und daß alles suffisante Blättern, Kosten und Naschen ausgeschlossen bleibt". Endlich stellte F. für „Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von Julius R. Haarhaus" als Band VI 1896 eine Serie „Sommerfäden. Hundstage in Italien" zusammen, Ernstes und Heiteres, aber durchweg sachlich sicher Fundirtes aus der Mappe seiner liebevoll festgehaltenen Beobachtungen zu einem kaleidoskopmäßigen Guckkastenspiel verbindend. Vom feiernden Bummel in den Latiner Bergen führt der Autor uns über eine Campagnafahrt, Weinkellerfreuden, ein Bad im grünen Nemisee, Stillleben in den Castelli, durch capresisches Hafentreiben, einen Besuch im „verwunschenen Schloß", eine Vorstellung im Stadttheater von Pozzuoli, den Einzug der Malersleute in Assisi und die Andacht beim großen Heiligen Franz daselbst nebst einem Ausfluge nach dessen Klause zum eleganten Hausball beim Marchese von Assisi, ehrwürdige mystische Vergangenheit im fidelen Vergnügen lebendigster Gegenwart ausklingend. Alles in allem erscheint über Floerke's an Italien anknüpfende Schriftstellerei das Urtheil nicht übertrieben, daß deren Erzeugnisse in der langen Reihe subjectiver Streiflichter und Einzelgemälde italienischer Basis von Goethe, Seume, Wilh. Müller bis herunter auf Ad. Stahr, Gregorovius, V. Hehn, W. Kaden — von den wirklichen Romanziers, deren fruchtbarster Konrad Telmann, ganz zu geschweigen — nicht nur einen durchaus unabhängigen Rang behaupten, sondern mit am intensivsten sich in die Unterlagen vertieft und das Colorit von Land und Leuten am ungeschminktesten nachgeschaffen haben, trotzdem die Intuition von der poetischen Invention öfters überwuchert scheint. Diese Ursprünglich- und Anschaulichkeit als Floerke's Vorzug beruht einmal in seinem längern Aufenthalte inmitten der vorschwebenden Gebiete, anderntheils gewiß in dem ungemein nahen Verhältnisse zu dem gewaltigen Meister des Landschaftsbildes und dessen Ausstaffirung durch Humor und geistvolle Lichter, zu Böcklin.

Und wenn auch eingeweihte Bekannte um dies Verhältniß wußten, so überraschte doch Ende 1901, drei Jahre nach Floerke's Tod, das merkwürdige Buch „Zehn Jahre mit Böcklin", das die während des Zeitraums 1881—91 über die Gespräche mit Böcklin à la Goethe-Eckermann, jedoch mit ungleich stärkerem Mitreden des Berichterstatters gemachten Aufzeichnungen enthält und zwar so, wie sie nach dem Hinscheiden in Rostock vorgefunden wurden, von Floerke's Sohn in einem prächtig ausgestatteten Bande mit vielen Bildertafeln durch die Münchener Kunstanstalt Bruckmann beider Männer würdig vorgelegt. Freilich erhoben sich in der Presse sofort die verschiedenartigsten Stimmen, die das und jenes in Floerke's Mittheilungen bekrittelten oder gar anzweifelten, ja zum Theil die ganze Veröffentlichung als Indiscretion brandmarkten. Im ganzen fand jedoch sowol die Fülle werthvoller, interessanter Angaben über den Meister Böcklin und origineller Auslassungen desselben über Kunst und Künstler wie die Wiedergabe durch seinen geistreichen Interviewer und Glossator F. dankbaren Beifall. Aus einem an das Buch angeschlossenen ausführlichen (anonymen) Artikel i. d. „Grenzboten" heben wir einige für die Beurtheilung Floerke's nicht gleichgültige Sätze heraus, obzwar sie Wahres und Falsches arg mischen. „Floerke war ohne Frage ein feiner Kopf, ein Künstler des höheren Lebensgenusses, ein Hyperästhetiker, wie man heute sagt, den seine Ueberkritik wohl an schaffender Arbeit gehindert hat [!?], wenigstens scheint es begreiflich, daß, wer 10 Jahre lang einem Künstler beobachtend folgt und es

nicht über Anmerkungen hinausbringt, kein fruchtbarer Schriftsteller hat werden können. Für das Verständniß Böcklin's ist das auch übrigens gedankenreiche Buch jedenfalls wichtig, weil es viele Züge zu seinem Bilde bringt, die den meisten Lesern neu sein werden .... Noch mehr Freiheit des Urtheils wird man den Erzählungen und Berichten Fl.s (wie jeder Mittheilung eines Dritten) gegenüber haben dürfen, vollends aber seinen Schlußfolgerungen gegenüber und seinen Auffassungen, wo man außerdem immer mit dem Standpunkt einer bedingungslosen Verehrung Böcklin's zu rechnen hat: ‚Böcklin und Schwind sind unsere einzigen originellen und unerschöpflichen Künstler ...' .... Es kommen in diesen Gesprächen beinahe alle an die Reihe, große und kleine Künstler, Dichter und Musiker: Feuerbach, Lenbach, Leibl, Klinger, Hildebrand, Paul Heyse, Gottfr. Keller, K. F. Meyer, Graf Schack, um nur einige anzuführen, erhalten scharfe Streiflichter ... in Bezug auf die Lichtquelle kann man oft nicht unterscheiden zwischen Böcklin und Floerke, vieles ist jedenfalls von diesem allein, aber auch das ist lebendig und gescheit ... Oft fragt man sich: Was hätte hiezu der Alte gesagt? Oft auch, ob dies und das auch nur F. veröffentlicht haben würde. Wir meinen auch nicht etwa, F. hätte untergeschoben, vielmehr scheint uns alles sehr in Böcklin's Geist und Sinn gedacht zu sein ...."

Das verständliche Aufsehen, das dies actuelle, völlig unmittelbar gemeinte subjective Sammelbuch erregte, beweist die innerhalb weniger als Jahresfrist 1902 nöthig gewordene 2. Auflage, wo außer den für die Charakteristik des Verfassers interessanten Vorbemerkungen des Herausgebers (der auch eine Anzahl sachlicher Fußnoten beigesteuert hat) aus Notizbüchern Floerke's längere und kürzere Einschübe in mehrere kunsttechnische u. a. Capitel dazukamen; natürlich trugen die vortrefflichen Nachbildungen Böcklin'scher Gemälde, die das Werk zahlreich enthält, wesentlich zur Aufnahme im Publicum bei. Daß nun aus den vielen Besprechungen (der 1. Auflage) gerade diejenige i. d. „Grenzboten" (Nr. 49 v. 5. Dec. 1901, S. 475—489) hier genauere Rücksicht fand, liegt daran, daß fast nur diese auf Floerke's starken Antheil, überhaupt auf seine Persönlichkeit eingeht. Von den Referaten in den eigentlichen Kunstzeitschriften absehend, nennen wir noch als typisch das von Eduard Engels i. d. „Gegenwart" (Bd. 60, Nr. 45 v. 9. Nov. 1901, S. 294—97) und das Fr. Collberg's in „Ueber Land und Meer" (87. Bd. 1901/2, Nr. 5, S. 86), die sich beide lediglich an das im Buche Dargebotene halten. — Im übrigen nimmt es kaum wunder, daß, wie Collberg bemerkt, F. „nicht zu so hohem litterarischen Ansehen gelangt" ist wie sein directester Landsmann Ad. Wilbrandt (zwar „in seinen feinsinnigen Novellen und geistreichen Essays enthüllt sich doch eine echte Künstlerseele"). Denn einmal kümmerte er sich gar nicht um litterarischen Ruf und die Buchkritik; andererseits gilt bis zum Tode das Wort Heyse's von 1886: „Seine wissenschaftlichen Aufgaben und die Unstäte seines Lebens haben ihn bis jetzt noch nicht zu einer Sammlung der vielen Aufsätze und novellistischen Arbeiten kommen lassen, die er in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlichte". Von letzteren kommen außer den bereits genannten nach Mittheilung des Sohnes Dr. Hanns Floerke in Rostock, der für vorstehende Biographie etliche Fragen prompt beantwortete, in Betracht: „Neue Züricher Zeitung" für Novellen und Aufsätze (Nachruf auf Karl Hillebrand; Ueber Adolf Wilh. Keims in München Mineralfarben-Maltechnik), „Münch. Nst. Nachr." (besonders der Nachruf auf den Maler Svertschkoff, Reorganisator des Münchner Kunstgewerbes); für Novellen und Skizzen: Schles. Zeitung, Deutsche Rundschau, Westermanns Monatshefte, Kunst für alle, Illustrierte Frauen-Zeitung, endlich das Journal „Römische Blätter", dessen Redacteur

F. einige Zeit war. Da es der Sohn im August 1903 brieflich für noch ungewiß erklärt, ob von diesen verstreuten Leistungen etwas gesammelt erscheinen wird, so sei hier auf die Fülle seiner Gedanken des phantasievollen und klugen Aestheten aufmerksam gemacht, die dort schlummert. Paul Heyse's, der auch direct an mich einiges mittheilte, ausgezogene biographisch-kritische Notiz steht S. 3 f. vor Bd. 18 des „Neuen dtsch. Novellenschatz", Julius Grosse's ausführliche Würdigung i. d. 19. „Beilage zur Allgem. Zeitung" Nr. 82, 23. März 1891, S. 4; die Auslassungen Johs. Prölß' über die Capri-Geschichten ebd. 1901, Nr. 276 S. 5 (u. in P.'s netter Anthologie „Deutsch Capri" [1902] S. 30 u. 127—134). Kurzer Nekrolog ebenda 1898 Nr. 237 S. 8. Wol auf eigenen Daten Floerke's beruht der Artikel bei Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhs.[4 u. 5] I, 367 (u. 556); biographische Notiz bei (M. Maack, „Die Novelle" oder:) „Die bekanntesten dtsch. Dichter d. Gegenwart mit bes. Berücksichtigung der Novelle" (1896), S. 204. Artikel des Unterzeichneten (wo jetzt hiernach einiges zu berichtigen) in Bettelheims „Biogr. Jahrb. u. dtsch. Nekrolg." III, 240 f. Zur obigen Charakteristik Floerke's und seinem Dasein in München gaben seine dortigen Freunde Oberst H. v. Reder und Dr. med. Oswald Schmidt willkommene mündliche Aufklärung; viel in F.s Büchern. Porträt vor dem Böcklin-Werke F.s.

Ludwig Fränkel.

Floß: Heinrich Joseph F., katholischer Kirchenhistoriker, geboren am 29. Juli 1819 zu Wormersdorf bei Rheinbach (Regierungsbezirk Köln), † am 4. Mai 1881 zu Bonn. Er besuchte das Gymnasium zu Münstereifel, studirte dann Theologie und Geschichte in Bonn, wurde hier am 27. August 1841 Dr. phil. und empfing am 25. Septbr. 1842 die Priesterweihe. Seine erste Anstellung erhielt er hierauf als Kaplan in Bilk bei Düsseldorf, unter dem gelehrten Pfarrer Binterim, von dem er weitere Anregung zu historischen Studien empfing und in dem Entschlusse bestärkt wurde, sich ganz der wissenschaftlichen Thätigkeit zu widmen. Nach einer Studienreise und längerem Aufenthalt in Rom wurde er 1846 Repetent am theologischen Convict in Bonn, wo er sich am 6. Novbr. 1847 zugleich als Privatdocent für Kirchengeschichte und neutestamentliche Exegese an der katholisch-theologischen Facultät habilitirte, nachdem er am 15. März 1847 von der theologischen Facultät in Münster zum Dr. theol. promovirt worden war. Am 14. März 1854 wurde er außerordentlicher Professor der Kirchengeschichte, am 9. October 1858 ordentlicher Professor der Moraltheologie, neben welcher er aber auch die Kirchengeschichte weiter las. In den siebziger Jahren vertrat er während des damaligen Nothstandes auch andere Fächer und leitete die homiletischen und katechetischen Uebungen; so hatte er in diesen Jahren oft bis zu fünf Vorlesungen im Tage zu halten (vgl. Fr. Kaufmann, Leopold Kaufmann, Köln 1903, S. 223).

Den Anfang der reichen schriftstellerischen Thätigkeit von F. macht die philosophische Dissertation: „De animorum immortalitate" (Köln 1842). Eine Frucht seiner Studienreise bilden seine Ausgaben der Werke des hl. Makarius des Aegypters und des Johannes Scotus. Zuerst erschien: „Macarii Aegyptii epistolae, homiliarum loci, preces ad fidem Vaticani, Vindobonensium, Berolinensis, aliorum codicum primus edidit H. J. Floss" (Coloniae, Bonnae, Bruxellis 1850), mit ausführlichen Quaestiones criticae et historicae de Macariorum Aegyptii et Alexandrini vitis. Dann in Migne's Patrologie die Gesammtausgabe der unter dem Namen der beiden Makarius überlieferten Schriften, in welcher auch die Prolegomena der Makarius-Ausgabe von 1850 wieder mit abgedruckt sind: „Sanctorum Patrum Macarii Aegyptii, Macarii Alexandrini,

Opera quae supersunt omnia; ad fidem Vaticani, Vindobonensium, Berolinensis, aliorum codicum, partim primus edidit, partim edita recognovit, graece et latine"; Migne, Patrologiae cursus completus, Series graeca, T. 34, col. 1—448 (Paris 1860). Weiter veröffentlichte F. aus einer Berliner Handschrift zwei Bruchstücke, die er, der irrthümlichen Angabe des Berliner Handschriftenkatalogs folgend, dem hl. Makarius dem Aegypter glaubte zuschreiben zu dürfen, als Bonner Universitätsprogramm zum 3. Aug. 1866: „S. Macarii fragmenta duo e codice ms. Berolinensi nunc primum edita et latine reddita" (Bonnae 1866). Diese Veröffentlichung verwickelte ihn in eine ärgerliche Polemik mit dem Bonner Orientalisten J. Gildemeister, der bemerkte, daß die Bruchstücke einer unter den Werken des hl. Ephräm des Syrers stehenden Schrift angehören und die Gelegenheit aufgriff, sich an dem katholischen Collegen zu reiben, indem er, nicht damit zufrieden, den Irrthum sachlich zu berichtigen, denselben in einer Flugschrift: „Ueber die an der königl. preußischen Universität Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius" (Leipzig 1866) in hämischer und gehässiger Weise zur Discreditirung des Collegen auszuschlachten suchte. F. antwortete in der Broschüre: „J. Gildemeister und das Bonner Universitätsprogramm zum 3. August 1866. Eine kritische Würdigung der aus der Berliner Handschrift Nro. 18 veröffentlichten griechischen Fragmente" (Freiburg i. B. 1867), in welcher er, unter Zurückweisung der unberechtigten, durch den leicht verständlichen Mißgriff nicht motivirten Angriffe, insbesondere das Verhältniß seines Berliner Textes zu dem formell durchgängig stark abweichenden griechischen Text der Ephräm-Ausgaben eingehender behandelt. Gildemeister veröffentlichte darauf nochmals ein „zweites Wort": „Ueber die in Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius" (Elberfeld 1867). Als 122. Band von Migne's Patrologiae cursus completus, Series latina, erschien 1853 die Ausgabe des Johannes Scotus: „Joannis Scoti Opera quae supersunt omnia ad fidem Italicorum, Germanicorum, Belgicorum, Franco-Gallicorum codicum partim primus edidit, partim recognovit H. J. Floss" (eine neue Titelauflage 1865). Als Ergänzung der Ausgabe ließ F. später drucken: „Ein Festgedicht des Johannes Scotus an Karl den Kahlen. (Nachtrag zu meiner Gesammtausgabe der Werke, bei Migne in der Patrologia latina t. CXXII. Paris. 1853)" (Bonn ohne Jahr).

Die sonstige schriftstellerische Thätigkeit von F. bewegt sich größtentheils auf kirchengeschichtlichem Gebiete, und zwar insbesondere auf dem Gebiete der kirchlichen Geschichte und Alterthumskunde der Erzdiöcese Köln. Hierher gehören die Arbeiten: „Kurzer Bericht über eine bisher ungedruckte fränkische Diöcesansynodenordnung aus dem neunten Jahrhunderte" (Katholische Vierteljahresschrift f. Wissenschaft und Kunst, III. Jahrg. 1849, Heft 1, S. 78—96); „Reihenfolge der Kölner Bischöfe, Erzbischöfe, Weihbischöfe und der päpstlichen Nuntien in Köln" (zuerst in der 7. Auflage des Handbuches der Erzdiöcese Köln von 1854, in den späteren Ausgaben desselben wiederholt); „Geschichtliche Nachrichten über die Aachener Heiligthümer" (Bonn 1855); „Die Papstwahl unter den Ottonen nebst ungedruckten Papst- und Kaiserurkunden des IX. und X. Jahrhunderts, darunter das Privilegium Leo's VIII. für Otto I. Aus einer Trierer Handschrift" (Freiburg i. B. 1858); „De suspecta Librorum Carolinorum a Joanne Tilio editorum fide" (Bonner Universitätsprogramm 1860); „Dreikönigenbuch. Die Uebertragung der hh. Dreikönige von Mailand nach Köln" (Köln 1864); „Kölnische Chronik (1087—1378)" (Annalen d. histor. Vereins f. den Niederrhein, 15. Heft 1864, S. 178—187); „Münstereifeler Chronik (1270—1450)" (ebd. S. 188—205); „Das Kloster Rolandswerth bei Bonn" (Köln 1868; Separat-Abdruck aus den Annalen

des histor. Vereins f. den Niederrhein, 19. Heft 1868, S. 76—219); „Romreise des Abtes Markward von Prüm und Uebertragung der hh. Chrysanthus und Daria nach Münstereifel im Jahre 844" (Köln 1869; Separat-Abdruck aus den Annalen, 20. Heft 1869). Von 1870 bis zu seinem Tode war F. Vicepräsident des historischen Vereins für den Niederrhein und entfaltete als solcher eine eifrige Thätigkeit für denselben. Von seinen historischen Arbeiten aus diesem letzten Jahrzehnt seines Lebens, die er alle in den „Annalen" veröffentlichte, seien noch genannt: „Die Clematianische Inschrift in St. Ursula zu Köln" (26./27. Heft 1874, S. 177—196); „Das Kapuziner- und das Kapuzinessenkloster zu Bonn nebst einem Ueberblick über die ehemalige rheinisch-kölnische Kapuzinerprovinz" (27./28. Heft 1876, S. 260—284); „Kapellchen, Servitenkloster vom heiligsten Namen Jesu im Rheinbacher Walde" (28./29. Heft 1876, S. 306—350; 32. Heft 1878, S. 155—174); „Legende von St. Reinold" (30. Heft 1876, S. 174—203); „Lieder von der h. Ursula" (33. Heft 1879, S. 175—183); „Johann Kaspar Kratz, geb. zu Golzheim 1698 am 14. September, als Märtyrer gest. in Tongking 1737 am 12. Januar" (35. Heft 1880, S. 93—133); „Die Kämpfe am Rhein vor tausend Jahren" (36. Heft 1881, S. 83—109); „Eroberung des Schlosses Poppelsdorf, Sprengung und Erstürmung der Burg Godesberg und Einnahme der kurfürstlichen Residenzstadt Bonn; November 1583—Februar 1584" (36. Heft 1881, S. 110—178); „Actenstücke zur Geschichte des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied aus den Jahren 1543—45. Gesammelt von H. J. Floß, eingeleitet von L. Pastor" (37. Heft 1882, S. 120—176); „Vier Urkunden über Grundbesitz der Abtei Heisterbach zu Oberkassel" (37. Heft 1882, S. 177 bis 187); außerdem enthalten die Hefte 28/29 (1876) und 32—35 (1878—80) eine größere Anzahl von kleinen Beiträgen und Miscellen von seiner Hand. Aus dem Nachlaß von F. wurde noch die Schrift veröffentlicht: „Zum Clevisch-Märkischen Kirchenstreit. (Eine Erinnerung aus der früheren Geschichte des Kulturkampfes.) Nebst acht urkundlichen Beilagen" (Bonn 1883). Zahlreiche kirchenhistorische Artikel von seiner Hand enthalten auch die Kirchen-Lexika von Aschbach und von Wetzer und Welte, letzteres in beiden Auflagen (bei Wetzer und Welte sind u. a. die Artikel Aachen und Köln von ihm verfaßt). Lange Jahre hindurch war F. auch mit Vorarbeiten zur Fortsetzung der Hartzheim'schen Concilienſammlung beschäftigt, konnte aber bei der gesteigerten Arbeitslast in den siebenziger Jahren nichts mehr zum Abschluß bringen. Ein reiches actenmäßiges Material für die Verhältnisse an der Universität Bonn bietet die von F. anonym veröffentlichte „Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn mit einem Hinblick auf Breslau und die übrigen preußischen Hochschulen. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Universitäten im 19. Jahrhundert" (Freiburg i. B. 1862).

Chronik der Universität Bonn für das Jahr 1880/81, S. 3. — Lit. Handweiser 1881, S. 408. — Kölnische Volkszeitung 1881, Nr. 123.

Lauchert.

Flotow: Friedrich Freiherr von F., ein einst gefeierter Operncomponist, geboren am 27. April 1812 auf dem seiner Familie gehörigen Rittergute Rentendorf in Mecklenburg, † am 24. Januar 1883 zu Darmstadt. Eine sorgfältige Erziehung sollte ihn zur Diplomatenlaufbahn vorbereiten. Im J. 1827 begleitete er seinen Vater auf einer Reise nach Paris und hier, angeregt durch die vielfachen musikalischen Genüsse, erwachte sein Talent für Musik. Nach Erlaubniß des Vaters warf er sich in Paris unter Anleitung der besten Lehrer (genannt wird nur Reicha) auf das Studium der Musik, sowol praktisch wie theoretisch. 1830 vertrieb ihn die Revolution aus

Paris und er kehrte nach Mecklenburg zurück. Hier soll er sich besonders mit Compositionen für Kammermusik beschäftigt haben, doch ist davon weder etwas gedruckt noch sonst bekannt geworden. Als Pariser Schüler war sein musikalisches Denken und Empfinden nur auf die Oper gerichtet, und dieser Richtung ist er sein ganzes Leben getreu geblieben. Sobald sich die politischen Wogen in Paris wieder geglättet hatten, zog er mit einigen fertigen Opernpartituren nach Paris und brachte sie auf Privattheatern der Aristokratie zur Aufführung. Man nennt „Pierre et Cathérine", die auch später in Ludwigslust am mecklenburgischen Hofe zur Aufführung gelangte, ferner „Rob Roy" und „La duchesse de Guise". Der heitere melodiöse Charakter seiner Musik verschaffte F. bald einen Kreis Verehrer und im J. 1838 bestellte der Director des neu gegründeten Theâtre de la Renaissance die Composition der Oper „La naufrage de la Méduse", deren erster Act bereits von Piloty componirt war. 1839 wurde die Oper aufgeführt und erlebte 54 Wiederholungen, so daß Flotow's Ruf als Operncomponist begründet war. Auch in Hamburg wollte man sie geben mit der deutschen Uebersetzung von Friedrich, jedoch der Brand im J. 1842 vernichtete Partitur wie Textbuch. F. componirte die Oper unter dem Titel „Die Matrosen" von neuem und 1845 wurde sie in Hamburg aufgeführt, von wo aus sie auch auf andere deutsche Bühnen überging. Bei der leichten, melodiösen Erfindungsgabe, die Flotow zu Gebote stand, die allerdings sehr oft jeglicher edlen Empfindung entbehrte und nur zu sehr dem französischen oberflächlichen Geschmacke huldigte, war es ihm ein leichtes, die Opern wie aus dem Aermel zu schütteln. So entstand in der Zwischenzeit die Oper „Le forestier", die 1847 in Wien unter dem Titel „Der Förster", 1848 in London als „Leoline" und in einer Umarbeitung für die Große Oper in Paris 1846 als „L'âme en peines" erschien und sich überall der besten Aufnahme erfreute. Auch die Opéra comique öffnete ihm 1843 ihre Pforten und brachte am 1. December die Oper „L'esclave de Camoëns", sowie das Ballet „Lady Harriet" in Gemeinschaft mit Fr. Burgmüller und Deldevez. Aus dem Stoffe schuf der Textdichter Friedrich später das Buch zur „Martha" für Flotow. Zur selben Zeit wurde auch die Oper „Alessandro Stradella" gegeben, die 1844 in Hamburg erschien und von da aus über alle Bühnen ging. Die Oper „Martha" gelangte am 25. November 1847 in Wien zur Aufführung und wurde eine Lieblingsoper des Publicums, die sich lange Zeit auf den Bühnen hielt und erst in der neuesten Zeit in Vergessenheit gerieth. Die Revolutionsjahre 1848/49 verlebte er auf dem Familiengute in Mecklenburg. Erst am 19. November 1850 kam im königl. Opernhause in Berlin die Oper „Die Großfürstin", Text von der Birch-Pfeiffer zur Ausführung, fand aber wenig Anklang und keine Verbreitung. Aehnlich erging es den Opern „Indra", Text von Putlitz, 1853, „Rübezahl" 1854, „Hilda" 1855 und „Albin" 1856, letztere auch als „Müller von Meran" aufgeführt. Theils waren die Texte am Mißerfolge schuld, theils erwartete man eine Steigerung gegen die „Martha", während das Gegentheil eintrat.

Im Jahre 1856 ernannte ihn der Großherzog von Mecklenburg zum Intendanten der Hofmusik und des Hoftheaters in Schwerin und F. verwaltete das Amt mit Umsicht und Geschick bis zum Jahre 1863, zu welcher Zeit er nach Paris übersiedelte. Während seiner Amtsperiode schrieb er eine Jubelouverture, einen Fackeltanz, die Musik zu Shakespeare's „Wintermärchen" und die kleine komische Oper „La veuve Grapin", die er für Paris schrieb und die sein Freund Offenbach 1859 daselbst aufführte. Noch einmal erlebte er in Paris 1869 einen durchschlagenden Erfolg mit der Oper „L'ombre" in

der Opéra comique, die auch in Deutschland unter dem Titel „Sein Schatten" gegeben wurde, aber keinen Erfolg erzielte. Seine Freunde schoben die Schuld den Sängern zu. Seit dem Jahre 1868 lebte er im Sommer auf seinem Landgute bei Wien und den Winter über in Wien und fand ein besonderes Vergnügen an der Rosenzucht, die er mit Glück betrieb. Gedruckt wurden von seinen Compositionen seit etwa 1850 die Clavierauszüge der Opern: Stradella (Hamburg bei Böhme), Der Förster (L'ame au peine) (ebendort), Die Großfürstin (Sophia Catharina) (Berlin bei Bote & Bock), Martha (Wien bei Müller), Die Matrosen (Hamburg, Böhme), Das Wunderwasser von Flotow und A. Grisar (Mainz, Schott's Söhne), Albin oder der Müller von Meran (Wien, Lewy), Indra (Berlin, Bote & Bock), Rübezahl von Putlitz (Offenbach, André), Die Wittwe Grapin (La veuve Grapin) (Berlin, Bote & Bock), Rübezahl (Offenbach, André), Zilda (Breslau, Leuckart). Um 1870 erschien seine letzte Oper mit R. Genée componirt: „Am Runenstein" (Clavierauszug, Leipzig bei B. Senff). Außerdem erschienen bis 1875 Lieder für 1 Singstimme mit Pianoforte und unter opus 15 in Rostock bei Wessel Etuden zu 4 Händen für Pianoforte. F. schrieb im J. 1884 für Lewinsky's „Vor den Coulissen": „Erinnerungen aus meinem Leben", S. 21—27 mit facsimilirter Unterschrift. Sie betreffen nur seine ersten Bemühungen, in Paris seine Opern an der Opéra comique anzubringen, was ihm aber erst in späteren Jahren glückte.

Biographisches gibt das Lexikon von Mendel-Reißmann.

Rob. Eitner.

Foglár: Ludwig Stephan F., lyrischer Dichter, wurde am 24. December 1819 in Wien als Sohn eines k. k. Rechnungsrathes geboren, widmete sich an der dortigen Hochschule dem Studium der Philosophie und modernen Sprachen und trat dann aus Neigung in den Handelsstand. Er erhielt 1842 eine Anstellung als Beamter bei der österreichischen ersten Donaudampfschifffahrtsgesellschaft und ist als solcher bis zu seinem Tode ununterbrochen thätig gewesen. Im J. 1843 verheiratete er sich mit der geistvollen Nichte des berühmten Pädagogen und Mathematikers Dr. Leopold Schulz von Straßnitzky, mit der er seit 1845 in Pest und seit 1850 wieder in Wien lebte, und die ihm 1865 durch den Tod entrissen wurde. Seine amtliche Stellung gab ihm Gelegenheit, die Sehnsucht seines Lebens stillen und die weite Welt schauen zu können. Er sah Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Griechenland, die Türkei, Kleinasien, Frankreich und England, und diese Reisen hat er in den verschiedensten Tagesblättern geschildert. Seine litterarischen Arbeiten wurden 1857 von der Universität Gießen durch Verleihung des Ehrendiploms eines Dr. phil. gewürdigt. Im J. 1870 verheirathete er sich wieder, und zwar mit der Tochter des bekannten Dichters Ludwig Deinhardstein. Er starb in Kammer am Attersee während eines Sommeraufenthalts am 15. August 1889. — F. ist besonders als lyrischer Dichter thätig gewesen, wenn er sich auch hin und wieder auf dramatischem und novellistischem Gebiete versucht hat. So hat er während seines Aufenthalts in Pest an den deutschen Theatern in Ofen und Pest folgende Dramen zur Aufführung gebracht: „Miß Dora Jordan", „Die Stiefmutter", „Geheimnisse der Bildung", „Ein guter Kerl", „Philister und Industrieritter", die aber nicht im Buchhandel erschienen sind. Dagegen veröffentlichte er 1847 u. d. T. „Verworfene Schauspiele" (d. h. von den Theaterdirectionen zurückgewiesene Schauspiele) vier Dramen von Levitschnigg, Karl Arnold, Adolf Foglár (seinem Bruder) und Ludwig F. Seine Arbeit war ein Lustspiel, „Der Blaustrumpf", ein munteres Stück mit geschickter Lösung der verwickeltsten Situationen und charakteristischer Zeichnung der handelnden

Personen. Auf novellistischem Gebiet bot uns F. „Erzählungen und Novellen" (1858) und gemeinschaftlich mit seinem Bruder Adolf ein „Novellenbuch" (II, 1863) dar. Fruchtbarer ist er indeß als lyrischer und epischer Dichter gewesen. Wir besitzen von ihm „Cypressen. Dichtungen" (1842), „Strahlen und Schatten. Gedichte" (1846), „Ein Stück Leben. Gedichte" (1847), „Freiheitsbrevier. Gedichte" (1848), „Neue Gedichte" (1859), „Still und bewegt. Gedichte" (1860), „Freudvoll und leidvoll. Neue Gedichte" (1867), „Gedichte. Neue Sammlung" (1883), „Ausgewählte Gedichte" (1889) und die erzählenden Dichtungen „Clara von Vissegrad" (1847), „Geschichten und Sagen" (1848), „Schillerlegenden" (1859), „Donausagen" (1860), „Reliquien eines Honved" (anonym, 1861), „Minnehof. Roman in Liedern" (1864), „Beethoven. Legenden" (1870), „Geschichten und Gedenkblätter" (1883). Daß F. dichterisches Talent besitzt, ist unbestritten; aber ebenso gewiß ist es, daß dieses Talent doch nicht die völlige Ausreifung erfahren hat. Sein kunstwarmes, redliches Streben, seine Kunstgesinnung wird gern anerkannt; auch gelingt ihm das Formen einer lyrischen Empfindung, einer sinnenden Betrachtung des Lebens besser, als die epische Plastik gelingt, weßhalb denn auch seine erzählenden Dichtungen den rein lyrischen nicht gleich kommen.

Persönliche Mittheilungen. — Illustrirtes Musik- und Theater-Journal. 1. Jahrg. 1876, Nr. 41. — Karl Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Kassel 1885, Bd. II, S. 175.

Adolf F., geboren am 7. März 1822 in Wien, studirte daselbst die Rechte und trat dann in den öffentlichen Justizdienst, den er aber 1848 mit dem Militärdienste vertauschte. Als Oberlieutenant schied er 1854 aus demselben und trat wieder in den Justizdienst zurück. Er wurde zunächst Rathssecretär beim Comitatsgericht zur Trentschin in Ungarn, 1860 bei der Entfernung der deutschen Beamten aus Ungarn zur Disposition gestellt, 1861 aber als Landgerichtsrath in Korneuburg wieder in den Justizdienst übernommen. Von hier kam er in gleicher Eigenschaft nach Steyr, trat 1887 als Oberlandesgerichtsrath in den Ruhestand und siedelte nun nach Iglau in Mähren über, wo er am 27. Juli 1900 starb. Außer den genannten Arbeiten ließ er als Manuscript drucken die Trauerspiele „Peter Tell; — Susanna; — Sophonisbe; — Glut und Flut; — Horatio Nile; — Olympia" und das Lustspiel „Der neue Kalender". Seine beste Arbeit ist indeß das litterarhistorische Werk „Grillparzer's Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben" (1872, 2. Aufl. 1891), die ihr Entstehen einem 30jährigen Verkehr mit Franz Grillparzer verdankt. Franz Brümmer.

Folliot: Franz Graf F. de Crenneville-Poutet, k. k. Feldzeugmeister, geboren am 22. März 1815 in Oedenburg als Sohn des nachmaligen Generals der Cavallerie Grafen Ludwig F. und dessen Gemahlin Victoria Freiin Poutet, erhielt seine erste militärische Ausbildung im Marinecollegium zu Venedig und kam schon im J. 1840 als Hauptmann und Dienstkämmerer zu Kaiser Ferdinand, wurde 1842 Major, 1847 Oberstlieutenant und am 27. December 1848 Oberst und Flügeladjutant des Monarchen. Nachdem er am 30. Juli 1848 dem FM. Grafen Radetzky im Lager von Cicognolo das Großkreuz des Theresienordens überbracht und im Hauptquartier des Marschalls den Schluß jenes Feldzuges mitgemacht hatte, kehrte er nach Wien zurück und begleitete den Kaiser nach Olmütz. Nach der Thronentsagung Kaiser Ferdinand's wurde er auf eigene Bitte seines Postens enthoben und erhielt das Commando über ein Grenadierbataillon, mit welchem er den Feldzug des Jahres 1849 in Italien und den Zug in die Romagna mitmachte. Am 16. Juli 1849

zum Commandanten des Infanterieregiments Nr. 47, am 11. März 1850 zum Generalmajor und Brigadier in Toscana ernannt, erhielt er am 1. November 1853 das Commando über die dortigen Besatzungstruppen. Während des Krimkrieges wurde Graf F. als Militärbevollmächtigter in besonderer Mission an den Hof Napoleon's III. gesandt, dann kam er als Brigadier in das damals durch die grausame Ermordung des Herzogs Karl III. und durch revolutionäre Umtriebe aufgewühlte Herzogthum Parma. Am 27. März 1857 wurde F. zum Feldmarschalllieutenant und Divisionär in Klausenburg ernannt, machte in dieser Eigenschaft den Feldzug in Italien 1859 mit und deckte bei Montebello mit seiner Division den Rückzug des V. Armeecorps (Graf Stadion). In der Schlacht bei Solferino verlor er ein Pferd unter dem Leibe und wurde verwundet. Für seine Verdienste in dieser Schlacht mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet, wurde F. am 20. October 1859 Chef des Präsidialbureaus des Armeeobercommandos und schon zwei Monate später unter Verleihung der Würde eines Geheimen Rathes erster Generaladjutant des Kaisers sowie Chef des bald darauf zur Auflösung gelangten Adjutantencorps. In dieser wichtigen Stellung nahm er an vielen nothwendigen Armeereformen lebhaften Antheil und wußte durch glückliche Wahl seiner militärischen Umgebung tüchtige Kräfte zu finden und zu verwerthen. „Die in weiteren Kreisen herrschende ungenügende Kenntniß von dem eigentlichen Wirkungskreise der dem ersten Generaladjutanten untergeordneten Generaladjutantur des Kaisers, das dem entschiedenen Charakter Folliot's entsprechende streng militärische Auftreten und die schneidige Weise, in welcher er seine Anschauungen und Meinungen jedem Einzelnen gegenüber wie auch öffentlich zu vertreten pflegte, riefen manche ungerechte Beurtheilung seiner Person und seines stets nur auf das Beste des Dienstes abzielenden Wirkens hervor. Es wurden selbst einzelne Stimmen laut, die ihn unter jene Personen einreihen wollten, welche für die ungenügende Vorbereitung des Feldzuges 1866 mitverantwortlich zu machen wären. Diese Anklagen, welche wol nur der unmittelbar nach diesem Feldzuge herrschenden erregten, leidenschaftlichen Stimmung und den, ohne nähere Kenntniß der Verhältnisse, ausgesprochenen Beschuldigungen wider fast alle höher gestellten Militärs entsprangen, beim Grafen F. aber durch keinerlei besondere Thatsache getragen waren, wurden bald in ihrer Nichtigkeit allgemein anerkannt." Graf F., der seit dem Jahre 1860 Inhaber des Infanterieregiments Nr. 75 und Großkreuz des Leopoldordens war, wurde, bei gleichzeitiger Beförderung zum Feldzeugmeister ad honores, am 11. Juli 1867 zum Oberstkämmerer, im J. 1870 zum Kanzler des Leopoldordens ernannt, und ihm die wirkliche Charge eines Feldzeugmeisters verliehen. In seiner Eigenschaft als Oberstkämmerer entwickelte Graf F. eine überaus segensreiche Thätigkeit. Auf seine Anregung wurden nach Erbauung der beiden Hofmuseen sämmtliche Kunstsammlungen in diesen großartigen Gebäuden vereinigt und gruppenweise derart aufgestellt, daß dadurch sowohl deren Besichtigung und Benutzung durch das Publicum, wie auch deren leichtere Verwerthung zu wissenschaftlichen Zwecken ermöglicht wurde. Neben den neuen Kämmererstatuten, die auf seine Veranlassung wesentlich geändert wurden, und der Neuordnung der Kämmererarchivs verdankt man seiner Anregung und Einflußnahme die Schöpfung einer Restaurirschule für die Belvedere-Gemäldegallerie, die Herausgabe eines auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Katalogs dieser Gallerie, die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses an vaterländischen Kupferstechern und Medailleurs, die Verleihung von Reisestipendien an junge Künstler, die Veröffentlichung einer Reihe künstlerischer Werke, sowie des Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen des

Allerhöchsten Kaiserhauses, dann die vollständige Neuaufstellung der als Privatbesitz des Kaiserhauses unter dem Namen „Habsburg-Lothringischer Hausschatz" vereinigten Schmuck- und Kunstgegenstände. Auf den größeren Kunstreisen des Grafen F. nach Italien, Spanien, Deutschland, Frankreich, England und Dänemark wurde er in Livorno im J. 1869 von Meuchelmördern überfallen und im Gesichte verwundet, sein Freund, der k. k. Generalconsul und Major Fay von Inghirami an seiner Seite getödtet. Der im J. 1882 erfolgte Tod seiner Gattin, geborenen Gräfin Chotek, wirkte tief auf das Gemüth des Grafen F. und erweckte in ihm den Entschluß zum Rücktritt aus seiner Stellung, der ihm vom Kaiser am 19. März 1884 in der ehrenvollsten Weise bewilligt wurde. Die letzten Jahre seines Lebens, die empfindlich getrübt wurden durch den Tod seines besten Freundes, des G. d. C. Grafen Bigot de St. Quentin (1884), und das Hinscheiden der fast 98jährigen Mutter, der letzten Freiin von Poutet, deren Namen Graf F. mit kaiserlicher Bewilligung an den eigenen anfügte, verlebte Graf F. in seinem Bergschloß zu Gmunden, woselbst er am 22. Juni 1888 starb.

Die Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Teuffenbach, Neues vaterländisches Ehrenbuch. II. Theil. — Wiener Zeitung, 1884, 8. April; 1888, 10. und 11. August. — Oesterreichisch-ungarische Wehr-Zeitung, 1888, 24. Juni. Oscar Criste.

Folliot: Ludwig Graf F. de Crenneville, k. k. General d. Cavallerie. Einem alten normännischen, auch nach England verzweigten Adelsgeschlechte entsprossen, mit vornehmen französischen und lothringischen Familien und mit dem letzten Sprößling der lothringischen Herzogsfamilie, dem österreichischen FM. Prinzen v. Lambesc, verwandt, im Jahre 1765 in Metz geboren, trat F. nach Absolvirung der königlichen Militärschulen zu Pont à Mousson und Paris im J. 1780 als Eleve in die französische Kriegsmarine, in welcher er nach zahlreichen Reisen binnen zehn Jahren zum Schiffslieutenant avancirte. Im J. 1791 wanderte er aus Frankreich aus, machte noch im folgenden Jahre den Feldzug im Marinecorps der französischen Prinzen mit, und trat am 1. April 1793 als Cadet in das kaiserliche Chevauxlegersregiment Nr. 1. Noch als Oberlieutenant lenkte er 1796 in der Schlacht bei Würzburg die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl auf sich, wurde 1798 als Rittmeister zum Chevauxlegersregiment Nr. 3 übersetzt und bald darauf zum Major und Flügeladjutanten des FM. Herzogs Ferdinand von Württemberg ernannt, den er bei seinen Missionen nach Petersburg begleitete. In dem Feldzuge des Jahres 1800 zeichnete er sich wiederholt aus, wurde noch in demselben Jahr Oberstlieutenant und Oberst, am 27. März 1801 Generaladjutant des Erzherzogs Karl und Chef des Marinedepartements und im März 1805 außer der Tour Generalmajor. Den Feldzug jenes Jahres machte F. als Adlatus des FML. Freiherrn v. Mack mit, wurde aber noch vor der Capitulation von Ulm dem russischen Hauptquartier zugetheilt und kam im November als Militärbevollmächtigter nach Berlin, um die Mitwirkung der preußischen Armee an dem Feldzuge zu beschleunigen. In den Jahren 1806—1809 wurde F. als Brigadier in Fiume und Böhmen verwendet, kam bei Ausbruch des Krieges in das Corps Kolowrat, dessen Vorhut er bei Regensburg commandirte und an den Gefechten an der Regen, an der Lahn und Naab und bei Sieg theilnahm. Am 27. April 1813 zum Feldmarschalllieutenant und Commandanten der Reservedivision ernannt, führte F. in diesem Verhältniß die Vorhut und zeichnete sich in den Gefechten bei Plauen, Töltschen, Roßthal und Wilfnitz, bei Cotta und in der Schlacht bei Leipzig, bei Hochheim, wo er als einer der ersten die feindliche Redoute erstieg und eine Fahne und zwei Geschütze er-

oberte, bei Troyes und Montereau derart aus, daß ihm am 1. Juni 1814 außer Capitel das Ritterkreuz des Maria-Thereſienordens verliehen wurde. Nachdem F. noch den Feldzug des Jahres 1815 im Corps Radivojevich mitgemacht hatte, kam er als Diviſionär nach Vicenza, mußte jedoch infolge ſeiner durch die Strapazen des Feldzuges erſchütterten Geſundheit 1817 in den Ruheſtand treten. Auch in dieſem Verhältniß wurde F. wiederholt bei der Organiſation und Verwaltung der Marine verwendet. Im J. 1823 neuerdings in die Activität getreten, wurde F. zum Oberſthofmeiſter des Vicekönigs Erzherzog Rainer und zum Geheimen Rathe ernannt, 1831 zum General der Cavallerie befördert und im nächſten Jahr in die Arcièrenleibgarde eingetheilt. Die Rückberufung nach Frankreich hatte F. ſchon unter der Regierung Napoleon's I. abgelehnt; als ihm unter König Ludwig XVIII. abermals die Einladung zuging mit der Ausſicht auf reichliche Entſchädigung für ſeine confiscirten Güter, antwortete er: „Ich werde arm, aber treu meinem Herrſcher und ſeinem Hauſe bleiben, von dem ich mit Gnaden überhäuft wurde. Nach dem Tode meines Königs bin ich Oeſterreicher geworden und ich werde es ebenſo bleiben wie meine Söhne." Graf F., der ſeit 1810 mit der Geſpielin der damals Kaiſerin gewordenen Erzherzogin Marie Luiſe, der Freiin Victoria von Poutet vermählt war, ſtarb am 21. Juni 1840.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Teuffenbach, Vaterländiſches Ehrenbuch. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Thereſienorden.

Oscar Criſte.

Fontane: Theodor F., der Begründer und Meiſter des realiſtiſchen Romans in Deutſchland, iſt in dem märkiſchen Städtchen Neu-Ruppin am 30. December 1819 geboren und in Berlin geſtorben am 20. September 1898. Sein Leben zerfällt in zwei ſehr ungleiche Hälften. Bis etwa zum Jahr 1880 war F. außerhalb Berlins faſt nur durch einige Balladen (beſonders den von Löwe prächtig componirten „Graf Douglas") bekannt; in Berlin galt er als geiſtreicher Plauderer, ohne daß ſeine Bücher viel geleſen oder ſeine Theaterkritiken ernſt genommen wurden. Nach 1880 ſtand er plötzlich an der Spitze der litterariſchen Bewegung, den Alten werth, von den Jungen verehrt, ein unſchätzbarer Vermittler zwiſchen den litterariſchen Kreiſen, aus denen er hervorgegangen, und denen, welche in ſeiner Production längſt Gehofftes glücklich erfüllt ſahen. Das Wunder, daß der lang Ueberſehene, faſt Vergeſſene mit Einem Male zum Haupt der Jugend ward, beruht darauf, daß ſeine eigene, merkwürdig langſame Entwicklung und die des Zeitgeſchmackes ſich gleichſam entgegenkamen.

Man hat die angeborenen Elemente Fontane's oft mit großer Sorgfalt analyſirt und daneben ſeine litterariſche Vorgeſchichte etwas vernachläſſigt. Allerdings haben ſicherlich die Eltern, beide der Familie der Réfugiés angehörig, dem Sohn etwas von franzöſiſchem Eſprit, franzöſiſcher Erzählungskunſt — und auch ein wenig von franzöſiſcher „blague", der Luſt durch originelles Hinreden die Leute zu verblüffen, vererbt. Auch wird es wohl ſtimmen, daß der Vater, ein liebenswürdig-leichtſinniger Mann, den der Dichter in ſeinen Lebenserinnerungen unübertrefflich geſchildert hat, ihm etwas von dem leichten Blut der Gascogner übermittelte, während die aus Nordfrankreich ſtammende Mutter — übrigens eine Berlinerin von Geburt — ihm den ernſteren Pflichtbegriff mitgab. Dazu kam dann der ſtarke Einfluß der fridericianiſchen Ueberlieferungen in dem Heimathſtädtchen und frühe Einwirkungen der politiſchen und litterariſchen Hauptſtadt Berlin. Doch damit ſind wir ſchon bei ſeiner litterariſchen Vorgeſchichte.

Als F. nach friſchem Jugendleben in dem Seehandelsſtädtchen Swine-

münde 1842 nach Berlin kam, um dort den väterlichen Beruf als Apothekerlehrling zu erlernen, herrschte in der noch sehr kleinstädtischen aber litterarisch ungemein angeregten Hauptstadt eine heut ganz vergessene Schule von Novellisten und Romanerzählern. Sie gingen Alle — wie sämmtliche Erzähler jener Zeit — von Walter Scott aus und suchten in der doppelten Bemühung um historische Färbung und Wiedergabe der localen Physiognomie ihm nachzukommen. Dabei war aber der große Sinn der Romandichtung des Schotten nur dem Einen Wilibald Alexis (1798—1871) aufgegangen, der in seinen vaterländischen Romanen (seit 1832) die Biographie des preußischen Volkes zu geben versuchte. Die Andern blieben im Anekdotischen stecken. Nur der Begründer des altberlinischen Romans (wenn man nicht Nicolai dafür erklären will), der höchst talentvolle Julius v. Voß (1768—1832) hielt wenigstens einen bestimmten, wenn auch einseitig erfaßten Typus des Preußenthums fest. Voß berührt sich mit F. nicht nur gelegentlich in der Auswahl der Stoffe; auch in der Tendenz auf typische Charakteristik der socialen Schichten, in der großen Lebhaftigkeit der Anschauung und der entschiedenen Lehrhaftigkeit des Vortrags, in der Neigung zur Ironie und der Vernachlässigung der eigentlichen Composition sind sie sich verwandt, soweit auch der politische Fanatismus und die moralische Frivolität des Aelteren von der Indifferenz des Jüngeren in allen Parteifragen und seiner früh gefesteten Weltanschauung absteht. — Eine weitere Stufe steigen wir herab, wenn wir zu jenen Berliner Romandichtern kommen, die die Hauptstadt, als der junge F. dorthin kam, beherrschten. Ein Roman wie „Berliner und Spanier" (1836) von Heinrich Smidt (1798—1867) wirkt heut geradezu wie eine Parodie auf Fontane's Romane, so grob und verzerrt spielen Motive vor, die wir dann bei ihm in unendlicher Verfeinerung und von einer absolut neuen Kunst getragen wiederfinden: der Ehebund in der gutbürgerlichen Gesellschaft („L'Adultera"), die Entdeckung des geheimnißvollen Mordplatzes („Unter dem Birnbaum"), die unheilbare Mißheirath („Cécile", „Graf Petöfi" u. a.), die verheißungsvolle amusante Fahrt („Effi Briest") und die Landpartie in den Grunewald („Frau Jenny Treibel"), das Theatergespräch („Grete Minde", „Vor dem Sturm"), die (schon von W. Scott ererbte) Einmischung humoristisch wirkender Figuren aus dem Volk („Irrungen, Wirrungen") u. s. w. Nur freilich nach der Lebenswahrheit und Weisheit Fontane's darf man in diesen Producten nicht suchen, die so „romanhaft" vorgehen und E. T. A. Hoffmann's Praxis, berlinischen Realismus mit wilder Romantik zu verbinden, ins Kindische treiben. Dennoch haben Autoren wie Smidt sicherlich auf den jungen eifrig lesenden und dilettirenden F. gewirkt; ebenso der feudalcharakterlose A. v. Sternberg (1806—1868) mit seiner gesuchten Eleganz des Vortrags und seiner frivol politisirenden Nonchalance, und der strengconservative, im Leben aber gleich unzuverlässige George Hesekiel (1819—1879), der mit seiner cavaliermäßigen Lässigkeit des Stils dem Schüler geholfen hat, aus dem phrasenhaften Romandialekt der Aelteren zu einem lebensvolleren, gesprochenen Redeton vorzudringen.

Der interessante junge Mann machte in Berlin Glück. Noch als Lehrling ward er in die litterarischen Kreise des „Tunnels" geholt, wo die neue Berliner Romantik sich um den preußischen Epiker Scherenberg (1798—1881) versammelte. Hier ward das poetische Interesse unzweideutig durch die Balladendichtung beherrscht, der vor allem Graf Strachwitz (1822—1847) durch seinen frischen männlichen Ton und durch die geschickte Anlehnung an die Art der schottischen Balladen einen bedeutenden Aufschwung gab. Daneben wirkten Heyse und Storm mit lyrischen Ausgestaltungen subjectiverer Erleb-

nisse. Der ganzen unvergleichlichen Poetengesellschaft hat F. selbst mit dem köstlichen Buch „Chr. Fr. Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840—60" ein Denkmal gesetzt. Dieser Kreis, und Strachwitz vor allem, tritt auch in seiner lyrischen Anthologie „Deutsches Dichter-Album" (1852) charakteristisch in den Vordergrund. Zu dem „belletristischen Jahrbuch" „Argo", das er dann (1858) herausgab, gehören alle Mitarbeiter zum Tunnel, F. selbst ist mit einer lyrisch gestimmten Novelle und altenglischen Balladen vertreten. — Weniger hervorragend als Dichter, wurden hier für F. die märkischen Edelleute B. v. Lepel und W. v. Merckel als persönliche Gönner wichtig; ihnen verdankte er seinen frühen Eintritt in die Kreise des altpreußischen Land- und Militäradels. Das Problem, wie diese höchst merkwürdige Erscheinung sich zu dem modernen Leben stelle, ist dann in einer ganzen Reihe seiner späteren Romane („Irrungen, Wirrungen", „Stine", „Effi Briest" u. a.) zum Hauptmotiv geworden.

Nach kurzer Unterbrechung der Berliner Lehrjahre durch ebensolche in Dresden und Leipzig beendete F. diese fruchtbare Anfangszeit durch eine Reise nach London (1844). Er ist nachher noch als Apotheker thätig und ist erst 1849 officiell in den „Nothhafen" der Schriftstellerschaft eingelaufen; aber die Individualität war fertig. Der merkwürdige Glücksfall einer ganz zufälligen Reise hat die Entwicklung des Dreißigjährigen zum Abschluß gebracht. Was er bisher nur nebenbei betreiben konnte, ward ihm in England zum Hauptgeschäft, das nämlich, wozu er wie wenige geschaffen war: Menschen zu beobachten und zu beschreiben. Er hatte vorher nur Gedichte veröffentlicht („Männer und Helden" 1850, „Von der schönen Rosamunde" 1850, „Gedichte" 1851), die zwischen Strachwitz' kräftigerer und Geibel's sinnigerer Balladenmanier die Mitte halten, und einige prachtvolle Treffer aufweisen, aber eine eigentliche neue Mode kaum verrathen; denn neben die schottischen Lords hatte schon Scherenberg die preußischen Generale der fridericianischen Zeit als antimoderne Heldentypen gestellt. Jetzt aber entdeckte F. seine Begabung und in den ersten, an sich nicht bedeutenden Reisebüchern („Ein Sommer in London" 1854, „Jenseits des Tweed" 1860), auf zwei rasch wiederholten Englandfahrten (1852 und 1855—59) geschrieben, bricht die Freude am Beobachten und Schildern des Menschen schon mit vollster kräftigster Freude heraus. Es war nur natürlich, daß er nach dem langen letzten Aufenthalt in dem Lande, in dem auch so verschiedene Naturen wie G. Chr. Lichtenberg und Lothar Bucher das Menschenstudium gelernt hatten, die neuerworbene Kunst in der Heimath fortsetzte. Er war als Redacteur in die hochconservative „Kreuzzeitung" in Berlin eingetreten; kein eigentlicher Politiker fühlte er sich wol schon damals aus jenem romantischen Cultus des starken nationalen Ritterthums heraus den preußischen Junkern näher verwandt als der liberalen Bourgeoisie. In seinen Grundanschauungen hat er sich dieser später immer mehr genähert; daß seine Sympathien und Antipathien davon wenig berührt wurden, zeigen noch „Der Stechlin" und „Frau Jenny Treibel". Zudem erschien der englische Landjunker in jenen Tagen selbst einem liberalen Manne wie dem berühmten Juristen Franz v. Holtzendorff (1829—1889) gewissermaßen als das moderne Ideal des Mannes.

Es ergab sich aus alle dem, daß der heimgekehrte F. auf die Wanderung ging, um diesen Landedelmann und seine Heimath kennen zu lernen, wie etwa gleichzeitig W. H. Riehl ein romantisch erdachtes „Volk" auf Wanderfahrten zu entdecken suchte. Und dabei bleibt F. immer noch im Fahrwasser der Anregungen seines alten Meisters W. Scott, wenn er in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (1862—1881) und den „Fünf Schlössern"

(1889) die Geschichte vom altmärkischen Land und altmärkischen Leuten in Eins faßt; ähnliche Versuche historischer Landschaftsschilderung hatte der große Schotte überall angeregt und z. B. Annette v. Droste zur Nachfolge veranlaßt. — Aber hier tritt Fontane's Eigenart nun schon ganz anders hervor als in den Balladen, freier, frischer. Die leidenschaftliche Freude an der Anekdote macht sich Luft, die später zu dem berühmten, für F. höchst charakteristischen Ausspruch geführt hat: „Was heißt großer Stil? Großer Stil heißt so viel, wie vorbeigehen an allem, was die Menschen eigentlich interessirt". Der Versuch, die Individualität auf der Grundlage des Typus zu schildern, wird in zahllosen Einzelporträts aus dem Adel und den landsässigen Ständen, Bauern, Geistlichen, Wirthen u. s. w. durchgeführt. Das Landschaftliche bleibt Hintergrund; zu einem lebendigen Verhältniß an der märkischen Natur, wie es der Schlesier Alexis erwarb, hat es die durchaus städterhafte Seele Fontane's nie gebracht.

Der Patriot, der Helden- und Soldatenfreund, der Beobachter ließ es sich natürlich nicht nehmen, als Kriegsberichterstatter dem Heer auf den drei Feldzügen zu folgen („Der schleswig-holsteinsche Krieg" 1866, „Der deutsche Krieg" 1869—71), wobei er selbst in Kriegsgefangenschaft gerieth, als er in allzu treuherzigem Heroencultus Domrémy, den Geburtsort der Jungfrau von Orleans, aufsuchte („Kriegsgefangen" 1871). Seine Kriegslieder sind sachlich, ruhig, dabei warmherzig; aber hier möchte man doch manchmal gern etwas mehr von jenem „großen Stil" finden. Aber F. hatte nun einmal „keinen Sinn für Feierlichkeit". Nach 1870 rückte er von den Kreisen des Militäradels ab, trat in den Verband der fortschrittlichen „Vossischen Zeitung" und schrieb Theaterreferate, wobei ihn jedoch das Menschlich-Persönliche mehr interessirte als die allgemeinen Fragen der Aesthetik und Dramaturgie.

So war er fast sechzig Jahre geworden. Er lebte in sehr glücklichen, wenn auch äußerlich knappen Familienverhältnissen, in enger Freundschaft mit einem Kreis geistreicher und bedeutender Leute; aber wenn von den führenden Geistern der Litteratur die Rede war, dachte Niemand an Theodor Fontane. Und die ersten zehn Jahre seiner Romanproduction haben darin noch kaum etwas geändert.

Fontane's Erzählungen sind durchweg auf höherer Stufe, was die Reisebilder aus England oder die „Wanderungen" in kunstloserer Form auch sind, was die späte Skizzensammlung „Von vor und nach der Reise" (1894) in aller Deutlichkeit ist: psychologische Studien in erzählender Form, am liebsten mit Anknüpfung an veränderte Umgebung; mit Einem Wort: psychologische „Reisebilder" in Romanform. Die litterarische Gattung der „Reisebilder" hatte Heine bei uns begründet; neben Andern vertritt sie J. V. Scheffel. Aber bei F. erhält sie ihr eigenartiges Gepräge durch die starke Betonung des psychologischen Charakterbildes. Darauf kommt es F. an: ein paar merkwürdige Figuren sollen in ihren historischen und socialen Zusammenhängen lebendig gemacht werden. Die Handlung ist durchaus Nebensache und wird selbst in den Criminalnovellen nur als Mittel zum Zweck behandelt, gerade wie Effi Briest's Ehebruch auch; sie soll lediglich Gelegenheit schaffen, die Charaktere in ihrer ganzen Eigenart offen zu legen. Deshalb hat F. es auch mit der Erfindung der Fabel leicht genommen; wo ihm der Stoff nicht geboten war (in „Grete Minde" durch eine Chronik, in „Unwiederbringlich" durch mündliche Erzählung; in „L'Adultera" durch ein bekanntes Ereigniß in der Berliner Gesellschaft), da entfernte er sich nicht allzuweit von den Bahnen des alten berlinischen Romans mit Landpartie und Ehebruch; daher jene Aehnlichkeiten etwa mit Smidt's Geschichten. Oder er zerrt die Form des

„Reisebildes“ bis an die äußerste Grenze ihrer Dehnbarkeit, was ihm freilich zu der köstlichen Specialität seiner höchst individuellen Reisebriefe („Irrungen, Wirrungen“, „Poggenpuhls“) Gelegenheit gibt. Ganz streng componirt sind nur die kürzesten Bücher: die Novelle „Grete Minde“ und die Romane „Schach von Wuthenow“ und „Stine“; sonst streift F. leicht an jene fast zu ungebundene Art, die schließlich zur bloßen Anreihung von Genrebildern („Poggenpuhls“) und, freilich prächtigen, Gesprächstücken („Stechlin“) führt.

Fontane's Romane zerfallen in zwei Gruppen: die kleinere der Criminalgeschichten („Grete Minde“, 1880; „Ellernklipp“, 1881; „Unter dem Birnbaum“, 1886; „Quitt“, 1891) und die größere und bedeutendere der modernen Romane („Graf Petöfi“, 1884; „Cécile“, 1887; „Irrungen, Wirrungen“, 1889; „Stine“, 1890; „Frau Jenny Treibel“, 1892; „Unwiederbringlich“, 1891; „Effi Briest“, 1895). Zwischen diesen stehen ein paar historische Romane („Vor dem Sturm“, 1878; „L'Adultera“, 1882; „Schach von Wuthenow“, 1883) und am Schluß hängen sich Genrebilder in Romanform an („Die Poggenpuhls“, 1896; „Der Stechlin“, 1898), doch stehen alle diese Stücke den „modernen“ Romanen erheblich näher als den Criminalgeschichten. In „L'Adultera“ berühren die sämmtlichen Elemente der Fontane'schen Romandichtungen sich am handgreiflichsten.

Die allgemeine Entwicklung bedeutet einen unzweideutigen Sieg der Theilnahme an dem modernen Menschen über das an dem „interessanten Stoff“. Sie bedeutet gleichzeitig eine fortschreitende Lösung von aller Tendenz zu weltüberlegener Objectivität.

Die beiden ersten Bücher stehen unter dem Zeichen des Wilibald Alexis. „Vor dem Sturm“ schildert die Zustände vor der Erhebung der Freiheitskriege und bildet eine Art Fortsetzung zu Alexis' Meisterwerk „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, verweilt dabei aber noch ausführlicher auf den litterarischen Zuständen. Hesekiel, wie Smidt ein älterer persönlicher Freund Fontane's, war ihm mit dem Thema in seinem Roman „Vor Jena“ (1859) vorangegangen und vor diesem hatte A. v. Sternberg (1844) „Jena und Leipzig“ geschrieben. Modelle aus dem „Tunnel“ sind reichlich benutzt; conventionelle Romanfiguren, wie der „edle Pole“, fehlen nicht. Daneben zeigt sich aber bereits in Einzelporträts, wie dem des Pfarrers — die immer von F. mit besonderer Virtuosität behandelt worden sind und kaum in einem größeren Romane fehlen —, eine realistische Kunst der Beobachtung in Bewegung und Redeweise, wie F. in sechzig Jahren unausgesetzten Studiums der Menschen sie sich angeeignet hatte. Die Atmosphäre ist vielleicht noch etwas zu sehr in weichen Tönen gehalten, aber doch sehr einheitlich und überzeugend durchgeführt. — „Grete Minde“ ist eine Tendenznovelle: F. will der parteiischen Verherrlichung des altbrandenburgischen Bürgerthums ein realistisches Bild dieser harten, knochigen, eigennützigen Bürger gegenüberstellen. Das hellere Licht fällt auf die von der modernen Bourgeoisie zurückgedrängten altmodischen und altgläubigen Edelfrauen — wie in den „Poggenpuhls“.

„Ellernklipp“ (1881) und „L'Adultera“ (1882) gehören wieder zusammen. In beiden wird die psychologische Vorbereitung eines Verbrechens oder Fehltritts mit ausmalender Breite geschildert; in beiden handelt es sich um Conflicte zwischen Liebe und Familienheiligkeit. In „L'Adultera“ betritt F. den Schauplatz des modernen Berlin und bereits läßt sich in der (nur noch etwas zu absichtlich individualisirten) Sprechweise der Figuren die erstaunliche Feinhörigkeit Fontane's für den ganz persönlichen Tonfall bei jeder Persönlichkeit beobachten. Neben resolut realistischen Zügen weist das Buch aber noch mancherlei conventionelle Romanmittel auf, allzu effectvolle Capitelschlüsse,

allzu deutliche Symbolik. Manches, was hier noch unfertig war, hat der Verfasser dann später in „Effi Briest" mit reifer Kunst nochmals gezeichnet; so die Begegnung der geschiedenen Mutter mit ihrem Kind.

„Schach von Wuthenow" (1883) bildet den Höhepunkt der ersten Periode von Fontane's Romandichtung. Es spielt in der Zeit vor Jena und gibt also eine Art Vorgeschichte zu „Vor dem Sturm". Eine gewisse socialpädagogische Tendenz ist auch hier noch nicht zu verkennen: wie „Grete Minde" das Bürgerthum, warnt „Schach v. Wuthenow" den Adel vor Selbstüberschätzung. Doch tritt diese Absicht ganz zurück neben einer ungemein feinen Zeichnung der dumpfen, lastenden Luft, die einen beliebigen Officier und „schönen Mann" mit Nothwendigkeit in den Selbstmord — das häufigste Ende Fontane'scher Helden — treibt. Die seelische Entwicklung ist glänzend durchgeführt, die verhältnißmäßig einfache Fabel ist in den Umständen fest begründet: der hier zuerst in vollerer Sprechfreiheit auftretende Raisonneur gibt den Chorus der Tragödie ohne störende Absichtlichkeit. Nicht in allen Punkten hat F. dies zarte Meisterwerk später überholt.

Unbedeutender sind die beiden Mésalliance-Romane „Graf Petöfi" (1885) und „Cécile" (1887), letzteres in der Composition für F. besonders charakteristisch, sowie der fast fatalistisch gehaltene Criminalroman „Unter dem Birnbaum" (1886), dem als Nachläufer sein schwächstes Buch anzuschließen ist, „Quitt" (1891), eine zwischen Deutschland und Amerika getheilte und namentlich im zweiten Theil recht wenig überzeugende Geschichte von Verbrechen und Sühne. Dafür schieben sich zwischen die letzten Fortsetzer der romanhaften Criminalgeschichte im Stil der Alexis und Smidt die beiden Eröffnungsstücke des neuen realistischen Romans ein: „Irrungen, Wirrungen" (1887) und „Stine" (1890). „Stine" war früher entstanden, konnte aber lange keinen Verleger finden, wie denn auch „Irrungen, Wirrungen" nach seiner Veröffentlichung in der „Vossischen Zeitung" zuerst nur Verwunderung und selbst Spott erregte.

Neu ist in diesen beiden einfachen Erzählungen von einem traurig ausklingenden „Verhältniß" zwischen Edelmann und Mädchen aus dem Volk die absolute Vermeidung aller romanhaften Effecte. Mit schlichtester Wahrheitsliebe wird die typische und doch wieder ganz individuelle Geschichte zweier moderner Liebespaare gegeben und als ein naturnothwendiges Ergebniß der mit höchster Treue aufgefaßten gesellschaftlichen Zustände dargestellt. In feinster Nuancirung gehen — wie gern in Goethe's Romanen — neben den Hauptfiguren Parallelfiguren, die die Eigenart von Held und Heldin noch stärker herausmodelliren helfen. Eine davon, die Witwe Pittelkow in „Stine", ist vielleicht der höchste Triumph Fontane'scher Erzählungskunst. Der Autor klagt weder an noch plaidirt er, er stilisirt nicht und vertuscht nicht; aber das tief eindringende Verständniß, das diese Figuren schuf, konnte nur aus einem liebevoll mitfühlenden Herzen, dem nichts Menschliches fremd war, hervorkommen.

Mit einem Mal war F. berühmt. Auch seine „Gedichte", um einige charakteristische Gesprächstücke im Stil des Menzel'schen Ballsoupers und ein paar prächtige realistisch-heroische Gelegenheitsdichtungen vermehrt, erlebten jetzt (1889) in 3. Auflage ihre endgültige Sammlung. Zwar blieb der nächste Roman fast unbeachtet: „Unwiederbringlich" (1891), eine mit feinstem Humor und wehmüthigen Abtönungen zu einem unwahrscheinlichen Ende — dem Selbstmord der frommen, von der Liebe ihres Gatten verlassenen Edelfrau — geführte Liebesgeschichte. F. hat dies Werk besonders gern gehabt und besonders viel von seinem Eigensten hineingelegt; jene köstlichen Sentenzen und Definitionen, deren verschwenderische Ueberfülle ein auffälliges Merkmal seines Stils

bildet, sind hier überaus reich und glücklich ausgesäet. Dennoch machte der epigrammatische Berliner Roman „Frau Jenny Treibel" (1892), mit dem Selbstporträt des Dichters als Prof. Wilibald Schmidt, viel mehr Glück. Man hatte jetzt schon eine deutliche Vorstellung von Fontane's Art und daß er sie hier in dicht an die Caricatur grenzenden Charakterzeichnungen und einer fast an das junge Deutschland gemahnenden Gesprächfreude bis zur Manier trieb, erleichterte das Verständniß. Mit größerem Recht ward aber allgemeiner Beifall dem letzten eigentlichen Roman Fontane's entgegengebracht: „Effi Briest" (1895). Der Verfasser ging hier zu der schlichten Herzlichkeit von „Irrungen" und „Stine" zurück und gleichzeitig zu dem Milieu seiner ältesten Erzählungen, dem ihm so besonders genau bekannten der märkischen Adelsfamilien. Die Mésalliance eines liebebedürftigen Herzens mit der kühlen Correctheit wird nach vielen anderen Formen der Mißheirath (Geschmack- und Taktlosigkeit in „L'Adultera"; Alter und Jugend in „Graf Petöfi"; sociale Verschiedenheiten in „Irrungen" und „Stine" u. s. w.) als die letzte und schmerzlichste Art, wie sich Herz nicht zu Herzen findet, dargestellt. Die Erzählung verweilt fast ausschließlich bei der Heldin, deren sanfte Willenlosigkeit sie in das Unglück der äußerlich glänzenden Ehe und in das schlimmere des Ehebruches gleiten läßt, bis sie dann schließlich, erst ganz verlassen, dann von ihren Eltern wieder aufgenommen, ins Grab sinkt, mit der Empfindung, daß sie ihrem Gatten mehr zu verzeihen habe als er ihr. Seit Prévost's „Manon Lescaut" ist die „schöne Sünderin" nicht in so schlichter Wahrhaftigkeit dargestellt worden: weder ein romantisch-schuldloses Opfer der Verhältnisse noch eine sündhafte Natur, sondern die Trägerin eines von ihrem Wesen und ihrem Schicksal gleich sehr verschuldeten Looses.

„Die Poggenpuhls" (1896) und „Der Stechlin" (1898) gehen fast ganz in Genrebild und Gespräch auf. Der „Stechlin" knüpft an einen See seiner Heimathgegend, der Grafschaft Ruppin, an, der schon in den ersten „Wanderungen" Fontane's Aufmerksamkeit erregt hatte: dieser kleine aber tiefe See, der alle großen Erderschütterungen an seiner Oberfläche erkennen läßt, wird für den Dichter ein tiefinniges Symbol der eigenen Art, im „Kleinen" und „Unbedeutenden" das Große, im ganz Individuellen das Allgemeine abzuspiegeln. Die Hauptfigur bildet den Typus des wohlwollenden alten Edelmanns mit dem Porträt des Dichters in Eins und gab so einen glücklichen Abschluß jener an bestimmten Grundmotiven so reich und mannichfaltig sich aufrankenden Romandichtung aus den letzten zwanzig Jahren des Dichters.

F. war sich überhaupt, wie das sich bei seiner ganzen Natur fast von selbst versteht, eine interessante Persönlichkeit. Gewisse Gegensätze seines Wesens waren ihm wohl bekannt. Ein echter Berliner neigte er ebenso zu einer gewissen „Ueberheblichkeit" (eins seiner Lieblingsworte) und Unbedingtheit im Ausdruck wie zu einer sehr genauen und auch wol zu skeptischen Abschätzung seiner selbst; beides ward dann leicht in der Form eines halb ironisch, halb dictatorisch hingesprochenen allgemeinen Satzes vermittelt. Der Sohn sehr verschieden gearteter Eltern hat er für den liebenswürdigen Leichtsinn des Vaters immer Sympathien gehegt, sich aber dem strengen Urtheil der Mutter, wohin das führen müsse, nicht verschließen können; das bestimmt den typischen Verlauf seiner Romane und den tragischen Ausgang ihrer sympathischen, aber schwachen Helden und Heldinnen. Zum Adel und zum Bürgerthum, zum Heer und zu den Schriftstellerkreisen, zu dem Zauber des „großen Moments" und dem Reiz der Anekdote, zu dem Eindruck bedeutender Heroen (sein letztes Gedicht galt Bismarck) und der Lehre, daß die kleinen Dinge und Personen in der Geschichte entscheiden, fühlt er sich hingezogen und von all diesen Dingen

auch wieder in zweifelnde Stimmung versetzt; das gibt seinen Büchern die ungemein persönliche Beleuchtung bei aller Objectivität in der Schilderung der Vorgänge. Der Entstehung dieser eigenartigen Persönlichkeit ist er auch selbst in zwei autobiographischen Büchern nachgegangen: „Meine Kinderjahre" (1893) und „Von Zwanzig bis Dreißig" (d. h. von Fontane's zwanzigstem bis dreißigstem Jahr; 1898). Das erste Werk schildert in anschaulichstem Ausmalen die Entstehung seiner Eigenart, scheinbar ganz unabsichtlich, scheinbar nur auf äußern Dingen verweilend, das zweite, in Composition und Form nicht ganz so gelungen, etwas absichtlicher das Werden des Dichters Fontane. Das Beste in seinem Wesen hat der im Herzensgrund tiefbescheidene Mann freilich nicht hervortreten lassen können: die reine Güte eines menschenfreundlichen und menschenfreudigen Herzens, dessen mild versöhnliche Moral nicht auf lazen Principien, sondern auf der innigen Ueberzeugung von unser aller Schwäche und Hülfsbedürftigkeit beruht. Selbst fest, pflichttreu und unabhängig durchs Leben schreitend war er Jüngeren gern ein freundlicher Berather, in reizend persönlichen Briefen wie in unvergleichlicher Plauderei Kritiker und Helfer zugleich. Noch der ganz neuen ultrarealistischen Art des jungen Gerhard Hauptmann kam er liebevoll entgegen. Der erste eigentliche Großstädter in unserer Litteratur hat er die Legende von dem kaltverständigen Egoismus des „Berlinerthums" siegreich zerstört und einer neuen Art der Darstellung wie einer neuen Anschauung der Dinge mit fast spielender Genialität zum Durchbruch verholfen.

Neben zahlreichen Nekrologen u. s. w. in den Zeitungen vgl. besonders Erich Schmidt, Gedenkrede, Deutsche Rundschau, November 1898; Otto Brahm, Neue Deutsche Rundschau X, 1; P. Schlenther, Biographisches Jahrbuch III, 296 f.; Richard M. Meyer, Deutsche Litteratur des 19. Jahrh. (2. Aufl.), S 469 f.; Franz Servaes, Th. F. (Abdruck aus dem „Pan"), Berlin 1900. Richard M. Meyer.

Forbiger: Albert F., geboren in Leipzig am 2. November 1798, † zu Dresden am 11. März 1878, besuchte die unter der Leitung seines Vaters Gottl. Sam. F. stehende ehrwürdige Nicolaischule seiner Vaterstadt; er war von 1795—1828 Rector dieses Gymnasiums, sein Nachfolger wurde K. Fr. Nobbe (geb. am 7. Mai 1791, † 1878), der durch eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit sich bekannt gemacht hat (s. A. D. B. XXIII, 749). Von 1815—1819 wandte sich F. akademischen Studien zu und habilitirte sich in Leipzig mit der Abhandlung „De Lucretii carmine a scriptore serioris aetatis denuo pertractato" (am 3. Juli 1824). Die akademische Laufbahn gab er noch in demselben Jahre wieder auf, da er im Herbst des Jahres 1824 eine Anstellung als 6. ordentlicher Lehrer an der Nicolaischule erhalten hatte, 1828 rückte er in das Amt des Tertius und 1835 wurde er Conrector der Anstalt, die ihn selbst gebildet hatte. F. war ein außerordentlich fleißiger Gelehrter, der sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten bekannt machte. Nach einer 40jährigen Schulthätigkeit trat er in Pension, verlegte seinen Wohnsitz nach Dresden und widmete sich ganz philologischen Studien. Als Schulmann hat er ein vielgebrauchtes Lehrbuch: „Aufgaben zur Bildung des lateinischen Stils" 1832 veröffentlicht, das 1868 in der 6. Auflage erschien; ein „Deutsch-lateinisches Lexicon" hatte er schon 1826 herausgegeben, 1856 wurde es in zweiter Auflage gedruckt. In den Jahren 1856—1862 erschien von ihm eine Uebersetzung des Geographen Strabo. Schon 1828 hatte er Beiträge zur Geschichte der Nicolaischule gegeben, an deren Spitze von 1758 bis zu seinem am 14. August 1774 erfolgten Tode der be-

rühmte Gräcist Joh. Jacob Reiske (s. A. D. B. XXVIII, 128) gestanden hatte. Schon seine Habilitationsschrift beschäftigte sich mit Lucretius, im J. 1828 veröffentlichte er eine Ausgabe dieses Dichters, die freilich durch C. Lachmann's Ausgabe ganz in den Hintergrund getreten ist (Lachm. praef. p. 14: Forbiger nihil usquam laudabiliter gessit): auch dem Virgil wandte F. seine Studien zu, 3 Auflagen erlebte die Ausgabe dieses Dichters. Durch die Arbeiten M. Haupt's, O. Ribbeck's, Ladewig's, P. Hofmann Peerlkamp's u. A. sind auch in der Erklärung dieses Dichters Fortschritte gemacht worden. Zu erwähnen ist noch das von F. aus den Quellen bearbeitete „Handbuch der alten Geographie" (3 Bde., Leipzig 1842—48); der dritte Band neu bearbeitet unter dem Titel „Handbuch der alten Geographie von Europa" (Hamburg 1877). Conr. Bursian, Geschichte der classischen Philologie II, 1129 sagt von diesem Werke: „nur auf das zweifelhafte Lob einer fleißigen aber in den Details nicht durchaus zuverlässigen und aller selbständigen wissenschaftlichen Auffassung baren Compilation kann das Werk Anspruch machen"; durch C. Bursian's Geographie von Griechenland 1862—72 und durch das Meisterwerk von Heinrich Kiepert: Lehrbuch der alten Geographie (Berlin 1878) ist auch diese Schrift Forbiger's überholt. Conr. Bursian und H. Kiepert kennen die classischen Länder durch Autopsie. In den letzten Lebensjahren verfaßte F. noch das Werk: „Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen und Römer", dessen erste Abtheilung unter dem Specialtitel: „Rom im Zeitalter der Antonine" in 3 Bänden (Leipzig 1871—74, 2. Aufl. des ersten Bandes 1877) erschienen ist; ihr folgte eine zweite Abtheilung unter dem Specialtitel: „Griechenland im Zeitalter des Perikles", von der F. selbst 2 Bände (1875 u. 1878) bearbeitet hat. Zu diesen 2 Bänden wurde nach seinem Tode ein dritter von Dr. A. Winckler (Oberlehrer am kgl. Domgymnasium zu Colberg) hinzugefügt (Leipzig 1882). Das ganze Werk erhebt sich nicht über das Niveau einer wenn auch reichhaltigen Compilation und vermag auch durch die Form der Darstellung keine besondere Anziehung auf die Leser auszuüben (C. Bursian, Gesch. d. class. Philol. München u. Leipzig 1883, S. 1195). Man vergleiche diesem Werke gegenüber die meisterhaften Schilderungen des Königsberger Professors Ludw. Friedlaender: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgange der Antonine (3 Bde., zuerst 1861—71), jetzt in 6. Auflage vorliegend. Daß Albert F. ein fleißiger Gelehrter gewesen ist, wird bei allen, seinen Schriften anhaftenden Mängeln niemand in Abrede stellen.

Man vgl. C. Bursian's Biogr. Jahrb., I. Jahrg. 1878 (Berlin 1879), S. 3 f. — C. Bursian's Gesch. d. class. Philol. II. München u. Leipzig 1883, S. 1128 f., 1195. — Programm des Nicolaigymnasiums in Leipzig, 1897. — Biographisch-bibliothekarische Beiträge zur Schulgeschichte von Dr. Ernst Friedr. Bischoff, S. 10. Lothholz.

Forchhammer: Peter Wilhelm F., Professor der classischen Alterthumswissenschaft an der Universität Kiel, wurde am 23. October 1801 in Husum geboren. Sein Vater, welcher Lehrer an der dortigen Bürgerschule und ein sehr tüchtiger Pädagoge war, kam im December 1803 als Rector der Stadtschule und Leiter des 1788 gegründeten Lehrerseminars nach Tondern. Er starb bereits im Jahre 1810 und hinterließ sechs Söhne und eine Tochter. Um der Mutter die Sorge für das Fortkommen ihrer Kinder etwas zu erleichtern, nahm ein Verwandter, der Hofbesitzer Bendix Thayssen auf Nienhof in der Widingharde, den jüngsten der Brüder, Peter Wilhelm, auf einige

Jahre zu sich und ließ ihn zusammen mit seinen Söhnen durch einen Hauslehrer unterrichten. Die tiefen Eindrücke, welche F. während dieser Jugendjahre auf dem Lande, inmitten der Marsch mit ihrer eigenthümlichen Natur und ihren so eigenartig ausgeprägten Lebensgewohnheiten, empfing, hat er nach seinen eigenen Worten nie vergessen. Ein Stück der urwüchsigen Naturkraft des Marschbodens ist übergeströmt in das leicht empfängliche Wesen des Knaben. Es ist mit ihm gewachsen und ihm eigen geblieben sein ganzes Leben hindurch. Vielleicht liegen hier auch die ersten Wurzeln des für den späteren Gelehrten so charakteristischen Strebens, die Erscheinungen des Volkslebens aus der Natur heraus zu verstehen. In welchem Grade die Natur auf die Anschauungen und Gewohnheiten der Bewohner bestimmend einwirkt, das eben hatte er in der Marsch immer wieder beobachten können. Die Nothwendigkeit, sich für das Gymnasium vorzubereiten, führte F. nach Tondern zurück. Den ersten lateinischen Unterricht empfing er von einem Freunde des Hauses, dem damaligen Hardesvogt Tönsen, einem Schwager des Juristen Thibaut. Nachdem er dann die lateinische und griechische Classe des Nachfolgers seines Vaters, des Rectors Jacob Decker absolvirt hatte, wurde er, in jeder Beziehung mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet, Michaelis 1817 in die Secunda des Lübecker Gymnasiums aufgenommen, welches ihn 1821 „Gottlob noch ohne Maturitätsexamen und Schulrath" zur Universität entließ. In Kiel, wo F. am 10. Mai 1821 immatriculirt war, wurde Wilhelm Wachsmuth sein Hauptlehrer für die classischen Studien. Während seines letzten Semesters (1824) hielt er sich in Leipzig auf und schloß sich hier besonders an Gottfried Hermann an. Nach Beendigung des Universitätsstudiums ging F. auf ein halbes Jahr nach Kopenhagen zu seinem Bruder Georg, der eine Professur für Mineralogie und Chemie an der Universität daselbst innehatte. Dieser Aufenthalt in der dänischen Hauptstadt war für den jungen Gelehrten insofern von Bedeutung, als er während dieser Zeit Gelegenheit fand, in dem Münzcabinet des Erbprinzen Christian, des späteren Königs Christian VIII., zu arbeiten und die Aufmerksamkeit und Zuneigung des allen wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit günstig gestimmten Fürsten auf sich zu lenken. Nach Kiel zurückgekehrt, bereitete er sich für seine Promotion vor, während er gleichzeitig in dem Hause des Syndikus Jahn dessen Söhne Otto und Hugo unterrichtete. Mit Otto Jahn ist er auch später in dauernder Freundschaft verbunden geblieben. Im November 1828 wurde er auf Grund seiner Dissertation „Quaestiones Areopagiticae", die aber, wie alle Dissertationen der philosophischen Facultät damals, dem Druckzwang nicht unterlag, zum Dr. phil. promovirt, und im folgenden Jahre habilitirte er sich als Privatdocent an der Kieler Universität, der er dann fast 65 Jahre lang, seit 1836 als außerordentlicher, seit 1843 als ordentlicher Professor angehört hat.

Das wichtigste Ereigniß in Forchhammer's wissenschaftlichem Leben, das von bestimmendem und grundlegendem Einfluß auf seine ganze wissenschaftliche Lebensarbeit wurde, waren die beiden großen Forschungsreisen, die er in den Jahren 1830—1834 und 1838—1840 nach den Stätten des classischen Alterthums unternahm. Je tiefer er sich in das Studium der Alten versenkte, um so fester reifte in ihm die Ueberzeugung, daß — wir geben ihm selbst das Wort — „für eine gründliche und umfassende Kenntniß des classischen Alterthums die bloße Kenntniß der Sprache und Schriftwerke der Griechen und Römer durchaus nicht genügend sei, sondern daß dazu außerdem nothwendig erforderlich seien sowohl eine reiche Bekanntschaft mit den Bildwerken und Monumenten jener Völker als eine möglichst ins Einzelne gehende Anschauung der bedeutenden Localitäten der alten Welt, sowie ihrer gesammten Natur

und klimatischen Metamorphose". „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Thaten" — dies Goethewort sollte sich in der Folge auch an F. erfüllen. Von echter Begeisterung getragen, setzte er seine Reisen mit großer Energie ins Werk, die vielen Schwierigkeiten und Gefahren, die es zu überwinden galt, schreckten ihn nicht, glücklich führte er alle Pläne ans Ziel, und die reichen Früchte, welche er für die Wissenschaft heimbrachte, zeigen deutlich, „daß diesen Wanderjahren weder touristische Neugier noch sentimentale Empfindelei zu Grunde lag, sondern folgerichtige Selbstbestimmung eines Gelehrten". Immer reiste er in lebendigem Verkehr mit dem Volke, in der Volksseele selbst die Lösung für manches Räthsel suchend, vor dem die Wissenschaft bisher hatte Halt machen müssen. Diese Zeit bildete einen idealen Höhepunkt in seiner Forscherlaufbahn. Da öffnete sich ihm „weit, hoch, herrlich der Blick rings ins Leben hinein", ein tiefer Blick in das Leben der classischen Vergangenheit, an der seine ganze Seele hing. Wenn Forchhammer's Interesse und schriftstellerische Thätigkeit bis dahin mehr den auf rein geschichtlichem und antiquarischem Gebiete liegenden Untersuchungen angehört hatte, so wurde er durch seine Reisen besonders der Topographie, Mythologie und Archäologie zugeführt. Die „Topographie von Athen" (1841) ist, wenn auch manche in ihr ausgesprochene Ansicht vielfach angefochten wurde, doch ein Werk von bleibendem Werth, ebenso die das Hauptergebniß der zweiten Reise bildende, von dem Marinelieutenant der englischen Mittelmeer-Vermessungsexpedition Spratt gezeichnete und von F. mit Erläuterungen versehene Karte der Ebene von Troja (1850). Forchhammer's mythologisches Hauptwerk erschien 1837 unter dem Titel „Hellenika. Griechenland im neuen das alte." Es enthält die wichtigsten Resultate der ersten Reise und zugleich die Grundzüge der ganzen Theorie Forchhammer's über die Entstehung und Erklärung der hellenischen Mythen. Die Schrift gründete sich, wie der Verfasser in einer kurzen in seinem Nachlaß enthaltenen Autobiographie sagt, „auf das mit eigenen Augen in den verschiedenen Gebieten der alten griechischen Staaten Gesehene und unterschied sich von früheren Reisebeschreibungen dadurch, daß die größere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf terrestrische und klimatologische Verhältnisse gerichtet war, mit einem Wort, auf das Bleibende, also auch Uralte des Landes und seiner Natur, welches auf seine Bewohner, deren Cultur, deren religiöse und politische Vorstellungen und Entwicklung und somit auf seine ganze Geschichte einen großen Einfluß mußte gehabt haben". Die Mythen sind nach F. nur an Ort und Stelle zu verstehen, sie sind ein Niederschlag bestimmter örtlicher, speciell atmosphärischer Erscheinungen und schildern jährlich wiederkehrende Vorgänge in der Natur als Thaten der Götter und Heroen. Von diesem Grundgedanken ausgehend behandelt er jeden einzelnen Mythos, indem er besonders auch das Wasser in allen Erscheinungsformen seines Kreislaufes in der Natur zur Erklärung heranzieht. Im einzelnen enthalten diese mythologischen Arbeiten manche Feinheiten — man braucht nur an die Deutung der athenischen Mythen von den drei Tauschwestern zu erinnern — der Theorie selbst jedoch in ihrer einseitigen Durchführung vermag die heutige Wissenschaft nicht mehr zuzustimmen. Für ihre Zeit aber und gegenüber den Leistungen der Vorgänger bedeutet Forchhammer's Mythologie einen entschiedenen Fortschritt. Ein frischer Luftzug ist durch sie in die Forschung gedrungen und fruchtbare, auch für die Gegenwart noch werthvolle Anregungen sind von ihr ausgegangen. F. selbst aber hat den zuerst in der „Hellenika", diesem „gewaltigen, aber auch gewaltsamen Buche", wie sein Freund Adolf Trendelenburg es nennt, betretenen Weg nicht wieder verlassen, sondern ihn unbeirrt durch den Widerspruch gegnerischer Stimmen immer weiter verfolgt. Der zweite Band der Hellenika,

welcher die thebanischen Mythen behandeln sollte, ist freilich nie erschienen, dafür aber eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Schriften zur Mythologie, die alle jene Theorie theils weiter ausführen und tiefer begründen, theils sie zur Erklärung anderer Mythen, besonders der troischen Sage, der Gründungssage von Rom und der Sage von Jo in Anwendung bringen. Bis in sein hohes Alter vertheidigte F. seine Ueberzeugung scharf und energisch gegen alle Angriffe. Auch sein letztes Buch „Homer, seine Sprache und die Kampfplätze seiner Götter und Heroen. Ein letztes Wort zur Erklärung der Ilias" — es erschien 1893, nicht lange vor seinem Tode — ist in diesem Sinne geschrieben. Dies hartnäckige Bestehen des Gelehrten auf der einmal gewonnenen Ueberzeugung ist ein Stück seiner innersten Persönlichkeit. Immer wieder begegnet uns dieser Zug seines Wesens. „Er war kein Mann der Angleichung", sagt Bruns in seiner Gedächtnißrede, „und der Widerspruch der Majoritäten bestärkte ihn im Festhalten an der eigenen Meinung. Leicht stellten sich ihm, dem eigengearteten, die Dinge eigenartig dar. Aber es war immer seine ehrliche Meinung, für die er focht, und für die Sache, die ihm die gute schien, kämpfte er mit einer Klinge, die gefürchtet war und bis in seine letzten Jahre nicht rostete. Seine Anschauungen, die ihm in seinen besten Jahren wie eine Offenbarung aufgegangen waren, hütete er sorgsam und suchte sie durch unabläßige Arbeit zu erweitern. Er war im guten Sinne vollkommen unmodern, ein Humanist alten Schlages, und stand zu den Alten in einem völlig unmittelbaren Verhältniß, er liebte sie wie Freunde, und seine Freundschaft war warm und (es sind seine eigenen Worte) verschmähte die logische Begründung." Besonders charakteristisch in dieser Beziehung war auch die Schrift „Die Athener und Sokrates. Die Gesetzlichen und der Revolutionär" (Berlin 1837). Alle Jahrhunderte, die seit dem Auftreten des Sokrates verflossen waren, hatten für ihn Partei genommen, F. entschied gegen ihn und suchte in seinem großes Aufsehen erregenden Buche in geistvoller Weise das Verhalten der athenischen Richter als ein völlig gesetzmäßiges und ihr Urtheil als ein durchaus gerechtes darzulegen.

Die leidenschaftliche Liebe, mit welcher F. am Alterthum hing, ließ ihn auf allen Lebensgebieten desselben heimisch werden, alles zog er in den Kreis seiner Studien, in alles suchte er Licht zu bringen und, wo es nur möglich war, die Resultate seiner Forschungen auch für die Gegenwart zu verwerthen. So verfolgte er in seinen Schriften zur Archäologie und Kunstgeschichte vor allem auch den Zweck, in weiteren Kreisen der Gebildeten Theilnahme und Verständniß für diese Gegenstände zu wecken. Immer wieder predigte er seinen Zeitgenossen in Reden und Flugschriften die Schönheit des Alterthums und seiner Werke, und hatte mit dieser Art, die Archäologie sozusagen praktisch zu betreiben, keinen geringen Erfolg. Er war der Begründer und langjährige Leiter des 1842 in Kiel eröffneten Museums von Gypsabgüssen antiker Skulpturen, einer Schöpfung, welche nicht wenig dazu beigetragen hat, Forchhammer's Landsleuten die bildende Kunst der Alten näher zu bringen. Das Interesse für die Darstellung des Schönen in der Architektur suchte er zu heben durch das feinsinnige Büchlein „Ueber Reinheit der Baukunst" (1856), von dem im Jahre 1875 eine zweite Auflage nöthig wurde. Ueber das Wesen der Kunst im allgemeinen zu belehren, war das Ziel des im Winter 1863 gehaltenen Vortrags „Das Schöne ist schwer".

Obwohl F. sich in dieser Weise im allgemeinen hauptsächlich an die Realien des Alterthums hielt, stand er doch auch zu der antiken Philosophie in einem nahen Verhältniß. Kritische oder exegetische Fragen interessirten ihn freilich weniger, und nur ganz selten hat er solche in eigenen Aufsätzen be-

handelt. Immer lag ihm in erster Linie der sachliche Inhalt am Herzen, und dies bei keinem der griechischen Philosophen mehr als bei Aristoteles, den er von Grund aus kannte und mit größter Vorliebe erklärte. Seine letzte und umfangreichste Schrift über ihn: „Aristoteles und die exoterischen Reden" (1864) widmete er seinem Freunde Trendelenburg. Ganz in sein eigenes Wesen aufgenommen hatte F. die Staatslehre des Stagiriten. Sie ist für seine politische Thätigkeit, besonders auch für seine schriftstellerischen Arbeiten auf diesem Felde durchaus maßgebend geworden. Nicht nur als Gelehrter war er ein Mann des Volkes, sein ganzes Leben hindurch hat er als Demokrat im besten Sinne des Wortes auch an dem politischen Leben intensiven Antheil genommen. Mit größtem Nachdruck schilderte er in Reden und Aufsätzen stets aufs neue das Ideal eines Menschen und Bürgers, eines Königs und einer Staatsverfassung, wie es Aristoteles in seiner Politik aufgestellt hat. In ihr erblickte er etwas Vollkommenes, und indem er die Oeffentlichkeit unermüdlich darauf hinwies, hoffte er auf die politischen Anschauungen der Gegenwart veredelnd einzuwirken. Zu diesem Zwecke schrieb er auch 1849 sein „Demokratenbüchlein", das in der Hauptsache eine Erörterung der Aristotelischen Staatslehre enthielt. Von dem Freiheitssturm des Jahres 1848 fühlte auch F. sich in tiefster Seele ergriffen. Doch laut erhob er seine Stimme zu der ernsten Mahnung, Maß zu halten und duldsam zu sein. Das Schicksal Schleswig-Holsteins verfolgte er mit einer Hingebung als gälte es sein eigenes. Leidenschaftlich kämpfte er für die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Heimath sowie für die Anerkennung der Rechte des Herzogs Friedrich, und es mag ihm zuerst nicht leicht geworden sein, Zeuge sein zu müssen, daß die Geschichte der Herzogthümer einen so ganz anderen Verlauf nahm, als er es ersehnte. Nach den Ereignissen von 1870/71 schwand jedoch jede Erbitterung aus seinem Herzen, und vollkommen ausgesöhnt mit der Neugestaltung der Dinge hat er auch im neuen Reiche Jahre lang freudig seine bewährte Kraft in den Dienst des politischen Lebens gestellt. Von 1867—1873 gehörte er dem preußischen Landtage, von 1870—1873 auch dem deutschen Reichstage an, und seit 1876 vertrat er die Universität Kiel im Herrenhause.

Seine akademische Lehrthätigkeit faßte F. in dem hohen Sinne und mit dem ganzen Ernste auf, der ihm immer eigen war. Das Ziel aller Erziehung und Bildung sah er in der völlig harmonischen Entwicklung aller Kräfte und Fähigkeiten des Körpers und Geistes im Dienste der Gesammtheit. Für die Interessen der Universität, dieser wichtigsten Bildungsstätte, und speciell für die classischen Studien, die ihm als die lauterste Quelle menschlicher Geistesbildung erschienen, trat F. jederzeit thatkräftig ein. Sein unbestechliches und nach schleswig-holsteinischer Art stark ausgeprägtes Rechtsgefühl scheute vor keinen Schwierigkeiten zurück, wenn es galt, das, was er einmal als das Richtige erkannt hatte, durchzusetzen oder zu vertheidigen. „Einen Schatz von Liebe und Aufopferung, der ihr durch zwei volle Generationen gewidmet war", hat die Christiana Albertina mit ihm verloren.

F. war wie Odysseus ein *ἀνὴρ πολύτροπος, πολλῶν δ'ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω.* Aber die Sehnsucht nach der Heimath verließ ihn auf seinen Wanderungen keinen Augenblick, an ihr hing er mit allen Fasern seines Wesens, ihr diente er mit dem Besten, das er zu geben hatte. In der Heimath schenkte ein gütiges Geschick ihm, dem lange Einsamen, schließlich auch noch ein spätes Eheglück. Im J. 1872 verheirathete er sich mit der Tochter eines Jugendfreundes, des früh verstorbenen Rectors der Schleswiger Domschule Wilhelm Olshausen, mit der ihm dann noch ein 22jähriges ungetrübtes Zusammenleben beschieden war. Bis in sein höchstes Alter bewahrte er sich

die Jugendlichkeit seines Herzens und die Frische und Lebendigkeit seines Geistes. Eigentliches Kranksein blieb ihm erspart. Am 8. Januar 1894 wurde er durch einen sanften Tod hinweggenommen.

In seinem gehaltvollen Aufsatze „Materie und Geist" (1889) erinnert F. an ein Wort Kaiser Friedrich's, das dieser als Kronprinz bei dem 50jährigen Jubiläum der Berliner Museen gesprochen hatte: „Wir wissen, wie in den Tagen unseres größten nationalen Unglücks, als alles zu wanken schien, der Gedanke an die idealen Ziele der Menschheit sich schöpferisch stark und lebendig erwies. Dankbar dürfen wir jetzt genießen, was die grundlegende Arbeit jener trüben Zeit geschaffen hat. Aber wir können dieses Genusses nur froh werden, wenn wir auch der Pflichten eingedenk sind, welche er uns auferlegt. Es gilt heute vielleicht mehr als je, an unsern idealen Gütern festzuhalten und die Erkenntniß von ihrem Werthe und ihrer rettenden Macht unserem Volke mehr und mehr zu erschließen". Das war auch Forchhammer's innerste Ueberzeugung. In diesem Sinne hat er mit Einsetzung seiner besten Kräfte gelebt und gestrebt, ein ganzer Mann, furchtlos, selbständig und keiner Schablone unterworfen. Und so wird sein Gedächtniß fortdauern.

Vgl. A. Höck und L. Pertsch, P. W. Forchhammer. Ein Gedenkblatt. Mit einem Anhang: Briefe von und an Forchhammer. Kiel 1898. — J. Bruns, Rede bei der Trauerfeier für P. W. Forchhammer, in: Chronik der Universität Kiel für das Jahr 1893/94, S. 19—26, auch abgedruckt bei Höck und Pertsch, S. 150 ff. — Alberti, Schriftstellerlexikon, 1829 bis 1866, Abth. 1, S. 224—226, und 1866—1882, Bd. I, S. 190—191. — Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde (Beiblatt zu Bursian's Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft), Jg. 20, 1897, S. 41—63 (Nekrolog und Schriftenverzeichniß von E. Alberti).

Joh. Saß.

Forckenbeck: Max von F., geboren am 23. October 1821 in Münster, † in Berlin am 26. Mai 1892, einer der parlamentarischen Führer des preußisch-deutschen Liberalismus im Zeitalter der Einigung Deutschlands. Auch einen parlamentarischen Führer des deutschen Bürgerthums hat man ihn wol genannt, doch mit beschränkterem Rechte, weil die Begriffe Liberalismus und Bürgerthum sich keineswegs decken, vielmehr die von jenem vertretenen Ideen einen größeren und zugleich einen geringeren Kreis als diese eine Classe umfassen: die am meisten in den Vordergrund tretenden liberalen Führer der sechziger und siebenziger Jahre gehen, bezeichnend genug, aus nichtbürgerlicher Sphäre hervor, der hannoversche Edelmann Rudolf v. Bennigsen wie der ostpreußische Freiherr Leopold v. Hoverbeck, der fränkische Reichsritter Franz v. Stauffenberg wie der preußische Generalssohn v. Unruh, vor allem auch der preußische Beamtensohn Max v. Forckenbeck.

Allerdings stammte die nach dem Osten verschlagene geadelte Beamtenfamilie, der F. angehörte, aus dem bäuerlich-bürgerlichen Blute des neupreußischen Westens. Ein jüngerer Sohn eines alten Schulzenhofes, auf dem die Forckenbecks im Kreise Lüdinghausen im Stifte Münster seit langem saßen, war in die Stadt gezogen und seine Nachkommen hatten bürgerliche und gelehrte Berufe, schließlich in der Stadt Münster selbst ergriffen. Ein Maximilian Forckenbeck, der Großvater des Unsrigen, war im höheren Beamtendienst des Hochstifts Münster emporgekommen, in der Epoche, da die Ideen des 18. Jahrhunderts, der Aufklärung und der wohlmeinenden Reform von oben auch in dieses geistliche Staatswesen hineinwehten, lange Zeit die rechte Hand des trefflichen Ministers Fürstenberg. Und als sein Staat der preußischen Monarchie einverleibt ward, wurde der tüchtige Mann von dem Oberpräsidenten

Frhrn. vom Stein auserwählt, damit er als geborener Münsterländer die Hinüberführung in die neuen Zustände erleichtere. Der liberale Katholik widerstrebte dem protestantischen Staate nicht, verwandelte sich 1804 in einen preußischen Geheimen Kriegs- und Domänenrath und wurde in den preußischen Adelstand erhoben. Wie er auch in französischer Zeit Treue hielt, so ging die folgende Generation von vornherein in dem neuen Vaterlande auf; noch nicht siebzehnjährig trat 1813 sein Sohn Franz zu den freiwilligen Jägern. Nach dem Kriege wandte auch er sich zu der juristischen Laufbahn des Vaters; er wurde Richter in Münster und hier gebar ihm seine aus ansehnlicher münsterischer Bürgerfamilie stammende Gemahlin Brigitte Hosius im J. 1821 seinen einzigen Sohn Maximilian Maria: ein Westfale war dieser somit von beiden Eltern und manche Eigenschaften seines Blutes rücken ihn in die Reihe der Westfalen unter den preußischen Politikern der Zeit, zu Bodelschwingh, Harkort, Vincke, Waldeck. Der Vater hegte liberale Gesinnung und gehörte zu den Mitgliedern des westfälischen Provinziallandtages, die 1832 unter der Nachwirkung der Julirevolution den König an die Errichtung der verheißenen Reichsstände mahnten; dafür sollte er als Beamter die Gegenwirkung des Beamtenstaates erfahren. Er wurde im nächsten Jahre nach Breslau strafversetzt, dann stieg er 1840 zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichtes in Glogau empor, der erste Katholik, wie es heißt, in so hervorragender richterlicher Stellung in Preußen. So war es der Liberalismus des Vaters, der die Jugend des Sohnes aus dem westfälischen Geburtsboden entwurzelte und ihn nach seinem ganzen Lebenslaufe: Schlesien—Ostpreußen—Schlesien—Berlin zu einem Ostdeutschen machte.

Der junge F. bestimmte sich für die Laufbahn seines Vaters und beschritt sie ohne besondere Zwischenfälle, er war ein lebensfroher Student in Gießen seit 1838 und dann in Berlin ein arbeitsamer; 1842 wurde er Auscultator und 1847 Assessor am Stadtgericht zu Glogau. Das Revolutionsjahr regte auch seine politische Thätigkeit an. Ohne den Sturm und Drang, der sonst die Jugend in politischen Dingen in die Extreme wirft, hielt er von vornherein die mittlere Linie des Vaters inne; von den drei politischen Clubs der Stadt, einem demokratischen, einem constitutionellen und einem conservativen präsidirte er dem mittleren und vertrat ihn auf einem Congreß der constitutionellen Vereine in Breslau, auch hier trotz seiner jungen Jahre bereits zum Vicepräsidenten gewählt. Da starb 1849 sein Vater, mitten aus der Verfassungsarbeit in der Ersten Kammer, in der er auf der Linken seinen Platz genommen hatte, hinweggerafft. Jetzt wiesen die Sorge für seine Familie und die Erwägung, daß bei der hereinbrechenden Reaction an eine richterliche Anstellung nicht zu denken sei, den jungen Juristen auf einen praktischen Beruf, und mit raschem Entschluß wählte er von den ihm zur Verfügung gestellten Anwaltsstellen in einigen ostpreußischen Städtchen diejenige in Mohrungen für sich aus. So gelangte er in das politische Milieu, als dessen besonderer Vertreter er in der ersten Hälfte der sechziger Jahre erschien.

Aus äußerlich bescheidener Thätigkeit in der Kleinstadt ist F. zu leitender politischer Wirksamkeit und dann zur Spitze großstädtischer Verwaltung aufgestiegen. Zehn Jahre lang, von 1849 bis 1859, wirkte er als Rechtsanwalt in Mohrungen, dann bis 1872 in demselben Berufe in Elbing. In die erste Zeit noch fällt seine Vermählung mit Marie Raschke, der Tochter eines Rittergutsbesitzers im Kreise Pr.-Holland; er hat die ihm geistig ebenbürtige Frau später ganz zur Genossin seines dem ehelichen Zusammenleben viele Opfer auferlegenden politischen Wirkens gemacht, und seine Briefe an sie geben uns

die werthvollsten Aufschlüsse über seine parlamentarische Arbeit. Zugleich vollendete das Jahrzehnt der Reaction das Reifen zum Manne. Als vortrefflicher Anwalt war er bald weithin geschätzt, durch ein klares juristisches Urtheil und zugleich einen praktischen Geschäftsverstand ausgezeichnet. Seine allgemein-geistige Mitgift war nicht eben umfassend, eher an Schranken gebunden, die ihm nachher auf der Höhe lästig waren; man kann ihm nicht nachsagen, daß er sich durch eigene Ideen vor den Anderen hervorhob, und ebenso wenig strahlte von ihm der Zauber einer reichen oder gar genialen Persönlichkeit aus. Legt man aber jene höhern Maßstäbe bei Seite, so gewahrt man eine Reihe trefflicher Gaben für einen Mann politischen Wirkens, von einer gesunden Individualität zusammengehalten: Thatkraft und Liebenswürdigkeit, Festigkeit ohne Eigensinn, Schlichtheit im Aeußerlichen sind die hervorstechenden Züge, der im Beruf geschärfte Sinn für das Praktische und Erreichbare eigentlich das Beste. Schwung lag ihm fern und Pathos vollends, aber in der Tiefe dieser manchmal heftigen, dann wieder schweren Natur brannte doch ein Ehrgeiz, und trieb den auf das Wirken gestellten Mann vorwärts. Die Politik war die Welt, wo er sich durchsetzen, selber vorankommen und die Dinge um sich gestalten konnte. Und wie von selbst führte ihn die Politik in das Lager der Liberalen, die Tradition der Familie, die lastende Luft der Reactionszeit, die Schärfe der Gegensätze gerade in seiner Provinz und besonders auch in seinem Kreise, alles wirkte zusammen. Die Ideale der constitutionellen Staatsform hatte er sich rückhaltlos angeeignet, aber seine ganze Anlage bewahrte ihn vor dem Doctrinarismus; auf Verwirklichung kam es ihm an, und wenn er als Ostpreuße gern „vernünftige, freie Verfassungszustände" im Munde führte, so ging er auch gern den „vernünftigen" Weg, um zu ihnen zu gelangen, und das hieß dann den möglichen Weg, diesen aber mit Entschiedenheit.

Der Versuch des Prinzregenten, in der „Neuen Aera" im Bunde mit einem maßvollen Liberalismus zu verfassungsmäßigen Zuständen in Preußen zurückzulenken, machte die Bahn für dieses schlummernde politische Talent frei. Bei den Wahlen von Ende 1858 wurde F. zum Abgeordneten für Mohrungen-Preußisch-Holland gewählt. Die Wahlen hatten auch für Ostpreußen einen völligen Umschwung gebracht; die gewählten Liberalen waren meist neue Leute, durchweg auch Entschiedene, wie der derbe und fanatische Frhr. Leo von Hoverbeck, dem F. bald persönlich nähertrat. Sie alle traten zunächst der Fraction Schwerin-Vincke bei, der größten, die ohne eigentliches Programm sehr verschiedenartige Elemente umspannte. Mit sicherm Urtheil überblickte F. die Sachlage, wenn er im Januar 1859 schrieb: „Alle Zustände hängen hier wie mit baumwollenen Fäden zusammen: so dies Ministerium mit dem Prinz-Regenten und unter sich und mit der liberalen Majorität des Hauses. Jeder fürchtet sich, durch Bewegung die Baumwolle zu zerreißen. Wie lange aber namentlich das Abgeordnetenhaus diese Zustände ertragen wird, steht dahin". Der Liberalismus war äußerlich angesehen zur Herrschaft gekommen, aber eben dadurch in der parlamentarischen Action gelähmt, vor allem durch die Rücksichten der Fractionsführer auf ihre alten Parteigenossen im Ministerium und durch die Erwägung, daß ein allzustarkes Drängen die Minister in eine schwierige Situation dem Prinzregenten gegenüber bringen und diesen womöglich seinem Wege entfremden könnte. Auch F. unterschied sich in seinen principiellen politischen Ueberzeugungen keineswegs von Vincke oder auch von Schwerin, aber er galt schon von Anfang an in der Fraction — die anfänglichen Hoffnungen der Clerikalen hatte er bald durch sein Auftreten in der Unterrichtscommission enttäuscht — als „einer der entschiedensten": denn diese neue

Generation, ohne die Erinnerungen einer langen Parteigemeinschaft, ohne Rücksichten nach oben, allein von dem Eindruck des letzten Jahrzehnts erfüllt, verlangte ein rascheres Vorwärtsgehen. Und der Ehrgeiz Forckenbeck's ließ sich, so wenig wie der Hoverbeck's, nicht lange von dem monarchischen Parteiregiment Vincke's niederhalten, sondern suchte ein von allen diplomatischen Erwägungen freies Feld, um die Allen gemeinsamen Ideen selbständig und energisch durchzukämpfen. Er bedurfte dafür des Hebels der Idee und fand ihn in dem Anschluß an die 1859 wieder stärker angefachte deutschnationale Bewegung. Darum trat er dem Nationalverein bei, in der Ueberzeugung: „Ohne eine andere Gestaltung der deutschen Verhältnisse ist für die Dauer auch die Existenz einer vernünftigen freien Verfassung eine Unmöglichkeit. Bleiben die deutschen Verhältnisse so wie sie sind, so wird und muß in Preußen nur der Militärstaat ausgebildet werden" (August 1859). Durch Förderung der deutschen Einheitsbestrebungen den Adern des preußischen Liberalismus frisches Blut zuzuführen: in dieser Richtung gingen von vornherein seine Absichten. Weder den Weg der alten Constitutionellen noch den der alten Demokraten Preußens wollte er gehen, und von den deutschen Unitariern unterschied ihn, daß der Schwerpunkt seines Wollens auf preußischem Gebiete lag. Die beiden Leitsterne hatte er aufgestellt, der Weg zu ihnen lag nicht fest, sondern war einzig durch Fragen der Taktik abgesteckt, konnte bald besser durch Festigkeit, bald eher durch Entgegenkommen zurückgelegt werden, ohne daß das Ziel jemals aus den Augen verloren wurde. Und so ist dieser Mann, der drei Mal an einem folgenreichen Austritt aus einer Partei maßgebend mitwirkte und drei Mal zu einer folgenreichen Neugründung einer Partei beitrug, trotzdem kein Anderer, sondern immer derselbe gewesen. Die parlamentarische Geschichte des preußisch-deutschen Liberalismus in der zweiten Generation weist nicht zufällig eine unaufhörliche Verschiebung der Gruppen, einen mehrfachen Frontwechsel seiner Kerntruppen auf. Denn immer handelte es sich um dasselbe Problem, den Liberalismus zur Verwirklichung, das heißt zur Macht zu bringen: kein Wunder, daß die Wandlungen der allgemeinen Lage ihm bald diese, bald jene Stellung zu den herrschenden Gewalten anwiesen. Erwägt man diese ganze Entwicklung, so sieht man sie mehr von Fragen der Taktik als von Principien bestimmt, und unter diesen Taktikern des Liberalismus steht die auf das Mögliche gerichtete, eigentlich politische Natur Forckenbeck's in der ersten Linie.

Seine Ueberzeugung, daß für seine Selbständigkeit in der Fraction Vincke kein Raum sei, befestigte sich ihm in der folgenden Session des Landtages, in der er einen Antrag auf Abänderung der reactionären Städteordnung einbrachte. Er meinte im Januar 1860, er wolle auf Schwerin und Patow nichts kommen lassen, aber: „unsere liberale Fraction scheint in ihrer Mehrheit aus übergroßer Vorsicht immer einen Schritt hinter dem Ministerium zurückbleiben zu wollen, während sie einen Schritt voraus sein sollte". Er und Hoverbeck — sie haben in dieser Session bereits einmal den noch gar nicht dem Hause angehörenden Waldeck aufgesucht — und alle ihre ostpreußischen Freunde drängten zu diesem rascheren Tempo; der Compromiß Vincke's über die Militärvorlage trieb sie nur noch ungeduldiger voran. Um der Zielfosigkeit in der Partei ein Ende zu machen, vereinbarten Hoverbeck, Behrend und F. im November 1860 einen Programmentwurf und legten ihn am 12. Januar 1861 ihren Fractionsgenossen vor. Die Absicht war, „einerseits dem Volke offen zu sagen, was das Ziel unseres Strebens sei, andererseits manche Mitglieder der Fraction, die bisher statt liberal nur rein ministeriell gewesen waren, zu der bestimmten Wahl zu zwingen, entweder mit uns zu gehen oder

auszutreten". Man dachte also zunächst nicht an Austritt, sondern eher an Eroberung der Fraction zu gunsten einer entschiedeneren Action. Der Versuch scheiterte an Vincke's Widerstand, der die eigene Machtstellung und die der Liberalen nicht durch numerische Verluste geschwächt noch durch programmatische Festlegung behindert wissen wollte; die überwiegende Mehrheit der Fraction stand zu ihm. Der Bruch wurde noch etwas hingehalten, da Vincke unter dem Druck der drohenden Secessionsmöglichkeit in der Adreßdebatte schärfere Töne gegen die Regierung anschlug; erst als er von neuem zurückwich, entschlossen sich Forckenbeck und Hoverbeck mit ihrem Anhang zum Austritt. Ihre politische Richtung formulirte damals Hoverbeck: „Wir Entschiedeneren hatten bei der Adresse hauptsächlich drei Ziele im Auge: 1. Die Entfernung der reactionären Beamten. 2. Die äußere Politik besonders concentrirt in der italienischen Frage. 3. Die deutsche Politik im Sinne des Nationalvereins". Es waren im ganzen 14 Abgeordnete, die austraten, alle Preußen, „Jung-Lithauen" nach dem Spottwort Vincke's, das sich länger hielt als die anfänglich auch vorkommende Bezeichnung „Fraction Forckenbeck"; sie stellten sich „auf den Boden freisinniger durch Rücksichten keiner Art beirrter Wirksamkeit für das Wohl des preußischen und des davon untrennbaren deutschen Vaterlandes"; durch den Zutritt von Schulze-Delitzsch und dann auch Waldeck's verstärkten sie sich bald aus dem Lager der alten Demokraten. Immerhin konnte die kleine Gruppe, die in dieser Session z. B. den Entwurf eines Ministerverantwortlichkeits-Gesetzes einbrachte, zunächst keine eigenen Wege gehen; erst der heraufziehende Militärconflict, durch den zweiten Compromiß vom Mai 1861 nur hinausgezögert, wies ihr eine bedeutendere Stellung an. So konnte sie infolge der Verschärfung der Gegensätze zwischen der Regierung und den Liberalen den Kern einer neuen Parteibildung abgeben, die sich die Begründung eines verfassungsmäßigen Zustandes in Preußen und die Einigung Deutschlands auf wirklich nationaler Grundlage zum Ziele setzte, der am 9. Juni 1861 constituirten „Deutschen Fortschrittspartei". Aus der kleinen parlamentarischen Gruppe erstand eine rasch wachsende deutsche Partei; im ganzen Vaterlande suchte man Anschluß, dachte an „Verbrüderung" mit dem Nationalverein, gelegentlich auch an die Firma „nationale Partei". F. mit drei andern Begründern der neuen Partei trat in den Ausschuß des Nationalvereins ein.

Eine Proclamation neuer politischer Gedanken hatte nicht stattgefunden, und nicht mit Unrecht urtheilte Vincke über die Forderungen des Wahlprogramms der Deutschen Fortschrittspartei, daß sie im wesentlichen keine anderen seien, als diejenigen, welche die constitutionelle Partei unter aller Ungunst der Verhältnisse aufrecht erhalten habe und niemals aufgeben könne, ohne sich selbst untreu zu werden. Und doch war es eine bedeutsame politische Wendung, als die neue Partei bei den Wahlen von Ende 1861 einen unerwarteten Erfolg errang: der auf 95 Mitglieder verminderten Fraction der Altliberalen konnte sie aus eigener Kraft 83 Stimmen entgegenstellen und verfügte sogar mit den 68 Stimmen des ihr nahestehenden Linken Centrums unter Bockum-Dolffs über die Hälfte des Abgeordnetenhauses, sie hatte fortan die Entscheidung in der Hand. Dieser Aufschwung der Fortschrittspartei hat ohne Frage den Ausbruch des Conflicts beschleunigt, den die Altliberalen zu vertuschen oder hintanzuhalten gesucht hatten, aber es ist sehr die Frage, ob sich die ganze Auseinandersetzung zwischen dem militärischen Königsstaate und den liberal-constitutionellen Grundsätzen, die weit über die Grenzen des Bürgerthums hinaus alle Gemüther in Preußen erfüllten, überhaupt hätte vermeiden lassen. Jetzt freilich traten die tieferen Gegensätze aus ihrer Verschleierung,

der sie in der Neuen Aera unterlegen waren, in ihrer wahren Schärfe hervor. Insofern behielt F. mit seiner Taktik gegenüber der liberalen Regierung und der früheren Parteileitung Recht. Aber gerade er neigte auch jetzt noch keineswegs dazu, die Kluft der Gegensätze unnöthig zu vertiefen, sondern glaubte nur kraft seines energischeren Vorgehens sicherer zum Ziele zu gelangen, als die Altliberalen es vermocht hatten: immer schloß dieses Ziel die Vereinbarung mit der Regierung in sich. Selbst in der Militärfrage gedachte er mit ihr auf der Grundlage: stark erhöhte, der allgemeinen Wehrpflicht möglichst entsprechende Rekrutirung, zweijährige Dienstzeit, Erhaltung der Landwehr zusammenzuwirken. Aber er konnte es nicht verhindern, daß das altliberale Ministerium in dem ungestümeren Drängen des Fortschritts einen willkommenen Vorwand erblickte, seine Entlassung einzureichen. Die Bildung eines neuen, homogen conservativen Ministeriums im März 1862 rückte die Möglichkeit einer Vereinbarung viel weiter hinaus. Die Antwort erfolgte in den Neuwahlen des Mai, in denen die altliberale Fraction auf ein kleines Häuflein zusammenschmolz, die Fortschrittspartei mit 135 zusammen mit den 98 Stimmen des Linken Centrums zum unbestrittenen Herrn des Parlaments wurde und nunmehr ihrerseits vor die Probe ihres Könnens gestellt ward.

Die parlamentarische Stellung Forckenbeck's war durch diesen Umschwung gewachsen, aber zugleich innerlich verändert. Schon Anfang 1862 hatte er bemerkt, daß in seiner Partei eine starke Gruppe unter Waldeck sich negativ und passiv verhalte, während er selbst mit der positiven, realpolitischeren Mehrheit ging. Jetzt hatte sich dieses Verhältniß in der angewachsenen Partei noch weiter verschärft. Sie war in sich ebenso wenig homogen wie früher die Altliberalen, und gegenüber den auf Waldeck's Stimme hörenden Rheinländern und Schlesiern erschien F. als Führer des gemäßigten Flügels, von den Andern bald als „der Reactionär in der Partei" bezeichnet. Denn keineswegs war er der Mann, der auf einen Conflict zutrieb wie jene Radicaleren; je rascher die Fraction gewachsen war, desto stärker empfand er jetzt die Verantwortung, keine Möglichkeit der Verständigung von der Hand zu weisen. Seine Politik lag noch ein gut Stück links von der Vincke's und betonte die zweijährige Dienstzeit als unumgängliche Voraussetzung, aber sie war jeden Augenblick bereit, von hier aus eine Brücke hinüberzuschlagen. So hat F. in seiner Parteitaktik bald manche Situationen Vincke's auch an sich erlebt. Auch er suchte durch Maßhalten sich die Chancen des Erfolges zu sichern: „Der Sieg hängt davon ab, daß wir die ganze öffentliche Meinung aller liberalen Parteien hinter uns haben, die aber extremen Vorschlägen nicht beistimmen werden". Immer predigte er gegen Waldeck und seinen Anhang: mäßige Ziele mit Entschiedenheit verfolgen. Als Roon so weit ging, die Gesetzlichkeit der ganzen Reorganisation auf Grund des Gesetzes von 1814 zu behaupten, brachte er einen Antrag in der Budgetcommission ein, die Gesammtkosten der Reorganisation für 1862 und 1863 zu streichen; gleich darauf aber schlug er Resolutionen vor, die die Regierung in Stand setzen sollten, Indemnität für das Vorangegangene zu erlangen und die Reorganisation auf Grundlage der zweijährigen Dienstzeit durchzuführen. Er unterlag, auch sein alter Freund Hoverbeck war mit diesem Entgegenkommen nicht einverstanden. Am 16. September trat er in seiner ersten größeren Rede im Plenum für die Verwerfung der Reorganisation ein. Für einen Augenblick schien es, als wenn die Regierung jetzt noch, in letzter Stunde, nachzugeben geneigt sei; man verhandelte durch Simson's Vermittlung mit F.; auch Roon zeigte sich plötzlich wenn auch nicht der gesetzlichen, so doch der thatsächlichen Einführung der zweijährigen Dienstzeit günstig. Da schlug am andern Tage am Hofe der Wind wieder um, keine

Concessionen hieß wiederum die Losung; das Abgeordnetenhaus verwarf darauf mit 308 gegen 11 Stimmen die gesammten Kosten der Reorganisation. Und nun griff der König zu seiner letzten Hülfe in der Noth, zu Bismarck als Ministerpräsidenten.

F. war sich von vornherein über den Sinn dieser Wendung klar: „Bismarck-Schönhausen", schrieb er tags nach der Ernennung, „bedeutet: regieren ohne Etat, Säbelregiment im Innern, Krieg nach außen. Ich halte ihn für den gefährlichsten Minister für Preußens Freiheit und Glück". Umso entschlossener suchte er ihn zu zwingen, seine Absichten zu bekennen. Als Berichterstatter der Commission beantragte er am 30. September, die Staatsregierung zur schleunigen Vorlegung des umgeänderten Etats für 1863 aufzufordern, damit dieser noch vor dem 1. Januar 1863 festgestellt werden könne, und die Leistung jeder Ausgabe, die von dem Abgeordnetenhause abgelehnt worden, durch die Regierung für verfassungswidrig zu erklären. Es war die berühmte Sitzung, in der Bismarck zum ersten Male vor den Abgeordneten erschien und seine ebenso genialen wie unparlamentarischen Excurse über Recht und Macht, die Anpassung der Verfassung, die Grenzen der Krongewalt und Parlamentsgewalt, über Blut und Eisen hielt, eine Sprache, die für die Abgeordneten fast unverständlich war und ihnen jedenfalls kein Vertrauen einflößte. Unerbittlich entgegnete F.: „Von einem Streite über die Grenze zwischen Krongewalt und Parlamentsgewalt ist keine Rede. Das preußische Volk ist viel zu nüchtern, um einen solchen theoretischen Streit zu unterstützen; das Materielle der Militärfrage ist es, was das Volk bewegt". Und ebenso knüpfte er in der Plenarsitzung vom 6. October an die berühmte Prophezeiung des überlegenen Gegners über die Lösung der deutschen Frage an mit den Worten: „In Preußen ist meiner Meinung nach eine Regierung nicht anders möglich, als mit vollständiger treuer Beobachtung der Verfassung, und nur einer solchen Regierung würden Blut und Eisen der Nation zu Gebote stehen". Pathetischer als es sonst seine Art war, forderte er andern Tags in seinem Schlußworte alle Parteien des Volkes auf, sich um die gefährdete Verfassung zu scharen. Der seinen Namen tragende Commissionsantrag wurde mit 251 gegen 36 Stimmen angenommen; der Versuch des Herrenhauses, das Regierungsbudget wiederherzustellen, wurde nach seinem Antrag für verfassungswidrig und deshalb null und nichtig erklärt. Der Kampf um das Recht hatte begonnen: daß er sich immer mehr zu einem Kampfe um die Macht entwickelte, sollte ihn entscheiden.

Der preußische Verfassungsconflict wird von einigen Seiten heute auf die Differenzen über technisch-militärische Streitfragen und die strittige Auslegung einiger Verfassungsparagraphen zurückgeführt, aber er war mehr, ein Machtkampf, den der Ueberlegene gewann. Und als solcher ist er von der späteren Generation in der Regel einseitig beurtheilt worden, weil die siegreichen Kriege und die Gründung des Reiches Bismarck Recht und seinen Gegnern Unrecht gegeben haben. Aber darin liegt nicht die ganze Wahrheit. Es wäre kein Ruhmestitel des preußischen Volkes gewesen, wenn es selber in diesem Machtkampfe seine Rechte von sich geworfen hätte. Heute wissen wir, daß der Conflict auch für Bismarck wesentlich Mittel zum Zweck gewesen ist, um sich selbst im Sattel zu halten und mittlerweile über das Herz und den Kopf des Königs hinweg seine eigene Politik, die Eroberungspolitik der unabhängigen Großmacht Preußen durchzuführen. Wer dem Abgeordnetenhause vorwerfen will, daß es dieses dämonische Spiel nicht durchschaute, mag sich von Bismarck selber (in seiner Landtagsrede vom 5. April 1876) eines Bessern belehren lassen: „Ich habe Objectivität genug, um mich in den Ideengang des

Abgeordnetenhauses von 1862—1866 vollständig einleben zu können, und habe die völlige Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damalige Volksvertretung das, was sie für recht hielt, vertreten hat. . . . Sie konnten damals nicht wissen, wo meiner Ansicht nach die Politik schließlich hinausgehen sollte . . und Sie hatten auch das Recht, wenn ich es Ihnen hätte sagen können, mir immer noch zu antworten: Uns steht das Verfassungsrecht des Landes höher, als seine auswärtige Politik". Gerade F. hat in seiner Eigenschaft als Führer der Majorität des Hauses auch noch im J. 1863 wiederholt bewiesen, daß es ihm und seinen Anhängern nicht auf Conflictsverewigung und Parlamentsherrschaft ankam: die Verwirklichung der constitutionellen Rechte und die Verständigung mit der Krone hatte er jeder Zeit gleichmäßig im Auge. Als Referent der Budgetcommission und der Militärcommission verkörperte er die zugleich feste und versöhnliche Gesinnung der Mehrheit. Seine Anträge in der Militärcommission zu dem neuen Heeresreorganisationsplan boten der Regierung die gesetzmäßige Festlegung des jährlichen Rekrutencontingents auf 60 000 Mann, gegen die Bewilligung der zweijährigen Dienstzeit. Für einen Theil der Fortschrittspartei unter Führung von Waldeck—Schulze-Delitzsch und selbst des linken Centrums waren diese Vermittlungsvorschläge zu militaristisch; immerhin war in den am 7. Mai 1863 beginnenden Debatten im Plenum auf eine Mehrheit von zwei Drittel der Stimmen zu rechnen. Eine Verständigung wäre, das mußte man auch auf der Gegenseite anerkennen, möglich gewesen. Freilich nur unter einem andern ministeriellen Regime: unter der jetzigen Staatsregierung, erklärte eine Resolution Forckenbeck's, würde eine Durchführung des Gesetzentwurfes unmöglich sein. Auf den Sturz Bismarck's und die Wiederberufung eines liberalen Ministeriums steuerte man los. Man begreift, daß Bismarck die erste Gelegenheit gewaltsam herbeizog, um ein Fortschreiten dieser Verständigungsaction abzubrechen. So kam es zu der bekannten, von Roon provocirten Scene im Abgeordnetenhaus, zur Vertagung des Hauses am 27. Mai, zum Erlaß der unerhörten Preßordonnanzen am 1. Juni und zu allen jenen Maßregeln des Ministeriums, die auch auf der Gegenseite die Erbitterung aufs höchste ansteigen ließen.

In der im November 1863 eröffneten Session — die Neuwahlen hatten die Fortschrittspartei noch weiter verstärkt und die gemäßigten Liberalen ganz verschwinden lassen — trat F. von seiner bisherigen Führerrolle mehr und mehr zurück. Seine Taktik der Verständigung war ergebnißlos geblieben und mußte auch ergebnißlos bleiben gegenüber einem Manne, der die Verständigung nicht brauchen konnte, weil er ihr erstes Opfer geworden wäre, wohl aber den heftigsten Kampf, um sich unentbehrlich zu machen. Für diese Situation trafen die jetzt mehr in den Vordergrund tretenden leidenschaftlicheren und radicaleren Politiker des Parlaments eher den richtigen Ton. Die einzelnen parlamentarischen Actionen, an denen F. persönlich betheiligt war, aufzuzählen, hat kein besonderes biographisches Interesse. Was im ganzen ein nothwendiger Kampf unabhängiger Gesinnung war, löste sich im einzelnen in eine schließlich ermüdende Reihe von fruchtlosen Verwahrungen, pathetischen Erklärungen und allerhand geschäftsordnungsmäßigen Kriegslisten auf. F. mit seiner durchaus realistischen Veranlagung hielt sich von manchen Illusionen seiner Parteigenossen zurück; er fürchtete für die Liberalen „das Schicksal aller der Parteien, welche fruchtlos gegen die Macht ankämpfen. Sie zerfallen in Koterien und werden nur mühsam äußerlich zusammengehalten". Seine Festigkeit blieb unerschüttert: „ich will keinen faulen Frieden, lieber noch fortgesetzten Kampf und endlich wirkliche Resultate". Als der Minister Eulenburg im Januar 1865 die Hand zum Ausgleich zu bieten schien — die

herannahende Auseinandersetzung mit Oesterreich mußte für Bismarck auch im Innern eine andere Musik wünschenswerth machen —, ließ F. zwar von seinem Mißtrauen nicht ab, aber er versuchte doch wieder, abweichend von den rein negirenden Radicalen vorzugehen und auch die Regierung an die fortdauernde Bereitschaft der Mehrheit zum Entgegenkommen unter ihren Bedingungen zu erinnern. Aber von neuem trieb man tiefer in den Conflict hinein. Auch F. fand jetzt schärfere Worte als sonst: „es ist nothwendig für den Bestand der Monarchie, daß dieser Mißbrauch des Vertrauens aufhöre"; er war es, der im Juni das Duell Virchow-Bismarck durch Beschluß des Abgeordnetenhauses inhibiren ließ; in flammender Rede war er im Februar 1866 der Wortführer des Hauses, als das Obertribunal auf Veranlassung der Regierung den unerhörten Versuch machte, die Redefreiheit der Abgeordneten anzutasten und ein gerichtliches Verfahren gegen Twesten und Frentzel einzuleiten.

Er hatte den Zusammenbruch des ganzen Systems prophezeit, in demselben Augenblicke, wo es sich anschickte, sich auf das Höchste zu bewähren. Der siegreiche Krieg gegen Oesterreich brachte den innern Kampf zum Stehen. Schon die am Tage von Königgrätz vorgenommenen Wahlen führten 142 Conservative gegen 26 Altliberale, 65 Linkes Centrum und 83 Fortschrittsleute, im ganzen 174 Liberale in das Abgeordnetenhaus; F. selbst war nicht mehr in seinem alten ländlichen Wahlkreise Mohrungen, sondern nur mit geringer Mehrheit in Königsberg durchgedrungen. Der praktische Taktiker war von Anfang an entschlossen einzulenken: der bisherige Verlauf des Conflictes und der Umschlag der Volksstimmung gaben ihm zu denken, und vor allem die Rücksicht auf die neuen Aufgaben Preußens, auf die schwierige Phase der halbvollendeten Einigung Deutschlands, mußten für ihn jede andere Rücksicht bei Seite treten lassen. Für die Mehrheit des Parlaments war er gerade kraft seiner Vergangenheit der Mann der Situation: als Grabow und Unruh verzichteten, wurde er am 10. August 1866 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt. Nach den Worten Sybel's war seine Wahl das erste Symptom einer neuen Parteibildung zugleich im liberalen und nationalen Sinne. Und gerade in der Zeit, wo diese Parteibildung culminiren sollte, hat F. als der Vertrauensmann dieser Gruppe die parlamentarischen Geschäfte geleitet, 1866—1873 als Präsident des Abgeordnetenhauses, 1874 bis 1879 als Präsident des Reichstages. Ein vortrefflicher Präsident, sachlich, fest in der Wahrung der Rechte des Hauses, gerecht, eher strenge gegen die eigene Partei. Nur die würdevolle Repräsentation, wie sie Gagern und Simson zu Gebote stand, war ihm versagt; die Natur hatte ihn, so urtheilt Bamberger, für seine ganze Person in allem, was mit dem Sinn für Aeußerlichkeit zusammenhängt, so stiefmütterlich ausgestattet, wie wenige Sterbliche, ein Mangel, der umso stärker auffallen mußte, als F. mit einer prächtigen, wie zum Repräsentiren geschaffenen Körperlichkeit ausgestattet war. Aber wichtiger als die Form war gerade in diesem Moment der Inhalt, den er seiner Stellung gab.

Indem Bismarck sofort dem Hause eine Indemnitätsvorlage unterbreitete, sprengte er die bisherige Parteiorganisation, Fortschrittspartei und linkes Centrum, und legte den Grund zu einer neuen. Zu dieser Umbildung hat F. von Anfang an beigetragen: er wußte, daß nur eine verblendete Taktik die noch vorhandenen Chancen des Liberalismus zu verscherzen im Stande war. Seiner Rechtsauffassung wollte er nichts vergeben; als ihn am 15. August der Kronprinz, jetzt im Augenblick der Versöhnung und des großen politischen Neubaus ein eifriger und nützlicher Helfer Bismarck's, in aller Heimlichkeit

zu sich kommen ließ — der Beginn eines dauernden Vertrauensverhältnisses —, sprach er offen und fest aus: Wir müssen noch eine Zusicherung der Staatsregierung haben, einmal, daß Ausgaben, die wir verweigert, nicht geleistet werden; dann, daß alljährlich der Etat so rechtzeitig vorgelegt werde, daß er vor Beginn des Etatsjahres als Gesetz publicirt werden könne. Auf dieser Grundlage aber half er auch seinerseits, daß unnütze Steine aus dem Wege geräumt wurden; in der Adreßdebatte, die schon zum Ausscheiden von Unruh, Twesten, Lasker aus der Fortschrittspartei führte, verhalf er der gemäßigteren Fassung zum Siege über den Entwurf Waldeck's, ohne das Budgetrecht der Abgeordneten preiszugeben; taktvoll vermied er, daß die Antwort des Königs auf die Adresse ein Anlaß zu neuen Bedenken werde. So stimmte er denn mit der größeren Hälfte der Fortschrittspartei und den meisten Mitgliedern des linken Centrums für die Indemnität. Auch in anderen Fragen unterstützte er die Regierung gegen Sicherstellung grundsätzlicher liberaler Forderungen. Mit Recht mochte er einen Gewinn darin erblicken, daß zum ersten Male ein Etat rechtzeitig Gesetzeskraft erlangte, und zwar „unter Formen, die gegen 1861 einen unendlichen Fortschritt in wirklicher Machtentwicklung des Abgeordnetenhauses beweisen". Als am 24. October 1866 die Erklärung von Hammacher und Genossen den Grund zu einer neuen Parteigruppirung legte und bald darauf diese neue „nationale" Partei sich auch äußerlich zusammenschloß, da verstand es sich für F. von selbst, daß er bei aller für den Präsidenten gebotenen Reserve sich ihr anschloß. So hatte die kleine, erst 25 Mitglieder zählende Gruppe, die in kurzem den Namen der Nationalliberalen annahm, der zukunftsreiche Kern für die entscheidende Fraction des nächsten Jahrzehnts, in der Persönlichkeit Forckenbeck's schon von Anfang an die Anwartschaft auf das Präsidium in den Händen. Im Stile dieser ersten Monate war dann seine ganze politische Wirksamkeit in den Jahren 1866 bis 1870 gehalten: in der mittleren Richtung dieser Männer, in der Anpassung der liberalen Ziele an die neue Constellation, ging nun eine gute Zeit lang der Strom der öffentlichen Meinung. Der nationale Gedanke und die praktische Erwägung hatten diese Liberalen zu Opportunisten gemacht: ihre Politik war in diesen Jahren eine historische Nothwendigkeit.

Freilich Forckenbeck's politische Stellung zu Freund und Feind hatte sich durch diese taktische Wendung von Grund aus verändert. Seine alten Genossen, zumal die Ostpreußen, wandten sich von ihm ab; so schrieb Hoverbeck Ende 1866: „Unsern alten F. haben wir noch immer recht lieb. Sein Talent zum Präsidiren findet allgemeine Anerkennung; als Politiker ist er mir zu flau und hofft zu viel von dem Kleinkram der parlamentarisch-ministeriellen Intriguen. Dabei ist er aber ein ehrlicher Mann, dem es nur um die Sache, nicht um seine Person zu thun ist" und ein Jahr später, als die Verhandlung über das Militärgesetz den Bruch verschärft hatte: „Er weiß von mir, daß ich ihn lieb habe und an seinem Schicksal lebhaft Antheil nehme, und daß ich ihn auch in seiner politischen Thätigkeit nicht für schlecht oder gar für ehrlos, sondern nur für schwach halte". Es war bezeichnend, daß F. infolge der Neuerhebung der Conservativen einerseits und der Unzufriedenheit der Radicaleren anderseits für keine Volksvertretung ein ostpreußisches Mandat zu erhalten vermochte; in den constitutionellen Reichstag des Norddeutschen Bundes verhalf ihm nachträglich (März 1867) die Empfehlung des Kronprinzen zu einem Mandat für Neuhaldensleben-Wolmirstädt, das er siebzehn Jahre lang behauptete, und in den Landtag von 1868 gelangte er als Vertreter Kölns. Aber auch innerhalb der jungen nationalliberalen Fraction stand er anders als in seiner früheren Partei. Während bei den Reichstagswahlen von 1867

die Fortschrittspartei ganz aus den alten Provinzen hinweggefegt wurde und nur 19 Sitze behauptete, gehörte auch von den 79 Nationalliberalen die größere Hälfte den neuen Provinzen und den Bundesstaaten an; auch im preußischen Landtage, wenngleich nicht in demselben Maaße, wurden die neuen Provinzen eine Domäne des Nationalliberalismus. Und das bedeutete eine Verbindung von keineswegs ganz homogenen Elementen. Die Altpreußen der Partei konnten die Conflictszeit nicht so rasch vergessen, als daß sie nicht fest zu ihren constitutionellen Grundsätzen gestanden hätten, sie waren gewohnt, der von dem Großstaat ausgehenden schärferen Anspannung der Volkskraft auch ein festeres Beharren auf die Volksrechte entgegenzusetzen, sie waren in einem innern Machtkampf von tieferem Inhalt groß geworden; anders die Neupreußen, Mittel- und Kleinstaatler, vor allem in Bennigsen verkörpert, die von jener verbitternden Erinnerung frei, aber mit Enthusiasmus aus engen Verhältnissen in freiere und größere hinübertraten und in Bismarck nicht den Gegner von ehedem, sondern den großen Minister der Gegenwart sahen. Diese Gegensätze machten sich in der nationalliberalen Partei schon sehr früh bemerkbar, sie nahmen mit der Zeit zu und fanden in den siebziger Jahren in dem allmählichen Verschieben des Schwergewichts von der Richtung Forckenbeck zu der Richtung Bennigsen ihren Ausdruck. Schon im Reichstage von 1867 fühlte sich F., der einzige ehemalige Junglithauer in der nationalliberalen Partei, anfänglich gar nicht am Platze und er meinte unwirsch: „Man quält uns, nachdem wir eine Generation lang in Deutschland über Verfassung theoretisch gesprochen und gearbeitet haben, seitens der Deutschen aus den kleinen Staaten und den annectirten Ländern in der öffentlichen Sitzung mit den Anfängen der constitutionellen Doctrin". So vertrat er innerhalb der Nationalliberalen eine kräftigere Tonart, suchte aber vermöge dieses Druckes stets auf den Ausgleich, auf das praktische Ergebniß hinzusteuern. In diesem Sinne hat er seine Präsidentenstellung im Landtage häufig im Sinne der Vermittlung ausgeübt. Er wurde bald ein Vertrauensmann des Kronprinzen, der von Anfang an große Hoffnungen auf ihn setzte und die Einigung zwischen Bismarck und den Liberalen förderte.

Gerade als Liberaler sah F. den von Bismarck vorgelegten Entwurf der Bundesverfassung mit großer Sorge an: „Ein dauerndes Normal-Militärbudget als Grundgesetz des Bundes, von 1 % der Bevölkerung, 225 Thaler pro Mann, ein Reichstag mit solchen Competenzen, ohne Diäten, neben dem Abgeordnetenhause — das kann kein entschiedener Liberaler acceptiren." In einer Besprechung, die der Kronprinz mit ihm, Twesten, Braun und Bennigsen hatte, erklärte er, daß er „wol am feindlichsten von allen Anwesenden dem Entwurf gegenüberstehe und zwar aus Interessen des preußischen Volkes und des Staates". Und doch trug er in verantwortlichem Entschlusse dazu bei, daß dieser Entwurf Gesetz wurde; in der Diätenfrage blieb er zwar mit den altpreußischen Nationalliberalen gegenüber Bismarck's Drängen persönlich fest; in dem eigentlich Entscheidenden, der Militärfrage, die wie immer in den Kern des politischen Problems hineinführte, war er es, der den durch das Amendement Bennigsen-Ujest ausgedrückten Vermittlungsvorschlag fand, daß die Bundessteuer von 225 Thalern auch nach dem 31. December 1871 erhoben werden solle, daß aber dann ihre Verwendung durch das Etatsgesetz geregelt werden und auch die Erhöhung der zu 1 % der gegenwärtigen Bevölkerung angesetzten Präsenzziffer künftig nur durch Bundesgesetz erfolgen solle. Der Kronprinz selber hatte auf ihn eingewirkt: „sollen wir in einem innern Conflict sein, während wir gegen die Franzosen kämpfen?" So entschloß er sich zu der nach seiner Meinung vorübergehenden Concession; er blieb bei seiner

Auffassung, daß die Unabhängigkeit der militärischen Executive von dem Landtage und dem Reichstage für immer nichts anderes bedeute als die Vernichtung des Budgetrechts inbezug auf die Militärverwaltung, und „allein zur Constituirung des Norddeutschen Bundes von Volksrechten und von Budgetrechten vorübergehend das Nothwendige zu opfern", war er bereit. Die Fortschrittspartei grollte ihm seit dem Augenblicke, wo er diesen geschickten Mittelweg gefunden hatte.

F. hatte Bismarck offen erklärt, daß er seine Abstimmung für die Bundesverfassung im Landtage von der Einbringung einer liberalen Kreisordnung und der Ersetzung der verhaßtesten Reactionsminister abhängig mache. Und in diesem Sinne suchte er, wiederholt mit Erfolg, einen Druck zur Einschlagung liberaler Bahnen in Preußen auszuüben. Mit seiner Vermittlung in dem Conflict zwischen Bismarck und Twesten über einen Fall von budgetwidriger Entnahme von Geldern aus der Kriegsanleihe beförderte er den Rücktritt des reactionären Justizministers Grafen Lippe. Von solchen Theilerfolgen wollte er nicht lange befriedigt sein; „Eulenburg und Mühler bleiben", schrieb er ungeduldig am 7. Februar 1869, „und wenn auch einige gute Gesetze beschlossen sind, so geht es in der Hauptsache doch nicht weiter." Er kam auf den Gedanken, die Gelegenheit der Steuervorlagen von 1869, das v. d. Heydt'sche „Steuerbouquet", zur Fortbildung des Budgetrechts zu benutzen. Er verlangte, die Regierung solle alles zurücknehmen, „und sich mit der liberalen Partei ernstlich zu verständigen suchen, namentlich uns solche Rechte geben, daß wir wenigstens hinsichtlich einer vorhandenen Steuer jährlich bewilligen könnten". Das hieß, zum Entgelt für die Bewilligung großer indirecter Steuern das bisherige Steuerbewilligungsrecht zu dem Rechte der alljährlichen Festsetzung der Steuern auszubauen: mit diesen „constitutionellen Garantien" hätten die Liberalen einen Hebel der Macht ergriffen, den Bismarck niemals aus der Hand gelassen hätte. Die Verwerfung der Steuervorlagen sollte dem Minister die Macht der Liberalen zeigen.

Wiederholt unternahm Bismarck, den unbequemen und einflußreichen Mann in persönlicher Besprechung an sich heranzuziehen, er zeigte ihm wiederholt, wie das seine Art war, von weitem einen Ministerposten, schon um ihn auf das Vorhandensein gouvernementaler Neigungen zu sondiren; „er müsse sich gewöhnen, die Dinge vom ministeriellen Standpunkte anzusehen" (Mai 1869). Daß es ihm mit solchen Perspectiven sonderlich Ernst war, ist nicht anzunehmen, aber ebenso wenig, daß er damit auf F. wirklichen Eindruck machte. Denn dieser war viel zu sehr liberaler Parteimann, um an die Möglichkeit eines Eintritts in ein Ministerium Bismarck in seiner damaligen Zusammensetzung zu denken; so schrieb er an seine Frau: „Meine unabhängige Gesinnung behalte ich. Dessen kannst du ganz sicher sein, die Entscheidung fällt für die bescheidene Unabhängigkeit in Elbing aus". Freilich, seitdem er dem Mittelpunkte der Geschäfte näher gerückt war, gewann er eine richtigere Ansicht von den das Staatswesen beherrschenden realen Mächten, so von dem Könige selber, den die Liberalen früher kaum in Rechnung zu bringen gewöhnt waren. Jetzt erkannte er: „Die Dinge bleiben bei der allein maßgebenden Bedeutung des persönlichen königlichen Willens, wie dieselben sind, das heißt Fortschritt keiner oder nur mit außerordentlich schwerer, aufreibender Arbeit" (1869, Januar). Und auch dem Könige war der ehemalige Fortschrittsmann keineswegs unsympathisch; er dankte einmal den Elbingern öffentlich, daß sie ihm einen so gerechten unparteiischen Präsidenten gegeben hätten und trat sogar in der Frage der Frankfurter Entschädigung in privater Correspondenz, anscheinend hinter dem Rücken Bismarck's, an den Präsidenten des Ab-

geordnetenhauses heran. F. war eben, wie er scherzte, „der allgemeine Vertrauenstopf" geworden. Auch zu Bismarck, dem er zuerst mit Mißtrauen entgegengetreten war, gewann er allmählich ein größeres Zutrauen. Aus einer längeren Unterredung im December 1869 glaubte er den Eindruck davontragen zu dürfen, daß „Bismarck nunmehr vor allen Dingen national unitarisch deutsch" sei, sodann aber „vermöge dieser Grundgesinnung gegenüber den inneren preußischen Dingen immer objectiver werde, nicht mehr der Junker der alten Art sei, und auch mit Milde alle Standpunkte zu betrachten und aus ihnen das Richtige für das jeweilige Staatsinteresse zu erkennen anfange".

Der Krieg gegen Frankreich, der das unabläßig sich drehende parlamentarische Rad, Reichstag, Landtag, Zollparlament zunächst zum Stocken brachte, sollte ganz neue Aufgaben bringen. F. sah voraus, daß der unabhängige Liberalismus, wie er im August an Lasker schrieb, große Mühe haben werde, seinen Einfluß zu behaupten: „er wird sehr besonnen, sehr vorsichtig, vor allen Dingen sehr einig sein müssen und disciplinirt in der Einheit." In diesem Gedankengange hoffte er zugleich der Nation und der Partei zu dienen, als er im folgenden Monat mit Bennigsen und Lasker nach Süddeutschland fuhr, um hier die Einheitsbewegung zu stärken und einen Druck auf die zögernden Entschließungen der Höfe auszuüben. Daß die Versailler Verträge seinen Wünschen nicht entsprachen, begreift sich ebenso gut, wie seine Einsicht in die Unmöglichkeit ihrer Ablehnung: die Liberalen mußten selber erkennen, daß in diesem Momente ein organischer Ausbau der Volksrechte in ihrem Sinne eine undenkbare Sache war. Im December 1870 wiederum zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt, erhielt er nach der Kaiserproclamation den Auftrag, dem König eine Adresse des Hauses in Versailles zu überreichen.

Die nächsten Jahre parlamentarischer Arbeit nach dem Friedensschlusse tragen noch einen den Jahren vor dem Kriege verwandten Charakter. Eine gewisse Abwandlung machte sich aber doch geltend. Zunächst hatte der Krieg die Machtstellung und das Bewußtsein der Krone gestärkt und der föderalistische Ausbau der Reichsverfassung einen parlamentarischen Unitarismus unmöglich gemacht: die Liberalen, wenn sie zu einflußreicher Mitarbeit herangezogen werden wollten, waren weniger auf Vordringen denn auf Compromisse gestellt. Und dann begann seit 1870 die Bildung der ultramontanen Partei hemmend auf das parlamentarische Vorgehen der Liberalen zu wirken, sie complicirte das Parteienverhältniß und drängte die Liberalen in einen Kampf mit neuer Front, je mehr sie auch in deren alten Besitzstand erobernd eingriff. Diese Entwicklung betraf F. mehr als Andere, weil er Katholik war; auch ein religiöser Katholik, der als Präsident des Abgeordnetenhauses stets an dem Eröffnungsgottesdienst theilnahm; er ließ seinen einzigen Sohn katholisch, die Töchter evangelisch erziehen und lehnte es ab, sich an der Adresse der Staatskatholiken zu betheiligen. Aber schon in Versailles, am 7. Februar 1871 hatte er sich dem Kronprinzen als entschiedenen Gegner der ultramontanen Partei bekannt, er stand im Culturkampf fest, wenngleich nicht an vorderster Stelle auf seiten des Staates, stimmte als Mitglied des staatlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten für die Absetzung der renitenten Bischöfe und versagte nur besonderen Härten wie der Verschärfung des Kanzelparagraphen seine Zustimmung. War die Stellung der Nationalliberalen und die für sie mögliche Taktik in dieser Weise doppelt modificirt, so gelangte dafür, innerhalb jener Schranken, ihr parlamentarischer Einfluß jetzt erst auf den Höhepunkt; die Zahl ihrer Mandate im preußischen Landtage wuchs

1870 auf 123, 1873 auf 178, 1876 auf 186, im Reichstage 1871 auf 119, 1874 auf 155, 1877 waren es noch 130; entweder mit der Fortschrittspartei oder mit den Freiconservativen hatten sie jederzeit die Mehrheit in der Hand, sie waren eine Macht, mit der die Regierung verhandeln mußte. Dem entsprach es auch, daß F. fortdauernd das Präsidium des Abgeordnetenhauses führte, und 1874, als er als Oberbürgermeister von Breslau ins Herrenhaus berufen wurde und daher auf sein Mandat verzichtete, gleichsam zum Ersatz, nach dem Rücktritt Simson's zum Präsidenten des Reichstages erwählt wurde.

Die erste wichtige Entscheidung fiel im Reichstage, und zwar über die Frage des Militäretats. Und hier zeigte sich, daß auch F. über die Linie seiner Concessionen von 1870 hinausging. Er und Bennigsen waren von den Nationalliberalen zur Verhandlung mit der Regierung beauftragt und einigten sich über die Bewilligung eines dreijährigen, Ende 1874 ablaufenden Pauschquantums. Die Motivirung für dies Entgegenkommen sah F. in der Nothwendigkeit einer ruhigen und gedeihlichen Entwicklung des Reichs unmittelbar in den Jahren nach einem welterschütternden Kriege. Seine eigene Schwenkung war in diesem Falle offensichtlich; er rechtfertigte seine Inconsequenz, gegenüber seiner Haltung am 15. April 1867, mit den großen Thatsachen des Krieges von 1870, aber selbst in seiner eigenen Partei war eine große Gruppe unter Lasker, Unruh, Miquel, Bamberger nicht damit einverstanden, so daß er nachträglich noch das Compromiß eines zweijährigen Pauschquantums ins Auge faßte, aber als dieses verworfen wurde, sich wieder für das dreijährige einsetzte. „Ich bekenne mich", sagte er, „von vornherein klipp und klar für einen Anhänger der Bewilligung eines mehrjährigen, im wesentlichen unveränderlichen Pauschquantums. Ich habe diese Ansicht schon gefaßt während der letzten Friedensverhandlungen und nach dem letzten Friedensschlusse." Keineswegs wollte er wie sein Fractionsgenosse H. v. Treitschke das Budgetrecht in Militärsachen aufgehoben wissen, aber er wollte seine Ausübung auf die rechte Zeit, die ihm noch nicht gekommen schien, beschränken. Sein eigenes Verhalten in dieser Frage scheint ein Beweis zu sein, daß die Gruppe Bennigsen innerhalb der nationalliberalen Partei sich bereits als die stärkere erwies. Gleich darauf ereignete sich in seinen persönlichen Verhältnissen ein Wechsel. Es konnte nicht anders sein, als daß seine durch Doppelmandat und Präsidentenpflichten besonders angestrengte parlamentarische Thätigkeit ihm in seinem Familienleben und in seinem Anwaltberufe schwere Opfer auferlegte. Jetzt bot sich ihm eine Gelegenheit, seinen Beruf mit einem der ehrenvollsten Aemter communaler Verwaltung in Preußen zu vertauschen. Schon Anfang 1872 kam er als einer der Candidaten für den Berliner Oberbürgermeisterposten in Betracht; man erzählt, daß Bismarck sich über diese Möglichkeit zu Berliner Stadtverordneten äußerte: „Was, F. wollt Ihr zum Oberbürgermeister wählen? Das laßt, mit dem habe ich was anderes vor!"; aber es ist nicht bekannt, ob sich es damals um greifbare Pläne über seinen Eintritt in den Staatsdienst handelte. Die Wahl fiel in Berlin freilich nicht auf F., sondern auf den Breslauer Oberbürgermeister Hobrecht, dafür wurde er aber im Juli 1872 zu dessen Nachfolger in Breslau erwählt, und es verstand sich für den Vorkämpfer des bürgerlichen Liberalismus, daß er die Verwaltung der zweiten Stadt Preußens dem ihm vom Ministerium angebotenen Posten als Präsident des Appellationsgerichts in Aachen vorzog. Seine wichtigste Thätigkeit in dieser letzten Session des Abgeordnetenhauses bezog sich auf das Zustandekommen der Kreisordnung, die ihm immer sehr am Herzen gelegen hatte als ein wichtiges Glied zur Umwandlung der ländlichen Verwaltungsverhältnisse. Es gelang ihm, durch ein sehr diplomatisches Compromiß mit

dem Minister Eulenburg, der Kreisordnung, nachdem sie einen Pairsschub nöthig gemacht hatte, im Abgeordnetenhause zum Siege zu verhelfen.

Nach den Reichstagswahlen von 1874 wurde F., der inzwischen mit Rücksicht auf sein neues Amt auf die Wiederwahl zum Abgeordnetenhause verzichtet hatte, zum Präsidenten des Reichstages gewählt. Als solcher war er dann wesentlich an der Herbeiführung der Compromisse betheiligt, die nunmehr, nachdem die mehrfachen Provisorien von 1867 und 1871 jedesmal die Entscheidung hinausgeschoben hatten, über das Militärgesetz geschlossen wurden: statt des von der Regierung geforderten Aeternats die Bewilligung von 401 659 Mann auf sieben Jahre, bis zum 31. December 1881, auszusprechen. Das Compromiß trug den Namen Bennigsen's, doch hat F. auch in directer Verhandlung mit dem Kaiser, so viel bekannt geworden ist, in derselben Richtung erfolgreich vermittelt. Es ist keine Frage, daß er damals von seinen ursprünglichen Ansichten über die Ausdehnung des Budgetrechts über den Militäretat weit zurückgekommen war; man mag billig zweifeln, ob er damals die Hoffnungen der Linksnationalliberalen, wie Lasker's, getheilt hat, daß dieses Opfer das letzte sein würde, daß nach sieben Jahren der Ausnahmezustand in Betreff des Militäretats aufhören und die Rückkehr zu dem alten Budgetrecht stattfinden würde; es war nicht anders, die Rücksicht auf die vom Reichskanzler mit Erfolg bearbeitete Volksstimmung machte auch für F. eine Machtprobe unräthlich. Man mußte, wovon auch er sich überzeugt hatte, auf militärischem Gebiete weitgehende Concessionen machen, um sich im ganzen regierungsfähig zu erhalten und sich die große praktische Einwirkung auf den liberalen Fortgang der Gesetzgebung im Reich und im Preußen zu sichern, wie er in den nächsten Jahren durch die Einführung der Civilehe, die Abschaffung des Zeitungsstempels, die Justizreform, die Durchsetzung der Kreisordnung auch im Herrenhause zum Ausdruck kam.

Verschiedene Momente haben dazu zusammengewirkt, daß F. in den letzten Jahren weniger in selbständiger politischen Action hervortrat als in der Zeit von 1866—1870 und auch noch in der ersten Zeit nach dem Kriege, Er war nicht mehr Mitglied des Abgeordnetenhauses und als Reichstagspräsident der Parteiführung im täglichen Kampfe entrückt; in dem Compromiß über die Justizgesetzgebung hatte er sich absichtlich neutral verhalten und den Abschluß Miquel, Bennigsen und Lasker überlassen. Vielleicht empfand er, daß die maßgebende Führung der Partei mehr und mehr in die Hände Anderer übergegangen und daß der linke Flügel, dem er in der Hauptsache, aber nicht immer zuzuzählen war, trotz seiner rednerischen Talente und seines großen Einflusses doch an Zahl nicht stark genug war, um den stärkeren Compromißneigungen der größeren Hälfte die Wage zu halten. Man begreift, daß Bismarck bald Bennigsen als Vertrauensmann dem aus härterem Holze geschnitzten F. vorzog; sein Verhältniß zu dem neuen Reichstagspräsidenten bewahrte nicht die gleiche Vertraulichkeit wie das frühere zu Simson; möglich, daß Bismarck in ihm einen Rivalen für den Fall eines Regierungswechsels befürchtete. Und nun begannen die Anzeichen aufzutauchen, daß Bismarck an einen wirthschaftlichen und überhaupt allgemeinpolitischen Umschwung denke und seine Vorliebe für ein näheres Aneinanderrücken des rechten Flügels der Nationalliberalen und der gemäßigten Conservativen, unter Abstoßen des linken Flügels und scharfer Absage an die Fortschrittspartei, nicht verhehle. Demgegenüber glaubte F. als liberaler Politiker auf dem Posten sein zu müssen. Schon am 5. Juli 1877 warnte er in Breslau vor einem allzustürmischen Drängen der Liberalen, das einen Rückschlag um so rascher hervorrufen werde; seine Rede athmete Befürchtungen und rieth zur Vorsicht, sie schloß mit den Worten: „Zurück auf

die Schanzen zu mannhafter Vertheidigung des bisher Errungenen." In einem andern Tone klang es bereits am 22. November 1877 in einem Breslauer Trinkspruch, der in der Aufforderung zum Zusammenhalten aller liberalen Parteien gipfelte: könne das Bürgerthum zu keiner Einigkeit kommen, so wisse er nicht, wie es noch ferner Anspruch auf Einfluß erheben könne. War es schon die Antwort auf die Hoffnungen Bismarck's, einen Keil in die nationalliberale Partei treiben zu können? Im übrigen zeigte dies Auftreten, wie unklar die Führer der Nationalliberalen über den künftigen Curs Bismarck's waren und wie zusammenhangslos sie operirten. Denn in dieser Situation geschah es, daß Bismarck vom 26.—29. December 1877 mit Bennigsen in Varzin verhandelte. Während der Reichskanzler allein Bennigsen's Eintritt in das Ministerium wünscht,e als Ersatz für Eulenburg, wollte jener nur in der Voraussetzung darauf eingehen, daß neben ihm als Finanzminister F. als Minister des Innern und Stauffenberg in einem Reichsamt, mit anderen Worten nicht ein Einzelner, sondern die nationalliberale Partei in die Leitung der Geschäfte eintreten. Bismarck aber würde es schon schwer gefallen sein, allein die Ernennung Bennigsen's durchzusetzen: zu einer so ausgedehnten Schwenkung war er selbst unter keinen Umständen bereit, noch hätte er die Unterschrift des Kaisers dafür erlangen können. Insbesondere war er schon damals entschlossen, einen Mann von der liberalen Energie und zugleich von den Beziehungen Forckenbeck's nicht an die Spitze der preußischen Verwaltung zu stellen; eine officiöse Zeitungsnachricht erklärte später: „es lag weder in der Absicht noch in der Macht des Ministerpräsidenten, Herrn v. F. ein Portefeuille zu verschaffen". Während Bennigsen noch bis zum Februar an die Möglichkeit des Abschlusses glaubte, erklärte F., daß er immer an dem Gelingen dieser Verhandlung gezweifelt habe. Bismarck aber führte mit seiner Rede über das Tabaksmonopol am 23. Februar den Abbruch herbei; der Tod des Papstes hatte ihm mit einem Male ganz andere Aussichten eröffnet. Dann kamen die Attentate des Mai und Juni, jetzt „hatte" Bismarck die Liberalen und löste den Reichstag auf. F. erklärte in einer Wahlrede: „Ich bin ein Mann entschieden liberaler Anschauungen und werde diese entschieden liberalen Anschauungen immer vertreten. Es ist hauptsächlich zu erstreben, daß in dem zukünftigen Reichstage das liberale Bürgerthum in Stadt und Land, diese überwiegende Kraft des deutschen Volkes und darunter die festesten Stützen des nationalen Gedankens, wie bisher eine entscheidende Stellung einnehmen, einen entscheidenden Einfluß ausüben müsse." Die Neuwahlen brachten jedoch seiner Partei Verluste und verstärkten in ihr den rechten Flügel, der sich bald „gegen die Herrschaft einer kleinen Clique hervorragender Männer" aufzulehnen begann. Aber noch war auch F., dem damals der Kronprinz als Stellvertreter des verwundeten Kaisers sagte: „Auf Sie verlasse ich mich vor allem in diesen schweren Zeiten", noch weit entfernt, etwa dem von Bennigsen über das Socialistengesetz abgeschlossenen Compromiß in den Weg zu treten; er hielt eher die linksstrebenden Elemente an dieser Vereinbarung fest, vielleicht schon deshalb, weil er mehr als seine Fractionsgenossen mit den Möglichkeiten rechnen mußte, die für den damals näher gerückten Fall eines Thronwechsels an die Führer des Liberalismus hätten herantreten können.

Er hatte inzwischen seinen Breslauer Wirkungskreis verlassen. Er hatte hier trotz der ständigen Abhaltung durch die parlamentarische Arbeit doch seine Bürgermeisterpflichten keineswegs vernachlässigt. Von dem communalen Leben Breslaus in der Periode seiner Amtsführung — einzelne Gegenstände: Schulwesen, Patronatsreceß, Armenpflege, Brückenbau, Canalisation, Gasanstalt,

Pferdebahn, Provinzialmuseum lassen sich hier nur auf das kürzeste andeuten — geht ein großer Theil auf seine erfolgreiche Initiative zurück. Als er, als Ehrenbürger der Stadt, von Breslau schied, bezeugte auch eine conservative Zeitung: „Die Zeit der Wirksamkeit Forckenbeck's in unserm Gemeinwesen ist eine Periode des Glanzes und höchsten communalen Triumphes für Breslau." Jetzt wurde er am 26. September 1878 als Nachfolger Hobrecht's fast einstimmig zum Oberbürgermeister von Berlin gewählt, er nahm an, wurde sogleich bestätigt und am 21. November 1878 in sein neues Amt eingeführt. Als ein Vorkämpfer des liberalen Bürgerthums, als ein Vorkämpfer der Selbstverwaltung in Stadt und Land war er emporgekommen: wie konnte es anders sein, als daß er sich an der Spitze der ersten Bürgerschaft des Reiches und des größten communalen Selbstverwaltungskörpers des Continents auf dem richtigen Platze fühlte. So groß dieser Erfolg seines öffentlichen Lebens war, so gewaltig waren auch die neuen Arbeitsverpflichtungen für einen Mann, der sich den Sechzigern näherte. Freilich hatte er dafür, was ihm seit zwanzig Jahren gefehlt hatte, wiederum einen einzigen festen Wohnsitz anstatt des bisherigen Doppellebens, und in dem neuen fortschrittlichen Milieu Berlins verstärkte sich ihm der liberale Grundton seiner politischen Ueberzeugungen. In dem Bewußtsein seiner weithin sichtbaren Stellung und des kräftigen Resonanzbodens der Hauptstadt, meinte er jetzt nach den Jahren des unvermeidlichen Compromittirens die liberalen Gedanken wieder lebendiger betonen zu dürfen.

Es war gerade der Moment, wo diese ganze Gedankenwelt, der F. selber angehörte, nach einem Jahrzehnt des Ansteigens und Ausdehnens von neuen Kräften überholt, in die Vertheidigung zurückgeworfen, in die Periode ihres Niederganges eintreten sollte. Bismarck hatte in den wirthschaftlichen Interessen das unfehlbare Mittel erkannt, um mit Erfolg das Steuer nach der Seite der staatlichen Factoren herumzuwerfen; wenige Wochen nach Forckenbeck's Amtsantritt in Berlin bekannte er sich, einer schutzzöllnerischen Mehrheit im Reichstage sicher, zu den veränderten wirthschaftspolitischen Grundsätzen, und begann die Action, welche die im Vorjahre bereits erschütterte Machtstellung der Nationalliberalen völlig brechen sollte. Man begreift, aus welchen Beweggründen F. die entschlossenste Stellung dagegen nahm; seit dem Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn war er Freihändler, aber es waren doch weniger doctrinäre und rein wirthschaftspolitische, als vielmehr praktische allgemeinpolitische Gesichtspunkte, die ihn zum Gegner der neuen Aera machten: er erkannte, daß die Entscheidung über alle seine liberal-constitutionellen Ideale auf dem Spiele stand. Darum eilte er in diesen Kampf mit einer lebhafteren Initiative, als ihm sonst eigen war. Indem er als Präsident nach Einbringung des Zolltarifentwurfes in den Reichstag ausgedehnte Osterferien wider den Willen Bismarck's ansetzte, verdarb er es mit der Regierung und mit dem bis dahin ihm gewogenen Kaiser. Er entschloß sich, die Führung im Kampfe zu übernehmen. Auf seine Veranlassung richtete der Berliner Magistrat eine Petition an den Reichstag gegen die Besteuerung der nothwendigsten Lebensmittel; dann betrieb er unter der Hand die Aufforderung der Ostseestädte an den Berliner Magistrat, einen deutschen Städtetag zu demselben Zwecke einzuberufen; am 17. Mai 1879 trat dieser 72 Städte vertretende Tag unter seinem Vorsitz zusammen. Auf dem Festbankett im Zoologischen Garten rief F. das deutsche Bürgerthum auf die Schanzen zum Widerstande gegen die ihm feindlichen Bestrebungen. Es war nichts anderes als eine Kriegserklärung wider die Regierung. Aeußerlich angesehen, erschien das Auftreten Forckenbeck's als eine Art Höhepunkt seines Lebens, in Wirklichkeit war es das Gegentheil. Das Ganze war nichts als eine ergebnißlose

Demonstration. Sie kam zu spät, nachdem tags zuvor die erste wichtigere Abstimmung im Reichstage eine Zweidrittelmehrheit für den Zolltarif gezeigt hatte, und sie blieb ohne Folgen, weil das von den Gegnern sogenannte „Städteparlament", wie schon seine schwache Beschickung zeigte, in Wahrheit auf schwachen Säulen ruhte. Das von F. aufgerufene Bürgerthum existirte als einheitlicher politischer Factor gar nicht; confessionell gespalten, von wirthschaftlichen Interessen durchsetzt, in Sorge vor der Ueberfluthung durch die Socialdemokratie, hier und dort mehr bismarckisch als liberal gesinnt, trieben große Scharen in das andere Lager. Und wie stand es mit F. selbst? Er hatte wol seine sonstige Zurückhaltung bei Seite gesetzt, aber er war nicht der Mann, den Kampf unter seinem eigenen Schlachtrufe durchzuführen: zu dem agitatorischen Führer einer Antikornzollliga reichten sein Temperament und seine Mittel nicht aus, und seine amtliche Stellung wie seine ganze Vergangenheit stellten sich nicht minder solcher Möglichkeit in den Weg. Es war nicht zu leugnen, daß er in dem aufreibenden Geschäftsleben der letzten Jahrzehnte zwar nicht die Fähigkeit, aber die Frische der Actionskraft eingebüßt hatte; zumal nach dem Tode seiner Gemahlin (Februar 1876) begann er bald über seine Jahre hinaus müde und schwerbeweglich zu werden, der Cunctator, wie Lasker ihn nannte. So kann man fast sagen, daß von diesem Moment an das politische Leben Forckenbeck's im großen Stile sich Schritt für Schritt abwärts bewegt. Nicht nur, weil er nach wenigen Tagen einsichtig genug war, das Präsidium eines Reichstages niederzulegen, zu dessen Mehrheit er in offenem Gegensatz stand, sondern vor allem, weil er sich nicht wieder erhob; nach dem großen Anlauf fehlte die Arena und die That. Der Kampf setzte sich zunächst in dem Innern der nationalliberalen Partei fort, ein langwieriger Auflösungsproceß, in dem ein Theil der süddeutschen Schutzzöllner sowie einige politisch eher conservative Elemente nach rechts, die entschiedenen Freihändler, mit ihnen auch F., nach links drängten, während Bennigsen mit einer starken aus Schutzzöllnern und Freihändlern bestehenden mittleren Gruppe aus allgemeinpolitischen Gründen den Zerfall hintanhalten wollte; der rechte wollte den linken, der linke den rechten Flügel hinaustreiben. F. arbeitete auf das letztere Ziel zu, um für sich die Zügel in die Hand zu bekommen, und warf Bennigsen erregt vor, daß er wieder und wieder die Energie der Partei lähme; zunächst mit dem Erfolge, daß die rechtsstehende Gruppe Völk-Schauß ausschied und die Parteileitung dem schwankenden Bennigsen fast aus den Händen glitt; beide traten in diesem Moment als Rivalen einander gegenüber. Stauffenberg rief F. zu: „Sie müssen die Fractionsführung, und zwar nicht nominell, sondern mit Aufbietung aller Kraft übernehmen. Lasker und ich haben nicht die Autorität, die hier vor allem nothwendig ist." Als sich jedoch zeigte, daß der Anhang Bennigsen's an Zahl auch jetzt noch der stärkere blieb, begannen Stauffenberg, Lasker, Bamberger zum Austritt zu rathen, zumal da die Niederlage der Nationalliberalen in den Landtagswahlen — nun wurden sie auch aus der Majorität und dem Präsidium des Abgeordnetenhauses verdrängt — ihrem rechten Flügel noch weiteres Uebergewicht gab. F. jedoch konnte jetzt zu keinem Entschluß kommen, weil im Grunde auch er wie Bennigsen für das Zusammenhalten einer größeren Gruppe war, um nicht alle Chancen einzubüßen; er zögerte immer wieder, selbst die Abstimmung über das Septennat, das er 1880 zusammen mit seinen Freunden von der Linken ablehnte, führte noch nicht zum Bruch. Er wich immer von neuem der Entscheidung aus, es war als ob die frühere Energie von ihm gewichen wäre. Lasker schied noch auf eigene Faust aus, dann erst faßte er selbst im Sommer 1880 im Bade Tarasp den Entschluß, der bei dem Gewicht seines Namens für

die Uebrigen entscheidend war. Es wiederholen sich bei dieser Trennung Situationen aus den Anfängen seines politischen Lebens; in der Thatkraft war er inzwischen ein anderer geworden, in dem Gehalt seiner politischen Ideen kaum ein anderer. Er schrieb im August an Rickert: „Seit zwei Jahren ist die nationalliberale Partei auch nicht mehr eine Partei. Zwischen denjenigen, welche das Bennigsen'sche machtlose Anhängsel an die conservative Partei für den Kern politischer Weisheit halten, und denjenigen, welche selbständig den liberalen Gedanken hochhalten wollen, ist zur Zeit keine Gemeinsamkeit." Am 28. August 1880 erschien das von 28 Reichstags- und Landtagsabgeordneten unterzeichnete Manifest; Wirksamkeit eines wahrhaft constitutionellen Systems, enge Verbindung der wirthschaftlichen mit der politischen Freiheit, fester Widerstand gegen die rückschrittliche Bewegung waren die Schlagworte. Im November trat die „Liberale Vereinigung" unter der anerkannten Führerschaft Forckenbeck's an die Oeffentlichkeit.

Die neue Parteigründung fand die unverhohlene Zustimmung des Kronprinzen. Ueber ihre Angriffsfront ist man nicht im Zweifel, wenn man in jenem Briefe F.'s an Rickert liest: „Der seit Jahren maßgebenden Macht eines einzelnen hochverdienten und begabten, aber auf das äußerste aufgeregten und immer rücksichtsloser werdenden Mannes, dessen Politik alle Interessen aufregt und durchwühlt, kann nur durch ein wahrhaft constitutionelles System entgegengetreten werden, und ganz unerläßliche Vorbedingung desselben, vereint mit wirklicher Macht und Würde des Parlamentes, ist eine Organisation der liberalen Partei, die in den wesentlichen Fragen einiges Handeln möglichst verbürgt." Bismarck glaubte nicht im Zweifel zu sein, worauf die neue Gruppe ihre Rechnung gestellt hatte, und stürzte sich sofort in einen leidenschaftlichen Kampf gegen sie; seine Angriffe gegen den Berliner Fortschrittsring waren übrigens weniger gegen die Person des Oberbürgermeisters als gegen die Stadtverordnetenversammlung gerichtet. Die Wahlen fielen für die junge Parteigründung nicht ungünstig aus: 46 „Secessionisten" neben 54 Fortschrittsleuten und 42 Nationalliberalen. F. selbst aber zog sich von der activen Betheiligung an der Reichstagsarbeit ganz auf seine Amtspflichten zurück; nur dem Namen nach gehörte er zu den Führern der liberalen Secession. Eine Wirksamkeit nach seinem Sinne war ihm versperrt, sich im oppositionellen Kleinkampf ohne erreichbares Ziel zu tummeln, war nie seine Art gewesen. Eben darum widerstrebte er, als seine eigenen Parteifreunde mit der Fortschrittspartei die „Fusion" eingingen, um endlich wieder „die große liberale Partei" erstehen zu lassen. Er theilte nicht die Hoffnungen, die der neuen Partei eine starke Anziehungskraft versprachen, sondern blieb dauernd von schweren Bedenken erfüllt, denn mit der zur Unfruchtbarkeit verurtheilten Politik Eugen Richter's hatte die von ihm stets geübte Taktik zu wenig gemein. Und jener blieb auf die Dauer der Stärkere in dem neuen Bunde. Anfangs hatte F. noch nach der Fusion mit einer Anzahl seiner secessionistischen Freunde für das Socialistengesetz gestimmt, bald verzichtete er darauf, wider den Strom zu schwimmen. So war die Fusion gerade für seine Persönlichkeit der politische Tod: war sie damals unvermeidlich, so lag darin auch eine Kritik der Secession von 1880. Jede der erhofften Wirkungen blieb aus; bei den Wahlen von 1884 schmolz die neue Partei von 110 Mandaten auf 64 zusammen; F. selbst erfuhr die Niederlage noch am eigenen Leibe, da er in seinem alten Wahlkreise Neuhaldensleben nicht wieder gewählt wurde und erst nachträglich für Sagan in den Reichstag gelangte. Von jetzt an gehörte er vollends dem Parlament nur nominell an, er beherzigte das Wort, das er an seinem siebzigjährigen Geburtstage aussprach, niemand könne zweien Herren dienen.

Er war fremd geworden in seiner Zeit und der reichen gesetzgeberischen Thätigkeit der achtziger Jahre brachte er kein Verständniß entgegen.

Seine ganze Fähigkeit concentrirte sich fortan auf das ungeheure Arbeitsfeld der Berliner Communalverwaltung. Es ist ja freilich für den Fernstehenden schwer zu erkennen, was von den Geschäften der zwölf Jahre von 1879—1892 seinem persönlichen Verdienste zuzuschreiben ist und wo er nur als der ausführende und vollziehende Vertreter der Gesammtheit erscheint; unzweifelhaft ist er zunächst häufig fremder Initiative, wie der besonders einflußreichen des Stadtraths Eberty, gefolgt, und ebenso mußte er in den letzten Jahren, als Frische und Regsamkeit ihn allmählich verließen, die Dinge in dem gewohnten Geleise gehen lassen; schöpferisch, mit unverbrauchter Kraft hat er das weite Feld dieses Wirkens, das er als 57jähriger Mann betrat, nicht mehr bebauen können, aber überall die tüchtigen Seiten seines Wesens: Gesundheit, Klarheit, Urtheil, praktischen Blick bewiesen. Seine Stellung war nicht leicht, gerade durch seine in den ersten Jahren erfolgte scharfe politische Parteinahme hatte er sie sich nach oben hin erschwert; der Kaiser veränderte seine ihm bisher sehr gewogene Gesinnung, vermuthlich auf Bismarck's Andringen, und brach jede persönliche Beziehung ab; auch als Kaiser Friedrich dem stets von ihm geschätzten Manne in der kurzen Spanne seiner Regierung einen Gunstbeweis durch eine hohe Ordensauszeichnung zu theil werden ließ, erzwang Bismarck, um der Opposition gegenüber den Regierungsstandpunkt zu betonen, die außergewöhnliche Motivirung „in Anerkennung seiner Thätigkeit zur Unterstützung der Ueberschwemmten"; bei seiner Wiederwahl im J. 1890 dauerte es acht Monate, bis er bestätigt wurde. Auch in anderen Reibungen, mit dem Polizeipräsidium, innerhalb des Magistratscollegiums, mit der fortschrittlichen Stadtverordnetenversammlung fehlte es nicht: aber durch Festigkeit und Versöhnlichkeit, durch die ganze Autorität, über die er verfügte, überwand er das alles. Es gelang ihm, die Grenzen zwischen der städtischen Verwaltung und der staatlichen Controlle fester als bisher zu ziehen: so konnte er noch praktisch an der Verwirklichung seiner politischen Lieblingsideen arbeiten. Und überreich blieb die Fülle des Geschaffenen in der gewaltig anwachsenden Großstadt: die opulente Fürsorge für das Schulwesen, der Stolz der Berliner Commune, für Volksschulen, Realschulen, Fortbildungsschulen, die Entwicklung des Straßennetzes mit der Organisation der Straßenreinigung und der Anlage grüner Schmuckplätze, die besonders auf Eberty zurückgehende Erbauung eines Centralviehhofes, von Schlachthäusern und Markthallen, die Ausbildung des Verkehrswesens, die Spreeregulirung und die Wasserwerke. Man kann hier nicht ins Einzelne gehen, ohne sich zu verlieren: genug, von alledem, was Berlin heute zu einer der saubersten, gesundesten und bestverwalteten Großstädte der Erde gemacht hat, fällt in diesen Jahren ein großes Stück fruchtbarer Mitarbeit auf die Schultern Forckenbeck's. In diesen Bestrebungen und in dem Familienleben ging er fast ausschließlich in den Jahren des Alters auf, während er politisch immer mehr isolirt war und auch den Freundeskreis von ehemals entbehrte. Seine Ueberzeugung blieb bis zuletzt die gleiche: „Die Interessenwirthschaft in der Politik", so schrieb er 1890, „die unser Bürgerthum infolge der Bismarck'schen Staatskunst seit Jahren verführt hat, inficirt noch weite Kreise desselben. Ich erwarte von der gegenwärtigen Zeit nichts, hege vielmehr große Besorgnisse".

Seit längerer Zeit war sein kräftiger Körper erschüttert, zuletzt mehrfach durch Krankheiten heimgesucht, als er am 26. Mai 1892 starb. An seine Beerdigung knüpfte sich ein die Meisten peinlich überraschender Nachklang weit zurückliegender Kämpfe seines politischen Lebens. Auf Befehl des Fürstbischofs

Kopp wurde dem Katholiken, weil er einst dem staatlichen Gerichtshof für Kirchenangelegenheiten angehört hatte, das kirchliche Begräbniß verweigert. So fand das Begängniß unter allgemeinster Theilnahme auf dem Nicolaikirchhofe statt und ein evangelischer Pfarrer sprach die letzten Worte an seinem Grabe: „So betten wir denn den Sohn der westfälischen Erde in den märkischen Sand, den Sohn der katholischen Kirche auf evangelischem Friedhofe."

Martin Philippson, Max von Forckenbeck. Ein Lebensbild. Dresden und Leipzig 1898; — Derſ., Forckenbeck's erſtes Debut beim Kronprinzen und beim Grafen Bismarck. Auf Grund bisher ungedruckter Papiere Forckenbeck's. Deutſche Revue, Bd. XXIII, 4 (1898), S. 1—16; — Derſ., Die innere Entwicklung im Norddeutſchen Bunde. Aus M. v. Forckenbeck's ungedruckten Briefen. Daſ. XXIII, 4 (1898), S. 141—158; — Derſ., Die Zeit um 1870 in parlamentariſcher Beleuchtung. Aus Forckenbeck's Briefen an ſeine Gemahlin. Daſ. XXIV, 1 (1899), S. 129—146. — Ueber die Familie: Braun-Wiesbaden, Die von Forckenbeck. Unſere Zeit, 1882. II, 252 ff. — H. Duncker, Berichte der Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin 1878—1881 und 1882—1888.

Hermann Oncken.

Formes: Karl Johann F., Sänger, wurde am 7. Auguſt 1815 zu Mühlheim a. Rh. als Sohn eines ſchlecht bezahlten, aber mit Kindern reich geſegneten, katholiſchen Küſters geboren. Er kam frühzeitig als Kirchenſänger mit der Muſik in Berührung, hatte vorübergehend Clavierunterricht und übte ſich auch im Orgel- und Guitarreſpiel. Um ſich ſein Brot ſelbſt zu verdienen und ſeine Eltern zu unterſtützen, unternahm er mit 14 Jahren eine Kunſtreiſe als fahrender Sänger, die ihn bis in die Schweiz führte und ihm einen nicht unbeträchtlichen Gewinn abwarf. Trotzdem durfte er ſeiner Sehnſucht nach der Kunſt zunächſt nicht nachgehen, ſondern mußte bei einem Verwandten ſeiner Mutter, einem Bierbrauer, in Köln in die Lehre treten, bei dem er bis zu ſeinem 20. Lebensjahre blieb. Dann trat er als Freiwilliger in das damals in Koblenz ſtehende 25. Regiment ein. Als er ſeine Zeit abgedient hatte, kehrte er in die Kölner Brauerei zurück. Seit dem Jahre 1838 wieder in Mühlheim, ging er ſeinem kränklich gewordenen Vater ſo viel als möglich zu Händen und trat, ſo oft es verlangt wurde, als Sänger, ja ſogar als Chordirigent auf. Er fühlte ſich bei ſeiner vierfachen Thätigkeit als Brauer, Küſter, Chordirigent und Sänger ganz wohl und braute bis zum Jahre 1840 pflichtgetreu Bier, ſpülte Fäſſer, zündete Kerzen an, ſang Todtenmeſſen, half Leichen beerdigen und zog die Glockenſeile. Dann aber hatte er es ſatt: er beſchloß Sänger zu werden und die Bierbrauerei aufzugeben. Franz Liszt und der Componiſt und Schauſpieler Gumbert wurden auf ſeine ſchöne Stimme, die ſchon ſeit dem 24. Jahre ihre volle Tiefe erreicht hatte, aufmerkſam. Unter Gumbert's Leitung ſtudirte er die Baßrollen in der „Zauberflöte", „Norma" und „Weißen Dame". Sein erſtes Debüt am 6. Januar 1842 als Saraſtro am Kölner Stadttheater verlief glänzend. F. wurde ſofort von dem Director Spielberger engagirt und erhielt eine Monatsgage, die es ihm ermöglichte, ſeine Eltern zu unterſtützen. Er blieb zwei Jahre bei Spielberger und nahm dann, nachdem ſich ein Engagement in Hannover zerſchlagen hatte, ein ſolches an der großherzoglichen Oper in Mannheim an, wo ſich Vincenz Lachner für ihn intereſſirte. Als der berühmte Baſſiſt Staudigl in Wien abging, wurde F. an deſſen Stelle an die Wiener Hofoper engagirt. Er brach ſeinen Mannheimer Contract und ging im J. 1845 nach Wien, wo er zuerſt in Staudigl's Glanzrolle des Bertram in Meyerbeer's „Robert der Teufel" mit dem größten Erfolg auftrat. In Wien verbeſſerte er auch

seine Gesangstechnik, indem er drei Jahre lang bei dem berühmten Gesangsmeister Basadona studirte, während ihn Simon Sechter in die Musiktheorie einführte. In Wien creirte er die Rolle des Plumkett in Flotow's „Martha", die der Componist eigens für ihn geschrieben hatte. Ebenso componirte Otto Nicolai „Die lustigen Weiber" mit der Rolle des Falstaff direct mit Rücksicht auf die Stimme von F., der jedoch erst in Hamburg im J. 1853 Gelegenheit fand, die Partie zu singen, dann aber in ein und derselben Saison nicht weniger als 42 Mal in ihr auftrat.

Durch seine Betheiligung an der Wiener Revolution im Jahre 1848, die er in seiner Selbstbiographie offenbar zu harmlos dargestellt hat, machte er sich in Oesterreich unmöglich und sah sich genöthigt, heimlich aus Wien zu fliehen. Durch Ferdinand Röder erhielt er ein Engagement an der Oper in Amsterdam, von wo aus er auch andere holländische Städte wie Rotterdam, Leyden und Utrecht besuchte und überall, wo er auftrat, die größten Triumphe erntete. Da er sich jedoch in Holland das Wechselfieber zugezogen hatte und es nicht los werden konnte, war er sehr erfreut, als sich Röder entschloß, mit seiner Oper nach London überzusiedeln. Das Fieber hielt jedoch unerwarteter Weise noch drei Wochen bei ihm an. Die deutsche Opernsaison konnte daher erst Anfang Juni 1849 mit der „Zauberflöte" eröffnet werden. F. hatte auch in London bedeutende künstlerische Erfolge, die noch übertroffen wurden, als er sich auch als Oratoriensänger versuchte. Eine Zeitlang stand er in London an der Spitze der italienischen Compagniegesellschaft am Coventgardentheater. Unter anderen sang er im April 1850 den Kaspar in Weber's „Freischütz" in italienischer Sprache. Auch in Irland, wo er wiederholt gastirte, fand er vielen Beifall, ebenso in Schottland, wo er meistens in Concerten sang. Von London aus ließ sich F. für das Hoftheater in Madrid gewinnen, wo er glückliche Tage verlebte und seltene Triumphe feierte. Im J. 1854 gastirte er auf Veranlassung des späteren Kaisers Wilhelm I. in Berlin, wurde aber, wie er meinte, infolge von Intriguen nicht engagirt. Weitere Gastspiele führten ihn nach St. Petersburg, Hamburg und an das Drurylanetheater in London, wo er im J. 1854 von der Königin Victoria zum englischen Kammersänger ernannt wurde. Im J. 1865 reiste er zum ersten Male nach Amerika. Als seine Stimme nachzulassen anfing, entschloß er sich kurzer Hand, Schauspieler zu werden. Er kehrte nach Deutschland zurück und trat in Mainz und Würzburg als Shylock und Nathan auf. Auch bei diesen Versuchen blieb ihm das Glück noch treu. Er erzielte zuerst auf deutschen, dann aber auch auf englischen Bühnen im Schauspiele beträchtlichen Beifall. Trotzdem ging er wieder zum Gesang über und trat zu Anfang der siebziger Jahre in Amerika als Concertsänger auf. Als er im Jahre 1873 noch einmal nach Deutschland kam, war seine Stimme schon so gebrochen, daß er sich nicht mehr halten konnte. Es blieb ihm daher nichts weiter mehr übrig, als als Coupletsänger in amerikanischen Café chantants herumzuziehen und so sein Leben zu fristen. Schließlich wurde er im J. 1878 Gesangslehrer in San Francisco. Als er dort am 15. December 1889 starb, war er so gut wie vergessen. Die Generation, die inzwischen herangewachsen war, wußte von dem einst so gefeierten, unvergleichlichen Sänger, der als Sarastro, Marcel, Bertram, Osmin, Kaspar, Malvoglio, Sir George, Alfonso, Falstaff und Plumkett das Entzücken der Zeitgenossen gebildet hatte, kaum noch den Namen. F. hat über sein Leben eigenhändige, bis zu seiner ersten Reise nach Amerika reichende Aufzeichnungen hinterlassen, die allerdings zu viel anekdotische Züge enthalten, um ganz glaubhaft zu erscheinen. Sie kamen unter dem

Titel: „Aus meinem Kunst- und Bühnenleben. Erinnerungen des Bassisten Karl Formes. Bearbeitet von Wilh. Koch" (Köln 1888) heraus.

Deutscher Bühnen-Almanach. 25. Jahrg. Hrsg. von Th. Entsch. Berlin 1891, S. 310. — Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. 2. Jahrg. Berlin 1891, S. 96, 97. — Ludwig Eisenberg's Großes Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühne im XIX. Jahrh. Leipzig 1903, S. 271. — R. Lothar u. Jul. Stern, 50 Jahre Hoftheater. Geschichte d. beiden Wiener Hoftheater. Neue Ausgabe. Wien o. J. Register S. XV. — Ferd. Ritter von Seyfried, Rückschau in das Theaterleben Wiens seit den letzten fünfzig Jahren. Wien 1864, S. 314 bis 316. — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg. Stuttgart 1879. Register. H. A. Lier.

Formstecher: Salomon F., Dr., geboren am 28. Juli 1808 zu Offenbach a. M., † daselbst am 24. April 1889. Sein Vater ernährte die Familie mit der Holzformstecherkunst, woher der Name. F. besuchte bis 1827 die fürstlich isenburgsche lateinische Schule seiner Vaterstadt und erhielt nebstdem Unterricht in der rabbinischen Litteratur bei dem damaligen Gemeinderabbiner Metz. 1828 bezog er die Universität Gießen, woselbst er eifrig philosophischen und theologischen Studien hingegeben war. 1832 zum Dr. phil. promovirt, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Er wurde bald als Prediger und Religionslehrer bei der jüdischen Gemeinde daselbst angestellt und wurde 1842 nach dem Tode des Rabbiners Metz zu dessen Nachfolger erwählt. F., ein tiefer, klarer Denker, war ein begeisterter Anhänger des Reformjudenthums, führte die Confirmation ein und verschaffte der Orgel, einer der ersten, Eingang in die Synagoge. Einen besonders wohlthätigen Einfluß übte er auf die Verbesserung des Schulwesens unter seinen Glaubensgenossen aus. 1841 erschien von ihm ein nur noch nicht genug gewürdigtes Werk: „Die Religion des Geistes. Eine wissenschaftliche Darstellung des Judenthums", in welchem er nachzuweisen suchte, daß das Judenthum eine absolut nothwendige Erscheinung in der Menschheit bilde und daß es in seiner Fortbildung und Entwicklung berufen sei, die universelle Religion der civilisirten Welt zu werden. F. nahm an den Rabbinerversammlungen in Braunschweig, Frankfurt a. M., Breslau und Kassel in hervorragender Weise theil und trat immer mit Muth und Entschiedenheit für eine Reform des Judenthums in Wort und Schrift ein. In Verbindung mit Leopold Stein gab er 1859 den „Freitagabend" und 1861 mit M. Klein eine israelitische Wochenschrift heraus. 1833 erschienen von F. „Zwölf Predigten, gehalten in dem israelitischen Gotteshause zu Offenbach", 1836 ein „Israelitisches Andachtsbüchlein", 1860 eine „Mosaische Religionslehre". 1863 erschien von ihm eine Novelle: „Buchenstein und Cohnberg. Ein Familiengemälde". Außerdem sind noch einzelne Reden von ihm erschienen in Adler's „Synagoge" und in Stein's „Israelitischer Volkslehrer". 1867 wurde sein 25jähriges Amtsjubiläum festlich begangen und am 1. October 1882 sein 50jähriges Dienstjubiläum, aus welchem Anlaß er zum Ehrenbürger der Stadt Offenbach a. M. und zum Ehrenmitgliede des Offenbacher Vereins für Naturkunde ernannt wurde.

Festbericht über das fünfzigjährige Dienstjubiläum des Großherzogl. Rabbiners Herrn Dr. S. Formstecher am 1. Oct. 1882 zu Offenbach a. M. Adolf Brüll.

Förster: August F., Schauspieler und Theaterdirector, wurde am 3. Juli 1828 zu Lauchstädt bei Merseburg als Sohn eines Gerichtsactuarius geboren. Er besuchte seit dem Frühjahr 1838 das Domgymnasium in Merseburg und kam schon im Herbste desselben Jahres auf die Klosterschule zu Donndorf in der goldenen

Aue. Zu Ostern 1841 wurde er Alumnus in Schulpforta. Unter den Lehrern, die in Schulpforta den größten Einfluß auf seine Bildung gewannen, nennt er selbst den bekannten Litterarhistoriker August Koberstein, dessen Famulus er wurde, Karl Steinhart und den Adjunctus Dr. Dietrich. Als er zu Ostern 1847 Schulpforta verließ, wollte er in Halle Theologie studiren, gab aber diesen Plan bald wieder auf und widmete sich unter den Professoren Bernhardy, Blanc, Leo, Prutz, Erdmann und Weinhold hauptsächlich philosophischen und historischen Studien. In Halle verkehrte er häufig mit dem dortigen Theaterdirector E. Bredow und seiner Familie. Dieser Umgang bestärkte ihn in dem Entschlusse, Schauspieler zu werden. Er machte in Naumburg a. d. S., wo die Bredow'sche Gesellschaft damals gerade Vorstellungen gab, seinen ersten theatralischen Versuch, indem er als Graf Seckendorf in Gutzkow's „Zopf und Schwert" am 25. Mai 1851 auftrat. Während des Sommers 1851 promovirte er in Halle auf Grund einer Abhandlung über den Einfluß der Lessing'schen Dramaturgie auf die Einführung Shakespeare's in Deutschland. Dann trat er der Bredow'schen Gesellschaft, die damals in Halle spielte, bei, und debütirte am 2. September 1851 in der Rolle des Professors Otto Lambert in Benedix' „Hochzeitsreise". Als Mitglied der Bredow'schen Gesellschaft spielte er an verschiedenen Plätzen der Provinz Sachsen. Er fand hierauf ein Engagement beim Director Franz Wallner in Posen, unter dessen Leitung er vom 4. September 1853 bis zum 1. April 1855 thätig war. Er hatte sich schon damals einen so guten Namen gemacht, daß ihn Heinrich Laube im Mai 1855 zu einem Gastspiel nach Wien einlud. Aber obwol Förster's Erfolge höchst ehrenvoll waren, konnte sich Laube nicht entschließen, ihn zu engagiren, weil sich seine Gestalt schon damals wegen ihrer Fülle für jugendliche Heldenrollen wenig eignete. Nach einem vorübergehenden Engagement in Stettin und in anderen pommerschen Städten spielte er unter der Direction von L'Arronge in Danzig und verschiedenen westpreußischen Städten. Von dem Stadttheater in Breslau aus, wo F. am 12. Mai 1857 als Konrad Bolz debütirt hatte, berief ihn Laube als Ersatzmann für die verstorbenen Künstler Jacob Loßberger und Karl Lucas an das Wiener Hofburgtheater, dessen Verband er vom 1. Januar 1858 bis zum 1. Juni 1876 angehörte. Im Anfang spielte er nur komische Rollen des älteren Faches und Aushülfsrollen im ernsten Schauspiel und in der Tragödie. Später aber, nach dem Austritt von Anschütz übernahm er dessen Rollen und zeichnete sich als Nathan und Musiker Miller in „Kabale und Liebe" aus. Schon im J. 1866 wurde er Unterregisseur und stieg im J. 1870 zum wirklichen Regisseur auf. Laube rühmt ihm nach, daß er „durch große Arbeitskraft, durch alle Hülfsmittel höherer Bildung und durch treue Hingebung an seinen Beruf wie an die Interessen des Instituts dem Burgtheater eine werthvolle Stütze geworden sei. In dem weiten geistigen Bereiche der Direction habe er ihm unschätzbare Dienste geleistet, und in der Sorge und Arbeit für alles Wahrhaftige und Feinere unsrer Schauspielkunst sei er ihm ein Jahrzehnt hindurch treulich zur Seite gestanden, seinen eigenen Vortheil, wie oft! verleugnend, dem Verdienste Anderer immer das Wort redend, ein gründlich ausgerüsteter Regisseur heutiger Zeit". Zum letzten Male trat F. in Wien am 25. Mai 1876 als Hans Lange in Paul Heyse's gleichnamigem Schauspiel auf und feierte an diesem Tage gleichzeitig sein 25jähriges Schauspielerjubiläum.

F. wandte sich nun nach Leipzig, wo er am 1. Juli 1876 die Direction des Leipziger Stadttheaters übernahm, um sie bis zum 30. Juni 1882 weiterzuführen. Diese sechs Jahre brachten ihm mancherlei Unannehmlichkeiten und Kämpfe, da er und sein Operndirector Angelo Neumann einen Theil der

außerordentlich beliebten Opernmitglieder der vorangegangenen Haase'schen Truppe nicht wieder engagirt hatten. Es kam zu einer Reihe peinlicher Conflicte mit den Leipziger Theaterhabitués, und schließlich brach sich die Unzufriedenheit in einer am 17. Januar 1877 an den Rath zu Leipzig gerichteten Petition Bahn, in der dieser ersucht wurde, die Uebelstände der Förster'schen Theaterleitung abzustellen. Als der Rath die Petenten abfällig beschied, wuchs die Erbitterung von Tag zu Tag und erzeugte eine der gesunden Entwicklung der Leipziger Bühne keineswegs günstige Temperatur. Der „Verein der Theaterfreunde" hatte es hauptsächlich auf den Sturz Angelo Neumann's abgesehen, obwol dieser durch die Aufführung des Nibelungenringes von Wagner, welche nach der Münchener die erste in Deutschland war, zu Anfang des Jahres 1879 seine Leistungsfähigkeit bewiesen hatte. Auch ergaben sich Streitigkeiten mit den Orchestermitgliedern, bei denen der „Verein der Theaterfreunde" auf die Seite der letzteren trat. Endlich kam es am 24. Februar zu einem direct gegen die Person Förster's sich kehrenden Tumult. Als F. an diesem Tage als Nathan die Scene betrat, wurde er aus allen Theilen des Theaters mit lautem Pfeifen, Zischen und Schreien begrüßt, das über zwanzig Minuten anhielt. F. hielt jedoch diesem Angriff Stand; die Vorstellung konnte zu Ende geführt werden. Seitdem fing das F. feindlich gesinnte Publicum seine Leistungen weniger leidenschaftlich zu beurtheilen an. Es gelang F., in Frau Reicher-Kindermann und Frau Sachse-Hofmeister zwei hervorragende Sängerinnen zu gewinnen und auf diese Weise sein Opernensemble wieder auf ein einigermaßen genügendes Niveau zu bringen. Doch war der eintretende Aufschwung wol mehr das Werk Neumann's, als dasjenige Förster's, der sich am 29. Juni 1882 als Miller in „Kabale und Liebe" vom Leipziger Publicum verabschiedete, um im Verein mit Friedmann, Barnay und Haase das Deutsche Theater in Berlin zu begründen, das am 29. September 1883 eröffnet wurde. F. wirkte an ihm hauptsächlich als Regisseur und als dramaturgischer Berather, wobei er sich nach beiden Richtungen hin große Verdienste um die Entwicklung der jungen Bühne erwarb. Als es sich nach dem Abgang Wilbrandt's darum handelte, einen Nachfolger für die Direction des Wiener Hofburgtheaters zu gewinnen, fiel die Wahl auf F., der am 25. October 1888 seine Ernennung erhielt. F. war bemüht, an die Ueberlieferungen seines Lehrers Laube wieder anzuknüpfen, indem er das französische Schauspiel und den leichten deutschen Schwank bevorzugte. Doch kam er nicht dazu, das Repertoire seinen Neigungen gemäß zu gestalten. Einmal hatte er zunächst genug mit der Regie zu thun, und dann machte sein plötzlich eintretender Tod, der ihn bei einem Ausflug auf den Semmering am 22. December 1889 aus dem Leben abrief, allen auf ihn gesetzten Hoffnungen ein vorzeitiges Ende. — F. zählte mit Recht zu den hervorragendsten Vertretern seines Berufes. Seine Hauptrollen waren außer den schon genannten der Richter von Zalamea, Odoardo, Dr. Klaus, Erbförster und Meister Anton in „Maria Magdalena". Er übersetzte zahlreiche französische Stücke und machte eine Reihe älterer Dramen durch seine Neueinrichtung wieder bühnenfähig. Als Beispiel seiner schriftstellerischen Begabung kann die in dem Werke von Josef Lewinsky: Vor den Coulissen (Bd. 2, Berlin 1882, S. 172—181) abgedruckte Plauderei: „Ein Preisluſtspiel" angeführt werden.

Illustr. Zeitung. Leipzig 1868. 51. Bd., S. 231; 1876. 67. Bd., S. 13. — Die Gartenlaube. Leipzig 1890, S. 28. — H. Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868, S. 356. — E. Wlassack, Chronik des k. k. Burgtheaters. Wien 1876, S. 259, 281. — Georg Herm. Müller, Das Stadt-Theater zu Leipzig. Leipzig 1887, S. 155—220. — Deutscher Bühnen-

Almanach. 55. Jahrg. Hrsg. von Th. Entsch. Berlin 1891, S. 307, 310. — Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von d. Genossensch. Deutscher Bühnen-Angehöriger. 2. Jahrg. Berlin 1891, S. 97—99. — Spemanns goldenes Buch des Theaters. Berlin u. Stuttgart 1902, Nr. 252 und 259. — R. Lothar u. Julius Stern, 50 Jahre Hoftheater. Geschichte der beiden Wiener Hoftheater. Neue Ausgabe. Wien o. J. Register II, S. V. — L. Eisenberg, Großes Biogr. Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 268, 269. — R. Lothar, Das Wiener Burgtheater. Leipzig, Berlin und Wien 1899. (Register.)

H. A. Lier.

Förster: Ernst F., Historienmaler, Kunstschriftsteller und Dichter, geboren am 8. April 1800 zu Münchengosserstädt an der Saale als der Sohn des dortigen Pfarrers Karl Christoph F., studirte am Gymnasium zu Altenburg, dann auf der Universität zu Jena (wo seine Immatriculationsurkunde zu Ostern 1818 noch von Goethe contrasignirt wurde), welche er nebst seinem älteren Bruder Friedrich F. (1793—1868 s. A. D. B. VII, 185) mit Berlin vertauschte, wo er durch theologische und philosophische Studien von 1819—22 den Grund legte zu einer umfassenden Bildung, welche ihm zeitlebens zu statten kam. Durch eine Abhandlung „De expeditione Bacchi in Indiam“ errang F. nicht allein den großen Preis, sondern außer der Belobung noch ein Geldgeschenk, welches zu einer Herbstwanderung nach dem Süden und insbesondere zum landschaftlichen Studienzeichnen verwendet werden sollte. Die schönen Tage, die F. mit dem jungen Fürsten v. Schwarzenberg (dem nachmaligen „Landsknecht“) und dem Grafen Franz Colloredo-Mannsfeld verbrachte, wurden zu Claußen in Tirol durch einen Grenzjäger unterbrochen, welcher den vorschriftsmäßigen Paß nicht ganz in Ordnung wähnte und in dem harmlosen Touristen das Signalement eines gefährlichen Verbrechers witterte. Der seine Unschuld mit äußerster Entrüstung vertheidigende Jüngling wurde „auf höheren Befehl“ polizeilich aufgehoben, ob seiner Widersetzlichkeit in empörender Weise, mit einem wirklichen Züchtling an eine Kette geschlossen, bei strömendem Regen und empfindlicher Kälte, auf einem offenen Wägelchen nach Innsbruck geschubt, wo sich der „Irrthum“ zwar aufklärte, der unverantwortlich Mißhandelte aber keine andere Satisfaction erhielt, als daß er in anständiger Begleitung an die bairische Grenze gesetzt wurde. Todkrank gelangte F. nach München, wo er zwei Monate lang bei einem „Gastgeber“ lag, und in dieser Zeit die theilnehmende Hülfe des edlen Cornelius genoß (vgl. die ausführliche Erzählung über diese Begebenheit in der „Gartenlaube“, 1864, S. 88 und in Förster's Buch über Cornelius, 1874, S. 333). Nach Durchsicht seines Skizzenbuches gab Cornelius dem autodidactischen Zeichner den erfreulichen Rath, „die Gelehrsamkeit an den Nagel zu hängen“. Indessen dachte F. nach seiner Genesung doch seine Studien in Berlin fortzusetzen, wo er indessen auch bei Carl Zimmermann zeichnete. Im Begriff an die Dresdener Akademie zu gehen, wurde er 1813 durch W. Wach und die beiden Schadow an Cornelius gewiesen. Bald darauf kam F. nach Düsseldorf und dann nach Bonn, um mit C. Hermann und J. Götzenberger (Januar 1824 bis Herbst 1825) an den die „Theologie“ vorstellenden Fresken in der Universitätsaula zu malen. Auch hier wurde F. eines schönen Tages, unmittelbar vor dem Bilde, wegen angeblicher Theilnahme am „Tugendbund“ verhaftet, durch Niebuhr jedoch, welchem er sein Ehrenwort gab, nichts davon zu wissen, am folgenden Tage wieder in Freiheit gesetzt, wozu die Erlaubniß übrigens erst nach vier Wochen aus Berlin eintraf. Im J. 1825 ging F., nach einem vierwöchentlichen Abstecher nach Paris und Belgien, mit Cornelius nach München; die Wanderung führte über

Weimar, wo F. Zutritt bei Goethe erhielt und diesem eine Skizze der „Theologie" vorlegte und erläuterte, auch ein Porträt Goethe's zeichnete (vgl. Förster's Schilderung in der „Gartenlaube", 1864, S. 420 ff., wozu Eugen Neureuther eine anmuthige Skizze mit den Bildnissen von Goethe, dessen Schwiegertochter und den beiden Enkeln, auch von Zelter u. A., zeichnete). In München wurde das erste die „Befreiung des deutschen Heeres in der Veroneserklause durch Otto v. Wittelsbach" darstellende Freskobild in den „Arcaden" des Hofgartens an F. übertragen (eine kleine Wiederholung als Oelbild in der Neuen Pinakothek; den schön gezeichneten Carton stiftete F. später in das Germanische Museum nach Nürnberg). F. löste diese Arbeit in anerkennungswerthester Weise und malte auch die gegenüber befindlichen allegorischen Figuren der „Stärke" und des „Krieges". Das Programm zu diesem, außer F. von Clemens Zimmermann, Röckel, E. Stürmer, Carl Hermann, Stilke, Hiltensperger, Lindenschmit, Schilgen, Gaßer, Eberle, Ph. Foltz, Monten, Schorn und W. Kaulbach, gemalten Cyklus hatte F. entworfen und ausgearbeitet; wie populär diese Darstellungen geworden, beweist die heute noch wahrnehmbare Theilnahme des Publicums für diese neuestens durch August Spieß pietätvoll restaurirten Bilder. Dann betheiligte sich F. an den Fresken des Neuen Königbaues (Residenz) und führte mehrere Bilder nach W. Kaulbach's Compositionen im Goethesaal und zu Wieland's Musarion und die Grazien aus, wendete sich aber, weil ihm nach seiner Ansicht „die Grundbedingung des rechten Künstlers, der schöpferische Formsinn, abgehe", mit Entschiedenheit zur Schriftstellerei und kunstwissenschaftlichen Forschung, wofür die bisherigen praktischen Vorstudien den besten Beistand leisteten. Vorerst wurde F. auch auf das litterarhistorische, biographische und belletristische Gebiet geführt und zwar durch seine, im Herbst 1826 vollzogene Verheirathung mit Emma, der ältesten Tochter des Dichters Jean Paul Fr. Richter, dessen uns heutzutage schwer verständliche Dichtungen in Förster's Hause lange Zeit mit emphatischer Begeisterung gelesen wurden. Es gab eigene Conventikel, bei welchen zarte, gleichgestimmte schöne Seelen in die Schriften dieses gefühlvollen Dichters sich versenkten, dabei schwärmten, weinten, lachten und diesem Cultus mit religiöser Inbrünstigkeit oblagen. F. gab den Briefwechsel seines seligen Schwiegervaters mit Otto heraus („Wahrheit aus Jean Pauls Leben", 1826—1833), die „Politischen Nachklänge" (Wiedergedrucktes und Neues. Heidelberg 1832), den „Litterarischen Nachlaß" (Berlin 1836—1838, Bd. LXI—LXV der sämmtlichen Werke); dann folgte die Veröffentlichung des „Papierdrachen" (Frankfurt 1845) und später noch die „Denkwürdigkeiten aus Jean Paul's Leben" (München 1863). Den weiteren handschriftlichen, in die Werkstätte des Dichters überraschendsten Einblick gewährenden Nachlaß Richter's, alle seine Briefbücher, die endlosen Excerptenhefte, die sogenannten Zettelkästen, kurz den ganzen ungeheuren, unbegreiflichen Apparat deponirte F. schließlich im Germanischen Museum zu Nürnberg, wo künftig einmal ein geduldiger, über endlose Freizeit gebietender Litterarhistoriker die letzten Goldkörner aus dieser namenlosen Spreu herausseben mag.

Eine neue Richtung erhielt der vorwiegend zu historischen Studien geneigte Sinn Förster's durch den beglückenden Auftrag des damaligen Kronprinzen Maximilian, eine Sammlung von Handzeichnungen nach den älteren italischen Meistern anzulegen. Damals, wo noch der Holzschnitt darniederlag und keine der heute so zahlreich blühenden Reproductionsmethoden aufgetaucht war, eine unschätzbare Aufgabe! Mit den beiden jüngeren Freunden Claudius Schraudolph (1813—1891) und dem trefflichen Joseph Anton Fischer (1814 bis 1859), welche mit gleichgroßem Fleiß und innigstem Verständniß die

Temperabilder und Fresken der Praeraphaeliten zeichneten, während der freilich nicht diplomatisch gebildete F. in Domregistraturen und Archiven ziemlich dilettantisch forschte, gelang es, in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen Schatz zu sammeln, welchen F. in seinen späteren Publicationen ausgiebig verwerthete. Als erste Frucht dieser Studien erschienen die „Beiträge zur neueren Kunstgeschichte" (Leipzig 1835), eine sehr anregende und verdienstliche Arbeit über Niccolo Pisano, den Altar in S. Jacopo zu Pistoja, ältere Malereien zu Pisa und Lucca, über Giotto und Simon di Martino, Ambrogio Lorenzetti u. s. w., welche als dankbare Vorstudien zur späteren italischen Kunstgeschichte Material lieferten (vgl. Reumont in Nr. 6 und 7 Stuttgarter „Kunstblatt", 1836), wofür die Universität Tübingen den Autor durch Verleihung des Doctortitels auszeichnete. Dann folgte der Bericht über die (von F. gelegentlich einer neuen mit dem Grafen Raczynski im J. 1837 unternommenen Fahrt) unter der dicken Tünche entdeckten köstlichen „Wandgemälde der Georgencapelle zu Padua" (Berlin 1841 mit 14 Tafeln; auch in italienischer Uebersetzung von P. E. Selvatico, Padova 1846). Uebrigens hatte F. der künstlerischen Thätigkeit nicht völlig entsagt; er componirte, zeichnete und malte, übertrug manche Blätter auf den Stein und lieferte auch später noch zu seinen Prachtwerken viele Platten im trefflichen Cartonstich. Von eigenen Bildern erschienen in den Ausstellungen des Kunstvereins eine Apotheose des „Befreiten Griechenland" (im Besitz des Herzogs von Meiningen), eine Scene aus dem „Hohen Liede Salomons" (1830), die „Tempel zu Paestum", ein Genrestück „Aus dem Leben Giotto's", eine Aussicht vom Vesuv und die „Marien am Grabe" (1831); der „Wanderer" nach Goethe (1832) und als enkaustisches Bild „Der König von Thule" (1835); das Porträt des Dr. Andr. Röschlaub (1836); eine Bleistiftzeichnung nach dem in der Galerie Fesch zu Rom befindlichen „Jüngsten Gericht" von Fra Angelico (König Johann von Sachsen) und noch 1858 eine Zeichnung nach dem Genter Altarwerk der Brüder Van Eyck. Auch lieferte F. Zeichnungen zu Nilson's „Pantheon der deutschen Geschichte" und viele Porträts, darunter das Bildniß des Herzogs Josef von Altenburg und dessen Gemahlin.

Indessen gewann die Feder doch bald wieder die Oberhand über Stift und Palette. München begann sich als Kunststadt zu fühlen, der Ruf von König Ludwig's Schöpfungen zog Neugierige und Wanderlustige an; der Strom von Reisenden kam allmählich in Fluß. F. verfaßte einen „Leitfaden zur Betrachtung der Wand- und Deckenbilder des neuen Königsbaues" (1835), welcher bald zu einem „Handbuch für Fremde und Einheimische" anwuchs und im Verlage der Litterarisch-artistischen Anstalt (Cotta) eine Reihe von stetig erweiterten Auflagen erhielt. Gleichen Erfolg hatte sein „Handbuch für Reisende in Italien", wozu der Verfasser auf vielfachen Kreuz- und Wanderzügen das beste Material gesammelt hatte; das Werk erlebte acht Auflagen und ist jetzt nur durch den trefflichen Gsell-Fels überboten. Auch sein „Handbuch für Reisende in Deutschland" erfreute sich, ob der vorherrschend künstlerischen Anleitung, eines gleichen Beifalls. Weniger populäres Interesse erregten die „Briefe über Malerei in Bezug auf die Gemäldesammlungen zu Berlin, Dresden und München" (1838). F. schrieb auch eine lange Reihe interessanter Correspondenzen in die damalige Augsburger „Allgemeine Zeitung", in das Stuttgarter „Kunstblatt", dessen Redaction er mit Franz Kugler gemeinsam von 1842 bis 1849 führte; auch übernahm F. nach Ludwig Schorn's Tode (1842) die von diesem feinfühligen Forscher begonnene Uebersetzung und Erläuterung des „Vasari" (1843—1849, Stuttgart), eine Arbeit, die auch förderlich für

italienische Kunsthistorie wirkte. Sehr gerne griff F. in die immer wohlgestimmten Saiten seiner Harfe, würzte alle Ehrentage und Feste der damaligen Münchener Künstler mit begeisterten Reden in gebundener Form — eine Sammlung seiner lyrischen „Gedichte" erschien 1854, darunter das berühmt gewordene von Stuntz componirte „Walhalla-Lied". — F. gebot auch über einen klangvollen, gewinnenden Vortrag. Im höheren Lehramt hätte F. mit seinem Enthusiasmus alle Zuhörer gepackt und hingerissen. Leider blieb ihm eine solche Wirksamkeit an der Universität verwehrt, weil damals die Kunstwissenschaft ebenso wie die deutsche Litteraturgeschichte nur mit classischer Philologie und Archäologie verbunden, immer aber aschenbrödelhaft behandelt wurde. Einem jungen Besitzer des Doctorgrades, welcher sich gerade vor fünfzig Jahren für diese Fächer als armer Privatdocent bewerben wollte, wurde damals noch von maßgebender Seite bedeutet, daß, wenn man auf so untergeordnete Disciplinen Rücksicht nehmen wollte, die Universität alsbald von einem wahren „Docenten-Proletariat" „überschwemmt" werde! — Außer Kugler's „Handbuch" der allgemeinen Kunstgeschichte (1842) gab es noch kein namhaftes Compendium — Lübke's „Grundriß" erschien erst 1860. So war es denn wirklich ein namhaftes Unternehmen, als F. mit einer „Geschichte der deutschen Kunst" („Das Deutsche Volk in Vergangenheit und Gegenwart", Leipzig 1851—1860, Bd. VIII—X und XXIII—XXIV und als besondere Ausgabe 1860 in 5 Bänden) begann, nachdem er schon 1855 mit einer den Autor wie den Verleger gleich ehrenden Zuversicht, das große Prachtwerk „Denkmale deutscher Kunst von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit" (Leipzig, bei T. O. Weigel) eröffnet hatte. Dieses mit 100 Lieferungen in zwölf stattlichen Folianten erst 1869 abgeschlossene, mit trefflichen Stichen reich ausgestattete Unternehmen (eine Volksausgabe in Quartformat erschien 1877 bis 1879 unter dem Titel „Deutsche Kunst in Bild und Wort" mit neubearbeitetem Text) behandelte ebenmäßig die Schöpfungen der deutschen Baukunst, Plastik und Malerei in ihren besten und edelsten Erzeugnissen und bahnte mit wissenschaftlicher Kritik und liebevollem Erschließen, durch eine anmuthende schöngewählte Sprache ein tieferes Verständniß für weitere Kreise. Immer bestrebt, Neues zu bringen, wendete F. seine Sorgfalt auf die in Italien und Spanien zerstreuten Werke deutscher Malerei; dabei kamen ihm seine schon frühzeitig in Italien gesammelten Erfahrungen wohl zunutze. Inbetreff Spaniens mußte er sich mit damals noch schwer erreichbaren Photographien behelfen, doch wußte er eine Ansicht von Hubert's van Eyck „Fons vitae" (Bd. VI, 1860) und des sogenannten Holbein aus Lissabon (Bd. VII, 1861) zu erhalten. Neues nach dem damaligen Stande der Wissenschaft kam zu Tage über Michel Pacher v. Brunecken, über den Codex Grimani zu Venedig, wobei F. die verschiedenen an der Herstellung desselben mitwirkenden Hände festzustellen suchte (Bd. XI, 1867) und insbesondere über den herrlichen Meister Gerard David (Bd. XII, 1869), zu dessen bleibender Einführung in das Gebiet der Kunstgeschichte F. die Wege anbahnte. Er genoß überhaupt das nicht Jedem beschiedene Glück, die in einem langen Leben mit großem Fleiß angesammelten Vorräthe ruhig und behaglich verarbeiten zu können. So erschien sein gerade nicht ganz unanfechtbares, aber doch höchst anziehendes Buch über „Raphael" (Leipzig 1867 und 1868 in 2 Bänden bei T. O. Weigel) mit dem von Gonzenbach gestochenen, durch Herman Grimm wieder in Frage gestellten Selbstporträt des großen Urbinaten. Man kann nach H. Grimm's Vorgang das kritische Messer schärfer handhaben und die ätzende Skeptik des Wissens grausamer gebrauchen, auch auf der Parforcejagd nach Hypothesen dem gewagtesten Sport huldigen, ohne an Innigkeit und Wärme des Verständnisses

zu gewinnen. Gerade nach dieser Richtung wirkt Förster's Arbeit so erfreulich und packend; er sah überall mit dem Auge des werkthätigen Künstlers. Wie ehrenwerth und wacker hat F. in seiner Wanderung durch die Umbrische Mark, wobei der landschaftlich-historische Hintergrund wohlthuend hereinglänzt, den alten Vater Giovanni Santi herausgearbeitet und, nächst Passavant, zur gebührenden Ehrung gebracht! Ueberall führt dem Autor der Maler die Feder, der doch mit hellerem und unbefangenerem Auge sieht, als der häufig nach vorconstruirten Theorien räsonnirende stubengelehrte Tintenfisch. Dabei ist freilich nicht zu verschweigen, daß Förster's spätere Arbeiten doch eine gewisse Ermüdung zeigen, welche die im Gebiete der Forschung massenhaft, wenn auch nicht immer stichhaltig auftauchenden Conjecturen, Resultate und Lehrmeinungen nicht mehr zu bewältigen vermag und denselben lieber, oft auch in feindseliger Stimmung, aus dem Wege geht.

Im Anschluß an die „Denkmale der deutschen Kunst" begann F. die Herausgabe der „Denkmale italischer Malerei" (Leipzig, 1870—1882 in 4 Bänden). Die Dedication trägt den Namen König Ludwig II., welcher das Werk großmüthig subventionirte und das für den früheren Kronprinzen Maximilian angesammelte ganze Material zur vollen Verfügung stellte. An den 200 Folioplatten arbeiteten die Kupferstecher Merz, Gonzenbach, H. Walde, Robert Schleich; auch F. führte dabei die Radirnadel. Das Werk bietet, abgesehen von dem durch feinfühlige Schilderungen ausgezeichneten Text, einen Schatz von guten Abbildungen nach praeraphaelitischen Meistern (die Namen seiner früheren Gehülfen Jos. Anton Fischer und Claudius Schraudolph sind dabei nicht erwähnt; vielleicht hatte er ihre Mitwirkung vergessen oder war nicht mehr im Stande, ihre Hände zu unterscheiden). Eine Volksausgabe davon wäre immer noch wünschenswerth. Beinahe gleichzeitig erschien Förster's „Geschichte der italischen Kunst" (Leipzig 1869—1878 in 5 Bänden), welche durch das lange vorbereitete und auf colossaler Forschung aufgebaute, ergiebige Quellenwerk von Crowe und Cavalcaselle durchkreuzt wurde. F. zog unbeirrt seine Wege weiter, jede Polemik, wozu die nur zu geräuschvoll auftretenden Dioskuren tausendfältig reizten, sorgsam vermeidend. Das sichtliche Bestreben, sich von den oft wohlverschanzten und schwer errungenen Resultaten jüngerer Forscher unbeeinflußt und möglichst frei zu halten, benahm (wie z. B. bei den Abschnitten über Michel Angelo Buonarotti und Lionardo da Vinci fühlbar wird) die Sicherheit und apodictische Schärfe, die F. sonst so gerne zum Ausdruck brachte. Auch baute er bei Inscriptionen und Archivalien vielleicht zu sicher auf seine frühere Philologie, welche mit den neueren Resultaten doch in Collision gerathen mußte. Dabei bleibt aber der große, zusammenhaltende, streng historische Zug, der bei pragmatischer Vertiefung nur zu leicht dem Specialforscher abhanden kommt, immer beachtenswerth.

Förster's Name genoß in Italien ein wohlverdientes Ansehen. Als zum endlichen Abschluß der Florentiner Domfaçade ein internationales Comité zusammenberufen wurde, erging auch an F. die Einladung zur Jury, wobei dieser in edler Mannhaftigkeit an die originellen von dem Schweizer Joh. Georg Müller (1822—1849) im J. 1844 ausgearbeiteten Projecte erinnerte, freilich vergeblich, da die großen schöngezeichneten Aufrisse spurlos schon lange verschwanden. Erhalten blieb nur eine unzureichende kleine Reproduction, welche F., als Biograph und Herausgeber von Müller's Nachlaß (St. Gallen, 1851) eingehend schilderte. — Eine frühere Reise hatte F. durch Frankreich nach England geführt, wo er auf den Schlössern und Edelsitzen der stolzesten Aristokratie offene Aufnahme fand und als Kunstexpert berathen wurde (vgl. seine „Vermischte Schriften", Bd. I, München 1862: „Reisen in Italien,

England und Schottland", dazu „Reise durch Belgien nach Paris und Burgund", Leipzig 1865).

Ganz als der Alte und mit voller Kraft bewährte sich F. mit seiner zweibändigen Monographie über „Peter Cornelius" (Berlin 1874 bei G. Reimer). Mit vollberechtigtem Feuer spricht F. als Augenzeuge jener schönen und großen, der heutigen Gegenwart schon wieder entrückten oder völlig vergessenen und unbekannten Zeit und von der damaligen Regeneration der deutschen Kunst; wer dazu die Hand geboten oder mitgeholfen und nach bestem Können und Wissen mitgeschaffen, empfängt hier auch die gebührende Ehrung. Der in den ruhmreichen deutschen Kriegen angefachte Geist zur Befreiung aus der corsischen Gewaltherrschaft klang ebenso mächtig und siegreich aus den verwandten Gebieten der Poesie und Kunst, welche Werke erzeugte von unvergänglichem Werthe. Hierüber zu berichten war F., wie wenige seiner Zeitgenossen, der rechte Mann: die Traditionen zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern, welche später diese Periode mit besserer Nutzanwendung studiren wird, da den Epigonen Sinn, Wille und Verständniß entschwanden. Folgegerecht ging F. daran, seine eigenen Erlebnisse in Schrift zu bringen. Der Verfasser war mit den Besten seiner Zeit in mannigfache Berührung gekommen, hatte auf fortwährenden Reisen viele Lande und alle Fachgenossen persönlich kennen gelernt, an allen hervorragenden Erscheinungen und Zeitfragen theilgenommen. Unvergeßlich bleibt mir seine, die ganze Seele durchbebende Erregung bei der Kunde der Uebergabe von Sedan, wie der würdige Greis mit dem ewig frischen Herzen Gott dankte, auch diesen Tag noch erlebt zu haben! — Durch seine Rede ging immer ein äginetischer Schwung, sein Geist erwärmte und zündete. Er hatte eine Elasticität bewahrt, welche jeden Nähertretenden wohlthätig ergriff; das bewies sich z. B. bei den „Zwanglosen", wo er seit Jahrzehnten als Vorsitzender waltete, ja gleichsam als der Vater dieser Gesellschaft, welche eine solche Menge von geistigen Capacitäten aus dem Bereiche der Kunst, Wissenschaft, Dichtung und exacten Forschung vereinte. — In seinem langen Leben war manch schwere Wolke über sein kleines, in der Schellingstraße erbautes Haus gegangen, wo er mit der Aussicht über ein bescheidenes Gärtchen in einer Mansarde ein behagliches Arbeitszimmer aufgeschlagen hatte. Er gab vielen Kindern und drei Frauen das Grabgeleite. Der plötzliche Verlust seiner letzten Gattin erschütterte den edlen Mann ins Innerste; nach wenigen Monaten schloß er am 29. April 1885 sein klares, helles Auge.

Sein von W. v. Kaulbach gezeichnetes Bildniß ist in einem trefflichen Stiche Gonzenbach's dem Bd. XII der „Denkmale deutscher Kunst" beigegeben. F. gehört zu den wenigen und seltenen Charakterköpfen, die zeitlebens sich und ihren Idealen treu blieben und bis zum Ende bewährten.

Sein jüngster überlebender Sohn, der k. b. Oberstlieutenant a. D. Brix Förster, welcher durch seine Forschungen über Deutsch-Ostafrika (Leipzig 1890 bei F. A. Brockhaus) einen ausgezeichneten Namen als Geograph gewann, hat mit dem Buche „Das Leben Emma Förster's", seiner Mutter, der Tochter J. P. Fr. Richter's, ein anziehendes schönes biographisches Denkmal (Berlin 1889) gesetzt und den „Siebenkäs" seines Großvaters Jean Paul Richter (ebd. 1891) in neuer Bearbeitung herausgegeben.

Ein Theil von Ernst Förster's artistischem Nachlaß wurde am 20. Juli 1885 durch Sachse's Kunstauction zu Berlin ausgeboten. Förster's Bibliothek erwarb der Antiquar Th. Ackermann 1886 (Nr. 170 f. Kataloge).

Vgl. Nekrolog in Beilage 154 d. „Allgem. Zeitung" vom 5. Juni 1885. — Krell in der „Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins", München 1885, S. 101 ff. — H. Reidelbach, König Ludwig I., München 1888,

S. 186 u. 202. — Sepp, Ludwig Augustus, Regensburg 1903, S. 352, 598, 625, 672, 681 ff. Hyac. Holland.

Foerster: Franz August Alexander F., Rechtsgelehrter, verdient um Theorie und Praxis des preußischen allgemeinen Landrechts und um die Gesetzgebung Preußens und des neuen Deutschen Reiches, wurde am 7. Juli 1819 in Breslau geboren. Sein Vater war der ordentliche Professor des römischen Rechts und des Strafrechts an der Breslauer Universität Dr. August Wilhelm F. Geboren am 10. October 1790 zu Breslau als dritter Sohn eines Stadtraths und Fabrikbesitzers war dieser der erste gewesen, dem die dortige Juristenfacultät nach ihrer Uebersiedlung von Frankfurt a. O. die Doctorwürde verlieh, und zugleich einer der meistversprechenden. Die vorgeschriebene Disputation hielt er am 23. Mai 1812 über das Thema: „De origine donationis ante nuptias". Nachdem er in den Jahren 1813 und 1814 an den Freiheitskriegen theilgenommen hatte, wurde er bereits 1816 an derselben Facultät als Privatdocent zugelassen. Er erwies sich so tüchtig im Lehramt, daß er schon 1817 außerordentlicher und 1820 ordentlicher Professor wurde; 1824 zu 1825 bekleidete er das Amt des Rector magnificus. Sein Hauptwerk behandelt die „Bonorum possessio liberorum contra tabulas parentum" (Vrat. 1823). Noch in jungen Jahren, am 27. November 1826, wurde er der Wissenschaft und seiner Familie durch den Tod entrissen; seine an sich schon schwache Gesundheit war den Folgen der in den Feldzügen erlittenen Strapazen erlegen, zumal er aus Pflichttreue und wissenschaftlichem Streben die Sorge für sein körperliches Wohl hinter der Arbeit zurückstellte.

F. war also erst sieben Jahre alt, als sein Vater starb. Mit treuer Liebe, doch mit sehr beschränkten äußeren Mitteln leitete die Mutter, Louise Ernestine F., geb. Petiskus, eine Predigerstochter, seine und seiner drei jüngern Geschwister Erziehung. F. erhielt seine Schulbildung durch Privatlehrer und auf Breslauer Schulen; vorübergehend besuchte er auch das Gymnasium in Neiße, wohin seine Mutter für einige Zeit übergesiedelt war, um ihrem verwittweten Bruder zur Seite zu stehen. Interesse und Eifer für seine geistige Ausbildung lernte der begabte und lebhafte Knabe aber erst kennen, als er im J. 1834 das Magdalenaeum in Breslau bezog, das unter der Leitung des trefflichen Pädagogen Schoenborn damals einen hervorragenden Ruf als humanistische Bildungsstätte erlangt hatte. Im Herbst 1839 wurde er nach gut bestandener Abgangsprüfung an der Universität seiner Vaterstadt immatriculirt, um aus wirklicher Neigung Rechtswissenschaft zu studiren. Außerdem fühlte er sich zu historischen und philosophischen Studien hingezogen und erwarb während seiner Studentenzeit umfassende Kenntnisse in diesen Zweigen der Wissenschaft. Vor allem aber führte ihn sein Drang zu historischer Forschung zur Beschäftigung mit der Geschichte unseres vaterländischen Rechts. Schon im zweiten Studiensemester machte er sich an die Lösung einer akademischen Preisaufgabe über das Obligationenrecht des Sachsenspiegels, obwol er damals weder von deutschem Privatrecht etwas wußte, noch von älterer deutscher Sprache, und nur eben erst bei Gaupp deutsche Rechtsgeschichte gehört hatte. Doch sein eiserner Fleiß, mit dem er sich auf das Studium der Litteratur und der Quellen warf, zu deren Verständniß er auch vor einer eingehenden Durcharbeitung von Grimm's deutscher Grammatik nicht zurückschreckte, führte ihn zum Ziele. Im Herbst 1841 wurde ihm unter rühmlicher Anerkennung der bewiesenen Kenntnisse und seines juristischen Scharfsinns der Preis zuerkannt. Diese Beihülfe und verschiedene Stipendien setzten ihn in die Lage, während der nächsten drei Semester die Universität Berlin zu beziehen. Von den dortigen Rechtslehrern, bei denen er hörte, Dirksen, Gneist,

Homeyer, Frhr. v. Richthofen, Savigny und Stahl, fesselte ihn besonders Savigny in seinen Vorlesungen über römisches Recht, in dem sich F. schon in Breslau bei Huschke eine gute Grundlage verschafft hatte. Außerdem setzte er seine germanistischen Studien bei Jacob und Wilhelm Grimm und bei Lachmann fort. Schelling's Philosophie der Offenbarung befremdete ihn mehr, als sie ihn anzog, da sein Geist damals unter dem Banne der historischen Weltauffassung Hegel's stand.

Im März 1843 nach Breslau zurückgekehrt, meldete sich F. zum juristischen Doctorexamen und wurde am 23. Mai, an derselben Stelle wie einst am gleichen Tage sein Vater, promovirt. Seine Dissertation, „De creditoris pigneraticii praestationibus e praeceptis juris Germanici" (Vrat. 1843), fand nicht den ungetheilten Beifall der Facultät, wenn ihre Vorzüge auch anerkannt wurden. Dennoch ist sie, besonders in der erweiterten, verdeutschten Form, in der sie F. zwei Jahre später unter dem Titel „Die Verantwortlichkeit des Satzungsgläubigers nach dem Rechte des Mittelalters" (Zeitschr. f. deutsches Recht, IX, 101 ff.) veröffentlichte, eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft und noch heute eine der besten Arbeiten über älteres deutsches Pfandrecht. Am 12. Juni 1843 trat F. als Auscultator in den preußischen Justizdienst und bestand am 30. Januar 1846 die Referendariatsprüfung, nachdem ihn langwierige und lebensgefährliche Krankheit während der Jahre 1843—1845 lange Zeit vom praktischen Vorbereitungsdienste zurückgehalten hatte. Dieses Leiden, das mit Bauchfellentzündung einsetzte und sich in schwerer Erkrankung der Nieren äußerte, hat seine an sich schon schwache Gesundheit dauernd untergraben und ihn nie wieder zu völliger Rüstigkeit kommen lassen; es hat auch den Keim zu seiner letzten Krankheit gelegt. Dennoch fand er Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit. Seine Schriften aus dieser Zeit, „Die Unabsetzbarkeit der Richter und die Gesetze vom 29. März 1844" (Schles. Provinzial-Blätter, 1845, Bd. 122, S. 253 ff., 377 ff.), „Der neue preußische Civil-Proceß" (ebd. 1846, Bd. 124, S. 134 ff., 466 ff.), „Die Verbesserung des Gefängnißwesens" (ebd. S. 361 ff.), „Theorie der preuß. Ges. über das Eigenthum am Kirchenvermögen" (Suckow's Prophet VIII, 1846, S. 225 ff.), „Das Gesetz vom 17. Juli 1846" (Breslauer Ztg., 1846, Nr. 180), „Ueber Vergangenheit und Gegenwart des monarchischen Princips in Teutschland" (Neue Jahrb. der Gesch. u. Politik, 1846, II, 111 ff.) sind in dem Kanngießer'schen Nachruf eingehend gewürdigt.

Im Frühjahr 1847 that F. einen lange geplanten Schritt, indem er sich bei der Breslauer juristischen Facultät um Zulassung als Privatdocent bewarb. Diesmal fand seine Dissertation „Quid de reipublicae vi ac natura medio aevo doctum sit" (Vrat. 1847; deutsch umgearbeitet u. d. T. „Die Staatslehre des Mittelalters", Monatsschr. f. dtsch. Wiss. u. Litt., 1853, S. 832 ff., 922 ff., auch als Vortrag „Der Staatsgedanke des Mittelalters", Greifsw. 1861) ungetheilte Anerkennung, und nachdem er am 23. Juli 1847 seine Probevorlesung „Ueber die staatsrechtliche Bedeutung der deutschen Herzogthümer im 10. und 11. Jahrh." zur vollen Zufriedenheit der Facultät gehalten hatte, fand am 3. December der feierliche Habilitationsact statt, bei dem einer der Opponenten der spätere Cultusminister Dr. Falk war. F. gedachte sich jedoch als akademischer Lehrer nicht von der praktischen Ausübung der Rechtswissenschaft zurückzuziehen, schwebte ihm doch, wie er bei der Disputation ausführte, als höchstes Ziel vor Augen, an seinem Theile dazu beizutragen, den in Deutschland herrschenden Gegensatz zwischen Rechtsprechung und Rechtslehre zu mildern. Dennoch war ihm nicht beschieden, auch auf dem Lehrstuhle dauernd in dieser Richtung zu wirken. Zwar las er im Sommersemester 1848 über preußisches Landrecht; doch kam

er nicht zu einer intensiven Lehrthätigkeit. Denn einmal hatte er sich auf die große Staatsprüfung vorzubereiten, die er im Februar 1849 bestand; andererseits ergriff ihn die Bewegung des Jahres 1848 lebhaft. Er wurde Mitglied des constitutionellen Zentralvereins für Schlesien und ein gern gehörter Redner in politischen Versammlungen. Doch hielt er sich fern von jeder demokratischen Uebertreibung. Sein historischer Sinn machte ihn abhold allem sprunghaften Vorwärtsdrängen, jeder revolutionären Bewegung. Er hat sich zeitlebens zu den gemäßigten Liberalen gehalten.

Schon im Frühjahr 1850 verzichtete F. auf die venia legendi und damit auf die akademische Laufbahn, die ihm so am Herzen gelegen hatte. Am 31. März 1849 hatte der junge Assessor die Anweisung erhalten, bei dem infolge der Justizreorganisation neugebildeten Kreisgericht zu Löwenberg eine Kreisrichterstelle zu verwalten; und im Mai folgenden Jahres wurde er endgültig zum Kreisrichter ernannt. Foerster's Sinnesänderung, die ihn völlig der Praxis sich zuwenden ließ, erklärt sich zwar zum Theil durch den Geist der Zeit, die „frisch und unmittelbar im Leben zu wirken verlockte, die allzugewaltig zum Handeln drängte und vom bloßen Wort entfernte". Aber maßgebend war für ihn, daß er sich am 30. März 1849 mit Clara Gaupp, der Tochter seines Lehrers, des Breslauer Rechtsgermanisten Ernst Theodor Gaupp (s. A. D. B. VIII, 425 ff.) verlobt hatte und daß er hoffen durfte, sich im Justizdienst schneller eine gesicherte Lebensstellung zu schaffen. Schon am 5. October 1850 konnte er denn auch seine geliebte Gattin heimführen, um mit ihr in dem schönen Gebirgsstädtchen einige glückliche Jahre zu verleben, vollbefriedigt durch seine Berufsthätigkeit unter angenehmen collegialen Verhältnissen. So fand er Ersatz für den schmerzlichen Verlust zweier geliebter Geschwister und die Trennung von der Mutter, die zu ihrem Schwiegersohn nach Glogau, später mit ihm nach Berlin übersiedelte. Doch ging F. auch in der Löwenberger Zeit nicht völlig in seinen Amtspflichten auf. In die erste Zeit seines Aufenthalts fiel seine Candidatur für das Erfurter Parlament. In seiner Wahlrede und in Zeitungsartikeln (Löwenberger Volksblatt 1849, Nr. 45, 47, 50, 53, 55 „Zur Verständigung über die deutsche Frage") trat er lebhaft für die unveränderte Annahme des preußischen Entwurfs der Reichsverfassung ein. Alle Einzelfragen müßten gegenüber dem großen Ziele, dem Zustandekommen eines deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung, zurücktreten. F. kam nicht dazu, seinen Standpunkt im Parlament zu vertreten, da der junge Richter nicht die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigte. Anderweite Bethätigung für seine reiche Arbeitskraft fand F. darin, daß er im Auftrage der Generalcommission für Schlesien mehrere, zum Theil recht bedeutende Ablösungen im Löwenberger Kreise bearbeitete, vor allem aber in seiner litterarischen Thätigkeit, die sich jetzt mit Entschiedenheit seinem späteren Haupt-Arbeitsgebiet, dem preußischen Recht, zuwandte. Im J. 1854 veröffentlichte er eine Abhandlung „Ueber § 38. I, 13 A.G.O. und die Rechtskraft der Urtelsgründe" (Neues Archiv f. preuß. Recht XVI, 370 ff.). Vor allem aber machte er sich an die Abfassung seines ersten größeren Werkes „Klage und Einrede nach preußischem Recht" (Breslau 1857; bespr. von Gaupp in den Heidelb. Jahrb. d. Litt. LI, 1858, S. 593 ff.). Vor dessen Vollendung war F. am 1. November 1856 als Abtheilungsdirigent an das Kreisgericht zu Rothenburg in der Oberlausitz übergesiedelt. Foerster's Buch erregte berechtigtes Aufsehen, war doch darin ein wichtiger Abschnitt aus dem Grenzgebiet zwischen Privatrecht und Proceß für das preußische Recht zum ersten Mal mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und steter Heranziehung der gemeinrechtlichen Doctrin und Praxis scharfsinnig be-

handelt. F. selbst urtheilte später recht hart darüber und schrieb seinen Erfolg mit Unrecht hauptsächlich der glücklichen Wahl des Themas zu. Jedenfalls verhalf ihm das Buch zur Erlangung eines seiner Bedeutung entsprechenden Wirkungskreises. Schon im Januar 1858 verließ er das kleine Rothenburg, um als Appellationsgerichtsrath nach Greifswald überzusiedeln.

Die Thätigkeit an einem höheren Gerichtshof des gemeinen Rechts in steter anregender Berührung mit hervorragenden Praktikern und den Lehrern der Universität, unterstützt durch die, an seinen früheren Wohnorten schmerzlich vermißten, reichen litterarischen Hülfsmittel der Universität und des Appellationsgerichts, erweiterte Foerster's Gesichtskreis und befruchtete sein wissenschaftliches Streben. Da sein Amt seine Arbeitskraft bei weitem nicht erschöpfte, so nahm er seinen alten Plan wieder auf, als Richter und Lehrer des Rechts zugleich durch eigenes Beispiel zu zeigen, wie die Praxis des preußischen Rechts durch engere Fühlung mit der Wissenschaft, besonders mit der gemeinrechtlichen Doctrin, neubelebt werden könne, und wie auch die Wissenschaft aus intensiverer Durchdringung der im preußischen Rechte schlummernden modernen und deutschnationalen Rechtsgedanken nur Nutzen ziehen könne. Im Herbst 1858 habilitirte er sich zum zweiten Mal an der Universität, und las auch mehrere Semester über preußisches Privatrecht, Staatsrecht und Civilproceß. Doch gab er die akademische Lehrthätigkeit im Herbst 1861 abermals auf; der Erfolg hatte seinen Erwartungen nicht entsprochen, zumeist wegen des damals außerordentlich darniederliegenden Rechtsstudiums. Die Greifswalder juristische Facultät zählte zeitweise nicht mehr als 15 Studirende, so daß selbst die Professoren oft kaum Zuhörer hatten. Unter diesen Umständen war für F. an die Erlangung einer außerordentlichen Professur nicht zu denken; auch die Bewerbung um das Amt des Universitätsrichters scheiterte. Dazu kam ein erneuter schwerer Anfall seines alten Leidens, den er sich im Herbst 1859 durch kaltes Baden zuzog und von dem er sich erst im Frühjahr 1860 langsam erholte. F. sah sich daher bei Ausführung seines Lieblingsgedankens auf litterarische Thätigkeit angewiesen. Im J. 1858 hatte er einen Aufsatz „Einiges zur Lehre von der Rechtskraft" (Gruchot's Beiträge II, 343 ff.) veröffentlicht; nach seiner Genesung, 1860, ging er an die Ausführung eines lang überlegten und gehegten Planes, ein ausführliches Handbuch des preußischen Privatrechts zu schreiben. Die ersten drei Bände dieses großen Werkes „Theorie und Praxis des heutigen gemeinen preußischen Privatrechts auf der Grundlage des gemeinen deutschen Rechts" (Berlin 1865—1868) vollendete er noch in Greifswald. Der vierte Band erschien im J. 1873; von 1869 ab begann die zweite Auflage zu erscheinen. Die dritte Auflage, die letzte, die F. selbst bearbeitete, kam in den Jahren 1873—1874 heraus. (Die späteren, stark umgestalteten Ausgaben sind von Eccius bearbeitet; 4. Aufl. 1880 ff., 7. Aufl. 1896 ff.) F. selbst hat später von seinem Handbuch gesagt: „Ich habe mit dem Werk Glück gehabt und ich kann wol sagen, daß es mein Lebenswerk geworden ist." Nun, dieses Glück war wohl verdient; eine glückliche Hand stand hier im Dienste eines reichen und klaren Geistes. Ungewöhnliche Beherrschung eines vielgestaltigen Stoffes, der durch seine Verbreiterung im einzelnen sich bisher für wahrhaft wissenschaftliche Behandlung zu spröde erwiesen hatte, verband sich bei ihm mit einer Flüssigkeit der Darstellung und einer Klarheit des Stils, die das Werk gleich geeignet machte zur Einführung in das Studium des preußischen Rechts, wie zum Gebrauch in der Praxis, und die dabei niemals juristische Schärfe und methodische Schulung vermissen läßt. Foerster's Handbuch wurde das grundlegende Werk für die Wissenschaft des preußischen Rechts und dessen

Anwendung im täglichen Geschäftsgang der preußischen Richter und in den Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe. Wäre dieses Buch wirklich sein einziges Lebenswerk, sein einziges Verdienst um unser Recht, so würde es doch allein ausreichen, ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft zu sichern.

Das Werk wurde von vornherein von der Kritik sehr günstig aufgenommen; (wichtigste Besprechungen: Franklin, Krit. Vierteljahrsschr. VI, 148 ff., Göppert, ebd. VIII, 524 ff., Bekker in Glaser's Jahrbüchern 1866, S. 278 f., Hinschius, Preuß. Anwalts-Zeitung IV, 382 ff., V, 830 f., Gruchot in seinen Beiträgen VIII, 475 ff.). Allgemein wurde anerkannt, welchen Fortschritt Foerster's Werk gegenüber seinen Vorgängern bedeute; insbesondere wurde auch der Vorzug gerühmt, der es vor dem älteren Handbuch von Koch auszeichnet und der in erster Linie auf der Verarbeitung der neueren gemeinrechtlichen Litteratur und deren Fruchtbarmachung für das preußische Recht beruht, außerdem aber auch auf der gerechteren Beurtheilung des preußischen allgemeinen Landrechts und der diesem Gesetzbuche eigenthümlichen Rechtsbildungen. Jene Verquickung des preußischen Rechts mit der neueren gemeinrechtlichen Doctrin betrachtete F. als seine Hauptaufgabe. Er hielt es für nothwendig, „bei Bearbeitung der einzelnen deutschen Landesrechte das gemeine Recht nicht nur zu einer äußerlichen Vergleichung zu benutzen, sondern als Grundlage zu nehmen: einmal für die Erkenntniß der Landesrechte selbst, um dadurch nachzuweisen, daß sie nur Zweige an einem und demselben Stamme sind, aus dem sie fort und fort ihre Nahrung ziehen; sodann für das gemeine deutsche Recht, welches in ihnen eine eigenthümliche Gestaltung, eine Art von Abschluß erlangt hat, der nothwendig auf seine fernere Entwickelung zurückwirkt". Um die Rechtsbildung auf beiden Gebieten zu fördern, müsse die Darstellung beide in ihrer fortschreitenden historischen Entwicklung zu fassen suchen; so könne auch die Wissenschaft der Landesrechte theilnehmen an dem frischeren und freieren Geiste, der die nicht an den Buchstaben gebundene gemeinrechtliche Theorie und Praxis belebe. In der Durchführung dieses Planes liegen die großen Vorzüge und auch die Mängel von Foerster's Werk. Man hat ihm mit Recht vorgeworfen, daß er die ältere gemeinrechtliche Doctrin, wie sie zur Zeit der Redaction des A.L.R. herrschte, nicht genügend berücksichtigt habe; aber diese geringere Beachtung der älteren Litteratur wäre wahrlich kein großer Verlust, wenn es sich dabei nicht um deutsche Rechtsgedanken und um moderne Entwicklung römischer Institute handelte, die die historische Romanistenschule aus dem Pandektenrecht wieder ausgetrieben hat. F. hatte den ehrlichen Willen, auch die deutschrechtlichen Grundlagen des A.L.R. zu ihrem Rechte kommen zu lassen; aus den Bestandtheilen beiderlei Herkunft wollte er „ein organisches Ganze erarbeiten". Aber die römische Form, in die er das preußische Recht umgoß, das Pandektensystem, war stärker als er. Die Durchdringung des preußischen mit gemeinem Recht ließ sich nicht durchführen, ohne hie und da dem Geiste des Landrechts und seinen eigenthümlichen Begriffen Zwang anzuthun. Doch dieser Fehler war kaum zu vermeiden, er lag im Vorwurf. Ein weiteres Ziel, das F. sich mit seinem Werke gesteckt hatte, und das er auch erreicht hat, war, beizutragen zur Vorbereitung eines einheitlichen deutschen Privatrechts, für dessen Inangriffnahme er in den Vorworten zum vierten Bande und zur dritten Auflage begeistert eintritt. Er faßte sein Buch mit Recht als eine wichtige Vorarbeit für das große deutsche Gesetzgebungswerk auf. Sein Eintreten für die Codification des gesammten Privatrechtes durch das Reich war wol nicht ohne Einfluß auf ihr Zustandekommen. Wie drastisch ist seine Warnung, bei der Gesetzgebung stückweise vorzugehen, seine Ablehnung „eines in Fetzen herum-

flatternden Privatrechtes", wie köstlich sein Ausspruch, „Gelegenheitsgesetze seien nicht so gut wie Gelegenheitsgedichte!"

Zur Zeit, als F. so schrieb, war er kein Neuling mehr in gesetzgeberischer Thätigkeit. Durch Rescript vom 26. Mai 1868, nach Fertigstellung des dritten Bandes der „Theorie und Praxis", war F. zu legislatorischen Arbeiten in das preußische Justizministerium berufen worden; der neue Justizminister Leonhardt war auf F. durch dessen Werk aufmerksam geworden. Schon am 8. August desselben Jahres wurde F. zum Geheimen Justiz- und vortragenden Rath ernannt. Seine Freude darüber war um so größer, als er durch die Uebersiedlung nach Berlin wieder mit seiner dort lebenden Mutter vereinigt wurde. Bis zu deren Tode, am 19. Februar 1872, genossen Beide das Glück des Zusammenlebens. Aber auch in amtlicher Beziehung war F. von seiner Thätigkeit voll befriedigt; er selbst erklärte sie in dieser Hinsicht für die fruchtbarste und glücklichste Zeit seines Lebens: „Ich hatte die idealste Stellung inne, die einem praktischen Justizbeamten zu theil werden kann". Und reich und ersprießlich waren denn auch die Erfolge auf dem neuen Arbeitsgebiet, dem er sich sogleich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und unermüdlichen Arbeitsfreudigkeit zuwandte. Seine ungewöhnliche Begabung für juristische Formgebung und die Leichtigkeit, mit der er auch schwierige Fragen rasch zu erledigen wußte, kamen ihm hier außerordentlich zu Statten. Seine nächste Aufgabe war die Abfassung der Gesetzentwürfe zur Reform des preußischen Immobiliar-Sachenrechts. Er löste das Problem, das man früher erfolglos angegriffen hatte, in überraschend kurzer Zeit. Die Entwürfe des Gesetzes vom 5. Mai 1872 über den Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke, Bergwerke und selbständigen Gerechtigkeiten, der Grundbuch-Ordnung vom gleichen Datum, sowie der Gesetze betr. Ausdehnung beider Gesetze auf Schleswig-Holstein, Neuvorpommern und Rügen, Hannover, Kassel, Ehrenbreitstein und Hohenzollern vom 26./31. Mai 1873 rühren von ihm her, ebenso der erste, grundlegende Entwurf der Vormundschafts-Ordnung vom 5. Juli 1875, dessen weitere Bearbeitung ihm wegen seiner Beschäftigung mit der Reichsgesetzgebung im J. 1873 abgenommen wurde. Auch hat er das Eigenthumserwerbs-Gesetz und die Grundbuch-Ordnung während einer Krankheit des Justizministers unter großer körperlicher Anstrengung in beiden Häusern des Landtags vertheidigt und durchgebracht. Diese beiden Gesetze wurden ihm auch eine Veranlassung zu litterarischer Thätigkeit: als Redactor der Reformgesetze und bester Kenner der bisher für Preußen noch nicht monographisch behandelten Materie hielt er es für angemessen, selbst das ganze Rechtsgebiet in einem systematischen Werke wissenschaftlich zu behandeln. Sein „Preußisches Grundbuchrecht" (Berlin 1872) hat der Praxis hervorragende Dienste geleistet. Diese wissenschaftlichen Studien waren ihm neben seiner aufreibenden amtlichen Thätigkeit geradezu Bedürfniß; er pflegte zu sagen, er brauche sie, um nicht den Eindruck zu gewinnen, als gäbe er sich bei seinen Berufsarbeiten geistig aus. In seinen letzten Lebensjahren war seine litterarische Productionskraft hauptsächlich auf den Abschluß und die Bearbeitung der Neuauflagen seiner „Theorie und Praxis" gerichtet; doch war er seit dem Jahre 1873 auch als Mitarbeiter an der 5., 6. und 7. Auflage des Koch'schen Commentars zum Allgemeinen Landrecht thätig. Endlich gehörte F. seit dem Jahre 1870 der Justiz-Prüfungscommission an und erwarb, wie schon in Greifswald als Mitglied der Commission für die erste juristische Prüfung, den Ruf eines vorzüglichen Examinators. Aeußere Anerkennung fand seine Thätigkeit im preußischen Justizministerium in der Verleihung des Titels eines Geheimen Ober-Justizrathes.

Die Aussicht auf eine glänzende schöpferische Thätigkeit öffnete sich für F., als der Bundesrath des Norddeutschen Bundes den Reichskanzler um Ausarbeitung der für die geplante einheitliche Justizreform erforderlichen Reichsjustizgesetze ersuchte und dieser die Feststellung der Entwürfe, da es der Reichsregierung an verfügbaren Kräften mangelte, zum größeren Theile dem preußischen Justizminister Leonhardt übertrug. Nachdem F. im Winter 1870/71 bereits der Commission angehört hatte, mit der Leonhardt den von ihm umgearbeiteten „norddeutschen Entwurf" der Civilproceß-Ordnung durchberathen hatte, und nachdem er somit thätigen Antheil an der Fertigstellung dieses für das spätere Gesetz maßgebenden preußischen Justizministerial-Entwurfs gehabt hatte, war er im Frühjahr 1871 Mitglied der Justizministerial-Commission, in der in zwei Lesungen über den von Friedberg verfaßten Entwurf der Strafproceß-Ordnung berathen wurde. Vor allem aber war F. auch bei Ausarbeitung der Entwürfe selbst in hervorragender Weise betheiligt. In den Jahren 1870—73 stellte F. im Auftrage des Justizministers den Entwurf einer deutschen Gemeinschuld-Ordnung fertig und schuf damit die bleibende Grundlage der späteren Reichs-Concursordnung vom 10. Februar 1877, die allgemein als eins der besten unserer großen Reichsgesetze anerkannt ist. Besonders lag F. aber am Zustandekommen des zur Schaffung eines einheitlichen deutschen Richteramtes und einer einheitlichen Rechtsprechung vor allen wichtigen Gerichtsverfassungs-Gesetzes. Den ersten Entwurf, dessen Ausarbeitung ihm vom Justizminister Anfang 1872 übertragen worden war, vollendete er schon im Juli des Jahres. F. hatte seine Aufgabe im weitesten Sinne gefaßt: er wollte ein vollständiges Organisationsgesetz liefern, also nicht allein die Bedürfnisse des Processes befriedigen, sondern alle übrigen Thätigkeiten der Gerichte regeln und die Amtsverhältnisse der Gerichtspersonen einheitlich gestalten, namentlich ein einheitliches deutsches Richteramt schaffen. Er war mit seinem ganzen Idealismus und seinem warmen deutschen Patriotismus an die Sache herangegangen; es war ihm Herzenssache, auf diesem wichtigen Gebiet zur Ausgestaltung der deutschen Einheit beitragen zu können. Um so mehr schmerzte es ihn, als in den Minister-Conferenzen im Decbr. 1872 zwar sein Entwurf, nicht ein bairischer Gegenentwurf, zu Grunde gelegt, aber in seiner Ausdehnung und Tendenz von allen Staaten, außer Preußen und Baden, heftig bekämpft wurde. Besonders Baiern war im Interesse möglichster Erhaltung der Landes-Justizhoheit für äußerste Beschränkung, und lehnte anfangs sogar die Spitze der Gerichtsorganisation, das deutsche Reichsgericht, ab, um es durch eine nichtrichterliche Rechtsauslegungsbehörde, einen „Bundesrechtshof", zu ersetzen. Schweren Herzens arbeitete F. zwei weitere Entwürfe aus, von denen er selbst zum Theil nicht wünschte, daß sie Gesetz würden, während er gleichzeitig im Laufe des Jahres 1873 den Entwurf eines Gesammt-Einführungsgesetzes der deutschen Gerichts-Ordnung fertigstellte. Auch der fernere Verlauf der Verhandlungen befriedigte ihn durchaus nicht. In einem Zeitungsaufsatz „Die Klippen der deutschen Gerichtsreform" (Spener'sche Zeitg. 1873, Nr. 77) trat er mit seinen Befürchtungen an die Oeffentlichkeit, wie er bereits früher seine Anschauungen über die Reform des Processes in einer Artikelreihe „Das deutsche Prozeßrecht" (National-Zeitg. 1871, Nr. 415/423) dargelegt hatte. Da er nun auch wahrzunehmen glaubte, daß Leonhardt für das Zustandekommen der Reichs-Justizgesetzgebung nicht mehr mit alter Regsamkeit eintrete — wahrscheinlich waren, außer einer Erkrankung des Ministers, für die Verzögerung politische Gründe maßgebend, für die F. in seinem nur die Sache sehenden Idealismus die Schätzung fehlte —, so begann F. an der Vollendung des Werkes, an dem er mit Begeisterung gearbeitet hatte und dem er so hohe nationale

Bedeutung beimaß, ganz zu verzweifeln. Dazu kamen persönliche Gründe, die ihm seine Stellung verbitterten. Er glaubte zu spüren, daß Leonhardt ihm nicht mehr das alte Wohlwollen entgegenbrächte; und in der That mag dieser nicht ganz frei von Eifersucht auf den Mann gewesen sein, dessen Arbeitskraft die Gesetzgebung Preußens und des Reiches in jener Zeit mehr verdankte als irgend einem Andern, und der durch seine Kenntnisse, durch die Festigkeit seiner Ansichten und die Schärfe, mit der er sie zu vertreten wußte, bei allen Verhandlungen sehr großen Einfluß hatte. Ferner fühlte sich F. dadurch zurückgesetzt, daß man ihm keinerlei Hoffnung auf eine führende Rolle bei der Ausarbeitung des Entwurfes eines Civilgesetzbuches für das Deutsche Reich, vielleicht den größten Wunsch seines Lebens, eröffnete und daß für die neugeschaffene Directorstelle der Justizabtheilung im Reichskanzleramte nicht er in Aussicht genommen wurde. Für diese Nichtberücksichtigung waren zwar sicher nur politische Erwägungen ausschlaggebend — man wollte nicht alle hohen Reichsämter mit Preußen besetzen, und F. war von den süddeutschen Ministern als gefährlichster Gegner ihrer particularistischen Bestrebungen geradezu gefürchtet —; dennoch war F. tief verwundet und entschloß sich nunmehr zur Annahme eines im Vorjahre abgelehnten Vorschlages seines Jugendfreundes, des Cultusministers Falk, das Amt des Ministerialdirectors für Kirchenangelegenheiten zu übernehmen. Am 25. Februar 1874 erhielt er die Ernennung, zugleich mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrathes.

Am 1. März 1874 schied F. aus seinem Amt im Justizministerium und trat in das Cultusministerium über. Er fand reiche Arbeit. Der Culturkampf hatte begonnen. F. übernahm die Redaction der Maigesetze. Er konnte es aus voller Ueberzeugung thun, da er selbst von der Nothwendigkeit dieses Kampfes gegen die römische Hierarchie durchdrungen war. Bismarck hat später (Gedanken und Erinnerungen II, 130) die juristische Detailarbeit der Maigesetze getadelt, wol nicht mit Unrecht. F. ging mit einem Optimismus in den Kampf, wie er nur bei einem Manne erklärlich ist, der aus eigener Anschauung die katholische Kirche nicht kannte. Seinem auf das Ganze gerichteten Idealismus war politisches Abwägen und diplomatische Berechnung fremd. Ihn selbst befriedigte die Beschäftigung mit jener Gesetzgebung, die nur äußerliche Einrichtungen und Abwehrmaßregeln zum Inhalte hatte, nicht; er vermißte stets den rechtswissenschaftlichen Charakter bei seiner Thätigkeit. So sehr ihn der Kampf in seinen Höhepunkten ergriff, so lebhaft er mit der Seele dabei war, wenn es galt, im Parlament Angriffe des Centrums abzuwehren, so scharf und schneidig er dann mit seiner ganzen Person für die Sache eintrat, die rechte Berufsfreudigkeit, die die Justizgesetzgebung in ihm erweckt hatte, fehlte ihm in seinem neuen Amt, und bitter klingt seine Klage: „So suche ich fort und fort, wie Schlemihl nach seinem Schatten, nach dem mir verloren gegangenen, meiner Natur entsprechenden geistigen Schwerpunkt, den ich nur in der Rückkehr in ein Justizamt wieder finden kann". Auch die Arbeiten zur Herstellung einer Verfassung für die evangelische Kirche, an denen er betheiligt war, befriedigten ihn nicht. Er war ausgeprägt gottesfürchtig und pflegte allsonntäglich im Kreise der Familie Hausandacht zu halten; doch wagte er nicht zu hoffen, daß es zu einer alle Gegensätze umspannenden und versöhnenden Kirchenverfassung werde kommen können. Er fürchtete den „dürren und zelotischen Geist einer Buchstabenorthodoxie" auf der einen Seite, ebenso wie deren Gegensatz, den „verflachenden Rationalismus"; beide waren ihm gleich verhaßt. Dennoch hat er an seinem Theile redlich am Zustandekommen der Kirchengesetzgebung mitgewirkt. Das

Gesetz vom 25. Mai 1874 betr. die evangelische Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung und das Gesetz vom 3. Juni 1876 betr. die evangelische Kirchenverfassung entstammen seiner Feder, ebenso wie die Verordnung vom 2. Decbr. 1874 betr. Pfarrwahl. Bei der Berathung dieser Gesetze im Landtage war er als Commissar der Regierung hervorragend betheiligt; in gleicher Eigenschaft nahm er an den Verhandlungen der ersten außerordentlichen Generalsynode theil, in der die Generalsynodal-Ordnung vom 20. Januar 1876 berathen wurde, sowie an den Verhandlungen der außerordentlichen Synode des Consistorialbezirks Wiesbaden vom 6. bis 26. September 1876 betr. Einführung der neuen Kirchenverfassung in Nassau. Seinem Eintreten ist es zuzuschreiben, daß mancherlei liberale Bestimmungen in die Kirchengesetzgebung Eingang fanden. Er nahm sich dabei mit gleicher Energie des Selbstverwaltungsrechtes der kirchlichen Körperschaften wie der Wahrung des staatlichen Aufsichtsrechtes an. Seine Objectivität, die Klarheit und Eleganz seiner Sprache, verbunden mit seinem reichen Wissen und der Festigkeit seiner Ueberzeugung machten ihn im Landtage zu einem der beliebtesten Vertreter der Regierung und verschafften ihm aufmerksames Gehör. Wol waren seine Entgegnungen oft scharf im Inhalt und im Tone — vorsichtiges Abwägen äußerer Umstände war seine Art nicht —, doch wirkte er überzeugend, da man erkannte, daß es ihm nur um die Sache zu thun war, daß hier ein ganzer Mann von makellosem Charakter offen für das eintrat, was er als gut und richtig erkannt hatte. Wer ihn aber näher kannte, der wußte, ein wie warmes Herz er für seine Freunde hatte, welch kindlich reine, dem Idealen zugewandte Seele in diesem geistvollen Gelehrten, diesem pflichttreuen Beamten lebte, der seinen schwächlichen Körper, ohne an Schonung zu denken, in den Dienst seines Staates und seines Königs stellte, die er liebte.

Es war F. nicht beschieden, in den Justizdienst zurückzukehren. Noch im letzten Lebensjahre, als er bei der Durchberathung des Falk'schen Unterrichtsgesetz-Entwurfs betheiligt war, hatte er sich mit dieser Hoffnung getragen. Seine Ernennung zum Präsidenten des evangelischen Ober-Kirchenrathes, die im J. 1877 geplant war, schlug er aus. Der Tod durchkreuzte seine Pläne. Ein leichtes Lungenleiden, das ihn im Frühjahr 1878 befiel, enthüllte sich als Vorbote eines erneuten Anfalls seines alten Leidens. Die Nierenentartung war in ihr letztes Stadium getreten. Am 8. August verschied er, noch nicht sechzigjährig, doch nach einem Leben, das reich war an Arbeit und Erfolg. Seine Wittwe und vier Kinder überlebten ihn, eine erstgeborene Tochter und drei Söhne. Jene, Helene F., lebt z. Z. in Wernigerode a. Harz bei ihrem Manne, dem Generalmajor z. D. Westphal. Der älteste Sohn, Reinhart F., ist Oberlandesgerichtsrath in Hamm, der zweite, Paul, Hauptmann und Compagniechef bei der Unterofficierschule in Potsdam, der jüngste, Erich, ist Pfarrer in Frankfurt a. M.

Abegg, Nachruf für A. W. Foerster i. d. Jahrb. d. ges. deutschen jur. Litt. III, 1826, S. 368 ff.; — Derſ., im Jubiläumsprogr. d. Bresl. jur. Fak. z. 4. Aug. 1861, S. 19 f. (A. W. Foerster), S. 32 f. (Fr. Foerster). — Nadbyl, Chronik u. Stat. d. Univ. Breslau 1861, S. 39, 41, 58. — A. W. Foerster, Disput. inaug., Vrat. 23. Mai 1812, S. 12 f. — Fr. A. A. Foerster, Diss., Vrat. 23. Mai 1843, S. 43 f. — H. Kanngießer, Preuß. Jahrbücher XLII, 409 ff. — Rassow, in Gruchots Beiträgen XXII, S. XV ff. — Reichsanz. Nr. 185, 9. Aug. 1878. — National-Ztg. 8. Aug. 1878. — Post, 9. Aug. 1878. — Nordd. Allg. Ztg., 10. Aug. 1878. — Schles. Ztg. Nr. 369, 10. Aug. 1878. — Allg. Ztg. Nr. 223, 11. Aug. 1878, S. 3280. — Köln. Ztg. Nr. 222, 11. Aug. 1878. —

Ev. Gemeindebote und Ev.-Kirchl. Anz., Aug. 1878. — Besonders auch handschr. „Notizen aus meinem Leben" und andere Aufzeichnungen Foerster's, deren Benutzung mir von Frau Min.-Dir. Foerster in Berlin und Herrn O.-L.-G.-R. Foerster in Hamm freundlichst gestattet wurde. Diesem und Herrn Pfarrer Foerster in Frankfurt a. M. verdanke ich auch sonstige werthvolle Mittheilungen. — Acten der jur. Fak. zu Breslau.

Herbert Meyer.

Förster: Heinrich F., Fürstbischof von Breslau, geboren am 24. November 1799 zu Groß-Glogau, † am 20. October 1881 auf dem Schloß Johannisberg. Er besuchte von 1813 bis 1821 das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann Theologie in Breslau und empfing am 17. April 1825 die Priesterweihe. Seine erste Anstellung erhielt er im Mai desselben Jahres als Kaplan in Liegnitz; im Herbst 1828 wurde er Pfarrer in Landeshut. 1837 wurde er als Domcapitular und Domprediger nach Breslau berufen und am 11. October installirt. Als Domprediger wirkte er hier während der nächsten 13 Jahre außerordentlich segensreich und erlangte einen bedeutenden Ruf als Kanzelredner, insbesondere durch sein unerschrockenes Auftreten in den vierziger Jahren gegen den Rongeanismus, wie gegen die Revolutionsbewegung im Jahre 1848. Seine am 24. Sonntag nach Pfingsten des Jahres 1844 gehaltene Predigt über den Text: „Der Feind kommt, wenn die Leute schlafen" wurde in wenigen Monaten in zehn Auflagen gedruckt und in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, auch ins Polnische übersetzt. Die Breslauer theologische Facultät verlieh ihm in Anerkennung seiner Verdienste 1845 die theologische Doctorwürde. Dem Fürstbischof Melchior von Diepenbrock, der 1845 die Regierung der unter seinen beiden Vorgängern, dem unkirchlichen Sedlnitzky und dem zwar wohlmeinenden, aber altersschwachen Knauer, vielfach verwahrlosten und eben unter dem ersten Ansturm der religionsfeindlichen Bewegung des „Deutschkatholicismus" aufgeregten Diöcese übernahm, stand er bei seinem segensreichen und kraftvollen Wirken zur Herbeiführung besserer Zustände als treuer Berather zur Seite. 1848 wurde er als Vertreter des westfälischen Wahlkreises Ahaus-Steinfurt in das Frankfurter Parlament gewählt. Im October desselben Jahres sandte ihn der Fürstbischof als seinen Vertreter zu der Würzburger Versammlung des deutschen Episcopates. Im Jahre 1850 war er unter den für den bischöflichen Stuhl von Mainz in Aussicht genommenen Candidaten. Nach Diepenbrock's Tode († am 20. Januar 1853) wurde er am 19. Mai 1853 zum Fürstbischof von Breslau gewählt, am 12. September vom Papste präconisiert, am 18. October von dem Fürsterzbischof von Prag, Cardinal Fürsten Schwarzenberg, in der Cathedrale zu Breslau consecrirt. Nach langer gesegneter Wirksamkeit, und nachdem er eben noch am 17. April 1875 unter großer Antheilnahme der Katholiken seiner Diöcese sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum gefeiert hatte, sah er sich infolge der im sog. Culturkampf von der preußischen Regierung gegen ihn vorbereiteten Maßnahmen genöthigt, sich im Mai 1875 auf das fürstbischöfliche Schloß Johannisberg im österreichischen Antheil der Diöcese zurückzuziehen. Von hier aus leitete er fortan die Diöcese, auch nachdem der Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten in Berlin im Herbst des Jahres seine Amtsentsetzung ausgesprochen hatte, und starb hier im Exil. — Försters Predigten erschienen, abgesehen von verschiedenen Einzeldrucken, in folgenden Sammlungen im Druck: „Predigten auf die Sonntage des katholischen Kirchenjahres, gehalten in der Domkirche zu Breslau" (2 Bde., Breslau 1843; 5. Ausg. 1878); „Homilien auf die Sonntage des katholischen Kirchenjahres, gehalten in der Domkirche zu Breslau" (2 Bde., Breslau 1845—46; 4. Aufl. 1878); „Der Ruf der Kirche in die Gegenwart. Zeitpredigten, in der Domkirche zu Breslau gehalten"

(2 Bde., Breslau 1848—49; 4. Ausg. 1879); „Die christliche Familie. Fünf Predigten . . ." (4. Ausg. Breslau 1851; 6. Ausg. 1893). Die genannten drei zweibändigen Sammlungen, dazu „Die christliche Familie" als Anhang, sind auch unter gemeinsamem Titel als „Gesammelte Kanzelvorträge" zusammengestellt (6 Bde., 1848 ff.; 5. Aufl. 1879; 6. Aufl. 1900). Weiter erschien noch die letzte Sammlung: „Abschiedsgabe. Predigten auf die Sonn- und Festtage nebst Gelegenheitsreden" (2 Bde., Regensburg 1880); „Gesammelte Hirtenbriefe aus den 25 Jahren 1853—1878" (2 Bde., Regensburg 1880). Außerdem setzte er seinem Vorgänger Diepenbrock ein biographisches Denkmal: „Cardinal und Fürstbischof Melchior v. Diepenbrock. Ein Lebensbild" (Breslau 1859; 3. Aufl. Regensburg 1878).

Ad. Franz, Dr. Heinrich Förster, Fürstbischof von Breslau. Ein Lebensbild, den Katholiken der Diöcese zur Feier des 50jährigen Priesterjubiläums ihres Oberhirten gewidmet. Neisse 1875. Mit Porträt. — Derselbe, Nekrolog in der Literarischen Rundschau 1882, Nr. 1, Sp. 1—6. — A. Meer, Charakterbilder a. d. Clerus Schlesiens (Breslau 1884), S. 312—24. Lauchert.

Fortner: Georg F., Historienmaler, geboren am 30. October 1814 als der Sohn eines Eisenhändlers, wurde zum Kaufmannsstande bestimmt, fand aber trotz aller Hindernisse den Weg zur Akademie, wo Prof. Schlotthauer seinen Schützling, welcher für den Xylographen Heinrich Neuer gezeichnet und kleine religiöse Bilder gemalt hatte, an Heinrich Heß empfahl. Dieser übertrug an F. die Herstellung vieler Glasfenster-Cartons für Köln, Regensburg, Basel, Glasgow, Dublin und Oxford, für die Pfarrkirche zu Burgdorf in Bern u. s. w. Inzwischen lieferte F. allerlei Compositionen zu den Nibelungen (Hagen und die Meermaide) und zur biblischen Geschichte, darunter ein „Jesus im Tempel bei den Schriftgelehrten" (lithographirt von Schreiner). Seine beste und originellste Arbeit bildeten die vierzehn „Kreuzwegstationen" in der die Münchener Ludwigskirche umschließenden Gartenanlage. F. malte diese seine Compositionen 1846 ff. in Stereochromie auf Steinplatten, welche jedoch sehr bald durch klimatische Einflüsse beschädigt, von Karl Baumeister restaurirt und später durch Max Fürst völlig erneuert werden mußten. Mit Michael Heil und Andreas Müller zeichnete G. Fortner eine Serie von 72 Blättern „Christkatholische Bilder" für das Xylographische Institut von Braun und Schneider; seine Compositionen zu den „Acht Seligkeiten" wurden von Joh. Kracker (Regensburg) gestochen. Als tüchtiger Freskotier bethätigte sich F. mit drei Bildern in der historischen Galerie des Münchener National-Museums (vgl. C. v. Spruner, Wandbilder. 1868, S. 322—33) und als Oelmaler mit einer „Flucht nach Aegypten" (1855 lithogr. von Schreiner) und einer „Rückkehr von der Grablegung" (1867). Als Einladung zum Stiftungsfest des Münchner Künstler-Vereins radirte F. 1846 ein originelles, heiteres Blatt. F. starb am 27. Juli 1879 zu München.

Vgl. Lützow's Zeitschrift 1874. X, 610. — Kunst-Vereinsbericht f. 1879, S. 73. — „Europa" 1879, S. 1624 u. 25. — Singer 1895. I, 463. — Fr. v. Böttticher, Malerwerke 1895. I, 319.

Hyac. Holland.

Fraas: Oskar von F., Naturforscher, wurde am 17. Januar 1824 zu Lorch am Fuße des Hohenstaufen in Württemberg als Sohn eines Pfarrers geboren. Nachdem er den ersten Unterricht im elterlichen Hause empfangen hatte, bezog er die Lateinschule zu Göppingen. Obwohl er sich seit früher Jugend zu den Naturwissenschaften hingezogen fühlte, beschloß er, dem Wunsche seines Vaters folgend, den geistlichen Beruf zu ergreifen. Nachdem er das in Württemberg übliche Landexamen bestanden hatte, besuchte er zunächst das

niedere Seminar in Blaubeuren und dann das theologische Stift in Tübingen. Schon als Schüler und noch mehr als Student widmete er alle freien Stunden seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien. Besonders sammelte er Pflanzen und Versteinerungen. In Tübingen hörte er neben seinen theologischen Lehrern namentlich die Vorlesungen Friedrich August Quenstedt's, des Professors der Mineralogie, Geologie und Paläontologie, der ihn für diese Wissenschaften begeisterte und bald auch in ein freundschaftliches Verhältniß zu ihm trat. Q. regte seinen Schüler namentlich zu krystallographischen Untersuchungen, sowie zu Studien über die schwäbischen Sedimentformationen und die darin vorkommenden Fossilien an. Wie schnell sich F. in diese Gebiete einarbeitete, beweist die Thatsache, daß er bereits 1845 durch eine geognostische Aufnahme der Umgegend von Tübingen einen Preis der philosophischen Facultät davontrug. Besonders lehrreich waren ihm verschiedene, gemeinsam mit seinem Lehrer ausgeführte größere Excursionen, die ihn bis in die Alpen, nach Oberitalien und Südfrankreich führten. Nachdem er die theologische Prüfung bestanden hatte, war er zunächst bei seinem Vater, damals Decan in Balingen, als Vicar thätig. 1847 hielt er sich in Paris auf, um die école des mines zur Fortsetzung seiner Studien zu besuchen. Im Anschluß daran unternahm er eine wissenschaftliche Wanderung durch die Normandie und das südliche England. Als Frucht dieser Reise erschien 1850 im Jahrbuch der Mineralogie seine erste literarische Arbeit, der „Versuch einer Vergleichung des deutschen Juras mit dem französischen und englischen". Seit 1848 wirkte er als Pfarrvicar in Leutkirch, von 1850—54 als Pfarrer in Lauffen an der Eyach. Hier gründete er einen Hausstand und sah bald eine zahlreiche Familie um sich. Da die Umgebung seines Wohnortes reich an Versteinerungen ist, legte er nicht nur selbst eine wertvolle Sammlung an, sondern lehrte auch seine wenig bemittelten Gemeindeglieder, wie sie sich aus Steinen Brot schaffen könnten, indem er ihnen ergiebige Fundörter zeigte und sie anwies, wie man dieselben zweckmäßig ausbeuten müsse. Um die gesammelten Gegenstände im Interesse seiner Pfarrkinder bestmöglich zu verwerthen, reinigte, bestimmte und ordnete er sie und richtete in seinem weitläufigen Pfarrhause ein Musterlager ein, das bald ein Anziehungspunkt für Sammler und Forscher aus nah und fern wurde und aus dem selbst große öffentliche Museen ihren Bedarf an schwäbischen Jurafossilien für einen sehr mäßigen Preis bezogen. Durch diese gemeinnützige und für die Wissenschaft höchst ersprießliche Thätigkeit wurde der Name des Lauffener Pfarrers bald nicht nur in den Kreisen der Geologen, sondern auch im ganzen Württemberger Lande bekannt. Als daher 1854 die allerdings sehr bescheiden dotierte Stelle eines wissenschaftlichen Hülfsarbeiters für die geologischen, paläontologischen und mineralogischen Abteilungen im Kgl. Naturaliencabinet in Stuttgart frei wurde, bot man ihm dieses Amt an. Da ihn die Aussicht, ganz seinen Neigungen leben und seiner Wissenschaft weit intensiver als bisher nützen zu können, mächtig anzog, folgte er gern dem ehrenvollen Rufe und wurde so aus einem Theologen ein Geolog. In seinem neuen Wirkungskreise war er volle 40 Jahre hindurch thätig. Er lebte sich rasch in die neuen Verhältnisse ein und entwickelte sich infolge seines ausgezeichneten Gedächtnisses und seiner bewunderungswürdigen Arbeitskraft allmählich neben Quenstedt zum besten und gründlichsten Kenner der geologischen Verhältnisse Württembergs. Bereits 1856 wurde er zum Conservator ernannt und durch den Professortitel ausgezeichnet. Besondere Aufmerksamkeit wendete er der vaterländischen Abtheilung des Museums zu. Um sie dem Ideale möglichster Vollständigkeit nahe zu bringen, wanderte er unermüdlich sammelnd im Lande umher, so daß er bald eine der volksthümlichsten Persönlichkeiten

Schwabens wurde und unter dem Namen Steiner-Fraas oder Höhlen-Fraas selbst in den abgelegensten Dörfern der Rauhen Alb bekannt war. Seine Bemühungen beschränkten sich nicht auf das geologische Gebiet, sondern sie erstreckten sich auch auf das paläontologische und anthropologische. Er durchforschte zahlreiche Höhlen nach Knochenresten, von denen er für das Museum viele tausende erwarb und mit scharfem Blick und wachsender Sicherheit bestimmte. Seine Specialitäten auf diesem Gebiete waren tertiäre und diluviale Säugethiere, Wirbelthiere aus dem Jura und Reptilien aus der Trias. Am ergebnißreichsten erwiesen sich seine 1861 vorgenommenen Ausgrabungen am Hohlenstein im Jagstkreise, sowie die in den siebziger Jahren veranstalteten am Hohlenfels und in der Ofnet im Ries. Ebenso deckte er viele vorgeschichtliche Siedelungen und Gräber auf, so 1867 an der Schussenquelle eine höchst interessante paläolithische Niederlassung aus der Rentierzeit, später die altgermanischen Hügelgräber im Ludwigsburger Fürstenhügel und die alte heidnische Opferstätte auf dem Lochenstein. Auch ins Ausland unternahm er mehrere Studienreisen, deren Ergebnisse nicht nur der ihm anvertrauten Sammlung, sondern auch der Wissenschaft im allgemeinen zu gute kamen. 1865 und 1866 durchzog er Aegypten, die Sinaihalbinsel und Palästina. 1875 folgte er einer Einladung Rustem Pascha's, des Generalgouverneurs von Syrien, um als erster europäischer Gelehrter eine geologische Untersuchung des in dieser Hinsicht damals noch nahezu unbekannten Libanon zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er in den Höhlen des Wadi Djauz und am Nahr el Kelb höchst merkwürdige vorgeschichtliche Reste. 1882 endlich bereiste er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Eberhard, der später sein Nachfolger im Amte wurde, Südfrankreich und Spanien. 1891 wurde er zum ersten Vorstand der Stuttgarter Naturaliensammlung ernannt. Drei Jahre später, nachdem er seinen 70. Geburtstag und sein 40jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, trat er in den wohlverdienten Ruhestand. In Anerkennung seiner vielseitigen und reichgesegneten Wirksamkeit wurde er bei dieser Gelegenheit in den Adelstand erhoben, und die naturwissenschaftliche Facultät der Tübinger Universität überreichte ihm ihr Ehrendoctordiplom. Den Rest seines Lebens verbrachte er in beschaulicher Ruhe in seinem durch Natur und Kunst verschönten Landhause nahe bei Stuttgart. Hier ereilte ihn am 22. November 1897 ein sanfter Tod.

F. war ein ungemein vielseitig begabter Mann von nie ermüdendem Fleiß, ungewöhnlicher Arbeitskraft, klarem Blick und sicherem Urteil, dazu stets bereit, sein Wissen und Können in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Deshalb wurde er vielfach in Ehrenämter und Vertrauensstellungen berufen. So wirkte er lange Jahre als Mitglied der Commission zur Herstellung eines geognostischen Atlasses von Württemberg, als Berather des Ausschusses für die Verwaltung der staatlichen Sammlungen vaterländischer Kunst- und Alterthumsdenkmale, als geognostischer Sachverständiger der württembergischen Eisenbahnbauverwaltung, sowie auch als Stadtverordneter. In politischer Hinsicht stand er der deutschen Partei nahe. Viele gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften wählten ihn in den Vorstand oder zum Ehrenmitglied, so die Deutsche anthropologische Gesellschaft, die Leopoldino-Carolinische Akademie der Naturforscher, der Württembergische anthropologische Verein, der Verein für vaterländische Naturkunde, der Württembergische Weinbauverein und der Stuttgarter Gewerbeverein. Auch an Orden und sonstigen Auszeichnungen fehlte es ihm nicht.

Als Schriftsteller verstand er es, die Ergebnisse seiner Studien in all-

gemein verständlicher und geschmackvoller Form darzustellen, ohne auf Gründlichkeit zu verzichten. Die wichtigsten unter seinen größeren Werken beschäftigen sich mit seiner württembergischen Heimath, so: „Die nutzbaren Mineralien Württembergs" (1860), „Die geognostische Sammlung Württembergs" (1869), „Die Fauna von Steinheim" (1870), „Die Albwasserversorgung im Königreich Württemberg" (1873), eine Monographie über die gepanzerte Vogeleidechse Aetosaurus ferratus (1877), „Württembergs Eisenbahnen mit Land und Leuten an der Bahn" (1880), die geognostische Beschreibung von Württemberg, Baden und Hohenzollern (1882) und die geognostische Profilirung der württembergischen Eisenbahnlinien (1883—85). Auch bearbeitete er theils allein, theils gemeinsam mit Bach, Deffner und Hildenbrand 16 Sectionen der geognostischen Specialkarte von Württemberg im Maßstab von 1: 50000 sammt den zugehörigen Begleitworten und die geognostische Wandkarte von Württemberg, Baden und Hohenzollern in 4 Blättern im Maßstabe von 1: 280000 (1882). Ebenso übernahm er den geognostischen Abschnitt in der vom Kgl. statistisch-topographischen Bureau herausgegebenen Beschreibung und Geschichte des Hohentwiel (1879). Einige andere seiner Schriften beschäftigen sich mit allgemeiner Geologie, so „Vor der Sündflut, eine populäre Geschichte der Urwelt" (1864) und die geologischen Wandtafeln (1871). Drei weitere enthalten Reiseerinnerungen: „Aus dem Orient" (I: 1867, II: 1878), „3 Monate am Libanon" (1876) und „Reisebriefe aus dem Süden" (1883). Außerhalb seines eigentlichen Arbeitsgebietes liegt eine historische Untersuchung über die Nördlinger Schlacht am 27. August 1634 (1869). Außer diesen größeren Werken hat er seit 1850 eine große Zahl von Abhandlungen geologischen, paläontologischen und anthropologischen Inhalts in verschiedenen Fachzeitschriften, namentlich im Neuen Jahrbuch für Mineralogie, in der Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft, in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, in den Beiträgen zur Naturgeschichte der Vorwelt, im Archiv für Anthropologie und im Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie veröffentlicht.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XI (1889), S. 43 ff. (mit Bild). — Leopoldina XXXIV (1898), S. 13—18, mit Bibliographie (E. Fraas). — Biographisches Jahrbuch II (1898), S. 146—148 (R. Krauß).

Viktor Hantzsch.

Frähn: Christian Martin Joachim F., Orientalist und Numismatiker, geboren am 4. Juni 1782 zu Rostock, † am 28. August 1851 zu St. Petersburg. F. besuchte die Große Stadtschule in Rostock bis Ostern 1800 und studirte danach drei Jahre lang auf der dortigen Universität Theologie und orientalische Sprachen, letztere unter dem berühmten Ol. Gerh. Tychsen, der ihn für dieselben so einzunehmen wußte, daß er ihrem Studium noch ein Semester in Göttingen sowie ein weiteres unter Schnurrer in Tübingen widmete. Von hier begab er sich in die Schweiz, wo er anfangs am Pestalozzi'schen Institute zu Burgdorf, später in Aubonne als Lehrer thätig war. Im J. 1804 veröffentlichte er als erste Probe seines Könnens: „Aegyptus auctore Ibn al-Vardi, ex apographo Escorialensi una cum lectionibus variis e codice Dresdensi ed. vert. not. illustravit F.", wofür ihn die philosophische Facultät der Rostocker Universität am 6. Mai 1805 zum Magister in absentia promovirte. Bald darauf kehrte er in seine Vaterstadt zurück und habilitirte sich daselbst im Herbste 1806; seine Dissertatio pro venia legendi galt der Erklärung des Propheten Nahum unter Zuhülfenahme des Arabischen („Curarum exegetico-criticarum in Nahumum prophetam specimen." 1807), seine Vorlesungen betrafen arabische Grammatik und mohammedanische Münzenkunde nach O. G.

Tychsen, auch erklärte er öffentlich einige der kleinen Propheten. Doch sollte er seiner Heimath bald entzogen werden: schon im folgenden Jahre erhielt er auf Tychsen's Empfehlung die Professur der orientalischen Litteratur zu Kasan mit dem Charakter eines russischen Hofrathes. Hier gab er im J. 1808 in arabischer Sprache eine Beschreibung von 8 semanidischen und 9 buidischen Münzen mit voraufgehender chronologischer Uebersicht über die betr. Fürsten heraus, eine Arbeit, die 1816 von seinem Landsmanne und Fachgenossen Franz Erdmann ins Lateinische übersetzt wurde („Syntagma de drachmis aliquot Semanidicis et Buidicis maximam partem ad hunc diem ignotis"). Im J. 1810 bemühte man sich vergeblich, F. zur Uebernahme einer theologischen Professur an der Rostocker Universität zu bewegen. Als aber Tychsen gestorben war, schlug er den Ruf, den die mecklenburgische Regierung wiederum an ihn ergehen ließ, nicht aus, sondern sagte den Antritt der Rostocker Professur der orientalischen Sprachen für den Sommer 1817 zu. Er reiste auch wirklich von Kasan ab, wohin ihm ein Reisegeld von 80 Friedrichsdor geschickt worden war, ließ sich jedoch in St. Petersburg dazu bestimmen, vor seiner Weiterreise noch ein Verzeichniß der orientalischen Münzen, welche die dortige Akademie der Wissenschaften besaß, aufzunehmen. Nachdem ihm zu dieser Arbeit von der mecklenburgischen Regierung mehrmals Urlaub bewilligt worden war, wußte ihn schließlich der Kaiser von Rußland seinem Reiche zu erhalten: derselbe ernannte F. zum ordentlichen Mitglied und Oberbibliothekar der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg sowie zum Director des dazu gehörigen Asiatischen Museums und zum Ehrenbibliothekar der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek mit dem Charakter eines Collegienrathes, und der so Ausgezeichnete erklärte in einem Schreiben vom 30. Mai 1818, unter solchen Umständen dem Rufe nach Rostock nicht Folge leisten zu können (Eschenbach's Rostocksche akademische Nachrichten, Bd. VIII). Daß sich die mecklenburgische Landesuniversität durch diese Absage nicht sowohl verletzt, als vielmehr durch die ihrem Schüler zu theil gewordene Anerkennung geehrt fühlte, bewies sie bald, indem sie ihm im folgenden Jahre bei der Feier ihres 400jährigen Bestehens die Würde eines Ehrendoctors der Theologie verlieh. Auch der Kaiser von Rußland zeichnete den rastlos thätigen Gelehrten weiter durch Verleihung hoher Orden und im J. 1829 durch Ernennung zum Wirklichen Staatsrathe mit dem Prädicate „Excellenz" aus. Im Sommer 1835 stattete F. seiner Heimath einen Besuch ab und weilte längere Zeit im Doberaner Seebade (Freimüthiges Abendblatt 1835, Nr. 872). Er starb in St. Petersburg am 28. August 1851, wie Oettinger's „Moniteur des Dates" richtig angibt; der von einigen als Sterbetag genannte 16. August ist das entsprechende Datum des in Rußland gebräuchlichen Julianischen Kalenders.

F. galt für den gründlichsten arabischen Paläographen, für den größten orientalischen Münzenkenner seiner Zeit. Er war der Begründer eines ausgiebigen Studiums der orientalischen Sprachen in Rußland und einer der glücklichsten Bearbeiter der mohammedanischen sowie der ältesten russischen Geschichte (A. T. Hartmann in seiner Biographie O. G. Tychsen's II, 2, S. 23 u. 86, sowie in Brockhaus' Conversationslexikon der neuesten Zeit u. Litt. in 4 Bänden, 1832 s. v.). Von seinen Schriften sind noch folgende erwähnenswerth: „De Arabicorum etiam auctorum libris vulgatis crisi poscentibus emaculari, exemplo posito historiae Saracenicae Elmacini", 1815; „De numorum Bulgharicorum fonte antiquissimo libri II", 1816; „Der Kur'an mit neuen arabischen Typen gedruckt und mit Randglossen versehen", 1817; „Die Chospoen-Münzen der früheren arabischen Chalifen, eine Ehrenrettung des Arabers Makrisy", 1822; „Numi Kufici selecti", 1823; „Ibn Foszlans und

anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. Text und Uebersetzung mit Anmerkungen", 1824; „De musei Sprewitziani Mosqoviae aliquot numis Kuficis antehac ineditis, qui Chersonesi humo eruti esse dicuntur, commentationes II, plura eaedem ut numismaticae ita geographiae et historiae Asiaticae capita obscuriora illustrantes", 1825; „Recensio numorum Muhamedanorum academiae imperialis scientiarum Petropolitanae", 1826; „Die Münzen der Chane vom Ulus Dschutschis oder von der goldenen Horde, nebst denen verschiedener anderer muhamedanischer Dynastien", 1832; „Die ältesten arabischen Nachrichten über die Wolga-Bulgharen", 1832; „Ueber alte südsibirische Gräberfunde mit Inschriften von gewissem Datum", 1837; „Sammlung kleiner Abhandlungen, die muhamedanische Numismatik betreffend", 2 Theile, 1839 u. 1844; „Topographische Uebersicht der Ausgrabungen von altem arabischen Gelde in Rußland, nebst chronologischer und geographischer Bestimmung des Inhaltes der verschiedenen Funde", 1841. Nach seinem Tode gab B. Dorn heraus: „Fraehnii opusculorum postumorum Pars I., imagine beati ornata: Nova supplementa ad Recensionem numorum Muhamedanorum acad. imp. sc. Petrop. additamentis editoris aucta; subjunctis ejusdem de Fraehnii vita, operibus impressis et bibliotheca relationibus", 1855; Pars II.: „Adnotationes in varia opera numismatica", 1877. Frähn's Briefwechsel mit O. G. Tychsen aus den Jahren 1807—1815, der sich besonders auf orientalische Münzen bezieht, bewahrt die Rostocker Universitätsbibliothek.

Heinrich Klenz.

Franck: Jakob F., Subrector, wurde am 18. Februar 1811 zu Wachenheim an der Hart als der Sohn eines Winzers geboren. Er besuchte die Lateinschule im nahen Dürkheim, dann das Gymnasium zu Zweibrücken und studirte hierauf Theologie an den Universitäten Erlangen und Utrecht. Eine Zeitlang war er Hauslehrer in Waldfischbach und zugleich Hülfsgeistlicher in einem benachbarten Dorfe. An Theologen war damals kein Mangel in der Pfalz, wol aber an Philologen, und so wandte sich F., der ein guter Gymnasialschüler war, dem Gymnasiallehramte zu und wurde 1837 zum Studienlehrer an der neu errichteten Lateinschule zu Annweiler in den pfälzischen Vogesen ernannt, zu dessen Subrector er 1845 befördert wurde. An der politischen Bewegung der Jahre 1848/49 nahm er bei seinem lebhaften Temperament und seinem flammenden Patriotismus den eifrigsten Antheil, ohne jedoch mit den Gesetzen in Conflict zu kommen, so daß er in der darauffolgenden Reactionszeit zwar manches zu erdulden hatte, aber doch nicht gerichtlich belangt werden konnte. Seine warme Liebe zum deutschen Vaterlande — bei festlichen Gelegenheiten verlieh er gerne seinen patriotischen Gedanken beredten Ausdruck; freute es ihn doch ungemein, als 1870/71 der Traum seiner Jugend, die Einigung des deutschen Vaterlandes, endlich verwirklicht ward — wurde bestärkt durch seine Beschäftigung mit unserer inhaltreichen deutschen Vorzeit, er pflegte die germanistischen Studien in hervorragender Weise und sammelte sich einen großen Schatz an Kenntnissen auf diesem Gebiete. Ueber das deutsche Sprichwort hat er Specialstudien gemacht, die sein Freund Wander, dessen bedeutendster Mitarbeiter er war, für sein großes „Deutsches Sprüchwörterlexikon" benützte. Die Geschichte des deutschen Buchhandels kannte er wie kein anderer. Um sein umfassendes und gründliches Wissen auf dem Gebiete der deutschen Litteratur anzuerkennen, ernannte ihn das freie deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. zu seinem „Meister". Sein wissenschaftliches Streben fand 1871 auch von seiten der königlichen Regierung Anerkennung durch seine Berufung zum Vorstande der Lateinschule Landau, und als diese Anstalt 1872 zu einem vollständigen Gymnasium erweitert wurde, erhielt er 1874 das Subrectorat der Lateinschule

Edenkoben, an der er bis 1877 wirkte, in welchem Jahre er nach vollendetem vierzigsten Dienstjahre in den verdienten Ruhestand trat. Noch sieben Jahre des Lebens waren ihm beschieden, die er aufs fleißigste im Dienste der Wissenschaft ausnützte; er war insbesondere einer der fleißigsten Mitarbeiter der „Allgemeinen Deutschen Biographie", mehr als hundert verdienten Männern hat er in dieser ihrer würdige Denkmäler gesetzt, er arbeitete mit großer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit; herausheben dürfen wir wol die Biographieen des pfälzischen Historikers Lehmann, des Nürnberger Dichters Ayrer, des Zweibrückner Theologen Pantaleon Candidus (Weiß), des Speierer Buchdruckers Drach, des Speierer Juristen Eisenhart, der badischen Markgräfin Elisabeth, des Wetzlarer Reichsgerichtsrathes Eyben, des Leipziger Universitätsrectors Fabri de Werdea, des Göttinger Universitätsprofessors Feuerlein, des bekannten Schriftstellers Hackländer († 1877). Mit hervorragenden Gelehrten stand er in freundschaftlichem Verkehr, so besonders mit den Universitätsprofessoren Wattenbach und Bartsch in Heidelberg, auf deren Veranlassung er 1873 im Alter von mehr als 60 Jahren zum Ehrendoctor der Universität Heidelberg promovirt wurde. Er war Mitarbeiter des „Pfälzischen Museums" (Monatsschrift für Pfälzische Litteratur und Kunst, Geschichte und Volkskunde), noch kurz vor seinem Tode schrieb er für dieses „Markwald von Annweiler, Reichstruchseß und kaiserlicher Lehensherr in Italien unter Heinrich VI.", dann des „Serapeum", von Herrig's Archiv u. a. Zeitschriften. Den gedruckten Jahresberichten der Lateinschulen Landau und Edenkoben gab er gehaltreiche Abhandlungen bei, die von seinen gründlichen Kenntnissen auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung Zeugniß ablegten. Er hatte Materialien für eine urkundliche Geschichte der lateinischen Rathsschule in Landau gesammelt, kam aber nicht mehr zur Herausgabe derselben, ebenso leider auch nicht zur Herausgabe der „Quellenkunde des deutschen Sprichworts", für die er mehr als 20 Jahre gesammelt hatte und die nach Wander's Ausspruch ein Werk deutscher Gründlichkeit und Ausdauer geworden wäre, wie demselben schwerlich ein anderes Volk ein ähnliches hätte zur Seite stellen können (das reiche Material ging nach Franck's Tode an Professor Dr. Steiff in Stuttgart über). Dabei war F. ein großer Naturfreund und hat eine überaus reiche Insectensammlung angelegt, die nach seinem Tode theilweise in den Besitz eines früheren Schülers des Progymnasiums Edenkoben, des jetzigen Dr. Stadtmüller in New York, überging. F. war ein überaus thätiger Mann, der für alles Schöne und Wahre begeistert war, ein echter Pfälzer und deutscher Patriot. Seine ganze freie Zeit widmete er der Wissenschaft und bedauerte gar oft die Kürze des menschlichen Lebens. Unter seinen Standesgenossen in Baiern gehörte er jedenfalls zu den kenntnißreichsten. Er starb am 17. September 1884 nach kurzem Leiden; er war fast nie krank gewesen und hatte deshalb trotz seines anstrengenden Berufes so vieles für die Pflege der Wissenschaft thun können.

Gedruckte Jahresberichte über die k. Lateinschule zu Edenkoben für die Schuljahre 1877/78, 1884/85, 1885/86. — Pfälzische Lehrerzeitung von 1885, Nr. 40. — Pfälzisches Museum von 1884, Nr. 10.

J. J. H. Schmitt.

Franck: Moriz Ritter von F., Parlamentarier, Bürgermeister von Graz, geboren zu Wien am 26. September 1814, trat jung in das k. k. Heer, in dem er zum Lieutenant und Oberlieutenant avancirte, er schied jedoch bald aus demselben, übersiedelte 1840 von Niederösterreich nach Steiermark und kaufte sich hier die Herrschaft Finkenegg bei Wildon südlich von Graz an. Als Ritter und landtäflicher Gutsbesitzer bewarb er sich 1843 um die Aufnahme in die Reihe der Stände des Herzogthums Steiermark und demgemäß

in den Landtag der Provinz. Nachdem er seine Abstammung von Johann Jakob Franck, der von der Kaiserin Maria Theresia am 17. Juli 1773 in den Ritterstand erhoben und in das Consortium des niederösterreichischen Ritterstandes aufgenommen worden, nachgewiesen hatte, und da er auch alle anderen statutenmäßigen Eigenschaften besaß, wurde ihm das steiermärkische Incolat sammt den damit verbundenen Prägorativen verliehen, d. h. er wurde Mitglied des steiermärkisch-ständischen Landtages und zwar in der Gruppe des Ritterstandes. Gerade damals erwachte der steiermärkische Ständelandtag nach mehr als 200jährigem politischem Schlafe zu frischerem Leben; aus intelligenten, den höheren Kreisen der Bevölkerung angehörigen Männern bildete sich eine Partei, welche sich der staatsrechtlichen Bedeutung des Landtages wieder erinnerte und es kam in der Landstube zu Graz zu Verhandlungen und Beschlüssen, welche von der Erkenntniß der Nothwendigkeit von Reformen im Staatsleben Zeugniß geben, ja auch von Opposition gegen die Regierung getragen sind. Der Reihe dieser Männer gesellte sich schon von Anfang an F. zu. Seine hervorragende Geistes- und Arbeitskraft fand rasch Anerkennung; schon 1846 wurde er von dem Landtage zum Ausschußrath des steiermärkischen Ritterstandes gewählt und gelangte dadurch in jene Körperschaft, welche den permanenten kleinen Landtag bildete und im Namen des großen Landtages, wenn dieser nicht versammelt war, verhandelte und beschloß.

Zum ersten Male ergriff F. im Landtage das Wort, als es sich (22. April 1847) darum handelte, den Ansprüchen Ungarns auf Abtretung der steirischen Gemeinden Oberwaldbauern und Sinnersdorf entgegenzutreten und hielt eine glänzende, von patriotischem Geiste durchwehte Rede, welche den gesammten Landtag derart ergriff, daß sich alle Mitglieder von ihren Sitzen erhoben, um seinem Antrage — Protest an den Kaiser gegen die Ansprüche Ungarns — einhellig zuzustimmen. — In der Sitzung vom 3. Jänner 1848 unterstützte F. durch eine große Rede den Antrag des ständischen Ausschusses auf Erbauung einer Eisenbahn von Bruck an der Mur nach Salzburg, eine Linie, welche allerdings erst viele Jahre später zu Stande kam. — In der bedeutungsvollen Frage der Ablösung der Grundlasten (Zehent, Robot, Laudemium u. s. w.), welche schon 1846 den steirischen Landtag beschäftigte, trat F. für das gegenseitige Provocationsrecht (das Recht sowol der Herrschaften als der Unterthanen, die Ablösung der Grundlasten zu fordern) ein. Als die ersten Nachrichten von dem Ausbruche der Märzrevolution 1848 in Wien nach Graz gelangten, stellte F. in der Sitzung vom 18. März den Antrag, der alte ständische Landtag, der nur aus den drei privilegirten Ständen (dem hohen Adel, dem Ritterstande, den Prälaten) und einer schwachen Vertretung des Bürgerstandes bestand, solle selbst, wenigstens provisorisch eine erweiterte Repräsentation schaffen, wonach in derselben der Bürger- und der Bauernstand eine ausgiebige Vertretung erhalten solle. Diese Anregung Franck's war in der That die Veranlassung, daß der ständische Landtag in den folgenden Sitzungen beschloß, einen provisorischen Landtag einzuberufen, welcher aus 90 Abgeordneten, und zwar 3 des Prälatenstandes, 17 des Herren- und Ritterstandes, 10 der nichtlandständischen Gutsbesitzer, aus 30 Vertretern der Intelligenz, der Industrie und der bürgerlichen Gemeinden und aus 30 Abgeordneten des Bauernstandes gebildet war. An den Vorarbeiten für diesen Landtag, als Mitglied eines Comités zur Abfassung eines Entwurfes für eine Gemeindeordnung nahm F. regen Antheil.

Diesem provisorischen Landtage jedoch, der für den 13. Juni 1848 einberufen wurde, gehörte F. nicht an, denn er war bereits am 3. Mai von dem Bezirke Wildon zum Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung zu

Frankfurt a. M. gewählt worden und hatte sich sogleich in die alte Kaiserstadt begeben.

Nachdem er von dort zurückgekehrt war, hatte bereits 1849 die Reaction gegen die freiheitlichen Bewegungen begonnen und verstärkte sich von Jahr zu Jahr. F. sowol, als die ihm befreundeten bedeutendsten Männer der Steiermark Graf Gleispach, Moriz v. Kaiserfeld, Dr. Karl Rechbauer, Anton Alexander Graf Auersperg (Anastasius Grün), Dr. Karl v. Stremayr zogen sich in die Stille des Privatlebens zurück, hoffend, daß das durch den Hochadel und Clerus geforderte und geförderte absolutistische Regiment mit ausgesprochen clericaler Färbung nicht allzu lange werde währen können, daß es an sich selbst werde zu Grunde gehen und daß die Zeit kommen werde, in der die Patrioten altliberaler Gesinnung wieder werden benöthigt und gesucht werden. Und das war auch der Fall, nachdem durch den Sturz des Ministeriums Bach der erste Anlaß gegeben war, den alten Kaiserstaat in constitutionelle Bahnen zu lenken. Dies erfolgte durch das Patent vom 20. October 1860, noch mehr aber durch die Verfassungsurkunde vom 26. Februar 1861 und durch die gleichzeitig erschienenen Landesordnungen für die einzelnen Provinzen.

Jetzt war wieder die Zeit für das Auftreten dieser Männer und so auch Franck's auf dem Felde des politischen Lebens gekommen. Er wurde auch schon bei den ersten Wahlen für den Landtag nach der Landesordnung von 1861 vom Landgemeindebezirke Leibnitz gewählt, für 1867—1869 wiedergewählt und war 1870 Vertreter der Vorstädte der Landeshauptstadt Graz im steiermärkischen Landtage. In demselben nahm er an allen wichtigen Verhandlungen tiefeingreifenden Antheil.

Mit der Wiederherstellung der Rechtsordnung im Staate nach den Jahren der wüsten Reaction trat das Gemeindegesetz vom 17. März 1849, das in seinen wichtigsten die autonome Stellung der Gemeinden betreffenden Bestimmungen durch 10 Jahre war suspendirt gewesen, wieder in Kraft und Graz erhielt ein eigenes Gemeindestatut. Nach diesem wählten die wahlberechtigten Bewohner der Stadt den Gemeinderath und dieser aus seiner Mitte den Bürgermeister. Diese Wahl traf am 17. März 1861 F., er war also der erste freigewählte Bürgermeister von Graz, zunächst für drei Jahre, bis Mai 1864, erklärte eine Wiederwahl nicht wieder annehmen zu wollen und ließ sich dem allgemeinen Wunsche seiner Mitbürger folgend erst nach Ablauf einer Wahlperiode und zwar für die Zeit vom 4. Jänner 1867 bis 10. Mai 1870 wieder zum Bürgermeister wählen. Seine Verwaltung der Stadt Graz war eine geradezu glänzende, der Gemeinderath, an dessen Spitze er stand, zählte die angesehensten Bürger der Stadt in sich, genoß daher allgemeines Ansehen. Franck's klarer, praktischer Blick und sein fester Wille gaben in großen Fragen zumeist den Ausschlag. Durch seine Initiative und unter seiner Leitung wurde das Bürgerspital (Versorgungshaus für verarmte Bürger und Bürgerinnen) bedeutend erweitert, der Ausgleich der Gemeinde mit dem Stadtarmenvereine (eine schwierige wirthschaftliche und Rechtsfrage) getroffen und vor allem der herrliche Stadtpark, eine prächtige Zierde der Stadt, durch einen ungemein rasch durchgeführten, außerordentlich billigen Vergleich mit dem Militärärar gegründet. 1871 trat F. in die Stille des Privatlebens zurück, nahm an öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil mehr. Er widmete seine Kräfte nur noch dem Stadtverschönerungsvereine, als dessen Obmann er seine Lieblingsschöpfung, den Stadtpark, unabläßig verschönern und erweitern ließ, und dem großen ungemein wohlthätig wirkenden Geldinstitute, der steiermärkischen Sparkasse, als deren Vicepräsident; seiner Anregung ist es zu danken, daß diese Anstalt Stipendien für arme brave Dienstboten stiftete.

Ihm zu Ehren widmete dieselbe Anstalt, zur Feier seines 80. Geburtstages, am 26. September 1894 aus dem Reservefonds ein Capital von 25000 fl. zur bleibenden Erhaltung des Stadtparks.

Stets dankbar erwiesen sich ihm seine Mitbürger. Schon am 10. April 1864 wurde er von dem Gemeinderathe zum Ehrenbürger der Landeshauptstadt Graz erwählt, ihm zu Ehren wurde im Stadtpark eine Eiche gepflanzt, die „Franck-Eiche", wie die Inschrift daneben zeigt, und bald nach seinem Tode — er starb am 7. September 1895 — schritt man zur Errichtung einer Statue Franck's, welche 1900 im Stadtparke fertiggestellt und unter allgemeiner Theilnahme enthüllt wurde.

Ilwof, Moriz Ritter von Franck, als Mitglied des steiermärkisch-ständischen Landtages von 1843—1848. (Grazer Tagespost, 1896, Nr. 98, 99, 100.) — Grazer Tagespost, 1895, Nr. 247. — Ilwof, Der provisorische Landtag des Herzogthums Steiermark im Jahre 1848, Graz 1901, S. 16, 17, 21, 145. — Selbsterlebtes. Franz Ilwof.

Francke: „Meister Francke" ist der Name desjenigen Malers, der von Hofrath Professor Schlie als der „Hamburger Meister von 1435" in die Geschichte der niederdeutschen Kunst eingeführt worden ist. So nannte Schlie den Künstler, aus dessen Altarbilde die großherzogliche Gemäldegalerie in Schwerin 1862 neun Tafeln von einem dänischen Officier erworben hat, der sie in Paris ausgestellt hatte. Durch die Vergleichung derselben mit einem in Staphorst's Hamburgischer Kirchengeschichte befindlichen Kupferstiche erkannte Schlie, daß diese Gemälde einen Theil des Altars bildeten, den die sehr angesehene Gesellschaft der Englandsfahrer in Hamburg einst in der Kirche des Johanniskloſters zu Ehren des heiligen Thomas von Cantelberg (Canterbury) errichtet hatte. Zwei Tafeln stellen die Flucht und den Märtyrertod des Heiligen vor; zwei aus dem Leben der Maria die Geburt Christi und die Anbetung der heiligen drei Könige; die fünf anderen Christi Geiselung, die Kreuztragung, die Frauen unter dem Kreuze, die Grablegung und die Auferstehung, alle Gemälde in der Größe von 79 cm und 87 cm. Da nach Staphorst das Johanniskloſter den Englandsfahrern im J. 1435 (richtiger 1436) eine Capelle in der Klosterkirche einräumte, so lag es nahe, den Künstler, dessen Name noch nicht bekannt, obgleich schon genannt war (in: Gaedechens, Gensler und Koppmann, Das Johanniskloſter in Hamburg, 1884, S. 154), nach diesem Jahre zu bezeichnen. In dem Archiv der Englandsfahrer ersah 1899 der Staatsarchivar Dr. Hagedorn in Hamburg, daß die beiden Aelterleute dieser Gesellschaft 1424 am 4. December mit „meſter Francken umme eyne taffell, de noch hutiges daghes [1541] stath tho sunte Johannes" abgeschlossen hatten, „welcker taffell ungheverlick ghekosteth hebbe hundert marck Lubesch". Außer dem Namen des Künstlers wußte man nun auch, welche Gemälde von dem Meister Francke herrührten. Sachverständige, wie Schlie und Professor Lichtwark, stimmten in der Erkenntniß überein, daß auch das Gemälde des leidenden Christus, „der Schmerzensmann" in der Kunsthalle in Hamburg, früher der Domkirche daselbst angehörig, von Meister F. gemalt sei. Einer früheren Periode Francke's schrieben Kunstkenner auch den „Schmerzensmann" im Leipziger Museum zu. Francke's Stil hatte Lichtwark auch in den beiden überlebensgroßen Idealbildnissen des Grafen Adolph IV. von Schaumburg († 1261) wiedergefunden, die aus dem Maria-Magdalenenkloſter in Hamburg stammend, das eine, noch in dem Kloſter befindlich, ihn in voller Rüstung, das andere, im Museum hamb. Alterthümer, ihn als Mönch im Sarge darstellt. Endlich wird eine der besten Skulpturen des Museums:

„Der heilige Georg im Kampf mit dem Drachen", auf Francke's Einfluß und Mitwirkung zurückgeführt. Nach langen Verhandlungen und unter dem dankenswerthen Entgegenkommen der großh. mecklenburgischen Regierung, bei der die Rücksicht auf die wichtige localgeschichtliche Bedeutung jener neun Tafeln des Thomasaltars für Hamburg mit den Ausschlag gab, wurden sie für die Hamburger Kunsthalle erworben. Der hohe Werth der Francke'schen Gemälde ist von berufenen Kunstkennern anerkannt. „Die Bilder des Hamburger Meisters", sagt Woermann, „nehmen unter den deutschen Werken der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einen künstlerisch wie kunstgeschichtlich gleich hohen Werth ein. Stilgefühl und lebendige Naturbeobachtung erscheinen in diesen Werken in bewundernswerther Weise gepaart. Im ganzen Bereiche der niederdeutschen Kunst gibt es aus jener Zeit kaum ein Werk, das dem Altarwerke, dem diese Tafeln angehören, an charakteristischer Kraft und innerer Bedeutsamkeit gleichkäme". — Von dem Leben des Künstlers ist bis jetzt nichts bekannt. Dr. Chr. Walther hat, gestützt auf Angaben in den Kämmereirechnungen und in Lappenberg's Beiträgen zur älteren Kunstgeschichte Hamburgs, den Nachweis zu führen gesucht, daß F. höchst wahrscheinlich ein geborener Hamburger gewesen sei, dessen Vater als Taschenmacher dem s. Z. vereinigten Amte der Maler, Glaser, Sattler, Taschenmacher und Plattenschläger angehörte.

Dr. A. Hagedorn, Der Hamburger Meister von 1435 (Hamb. Correspondent, Morg.-Ausg. v. 12. Febr. 1899). — Staphorst I, 4 S. 65; I, 2 S. 568, 672. — C. Walther in d. Mitth. d. Ver. f. Hamb. Gesch. Bd. 7, S. 278. — Geschichtliches über Francke, die Charakteristik Francke's und Beschreibung seiner Gemälde bei Alfr. Lichtwark: Meister Francke. Mit 22 Abbildgn. Kunsthalle zu Hamburg, 1899. W. Sillem.

Francke: Otto F., Historiker, geboren am 10. Januar 1823 in Magdeburg, als Sohn des dortigen Oberbürgermeisters und Geheimen Regierungsraths August Wilhelm F., besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich dann von 1841—44 in Heidelberg, Bonn und Berlin dem Studium der Rechte und Cameralwissenschaften. Nach Ablegung der beiden ersten juristischen Prüfungen verließ er (1847) den Justizdienst, um sich der Verwaltung zuzuwenden, und arbeitete, nachdem er die hierzu nöthigen Examina bestanden, zuerst beim Landrathamte in Aschersleben, dann beim Polizeipräsidium in Magdeburg, und endlich (1851) bei der Regierungsabtheilung derselben Behörde in Berlin. Von hier wurde er (1854) als Rathsherr nach Stralsund berufen, wo er zuerst das Polizeidirectorium verwaltete, dann aber, nach des Dr. Karl Gustav Fabricius Tode (1864), die Bürgermeisterwürde erhielt, und seit 1879 auch die Stadt im Herrenhause vertrat. Abgesehen von dieser amtlichen Thätigkeit und seinen Fachwissenschaften, widmete er sich auch mit großem Erfolg dem schon auf der Universität gepflegten Studium der Geschichte und deutschen Sprache, sowie der Litteratur und Kunst, und verwerthete die in diesen Gebieten erworbene Bildung nicht nur praktisch für das Schul- und Kirchenwesen, die Vermehrung der städtischen Bibliothek, die Stiftung des Provinzial-Museums, die Restauration des Rathhauses im gothischen Rohbau, u. A., sondern auch schriftstellerisch durch eine Reihe von historischen Arbeiten, welche, gestützt auf genaue Kenntniß des städtischen Archivs und der öffentlichen Monumente, die Stralsunder Verfassung und Culturgeschichte, die Straßennamen, die Architektur der Kirchen und den Charakter des Stralsunder Bürgermeisters Bertram Wulflam behandeln. Ein anderer Aufsatz „Wo hat Olaf Tryggvason seine letzte Schlacht geschlagen?" wurde

durch das Auffinden des jetzt im Stralsunder Provinzial-Museum aufbewahrten Hyddenseer Goldschmuckes veranlaßt. Diese Abhandlungen erschienen theils in den Baltischen Studien XXI—XXV, dem Pommerschen Jahrbuch I—II und den Hansischen Geschichtsblättern 1877—80, theils selbständig wie „Aus Stralsunds Franzosenzeit", 1870. In Anerkennung dieser Verdienste wurde F. von der philosophischen Facultät zu Greifswald promovirt, und von mehreren Geschichtsvereinen zum Ehrenmitgliede ernannt, während ihm der König den Titel eines Geheimen Regierungsrathes ertheilte. Bis ans Ende unermüdlich für das Wohl seiner ihm zur zweiten Heimath gewordenen Stadt Stralsund thätig rief ihn am 15. December 1886 ein plötzlicher Tod aus seinem glücklichen Familienleben.

Brandenburg, Nekrolog, Stralsunder Zeitung, 1886, Nr. 296.

Pyl.

François: Marie Luise von F. wurde am 27. Juni 1817 zu Herzberg in der Provinz Sachsen als die Tochter des früher sächsischen, nachmals preußischen Majors Friedrich v. F. geboren. Ihre Mutter, Amalie Hohl, entstammte einem angesehenen und wohlhabenden Weißenfelser Bürgerhause. Schon im J. 1818 starb der Vater, und die Witwe zog nun mit ihrer Tochter Luise und dem um ein Jahr jüngeren Sohne Ernst nach ihrer Heimatstadt Weißenfels zurück, wo sie sich bald darauf in zweiter Ehe mit dem nachmaligen Justizrath Herbst verheirathete. In bequemen, sorglosen Verhältnissen wuchs hier Luise auf. Als lebhaftes Kind vermochte sie an dem ziemlich mäßigen Unterricht, den sie mit einigen Genossinnen privatim erhielt, ihren Wissensdurst nicht zu stillen, und so suchte sie sich durch eifrige Lectüre und Selbststudium vieles anzueignen, was ihr im Unterricht versagt blieb. Zur Jungfrau erblüht, lernte sie im Hause der bekannten Schriftstellerin Fanny Tarnow, die 1829 für mehrere Jahre in Weißenfels ihren Wohnsitz genommen hatte, einen jungen Offizier kennen, den Grafen Alfred Görtz, mit dem sie sich dann auch verlobte. Indessen wurde die eheliche Verbindung durch Mangel an Vermögen auf Jahre hinausgeschoben, da Luise durch ihren leichtsinnigen und treulosen Vormund um das nicht unbeträchtliche Erbe ihres Vaters gebracht worden war, und als sie dann schließlich gewahren mußte, daß bedenkliche Schatten auf ihren Brautstand fielen, gab sie dem Verlobten ihr Wort zurück. Sie selbst hielt nun ihre Jugend für abgeschlossen, obwohl sie noch nicht viel über 20 Jahre zählte, lebte hinfort nur noch im Verkehr mit einigen Freunden und zog sich ganz aus dem eigentlichen Gesellschaftsleben zurück, für welches sie ja niemals viel Interesse gezeigt hatte. „Aus diesem mangelnden Interesse erklärt sich wohl auch, daß in ihren Romanen die modernen Salonfiguren meist einen etwas schablonenhaften, wenig nüancierten Charakter zeigen, während ihr die Zeichnung ihrer Vollbluthelden adeligen und bürgerlichen Geschlechts, ihrer wackeren Philister, ihrer seltsamen Käuze und verlotterten Taugenichtse so vortrefflich gelingt." Eine Reihe von Jahren ging nun ziemlich ereignißlos an ihr vorüber bis auf den Umstand, daß sich die pecuniären Verhältnisse des Elternhauses plötzlich verschlechterten, da Luisens Mutter durch einen Bankerott in ihrer Verwandtschaft ihr beträchtliches Vermögen verlor und infolge dessen auf ein langes Krankenlager geworfen wurde. — Erst im Herbst 1851 war es Luise vergönnt, in andere Verhältnisse eintreten zu können. Nach der Verheiratung ihrer Cousine Clotilde zog sie zu deren Vater, dem durch seine wechselvollen Schicksale während der Fremdherrschaft bekannt gewordenen Generallieutenant Karl v. François, mit dem sie erst in Halberstadt, wohin er nach seiner Pensionirung gezogen war, und später in Potsdam lebte. Nach seinem Tode (1855) kehrte sie in ihr Elternhaus zurück, und nun begann sie,

soweit es ihre durch Krankenpflege eingeschränkte Muße zuließ, ihre schriftstellerische Thätigkeit. Eine Reihe von Novellen in den verschiedensten Zeitschriften eröffnete dieselbe. Meist spielen sie auf dem engeren Heimathboden in der friedericianischen und der darauf folgenden Zeit, sowie in der Epoche der Freiheitskriege, die der Verfasserin noch durch mündliche Ueberlieferungen vertraut und anschaulich war. Diese Arbeiten erschienen später als „Ausgewählte Novellen" (II, 1867), „Erzählungen" (II, 1871), „Hellstädt und andere Erzählungen" (III, 1874). Wurden diese alle schon freundlich aufgenommen, so sollte der Verfasserin ein voller Erfolg doch erst mit ihrem Roman „Die letzte Reckenburgerin" (II, 1871) kommen. Ein Stück echtes, kraftvolles Menschenleben auf meisterhaft gezeichnetem historischen Hintergrunde entfaltet sich darin, und kein Geringerer wie Gustav Freytag wußte durch seine glänzende Beurtheilung dieses Werkes den Namen der Verfasserin in das gebührende Licht zu setzen. Nun folgte ihre productivste Periode. Außer einer populären „Geschichte der Befreiungskriege" (1874) schrieb sie noch die Romane „Frau Erdmuthes Zwillingssöhne" (II, 1872), „Die Stufenjahre eines Glücklichen" (II, 1877) und „Der Katzenjunker" (1879) sowie die Erzählungen „Natur und Gnade und andere Erzählungen" (III, 1876), „Phosphorus Hollunder. — Zu Füßen des Monarchen" (1881), „Das Jubiläum und andere Erzählungen" (1886), welche sämtlich die verdiente Anerkennung fanden, aber doch mit ihren Vorzügen nicht ganz an die Reckenburgerin heranreichen. Inzwischen hatte Luise 1871 ihre Mutter nach längerem Siechtum durch den Tod verloren, und 1874 war auch ihr Stiefvater gestorben, ein seit zehn Jahren erblindeter Greis, dem sie eine treue und aufopfernde Pflegerin gewesen war. Von da ab zog sie sich mehr und mehr von jeglichem Verkehr in die Einsamkeit zurück, die sie nur zwei Mal unterbrach, um ihre engeren Beziehungen zu Konrad Ferdinand Meyer in Kilchberg bei Zürich und zu Marie von Ebner-Eschenbach in Reichenhall durch einen persönlichen Verkehr noch mehr zu befestigen. Luise v. F. starb in Weißenfels am 25. (nicht 26.) September 1893.

Persönliche Mittheilungen. — Clotilde v. Schwartzkoppen, Luise v. François. Ein Lebensbild (in „Vom Fels zum Meer". Jahrg. 1894, S. 193 ff.). — Hedwig Bender, Luise v. François. Hamburg 1894.

Franz Brümmer.

Frank: Franz Hermann Reinhold F., später durch Verleihung des bairischen Civilverdienstordens geadelt († 1894), hervorragender lutherischer Theologe des 19. Jahrhunderts. F. wurde geboren am 25. März 1827. Es war der Sonntag Latäre und zugleich der Tag der Verkündigung Mariä, an dem er früh um 1/2 2 Uhr das Licht der Welt erblickte. Sein Vater Ernst Frank — er stammte aus einer Altenburger Bürgerfamilie — war damals Stiftsprediger und Lehrer am freiadeligen Magdalenenstift in Altenburg. Er wird uns als ein energischer, kluger und tüchtiger Mann geschildert, der gleich eifrig und glücklich seines Amtes als Prediger wie als Lehrer wartete. Und wer in die klaren Augen des scharfgeschnittenen Gesichtes auf seinem Bildniß geblickt, wird dieser Charakteristik gern Glauben schenken. Die Mutter, Charlotte geb. Beuthner, einem alten Pastorengeschlecht entstammend, war eine Frau von tief innigem religiösem Gemüthsleben, die aber mit solchem Mariensinn die Martha-Arbeit in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise zu verbinden verstand. Sie hat es nicht leicht gehabt, waren die Verhältnisse des Hauses doch eng und die Mittel oft recht knapp. Aber in rastloser Thätigkeit hat sie für die Ihrigen zu schaffen und zu arbeiten gewußt. Mit tiefster Pietät und Dankbarkeit haben die Kinder sich dessen stets erinnert.

Man kann an dem Bilde unseres F. Züge wahrnehmen, die an beide Eltern erinnern, das tiefe innige Gemüthsleben, das ihm eigen war und das gelegentlich in Gedichten oder in religiösen Ansprachen ergreifenden Ausdruck fand, und die emsige rastlose Pflichttreue einerseits, die Lehrgabe und die Lust am Lehren, sowie die scharf ausgeprägte Richtung seines Wesens auf männliche Tüchtigkeit, Festigkeit und Schneidigkeit andererseits, gemahnen uns unwillkürlich an die beiden Eltern. Aber ein scharfes Auge wird vielleicht noch einen weiteren Gegensatz im Bilde der Eltern wahrnehmen, der für Frank's Entwicklung von Bedeutung geworden ist. Der Vater war ein frommer, ernstdenkender Rationalist, wie die Mehrzahl der Geistlichen jener Zeit, freilich einer von denen, die, als es Frühling im Lande geworden und das Eis aufgethaut war, den Weg zu den Lebensbächen des evangelischen Glaubens wieder zu finden gewußt haben. Die Mutter dagegen entstammte einer jener Familien, in denen der alte Glaube sich forterhalten hatte, wo die Bibel und Bücher wie Scriver's Seelenschatz die geistliche Speise geblieben waren. So scheint im stillen Pfarrhause bei Altenburg die damalige Zeit vertreten gewesen zu sein. Der Rationalismus und das Christenthum jener „Stillen im Lande", die glimmenden Kohlen gleich als ein leuchtender Kreis im Dunkel der Nacht erglänzten. Wissen wir auch nicht, daß die Eltern selbst sich dieses Gegensatzes jemals bewußt geworden, so werden doch die Mächte, welche die Zeit durchzogen, sich in das erwachende Seelenleben des Kindes hineingewoben haben.

F. war das dritte Kind seiner Eltern unter fünf Kindern. Die beiden älteren Geschwister, eine Schwester und ein Bruder haben ihn überlebt. Er war ein kräftiger und gesunder Knabe, dabei gutgeartet und heiter, mitunter etwas schüchtern. — In der Stille des Pfarrhauses wuchs er heran und dieses Haus war seine Welt, wie es so war in der guten alten Zeit. Zu den regelmäßigen Gewohnheiten des Daseins gehörte auch der Besuch der Kirche. Von der frühesten Jugend an wurde der Knabe zum Gottesdienst mitgenommen. Und wie so manchen regte auch ihn die Thätigkeit des Vaters in der ungewohnten Tracht zur Nachahmung an. „Der muß Pastor werden", sagte man dann, wenn der kleine Knabe irgend ein Mäntelchen um die Schultern geworfen hatte, auf einen Stuhl geklettert war und predigte. Aus dem Scherz wurde Ernst, und anders hat man es nie im Hause gewußt, als daß er Theologe werden würde. Und als er nun doch nicht „Pastor" wurde, da war es Mutter und Schwester ordentlich wehmüthig zu Sinn.

Im J. 1835 folgte der Vater einem Ruf als Pastor nach Zschernitzsch in der Nähe von Altenburg. In diese Zeit fällt auch der erste Unterricht des Knaben, den er von nun an vom Vater erhielt. Nachmittags war kein Unterricht und auch am Vormittag fehlte es nicht an Unterbrechungen durch die seelsorgerlichen Aufgaben des Vaters, durch Amtshandlungen oder am Sonnabend durch die Vorbereitung auf die Predigt. So blieb unserem F. wie dem älteren Bruder, mit dem er von früh auf eng verbunden war, reichlich Zeit, sich tüchtig im Freien zu tummeln und nach Knabenart die Vorzüge des Landlebens auszubeuten. F. ist ein frischer, fröhlicher Knabe gewesen. Ballspiel oder Schaukeln, Bäumeerklettern und Sprenkelstellen, Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren wurden reichlich geübt. Wichtige Jahre der Entwicklung durfte er so auf dem Lande verleben. Die lebendige Anschauung der Natur, der Sinn für des Bauern Art und Arbeit — das ist ihm hier in der ländlichen Einsamkeit geworden. Dazu kam die Nöthigung und die Möglichkeit, sich selbst sein Spielzeug zu fertigen und sich am Selbstgemachten zu freuen.

Zu bald nur fand dieses schöne sorgenlose Leben sein Ende. Schon 1838

war der ältere Bruder auf das Gymnasium nach Altenburg gekommen. Ostern 1839 folgte ihm unser F. Die beiden Brüder lebten zusammen in dem alten Frank'schen Hause in der Jüdengasse zu Altenburg. Die hervorragende geistige Begabung Frank's zeigte sich schon jetzt in hellem Licht. Er kam schnell vorwärts und machte selbst Classen mit zweijährigem Cursus in einem Jahre durch. Alles wurde ihm leicht. Und selbst in der Mathematik, die ihm weniger zusagte, gelang es ihm, bei der Abiturientenprüfung die beste Arbeit zu liefern.

Das äußere Leben in dieser Zeit brachte freilich manche Schwierigkeiten und Entbehrungen mit sich. Den Mittagstisch hatten die Brüder bei Verwandten, im übrigen mußten sie mit den Vorräthen haushalten, die sie an jedem Mittwoch und Sonntag aus dem nahegelegenen Zschernitzsch heimtrugen. Auch das Taschengeld, das die Knaben erhielten, war klein genug, 34 Pf. bis Prima, dann 50 Pf. wöchentlich, wovon aber auch die Ausgaben für Bier und für Oel zur Lampe bestritten werden mußten. Aber an Appetit fehlte es den gesundheitsstrotzenden Knaben nie, und ebensowenig an Jugendlust und -freudigkeit. Der fröhlichen Turnerei gaben sie sich mit Herzenslust hin und unser F. gab einen kräftigen und stattlichen Vorturner ab. Dazu übte man sich auch im Fechten und Tanzen; und, wurde es Winter, so spottete man der Kälte und bedurfte nicht des schützenden Mantels. In den Ferien vergnügte man sich dann auch auf weiten Fußtouren, das schöne Heimathland durchstreifend, wobei in verwandten und befreundeten Häusern Rast gemacht wurde. Von Krankheit blieben die beiden Brüder verschont, es ist nie vorgekommen, daß sie krankheitshalber eine Unterrichtsstunde hätten versäumen müssen. — Neben den Studien und der körperlichen Uebung lag unser F. aber noch mit großem Eifer der Musik ob. Manche Stunde täglich pflegte er an dem großen Flügel zuzubringen, den der Vater für ihn angeschafft hatte.

So gingen die Jahre schnell vorüber, es waren Jahre einer normalen und kräftigen geistigen wie körperlichen Entwicklung. Am 14. März 1845 hatten die beiden Brüder die Maturitätsprüfung bestanden. Unser F. war aus derselben als erster, sein Bruder als zweiter hervorgegangen. Das erste bedeutendere Ziel des Lebens war erreicht.

Die Augen richteten sich auf die Universität. Man dachte zunächst an Jena, die Landesuniversität. Wegen des dort herrschenden Verbindungswesens wurde der Plan aufgegeben. Dazu kam, daß Leipzig näher lag und durch die Eisenbahn bequemer zu erreichen war. So entschied man sich im Familienrath für Leipzig. Für die geistige Entwicklung Frank's war das gewiß eine Entscheidung von größter Bedeutung, wie wir alsbald erkennen werden.

Zu Ostern 1845 bezogen die beiden Brüder die Universität Leipzig. Der ältere Bruder widmete sich dem juristischen Studium, Franz F. wandte sich dem Studium der Theologie zu, hörte aber auch von Anfang an regelmäßig philologische und philosophische Vorlesungen. Im Hause Nr. 13 am Markt, dem Rathhaus gegenüber, wohnten die beiden Brüder, 96 Stufen hoch. Durch Stipendien und Freitische unterstützt, und von Hause mit dem Nothwendigen versehen, konnten sie, ohne Schulden zu machen, sorgenfrei sich ihren Studien hingeben, und bei genauem Haushalten sich auch noch manches Vergnügen gestatten.

F. warf sich sofort mit größtem Eifer auf sein Studium. Die Pflichttreue und die peinliche Genauigkeit in der Zeiteintheilung, die wir am Manne so oft bewundert haben, zeichneten schon den Studenten aus. Ein „flotter Student" im üblichen Sinn ist er nie gewesen, das hätte ihm, wie er war, auch kaum zu Gesichte gestanden. Aber ein Kopfhänger war er erst recht

nicht. Und daß auch ihm etwas von der „alten Burschenherrlichkeit" aufgegangen, kann man an seinem freien und feinen Urteil über studentische Dinge kennen lernen, wie es sich gelegentlich in seinem „Vademecum" ausspricht oder in seinem Verhältnis zum Erlanger theologischen Studentenverein gezeigt hat. — F. widmete sich mit größtem Fleiß dem Studium. Wer sein noch vorhandenes Collegienbuch einsieht, ist erstaunt über die Menge von Vorlesungen, die er gehört, und sicher ausdauernd und treu gehört hat. So belegte er gleich im 1. Semester nicht weniger als sechs Vorlesungen: Geschichte der Philosophie, Logik, Geschichte der Völker und der Civilisation, theol. Encyklopädie, Johannesevangelium, über Wesen, Gründe und Tendenzen des Protestantismus; dazu kamen Uebungen im Lateinsprechen (worin F. bis in sein Alter ein Meister geblieben ist). Ueberblicken wir kurz noch die übrigen Fächer, die er während des theologischen Trienniums gehört hat, so sind es folgende: Geschichte der orientalischen Poesie, Psychologie und Erkenntnißlehre, Geschichte der Philosophie seit Baco und Cartesius. — Plato Leg. X., Aristophan. Ranae, Pindar Olymp., Juvenal Satir. — Ferner: Hermeneutik, Bibl. Archäologie, Bibl. Theologie, Israelitische Geschichte, Charakteristik Jesu; Römerbrief, Korinther- und Kolosserbrief, Philipper- und Philemon-, Hebräer- und Philipperbrief, Galaterbrief, Apokalypse, Synopse; kleine Propheten, Jesaja, Hiob. — Sodann: Kirchengeschichte in zwei Theilen, Dogmengeschichte, Symbolik, Examinatorium über Kirchengeschichte, Historisch-theol. Gesellschaft. — Weiter: Religionsphilosophie, Dicta probantia, Dogmatik in zwei Theilen, Theorie der biblischen Beweisführung, populäre Dogmatik, Ethik. — Endlich: Homiletik, Katechetik, Pastoraltheologie.

Während dieser ersten Studiensemester erfolgte aber in F. ein großer innerer Umschwung. Das hängt mit der tiefgreifenden Wirksamkeit von Harleß zusammen. Von diesem empfing F. die über die Ziele seines Lebens entscheidenden Anregungen, so viel er auch der philologischen Methode in der Schriftauslegung Winer's verdankte. Es bedarf ja keiner Ausführung dessen, daß der alte Rationalismus sich überlebt hatte und daß allenthalben ein Neues sich regte. Man wartete auf die neue Formel, die alle unruhige Sehnsucht und alles unklare Ahnen beantworten sollte. Die neue Formel war für weite Kreise das alte Dogma, das man — noch genauer gesagt — wenigstens vielfach aus der Hand der alten Dogmatiker der lutherischen Kirche empfing. Hier schien eine feste Formel geboten zu sein, welche, dem Rationalismus überlegen, allem romantischen und pietistischen Ueberschwang Einhalt gebot, den Bedürfnissen des Herzens zu entsprechen schien und doch dem Denken einen weiten Spielraum anwies. Die „Restauration" des kirchlichen Bekenntnisses war zunächst auch eine Restauration der Dogmatik des 17. Jahrhunderts. Innerlich vom Rationalismus nie überwunden — ihre Problemstellung und ihre Formeln beherrschten auch die rationalistischen Dogmatiker — hat diese Dogmatik ihr Theil beigetragen zum Sturz des Rationalismus.

F. war einer der eifrigsten und treuesten Schüler von Harleß. Wie in so manchem, werden auch in ihm die Samenkörner, die er daheim in der Stille von der Mutter — ihm selbst unbewußt — empfangen hatte, aufgegangen sein. Aus dem eifrigen, doch wesentlich rationalistisch gerichteten, vielleicht auch etwas romantisch-pietistisch angehauchten Jüngling wurde jetzt ein begeisterter bekenntnißtreuer Lutheraner. Daß das bei F. ein tief innerlicher geistiger Vorgang gewesen, dafür bürgt uns die spätere Theologie des Mannes mit ihrer so starken Betonung der geistlichen Erfahrung des Christen.

Einen interessanten Beleg für diese innere Entwicklung Frank's bietet uns seine erste Predigt, welche er in der Kirche des Vaters nach seinem ersten

akademischen Semester — er hörte Harleß erst vom zweiten Semester an — hielt. Die Predigt über Luk. 14, 16—24 hat mir vorgelegen. Der Autor beginnt mit den Vorzügen der Bibel, er handelt „von den vornehmsten Quellen der Gleichgültigkeit in religiösen Dingen", es sind „der im Irdischen befangene Sinn", „die stolze Selbstgenügsamkeit" und „die Verstockung der Herzen". Formell muß man das Geschick des noch nicht neunzehnjährigen Prädicanten bewundern, inhaltlich bieten seine Ausführungen nichts, was nicht jeder lebendig empfindende Rationalist ebenso hätte sagen können. Zumal im zweiten Theil tritt das hervor: es gilt erkennen, daß in uns nichts Gutes wohnt, den Schild des Glaubens ergreifen und Christo nachfolgen. Aber irgendwie religiös eindringlich und deutlich vermag der Prediger diese Formeln nicht zu machen; sie sind biblisch, daher braucht er sie.

Bald schon wandte sich F. ganz der durch Harleß ihm gebotenen neuen Einsicht zu. Mit dem Feuereifer des Neubekehrten ausgerüstet, mag er nicht selten hart und ungerecht geworden sein, nicht nur gegen die Sache, sondern auch gegen die Vertreter der rationalistischen Ansicht — lassen doch selbst Geschichtsschreiber es hier an der erforderlichen Gerechtigkeit fehlen. Bald merkte man, während der Ferien, im Hause die Umwandlung, die sich in dem jungen Theologen vollzogen. Und wenn der Vater schwer hieran trug, so wurde auch dem Sohne der Glaube des Vaters immermehr fremdartig. Mit seiner Ueberzeugung hinter dem Berge zu halten oder sie sanft und abgeschwächt vorzutragen, war F. nicht gegeben. So stießen zwei Generationen in Vater und Sohn hier auf einander — ein merkwürdiges Gegenbild zu dem bekannten Gegensatz zwischen Schleiermacher und seinem Vater —, nicht immer zur Freude der Geschwister. Es muß aber gesagt werden, daß F. später die Freude zu Theil geworden ist, daß der Vater und die benachbarten Amtsbrüder sich mehr und mehr — mit unter dem Einfluß unseres F. — dem alten Glauben zuwandten. So spielte sich auch hier in der Stille einer Familie das große Drama der Zeit ab: die Jungen siegen über die Alten, indem das Alte über das Neue siegt.

Im J. 1848 bestand F. das theologische Examen vor dem Consistorium in Altenburg mit Auszeichnung. Aber noch drei weitere Jahre hielt er sich in Leipzig, mit ernsten Studien beschäftigt, auf. 1850 wurde er Doctor der Philosophie, 1851 Licentiat der Theologie (auf Grund der Abhandlung: de dogmaticis s. scripturae principiis ad ordinandam administrandamque ecclesiam). In diesen Jahren setzte er auch seine philologischen Studien fort, als Mitglied des philologischen Seminars. Sodann betrieb er eifrig philosophische Arbeiten und legte hier den Grund zu seiner umfassenden Kenntniß der neueren Philosophie. Vor allem aber galten seine Studien der Dogmatik, und dabei fiel das Schwergewicht auf die Durcharbeitung der altlutherischen Dogmatiker. Mit F. ist einer der besten Kenner jener Dogmatiker hingegangen, einer der Wenigen, der sie selbst und im einzelnen studirt hat. Er hat an diesem Studium den Eindruck von ihrer dialektischen Kunst und von der Bedeutung der Treue in der dogmatischen Detailarbeit für immer gewonnen. Hierin haben sie für ihn bleibende Bedeutung gehabt. Ohne diese Studien sowie die ernste philosophische Arbeit Frank's verstände man die Eigenart seiner systematischen Arbeit nicht. Man wird mit der Annahme kaum irre gehen, daß F. seine Universitätsstudien als begeisterter Anhänger der „Orthodoxie" des 17. Jahrhunderts beschloß.

Im Lauf seiner Studien hatte sich ihm die Absicht ergeben, sich der Laufbahn eines akademischen Docenten zu widmen. Seine Gabe, mit jungen Theologen zu verkehren, war in den letzten Jahren deutlich hervorgetreten.

In Repetitorien, die er hielt, sowie in theologischen Gesellschaften hatte er dieselbe bewährt. Seine Lehrer, besonders Harleß, waren auf ihn aufmerksam geworden.

Es waren zunächst äußere Gründe, die ihn veranlaßten, von einer Habilitation in Leipzig abzusehen und von jenem Ziel, zeitweilig wenigstens, abzustehen. So folgte er denn im Herbst 1851 einem Rufe als Subrector an die Gelehrtenschule zu Ratzeburg. Schon im J. 1853 vertauschte er diese Stellung mit der eines Gymnasialprofessors für Religion an dem Gymnasium zu Altenburg. Hier wie dort hatte er außer in der Religion auch in den alten Sprachen und in der deutschen Litteraturgeschichte zu unterrichten.

Aeußerlich angesehen, könnte man urtheilen, daß sein Entwicklungsgang durch diese Zwischenstufen gehemmt worden sei. Innerlich betrachtet, sind sie doch für seine Entwicklung von positiv fördernder Bedeutung geworden. Einmal fand er Gelegenheit, im beruflichen Verkehr mit der Jugend die gewonnenen theologischen Gedanken religiös fruchtbar zu machen und zu erproben. Sieht man, wie wenig das spätere Leben ihm Gelegenheit zu solcher praktischen Thätigkeit bot, so wird man die Bedeutung jenes Umstandes nicht unterschätzen, wie auch F. stets gern von seinen Erfahrungen als Lehrer sprach. — Sodann fand er jetzt Gelegenheit, eine gewisse Einseitigkeit des Urtheils und Denkens abzustreifen, welche sich in den letzten Leipziger Jahren herauszubilden angefangen hatte. Viel trug hierzu auch der gesellige Verkehr bei, welcher sich ihm in Ratzeburg wie Altenburg bot. Dazu kam das eingehende Studium der deutschen Litteratur, das er behufs seiner Unterrichtsstunden auf diesem Gebiet betreiben mußte, sowie die allgemeineren literarischen und ästhetischen Interessen, die in Altenburg Nahrung und Förderung durch ein Vortragskränzchen und einen Leseverein fanden.

Was durch die Leipziger Zeit in der heißen Entwicklung des inwendigen Menschen von der harmlosen Freude am natürlichen Leben mit seinen Gaben und Kräften etwa verloren gegangen, das haben diese Jahre F. wiedergebracht. Er überwand die Einseitigkeiten der Erweckungs- und Bekehrungszeit, aber er hielt an den Gütern und Interessen, welche dieselbe ihm gebracht hatte, unentwegt fest. Das bezeugt nicht nur der heilige Ernst und Eifer, mit dem er sein Religionslehreramt auffaßte und führte (s. seine „Schulreden"), das zeigt auch seine rege Betheiligung an praktisch-kirchlichen Dingen. Er hat in dieser Zeit öfters und gern gepredigt. Ebenso betheiligte er sich gern an den Conferenzen der Geistlichkeit der Umgebung. Auch ließ er sich die Belebung des Missionssinnes in seiner Heimat angelegen sein, so durch Stiftung eines Missionsvereins.

Vor allem ist hier aber des kräftigen Protestes wider das rationalistische Altenburgische Gesangbuch zu gedenken, in dem Schriftchen: „Das Altenburgische Gesangbuch, beurtheilt nach der Lehre der heil. Schrift", 1855. Hier wird eine vernichtend scharfe Kritik an dem allerdings unsagbar dürftigen und geschmacklosen Gesangbuch geübt. Daß dasselbe dogmatisch und ethisch mit der Schrift nicht übereinstimme, war ebenso unschwer zu zeigen als die unerträglichen Geschmacklosigkeiten den Spott geradezu herausforderten. Um so größer aber war der Sturm der Entrüstung, der sich wider die Kritik und ihren Verfasser erhob. Das Altenburgische Consistorium reichte bei dem Herzoglichen Criminalgericht eine Klage wegen Beleidigung ein. Obgleich nun sowohl die Erlanger theologische Facultät, als Harleß (damals schon Oberconsistorialpräsident in München), als Ahlfeld in Leipzig in ihren Gutachten der Kritik Frank's sachlich durchaus beitraten, so wäre F. einer Verurtheilung doch kaum entgangen, wenn nicht von höchster Stelle die ganze Angelegenheit nieder-

geschlagen worden wäre. Aeußeren Erfolg hat die Frank'sche Kritik übrigens nicht gehabt. Trotz allem blieb das betr. Gesangbuch in Gebrauch.

Dieser Streit hat F. zum ersten Mal mit der theologischen Facultät in Erlangen in Berührung gebracht. Die Facultät war auf ihn aufmerksam geworden. Als nun ein theologisches Extraordinariat zu besetzen war, dachte man an ihn. Warm trat auch Harleß, der ihn bereits früher nach Naßeburg und Altenburg empfohlen hatte, für ihn ein. So wurde F. im J. 1857 als außerordentlicher Professor für Kirchengeschichte und systematische Theologie nach Erlangen berufen. Im folgenden Jahr (1858) wurde er zum ordentlichen Professor für die genannten Fächer, im J. 1875, nach Thomasius' Tode, zum ordentlichen Professor der systematischen Theologie ernannt. In dieser Stellung hat er bis an sein Ende verharrt. Fast 37 Jahre über hat er mit allen Kräften und Gaben, die ihm geworden, der Erlanger Universität gedient. Einen in Aussicht stehenden Ruf nach Berlin an Dorner's Stelle glaubte er ausschlagen zu sollen. Es war eine glänzende Periode in der Geschichte der Erlanger theologischen Facultät, in die F. eintrat: Hofmann auf dem Gipfel seiner unvergleichlichen Kraft, Thomasius und Delitzsch in reichster Wirksamkeit, Schmid und Th. Harnack in voller Manneskraft, an des letzteren Stelle trat später der geistvolle Zezschwitz. Diesen großen Traditionen voll entsprechend hat sich die Wirksamkeit Frank's gestaltet. Sein Name wird stets in höchsten Ehren in der Geschichte der Erlanger theologischen Facultät genannt werden, zu deren hervorragendsten Mitgliedern er gehört hat.

So war der entscheidende Wendepunkt des Lebens erreicht. Täuscht nicht alles, so hat derselbe auch eine weitere innere Wandlung in F. hervorgebracht. Man wird dieselbe kaum anders als durch die Einwirkung der Hofmann'schen Theologie erklären können. Hofmann hat das Große und Wahre der Schleiermacher'schen Theologie in die bekenntnißmäßige Theologie eingeführt und hat dadurch der bloßen Reproduction der „alten Dogmatiker" einen Damm gesetzt; und er endlich hat die Theologie gelehrt, welchen Sinn und welche Aufgabe der „Schriftbeweis" in der Theologie hat. Nach der einen Seite hin ist die Theologie die Aussage von dem gegenwärtig erlebten Christenthum („ich der Christ bin mir dem Theologen Gegenstand des Erkennens"), nach der anderen Seite hin haben die christlichen Gedanken in ihrer Gesammtheit sich am Ganzen der Schrift zu bewähren. In beiden Richtungen hat F. von ihm gelernt. Freilich handelt es sich hier nicht um ein Schülerverhältniß, sondern um geistige Anregungen, wie sie in dem collegialen Zusammenleben mit dem geistesmächtigsten Theologen seiner Zeit sich ganz von selbst ergeben mußten, wie sie sozusagen in Erlangen damals in der Luft lagen.

Zunächst freilich war es F. nicht vergönnt, sich ganz der systematischen Arbeit zu widmen. Das neu angetretene Lehramt wies ihn vor allen Dingen auf die Kirchengeschichte, außerdem hielt er exegetische Vorlesungen. Auch darin wird man eine glückliche Fügung seines Lebens erblicken dürfen. Er sah sich genöthigt reichliche theologische Kenntnisse zu sammeln und im Zusammenhang mit den Mächten und Kräften in der Geschichte der Kirche den systematischen Trieb zu regeln und die dogmatischen Anschauungen sich ausreifen zu lassen. Er wurde nicht zu früh genöthigt, seine Theologie festzulegen.

Mit dem ihm eigenen Fleiß und mit selbstverleugnender Gründlichkeit hat er sich diesen Studien gewidmet. Zumal in der Exegese fesselte sehr bald seine gründliche und scharfsinnige, dabei rege dogmatisch interessirte Auslegung die Zuhörer. Ein Blick in die hinterlassenen Hefte bestätigt durchaus das Urtheil einstiger Zuhörer. Weniger nahe ist er der Kirchengeschichte getreten.

Wer die sorgfältig ausgearbeiteten Hefte durchsieht, wird auch auf diesem Gebiet den Fleiß und die Menge der Kenntnisse, sowie die Akribie der Darstellung gern anerkennen. Und doch tritt hier eine eigenthümliche Schranke in der Begabung Frank's zu Tage. Es hätte wenig Interesse dieses hervorzuheben, wenn nicht von hier aus auch Licht auf manche Eigenthümlichkeit der späteren Arbeit und Wirksamkeit Frank's fiele. — Wer meint, der große Systematiker habe geistvolle Uebersichten und große historische Conceptionen, geniale geschichtliche Parallelen oder gar Geschichtsconstructionen seinen Zuhörern vorgetragen, findet sich angesichts der detaillirt ausgearbeiteten Hefte enttäuscht. Die starke geschichtliche Ader, die man an Ritschl's Arbeiten beobachtet, war F. nicht geworden. Dieses Talent der dogmatischen Formel hat historische Formeln nicht zu bilden vermocht, diesem Meister in der Dialektik der Gedanken war die Gabe die Dialektik der Thatsachen zu deuten versagt. Vermißt man so den großen Zug des Historikers in der Darstellung, so nicht minder das eigentliche Talent der historisch kritischen Kleinarbeit. Er hat auf weiten Strecken die Quellen selbst eingesehen, aber die litterargeschichtliche Methode mit ihrer Beobachtung des Einzelnen und Kleinen, mit ihrer abwägenden Combination der verschiedenen Berichte, oder die Sonderung des Großen vom Kleinen, die Gabe, auch dem Geringsten durch Combination eine bedeutsame Stelle anzuweisen, die Fähigkeit, das Große und Bleibende oder auch das Originelle und Einzige sicher zu erkennen — dieses Alles merkt man dieser Geschichtsdarstellung nicht an. Es ist eine sorgsame und wohlgeordnete Zusammenstellung der Thatsachen, aber in das Spiel der Kräfte, das die Geschichte ausmacht, und in den Fortschritt der Entwicklung bekommt man nicht den erwünschten Einblick. Der Vortragende steht schließlich doch dem riesenhaften Stoff fremd und daher unfrei gegenüber. Allerdings, wer billig urtheilen will, wird sich dessen zu erinnern haben, wie groß die Fortschritte in der Aneignung der streng historischen Methode durch die Kirchengeschichtsschreibung in den letzten Decennien und wie mannigfach die Anregungen auf diesem Gebiet in den letzten Jahren gewesen sind. Aber aus dem Dargelegten begreift sich doch der eigenthümliche Umstand, daß der energischste Gegner Ritschl's und seiner Schule, der doch Historiker von Beruf gewesen ist, den geschichtlichen Combinationen und Urtheilen des Meisters oder seiner Jünger nie eingehender entgegengetreten ist oder sie durch positive Darlegungen aufzulösen oder zu modificiren versucht hat. Und ebenso versteht sich daraus, daß man in seinen großen Werken neben den vorzüglichen exegetischen Erörterungen, geschichtliche Anschauungen und Urtheile doch eigentlich vermißt.

Worauf Frank's eigentliches Interesse schon in dieser Periode seiner Wirksamkeit sich richtete, das zeigt vor allem sein großes Werk: „Die Theologie der Concordienformel" (4 Theile, Erlangen 1858—1864). Das Werk ist noch immer eine reiche Fundgrube eingehendster Kenntnisse der reformatorischen und besonders der nachreformatorischen Theologie. Aber der leitende Gesichtspunkt des Autors ist doch durchaus der dogmatische. Das zeigt schon die wenig glückliche Anlage des Werkes, die das Studium so sehr erschwert und einen, beim Suchen nach den treibenden Kräften und Motiven der Lehrbildung jener Zeit, nicht immer befriedigt.

Im J. 1875 wurde F. Professor der systematischen Theologie als Nachfolger von Thomasius. Von jetzt ab datirt sein großer Einfluß auf die Theologie seiner Zeit, sowie die bedeutenden von Jahr zu Jahr sich steigernden Lehrerfolge. F. war in das Fahrwasser gekommen, das seiner besonderen Begabung entsprach, und er hat sich bald als der Meister auf diesem schwierigsten Arbeitsgebiet der Theologie bewährt.

Schon bevor F. seine ganze Kraft der systematischen Theologie widmen konnte, ist das Werk erschienen, welches man als die geistesmächtigste Arbeit des großen Systematikers bezeichnen muß: „Das System der christlichen Gewißheit" (2 Bde., 1. Aufl. 1870—1873. 2. Aufl. 1881—1883). Unter Gewißheit versteht F. den subjectiven Zustand des Versichertseins bezüglich eines Objectes. Die Gewißheit setzt die Erfahrung als den subjectiven Niederschlag der Wechselwirkung zwischen Object und Subject voraus. Dort, wo eine sich gleichbleibende und umfassende Erfahrung von einem Object vorliegt, tritt Gewißheit auf. Diese allgemeinen Grundsätze gelten auch von der besonderen Gewißheit des Christen. Der Christ wird nämlich durch die Erfahrung dessen gewiß, daß er ein anderer, ein neues Ich geworden ist und daß er in diesem neuen Zustand erst seinen sittlichen Bedarf gedeckt, sein Wesen als normal und gesund empfindet. Diese Umwandlung des Menschen wird, sofern sie von außen her dem Menschen wurde, als Wiedergeburt, sofern sie sich in der Form des eigenen Wollens realisirt als Bekehrung bezeichnet. Indem wir aber dieses neuen Lebensstandes gewiß werden, erstreckt sich die Gewißheit zugleich auf die wirksamen Causalitäten, die ihn erzeugen und erhalten, sowie auf die besondere Modalität der Einwirkung dieser Causalitäten. Wir werden sonach durch die Erfahrung gewiß der geschichtlichen Ueberliefung und Lehre. So ergeben sich drei Gruppen von Objecten der christlichen Gewißheit: 1. Die immanenten Objecte als die dem Subject inhärenten Wirkungen der zweiten Gruppe, d. h. 2. der transscendenten Objecte, und 3. die transeunten Glaubensobjecte als die besonderen Mittel, durch die diese Causalität jene Wirkungen erzeugt. Diesen drei Gruppen christlicher Erfahrungsobjecte steht nun seitens der natürlichen Betrachtung der Dinge ein dreifacher Gegensatz gegenüber, der sich mit innerer Nothwendigkeit geschichtlich in der gleichen Folge entfaltet hat, in der die denkende Betrachtung jener Objecte habhaft wird. Zuerst hat der Rationalismus jene übernatürlichen Wirkungen im Menschen in Abrede gestellt, dann hat folgerichtig der Pantheismus die Existenz der entsprechenden transcendenten Causalitäten negirt, und schließlich hat der Kriticismus das Christenthum und die Kirche als rein natürliche Größe proclamirt. Darüber hinaus liegt nur noch der Gegensatz des Materialismus, der seinerseits zuwiderläuft der besonderen Betrachtung der natürlichen Objecte, die mit jenem geistlichen Lebensstand gesetzt ist.

Die immanenten Objecte der christlichen Gewißheit sind folgende: 1. Die Sünde und die sittliche Unfreiheit des natürlichen Willens als das Widerspiel des in der Wiedergeburt uns gewordenen Lebensstandes; 2. die von Gott geschenkte Schuldfreiheit als die Voraussetzung des Eintrittes in das neue Leben, die aber nur solange und insofern in Kraft bleibt, als sie von dem Subject im Bekehrungsstand bejaht wird. So tritt neben die habituelle die actuelle Gerechtigkeit. Dieser neue Lebensstand faßt in sich sowohl den Glauben und die ethische Willensfreiheit als auch die Gewißheit von der schließlichen Vollendung des neuen Lebensstandes. — Als Gegensatz wird hier also der Rationalismus behandelt. Es fehlt die Erfahrung der Wiedergeburt, daher fehlt auch das Bewußtsein habitueller ethischer Unfreiheit und habitueller Gerechtigkeit. Und auch hinsichtlich der actuellen Gerechtigkeit und der Unsterblichkeit ist die Uebereinstimmung nur eine mehr scheinbare.

Von den immanenten Objecten als den Wirkungen schreitet die Betrachtung fort zu der transscendenten Causalität derselben. Es ist der schlechthin überweltliche absolute Gott, der sowohl das neue Leben als das Schuldbewußtsein und die Schuldfreiheit bewirkt. Aber die besondere Art der Wirkung jenes Factors veranlaßt andererseits das Urtheil, daß das Absolute persönlich ist.

Die genauere Erwägung der transscendenten Heilscausalität zeigt aber weiter, daß sich Gott hier als ein anderer zu erfahren gibt, sofern eine absolute Verschuldung ihm gegenüber stattfindet, als ein anderer, sofern er ein Verhältniß der Schuldfreiheit setzt, und als ein anderer, sofern durch ihn das Einzelsubject in dies Verhältniß gerückt wird. Läßt sich so der Trinitätsgedanke der Gewißheit einordnen, so auch der Gedanke des gottmenschlichen Sühners. Da nämlich einerseits Gott derselbe auch der Sünde gegenüber bleibt, d. h. sein Wesen dem Sünder gegenüber durch die Strafe bewährt, andererseits wir, die Sünder, uns in einem Verhältniß der Schuld- und Straffreiheit Gott gegenüber wissen, so kann dies nur durch eine für uns geschehene Sühnethat vermittelt sein. Ist aber der Bann der Sünde nur durch Gott lösbar und ist die Sühne etwas menschlicherseits Gotte Darzubringendes, so ist im Bewußtsein der Schuldfreiheit die Gewißheit vom gottmenschlichen Sühner mitgesetzt. Genauer noch, wird die Sündlosigkeit des Sühners und seine Stellvertretung für uns ausgesagt werden müssen. Indem aber letzterer Begriff streng gefaßt wird, soll er sich nicht auf die Erleidung der Höllenstrafen, d. h. dessen, was den Menschen erst treffen würde für den Fall, daß keine Sühne einträte, erstrecken. Nun ist aber der Mensch wirklich im Zustand der Schuldfreiheit, also muß die Sühne das in sich befassen, was der Sünder hätte leisten müssen, um durch Strafe und Gericht — nämlich bevor die definitive ewige Strafe eintrat — hindurch in den Zustand der Schuldfreiheit und Seligkeit zu gelangen. Der Sühner hat Gehorsam unter der Repression der Strafe geleistet. Dadurch ist dem Vater die Sühne dargeboten. Indem aber Christus der zweite Adam ist und die Gläubigen im engsten Zusammenhang mit ihm stehen, ist diese von ihm geleistete Sühne die Sühne des Menschengeschlechtes. So soll sich aus der einfachen Thatsache des Bewußtseins von der Schuldfreiheit das Bewußtsein von Christi Sühnethat als nothwendige Folge ergeben, ohne daß freilich diese Consequenz auf alle concreten geschichtlichen Einzelheiten der Sühneleistung erstreckt werden dürfte.

Der Pantheismus überkommt nicht nur die Negationen des Rationalismus, sondern leugnet dazu die göttliche Persönlichkeit, damit aber auch das Absolute als eine reale und thatkräftige Macht. Was er dafür als das Absolute einsetzt, ist ein undenkbares Phantasma, jenes Mittelding zwischen Unendlichem und Endlichem, Unpersönlichem und Persönlichem, das sich realisirt im Einzelnen und doch nie Einzelnes ist. In der Ablehnung der göttlichen Person ist consequent die Leugnung der Trinität begründet. Schließlich fallen auch alle auf die Sühnung bezüglichen Gedanken für den Pantheismus mit der Leugnung der göttlichen Person dahin, da jene Gedanken nur innerhalb eines persönlichen Verhältnisses vollziehbar sind.

Drittens bemächtigt sich die systematische Betrachtung der christlichen Gewißheit der transeunten Objecte derselben. Die transscendente Causalität wird wirksam in den concreten geschichtlichen Formen einer menschlichen Gemeinschaft und ihrer Worte und Handlungen. Aus dem Volke des menschlichen Zeugnisses springt der Funke einer anderen Welt hervor und entzündet das Herz. Nur in der kirchlichen Gemeinschaft mit ihren Gnadenmitteln kann Wiedergeburt und Bekehrung zu Stande kommen. Auf Grund dessen gelangt die christliche Erfahrung zu einer sonderlichen Werthschätzung von Wort, Kirche und Sacrament. Ferner ist daran zu erinnern, daß auch die heilige Schrift mit zu den transeunten Glaubensobjecten gehört, sofern sie die uranfängliche und urkundliche Gestalt des in der Gemeinde wirksamen Wortes darstellt. Vermöge der Erfahrung, die die Kirche an diesem Wort gemacht hat, gilt es ihr als irrthumsfrei, nämlich hinsichtlich der von ihm gebotenen Heils-

verkündigung. Und dies bewährt sich an dem Selbstzeugniß dieses Wortes von besonderen Veranstaltungen und Bewahrungen behufs seiner Entstehung. — Aus dem dargelegten Zusammenhang ergibt sich weiter die Gewißheit von der Offenbarung, dem Wunder und der Inspiration. In Christo tritt dies als Einheit gleichsam an den Christen heran. Die Herstellung des persönlichen Christenstandes erlebt die christliche Erfahrung als Wunder. Wie hier in den Naturzusammenhang eine andere Causalität eingreift, so erkennt der Christ, daß Gott den Naturzusammenhang zum Zweck des Heiles in Christo von neuen Potenzen durchdrungen, gleichsam vergeistigt werden läßt. Parallel mit dem Wunder wird der Christ aber auch der Offenbarung Gottes gewiß, als der Form, in welcher die göttlichen Heilsgedanken sich behufs Erfassung seitens der Menschheit verwirklichen. Auf Grund der Erfahrung der eigenartigen Wirksamkeit des Offenbarungswortes kommt der Christ zu der Aussage von der Inspiration desselben als der Form der Verbindung Gottes mit diesem Wort. Dies gilt nun aber von dem Wort in seinem ganzen Umfang als Träger der Offenbarung, in specifischer Weise aber von dem urkundlichen Schriftwort. Es sei ein Fehler, die Inspiration bloß auf die Bibel zu beschränken und sie dann in der unnatürlichen und mechanischen Weise der älteren Dogmatik zu denken. Inspirirt ist die Schrift, sofern sie Heilszeugniß ist.

F. wendet sich jetzt dem Gegensatz zu, den er als Kriticismus bezeichnet. Er denkt dabei an die Richtung von Strauß und Baur. Ein wesentlich pantheistisches System bildet den Hintergrund. Alles Sein und Werden ist natürlich. Eine natürliche Entwicklung der Anschauungen mit natürlichem Erfolg, eine natürliche Gemeinschaft der Kirche sind anzunehmen. Wunder, Offenbarung, die specifische Art der heiligen Schrift zerrinnen vor dieser „voraussetzungslosen Kritik". Und es kann nicht anders sein; denn wird die übernatürliche Thatsache der Wiedergeburt und Bekehrung als solche nicht anerkannt, so fällt damit auch Alles dahin, was sich aus ihr hinsichtlich der transscendenten Verursachung derselben in den historischen Formen des Menschenlebens ergab.

In dem letzten Theil des Werkes wird noch nachgewiesen, daß der Christ vermöge der Erfahrung des absoluten Gottes auch hinsichtlich des natürlichen Lebens und seiner Güter eine andere Gewißheit hat als die von der gemeinmenschlichen Betrachtung gewährte. Diese endliche Welt ist von Gott und für Gott erschaffen, der Mensch ist nicht nur ein Naturwesen in der Reihe der übrigen, denn ihm haftet, trotz aller Corruption, die Sittlichkeit als die Bestimmung zum geistigen Sein für Gott an. Den Gegensatz zu dieser idealen Werthung des kosmischen Seins bildet der Materialismus mit seiner Leugnung des Geistes und der geistigen Werthe und Zwecke innerhalb der Welt. Auch hier will aber daran erinnert sein, daß der dieser Betrachtungsweise entgegengesetzte christliche Idealismus sich aus jenem grundlegenden Erlebniß der Wiedergeburt und Bekehrung und aus der Erkenntniß der in diesen Wirkungen sich wirksam erweisenden transscendenten Causalitäten, ergibt.

In diesem großen Werk sind die Grundideen der Frank'schen Theologie niedergelegt. Die „Realitäten" des „geistlichen Kosmos" sind abgeleitet und als gewiß erwiesen worden aus der Erfahrung der Wiedergeburt und Bekehrung als in ihr gesetzt. Sie gehen aus von der transscendenten göttlichen Causalität und werden von ihr zur Einheit zusammengefaßt. Diese Gedanken erweisen den Zusammenhang Frank's mit Schleiermacher wie Hofmann. Aber er unterscheidet sich auch von beiden. Nicht nur die Zuständlichkeiten des frommen Subjectes will F. entfalten, sondern sein Absehen ist auf die über-

irdischen Realitäten gerichtet, als deren Product diese subjectiven Zuständlichkeiten erscheinen. Andererseits vermeidet es F. bis zu einem gewissen Grade, aus dem Thatbestand der Wiedergeburt die Gewißheit aller Thatsachen der „Heilsgeschichte" sowie der formulirten kirchlichen Lehren abzuleiten. Man wird urtheilen dürfen, daß hier eine noch weit größere Zurückhaltung am Platze sein wird, daß also gewiß an manchem Punkte die Möglichkeit wie die besondere Art dieser Ableitung wird bestritten werden müssen. Es ist bei F. schließlich doch beinahe die ganze detaillirt ausgeführte lutherische Dogmatik, die Zug um Zug von dem unmittelbaren Erleben der Gewißheit umfaßt sein soll. Die Selbstgewißheit des neuen Ich umfaßt die Gewißheit von jenen Realitäten. Die hierwider erhobene Anklage auf Subjectivismus hat F. immer scharf zurückgewiesen, denn weder wollte er bloß Bestimmtheiten des christlichen Bewußtseins schildern, sondern vielmehr einen objectiven Thatbestand darlegen, der freilich nur in seinen Wirkungen im Subject erkannt werde, noch konnte er zugestehen, daß es eine andere Aussage von objectiver Realität gebe als die subjectiv erfahrene und vergewisserte. Hierin hatte er gewiß Recht.

Sind so die Realitäten des christlichen Glaubens gewonnen, so ist die Aufgabe der Dogmatik oder des Systems der christlichen Wahrheit (2 Bde. 1. Aufl. 1878/80, 3. Aufl. 1893/94), wie F. sie nennt, eine verhältnißmäßig einfache. Es handelt sich darum, die so vergewisserten Objecte in ihrem inneren Zusammenhang zu erfassen und darzustellen. Dies geschieht nun nicht mehr von der subjectiven Vergewisserung aus, sondern von der in dem „System der christlichen Gewißheit" als beherrschend erkannten ersten Ursache der christlichen Realitäten her. Daher wird die Frank'sche Dogmatik von dem Realprincip, dem principium essendi oder Gott her, nicht von einem Erkenntnißprincip oder Mittelbegriff aus, construirt. Die geläufig gewordene Unterscheidung von Materialprincip (Rechtfertigung) und Formalprincip (Schrift) verwirft F. daher als irreführend, sowie auch deshalb, weil die systematische Erkenntniß von der Schrift erst im Zusammenhang des Systems selbst erfaßt werden könne. Neben das principium essendi tritt nach ihm ein principium cognoscendi oder das gläubige Bewußtsein. Nun schließt aber Letzteres sowol die Anerkennung der Autorität der Schrift in sich als die kirchlich confessionelle Bedingtheit. Daher hat F. in reichlicher und sorgfältiger Weise die Schriftgedanken zum Ausbau seines Systems verwerthet. Ebenso hat er seine Lehrentwicklung in genauem Zusammenhang zur lutherischen Kirchenlehre entworfen. Hierbei kam ihm seine genaue Kenntniß der älteren protestantischen Theologie sehr zu Statten, die er sich bei Ausarbeitung seines theologischen Erstlingswerkes („Die Theologie der Concordienformel". 4 Theile. 1858 ff.) erworben hatte. Aber F. hat dabei die klare Einsicht bezeugt, daß das Dogma als solches nicht die adäquate und abschließende Formulirung des zusammenhängenden religiösen Thatbestandes darstelle, sondern nur den Versuch der Kirche in einer besonderen Lage besonderen Gegensätzen gegenüber eine Glaubenswahrheit als Realität zu bezeugen. Darin sei die Einseitigkeit aller Bekenntnisse begründet. So wenig es Aufgabe der Dogmatik sein kann, einfach die Schriftlehre zu reproduciren, so wenig genügte sie ihrer Aufgabe durch eine systematisch geordnete Wiedergabe des Inhaltes der kirchlichen Dogmen. So angesehen fällt der Dogmatik eine über die biblische und historische Theologie hinausgreifende Aufgabe zu, sie dient an ihrem Theil dem Fortschritt der religiösen Erkenntniß der Kirche.

Ist hiermit die Aufgabe der Dogmatik im Sinne Frank's erkannt, so ergibt sich aus den obigen Bemerkungen auch die Eintheilung des dogmatischen

Systems. Die Dogmatik stellt dar das Werden der Menschheit Gottes. Der erste Theil handelt vom „Princip des Werdens" und stellt die Lehre von Gott dar. — Der zweite Theil ist dem „Vollzug des Werdens" gewidmet, der in drei Abschnitten entfaltet wird: Generation (Schöpfung, Welt, Mensch), Degeneration (Sünde, Teufel), Regeneration (nämlich: 1. die Menschheit Gottes als für den Gottmenschen werdende; 2. die Menschheit Gottes als in dem Gottmenschen gesetzte; 3. Die Menschheit Gottes als aus dem Gottmenschen erwachsende, und zwar: a) die Menschheit Gottes als Object des Werdens, d. h. die Lehre von den Gnadenmitteln, b) die Menschheit Gottes als Subject des Werdens, d. h. die Heilsordnung, c) die Menschheit Gottes als Object-Subject des Werdens, d. h. die Kirche. Der dritte Theil schildert „das Ziel des Werdens" oder die Eschatologie.

Hier ist also die Gesammtheit der Realitäten der christlichen Gewißheit in einem großen Zusammenhang aufgefaßt und dargestellt. Es ist gezeigt, wie es zu einer Menschheit Gottes kommt, nämlich in einem Werdeproceß, dessen wirksames Subject Gott in den geschichtlichen Veranstaltungen seiner Gnade, dessen Object die allmählich Gottes werdende Menschheit ist. Das Princip dieses Werdeprocesses ist die absolute allwirksame göttliche Causalität, das Ziel die Menschheit Gottes.

Im Rückblick auf dieses Frank'sche Werk kann man wol sagen, daß in ihm die geistige Bewegung der Erlanger Theologie, wie sie durch Hofmann und Thomasius hervorgerufen worden ist, zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Es ist ein Versuch der „neuen Weise alte Wahrheit zu lehren", wie Hofmann ihn forderte. Die Ablehnung der gesetzlichen Auffassung von Schrift und Bekenntniß, die kenotische Christologie, die Grundzüge der Hofmann'schen Versöhnungslehre kommen hier besonders in Betracht. Ausgehend von dem durch Schleiermacher angeregten Gesichtspunkt der geistlichen Erfahrung wird der Bestand der geistlichen Glaubensrealitäten gewonnen und diese werden sodann zu einem System verarbeitet. So sehr dies formell von der Tradition abweicht, so finden doch fast alle überkommenen kirchlichen Begriffe und Formeln in ihm ihren Platz. Diese Theologie ist im Ganzen durchaus kirchlich bekenntnißmäßig, ohne doch nur äußerlich das Bekenntniß reproduciren zu wollen. Mit Hofmann theilt F. den großen systematischen Zug und die formelle Freiheit der Ueberlieferung gegenüber. In dem Bestreben, inhaltlich den Gedankencomplex der kirchlichen Ueberlieferung unverkürzt zu erhalten, aber auch den kirchlichen Formeln, so weit als möglich, dem Wortlaut nach treu zu bleiben, berührt sich F. mit Thomasius, dem er als Systematiker aber in demselben Grade überlegen ist, als der große Dogmenhistoriker ihn an Reichthum des geschichtlichen Stoffes und historischer Anschauungen überragt. Die Dogmatik Frank's hat die lutherische Kirchenlehre in großem Stil zu reproduciren und zu begründen unternommen. Darin besteht ihre geschichtliche Bedeutung.

Die systematische Lebensarbeit Frank's fand ihren Abschluß in dem „System der christlichen Sittlichkeit" (2 Bde. 1884/87). Das „Werden des Gottesmenschen" ist der leitende Gesichtspunkt in diesem großen Werk. Auch in ihm treten viele besonders charakteristische Züge der Frank'schen Theologie hervor. Einmal der Tiefsinn des in dem Geist Christi gründenden, sich selbst und die Welt Christus erobernden Christen, sodann aber die großartige Freiheit des Christen der Welt und allem Natürlichen gegenüber. „Alles ist euer, ihr aber seid Christi", das ist der Grundton der Ethik Frank's. Der freie und tief ernste Geist evangelischer Ethik kommt in diesem Buch zu klarer und scharfer Aussage. Ohne daß je der streng systematische Fortschritt der Ge-

danken dadurch beeinträchtigt würde, ist eine Fülle feiner und scharfer Beobachtungen und gereifter Lebensweisheit in dem Werk dargeboten. Ist das „System der Gewißheit" das bedeutendste, das „System der Wahrheit" das populärste Werk Frank's, so ist das „System der Sittlichkeit" sein schönstes Buch.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier der sonstigen umfassenden litterarischen Thätigkeit Frank's im einzelnen gedenken. In der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche", sowie in ihrer Nachfolgerin, der von ihm mitbegründeten „Neuen kirchlichen Zeitschrift" entstammt eine große Anzahl von Aufsätzen seiner fleißigen Feder. Alle bedeutsamen Erscheinungen auf dem Gebiet der systematischen Theologie hat er hier Revue passiren lassen und manche brennende Zeitfrage erörtert (vgl. auch aus früherer Zeit seine [anonyme] Schrift: „Die Denkschrift des evang. Oberkirchenraths, betr. die gegenwärtige Lage der evang. Landeskirche Preußens, beleuchtet von einem luth. Theologen", Erlangen 1867). Hier sei noch das „Vademecum für angehende Theologen" (Leipzig 1892) genannt.

Vor allem aber galt seine Arbeit in den letzten Jahren der Bekämpfung der Ritschl'schen Theologie (s. bes. „Zur Theologie A. Ritschl's", 3. Aufl. 1891, sowie auch die „Dogmatischen Studien", 1892). Seine Auffassung dieser Theologie, sowie die Kritik, die er an derselben geübt hat, hat für ihre Zeit große Bedeutung gehabt. Mit einer Energie und Kraft, die sich mit den Jahren nur gesteigert hat, hat er sie bekämpft, und auch die letzte Arbeit aus seiner Feder galt einer „brennenden Frage", welche mit der Fragestellung jener Theologie zusammenhängt (s. Neue kirchl. Zeitschrift 1894, S. 183 ff.). F. erblickte in der Ritschl'schen Theologie eine moderne Erneuerung des alten Rationalismus. Dieses zu wiederholen ist er nicht müde geworden. Gegenüber jener Hervorhebung des „historischen" Menschen Jesus als des Offenbarers Gottes hat er den Verkehr mit dem persönlich gegenwärtigen Gottmenschen betont und gegenüber der bekannten Proscribirung der „Metaphysik" und „Mystik" in der Theologie hat er je und je daran festgehalten: „Bei dir ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht" und „mit Christo verborgen in Gott". Auch das nach seinem Tode herausgegebene Collegheft „Geschichte und Kritik der neueren Theologie" (Leipzig 1894, 3. Aufl. 1898) gewinnt unter dem Gesichtspunkt dieses Gegensatzes großes Interesse, so viel immer diese Arbeit, als historische Leistung beurtheilt, zu wünschen übrig läßt. Man hat sich über Ungerechtigkeit in Frank's Polemik beklagt; er hat als Polemiker freilich eine scharfe Klinge geführt, aber die traurige Methode, durch kleinliche Nadelstiche den Gegner zu reizen und zu beleidigen, oder durch unnoble Nörgeleien persönliche Rache zu nehmen, war ihm fremd. Daß er immer gerecht sein wollte, steht fest. Wer mit ihm verkehrt hat, weiß, wie es sich ihm nur um die Sache handelte. Von den Personen pflegte er nicht viel, und dann nicht selten freundlich und mit Anerkennung zu reden.

Er ist in der dogmatischen Entwicklung und den dogmatischen Gegensätzen der beiden letzten Decennien seines Lebens unbestritten einer der mächtigsten Führer gewesen. Will man sein Lebenswerk kurz bezeichnen, so wird man sagen dürfen, daß auch er wie Hofmann „die alte Wahrheit in neuer Form" hat lehren wollen. Er hat das Evangelium und seine Wahrheit — abzugsfrei — mit den Mitteln und mit den Methoden unsrer Zeit der christlichen Gemeinde verständlich machen wollen. Daß das Christenthum ein Leben mit Gott in Christo ist, daß dieses Leben erlebt und erfahren werden muß, und daß in ihm alle Wahrheit und aller Friede und alle Kraft beschlossen ist, das war der Grundgedanke seiner Lehre. F. ist dabei durch und durch ein moderner Mensch, ein Kind seines Jahrhunderts gewesen, nichts lag ihm so fern

als reactionäre Gelüste politischer oder kirchlicher Natur, er lebte in seiner Zeit und mit derselben, die wissenschaftlichen und ästhetischen, die kirchlichen und politischen Interessen der Gegenwart nahmen ihn stets in Anspruch und er hat bis an sein Ende zu lernen und fortzuschreiten mit größtem Fleiß sich bemüht. Seine Theologie war fertig, aber er selbst war nie einer von den „Fertigen" oder von den laudatores temporis acti. Aber dieser moderne Mensch hat doch nie den Drang oder die Nöthigung in sich verspürt, das „alte Dogma" preiszugeben, so sehr immer er innerlich frei gegenüberstand den Fragen der biblischen Kritik, wie der Formel des Dogmas als solcher oder den jeweiligen kirchlichen Formen und Tendenzen. Das ist das Eigenartige in der geschichtlichen Erscheinung Frank's.

Wenden wir uns nun, nachdem wir den Theologen in seiner geschichtlichen Stellung und Bedeutung zu charakterisiren versucht haben, der Persönlichkeit Frank's, seinem persönlichen Christenthum sowie seiner Thätigkeit als Hausvater, Lehrer und Universitätsmitglied zu.

Man hat nicht ganz selten über eine gewisse Unnahbarkeit, über eine kühle Abgeschlossenheit und antike Ruhe in der Persönlichkeit Frank's geklagt. Darin liegt in gewissem Sinn etwas Wahres. F. gehörte zu den Naturen, die so zu sagen ihr Lebenlang in zwei Stockwerken wohnen. Ueber sein inwendiges Leben Anderen gegenüber viel Worte zu machen, war nicht seine Art, die Entwürfe oder Absichten der Arbeiten, die ihn gerade beschäftigten, mit Anderen „durchzusprechen", war ihm nicht gegeben. Die Unterhaltung mit ihm konnte daher leicht in das gewöhnliche Conversationsgebiet hinübergleiten: Familienverhältnisse, Universitätsangelegenheiten, politische Fragen, kirchliche Ereignisse. Gern ging er auf theologische Themata ein, die der Andere etwa anregte, aber in der Behandlung beobachtete er doch eine gewisse Reserve. In rascher Wechselrede die Goldbarren seiner Gedanken in Scheidemünze auszuprägen, durch geistreiche Einfälle und Wendungen zu imponiren, sich schnell in den Gedankenkreis des Anderen hineinzuversetzen und von dessen Boden aus die Sache zu behandeln, lag nicht in seinem Wesen. In der Unterhaltung mit dem scharfen und klaren Denker und dem lebhaft und warm empfindenden Menschen konnte sich daher bisweilen wol eine gewisse Schwerfälligkeit geltend machen. Aber wer ihm irgend nahe trat, gewann den herzerquicklichen Eindruck, es hier mit einem rechten durch und durch ehrwürdigen und wahrhaftigen Mann zu thun zu haben, der mit allen Fasern seines Wesens und Empfindens in der Welt des christlichen Glaubens wurzelte und wirklich wurzelte. Daher der imponirende Eindruck, den seine Persönlichkeit auf die Collegen aller Facultäten wie auf die Studenten, auf ferner und näher Stehende machte, daher die allgemeine Verehrung und das Vertrauen, das man seiner Person entgegenbrachte. Es war eine ethisch verklärte Persönlichkeit, in deren Gegenwart das Gemeine und Nichtige sich nicht hervorwagen durfte.

Und der Grund alles dessen war, daß jeder es ihm anmerken mußte: „ich glaube, darum rede ich", und daß jeder Christ im Verkehr mit ihm ein Gefühl davon erhielt, hier ist das Christenthum nicht bloße Ausdrucks- und Redeweise, in diesem Menschen ist Jesus Christus wirklich die herrschende Macht geworden. In Christus lebte und webte sein Herz. Die Bibel war sein liebstes Erbauungsbuch. In sie regelmäßig sich sinnend zu versenken, war ihm ein Herzensbedürfniß. Und aus solchem regelmäßigen Verkehr mit Gott quoll das innige Gebetsleben, in dem er stand, und zu dem er sein Haus zu erheben wußte.

Ernst und streng hat er an sich gearbeitet, er hat sein Temperament in

Zucht zu halten gewußt, und er hat mit klarem Bewußtsein alle seine Kräfte und Gaben in den Dienst seines Berufes zu stellen verstanden. Das merkte man seinem Leben an. Das leidenschaftliche, rasch verletzte Temperament, das ihm eignete, hat er stets zu zügeln gewußt, so schwer es ihm auch oft wurde. Die eherne Ruhe, die ihn auszeichnete — oder bisweilen auch hemmte —, mag sich mit aus dem Kampf mit dieser Naturanlage erklären. In dieser Kraft der Selbstbeherrschung, die sich schon in seiner äußeren Erscheinung und der gemessenen Art seiner Bewegungen aussprach, lag freilich etwas Antikes, das an seine geliebten Römer gemahnte. — Mit eisernem Fleiß hat er, zum anderen, seines Berufes gewartet. Nur die sorgfältigste Eintheilung und Ausbeutung der Zeit ermöglichte es ihm, trotz großartiger litterarischer Arbeiten, trotz genauen und sorgfältigen Studiums der theologischen und philosophischen Litteratur — er war sicher einer der vielseitigst orientirten und belesenen Theologen seiner Zeit —, trotz der sorgfältigsten Präparation auf seine Vorlesungen, trotz einer überaus ausgedehnten Correspondenz sowie den vielen Besuchern, die in sein Haus kamen — doch auch stets, als Gatte und Vater, Zeit für die Seinen übrig zu haben. Wie oft nahm er sich in früheren Jahren der Arbeiten seiner Söhne an, wie hatte er immer Zeit für die Anliegen der Seinen, wie verstand er es sie um sich zu sammeln am Abend, etwa zu gemeinsamer Lectüre, oder auf Spaziergängen zu ernstem und heiterem Gespräch! Daß der Fleißige immer Zeit hat, das konnte man an Frank's Privatleben lernen. —

Im J. 1859 verheirathete sich F. mit Sophie Schmid, der ältesten Tochter seines Collegen Heinrich Schmid. Sieben Kinder entsprossen dieser Ehe, von denen zwei vor dem Vater gestorben sind. Ein glückliches, echt christliches Familienleben herrschte im Frank'schen Hause, das zum Mittelpunkt die Person des Vaters hatte. Zwar hat es an mancherlei Sorge und Noth auch hier nicht gefehlt, aber Glaube und Liebe haben alle Anfechtungen und Sorgen überwunden. Neben ihm waltete seine edle Gattin, die schönen geselligen Traditionen des Elternhauses forterhaltend. Konnte F. auf den Fernerstehenden bisweilen den Eindruck einer strengen Persönlichkeit machen, so lag doch Härte und Strenge seinem Walten im Hause ganz ferne. Mild und immer freundlich stand er seinen Hausgenossen gegenüber, durch Liebe sie leitend und gewinnend. Daher hingen die Kinder auch mit Innigkeit und Verehrung am Vater, wußten sie doch, daß sie bei ihm stets Verständniß und Hülfe finden würden in allen kleinen und großen Nöthen, aber ebenso ein fröhliches und dankbares Theilnehmen an allen ihren Freuden oder kleineren und größeren Erfolgen. F. ist jung geblieben im Kreise der Seinen, er hatte etwas Kindliches und Harmloses im Verkehr mit seinen Kindern wie überhaupt mit der Jugend.

Eine große und weit ausgebreitete Geselligkeit hat das Frank'sche Haus wol nie gepflegt. Aber öfters fanden kleinere Gesellschaften statt, und gern kamen die Familien von Freunden und näherstehenden Collegen in das Haus. Regelmäßig kam auch in früheren Jahren an bestimmten Abenden die Familie im schwiegerelterlichen Hause zusammen, besonders auch um litterarischen Interessen gemeinsam nachzugehen. Man erfreute sich da an Shakespeare, an Goethe und Schiller. Oder F. versammelte früher wol auch einen Damenkreis um sich, dem er einzelne biblische Bücher, wie besonders die Psalmen, auslegte. Regelmäßig wurden auch Studenten eingeladen, die ihm empfohlen waren, und in harmloser Freundlichkeit, die den berühmten Theologen bald vergessen ließ, wußte er dann auch mit dem jüngsten Fuchs in Ernst und Scherz zu verkehren.

Im Kreise seiner Collegen, bei Nichttheologen wie Theologen, genoß F., wie bereits gesagt, die höchste Verehrung, wiewol zumal in den letzten Jahren seines Lebens nur Wenige ihm persönlich näher getreten sind. Zwei Mal berief ihn das Vertrauen der Collegen zur Führung des Prorectorates, das er mit der ihm eigenen Umsicht und Sicherheit verwaltet hat. An allgemeinen Universitäts- wie Facultätsangelegenheiten nahm er stets lebhaften Antheil, noch am Abend vor seiner letzten Erkrankung sprach er eingehend über solche Dinge. Als Vorstand der Universitätsbibliothek hat er fast 28 Jahre über die Interessen dieses wichtigen Institutes mit Umsicht und Einsicht vertreten, von anderen Vertrauensämtern, die ihm wurden, zu schweigen. — Auch an der äußeren Anerkennung seiner Wirksamkeit hat es nicht gefehlt. Erwähnt sei nur aus den letzten Jahren der Titel eines Geheimrathes und der Civilverdienstorden der bairischen Krone, mit dem der persönliche Adel verbunden ist. — Sein kirchliches Interesse war stets lebendig, so hat er sich auch an kirchlichen Vereinen, besonders an der Missionssache, rege betheiligt. Gepredigt hat er in der Erlanger Zeit nur selten (zuletzt am 1. Adventssonntag 1865), obgleich er eine schöne Gabe hierfür besaß. Aber in dem Maß als die Uebung in der erbaulichen Rede seltener wurde, bereitete sie ihm, der doch nie ausreichende Uebung in ihr gehabt, Schwierigkeiten. Nur bei häuslichen Gelegenheiten, besonders der Aussegnung von Leichen von Verwandten oder nahe befreundeten Collegen, ergriff er wol das Wort zu schönen tief ergreifenden Ansprachen.

Wenden wir uns endlich seiner Lehrthätigkeit zu. Es gibt nicht viele Lehrer, die so dankbare und treue Schüler gehabt haben, wie F. Zunächst stieß den in systematischen Dingen ungeschulten Zuhörer die schwere und wol auch schwerfällige Diction ab, aber bald zog die Feinheit und Geschlossenheit der Dialektik an, dann erwärmte das edle Pathos der vollsten Ueberzeugung die Herzen, und schließlich ließ er seine Zuhörer nicht los, sie fühlten, daß sie von diesen Vorlesungen etwas hatten für das Herz wie für den Verstand, für Leben und Lehre. Vielen ist F. ein Führer geworden zur evangelischen Klarheit, vielen hat er den schwankenden Glauben gefestigt, vielen Handreichung gethan zur wirksamen Glaubenspredigt in der Gemeinde. Dieses Bild von Frank's Lehrthätigkeit wäre nicht vollständig, gedächten wir nicht noch der Beziehungen Frank's zu dem von ihm in das Leben gerufenen, und unter seiner Leitung zu schönster Blüthe gediehenen, Erlanger theologischen Studentenverein. Dreißig Jahre lang hat er regelmäßig die wissenschaftlichen Verhandlungen desselben geleitet, Fragen der Dogmatik und Symbolik, exegetische Themata aus dem neuen, hie und da auch aus dem alten Testament, wurden da unter seiner Leitung besprochen. Und wie ein belebender und sittigender Einfluß von seiner Person auf das Vereinsleben ausging und er für alle Vereinsangelegenheiten stets mit Rath und That sein Interesse zu bewähren bereit war, so öffnete er auch allen einzelnen Vereinsgenossen in bereitwilligster Weise sein Haus und sein Herz, er hatte für jeden im Verein ein Herz.

Bei der hervorragenden Gabe Frank's, die Jugend anzuregen und zum Arbeiten anzuleiten, bei seinem freundlichen Entgegenkommen den Fragen und Bedürfnissen der Studenten gegenüber, bei der großen Zahl von Anhängern in Nord und Süd, kann man wol dazu kommen, die Frage aufzuwerfen, weshalb es F. nicht beschieden gewesen ist, eine theologische Schule zu gründen? Eine eingehende Beantwortung dieser Frage kann hier nicht versucht werden. Aber es darf doch vielleicht an Einiges, was zur Lösung der Frage führen könnte, erinnert werden. Es ist vor allem dies, daß Frank's Theologie und Lehrthätigkeit den geschichtlichen Tendenzen und Neigungen, die in der Theo-

logie seiner Tage immer stärker wurden, nicht entgegenkam. Er hat die systematischen Interessen isolirt, ihr Zusammenhang mit den Problemen der exegetischen und historischen Theologie hat ihn innerlich doch eigentlich nicht bewegt. Die dogmengeschichtlichen oder biblisch theologischen Fragen so in die systematische Darstellung hineinzuziehen, daß diese ein Licht auf die specifisch geschichtlichen Fragen wirft und einen Antrieb zu der Lösung derselben gewährt, war nicht seine Art. Daher lag es ihm fern zu geschichtlichen oder biblisch theologischen Untersuchungen anzuregen, welche im Zusammenhang zu seinen dogmatischen Principien standen und die Kraft und Bedeutung dieser zu bewähren und zu erproben geeignet gewesen wären. Wenn nun aber die angehenden Systematiker heute ganz von selbst ihre ersten Schritte auf jenen Gebieten thun, so lag es nahe, daß sie entweder die systematischen Gesichtspunkte verloren und ganz in das exegetische oder historische Arbeitsgebiet geriethen, oder dann ihre Anregungen und Ideen von einer anderen Theologie zu beziehen anfingen, die jenen Zusammenhang deutlicher zu wahren schien. So wird es sich begreifen, daß gerade manche wissenschaftlich angeregte Zuhörer Frank's sich seinem wissenschaftlichen Einfluß, auf mancherlei Umwegen, wieder entzogen haben. Was wir oben über die Schranke Frank's auf geschichtlichem Gebiet bemerkten, empfinge hier erst sein rechtes Licht und ließe sich in gewissem Sinne als verhängnißvoll bezeichnen.

Aber — diese Beobachtungen seien richtig oder unrichtig — die lutherische Kirche wird sich stets dankbar des reichgesegneten großen Lehrers erinnern, der das Evangelium im Sinne und Geist Luther's vom Katheder aus fast ein Menschenalter über verkündigt hat. Daß das restaurirte Lutherthum unseres Jahrhunderts nicht versunken ist in eine Repristination der Theologie der Concordienformel und der Dogmatik des 17. Jahrhunderts, das wird einst die Geschichte vor allem unter den Verdiensten der beiden großen Erlanger Theologen, Hofmann und Frank, hervorheben.

F. stand noch in der vollen Kraft und Lust der Arbeit, als plötzlich und Allen unerwartet der Tod an ihn herantrat. Es scheint ein Schlagfluß gewesen zu sein, der in der Nacht auf den 5. Februar des Jahres 1894 F., der am Abend zuvor noch wohl und heiter in einer Gesellschaft geweilt, traf. Das Bewußtsein war sofort geschwunden, und es ist kaum oder doch nur für wenige Augenblicke wiedergekehrt. Durch die Collegen wie die Studenten ging ein jäher Schreck, als sich die Kunde von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes verbreitete. Als ich meinen Zuhörern davon Mittheilung machte, da ging eine tiefe Bewegung — ja ein Schluchzen — durch die Reihen, wie man es selten erlebt. Das war der letzte und vielleicht schönste Triumph, der dem großen Lehrer in diesem Leben geworden ist.

Am Morgen des 7. Februar 1894 ist er sanft entschlafen. Auf dem Neustädter Kirchhof zu Erlangen wurde er am 9. Februar zur letzten Ruhe gebettet. —

Das vorliegende Lebensbild beruht auf schriftlichen Mittheilungen, die mir seiner Zeit der Bruder Frank's, Justizrath E. Frank in Altenburg, sowie die Gattin Frank's gemacht haben, sowie auf persönlicher Bekanntschaft mit Frank. R. Seeberg.

Fränkel: Ferdinand F., fruchtbarer bairischer Volks- und Tagesschriftsteller, wurde aus altbairischer katholischer Kleinbürgerfamilie am 16. November 1815 zu München geboren, wo er sein ganzes langes Leben verbracht hat und allmählich zu einer örtlichen Individualität herausgewachsen ist. Nach der Volksschule unterbanden materielle Verhältnisse den Drang Fränkel's zu höherer Bildung, und er ward Buchbinder. Unbezwingliche Neigung zum Theater hieß

ihn sich als Schauspieler, bald aber als Dramatiker versuchen, und zwar dies mit den in ihrem Genre verheißungsvollen „Volks-Schauspielen", die den halb-phantastischen Stil Ferd. Raimund's und den trivialeren Nestroy's ziemlich frei theils auf eine südbairisch-österreichische, theils auf die Münchener Sphäre übertrugen, auch gelegentlich mit leicht bajuvarischem Dialekt: schon bis zum Druck, 1852, wurden die originelle Zauberposse „Der Goldsee", Fränkel's dramatisches Debüt, „Der Schwärzer und sein Deandl" und „Adelheid die Soldatenbraut" in Wien und München auf beider Vorstadt- und vielen Provinzbühnen sehr oft aufgeführt. Leider trieben pecuniäre Bedrängnis sammt einem mißdeuteten Triebe F. fürder der Kleingattung volksthümlicher Journalistik in die Arme, die am Isarstrande von jeher wuchert. Daneben schrieb er Localplaudereien und allerlei volksmäßige Beiträge auch für größere Tagesblätter und rief kühn sogar selbst publicistische Unternehmungen ins Leben, deren bekannteste die, auch holzschnittmäßig illustrirte typische Nachahmung Wiener Vorbilder, „Die Stadt-Frau-Bas. Ein freimüthiges Lokalblatt für München und seine Vorstädte", seit 5. April 1862 bis Ende 1863 allsamstäglich, meist harmlos die Münchner und wichtigsten auswärtigen Vorkommnisse satirisch beleuchtete. 1863 sollte dem wohl finanziell nicht recht einschlagenden Unternehmen als Gratisbeilage für Reclamen u. dgl. „Der Herr Vetter aus Stadt und Land" auf die Beine helfen. Später begann F. eine jahrelang viel verkaufte „Hofbräuhaus-Zeitung"; deren Quintessenz trug dann in einem flachen papiernen Maaßkrug mit Sprüchen „Der kleine Bädeker für das Münchener Hofbräuhaus mit [lokal- und kulturgeschichtlichen Notizen und] einem humoristischen Fremdenbuch ... vom alten Bierologen Fernandus Frankl" mit dem Besucherstrome in alle Welt hinaus. Daselbst heißt's am Schlusse (S. 57 f.) unter einem „Conterfei des Herausgebers": „Bin aus dem Volk und schreib' fürs Volk, Dieß ist mein höchster Ruhm, Das Leben war die Hochschul' mir, . . . Ich war stets deutsch und schreib auch so, Versteh' nicht viel Latein, . . . Wenn mich das Volk nur recht versteht, Daß ich's ehrlich mit ihm mein', Und mit mir lacht und mit mir weint, Will ich zufrieden sein." Auf dem Innenumschlage dieses Bierkrugs steht eine Liste „Münchner Bier-Literatur. Verfaßt von Ferdinand Fränkel"; die verstreuten Dichtungen und mancherlei local-publicistischen Veröffentlichungen (1852—96), fast sämmtlich bairischen, großentheils zeitgeschichtlichen und Münchner Anstrichs, besitzt in sorgsamer Ordnung die kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (dabei ein Convolut 16 „Kleiner Schriften" als 2^0 Bavar. 299). Es gelang Fränkel's Talent trotz mehrerer Ansätze („Dramatische Feld-Blumen" 1856, „Fr. Schiller als Mensch und Dichter" 1863, u. a.), nicht, sich aus dem Kleinkram des Localjournalisten und Gelegenheitspoeten emporzuringen, wo er ungemein rührig und fruchtbar war. Er bethätigte sich an allerlei Presse- und verwandten Unternehmungen, zeitweise mit einer eigenen Druckerei, außer Dramen, Possen, verschiedenartigen Gedichten mit vielen Flugblättern und Broschüren, meistens bairisch-vaterländischen Inhalts, wie ihm auch sein Landesherr, dessen Familie er in etlichen Schriften litterarisch verklärt, die Medaille für Kunst und Wissenschaft verlieh. Als der öfters schlechtsituirte Mann einmal am Bettelstabe war, verkaufte er seine Feder der berüchtigten Adele Spitzeder für ihre schwindelhafte „Dachauer Bank" (1872). Der vielgelesene und lange populäre eifrige Pfleger actueller Volksschriftstellerei starb, persönlich kaum noch beachtet, $82^1/_2$ Jahre alt, am 15. Mai 1898 in der Stadt seines Ursprungs, ganzen Daseins und litterarischen Wirkens; am 20. Mai standen nur wenige Bekannte des einst Oftgenannten in der Heiliggeistkirche neben den beiden Töchtern bei den Exequien.

Hyazinth Holland's knappe Skizze über F. F. in Bettelheim's Biogr. Jhrb. u. Dtsch. Nekrlg. III, 169, fast wörtlich abgedruckt bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhrhs.[5] I, 558; mündliche Angaben Prof. Holland's u. eigene Erinnerung. Ludwig Fränkel.

Fränkel: Wilhelm F., Ingenieur, wurde am 1. Januar 1841 zu Odessa als Sohn eines kaiserl. russischen Staatsraths deutsch-österreichischer Herkunft und evangelischen Bekenntnisses, Adolph F., geboren. Er besuchte die Polytechnische Schule zu Dresden, hielt sich bei Leipziger Vettern F. viel auf und war seit 1866 als Ingenieur der kgl. sächs. Staatsbahn praktisch beschäftigt. 1868 wurde er Docent, 1869 außerordentlicher, später ordentlicher Professor der Ingenieurwissenschaften an dem zur Technischen Hochschule erhobenen Polytechnikum zu Dresden; nach einigen Jahren durch den Titel eines Baurathes geehrt, wurde er, als er, schon an die Fünfzig, einen überaus schmeichelhaften Ruf an die Stuttgarter Technische Hochschule ablehnte, zum Geheimen Baurath ernannt. Mit der Nichte und Pflegetochter des berühmten Mathematikers Schlömilch, Geheimen Schulraths zu Dresden, führte er eine glückliche, mit zwei Töchtern gesegnete Ehe. Er starb zu Dresden am 13. April 1895.

In Ingenieurs- und Technikerkreisen hoch angesehen und vielerorts um Gutachten in seiner (sogleich zu bezeichnenden) Specialität angegangen, trat der geistreiche F. auf den Versammlungen deutscher und der sächsischen Ingenieure stets mit Anregungen, Mittheilungen und Belehrungen hervor, unaufdringlich und allgeschätzt. Auch als akademischer Lehrer hat er eine höchst ersprießliche Wirksamkeit entfaltet, die ebenso sehr nach obenhin — wo man unter glänzenderen Bedingungen als bisher den Fortberufenen mit Erfolg an die dauernde Stätte seiner Lehrthätigkeit fesselte — wie bei den Studirenden vollste Anerkennung fand. Immerhin hat sich F. aber wesentlich durch seine fachlichen Leistungen technischen Gebiets, und zwar sowohl in theoretischer wie in praktischer Hinsicht, einen überaus hochgeachteten Namen erworben. Insbesondere hat er sich um Baustatik und Brückenbau ungemein verdient gemacht. Für Untersuchung sammt Prüfung ausgeführter eiserner Brücken auf ihren Sicherheitsgrad construirte er den Durchbiegungszeichner und den Drehungszeichner, welche beiden fein berechneten Erfindungen sich praktisch außerordentlich bewährt und gar manchen Fehlschlag bei Uebernahme fertiger Brücken hintangehalten haben. Auf diesem Felde liegen auch Fränkel's literarische Veröffentlichungen großentheils. Am bekanntesten wurden davon: „Ueber Drehscheiben und Schiebebühnen" 2. Aufl. (1876), in „Vorträge über Eisenbahnbau, hrsg. von Winkler", Heft 3, ein mit Heyn bearbeiteter „Atlas des Bauwesens" (1874) in Heusinger v. Waldegg's „Handbuch für specielle Eisenbahntechnik" Bd. I (1877), „Schiebebühnen und Drehscheiben" in Schäffer's und Sonne's „Handbuch der Ingenieurwissenschaften" Bd. II, 12. Abth. „Bewegliche Brücken" (1882; 2. Aufl. 1888); außerdem viele bauwissenschaftliche Specialabhandlungen im „Civilingenieur", in der „Ztschr. f. Bauwesen", den „Protokollen des Sächs. Ingenieur-Vereins" u. a. technischen Fachorganen.

Kurze Artikel in den Conversationslexicis, Nachrufe in Dresdener Tageszeitungen nach dem Tode; knappe Nekrologe in den meisten genannten Fachjournalen sowie in der „Voss. Ztg." s. v. „Kunst, Wissenschft. u. Lit.". Authentische Aufzählung seiner sämmtlichen Veröffentlichungen bei Kukula, „Bibliograph. Jahrbuch d. dtschn. Hochschulen" (1892), S. 216 f. Eindrücke des Vetters (s. o.) und Freundes Max Fränkel (1833—81).

Ludwig Fränkel.

Franken: Alex F., Oberlandesgerichtsrath und ordentlicher Professor der Rechte zu Jena, wurde am 7. October 1847 zu Düsseldorf geboren, studirte

in Bonn, Heidelberg und Berlin, promovirte als Kölner Advocat in Berlin 1874 mit der Dissertation „de principali interventione et oppositione tertii Gallici processus", habilitirte sich am 6. Juli 1875 an der Berliner Universität und wurde nach gründlichen juristischen Studien schon 1878 außerordentlicher Professor an der Universität Greifswald, nach drei Jahren Ordinarius in Jena, wo er einem umfangreichen Lehrauftrag (deutsche Rechtsgeschichte, Civilproceß, Handels- und Wechselrecht) zu genügen hatte. Nebenbei war er Rath am Oberlandesgericht. Man rühmt sein großes Lehrtalent, seine geistige Originalität, seine auch im politischen Leben bewährte Beredsamkeit. Seinen wissenschaftlichen Ruhm begründete er durch die werthvolle Untersuchung „Geschichte des französischen Pfandrechts. I. Mittelalter", Berlin 1879, die ganz neue Resultate brachte, so daß die Nichtfortsetzung lebhaft zu bedauern ist. Interessante Ideen entwickelte er in zwei Vorträgen, „Romanisten und Germanisten", Jena 1882, deren erster die Romanisten als Apostel der Idee von der Freiheit und Gleichheit des Individuums schildert, während der zweite eine Denkrede auf K. F. Eichhorn enthält. Zur Jenenser Juristenfacultätsschrift zu Ehren von Gneist lieferte er einen beachtenswerten Beitrag „Vom Juristenrecht", Jena 1888. In den letzten Lebensjahren, die vielfach durch schwere Leiden gestört wurden, beschäftigte er sich mit Abfassung eines viel Neues bietenden, freilich für akademische Kreise nicht geeigneten Werkes über „Deutsches Privatrecht", Leipzig 1889—94. In einem schweren nervösen Anfall endete er am 5. October 1896 selbst sein Leben.

Nekrolog in der Deutschen Juristen-Zeitung I, 418. — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, hrsg. von Anton Bettelheim, I. Bd. Berlin 1897. S. 221. — R. Loening's Rectoratsrede v. 19. Juni 1897, S. 35. — Beilage zur Allg. Zeitung 1896, Nr. 231, S. 8. — Ztschr. f. d. ges. Handelsrecht, Bd. 25, S. 410—421 (A. Heusler). — Grünhut's Ztschr. VIII, 374—378; X, 225—228; XVII, 653. — Krit. Vierteljahresschr., 3. F., Bd. 7, S. 273. — Zarncke's lit. Centralblatt 1880, Sp. 143; 1895, Sp. 453; 1896, Sp. 1558. — Kirchenheim's Centralblatt XIV, 213. — Savigny-Ztschr., 17. Bd. Germ. Abth., S. 196. — Gierke, Deutsches Privatrecht I, 93, Note 48. A. Teichmann.

Frankenberg: Friedrich Ludwig Ernst Graf von F. und Ludwigsdorf, Freiherr v. Schellendorf, gewöhnlich Graf Fred F. genannt, preußischer Parlamentarier, geboren am 5. Februar 1835 zu Breslau, † am 31. December 1897, war der Sohn des am 28. December 1855 verstorbenen Grafen Ernst v. F. auf Tillowitz und der Gräfin Eleonore v. F., geb. Gräfin v. Ledebur-Wicheln. Vater und Mutter waren katholisch, die Mutter eine Oesterreicherin. Graf Fred studirte 1853 und 1854 in Bonn und Breslau drei Semester Rechtswissenschaft, sodann zu Tharand ein Jahr die Landwirthschaft. Durch den frühen Tod seines Vaters wurde er in jungen Jahren Herr einer der größten Besitzungen in Preußen, nämlich der 7950 Hektare umfassenden Herrschaft Tillowitz im Kreise Falkenberg in Oberschlesien. Die Jahre 1855—1866 benutzte er zu Reisen nach der Schweiz, Italien, Frankreich, Oesterreich, Ungarn, Griechenland, dem Orient und England. Beim Ausbruch des Krieges von 1866 meldete er sich freiwillig zum Dienst und nahm auf Befehl König Wilhelm's I. an dem Feldzuge als Ordonnanzofficier des VI. (schlesischen) Armeecorps theil. Er zog mit Begeisterung in den Kampf; es schwebte ihm als herrlicher Gedanke vor, als der letzte seines Stammes für Deutschlands Einigung unter den Hohenzollern zu fallen. Voll Hochgefühl wohnte er der Entscheidung bei Königgrätz bei. Nach dem Kriege wandte er sich der parla-

mentarischen Thätigkeit zu. Er wurde vom Kreise Falkenberg-Grottkau am 12. Februar 1867 in den norddeutschen constituirenden Reichstag und am 31. August 1867 in den ersten ordentlichen (norddeutschen) Reichstag gewählt. Er war mit ganzer Seele bei den damaligen Berathungen; mit dem Schwaben Völk jubelte er: „Es ist Frühling geworden in Deutschland". Er hat dem Reichstag bis zum Jahre 1881 ununterbrochen angehört; seit 1874 vertrat er den Kreis Ohlau-Nimptsch-Strehlen. Vorübergehend (1867—1869) gehörte er auch dem Abgeordnetenhause an; dort vertrat er den Kreis Neustadt-Falkenberg. Er schloß sich der freiconservativen oder, wie sie sich im deutschen Reichstage nannte, der Reichspartei an. Während des Feldzuges gegen Frankreich widmete er sich, sobald er bemerkt hatte, daß das schlesische Corps fürs erste nicht im Felde verwandt werden würde, in seiner Eigenschaft als Malteserritter mit großem Eifer und Erfolge der freiwilligen Krankenpflege. Bismarck bediente sich seiner, um mit dem Bischof von Orleans, dem Royalisten Dupanloup, Verhandlungen anzuknüpfen und dadurch einen schnelleren Friedensschluß herbeizuführen. Trotz der Gewandtheit, mit der F. sich hierbei benahm, verliefen die Verhandlungen ergebnißlos. Des Oefteren war F. in Versailles Gast des Bundeskanzlers, der in dem weltgewandten, stattlichen Grandseigneur mit dem offenen Wesen, dem Bonsens und dem frischen Patriotismus einen Mann nach seinem Herzen fand. Auch die Mitglieder des Königshauses zeichneten F. vielfach aus. Am 1. November erhielt er das Eiserne Kreuz am weißen Bande.

Nach Beendigung des Krieges benutzte ihn Bismarck zu seinem Versuche, einen Keil in die neugebildete Centrumspartei hineinzutreiben, indem er unter dem 19. Juni 1871 an ihn das bekannte Schreiben richtete, durch das der gegen den Grafen Tauffkirchen ausgesprochene Tadel des Cardinalstaatssecretärs Antonelli über das Verhalten der Centrumspartei bekannt wurde. Schon am 4. April jenes Jahres hatte F. in einer großen Rede mit den Worten: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft, dort in der römischen Welt stehst du allein", als Katholik im Reichstage schroff Stellung gegen den Ultramontanismus genommen, dessen vaterlandsfeindlichen Geist er im katholischen Oberschlesien früh und genau kennen gelernt hatte. Er warnte in einer 1871 veröffentlichten Flugschrift: „Ein Mahnwort an Deutschlands Katholiken", vor dem unseligen „von Fanatikern heraufbeschworenen" Kampfe. Windthorst und dessen Anhänger vergalten dem einflußreichen Manne seine Parteinahme mit grimmiger Feindschaft. Auch von seinen schlesischen Standesgenossen wurde F. diese Haltung verdacht; so wurde er aus dem Vorstand der schlesischen Malteserritter herausgedrängt. Noch am 21. April 1874 erklärte F. gegen das Centrum: „Wir betrachten uns als im Kriegszustande". Doch wurde es ihm als frommem Sohn seiner Kirche auf die Dauer sichtlich schwer, den kirchenpolitischen Kampf an Bismarck's Seite fortzuführen; und so begrüßte er es mit Freuden, als der preußische Staat Frieden mit der römischen Kirche schloß.

In zahlreichen Ehrenämtern, als Amtsvorsteher, Kreisdeputirter, Mitglied des Provinzialausschusses und des Provinzialraths in Schlesien, sowie des Curatoriums des Museums der bildenden Künste in Breslau, zu denen er sich als reicher, unabhängiger und vielgewandter Mann außerordentlich eignete, sammelte er einen Schatz von Erfahrungen, die er im Reichstage, zusammen mit seinen als Landwirth und Forstmann erworbenen Kenntnissen, wohl zu verwerthen wußte. So nahm er besonders Gelegenheit, sich der Regulirung der Oder anzunehmen. Voller Eifer unterstützte er die wirthschaftspolitische Schwenkung Bismarck's, zu dessen vertrautestem Umgange er

in jenen Jahren seiner Wirksamkeit im Reichstage gehörte und an dem er mit fast schwärmischer Verehrung hing. Seine Reden über Eisenzölle (27. April 1877) und Holzzölle (27. Mai 1879) zeichnen sich durch eine außerordentliche Beherrschung der Materie aus. Gelegentlich ging er auch führend vor in der Unterstützung rein ideeller Maßnahmen; so war er es, der die Reichsunterstützung für das germanische Nationalmuseum in Nürnberg erwirkte. Sehr bald nahm er eine leitende Stellung in seiner Fraction ein, die ihn in die wichtigsten Commissionen entsandte. Ohne durch besondere Redegabe ausgezeichnet zu sein, fand er bei seinen Reden doch regelmäßig aufmerksames Gehör, wie denn überhaupt seine Persönlichkeit sich großer Beliebtheit bei den Parlamentariern erfreute. Die Unterstützung der Wirthschaftspolitik Bismarck's kostete ihn schließlich seinen Sitz im Reichstage, obwol oder gerade weil Bismarck Frankenberg's Eintreten für das Tabakmonopol durch eine Depesche zu unterstützen suchte, in der die Errichtung einer Staatsfabrik in Ohlau verheißen wurde. Gerade der Kreis Ohlau ließ ihn infolgedessen bei der Neuwahl am 27. October 1881 im Stich, während er in den beiden anderen Kreisen Nimptsch und Strehlen die Mehrheit erhielt.

Bald öffneten sich ihm neue Felder parlamentarischer Wirksamkeit. Er wurde 1883 in den Volkswirthschaftsrath, am 11. Juni 1884 in den Staatsrath und schließlich, am 17. August 1885, durch das Vertrauen seines Königs in das Herrenhaus berufen. Außerdem wurde er Vorsitzender der Abtheilung Berlin des Deutschen Colonialvereins (1882) und Mitglied zahlreicher gemeinnütziger Commissionen und Gesellschaften. Im Herrenhause hat er bis zu seinem Ende großen Einfluß ausgeübt. Hier war die Arena, für die er am meisten geschaffen war. Hier hat er für seine schlesische Heimath eine segensreiche Thätigkeit entfaltet, indem er insbesondere für den Ausbau der Wasserstraßen und des Eisenbahnnetzes eintrat. Dort stellte er (9. Mai 1890) den Antrag auf Bildung einer Behörde, welcher alle Interessen der Wasserwirthschaft unterstellt würden. Auch die Idee eines Donau-Odercanals warf er hin. Daneben unterstützte er eifrig die Ansiedelungspolitik Bismarck's in den preußischen Ostmarken. Die Steuerreform Miquel's bekämpfte er scharf, weil sie ihm einen socialistischen Zug an sich zu haben schien. Seine Opposition trug dazu bei, im Lande einen Sturm des Unwillens gegen das Herrenhaus zu erregen. Noch schärfer wandte er sich gegen den Antrag Kanitz: „Ich bin Agrarier von Kopf bis Fuß, möchte ich sagen, ich gehöre der Landwirthschaft an, ‚ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn, und all mein Erbe liegt in ihrem Reich', aber auf dem Wege des Antrags Kanitz kann ich Ihnen nicht folgen", rief er den Conservativen am 30. März 1895 zu. Am 4. September 1896 ernannte ihn Wilhelm II. zum Wirklichen Geheimrathe mit dem Prädicate Excellenz. Kurz vorher gab Heinrich v. Poschinger, freilich nicht mit der wünschenswerthen Sorgfalt, Frankenberg's frisch geschriebene Kriegstagebücher heraus, die eine werthvolle Quelle für die Geschichte der Jahre 1866 und 1870/71 bilden. Am 24. Juni 1872 hatte F. sich zu Slawentzitz im Kreise Cosel mit Luise Prinzeß von Hohenlohe-Oehringen verheirathet, von der er zwei Töchter und einen Sohn hatte. In Slawentzitz, dem Besitz seines Schwagers, des Herzogs von Ujest, starb er am Sylvestertage des Jahres 1897. Sein Sohn Konrad, geboren am 3. Mai 1877 zu Berlin, und die jüngere Tochter überlebten ihn.

Fred Graf Frankenberg, Kriegstagebücher. — Stenographische Berichte des Reichstages, preußischen Abgeordnetenhauses und Herrenhauses. — Taschenbuch der gräflichen Häuser. — Tagesblätter Juni und Juli 1871. —

Lagrange, Vie de Mgr. Dupanloup. Paris, Bd. III, 1884, S. 198 ff. — Moritz Busch, Tagebuchblätter, Bd. II. — Poschinger, Bismarckportefeuille, insbesondere Bd. III. H. v. Petersdorff.

Frankl: Ludwig August F. Ritter von Hochwart, deutsch-österreichischer Dichter, litterarhistorischer und Reiseschriftsteller und Philanthrop, wurde in der Stadt Chrast in Böhmen am 3. Februar 1810 als Sohn eines kaiserlichen Tabakdistrictsverlegers geboren, welcher einer schon 1671 in Wien vorkommenden deutschen israelitischen Familie entstammt. In seiner Geburtsstadt erhielt F. die erste Erziehung und frühzeitig neben dem deutschen Unterricht auch solchen in der czechischen, hebräischen und lateinischen Sprache, auch zeigte sich schon in dem Knaben Sinn und Interesse für Poesie und Lectüre. Orientalische Stoffe erweckten damals schon seine Aufmerksamkeit. Die weitere Ausbildung wurde von 1823 an auf dem Piaristengymnasium in Prag fortgesetzt. Als zwei Jahre später Frankl's Vater starb, war der junge Mann genöthigt, seinen Lebensunterhalt durch Unterrichtgeben sich zu erwerben, im J. 1826 setzte er die Studien auf dem Lyceum in Leitomischl fort, beschäftigte sich auch eifrig mit der Geschichte Böhmens und schon zu jener Zeit verfaßte er Gedichte und Dramen. Ein Stück, „Die Brautnacht", welches er damals durch eine wandernde Theatertruppe auf die Bühne brachte, zog ihm Unannehmlichkeiten mit seinen Professoren zu, doch gelang es ihm, als er 1827 in den Ferien Wien besuchte, ein episches Gedicht für Hormayr's „Archiv" unterzubringen, woselbst dasselbe bald darauf abgedruckt wurde. Im J. 1828 bezog F. die Wiener Universität, woselbst er Medicin studirte, immer mehr aber auch poetisch thätig war, angeregt hierzu durch den Umgang mit andern jugendlichen Talenten. Neben erzählenden Gedichten entstanden damals stimmungsvolle Lieder, als F. um jene Zeit einen Ausflug ins schöne Salzkammergut unternommen hatte. Die zumeist der Geschichte Oesterreichs und des Hauses Habsburg zugehörigen Balladen erschienen 1832 gesammelt unter dem Titel: „Das Habsburglied", dessen Widmung der Thronfolger König Ferdinand von Ungarn annahm. Noch bevor der Dichter sein medicinisches Studium abgeschlossen, erschienen von ihm: „Epische und lyrische Dichtungen" (1833), „Sagen aus dem Morgenlande" (1834), Uebersetzungen von Byron's „Parisina" und Moore's „Das Paradies und die Peri" (1835), sowie das Byron's Einfluß verrathende epische Gedicht: „Christoforo Colombo" (1836). Um diese Zeit (1834) besuchte er auch Leipzig und machte die Bekanntschaft hervorragender schriftstellerischer Größen wie Kind, Winkler, Tiedge und namentlich Tieck's, welche den jugendlichen Dichter zu seinen poetischen Bestrebungen aufmunterten. Im Januar 1837 wurde F. in Padua zum Doctor der Medicin promovirt. Fast gleichzeitig wurde ihm die Auszeichnung, zum Ehrenbürger von Genua, der Geburtsstadt des Christoph Columbus, den er im Liede verherrlicht, ernannt zu werden. F. unternahm damals eine Reise durch Italien, welche ihn nach Mailand, Venedig und weiterhin über Ferrara und Bologna nach Rom, ferner nach Neapel und in dessen merkwürdige Umgebung und zuletzt bis Paestum führte. Auf dieser Fahrt hatte er Gelegenheit, eine Zahl der hervorragendsten italienischen Dichter, auch Thorwaldsen und Mezzofanti in Rom, sowie andere berühmte Männer persönlich kennen zu lernen und verkehrte zumal in Rom viel in Künstlerkreisen. Unter anderen machte er auch die Bekanntschaft Leopardi's und in Mailand jene des poetisch begabten Fouriers J. C. Hilscher, dessen poetischen Nachlaß nebst einer Biographie des Dichters er 1840 (2. Aufl. 1851) herausgab. Auf der Rückreise lernte er ferner in Prag den Verehrer und Freund Goethe's, den gelehrten

greisen Grafen Caspar v. Sternberg näher kennen. Wieder nach Wien zurückgekehrt übernahm F., seinem ärztlichen Berufe entsagend, in Wien die Stelle eines Secretärs der israelitischen Gemeinde und widmete sich daneben fortan nur litterarischen Bestrebungen. Er stand im regen Verkehr mit den Wiener Dichtern und Schriftstellern, von denen etwa die berühmten Namen eines Lenau und Anastasius Grün, Hammer-Purgstall's und der Karoline Pichler, Joh. Gabr. Seidl's, J. N. Vogl's genannt seien, mit deren manchem er in lebenslängliche freundschaftliche Verbindung getreten war. Nachdem F. im J. 1838 die Redaction des „Oesterreichischen Morgenblattes" eine Zeitlang geleitet, begründete er selbst die litterarischen und künstlerischen Interessen gewidmeten „Sonntagsblätter", welche er bis zum Jahre 1849 fortführte. Diese überaus geschmackvoll geleitete Zeitschrift widmete dem Litteratur- und Kunstleben des Reiches ganz besondere Aufmerksamkeit, sie war neben dem „Archiv" Hormayr's und der Schickh-Witthauer'schen „Wiener Zeitschrift" das beste litterarische Blatt Oesterreichs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und wies neben fast allen hervorragenden Namen des österreichischen Schriftthums auch bedeutende Mitarbeiter aus Deutschland überhaupt auf. Eine Reise durch Deutschland im J. 1846 vermehrte diese Mitarbeiterzahl durch persönlich von F. angeknüpfte Verbindungen. Nachdem im October des bedeutungsvollen Jahres 1848 die „Sonntagsblätter" eingegangen waren, zeugten andere Arbeiten Frankl's von dessen nimmer müdem litterarischen Streben. So hatte er sein Gedicht in Balladen: „Ein Magyarenkönig", 1850, eine Uebersetzung serbischer Nationalgesänge unter dem Titel „Gusle" 1853 und mehrere andere kleinere Schriften herausgegeben, von denen etwa der „Prolog zu Goethes Geburtstag" 1849 noch besonders genannt sei. Mit Begeisterung hatte sich im Jahre 1848 F. der freiheitlichen Bewegung angeschlossen. Damals, am 15. März, erschien sein Gedicht „Die Universität" als erstes censurfreies Flugblatt, welches in einer Zahl von einer halben Million Exemplaren verbreitet und von 27 Tondichtern componirt wurde. F. wurde im Jahre 1850 in den Vorstand der israelitischen Gemeinde Wiens gewählt. Da er sich auch große Verdienste um den Musikverein der Residenz erworben, ernannte ihn dieser 1851 zum Director; in demselben Vereine wurde er auch als Professor der Aesthetik angestellt. Was Frankl's Bestrebungen auf philanthropischem Gebiete betrifft, so deutet dieselben seine schon früher erfolgte Wahl als Vorstandsmitglied zur Beförderung der Handwerke an, auch widmete er dem ins Leben gerufenen Waisenvereine in Wien uneigennützig seine Dienste. Ebenso wandte er dem Unterrichtswesen Oesterreichs besondere Aufmerksamkeit zu und wurde infolgedessen zum Schulrathe der Residenzstadt Wien gewählt. In seiner Heimathsstadt Chrast und in den Ortschaften ihrer Umgebung gründete er Schulbibliotheken und bereicherte dieselben, sowie die Bibliothek des Piaristen-Collegiums in Leitomischl durch werthvolle Bücherspenden.

Eine besonders wichtige Folge für seine humanen Bestrebungen, übrigens auch für weitere litterarische Veröffentlichungen, hatte eine im J. 1856 unternommene Reise Frankl's nach dem Orient; er folgte dabei dem Auftrage, eine Lehr- und Unterrichtsanstalt in Jerusalem ins Leben zu rufen, welche die Stiftung einer edlen Dame begründet. Diese Reise trat er am 11. März des genannten Jahres an und löste seine Aufgabe, allerdings nach Ueberwindung mancher Hindernisse, in bester Weise. Ein Werk über diese Reise gab er bald darauf unter dem Titel: „Nach Jerusalem! Reise in Griechenland, Kleinasien, Syrien, Palästina" (1858) in 2 Bänden heraus, denen unter dem Titel: „Aus Aegypten" (1860) ein dritter Band folgte. Diese anregend geschriebene Beschreibung ist namentlich auch für die Kenntniß der israelitischen Zustände

im Orient von hoher Bedeutung. Sie enthält auch werthvolle Beiträge zur Kenntniß des Gebietes und des Volksthums jener orientalischen Gegenden und vortreffliche Schilderungen. Bald darauf erwarb sich F. auch in der ihm nun zur Heimath gewordenen Residenzstadt Wien auf dem Felde humanen Wirkens hohe Verdienste. Er begründete nämlich ein Blindeninstitut auf der hohen Warte in Döbling bei Wien, zu welchem Zwecke es ihm gelang, die Allgemeinheit hierfür anzuregen, ein hohes Gründungscapital zu sammeln, einen Verein zur weiteren Erhaltung der Anstalt ins Leben zu rufen und diese selbst an dem eben genannten Orte zu errichten und auszugestalten. Im J. 1873 fand wieder über Anregung Frankl's der erste europäische Blindenlehrercongreß statt, auf welchem man den Veranstalter zum Präsidenten wählte. F. wurde in der Folge für alle seine hochherzigen Bestrebungen vom Kaiser von Oesterreich in den erblichen Adelstand mit dem Prädicat „von Hochwart" (welches sich auf das erwähnte Blindeninstitut bezieht) erhoben. Welche Verehrung nicht nur der Dichter und Schriftsteller, sondern auch der Humanist F. genoß, erwiesen zahlreiche Ehrungen, die ihm 1880 und 1890 anläßlich seines 70. und 80. Geburtstages zu Theil wurden. Von Seiten der Residenzstadt Wien und seiner Vaterstadt Chrast, sowie von den Städten Zaphet und Tiberia am galiläischen Meere wurde er zum Ehrenbürger ernannt, auch von der Stadt Jerusalem besonders ausgezeichnet, Blindeninstitute der ganzen Welt sandten ihm ihre Diplome und Beglückwünschungen, es wurde ihm zu Ehren eine Medaille geprägt und sowohl der deutsche Schillerverein, an dessen Spitze F. als Präsident stand, wie auch viele andere Schriftsteller-, Künstler- und humanitäre Vereine ließen ihm ehrende Anerkennungen zu Theil werden. Nachdem F. im J. 1882 seine verschiedenen Aemter des hohen Alters wegen niedergelegt, widmete er sich ausschließlich litterarischer Beschäftigung.

Von seinen übrigen noch erschienenen Dichtungen und Veröffentlichungen seien angeführt: Die größeren epischen Stücke: „Rachel" (1842); „Don Juan d'Austria" (1846); „Ein Magyarenkönig" (1850); „Der Primator" (1861); sowie die epischen Gedichte „Tragische Könige" (1876); ferner die Sammlungen „Gedichte" (1840. 5., vermehrte Auflage 1881); „Helden- und Liederbuch" (1861); „Ahnenbilder. Gedichte" (1864); sowie 1855 das poetische Familienbuch „Libanon". Einige Satyren auf die moderne Medicin, wie: „Hippokrates und die moderne Medicin" (1853); „Hippokrates und die Cholera" (1853) und „Hippokrates und die Charlatane" (1854) zeigen F. auch als scharfen satyrischen Beobachter. 1884 erschien die Anthologie „Andreas Hofer im Liede", und noch 1890 gab der Dichter eine neue Sammlung „Episches und Lyrisches" heraus, welche seine poetische Eigenart, namentlich auf epischem Gebiete nicht verleugnet. — Aber auch die cultur- und litterargeschichtlichen Schriften Frankl's verdienen besondere Beachtung. So hat er 1853 einen schätzenswerthen Beitrag „Zur Geschichte der Juden in Wien" und noch mehrere ähnliche kleinere Arbeiten veröffentlicht. Für die Litterarhistoriker bemerkenswerth sind die namentlich aus Frankl's langem persönlichen Umgange mit den betreffenden Dichtern ihr Material schöpfenden Publicationen zur Biographie Franz Grillparzers (1883), Friedrich Hebbels (1884), Nikolaus Lenaus (2. Aufl. 1885) und Ferdinand Raimunds (1884). Umfangreicher ist seine für den Kunsthistoriker zahlreiche Einzelheiten bietende Biographie des Malers Amerling (1889) und namentlich wichtig die commentirte Briefsammlung: „Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters" (1891), worin uns zuerst über das Verhältniß des berühmten unglücklichen Poeten zu der von ihm geliebten Frau authentische Briefstücke und Documente in fragmentarischer Form mitgetheilt werden. Da F. auch mit dem rühmlichst be-

kannten Dichter und Staatsmann Anastasius Grün-Auersperg viele Jahre freundschaftlich verkehrte, so war er ausersehen, auch dessen 1877 in 5 Bänden nach Auersperg's Tode erschienenen „Gesammelten Werke" herauszugeben, die einzige bisherige Gesammtausgabe des berühmten Freiheitsdichters. Damit dürften die wichtigeren Publicationen Frankl's angegeben sein, manche kleinere Veröffentlichungen, die von ihm noch vorliegen, können, zumal deren Zahl keine geringe ist, hier übergangen werden.

Zum äußeren Leben Frankl's wäre noch zu bemerken, daß der Dichter zwei Mal verheirathet war. Seine erste Gattin starb 1856, zum zweiten Male vermählte er sich 1857 mit einer Dame, deren edle und humanen Herzenseigenschaften den seinigen gleichgestellt erschienen, die ihn überlebte. F. starb hochbetagt und allseitig tief betrauert am 12. März 1894 in Wien, woselbst er so viel und nachhaltig thätig gewesen.

Es erscheint noch nothwendig, das eigentliche poetische Wirken dieses nahezu 60 Jahre lang dichterisch schaffenden Geistes durch eine kurze Charakteristik zu beleuchten. Wie schon aus dem Vorhergehenden zu entnehmen ist, war Frankl's poetische Thätigkeit eine vorwiegend epische und schon in früher Jugend hat er sich dem erzählenden Gedichte zugewandt, ein Fall, der bei jugendlichen Dichtertalenten selten vorzukommen pflegt und von einer gewissen Concentrirtheit des Geistes und von ernster Anschauung und Reife Zeugniß ablegt. So hat er denn auch in seinem ersten größeren Buche, im „Habsburglied" eine Zahl romanzenartiger Dichtungen geboten, als deren Helden österreichische Herrscher von den ältesten bis auf die jüngsten Zeiten im Vordergrunde der Handlung stehen und durch einzelne Züge aus ihrem Leben, wenn dieselben auch hier und da der Sage angehören mögen, charakterisirt erscheinen. Daß der Poet aber auch das eigentliche Lied, sei es ein Naturbild, das er mit seiner Seelenstimmung in Einklang bringt, sei es ein sinnlich durchwehtes oder mehr vergeistigtes Liebeslied, wohl zu behandeln weiß, zeigt eine große Zahl solcher Gedichte in seinen Sammlungen. Namentlich die Naturstimmungsbilder z. B. das vielcitirte „Asyl" („Hast du ein tiefes Leid erfahren"), die Strophen, welche Wald und Feld der Heimath, das Pflanzen- und Thierleben darin in knapper, gefälliger Form besingen, gehören oft zu den besten Stücken neuerer Liederpoesie. Von seinen Reisen nach Italien und dem Orient rührt eine Zahl überaus bezeichnender lyrischer Stücke her, welche dem Leben und Treiben in der Wüste, der Eigenart des Morgenlandes in Stimmung und Ausdruck gerecht werden und mitunter an die mit kühnen Bildern ausgeschmückten Dichtungen Freiligrath's erinnern. Orientalisches Gepräge weisen auch vielfach die auf morgenländische Verhältnisse bezogenen Liebeslieder auf, von denen wir noch manchen gluthentflammten selbst in seiner letzten Sammlung begegnen. Gern bedient sich der Dichter auch der Form des Sonetts, das er geschickt und wirkungsvoll zu handhaben und in welches er manchen tiefernsten Gedanken zu bannen versteht. Ueberhaupt hat auch auf dem Gebiete der Gedankenlyrik jede Sammlung Frankl's ernste und anregende Poesien aufzuweisen. Daß er, der bei seinem langen Leben in so vielfache Beziehungen zu den hervorragendsten Dichtern und Künstlern, zumal seines Heimathreiches, getreten, manche Apostrophe an Lenau und Raimund, an Grillparzer, Thorwaldsen, Beethoven und Mozart und andere große Dichter und Künstler denselben geweiht hat, ist naheliegend. Die „Vermischten Gedichte", „Denkmale" und andere Abtheilungen der Gesammelten poetischen Werke legen davon ein schönes Zeugniß ab.

Der Vorliebe des Dichters für den Orient und seine phantasie- und bilderreiche Sprache begegnen wir namentlich auch in Frankl's epischen

Dichtungen. Nicht nur, daß er in den kleineren Gedichten über Moses, Mohammed und einzelne „Könige aus dem Morgenland" dieser Vorliebe gerecht wird, hat er, zwei der umfangreichsten Dichtungen ausgenommen, ausschließlich orientalische Helden und Verhältnisse in seinen größeren Epen behandelt. Dies gilt auch für den „Magyarenkönig", dessen Held ebenfalls der so vielfach mit orientalischen Erinnerungen verknüpften Geschichte des Ungarlandes entnommen ist. Die zwei größeren epischen Dichtungen, welche die angedeutete Ausnahme bilden, sind „Christoforo Colombo" und „Don Juan d'Austria". Auch ihre Helden gehören übrigens dem heißer pulsirenden Leben des Südens an. An Reflexion reicher als an streng epischer Erzählung bietet „Colombo" zum Theile in Canzonen und zum Theile in Stanzenform abgefaßt zumeist die Gedanken des großen Weltentdeckers über das neue Land und dessen Bewohner, sowie dessen Klage über den Undank, der ihm, dem Mann, welcher eine neue Welt erschlossen, beschieden worden ist. Diese Gedanken sind in ernste und tiefpoetische Form gekleidet, insbesondere in der „Vision" am Anfange des Gedichtes, sowie in den Schlußcanzonen in phantasievoller Weise ausgesprochen, während die übrigen Stücke der Dichtung Colombo's Fahrt, Entdeckung und weiteres Geschick poetisch verherrlichen. — Sowohl an Umfang wie an Erfindung reicher ist der epische Sang, welchen der Dichter dem Sieger in der Schlacht von Lepanto Don Juan d'Austria gewidmet hat. Die in Stanzen abgefaßte Dichtung schildert die Thaten des durch Schönheit und Tapferkeit ausgezeichneten Prinzen, seine Jugendzeit, seine Theilnahme an Stiergefechten und an den Kämpfen gegen die Mauren. Einzelne Episoden, welche insbesondere auch die Beziehungen geliebter Frauen zu Don Juan, deren Antheil am Kampfe und deren Untergang darstellen, zeigen uns die Liebe, welche den jugendliche Helden auch zum Sieger über weibliche Herzen gemacht, und die Anwesenheit von Don Juan's Mutter während der letzten Krankheit und bei dem Tode des Sohnes bildet einen erschütternden Abschluß des an lebendig bewegten Bildern reichen Gemäldes.

Von den übrigen episch behandelten Stücken orientalischen Gepräges bietet die kürzere Dichtung „Rachel" eine Schilderung des Todes und der Bestattung Rachel's, und fügt einige dazu in Beziehung gebrachte Bilder aus derselben biblischen Zeitgeschichte bei, welche Josef und Saul behandeln. Das Ganze, elegisch gehalten und nur lose zusammenhängend schließt eine Apostrophe an den israelitischen Stamm, welchen der Geist Rachel's mahnend auffordert, seiner Sendung sich stets bewußt zu sein und die reine Gottesflamme stets im Herzen zu tragen. — Der „Primator" (mittelalterlicher Judenrichter) entwirft in düsteren Bildern die Theilnahme des an Gütern reichen Prager Richters an einem fröhlichen Gelage, auf dem er verhöhnt, aber schließlich halb gezwungen getauft wird. Der strenggläubige Vater des Primators, dem hierüber Nachricht zukommt, ermordet den Sohn und legt Feuer an das Haus, irrt aber nach der grausen That ruhelos umher und bekennt dieselbe vor seinem Tode. Der Dichter hat in diesem Zeitgemälde Gelegenheit, eine Reihe düster gewaltiger und erschütternder Schilderungen anzubringen, und weiß überhaupt auf die Phantasie des Lesers darin mächtig einzuwirken. — In dem „Magyarenkönig" hat der Darsteller das tragische Geschick des Ungarkönigs Salomon (geb. 1051) in aneinandergefügten epischen Bildern entworfen. Salomon, dessen historische Gestalt von der Sage ausgeschmückt wurde, welche erzählt, daß er als Bettler vor dem Könige Ladislaus an der Kirchenpforte Almosen empfangen habe, von diesem erkannt worden aber im Gedränge verschwunden sei; er habe sodann als Einsiedler seine letzten Jahre verbracht und, dem Tode nahe, einem zufällig zu ihm verirrten Priester seinen einstigen hohen Stand entdeckt. Auch

hier bietet die Dichtung bewegte Schlachtbilder, und neben andern ergreifenden Scenen die Darstellung, wie der König nach verlorener Schlacht die Seinen verläßt und in der Waldeinsamkeit für immer verschwindet; und an diese zumeist historischen Ereignisse gereiht erscheinen die sagenhaften ebenfalls in einer Reihe von Romanzen bis zum Tode des Königs im Beisein des Priesters.

Ein besonders auch ethnographisches Interesse beanspruchen die von F. in dessen Sammlung „Gusle" übertragenen serbischen Nationallieder. Als Bearbeiter und Uebersetzer dieser Gattung südslavischer Volkspoesien, auf welche schon Goethe hingewiesen, hat er hier in gefälliger, dem Originale auch im Versmaße nachgeahmter Form Heldenlieder, Legenden und andere alte Gesänge des Serbenvolkes dem deutschen Leser vorgeführt und damit einen höchst schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß des poetischen Denkens und Fühlens, sowie des Lebens dieser Nation und ihrer Eigenthümlichkeiten geboten.

Wenn wir das gesammte poetische und litterarische Wirken Frankl's darnach überblicken, so müssen wir ihm eine höchst beachtenswerthe Stellung unter den Vertretern des zeitgenössischen deutschen Schriftthums, zumal Oesterreichs, einräumen, und man wird ihm insbesondere seinen Platz als einem der wenigen Dichter anweisen müssen, die in ihrer Dichtung häufig auch orientalische Stoffe und Elemente in poesie- und phantasievoller Sprache behandeln. Für die Entwicklung des Epos in dieser Beziehung ist F. eine höchst markante Dichtergestalt, da er, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen, die meisten seiner epischen Gedichte der morgenländischen, israelitischen oder wenigstens südländischen Sage oder Geschichte entnommen und in Ausdruck und Schilderung thatsächlich auch orientalischen Charakter und üppige Pracht der Schilderung aufweist. Wenn man hinzufügt, was der Unermüdliche außerdem auf dem Felde der Uebersetzung und als ethnographischer Reiseschilderer geleistet und wie vielfach er für die Culturgeschichte und auf dem litterarisch- und künstlerisch-biographischen und publicistischen Gebiete seiner weiteren Heimath thätig gewesen, kurz eine erfolgreiche literarische Thätigkeit entwickelt hat, welche von den ersten Decennien des Jahrhunderts bis nahe an den Schluß desselben reicht, so wird man F. als einen der wichtigsten Bahnbrecher des österreichischen geistigen Lebens, der voll reicher Begabung erscheint, anerkennen müssen. In den letzten Decennien vor seinem Tode pflegte er aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung in verschiedenen Journalen, namentlich in der Wiener „Neuen Freien Presse", Skizzen und Schilderungen aus der bewegten Zeit des Jahres 1848 zu veröffentlichen, die, wenn auch bisher leider noch nicht gesammelt herausgegeben, werthvolle und authentische Beiträge zur Geschichte des Aufstandes in jenen denkwürdigen Jahren bieten. Aus Frankl's Nachlasse hat dessen Sohn Dr. Bruno v. Frankl den „Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl (1845—1876)" (Berlin) im Jahre 1897 herausgegeben und damit nach seines Vaters Tode noch eine hochschätzbare Quelle zur litterarischen und Zeitgeschichte der angeführten Jahre in den Briefen der beiden bedeutenden Männer eröffnet, welche auch das freundschaftliche Verhältniß nachweisen, in dem sie bis zum Tode Anastasius Grün's zu einander gestanden. Der überlebende Freund F. hat auch zur Errichtung der beiden Hermenbüsten Lenau's und Anastasius Grün's, welche auf dem Schillerplatze in Wien errichtet wurden, den Hauptanstoß gegeben. Im Jahre 1880 erschien eine dreibändige Ausgabe von Frankl's „Gesammelten poetischen Werken" bei Hartleben in Wien, deren erster Band die lyrischen Gedichte enthält, während in dem zweiten und dritten Bande die kleineren und größeren epischen Dichtungen, sowie die „Gusle" enthalten sind. Diese Ausgabe ist

vom Verfasser selbst sorgfältig gewählt und zusammengestellt und im einzelnen vielfach geändert und umgearbeitet worden.

Zur Biographie L. A. Frankl's liefern für die Zeit bis 1850 genaue und schätzenswerthe Daten: das von Siegfr. Kapper entworfene Lebensbild im „Album österreichischer Dichter", Wien 1850. — Dr. Rakonitzky's biographische Skizze in Klar's Jahrbuch „Libussa" (Prag) für 1850, letztere durch zahlreiche ausführliche autobiographische Partien aus Frankl's eigener Feder über seine Jugendzeit, seine Reisen, seine Beziehungen zu berühmten Zeitgenossen 2c. überaus bemerkenswerth und wichtig. — Zu vergleichen sind ferner: Wurzbach, Biographisches Lexikon, Band IV. Wien 1858. — Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, IV. Band. Leipzig 1872. — K. L. Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, II. Band. Kassel 1885. — R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, 6. Aufl. Breslau 1891. — Ad. Hinrichsen, Das literarische Deutschland, 2. Aufl. Berlin 1891. — Böhmens deutsche Poesie und Kunst, hrsg. v. E. F. Kastner. 2. Jahrgang 1892. Wien 1892. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Bd. I.

Anton Schlossar.

Frankl: Dr. Pinkus F., geboren am 28. Februar 1848 zu Ung.-Brod in Mähren, † am 22. August 1887 in Johannisbad. F. hatte in seinem Vater, der ein Gönner der jüdischen Wissenschaft und ein begeisterter Anhänger des Judenthums war, ein gediegenes Vorbild und in seinem Landsmanne Dr. Adolf Jellinek, der auf seine geistige Entwicklung stets von wohlthätigem Einflusse war. Er besuchte das jüdisch-theologische Seminar in Breslau und war bald ein Lieblingsschüler des Directors Zacharias Frankel geworden. 1872 erschien von ihm: „Ein mutazilitischer Kalâm aus dem X. Jahrhundert, als Beitrag zur Geschichte der moslimischen Religionsphilosophie, nach schriftlichen karäischen Quellen der Bibliotheken zu Leiden und St. Petersburg" und „Studien über die Septuaginta und Peschito zu Jeremia". 1873—1877 war er Secretär der israelitischen Allianz in Wien, während welcher Zeit seine „Karaeischen Studien" (1876) erschienen sind. 1877 erhielt er einen Ruf als Rabbiner nach Berlin (Antrittsrede, gehalten in der neuen Synagoge zu Berlin 1877), woselbst er auch an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Durch seine rednerische Begabung, durch sein reiches Wissen und durch seinen edlen Charakter erwarb er sich die Liebe seiner Gemeinde in hohem Grade. Für die Encyklopädie von Ersch und Gruber hat er in sein Fach einschlägige Artikel geliefert, von denen besonders der über die „Karaeer" als sehr erschöpfend zu bezeichnen ist. Die Wittwe des Verstorbenen setzte ihrem unvergeßlichen Gatten ein Denkmal der Liebe in den von ihr aus seinem Nachlasse herausgegebenen „Fest- und Gelegenheitspredigten" (Berlin 1888).

Adolf Brüll.

Fransecky: Eduard Friedrich von F., königlich preußischer General der Infanterie, wurde am 16. November 1807 zu Gedern in der Wetterau geboren, wo sein Vater, der als Capitän im preußischen Dragonerregimente Wobeser am 28. October 1806 bei Prenzlau Kriegsgefangener geworden war, in der Nähe seiner Schwiegereltern (Canzleidirector v. Preuschen in Friedberg) wohnte. Die ersten Lebensjahre verbrachte Eduard v. F. in Havelberg und Sandau an der Elbe, den dem auf Wartegeld stehenden Vater angewiesenen Wohnsitzen, dann, nachdem dieser als Gendarmerieofficier wieder angestellt war, seit 1813 in Liebenwalde und in Bernau in der Mark. In ärmlichen Ver-

hältnissen wuchs er hier auf, aber schon am 1. November 1818 wurde er in das Cadettenhaus zu Potsdam aufgenommen, im August 1821 kam er in das Berliner, am 8. April 1825 wurde er Secondlieutenant im 16. Infanterieregimente, welches in Düsseldorf und Jülich stand. Er hatte für seine Bildung einen guten Grund gelegt, den er sich vornahm zu entwickeln und zu pflegen. Er hatte den festen Vorsatz, „ein guter Offizier zu werden". Daneben aber besaß er Sinn für Wissenschaft und Kunst; der Aufenthalt in Düsseldorf brachte ihn in nahe Beziehungen zu Malern, in deren Fache er selbst Tüchtiges leistete; auch in den Kreisen der höheren Gesellschaft war er gern und viel gesehen. Guten dienstlichen Leistungen, die ihm schon 1827 eine Allerhöchste Belobung für seine Thätigkeit im Schulunterrichte eingetragen hatten, verdankte er im J. 1828 die Ernennung zum Bataillons-, 1829 die zum Regimentsadjutanten und damit eine Verbesserung seines schmalen, dieser sehr bedürftigen Einkommens; die Hoffnung, durch die Zugehörigkeit des Regiments zu dem 1832/33 aus Anlaß der belgischen Revolution aufgestellten Beobachtungscorps an der Maas, zu kriegerischer Verwendung zu kommen, ging nicht in Erfüllung. Einen weiteren Schritt vorwärts in seiner Laufbahn machte er durch die am 30. März 1833 erfolgte Commandirung als Adjutant der 13. Division zu Münster. Hier erschien die „Geschichte des 16. Infanterieregiments" (Münster 1834), an der er schon in Düsseldorf gearbeitet hatte, ein gediegenes, aber damals wenig beachtetes Buch, welches in der 1881 herausgegebenen Regimentsgeschichte unverändert abgedruckt ist. Auch betheiligte er sich als Mitarbeiter an militärischen Zeitschriften und veröffentlichte 1840 eine Flugschrift über Soldatenbekleidung und Ausrüstung. Am 11. December 1836 verheiratete er sich zu Schloß Liebeneck am Rhein mit einer entfernten Verwandten, einem Fräulein von Preuschen. Am 30. Januar 1841 erfolgte seine Beförderung zum Premierlieutenant, am 31. März 1843 wurde er zum Generalstabe nach Berlin commandirt und am 8. April 1844 als Hauptmann in diesen versetzt.

So traf ihn das Jahr 1848. Seine Thätigkeit im Generalstabe hatte bis dahin meist in kriegsgeschichtlichen Arbeiten, namentlich in Herstellung einer im Militär-Wochenblatte erscheinenden Geschichte des Krieges vom Jahre 1813, bestanden. General v. Wrangel, dessen Adjutant er in Münster gewesen war, bewirkte jetzt, als er den Oberbefehl in den Elbherzogthümern erhielt, daß F. seinem Stabe zugetheilt wurde, und am 23. April traf dieser auf dem Schlachtfelde von Schleswig ein, wo eben der Kampf zu Ende ging. Der fernere Verlauf des Feldzuges bot ihm keine Gelegenheit zur Theilnahme an bedeutenderen Unternehmungen, er hatte aber wenigstens gesehen, wie es im Kriege zugeht.

Als am 26. August jenes Jahres der Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen war, kehrte er mit dem zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannten Wrangel in die Heimath zurück, zog mit ihm am 10. November in Berlin ein, wurde am 10. April 1849 außer der Reihe zum Major befördert, am nächstfolgenden 15. November als Chef der kriegsgeschichtlichen Abtheilung in den Großen Generalstab und damit in ein Arbeitsfeld zurückversetzt, auf dem er schon erfolgreich thätig gewesen war. In dieser Stellung leitete er auch das Militär-Wochenblatt, in welchem die Mehrzahl seiner Arbeiten, ohne Nennung seines Namens, veröffentlicht wurde; die meisten darunter beschäftigen sich mit dem Feldzuge von 1813 in Deutschland und dem Kampfe gegen Dänemark in den Elbherzogthümern. Seine unten als Quelle genannte Lebensbeschreibung führt sie in einer Anlage sämmtlich auf. Auch fallen in diese Zeit mehrere militärische Sendungen in das Ausland, mit denen er beauftragt wurde, so als Begleiter Wrangel's zu den österreichischen Manövern in Ober-

italien, zu solchen in Rußland, in den Niederlanden, in Belgien und in Frankreich. Seinem Gönner, dem General v. Wrangel, trat er von neuem näher, als er, seit 1854 Oberstlieutenant, im Juli 1855 zum Chef des Generalstabes des von diesem commandirten III. Armeecorps ernannt wurde. Am 10. December 1857 kehrte er nach fast dreißigjähriger Verwendung in der Adjutantur und im Generalstabe als Commandeur des 31. Infanterieregiments zu Erfurt in den Frontdienst zurück, dessen er sich, seit 1858 Oberst, mit ebenso großem Eifer wie Erfolge annahm, bis er zu Anfang Januar 1860 in das Kriegsministerium berufen wurde, wo damals die Frage der Neugestaltung des Heeres nach den Absichten des Prinzregenten auf der Tagesordnung stand. Aber er blieb hier nur wenige Wochen. Denn schon im März folgte er der auf ihn gefallenen Wahl zum Commandeur der Oldenburgisch-Hanseatischen Brigade in Oldenburg. Zu diesem Zwecke erhielt er den Abschied aus preußischen Diensten und hat die Stellung länger als drei Jahre innegehabt. Das Material, welches er vorfand, war fast ausnahmslos vorzüglich, aber der Truppe fehlte die Schulung. In wie hohem Grade ihm gelang sie ihr zu geben, haben die Regimenter in den nachfolgenden Kriegen gezeigt. Ende 1864 wäre er in Preußen zur Beförderung zum Divisionscommandeur an der Reihe gewesen. Da machte er von dem bei seinem Austritte aus dem dortigen Dienste ihm vorbehaltenen Rechte Gebrauch, zurückkehren zu dürfen. Er bat um Wiederanstellung und wurde am 11. November 1864 zum Commandeur der 7. Division in Magdeburg ernannt. Seit dem 18. October 1861 war er Generalmajor, am 18. Juni 1865 wurde er Generallieutenant.

Als Commandeur der 7. Infanteriedivision rückte er im Jahre 1866 zum Kampfe gegen Oesterreich auf den böhmischen Kriegsschauplatz. Da das IV. Armeecorps, zu welchem seine Division gehörte, keinen commandirenden General hatte, war er unmittelbar dem Oberbefehlshaber der III. Armee, dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, unterstellt. Das Gefecht von Münchengrätz am 28. Juni eröffnete die Siegeslaufbahn, welche die Division bis nach Ungarn hinein beschritt. In diesen ersten Kampf, bei welchem es sich für den Feind um den Abzug handelte, griff F. durch seinen Angriff auf den für ganze Abteilungen als unersteiglich angesehenen Muskyberg erfolgreich ein; bei dem weiteren Vorrücken der Armee trat er durch geschickte Verwendung seiner Cavallerie im Aufklärungsdienste hervor, und am 3. Juli war es seine Division, welcher hauptsächlich das Verdienst gebührt, durch standhaftes Festhalten des Swipwaldes den Sieg von Königgrätz ermöglicht zu haben; am 22. Juli führte er den Oberbefehl im Treffen von Blumenau, welches Preßburg vor Beendigung der Feindseligkeiten in preußischen Besitz bringen sollte, aber nicht zu vollständiger Durchführung gelangte, weil verabredetermaßen um die Mittagstunde Waffenstillstand eintrat. Das für F. in Anspruch genommene Verdienst, den Angriffsplan entworfen zu haben, gebührt nicht ihm, sondern seinem Unterführer Bose (A. D. B. XLVII, 135), die Verzögerung im Anmarsche war durch mancherlei Zwischenfälle verschuldet, der Endausgang des Unternehmens wäre unter allen Umständen zweifelhaft gewesen.

Nach Friedensschlusse kehrte F. in seine frühere Stellung nach Magdeburg zurück. Neben ihrer Wahrnehmung war er zur Mitwirkung bei der Umbildung der königlich sächsischen Truppen zu einem Gliede der Armee des Norddeutschen Bundes nach preußischem Muster berufen und mehrfach zu diesen entsendet. Die dabei von ihm entwickelte Thätigkeit fand allseitige Anerkennung. Der Befehl zur Mobilmachung für den Krieg gegen Frankreich traf ihn in Karlsbad, wo er Abhülfe für gichtische Beschwerden suchte. Fünf Tage vorher, am 11. Juli, war er an des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Stelle zum comman-

direnden General des II. Armeecorps ernannt worden, am 26. dieses Monats folgte seine Beförderung zum General der Infanterie. Das Corps sammelte sich bei Berlin und wurde hier zurückgehalten, weil zunächst das Verhältniß zu Oesterreich wie das zu Dänemark der Klärung bedurften und noch nicht sicher war, ob es auf dem Kriegsschauplatze in Frankreich oder anderswo Verwendung finden würde. Erst am 7. August konnte F. dorthin abfahren und, am 10. in Homburg ausgeschifft, gelang es ihm, der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl zugetheilt und von dem zielbewußten Drange beseelt, sie sobald als möglich einzuholen, mit Aufbietung aller Kräfte, nach einem Marsche von vier bis fünf Meilen bei glühender Sonnenhitze, am 18. in vierter Nachmittagsstunde die Walstatt zu erreichen, auf welcher die Schlacht von Gravelotte-Saint Privat tobte. Dort kamen seine Pommern gerade rechtzeitig an, den Kampf um die Hochebene von Gravelotte in einem bis in die Nacht hinein dauernden verlustreichen Gefechte zu Gunsten der eigenen Waffen zu entscheiden. Die nun folgende Einschließung von Metz gab dem II. Armeecorps keine Gelegenheit hervorzutreten, da sich gegen die ihm auf dem linken Moselufer angewiesene Stellung Durchbruchsversuche und sonstige erhebliche Unternehmungen des Feindes nicht richteten; die Uebergabe der Feste brachte ihm die Theilnahme an einer neuen Einschließung, der von Paris. Das Corps wurde der vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen befehligten III. Armee überwiesen, und am 9. November rückte es in die Stellung ein, die es im Osten der Stadt zwischen Marne und Seine einnehmen sollte. Fransecky's Befürchtung, sich auch hier zu einer bloßen Zuschauerrolle verurtheilt zu sehen, ging nicht in Erfüllung. Vielmehr war ihm beschieden, bei einem Kampfe eine wichtige Rolle zu spielen, die ihm wie seinen Truppen hohen Ruhm eintrug, in der am 2. December gelieferten Schlacht von Champigny. Als ein am 29. November eingeleiteter Durchbruchsversuch der Franzosen größere Abmessungen annahm, wurde F. am 1. December der Oberbefehl in dem Geländeabschnitte zwischen jenen beiden Flüssen übertragen; außer Preußen traten Sachsen und Württemberger unter sein Commando, er selbst war dem Obercommando der Maasarmee unterstellt, welches Kronprinz Albert von Sachsen führte. Dieser befahl, am 2. December dem Feinde das von ihm an den letztvorangegangenen Tagen gewonnene Gelände, namentlich die Dörfer Bry und Champigny, wiederzunehmen. Um den Besitz dieser beiden Punkte drehte sich der zehnstündige Kampf des kurzen Wintertages. Er hatte freilich nicht vollständig zum Ziele geführt, aber mittelbar die Wirkung gehabt, daß der Feind das umstrittene Gelände in den nächsten Tagen freiwillig aufgab, und hatte den betheiligten Truppen wie ihrem Führer verdiente Anerkennung eingetragen. In noch höherem Grade wurde diese den Leistungen beider im Schlußabschnitte des ganzen Krieges, dem Jurafeldzuge, gezollt. Am 2. Januar 1871 brach das II. Armeecorps von Paris auf, um unter dem Oberbefehle des Generals Freiherrn v. Manteuffel im Vereine mit dem VII. und XIV. Armeecorps dem von Süden gegen die deutschen rückwärtigen Verbindungen anrückenden Bourbaki entgegenzutreten. Am 17. traten Fransecky's Truppen in der Côte d'Or zuerst mit dem Feinde in Berührung, am 30. kam er im Jura selbst ins Gefecht. Der Oberbefehlshaber hatte ein gemeinsames Vorgehen seiner Truppen auf Pontarlier angeordnet, wo die an Bourbaki's Stelle von General Clinchant commandirte Hauptmasse der Franzosen stand. F. bahnte sich an diesem Tage den Weg dahin durch ein siegreiches Gefecht bei Frasnes, und am 1. Februar trieb er, bei Pontarlier entschlossen angreifend, den noch auf eigenem Boden befindlichen Rest des feindlichen Heeres über die Grenze auf schweizerisches Gebiet. Die nun folgende Zeit der Ruhe verlebte

er in Dôle. Wie im J. 1866 bei Blumenau hatte er auch in Frankreich, abgesehen vom Kampfe um Belfort, die letzten Schüsse mit dem Feinde gewechselt; sein Drang nach vorwärts führte ihn allemal, wenn er auch rückwärts stand, in die vorderste Reihe. Die höchsten Auszeichnungen, die ihm zu Theil werden konnten, erkannten sein Verdienst an: das Eiserne Kreuz I. Classe und das Eichenlaub zum Orden Pour le mérite, den er schon 1866 erhalten hatte. Dazu wurde er am Tage des Einzuges der Truppen in Berlin zum Chef des 42. Infanterieregiments ernannt, welches in Frankreich unter ihm gefochten hatte.

Nach Friedensschlusse harrte seiner eine neue Bestimmung. Statt nach Stettin, dem Standorte des Generalcommandos des II. Armeecorps, ging er nach Straßburg. Durch Cabinetsordre vom 20. März 1871 war er zum commandirenden General des neugebildeten XV. Armeecorps ernannt, zu welchem Preußen, Baiern, Sachsen, Württemberger und Braunschweiger in einem das gewöhnliche Maaß eines Armeecorps weit übersteigenden Umfange vereinigt waren. Es galt, aus ihnen, unter schwierigen Verhältnissen, ein harmonisches Ganzes zu schaffen, und zwar in einem eroberten Lande unter einer abgeneigten Bevölkerung, wo es an den meisten für die Ausbildung der Truppen erforderlichen Hülfsmitteln fehlte, wo Festungen gebaut und Unterkunft für die Truppen hergestellt werden mußten. Allen Erwartungen, welche sein Kriegsherr auf Fransecky's militärische und Verwaltungsfähigkeiten, seine soldatischen und weltmännischen Eigenschaften gegründet hatte, gingen voll in Erfüllung. In die Zeit des Straßburger Aufenthaltes fiel, gelegentlich der Feier von Fransecky's 50jährigem Dienstjubiläum, am 8. April 1875 die Verleihung des Schwarzen Adlerordens; eins der dortigen Forts (Nr. I), südlich von Wanzenau, zwischen Ill und Rhein gelegen, führt den Namen „Fort Fransecky". Die Ernennung des Generalfeldmarschalls Freiherrn von Manteuffel zum Statthalter von Elsaß-Lothringen machte Fransecky's dortiger Wirksamkeit ein Ende. Manteuffel trat gleichzeitig an die Spitze des XV. Armeecorps, und F. wurde am 1. November 1879 zum Gouverneur von Berlin ernannt. Aber nach kurzer Zeit veranlaßte ihn körperliches Leiden, durch die alten gichtischen Beschwerden hervorgerufen, um seine Entlassung aus diesem Verhältnisse und um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Sie wurde am 23. November 1882 bewilligt. Er zog sich nun nach einer 1877 angekauften Besitzung in Erbach am Rhein zurück, zu deren Erwerbe ihm eine nach dem Kriege von 1870/71 erhaltene Dotation die Mittel geboten hatte, und ist am 21. Mai 1890 zu Wiesbaden, wo er einen Winteraufenthalt genommen hatte, gestorben. Da drei Söhne ihm im Tode vorangegangen waren, erlosch mit ihm der Mannesstamm seines Geschlechtes. (Vgl. „Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine", Juliheft 1902, Berlin, wo auch interessante Streiflichter auf Fransecky's Persönlichkeit geworfen werden.)

Denkwürdigkeiten des Preußischen Generals der Infanterie Eduard von Fransecky. Herausgegeben und nach anderen Mitteilungen und Quellen ergänzt von Oberstleutnant W. von Bremen. Bielefeld und Leipzig 1901. (Bis zum März 1843 ausführliche Autobiographie, später mehrfach eingehende eigene Aufzeichnungen.)

B. von Poten.

Frantz: Gustav Adolph Constantin F. wurde am 12. September 1817 zu Börneke bei Halberstadt als jüngstes Kind des dort in Amt befindlichen Pastors Klement Wilhelm Frantz geboren. Von seinem Vater hatte er die Neigung zu litterarischen und gelehrten Studien geerbt; seiner Mutter, der Tochter einer aus Frankreich ausgewanderten Hugenotten-Familie, der auch der

bekannte Maler Catel angehörte, verdankt er die Lebhaftigkeit seiner Auffassung und die Zähigkeit in der Verfolgung seiner Ideen und in dem Festhalten an ihnen, Charaktereigenschaften, die sich auch sonst bei den Nachkommen der verfolgten Hugenotten bemerkt gemacht haben. — Zuerst besuchte F. die Schule zu Aschersleben, dann das Domgymnasium zu Halberstadt, das er zu Ostern 1836 mit dem Zeugniß der Reife verließ; 1836—39 studirte er in Halle Mathematik und Physik. 1839—40 setzte er diese Studien in Berlin fort. — Nach Abschluß derselben war F. als Lehrer der Mathematik in Berlin thätig; doch befriedigte ihn diese Thätigkeit so wenig, daß er sie bald wieder aufgab und in den hierauf folgenden zehn Jahren ausschließlich seinen Studien lebte.

Diese Jahre können recht eigentlich als Frantz' Lehr- und Wanderjahre bezeichnet werden. Ausgerüstet mit reichen geschichtlichen, geographischen und staatspolitischen Kenntnissen und im Besitz einer vorzüglichen Beobachtungsgabe, durchzog er, den Wanderstab in der Hand, den Osten und Südosten Deutschlands und die angrenzenden Länder Polens und Oesterreichs bis hinunter zum südlichen Abfall der karnischen und dinarischen Alpen. Die auf diesen Wanderungen betriebenen Studien, welche ihn namentlich in vielfache Beziehungen zu den west- und südslavischen Volksstämmen brachten und ihm auch zur Beherrschung der polnischen Sprache verhalfen, waren für seine spätere publicistische Thätigkeit von ausschlaggebender Bedeutung.

Mehrere politische Schriften aus dieser Zeit zogen die Aufmerksamkeit bedeutender Staatsmänner auf F.; so des russischen Barons v. Meyendorff und Fürst Metternich's. — Den ersteren begleitete er zu längerem Aufenthalt nach Gastein. Auch mit Prokesch-Osten, dem österreichischen Gesandten beim Deutschen Bund, kam F. damals in persönlichen Verkehr. Und ebenso dürfte es in dieser Zeit gewesen sein, daß er dem Fürsten Schwarzenberg vorgestellt wurde. Zweifellos standen die später von Schwarzenberg betriebenen, auf die Schaffung eines mitteleuropäischen Wirthschaftsgebiets hinzielenden Pläne mit den schon damals von F. entwickelten Gedanken über die organische Umgestaltung bezw. Zusammenfassung des mittleren Europas in Verbindung.

Eine im J. 1850 veröffentlichte Schrift, „Unsere Politik" betitelt, lenkte die Aufmerksamkeit des preußischen Ministerpräsidenten v. Manteuffel auf F. und veranlaßte ihn, die Aufforderung an F. zu richten, in den preußischen Staatsdienst zu treten und eine Stellung im Ministerium des Aeußern anzunehmen. F. ging auf das Anerbieten ein und verfaßte mehrere zur Information für die Staatsleitung bestimmte Denkschriften, welche ihm die ganz besondere Zufriedenheit Manteuffel's eintrugen und dazu führten, daß er im J. 1852 als Kanzler des preußischen Generalconsulats für die pyrenäischen Staaten nach Barcelona gesandt wurde. In dieser Stellung lernte er einen großen Theil der pyrenäischen Halbinsel und auf größeren Ausflügen auch die Küstenländer des nördlichen Afrikas kennen. Nachdem er 1856 von Spanien zurückgekehrt war, bot ihm die Regierung die Stellung eines Generalconsuls erst in Galaz, dann in Smyrna an, doch lehnte F. ab; ebenso schlug er zwei ihm von der Universität zu Breslau und in Riga angebotene Professuren ab. F. nahm nun seinen ständigen Wohnsitz in Berlin und übersiedelte von hier aus im J. 1873 nach Blasewitz bei Dresden, wo er dann bis zu seinem im Mai 1891 erfolgten Tode verblieb.

Dieser zweite Abschnitt des Frantz'schen Lebensganges verlief in verhältnißmäßiger Ruhe. — Die Zeitverhältnisse waren seinen Ideen und Plänen entgegen. Seine Versuche zur Bildung einer föderativen Partei führten zu keinem greifbaren Ergebniß, und auch seine Bemühungen, eine internationale Gruppirung der Mächte in dem von ihm vertretenen Sinne herbeizuführen,

scheiterten. Wenn nun auch diese Mißerfolge F. nicht an der weiteren Ausgestaltung und Vertiefung seiner Ideen hinderten, so drängten sie ihn doch in eine Vereinsamung, in der er bis zu seinem Ende verblieb.

Frantzens Denk- und Beurtheilungsweise in politischer und wirthschaftlicher Beziehung fußt auf den Anschauungen des Föderalismus. Unter Föderalismus aber versteht F. jene Ordnung, welche grundsätzlich eine verhältnißmäßige Berechtigung aller fordert und zugesteht und das gesteckte Ziel dadurch erreichen will, daß sie die föderalistische Gestaltung auch auf die materiellen und geistigen Dinge überträgt. Der Föderalismus ist nach F. eine durchaus neue Anschauungsweise; er stützt sich eben so wenig auf Volkssouveränetät, als er andererseits ein göttliches Herrscherrecht zur Vorbedingung macht. Keinem Rechte und keiner Form kann er eine ausschließliche Herrschaft zugestehen; denn jede solche Ausschließlichkeit wäre offenbar ein Hinderniß der Föderation, da diese ja auf die verhältnißmäßige Geltung und Wirkung aller für das politische Leben in Betracht kommenden Factoren hinzielt. Der Föderalismus nimmt die menschlichen Dinge, wie sie sind. — Soll er nun aber zur Wirksamkeit gelangen, so muß er von vornherein mit den zur Zeit herrschenden Systemen und Anschauungen brechen. Denn was er erstrebt, ist ein so wesentlich Anderes als es in jenen Systemen und Schulmeinungen vorliegt, daß eben die Ueberwindung derselben den ersten Schritt zu seinem Lebendigwerden bedeutet. Er hat das jetzt Bestehende als das nur Provisorische zu betrachten und an dessen Stelle als ein dauerndes zu treten! Das Experimentiren mit politischen Ideen hört auf und eine stetige lebendige Entwicklung beginnt.

Die heutige Staatslehre, meint F., verfahre so, als ob der Staat weiter nichts sei als eine Zusammenfassung von Einrichtungen, welche im wesentlichen sich beschränken auf die Herrschaftsformen, den gouvernementalen Apparat, den repräsentativen Schematismus und die staatsbürgerlichen Rechte. Obgleich doch diese Dinge alle für sich nur abstracte Wesen darstellen, die gar nicht bestehen könnten, wenn sie nicht durch lebendige Elemente und Kräfte getragen würden. — Man beginnt mit dem sogenannten Staatszweck, um daraus die öffentlichen Einrichtungen abzuleiten, d. h. man sagt, was sein soll, ohne zuvor untersucht zu haben, was wirklich ist. Und dieser abstracten Behandlung gegenüber verweist nun F. darauf, daß der Staat ein Naturproduct ist, und gelangt so zu seiner „Naturlehre des Staats".

Der natürliche Gang der wissenschaftlichen Betrachtung des Staates beginnt nach F. mit dem Staatsgebiet, geht von da zur Staatsgesellschaft und gelangt dann erst zur Staatsgewalt, welche letztere gleichsam den Abschluß darstellt. — Diese, die Garantie einer sachgemäßen Untersuchung gewährende Betrachtungsweise schließt alle bloß begriffsmäßigen Auseinandersetzungen und alle daraus hervorgehenden Irrthümer aus. Sie deutet von vornherein auf verschiedene Bestandtheile hin, welche den Staat bilden, und indem dann jeder Bestandtheil nach seinem besonderen Wesen betrachtet wird, entsteht dadurch eine Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, wie sie die Untersuchung des Staates fordert.

Der weitaus größte Theil der Frantz'schen Schriften beschäftigt sich mit den Angelegenheiten einer organischen Neugestaltung Deutschlands. Es tritt uns in allen diesen Werken eine zugleich liebevolle und geistreiche Würdigung der deutschen Vergangenheit, verbunden mit einer geradezu einzigartigen Erkenntniß und Herausarbeitung dessen, was für ein Aufsteigen der deutschen Nation in körperlicher wie geistiger Beziehung nothwendig ist, entgegen. F. vertritt die Anschauung, daß die unitarische, auf Grundlage der nationalen Abgeschlossenheit versuchte Lösung der deutschen Frage nicht zu einer endgültigen Befriedigung der Bedürfnisse des deutschen Volkes zu führen vermöge. Er

meint, daß die deutsche Frage nur zu verstehen sei im Lichte der europäischen Gesammtpolitik, und daß demnach keinesfalls eine Loslösung und weitere Abschließung Deutschlands von den es umgebenden Ländern das zu erstrebende Ziel wäre, daß sich Deutschland vielmehr zum Krystallisationspunkt zu machen habe für die übrigen Länder Mitteleuropas und daß es mit diesen vereint und im Bündniß mit England die europäischen Interessen wahren müsse; namentlich aber das immer mächtiger und Westeuropa immer gefährlicher werdende Rußland in Schranken zu weisen habe. Diese gegen Osten gerichtete, von F. befürwortete deutsche Politik entsprang auch dem Wunsche, als Gegengewicht gegen die drohende Verstädterung die landwirthschaftliche Grundlage des deutschen Volkslebens zu verbreitern durch Rückkehr in die Bahnen der mittelalterlichen Colonisation. Und damit gelangen wir zu Frantzens Anschauungen über die sociale Frage, welche davon ausgehen, daß die heutige Volksnoth im innigsten Zusammenhange steht mit den großen politischen Fragen. — Den Satz, daß innere und äußere Politik nichts mit einander zu thun haben, bekämpfte F. darum aufs rücksichtsloseste. Sah er doch deutlich, daß ganz im Gegentheil eine nachhaltige und erfolgreiche äußere Politik nur denkbar ist auf der Grundlage einer verständigen, nach allen Seiten gerecht abwägenden inneren Politik, und daß umgekehrt eine Politik, die das Volk auf die Bahn einer gesunden Vorwärtsentwicklung bringen oder auf ihr erhalten soll, Unterstützung finden muß in einer groß angelegten, weit hinaus schauenden äußeren Politik. Und so war er denn nach Friedr. List der erste Vertreter einer deutschen Weltpolitik.

Werke: „Grundsätze des wahren und wirklichen absoluten Idealismus", Berlin 1843; „Philosophie der Mathematik", Berlin 1844; „Versuch über die Verfassung der Familie", Berlin 1844; „Ueber Gegenwart und Zukunft der Preußischen Verfassung", Halberstadt 1846; „Unsere Politik", Berlin 1850; „Die Constitutionellen", Berlin 1851; „Unsere Verfassung", Berlin 1851; „Louis Napoleon", Berlin 1852; „Die Staatskrankheit", Berlin 1852; „Vorschule zur Physiologie der Staaten", Berlin 1857; „Die Politik der Zukunft", Berlin 1858; „Quid faciamus nos?", Berlin 1858; „Der Militärstaat", Berlin 1859; „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht", Berlin 1859; „Die Ereignisse in Amerika", Berlin 1861; „Drei und dreißig Sätze vom deutschen Bund", Berlin 1861; „Kritik aller Parteien", Berlin 1862; „Die Quelle alles Uebels", Stuttgart 1863; „Der dänische Erbfolgestreit und die Bundespolitik", Berlin 1864; „Die Wiederherstellung Deutschlands", Berlin 1865; „Die Schattenseite des Norddeutschen Bundes", Berlin 1870; „Die Naturlehre des Staates", Leipzig und Heidelberg 1870; „Das neue Deutschland", Leipzig 1871; „Die Religion des Nationalliberalismus", Leipzig 1872; „Abfertigung der nationalliberalen Presse", Leipzig 1873; „Deutsche Antwort auf die orientalische Frage", Leipzig 1877; „Der Untergang der alten Parteien", Berlin 1878; „Der Föderalismus", Mainz 1879; „Blätter für deutsche Politik und deutsches Recht", München 1880; „Schellings positive Philosophie", Cöthen 1880; „Die sociale Steuerreform", Mainz 1881; „Die Weltpolitik", Chemnitz 1882—83. — Eine nachgelassene Arbeit, „Die Gefahr aus Osten", ist veröffentlicht in: Schuchardt, „Die deutsche Politik der Zukunft", Bd. I, Celle 1899. Schließlich ist hier noch einer ungedruckten, in Form einer Denkschrift gehaltenen Arbeit Erwähnung zu thun. Bereits im J. 1848 fertig gestellt, behandelt sie die polnische Frage und zeigt in, man kann wohl sagen, erschöpfender Weise, wie diese für Preußen und ganz Deutschland wichtige Angelegenheit vom staatsmännischen Standpunkt aus zu behandeln wäre. Interessant ist, daß F. in dieser Arbeit bereits eine Hochschule für Posen fordert.

Ottomar Schuchardt, Constantin Frantz, Deutschlands wahrer Realpolitiker. Melsungen 1896. Schuchardt.

Fraentzel: Oscar F., Oberstabsarzt und Professor der Medicin in Berlin, stammte aus Meseritz, wo er am 4. März 1838 geboren wurde. Als Zögling des Friedrich-Wilhelm-Instituts für militärärztliche Ausbildung (der gegenwärtigen Kaiser Wilhelm-Akademie) studirte F. die Heilkunde in Berlin, hauptsächlich als Schüler von Traube, dessen Assistent er auch später (1867—69) war, erlangte 1860 die Doctorwürde, diente dann von 1861—65 als Militärarzt am Rhein, an der russisch-polnischen Grenze, und machte auch 1864 den Feldzug gegen Dänemark mit. 1865 kam er als Stabsarzt wieder nach Berlin, wo er sich zugleich als praktischer Arzt niederließ und an der Charité als Assistent Traube's, seines späteren Schwiegervaters, fungirte. Von 1864—73 war er leitender Arzt der inneren Station des Kaiserin Augusta-Hospitals, 1870 erhielt er die Leitung einer Nebenabtheilung für kranke Männer an der Charité, habilitirte sich in demselben Jahre als Privatdocent und wurde 1875 außerordentlicher Professor speciell für das Lehrgebiet der physikalischen Untersuchungsmethoden, sowie für Laryngoscopie. 1893 stellte er aus Gesundheitsrücksichten seine klinische und Lehrthätigkeit ein und starb am 19. Sept. 1894. F. war ein geübter Diagnostiker, beliebter Arzt und Lehrer und hat auch durch eine Reihe von wissenschaftlichen Publicationen sich verdient gemacht. Dieselben betreffen hauptsächlich die Erkrankungen der Athmungs- und Circulationsorgane. Sein Hauptwerk ist betitelt: „Vorlesungen über die Krankheiten des Herzens" (1889—92). Daneben kommen zahlreiche kleinere Zeitschriften-Abhandlungen, casuistische und experimentelle Beobachtungen in Betracht, wesentlich unter Leitung und im Geiste seines Lehrers und Meisters Traube gearbeitet, Studien über Fieberkrisen bei Rückfallfieber, über angeborene Enge des Blutgefäßsystems, über Ueberanstrengung des Herzens, über die Behandlung der Tuberculose mit Kreosot u. a. Selbständig erschienen noch: „Die Krankheiten der Pleura". Auch rührt von F. die Entdeckung der die Ganglien umkleidenden Endothelien her. In seinen letzten Lebensjahren führte F. auch den Titel eines Geheimen Medicinalraths.

Biog.-Lex., hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt, II, 421. Pagel.

Franz: Robert F., Tondichter, geb. am 28. Juni 1815 zu Halle a. S., † daselbst am 24. October 1892. Einer der besten, edelsten Sänger des deutschen Liedes, entsprossen dem Stamme der Halloren, dem seine Familie namens Knauth angehörte. Auf die Führung dieses ursprünglichen, weitverzweigten Familiennamens hatte bereits der Vater Christoph Franz aus Geschäftsrücksichten — er war Güterfrächter — verzichtet. Der Sohn Robert Franz führte demnach diesen seinen später auch gesetzlich ausdrücklich anerkannten Namen von Kindheit an, so daß die oft gehörte Behauptung, man hätte es hier mit einem, absichtlich die Taufnamen Schubert's und Schumann's bedeutungsvoll verknüpfenden Pseudonym zu thun, ins Reich der Fabel gehört. Freilich hat das Schicksal, wie wir beobachten können, hier wie so oft mit dem Namen nicht blind gewaltet. Alte Volks- und Kirchenlieder, die der Vater daheim den Kindern vorsang, waren die ersten musikalischen Eindrücke, die Rob. Franz empfangen hatte, wie denn der protestantische Choral später zu einer hauptsächlichen Stütze seines Kunstausdruckes werden sollte. Die unwiderstehliche Neigung des Knaben zur Musik wurde vom Vater hartnäckig bekämpft — der Sohn sollte sich lieber dem humanistischen Studium widmen —, von der sinnigen Mutter gehegt und gefördert. Nach harten Kämpfen und nachdem Autodidaktik wie die Unterrichtslehre heimischer Musiker dem immer stärker hervorbrechenden Triebe nicht mehr genügen konnten, durfte der zwanzigjährige

Jüngling die berühmte Musikschule Friedrich Schneider's in Dessau beziehen. Hier empfing F. die Basis für seinen künstlerischen Ausdruck, wenngleich die Trockenheit und die Pedanterie der Schneider'schen Lehrmethode den temperamentvollen Jüngling nach zwei Jahren schon aus Dessau vertrieben. Keine der vielen größeren Compositionen jener Zeit wurde veröffentlicht. Heimgekehrt überwand er standhaft und glücklich die neuen Anfeindungen und, trotzend dem allgemeinen Mißtrauen in seine Begabung, lernte er durch Sturm und Drang sich selbst erkennen. Bei seiner treuen Mutter fand er Theilnahme und Trost, in Dilettantenkreisen aber lernte er, daß es „auf die Erkenntniß des idealen Gehaltes eines Kunstwerkes ankomme, nicht auf dessen formalen Werth, der sich ja bei einem wirklichen Kunstwerk ganz von selbst verstehe". Für diese Idee kämpfte damals ein Robert Schumann, sie war der Leitstern eines Richard Wagner, Berlioz, Liszt.

Geradezu auf Kosten seiner Gesundheit gab sich nun der junge F. dem Studium der altitalienischen Meister, dann jenem Bach's und Händel's, Schubert's und Schumann's (später auch Mendelssohn's und Chopin's) hin, versäumte aber auch nicht, an seiner allgemeinen Bildung zu arbeiten, indem er, zumal in philosophischer Hinsicht, an dem überaus regen Universitätsleben Halles an der Seite befreundeter akademischer Bürger lebhaft theilnahm. Auf die Entwicklung und Festigung seiner Künstlerindividualität übte in jenen Tagen sein Freund und später Schwager Friedrich Hinrichs großen Einfluß. 1843 entsprossen einer unglücklichen Neigung (zur anmuthreichen Louise Gutike, der Tochter eines Halleschen Arztes) die ersten Lieder. Schumann stand ihnen Pathe. Durch seine glänzende Kritik des Franz'schen Opus in der Neuen Zeitschrift für Musik lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit der Musikkreise auf den jungen Tonmeister. Gabe, Mendelssohn, Richard Wagner, vor allem aber Franz Liszt folgten mit ihrer nicht minder wirksamen Anerkennung und Theilnahme seinem immer reicher sich entfaltenden, wenngleich mit weiser Selbstbeschränkung fast ausschließlich auf dem Felde der Liedcomposition sich bewegenden Schaffen.

Neben den fast 300 Liedern und Gesängen stehen ein Kyrie und ein zweichöriger Psalm a capella, dann eine Liturgie, ein kleines Albumblatt für Clavier und einige Männer- und gemischte Chöre vereinzelt da. Hingegen gewann Franzens Schaffensgebiet bedeutsame Ausdehnung nach einer andern, sehr wichtigen Seite hin: der intensiven Beschäftigung mit den Werken unserer Großmeister, vor allem Bach's und Händel's, in die sich F. bereits Ende der vierziger Jahre zu versenken begonnen. Diese tiefernste Beschäftigung zeitigte nach und nach jene congenialen „Bearbeitungen", richtiger Ergänzungen und Wiederherstellungen der — meist nur in skizzenhafter Form auf uns überkommenen — Meisterpartituren, die auf Seite der freien Künstlerschaft (Liszt, Mottl, Richter, Nikisch) höchste Bewunderung und Befriedigung, auf Seite der Zunftgelehrten (vor allem Chrysander's und Spitta's), unter denen nur Ambros eine rühmliche Ausnahme bildete, ärgsten Widerspruch und leidenschaftliche Verurtheilung erfuhren. In dem langjährigen heißen Kampfe um die „Bearbeitungsfrage" fand F., der hier den schon von Mozart betretenen Pfad zu einer wahren Ruhmesstraße für jene beiden Großmeister gestaltete, in seinem Jugendfreunde, dem nachmaligen Universitätsmusikdirector Julius Schäffer, einen ebenso begeisterten als schlagfertigen Anwalt. In einer stattlichen Reihe von mit treffenden Notenbeispielen durchsetzten Broschüren („Rob. Franz in seinen Bearbeitungen älterer Vokalwerke", „Entgegnung auf Ph. Spitta's Artikel: Ueber das Accompagnement in den Kompositionen Seb. Bachs", „Friedr. Chrysander in seinen Klavierauszügen zur deutschen Händel-Ausgabe", „J. S. Bach's

Cantate ‚Sie werden aus Saba Alle kommen' in der Bearbeitung von Rob. Franz und in der Ausgabe des ‚Leipziger Bachvereins' kritisch beleuchtet", und „Neue Bearbeitungen Händel'scher Vokalkompositionen von Rob. Franz", 1875—80 bei Leuckart sämmtlich erschienen) unterzog Schäffer die als Trumpf gegenüber den Franz'schen Bearbeitungen ausgespielten „Muster"-Ausgaben der philologisch-historischen Schule einer vernichtenden Kritik. Zuweilen griff der Meister persönlich in diesem Streite zur Feder; sein „Offener Brief an Eduard Hanslick" wie seine „Mitteilungen über J. S. Bach's Magnifikat" (bei Leuckart-Leipzig erschienen) dürfen nicht übersehen werden. Die wichtigsten der Franz'schen Bearbeitungen sind: Matthaeuspassion, Magnificat, Weihnachtsoratorium, Trauerode und viele Cantaten mit Orchester- oder Clavierbegleitung, sowie Arien von J. S. Bach, Messias, Jubilate, L'Allegro, il Pensieroso ed il Moderato, sowie viele Arien und Duette von Händel; Stabat mater von Astorga, Durante's Magnificat. Nicht unerwähnt dürfen ferner Franzens vorzügliche Clavierbearbeitungen einzelner Kammermusiken von Mozart, Schubert und Tartini bleiben.

Der äußeren Laufbahn Rob. Franzens stellte sich leider frühzeitig ein empfindliches Nerven- und Ohrenleiden — dieses nach und nach zur vollständigen Taubheit führend — immer hinderlicher entgegen. 1868 sah er sich infolge der Krankheit gezwungen, den ihm mit der Zeit übertragenen Aemtern des Organisten an der Ulrichskirche, des Dirigenten der Singakademie und schließlich des Universitätsmusikdirectors, die er sämmtlich mit rastloser, temperament- und erfolgreicher Energie versehen hatte, zu entsagen. Nun pochten die Noth und die Sorge an die Thüre des Meisters und seiner Familie. Seit 1848 war er mit Maria, der Tochter des Philosophen Hinrichs, vermählt, die sich als Componistin ansprechender Lieder einen geachteten Namen erworben. Dem glücklichen Ehebunde waren drei Kinder entsprossen, von denen ein Sohn († 1900 als praktischer Arzt in Heidelberg) und eine Tochter (Gattin des Superintendenten Bethge in Giebichenstein) die Eltern überleben sollten. Da enthob 1871 eine durch Konstantin Sander, den Hauptverleger Franzens, und durch den Freiherrn Senfft v. Pilsach, einen begeisterten Franzsänger, angeregte, reiche Ehrengabe seitens der Verehrer des Componisten (Liszt an der Spitze) diesen für immer der materiellen Sorge. Die vom Actionscomité zu Gunsten des Ehrenfonds in allen größeren Städten Deutschlands unter großem Zulauf veranstalteten Concerte unter Mitwirkung erster Künstler, wie Joachim, Gura, sowie die gleichzeitigen Bemühungen der Freunde des Meisters in Wien und Amerika (Otto Dresel) brachten ein Capital von 30000 Thalern ein.

Der Lebensabend des Meisters verlief — von dem noch immer wogenden Kampf um die Bearbeitungsfrage abgesehen — in Ruhe und stillem Glück. Auch an äußeren Ehren hat es ihm übrigens nicht gefehlt; so wurde F. u. a. Ehrendoctor der Universität Halle, erhielt den bairischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, den preußischen Kronenorden u. s. f. Die Huldigungen, die der Meister zur Feier seines 70. Geburtsfestes (Juni 1885) seitens der ganzen musikalischen Welt empfing, durften ihn in rührender Weise versichern, daß sein Name und sein Lied im Herzensgrunde vieler Tausender tief Wurzel gefaßt habe, um fortan unverwelklich zu leben und zu blühen, — mag sich auch vorübergehend die Schneedecke der Gleichgültigkeit darüber breiten. Die nirgend und nimmer fehlenden Diener des Neides und der Bosheit ausgenommen, blickten Künstler und Laien in Ehrfurcht und Bewunderung auf diesen letzten Großen aus der classisch-romantischen Tonwelt, den Liszt so treffend einen „Fixstern der deutschen Lyrik" genannt hatte. Der nach kurzer Krankheit am 25. October 1892 erfolgte Hingang des greisen, doch bis in die

letzten Lebenstage rüstigen und schaffensfrohen Meisters überraschte die Freunde der Tonkunst tiefschmerzlich. Unter allgemeiner Theilnahme wurde sein Leichnam auf dem Stadtgottesacker zu Halle beigesetzt, an der Seite der ihm 1891 im Tode vorangegangenen Gattin. Allenthalben fanden, zumal in den Musikstädten Deutschlands, Trauerfeiern für den Verstorbenen statt. Zuerst in Halle selbst. Die Vaterstadt des Componisten, die auch den langen Weg von der ursprünglichen Leugnung des heimathlichen Propheten bis zu seiner endlichen Anerkennung durchgemacht und ihn u. a. 1885 zu ihrem Ehrenbürger ernannt hatte, ehrte das Gedächtniß ihres großen Sohnes weiter, indem sie eine der schönsten Straßen nach ihm benannte und endlich 1903 dem Meister in den Parkanlagen des Theaters ein würdiges Denkmal (die überlebensgroße Marmorbüste von Schaper modellirt) setzte. (Bereits zu Lebzeiten des Meisters, 1882, wurde seine Portraitbüste von Max Landsberg modellirt, ein im städtischen Museum zu Halle befindliches Oelbildniß wurde 1885 von H. Herrmann gemalt.)

Mit F. war nicht nur einer der besten Musiker, auch einer der edelsten Menschen dahingegangen. Ein tadelloser, streng in sich geschlossener Charakter, ein Mann, der sich durch ein kampf- und arbeitsreiches Leben zu den lichten Höhen einer geläuterten Kunst- und Weltanschauung emporgerungen. In seinen Adern rollte echtes Künstlerblut. Eine ungemein impulsive und oft nur allzu aufrichtige Natur spricht aus den vielen hinterlassenen Briefen des Meisters, die ihm den persönlichen anregenden Verkehr mit der Außenwelt, von der ihn sein physisches Leiden abschloß, ersetzen mußten. Mit sanguinischem Temperament geht er da für Personen und Sachen, die seine Theilnahme wachgerufen, ins Feuer, wenn er sie im Einklang mit seinen Idealen glaubt. Andernfalls bekämpft er sie mit aller Kraft. Dort nicht selten ein Ueberschwang der begeisterten Anerkennung, da oft wieder ein völlig vernichtendes Richten mit aller seiner Feder zu Gebote stehenden Kaustik. Häufig schlägt das in jeder Hinsicht scharfe Urtheil ins Gegentheil um, einem und demselben Objecte gegenüber, — dieses hatte sich offenbar gewandelt, nicht der Meister. War's eine Wandlung zum Bösen, und ist der charakterfeste Meister davon im Innersten ergriffen, verletzt, dann wettert die Satire in seiner sonst von urgesundem Humor getragenen, oft bilderreichen, poetisch-plastischen Ausdrucksweise. Als rother Faden aber leuchtet immer und überall, seien die Worte nun gut oder schlimm gemeint, eines durch: die seltene Ehrlichkeit im Denken, Wollen und Handeln. Sie, der wir nur selten und gar solchen Maaßes im Kunstleben begegnen, breitet einen Schimmer der Verklärung über alle Härten, selbst über gewisse Derbheiten im äußeren Wesen und Sichgeben bei F., — jene rauhe Schale, die als edlen Kern die reine, lautere Seele birgt, den krystallenen Quell all der keuschen, blüthenweißen Lieder.

Zeitlebens hat es F. als eine besondere Gunst des Schicksals gepriesen, daß es ihn, wenige Fälle ausgenommen, in die stillen Mauern des damals kleinen Halle gebannt hielt, von wo aus er mit dem ihm eigenen Scharfblicke das Getriebe nicht nur der Kunstwelt allein wie aus der Vogelperspective beobachten und beurtheilen konnte. Gewissermaßen mit ein Ergebniß der Concentration seines dem ablenkenden Treiben der Großstadt wohlthätig entrückten, äußerlich so ruhigen Daseins, dafür eines um so reicher bewegten Innenlebens sind die Lieder des Meisters, (op. 1—52, mit Ausnahme der auf die früher genannten anderen Compositionen entfallenden Opuszahlen 15, 19, 24, 29, 32, 45—47, 49), — jene Lieder, die für uns die glücklichste Vereinigung von Classicismus und Romantik darstellen, in welcher vordem kaum für möglich

gehaltenen Lösung eines Problems nicht zum geringsten Theile ihre musikgeschichtliche Bedeutung liegt.

Lange genug hatte Robert F. eine gewisse Zweideutigkeit seiner Stellung zur Kunst und zum Publicum zu beklagen. Die einsichtiger seinwollenden, sagte er selbst einmal, warfen ihn mit Schubert und Schumann, die blinde Reaction mit Wagner, Liszt und den Männern der Musik der Zukunft zusammen. Gegen letztes wehrte sich der Meister besonders energisch. Verhältnißmäßig spät erst ließ die Kritik seiner Musik ihr Recht widerfahren, erfuhr vor allem sein Verhältniß zu den beiden großen Vorgängern auf dem Gebiete des Liedes ein klärendes Urtheil. Wir sehen, daß in der aufsteigenden Linie der Liedercomponisten, Schubert, Schumann, Franz, des letzten tonkünstlerische Gestaltungskraft nicht nur durchschnittlich einen in die Augen springenden Fortschritt nach der ideellen wie formellen Seite hin bedeutet, vielmehr die Spitze des Ausdrucks in der Liedform selbst. Es gilt hier den Zusammenhang und die Unterschiede zwischen den drei Meistern klarzulegen. Schubert ist der geniale, unvergleichliche Schöpfer der modernen Lyrik, der als erster das Lied zu individualisiren wußte. Bei ihm waltet zumeist die Kraft der Naivetät, des künstlerischen Instincts — die beiden integrirenden Attribute jedes echten, starken Talentes — gewissermaßen noch ungebrochen vor. Conflicte zwischen Situation und Stimmung einheitlich zu lösen ist im allgemeinen seine Sache noch nicht, auch hemmt bei ihm häufig ein gewisser musikalischer Formalismus die Liedform in ihrer freien Entwicklung. Ausnahmen, wie „Am Meere", die Ossianlieder, vieles aus der Winterreise, vor allem Kleinodien wie „Gretchen am Spinnrad", stehen freilich für immer einzig, unübertroffen da; sie beweisen, daß der Meister, hätte der Tod ihn nicht leider so früh, mitten in seiner besten Productivität dahingerafft, jenen Culminationspunkt selbst erreicht, daß namentlich Heine mehr Einfluß auf ihn gewonnen hätte — Schumann und F. wären dann wol überflüssig gewesen. Schubert's Verhältniß zur Poesie erscheint im allgemeinen ziemlich äußerlich, lose geknüpft: ihm gilt es vor allem Musik zu machen, weniger mit seiner Kraft den Dichter zu durchdringen; und gar häufig verschwendet er, unbekümmert um den Stoff, nur Anregung suchend, seine schönste Musik an die Plattheiten der damals lebenden Wiener Poeten. Bei Schumann, der jenen Schematismus durchbrach, dafür aber den Schwerpunkt des Ganzen noch zu sehr auf das specifisch Musikalische verlegte, viel mehr aber noch bei F., der in seinen Liedern das natürliche Gleichgewicht wieder herstellen will, tritt ungezwungen vor und nach Ausgestaltung des ersten Wurfes in der geistigen Werkstatt prüfend und sichtend das strenge Denken hinzu. In dem Maße, wie sich die Poesie zu läutern, d. i. über sich selbst zum Bewußtsein zu kommen anfing, mußte nothwendigerweise auch die Musik den dichterischen Stoffen gegenüber eine andere Stellung einnehmen, als ihr Schubert sie gab. Heine, Lenau, Geibel u. a. erschienen und reinigten die Luft durch ihre Werke. Weiter that die Kritik das ihre, um den Unterschied zwischen Sinn und Unsinn, Sentimentalität und Empfindung endgültig festzustellen. Schumann thut nun einen riesigen Schritt über Schubert hinaus, und zeigt zuerst, wie die Musik der poetischen Intention beikommen müsse. Zunächst — wir reden hier von dem Schumann vor der Peri — wendet er sich in der Wahl der Texte entschieden den besten zu: Goethe, Heine, Chamisso, Burns. Er will nicht bloß Musik an sich machen, sondern seine Kunst durch die Poesie befruchten lassen. Zur Herstellung eines intimen Verhältnisses zwischen beiden Künsten war es nothwendig, daß die Musik ihr Uebergewicht, das sie bisher namentlich durch Vorherrschaft der Melodie in Anspruch nahm, beschränkte und aufgab. Schumann streicht nun

zunächst das Phrasen- und Floskelwesen der sogenannten melodischen Gänge, von denen sich Schubert, der Zeit der praedominirenden Melodie zu nahe stehend, nicht ausreichend loszumachen wußte, und bringt seine Cantilene mehr mit der natürlichen Declamation ins rechte Gleichgewicht. Was die Melodie an selbständiger Abrundung hierbei einbüßt, kommt der Begleitung, die bisher meist ziemlich nebenbei gelaufen war, zu gute: sie nimmt nun lebhaftesten Antheil an allen inneren und äußeren Vorgängen. So erhebt Schumann das Lied zum Charakteristicum, zum plastischen Bilde. Gewiß ein Fortschritt über Schubert hinaus. Den großen Vorzügen stehen bei Schumann nun allerdings wieder einzelne Schwächen gegenüber, die wir — es thut solches der unbegrenzten Verehrung für diese Meister nicht den geringsten Abbruch — hier ebenso wie bei Schubert nicht unerwähnt lassen dürfen, wollen wir auf F. übergehen und zeigen, wie dieser die Tugenden seiner großen Vorgänger sich nach Kräften anzueignen suchte, gleichwie er stets bemüht war, deren Fehler zu vermeiden. Neben dem Streben nach dem Edelsten verräth Schumann nicht wenig Gefallen an manch wunderlichen Schrullen und Sonderbarkeiten — seine Neigung zum Phantastischen, Barocken konnte auf die Dauer auf sein Verhalten zur Poesie nicht ohne Einfluß bleiben. Gar oft unterzieht er der musikalischen Behandlung Stoffe, deren reflectirendes Gepräge von Haus aus eine solche verboten (die Myrten, viele Heine'sche Lieder, namentlich der „Dichterliebe" enthalten dergleichen Beweise für den Hang Schumann's, durch die Musik das Wort beherrschen zu wollen). Ueberdies legt er in seinen Gesangscompositionen den Schwerpunkt nicht selten zu sehr auf die Begleitung — der Clavierspieler erhält sein Vor- und Nachspiel, auch wenn es nicht unbedingt nöthig — und läßt den Sänger oft nur zwischendrein zur Geltung kommen. Ein richtiger Instinct führte Schumann auf eine feinere Detailarbeit im Liede, konnte er doch nur durch diese den vielen Feinheiten der Dichter seiner Wahl gerecht werden. F. folgt ihm in dieser Detailarbeit, die er überall der letzten Prüfung und Nachfeile zu unterziehen nicht müde wird.

Stimmen Schumann und F. auch hinsichtlich der musikalisch-poetischen Intentionen ziemlich überein, so gehen die Resultate schließlich doch wieder sehr auseinander. Schumann schildert die Situation meist äußerlich, läßt sie weniger theilnehmen an der Stimmung desjenigen, dessen Fühlen unter ihr befangen ist: er ordnet dieses jenem unter. Man vergleiche nur einen Stoff, den beide Meister bearbeitet haben, beispielsweise das Heine'sche „Im Rhein, im heiligen Strome": Schumann zeichnet hier einen musikalischen, gothischen Dom mit all seinen wunderlichen Einzelheiten — ihm wird diese Absicht zur Hauptsache. Franzens Auffassung ignorirt zwar weder den Dom noch den Rhein, ordnet aber beides einer allgemeinen Empfindung unter, die ihren Mittelpunkt im Herzen dessen findet, der in jener Umgebung handelnd, oder besser fühlend auftritt. Eine Grundverschiedenheit der Auffassung der Stoffe, die sich noch an vielen Beispielen ähnlich nachweisen ließe. Während so Schumann's Musik dem gewählten poetischen Stoffe meist sozusagen despotisch (siehe auch jene Vor- und Nachspiele) gegenübertritt, weiß Franzens Musik dem Texte gegenüber sich mehr zu bescheiden und Selbstbeschränkung zu zeigen, sobald sie mit den gegebenen Worten in Widerspruch tritt. Fraglos geht auch Schumann in einzelnen Fällen direct auf den Kern des Gegenstandes zu; indessen ergibt sich aus dem Gesagten von selbst, daß in den Franz'schen Liedern durchschnittlich eine größere Einheit der Stimmung anzutreffen ist, ein Vorzug, der schwer genug ins Gewicht fällt. „Ihr Hügel dort am schönen Don" (op. 4, 4), um hier nur ein Beispiel zu nennen, veranschaulicht dies einheitliche Zusammenfassen des Widerspruches von Situation und Stimmung, das

mit jenem strengen Festhalten an einem einheitgebenden Gesichtspunkte und dem Rückwärtsbiegen der poetischen Pointe über die ganze Composition charakteristisch ist für die durch die Musik gewonnene Auffassung bei F.

Eine nicht geringe Anzahl der Lieder des Meisters ist überdies unter einem besonderen Gesichtspunkte zu fassen: wir sehen da den schaffenden Künstler gewissermaßen über dem Stoffe stehen, siegend über die Materie. Wir begegnen in den Franz'schen Liedern allenthalben dem Bestreben, die Gegensätze aufzuheben, sie zu identificiren: seine Freude hat überall einen Beigeschmack von Trauer, und seine Schmerzen bemühen sich wenigstens stets, den Frieden zu erringen — ein Zurückgreifen auf die Urempfindungen des wahren Menschen, in dessen Brust jene Gegensätze ewig gleichzeitig schaffen und wirken. Das wußten auch die alten Griechen in ihrem göttergleichen Instinct richtig herauszufühlen: der Schmerz hat auch bei ihnen stets seine Sänftigung in der Ruhe, die Freude ihre Milderung in einem leisen Anflug von Trauer. Unter den deutschen Poeten erinnern uns Goethe und namentlich Heine („Es träumte mir von einer weißen Heide" und hundert andere seiner Lieder) an diesen Standpunkt, der die Franz'sche Musik mit ihrem wohlthuenden, trostreichen Element deutlich von so manchen künstlerischen Erzeugnissen seiner Zeitgenossen — den späteren Schumann nicht ausgenommen — wie der Moderne scheidet.

Aber auch in Bezug auf die musikalisch-formelle Behandlung finden wir zwischen beiden Meistern wesentliche Unterschiede. Bei F., den das melodische oder vielmehr declamatorische seiner Behandlung der Singstimme, die Innerlichkeit in der Ausführung die Reihe der modernen Meister eröffnen läßt, ist der Gesang durchwegs ausgearbeiteter und den natürlichen Bedingungen des Organs entsprechender — Eigenschaften, die ihn nothwendig auch ausdrucksvoller gestalten müssen. Seine Harmonie ist reiner und mehr auf die allgemeinen Gesetze des Wohllauts basirt: dadurch erzielt F. einen Stil, der seine Beziehungen über das Individuelle einigermaßen hinausdehnt. Als originale Züge des Harmonikers F. treten hervor die eigenartige Verschmelzung von Dur und Moll, das Hinzufügen der alten Kirchentöne, das Uebergewicht der Dominante, die strenge Stimmführung und das Figurenwesen, nicht zuletzt die Art der Behandlung beim Vortrag. Der Einfluß des protestantischen Chorals auf die Franz'sche Lyrik wurde schon oben erwähnt; mit gewissen Einschränkungen treffen Sarans in dessen bedeutungsvoller Schrift (s. unten) aufgestellte Behauptungen zu und kann man sagen, daß wenigstens ein großer Theil der Franz'schen Gesänge nach dem ganzen Wesen und der musikalischen Structur „im tiefsten Grunde nichts ist, als das mit den Mitteln moderner Kunst bereicherte und idealisirte deutsche Volkslied". Franzens Rhythmus ist bei allem Reichthum der einzelnen Arten (Eigenthümlichkeiten wie ein $^7/_4$ Takt und Taktwechsel finden sich nicht selten) einfacher und entspricht mehr dem natürlichen Gefühle. Der Franz'schen Rhythmik eignet das Zusammenziehen der Perioden, das Aufheben gleichzahliger Rhythmen. Auf Details, wie die feinsinnige Verwendung der Synkope, des Vorhalts, auf den Reichthum charakteristischer Begleitungsfiguren und Verzierungen, das Bewegen in fremden, ungewohnten Tonarten und eigenthümlichen Modulationen kann hier nur kurz hingewiesen werden. Zu Schumann's mehr sinnlicher Muse steht die keusche Franzens in strengem Gegensatz. Diese Bemerkung betrifft das sittliche Recht der Franz'schen Lieder — ein reinmenschliches Wesen zu vertreten sind sie bemüht. Dieses Reinmenschliche aber, nicht naturwüchsige, sondern durch die Civilisation veredelte natürliche, auf das es hier ankommt, kann eben keusch sich oder nicht keusch fassen. Und Keuschheit nimmt F. — das kann nicht oft

genug betont werden — für seine Musik entschieden in Anspruch. So bewundert der Amerikaner Apthorp in den Franz'schen Liedern die „Reinheit und Schönheit, die wir in den englischen Liebesgedichten aus der Zeit Elisabeth's finden — kein Liebender kann genug leidenschaftlich sein, um sie zu singen, kein Mädchen zu rein, um sie zu hören". F. steht in gedachter Beziehung ebenso förmlich schroff Robert Schumann gegenüber, als es nach anderer Richtung hin gilt, die seinen Gesängen innewohnende Berechtigung und Wahrheit mit der Anmaßung und Lügenhaftigkeit des sogenannten Salonliedes der Abt und Kücken zu confrontiren, zu denen sich zuweilen auch die parfümirte Vornehmheit Mendelssohn's herablassend neigt.

Von der Seite des Handwerks betrachtet, zeigen uns die Lieder Franzens, daß der Meister eigentlich mit einem reinen Nichts zu arbeiten gewohnt ist — entweder ist es ein ergiebiger Rhythmus oder eine dehnbare Harmoniefolge oder ein geringfügiges melodisches Motiv, denen die meisten seiner sich dann allerdings gar reich entfaltenden Lieder ihr Entstehen verdanken. Für die Kunst der Liedcomposition in diesem Sinne, einen einfachen, doch biegsamen Grundgedanken oben gedachter Art reich auszubeuten, ohne ihn müde zu Tode zu hetzen, gibt es hier viel zu lernen. Der Tonmalerei ist F. in seinem Accompagnement — wenn von einem solchen hier, bei der unlöslichen Verbindung der Gesangstimme kat exochen mit den stimmungserzeugenden übrigen überhaupt gesprochen werden kann — keineswegs abhold; wo immer er sie aber anwendet, ergibt sie sich förmlich von selbst, ohne jedwede verstimmende Absicht, und nie wird ihm die Nebensache zur Hauptsache. Unverrückt hält der Meister stets den einen Kern im Auge, aus dem das Lied organisch wachsen muß, der die Einzelheiten mit Naturnothwendigkeit heraustreibt, so daß kein Motiv gezwungen in den Vordergrund tritt, keines aber auch jene feste Körperlichkeit vermissen läßt, die seine bequeme Benutzung ohne Widerstand ermöglicht. Dies die wesentlichsten Unterschiede, über die erst in den sechziger Jahren namentlich Saran, Schäffer und Ambros der Kritik die Augen öffneten. F. persönlich protestirte ebenso entschieden gegen die Absichten auf der einen Seite, ihn in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Schumann bringen und seine Selbständigkeit leugnen zu wollen, als gegen den Uebereifer der Freunde, Schubert und Schumann mehr bei ihren Schwächen, als bei ihren Vorzügen, selbe als hinlänglich bekannt voraussetzend, zu fassen. Seine Hochverehrung Schumann's gab er bei jeder Gelegenheit zu erkennen, die Schubert's beweisen am schönsten jene Bearbeitungen einzelner Werke des Wiener Meisters. „Niemals wird es mir einfallen", schreibt er selbst einmal, „mit der Schubert'schen Genialität rivalisiren zu wollen —, mein ganzes Leben und Schaffen hat gezeigt, daß ich mich vor ihr bis in den Staub beuge. Schubert hat so zu sagen aus Nichts etwas hervorgebracht, seine Primitivität steht unzweifelhaft fest. Daß aber dies Etwas einer Ausbildung und Erweiterung fähig war, und daß die Leute, die sich diese Arbeit am Herzen liegen ließen, als Vollender des begonnenen Werkes zu erachten sind, wird auch jeder billig Denkende gern zugeben. Es kommt hierbei gar nicht auf die Untersuchung an, wessen Horizont der weitere, wessen der engere war: es handelt sich allein um das, was der Kunst innerhalb einer bestimmten Gattung, die ja auch ihren besonderen Organismus hat, für Gewinn zugeführt wurde." In diesem Sinne sind denn auch unsere Bemerkungen über Schubert und Schumann aufzufassen und nicht etwa mißzuverstehen. Gehören doch Schubert's und Schumann's Lieder zum längst errungenen, kostbar gehüteten Gemeingut der gebildeten Welt, zu jenem, was endgültig als wahrhaft schön und groß erkannt ist, — angesichts der Fülle des von ihnen ausströmenden Lichtes vermöchte denn ein Hinweis auf einige

Schatten so wenig zu bedeuten, als die Entdeckung der Sonnenflecken in der strahlenden Schönheit dieses Gestirns. Aber es wäre nun auch an der Zeit, daß endlich den Liedern des dritten Meisters im Bunde die Erlösung aus jenem Banne der Gleichgültigkeit werde, der ja lange genug auch die Lieder Schumann's und Schubert's der allgemeinen Anerkennung entzog. Man nenne den Meister, der im Liede so verschiedenes geschaffen wie F., daß jeder förmlich für seinen Herzensbedarf hier finden kann, was er eben braucht. Hat jemand ihren Ausdruck erst wirklich verstehen gelernt, dann läßt ihn diese Musik nicht leicht mehr los; es ist ein Specificum in ihr. Die reinliche und saubere Technik thut es nicht allein, wie man vielleicht glauben könnte, — diese ist nur das natürliche Resultat einer entsprechenden Empfindung, die wiederum das treue Spiegelbild des Inhaltes seiner Texte sein will. Die von F. gewählten Stoffe sehnen sich förmlich nach dem Tone, der eben das ausspricht, was das Wort nicht sagen kann.

Die allgemeine Charakteristik der Franz'schen Gesänge will der Biograph nach dem Gesagten in knapper Weise zusammenfassen: „Reiner, schlichter als bei irgend einem andern Componisten herrscht bei F. die einfache Liedform der Alten vor; „durchcomponirte" Gesänge finden sich nur ausnahmsweise. Wie Bach sehen wir auch ihn des öfteren auf alte, volksthümliche Wendungen zurückgreifen, und enge schließt sich an den Tonfall der gewählten Worte der Rhythmus der mit ihnen vermählten Melodie. Hierzu tritt veredelnd und vertiefend eine auf höchster Stufe stehende künstlerische Verwerthung und Durchbildung des melodischen Hauptmotivs, eine unendliche Mannigfaltigkeit der Rhythmen und Harmonien, sowie die Kunst einer F. wie keinem zweiten Componisten eigenen, wahrhaft Bach'schen Contrapunktik. Aus der jedwede leere Begleitungsfiguren ausschließenden Polyphonie des Claviersatzes — seine größtentheils streng vierstimmige Führung zeugt von bewunderungswürdiger Meisterschaft — geht ein kräftig dramatisches Element hervor, das, vereint mit tiefem Empfinden, die Stimmung des Gedichtes meisterlich und wirksam zum Ausdruck bringt, ohne die im Liederstile gegebenen Grenzen jemals zu überschreiten. Solcherweise gehören die Franz'schen Lieder zu den eigenartigsten und bedeutendsten Tonschöpfungen unserer Musiklitteratur überhaupt; sie lassen uns F. nicht nur als Ausgestalter und Vollender jener Bahnen erkennen, die seine Vorgänger gewandelt, sondern als einen Meister, der, unbeschadet der eigenen Originalität, unter den Segnungen der Großmeister Bach und Händel, auf dem Mutterboden des Volksliedes ein Kunstlied geschaffen hat, welches die Lieblichkeit und den dramatischen Schwung eines Schubert, die Klarheit des musikalischen Baues eines Mendelssohn und die echt deutsche Gemüthstiefe eines Schumann in glücklichster Weise verbindet. Als Zeugen der Ursprünglichkeit seines Genius aber tritt uns in den Liedern von F. eine unabsehbare Fülle der interessantesten und überraschendsten Details, sowol was die Behandlung der Singstimme als die Clavierbegleitung anlangt, entgegen, welche neben berührten Eigenschaften einen hervorstechenden Grundzug in ihrem Charakter bilden und beim vertrauten Genusse uns Schumann's Worte unaufhörlich ins Gedächtniß rufen: Man findet kein Ende, immer neue, feine Züge an ihnen zu entdecken!

Wohlgemerkt: nicht als Musiker, wol aber als Poetmusiker ist F. gleich Schumann über Schubert hinausgegangen. Nicht in der besseren Art zu declamiren, liegt, wie einige meinten, der Unterschied —, auch Schubert hat sich fürwahr auf gute Declamation verstanden; diese ist nur conditio sine qua non, nicht das Wesentliche, und gelegentliche Verstöße, die auch bei F. wie bei allen Meistern zu entdecken und schließlich leicht zu beseitigen sind, anzukreiden, wäre angesichts des Uebergewichtes der Vorzüge beckmesserisch. Der Unterschied liegt

vorerst in der Wahl der Stoffe, der Rücksicht auf deren poetische und musikalische Beschaffenheit, dann in ihrer Behandlung durch die Musik —, also darin, daß F. einmal Geschmack genug besaß, um nur gute, inhaltreiche Texte zu componiren (so meist von Burns, Eichendorff, Lenau, Heine, seinem Freunde Osterwald und Volkslieder), und dann, daß er die ergriffenen Dichtungen durch seine Musik bis ins innerste Wesen hinein erfaßte und künstlerisch darstellte. Sicherlich hat Schubert, wo seine Darstellungsart mit der zu Grunde liegenden Dichtung harmonirt, Werke geschaffen, die ihm keiner nachmachen wird: ein Lied wie „Trockene Blumen", das Nachspiel ausgenommen, hätte weder Schumann noch F. schreiben können. Andererseits liegen wieder Werke von diesen Beiden als deren specifisches Eigenthum vor uns, und sind z. B. Franzens Compositionen polyphonen Stils nicht denkbar ohne das Studium Bach's; eine Seite, von der bei Schubert wol wenig die Rede ist. Aber die Lyrik konnte sich auch nicht gut an einem Individuum erfüllen; sie ist ihrer ganzen Natur nach so reich und mannichfaltig, daß verschiedene Leute an der Aufgabe arbeiten mußten. Auch Goethe erschöpfte sie nicht; Heine, Eichendorff, Lenau u. s. w. hatten manches zu vollenden, wozu jener allerdings die erste Anregung gab. Keinem Vernünftigen wird es nun beifallen, etwa Heine, der sich an Goethe herangebildet und dessen ungeachtet ein Mann im weitesten Sinne des Wortes geworden ist, deshalb geringer zu schätzen, weil Goethe ihm als bahnbrechendes Genie vorausgegangen. So verehren wir denn in Schubert denjenigen, der den ersten und schwierigsten Wurf zum modernen Liede gethan: er legte kühn die ersten Fundamente, und seinen Nachfolgern war die Vollendung des Baues nicht schwer gemacht. Als dritten im Bunde aber mit Schumann haben wir F. hochzuhalten, ihn, der einer der deutschen Meister gewesen im wahrsten Sinne des Wortes. Aber gar oft beklagte sich dieser liederreiche Mund über die Theilnahmslosigkeit der singenden Welt. Ein paar Favoritlieder abgerechnet, hört man F., der auf den Concertprogrammen der fünfziger und sechziger Jahre noch weniger fehlen durfte als augenblicklich Hugo Wolf, seit langem nur vereinzelt. Wol mag es für die Eigenart seiner Lieder sprechen, daß heute gerade nur die besten, vornehmsten unserer Sänger des Meisters gedenken und just mit seinen wenigst gekannten Liedern die größte Wirkung erzielen; wol erklingen sie im trauten Heim vieler Hunderte, und ihrer stillen Bewunderer sind genug. Die breitere Oeffentlichkeit jedoch, die so gern mit Schubert und Schumann, Brahms und Wolf zu prunken gewohnte, für sie scheint F. kaum noch zu existiren. Warum? Ist er vielleicht nicht modern? Veraltet? Kaum! — noch heute mag Hinrichs' Wort gelten: „Franz befriedigt das Bedürfniß, seine Musik ist wirklich neu, und das ist das Recht des Neuen, daß es solchem Bedürfniß entspricht". Eher, daß sie nicht recht in den realistischen, sinnlich erregten Zug der Gegenwart paßt, die sich nur ab und zu, wol der Abwechslung wegen, Vorliebe für Märchen und Mystik vorlügt. Aber sicher muß und wird auch F. eines Tages, bis nur die Menschen wieder sich selber finden werden, seine Renaissance feiern: mit seinen Liedern wie mit seinen Neuschöpfungen eines Bach und Händel. „Nur wer selbst — wir wollen hier mit einem schönen Worte Kelterborn's schließen — eine gründliche Kenntniß dieser Werke erworben hat, kann die Größe dieser Leistungen von F. ermessen und wird sich in Bewunderung und dankbaren Herzens vor dem Geiste verneigen, der als eine der ersten Zierden unserer jüngsten Musikepoche dasteht, als einer der Berufensten, die Zahl der großen Meister würdig fortzusetzen, die wir als die Eckpfeiler in der Geschichte unserer Kunst verehren. Nicht der Umfang eines Kunstwerkes bedingt seine Größe, sondern der ideale Gehalt. Wer im Kleinsten der Größte ist, dem gebührt ein Ehrenplatz neben den Großen aller Zeiten."

Die ersten ausführlichen Studien und Kritiken über Robert Franz schrieben: Franz Liszt in der „Neuen Zeitschrift für Musik" Bd. 43, Nr. 22 und 23; A. W. Ambros in seinem Buche „Bunte Blätter", und Dr. H. M. Schuster in der Wiener „Deutschen Ztg." Nr. 405/6, 1873; separat erschienen diese werthvollen Arbeiten in C. Sander's (F. E. C. Leuckart's) Verlag zu Leipzig 1872/74, woselbst 1875 auch die bedeutungsvolle Schrift „Robert Franz und das deutsche Volks- und Kirchenlied" von Aug. Saran erschien. Der für die Bearbeitungsfrage hochwichtigen Schriften von Julius Schäffer wurde bereits oben Erwähnung gethan. 1866 folgte Wilhelm Osterwald mit einem kleinen, doch inhaltreichen „Lebensbild" (Leipzig, Gebr. Hug), 1889 Dr. Kelterborn mit seinem geist- und gehaltvollen Essay „Robert Franz, ein Meister der deutschen Musikwelt" im „New-Yorker Belletristischen Journal" Nr. 1955 (Separatabdruck bei C. Sander), endlich der Jugendgenosse Franzens, Theodor Held, mit seinen interessanten Mittheilungen „Zum Lebensbilde von R. F." im Beibl. zur „Magdeburger Ztg." 1893. Bemerkenswerth erscheinen auch die Abhandlungen von Ehrlich in „Nord und Süd" 1886, Bernh. Vogel in Nr. 39 der „Deutschen Liederhalle" 1886, Schuster in der „Deutschen Dichtung" Mai 1887 und in der Beil. z. „München. Allg. Ztg." 1892, 304, sowie die in der Bearbeitungsfrage mit Erfolg gegen Spitta gerichteten Artikel von Th. Ernst in Nr. 24 der „Hamburger Signale" 1887 und Dr. Prieger in Nr. 1 des 3. Jahrg. derselben Zeitschrift. — 1894 erschien bei Reclam in Leipzig (Nr. 3273/74 der Univ.-Bibliothek) die erste (bisher einzige) abgeschlossene und ausführ- Biographie des Meisters von Rudolph Frhrn. Procházka, fußend auf reichhaltigem authentischen Material (unveröffentlichte Briefe von Robert Franz an Sander, Osterwald u. A.) und persönlichen Erinnerungen des Verfassers aus dessen Verkehre mit dem Meister. 1894 veröffentlichte Dr. Wilh. Waldmann (bei Breitkopf & Härtel, Leipzig) seine „Gespräche aus zehn Jahren" mit Robert Franz, die indessen als Aufzeichnungen mündlicher Aeußerungen — der Meister ist in solchen zumal bei seiner Impulsivität und oft derben Ausdrucksweise vielfach mißverstanden worden — mit Vorsicht aufzunehmen sind.

Rudolph Frhr. Procházka.

Franzelin: Johann Baptist F., Cardinal, geboren am 15. April 1816 zu Aldein in Südtirol, † am 11. December 1886 in Rom. Er absolvirte die Gymnasialstudien bei den Franziskanern in Bozen und trat dann am 27. Juli 1834 zu Graz in das Noviziat der Gesellschaft Jesu, zugleich mit seinem Freunde Georg Patiß. Nach Absolvirung des Noviziats wurde er zum Studium der Philosophie nach Tarnopol in Galizien gesandt, darauf drei Jahre dort und drei Jahre in Lemberg im Gymnasialunterricht verwendet. Hierauf kam er 1845 zum Studium der Theologie nach Rom in das römische Colleg; hier hatte er Perrone und Passaglia als Lehrer in der Dogmatik und zeichnete sich besonders auch im Hebräischen aus. Infolge der Revolution 1848 genöthigt, am 30. März Rom zu verlassen, begab er sich mit andern Zöglingen des Collegs und den Professoren Patrizi und Passaglia zuerst nach England (Ugbrook in Devonshire), um hier während eines halben Jahres die Studien fortzusetzen, dann nach Löwen, wo er das letzte Jahr des theologischen Studiums vollendete. Hierauf kam er als Professor der hebräischen Sprache und der Exegese nach Vals in Frankreich und empfing in Le Puy am 23. December 1849 die Priesterweihe. 1850 wurde er wieder in das römische Colleg berufen, docirte orientalische Sprachen und trat nach Bedürfniß für die Professoren als Supplent ein. Am 2. Februar 1853 legte er die vier feierlichen Gelübde ab. 1853—57 wohnte er im deutschen Colleg als Studienpräfect, docirte

aber weiter die orientalischen Sprachen im römischen Colleg. 1857 wurde er Professor der Dogmatik am römischen Colleg, an Stelle Passaglia's, nach einigen Jahren auch Consultor der Propaganda für die Angelegenheiten der orientalischen Kirche, später Consultor des S. Officium. Bei den Vorarbeiten für das vaticanische Concil war er Mitglied der dogmatischen Commission, bei dem Concil selbst päpstlicher Theologe. Nachdem die Jesuiten 1873 das römische Colleg räumen mußten, wohnte er bis zu seiner Erhebung zum Cardinal im Germanicum. Am 3. April 1876 wurde er von Papst Pius IX. zum Cardinal creirt; als solcher wohnte er im südamerikanischen Colleg und war als Mitglied verschiedener Congregationen thätig, zuletzt als Präfect der Congregation der Abläße. Auf Grund seiner Vorlesungen veröffentlichte F. eine Reihe von Tractaten aus der Dogmatik im Druck, die beurtheilt werden als „eine wissenschaftliche Darstellung der katholischen Dogmen, die nicht nur alle Errungenschaften der sog. positiven und der scholastischen Theologie mit Vermeidung der Einseitigkeit der einen und der andern zusammenfaßt, sondern auch in gar manche schwierige Fragen Klarheit bringt und neue Gesichtspunkte eröffnet" (vgl. C. Gutberlet, P. Franzelin's Dogmatik, im Literarischen Handweiser 1873, Nr. 131 f., Sp. 65—69, 97—101). Es erschienen: „Tractatus de SS. Eucharistiae Sacramento et Sacrificio" (Romae 1868; ed. 2, 1873; ed. 3, 1878); „Tractatus de Sacramentis in genere" (ib. 1868; ed. 2, 1873; ed. 3, 1878); „Tractatus de Deo Trino secundum personas" (ib. 1869; ed. 2, 1874; ed. 3, 1881); „Tractatus de Verbo Incarnato" (ib. 1869; ed. 2, 1874; ed. 3, 1881); „Tractatus de Divina Traditione et Scriptura" (ib. 1870; ed. 2, 1875; ed. 3, 1882); „Tractatus de Deo Uno secundum naturam" (ib. 1870; ed. 2, 1876; ed. 3, 1883). Ferner die dogmatisch-polemische Schrift: „Examen doctrinae Macarii Bulgakow Episcopi Russi schismatici et Josephi Langen Neoprotestantis Bonnensis de Processione Spiritus Sancti. Paralipomenon tractatus de SS. Trinitate" (ib. 1876). Aus seinem Nachlasse erschienen noch „Theses de Ecclesia Christi" (ib. 1887).

Hubert, Cardinal Franzelin; Katholik 1887, I, S. 225—252. — G. Bonavenia, Raccolta di memorie intorno alla vita dell' Em. Card. Giov. Batt. Franzelin. Roma 1887. — Hülskamp im Literar. Handweiser 1887, Nr. 433, Sp. 339 f. — Hurter, Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae, T. III (ed. 2, 1895), 1228 s. Lauchert.

Frauenstädt: Christian Martin Julius F., philosophischer Schriftsteller, war geboren am 17. April 1813 zu Bojanowo in der Provinz Posen; studirte seit 1833 in Berlin zunächst Theologie, dann Philosophie und nahm 1841 eine Hauslehrerstelle bei dem Baron von Meyendorff, damaligem russischen Gesandten in Berlin, an, die er bis 1844 bekleidete. Hierauf ging er in gleicher Eigenschaft mit dem Fürsten Ludwig von Sayn-Wittgenstein nach Rußland, wo er auf dessen Gütern bei Wilna bis 1846 lebte. In diesem Jahre machte er mit der fürstlichen Familie eine Reise nach Deutschland, berührte dabei auch ganz kurze Zeit Frankfurt, wo er Arthur Schopenhauer aufsuchte, hielt sich einige Zeit in Schwalbach und in Bingen auf und kam mit eben dieser Familie nach Frankfurt im October desselben Jahres zurück, wo er den Winter bis zur Vermählung der Prinzessin Marie, die er unterrichtet hatte, mit dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst, dem späteren deutschen Reichskanzler, d. h. bis Ende Februar 1847, zubrachte. Während dieser Zeit verkehrte er viel mit Schopenhauer. Mit den beiden ältesten Prinzen hielt er sich später einige Monate in Kreuznach auf, war aber den ganzen September wieder in Frankfurt, bis er auf einige Zeit nach Paris

ging. Im Jahre 1848 bewarb er sich mit Empfehlungen des Gemahls seiner Schülerin bei dem Herzog von Ratibor um die erledigte Stelle eines Bibliothekars zu Corvey, hatte auch das Versprechen, sie zu erhalten, bekommen, und fühlte sich bitter getäuscht, als die Anstellung infolge der Märzrevolution nicht erfolgte. Später rieth ihm, wie er an Schopenhauer schrieb, sein Dämon ab, nach Corvey zu gehen. Kurz nach der Revolution gründete er nach Pariser Erfahrungen ein Lesecabinet in Berlin, das, in der Werderstraße gelegen, bis zum November-Ministerium sehr stark besucht war. Nebenbei unterrichtete er, z. B. die Söhne des Hamburgischen Minister-Residenten Godefroy, von 1848 bis 1852, machte auch mit diesen und ihrer Mutter im J. 1850 eine Reise nach Holstein. Er brachte die übrige Zeit seines Lebens in Berlin zu, litterarisch sehr thätig, bis er am 17. Januar 1879 daselbst starb. Lange Zeit hatte er an einem Augenübel zu leiden.

Während er in seinen ersten Schriften: „Die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes" (mit einem Brief des Hegelianers Gabler an F. als Vorwort), Berlin 1838, und „Die Menschwerdung Gottes nach ihrer Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit, mit Rücksicht auf Strauß, Schaller und Göschel", Berlin 1839, Hegel nahe stand, trotzdem, daß er schon 1836 Schopenhauer's Hauptschrift kennen gelernt hatte, widmete er 1848 eben diesem seine Schrift: „Ueber das wahre Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung" und trat zunächst als Interpret der Schopenhauer'schen Schriften auf. Diese waren nach dem Ausdruck Schopenhauer's selbst lange Jahre „secretirt" worden, und man kann es als ein Verdienst, ja als Hauptverdienst Frauenstädt's betrachten, daß er wesentlich zum Bekanntwerden der Schopenhauer'schen Lehre beigetragen hat, besonders durch seine Schriften: „Aesthetische Fragen", Dessau 1853, und „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie", Leipzig 1854, aber auch durch Aufsätze in den Blättern für litterarische Unterhaltung, namentlich durch den Artikel: „Stimmen über Arthur Schopenhauer" 1849, und in der Vossischen Zeitung. An beiden Blättern war Frauenstädt eifriger Mitarbeiter. Für die Lehre, wie für die Person Schopenhauer's hegte er eine große Verehrung, die besonders gesteigert worden war durch den persönlichen Verkehr mit dem misanthropischen Frankfurter Philosophen und später Nahrung erhielt durch einen ziemlich regen Briefwechsel. In Gesprächen wie in den Briefen zeigt sich der Denker dem jüngeren Freunde dankbar für die Anerkennung und besonders für die Verbreitung, auch Erklärung seiner Ansichten. So nennt er ihn nebst einem neuen seiner Anhänger „aktive Apostel", weil sie öffentlich in Druckschriften für ihn aufgetreten waren, redet ihn „Apostole primarie", „Werther Freund", „Alter Treu-Freund" und sonstwie an, geht auch mit einiger Geduld auf Einwendungen, die der Schüler gegen einzelne Ansichten des Meisters vorbringt, ein. Freilich zu stark dürfen die Abweichungen des Jüngers nicht sein, sonst weist ihn Schopenhauer gröblichst zurecht. So hatte er Frauenstädt einmal dahin verstanden, daß dieser die „Nutzmoral der Materialisten entschuldige", und schreibt ihm darüber u. a.: „Meine Philosophie ist tief, sie ist aber auch hoch; das sollten Sie nicht vergessen. Sie gelten jetzt als mein erster Schüler, mein Haupt-Evangelist, und werden einst Ruhm davon ernten: aber irrlichteliren Sie nicht hin und her!

Geh' er nur grad' in Teufels Namen,
Sonst blas' ich ihm sein Flackerleben aus.

Ich will, daß Sie mir Ehre machen und nicht das Gegentheil: möge es nie dahin kommen, daß ich sagen müßte, was Voltaire dem Spinoza in den Mund legt: J'ai de plats écoliers et de mauvais critiques. Also schwören Sie ab dem Teufel, d. h. der materialistischen Moral oder der Toleranz gegen

eine solche und lassen Sie es bei dem einen Lapsus bewenden". F. schreibt hierauf, daß Schopenhauer sich sein „Brüllen" hätte ersparen können, worauf der Briefwechsel drei Jahre lang stockte, bis F. im J. 1859 den letzten Brief von seinem Meister erhielt. Er veröffentlichte während der Lebenszeit Schopenhauer's im Geiste desselben noch: „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Moral und Philosophie", Lpz. 1855, „Briefe über die natürliche Religion", ebd. 1858, und nach dessen Tode, zum Erben seines Nachlasses vom Verstorbenen eingesetzt: „Lichtstrahlen aus Schopenhauers Werken", Lpz. 1862, 7. Aufl. 1891, zusammen mit Otto Lindner: „Schopenhauer. Von ihm, über ihn" (darin u. a. Briefe, Memorabilien, Nachlaßstücke), Berlin 1863, „Aus Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß", Lpz. 1864, „Das sittliche Leben", ebd. 1866, „Blicke in die intellektuelle, physische und moralische Welt", ebd. 1869, „Schopenhauer-Lexikon. Ein philosophisches Wörterbuch", Lpz. 1871, „Lichtstrahlen aus Im. Kants Werken", ebd. 1872, „Neue Briefe über die Schopenhauersche Philosophie", ebd. 1876. Im Auftrage und nach dem Plane Schopenhauer's veranstaltete er die erste Gesammtausgabe von dessen Werken in 6 Bdn., Leipzig 1873—74, 2. Aufl. 1877, neue Ausg. 1891; freilich ist die Ausgabe nicht sehr sorgfältig gearbeitet.

In seinen späteren Schriften, namentlich in den „Neuen Briefen" wich er mehrfach von Schopenhauer ab, ohne aber damit anerkannte Verbesserungen oder eine wirksame Fortbildung der Schopenhauer'schen Lehre zu geben. So erkennt er zwar den Monismus nach Schopenhauer an, aber will innerhalb desselben einen „objectiv-phänomenalen Individualismus" statuirt wissen; er macht sich vom subjectiven Idealismus Schopenhauer's frei und glaubt sogar, den folgerichtigen Pessimismus aus Schopenhauer's Lehre entbehren zu können und ist dem Eudämonismus keineswegs abgeneigt.

Ed. v. Hartmann, Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus, Berlin 1877. — Carl Peters, Willenswelt und Weltwille, Leipzig 1883. — Ueberweg-Heinze, Grundr. der Gesch. der Philos., Bd. 4, 9. Aufl. 1902.

Heinze.

Fredigundis, merovingische Königin (a. 567—597), Gemahlin Chilperich's I. (a. 561—584, s. den Artikel), der, um es seinem Bruder Sigibert I. (a. 561—576, s. den Artikel) gleich zu thun, wie dieser eine westgothische Königstochter Gaileswintha (s. den Artikel), Schwester von Sigibert's Gemahlin Brunichildis (s. den Artikel), geheirathet hatte (a. 566), diese aber „aus Liebe zu Fredigundis, die er schon früher gehabt hatte" — ungewiß, ob als Buhle oder als eine seiner mehreren (gleichzeitigen) Frauen — bald erdrosseln ließ, schwerlich ohne Anregung Fredigundens, die er wenige Tage darauf (abermals?) zur Gemahlin, jetzt der einzigen, erhob. Diese merkwürdige Frauengestalt harrt noch ihres Shakespeare.

Unfrei oder doch in niederstem Stand der Freien geboren, behauptet das dämonische Weib die durch Mord errungene Stellung der Königin und die Beherrschung ihres sonst ebenso wankelmüthigen, treulosen, bösartigen, wie geistreichen Gemahls, dem sie in vielen Stücken ähnlich ist, durch jedes Mittel der Schlauheit und mörderischer Gewalt, in Glück und Unglück, bis zu dessen Tod, ja darüber hinaus trotz aller Gefährdung bis zu ihrem eigenen sieggekrönten Ende; es ist ein grauenvolles, gleichwohl anziehendes Bild, das die kunstlose, aber überzeugend lebenswahre Geschichtserzählung des guten Gregor von Tours von ihr entwirft, der selbst sehr nahezu das Opfer ihrer unversöhnlichen Rachgier geworden wäre.

Zunächst vernichtete sie den tüchtigsten der Söhne Chlothachar's I. (a. 575), Sigibert, ihren Schwager, den Gemahl Brunichildens, den Chil-

perich wiederholt anfiel, aber mit schlechtem Erfolg: im Jahre 575 erfocht Sigibert mit seinen gefürchteten „Ueberrheinern" mehrere Siege über Chilperich's Truppen und drang bis Paris und Rouen vor, während der Geschlagene nach Tournai flüchtete: seine Unterthanen in dem ehemaligen Reich Childibert's I. fielen von dem Unbeliebten ab und wählten den wackern Sieger zum König. Nun ging es dem in Tournai belagerten, hart Bedrängten schlecht; aber F. wußte Rath: sie gewann durch Zaubermittel zwei Diener, die sich nach Vitry begaben und Sigibert, wie er gerade auf den Schild erhoben ward, zwei vergiftete „Scramasachse" (Dolchmesser) in die Brust stießen. Bevor die Nachricht von dem glücklichen Gelingen in Tournai eintraf, gebar F. daselbst einen Knaben; aber beide Gatten waren in so verzweifelter Lage, daß die Mutter das Kind von sich warf und tödten wollte: sie hatte auf Rettung verzichtet, sah ihren Untergang voraus und wollte das Kind nicht in siegreicher Feinde Gewalt fallen lassen. Aber Chilperich, auch sonst doch zuweilen menschlicher als sein Weib, schalt sie und verhinderte den Mord des Kindes durch die Mutter. Gleich darauf traf die Nachricht von Sigibert's Ermordung ein, die Belagerung Tournais ward aufgehoben; alsbald griff Chilperich nach den verwaisten Landen des Bruders. Und Venantius Fortunatus, „der fromme Sänger", später Bischof von Poitiers, der Fredigundens Schuld an Galeswinthens und Sigibert's Mord doch gewiß kannte, preist die „durch alle Tugenden ausgezeichnete, die herrliche F., durch deren Hilfe die Ehre des Königshauses blüht"! Alsbald ward der Wittwe Brunichildis das Knäblein Childibert II. (s. den Artikel) von dem austrasischen Dienstadel entführt, dessen reichsverderberische Willkürherrschaft die kraftvolle Fürstin zum Heile der Gesammtheit zu bekämpfen bis an ihren Tod nicht ermüdete, wobei es, den Sitten der Zeit gemäß, nicht ohne Gewaltthat abging. Aber himmelschreiend Unrecht geschieht der hochgesinnten, muthvollen gothischen Königstochter, stellt man sie, wie landläufige Unsitte thut, mit ihrer bluttriefenden Todfeindin F. in eine Reihe: nicht bloß hat diese ganz unvergleichlich häufiger zu Mord, Mordversuch, grausamster Folterung gegriffen, — der all' entscheidende Gegensatz liegt darin, daß die Regentin Austrasiens ihre Herrschaft zum Wohle des Volkes ausübte und nur für diesen Zweck auch gewaltsame Mittel in seltenen Fällen — etwa zwei bis drei — nicht scheute, während F., nur von Herrschgier, Habgier, Rachgier, allen schlimmsten Leidenschaften der Selbstsucht getrieben, von Verbrechen zu Verbrechen stürmte. Als Brunichildis sich mit Chilperich's Sohn Merovech (von Audovera) vermählte (a. 576) und Anhang fand, warf sie tödtlichen Haß wie auf dies Paar, so auf Bischof Praetextatus von Rouen, der es getraut hatte; sie, nicht der König, verfolgte Merovech bis in das Asyl des heiligen Martinus zu Tours, wie sie dann ihrer Stiefsöhne Tod herbeiwünschte und herbeiführte, ihren eigenen Söhnen die Nachfolge in das Reich allein zu sichern: sie dankte einem Feldherrn, der ihres ältesten Stiefsohnes, Theodibert, Fall in der Schlacht herbeigeführt hatte, sie war es, die Chilperich zu schonungsloser Verwüstung der Güter des heiligen Martinus antrieb, weil Bischof Gregor (der Geschichtschreiber) Merovech nicht aus dem Asyl auslieferte; sie war es, die Merovech, nachdem er aus Tours entflohen, zu Tode hetzen und seine Anhänger auf das scheußlichste verstümmeln ließ; sie setzte durch, daß Bischof Praetextatus von einem Concil zu Paris verurtheilt, in den Kerker geworfen, sehr schwer gegeißelt und auf der Insel Jersey eingebannt ward; ja, als ihn der König trotz ihres heftigen Widerspruches begnadigte, suchte sie ihn zu Rouen auf, ließ ihn an dem Altar ermorden und weidete sich an seinem Sterbebette an seinem Verscheiden. Auch später noch suchte sie Gregor von Tours wegen seines damaligen pflichttreuen

Verhaltens zu verderben. Als zwei ihrer Knaben an einer Krankheit starben, sah sie freilich darin die Strafe des Himmels, hoffte aber, die Heiligen dadurch zu bestechen, daß sie auf die Besteuerung der Kirchen verzichtete und diese Steuerlisten in's Feuer warf. Nicht lange doch währte diese Anwandlung von Reue: noch lebte ja der dritte Stiefsohn, Chlodovech, des unglücklichen Merovech Bruder; auch er mußte fallen. Sie glaubte oder gab vor zu glauben, er habe durch Zauber seiner Geliebten und deren Mutter die beiden Knaben vergiftet; sie ließ die beiden Frauen — nach unmenschlicher Peinigung — hängen oder verbrennen, verklagte Chlodovech beim König, ließ den Verhafteten ermorden, seine Mutter Audovera (Chilperich's frühere Gattin) tödten, seine Schwester Basina von Knechten „beschimpfen" und in ein Kloster sperren, seine Anhänger foltern und verbannen; und all' dieser Opfer Vermögen riß sie an sich.

Es ist unmöglich, die zahlreichen anderen Morde, Folterungen, Verstümmelungen, Beraubungen anzuführen, die sie theils selbst verübte, theils durch den ganz von ihr geleiteten Gemahl verüben ließ. Einer der ärgsten dieser Fälle ist die Verfolgung des Grafen Leudast von Tours. Kniefällig erbat sie vom König dessen grausamste Peinigung. Bei dem Wegsterben all' ihrer Söhne ist ihr das Schmerzlichste, daß sie dadurch „ihre Rächer" verliert. Bei dem Tode des dritten Knaben gerieth sie in gleiche Raserei des Schmerzes wie früher in Tournai (oben S. 734) und ließ wieder eine Menge von Vornehmen und Geringen wegen Zaubergifts, ja, schon weil sie ihr eine angeblich rettende Arznei nicht mitgetheilt, unter den furchtbarsten Qualen tödten.

Durch planmäßige Beraubung all' ihrer Feinde hatte sie so reiche Schätze gehäuft, daß die verschwenderische Ausstattung, die sie ihrer Tochter Rigunthis bei der beabsichtigten Vermählung mit dem Westgothenkönig Rekared (s. den Artikel) mitgab, des Königs Staunen und Mißtrauen erregte, bis sie ihn beruhigte, kein Stück habe sie dem Königsschatz, Alles ihrem eigenen Vermögen entnommen. Nach Chilperich's Ermordung (a. 584) flüchtete die Wittwe im Bewußtsein ihrer Verhaßtheit mit ihren Schätzen in das Asyl einer Kirche nach Paris, wo sie Bischof Ragnemod, einer ihrer Günstlinge, schützend aufnahm.

In harter Bedrängniß rief sie für sich und ihr wenige Monate altes — jetzt einziges — Knäblein (Chlothachar II.) den Schutz ihres gutmüthigen Schwagers Guntchramn (von Burgund) an, dem sie bis dahin auch wirklich nichts zu leide gethan. Er versprach ihr Beistand, kam nach Paris, lud sie öfter zum Mahle und verweigerte den Gesandten Childibert's II. (d. h. Brunichildens und der Austrasier) die Auslieferung der Mörderin seines Vaters zur Bestrafung. Der Knabe ward nun von den Großen als König von Chilperich's Reich anerkannt unter Muntschaft Guntchramn's, aber auch — thatsächlich — unter starkem Einfluß Fredigundens. Kaum gerettet, verübte sie noch in dem Kirchenasyl zu Paris neue Frevel.

Die Ermordung Chilperich's hatte die Verlobung Rigunthens rückgängig gemacht; sie war auf der Reise von ihrem Gefolge verlassen und ausgeplündert worden. F. bestrafte alle Begleiter der Tochter ohne Untersuchung ihrer Schuld auf das grausamste durch Vermögenseinziehung, Geißelung und Abhackung der Hände. Auch Andere suchte sie durch ihre Mit-Flüchtlinge im Asyl zu verderben, wie erst damals die „lanc-raeche" auch Praetextatus von Rouen in später Rache zu Tode hetzte. Und da Guntchramn sie aus Paris nach Rueil entfernte, ihre Eingriffe einigermaßen einzudämmen, empfand sie in dieser Einbannung, die doch keineswegs Strafe war, so empfindliche Herabdrückung im Vergleich zu ihrer Todfeindin Brunichildis, die

in Austrasien starken (ob zwar vielfach angestrittenen) Einfluß übte, daß ihr dieser Gedanke unerträglich ward. Sie schickte einen ergebenen Geistlichen ab, der sich bei Brunichildis als Flüchtling vor Fredigundens Zorn einführen, so ihr Vertrauen gewinnen und sie ermorden sollte. Entdeckt, ward er nach seinem Geständniß begnadigt und zu F. zurückgesandt. Und dann stellt man beide Frauen auf eine Stufe! Diese aber ließ ihm wegen der ungeschickten Ausführung seines Auftrages Hände und Füße abhacken (a. 584).

Darauf beschuldigte sie bei König Guntchramn, der den Tod seines Bruders Chilperich rächen wollte, dieser That den Oberkämmerer Eberulf, weil dieser frühere Günstling sie verlassen hatte! worauf der König schwur, ihn und sein ganzes Geschlecht bis ins neunte Glied auszurotten. Der Flüchtling ward in dem heiligsten Asyl des Abendlandes, der Basilika Sanct Martin's, zu Tours ermordet (a. 584). Den Argwohn des Königs, der wenige Monate vor Chilperich's Tode geborene Chlothachar II. sei im Ehebruche, erzeugt, verscheuchte sie durch Eid, den eine große Zahl von Eidhelfern (303) bekräftigte. In der That ist ihr Untreue nicht nachzuweisen; entgegenstehende Geschichten entstammen späteren Quellen. Unerklärt bleibt dabei freilich das Vorgeben der Wittwe, wieder Entbindung zu erwarten, obwohl sie erst vor vier Monaten geboren hatte, eine Erwartung, die sich nicht erfüllte. Irrte sie nicht und verunglückte das Kind nicht, so wollte sie vielleicht für den Fall von Chlothachar's II. Tod einen untergeschobenen Erben bereit halten. Die Sache ist nicht klar zu stellen.

Im nächsten Jahre (a. 585) wiederholte sie die Mordversuche gegen Childibert und seine Mutter; sie gewann hierfür durch reiche Versprechungen zwei Geistliche, deren wankenden Muth sie durch Zaubertränke anfeuerte — an dem Tage der That sollten sie abermals davon nehmen. Sie übergab ihnen zwei vergiftete Messer, „auf daß das Gift bewirke, was der Stoß nicht könne", rieth, als Bettler verkleidet, den Knaben um Almosen anzugehen und hierbei ihn, vor allem aber Brunichildis zu tödten. Sie verrieth wider Willen die Beiden durch einen Dritten, den sie in ihrer Ungeduld zur Erkundigung nachgeschickt hatte; sie wurden nun grausam hingerichtet.

Das folgende Jahr gelang ihr dann endlich die Ermordung des Praetextatus von Rouen am Altar seiner Kirche, sowie die Vergiftung eines vornehmen Franken, den sie dieser That beschuldigte: sie reichte ihm mit eigener Hand im Abschiedbecher das Gift; dann lieferte sie den Knecht, der auf ihren Befehl den Bischof ermordet, dessen Neffen als alleinigen Thäter aus. Er ward grausam getödtet, gestand aber wiederholt die Anstiftung. Im folgenden Jahre (a. 586) mißglückte ihr ein Mordanschlag auf König Guntchramn während der Frühmesse; vielleicht ging auch ein zweiter, abermals in der Kirche versuchter von ihr aus. Kein Wunder, daß sich nach solchen Erfahrungen der König, der ihr allzustark auf Childibert's II. Seite neigte, von ihr ab und Brunichildis und Childibert zuwandte. Sie hatte deshalb die Sachsen von Bajeux heimlich auf Guntchramn's Lande gehetzt. Man staunt vielmehr, daß die nach allen Seiten hin züngelnde und beißende Giftnatter nicht schon längst zertreten ward. Freilich schrieb das Gerücht der Gefürchteten wohl alle grausen und räthselhaften Mordthaten im Reiche zu, und Furcht vor ihren Zauberkünsten, ihren Gifttränken und den Messern ihrer gedungenen Mörder hielt von ihr fern. Ohne irgend — etwa als Regentin — für ihren Sohn staatliche, obrigkeitliche Rechte zu haben, greift sie in die Strafrechtspflege in dessen Reich ein, freilich in der ihr geläufigen Form des Mordes. Drei Männer aus sich befehdenden fränkischen Sippen lädt sie zum Gelage in das Palatium und läßt sie, als sie berauscht sind, durch drei Diener mit drei

Streitärten auf einen Streich ermorden. Der Rache der Gesippen und dem Versuche Childibert's, sie zu verhaften, ward sie durch Hilfe der Ihrigen entrissen. Sie floh an einen anderen Ort in der Nähe von Paris.

Gleichwohl gelang es ihr bald darauf, König Guntchramn zu bewegen, ihren Knaben aus der Taufe zu heben — die Pathenschaft verpflichtete zu besonderem Schutz — zu Nanterre bei Paris (a. 591). Als er bald darauf (a. 593) starb, erhielt Childibert II. gemäß dem Erbverbrüderungsvertrag von Andelot (a. 586) sein Reich. Bei dessen frühem Tod (a. 596) theilten sich in sein Erbe seine beiden unmündigen Söhne Theudibert II. und Theuderich II. (s. die Artikel), unter thatsächlicher, obzwar bestrittener Regentschaft ihrer Großmutter Brunichildis. Sofort fiel F. „nach Art der Barbaren", d. h. ohne Kriegserklärung, die Verhaßte an: sie nahm Paris, Soissons, Laon, Sens und Chartres und schlug die vereinten Scharen von Auster und Burgund bei Latofao aufs Haupt. Im Glanze dieses Sieges starb sie bald darauf (a. 597) friedlich in ihrem Bett, während Brunichildis (s. den Artikel), von ihren Großen verrathen, durch Fredigundens Sohn eines grauenvoll grausamen Todes sterben sollte (a. 613).

Quellen und Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, III, 1888, S. 124—543. F. Dahn.

Frensdorff: S. F., geboren 1804 (resp. 1805, denn er wußte selbst sein Geburtsjahr nicht genau anzugeben) in Hamburg, † am 29. März 1880 in Hannover. [Die obigen Zahlen sind dem betreffenden Abschnitt aus dem unten citirten Buch von Schröder entnommen, dem ein „Selbstbericht" von F. zu Gebote stand. Nach Kayserling soll F. dagegen am 24. Febr. (2. Adar) 1803 zu Hamburg geboren, am 23. März (11. Nissan) 1880 zu Hannover gestorben sein.] Den ersten Unterricht genoß er bei seinem Vater, der in Hamburg als Privatgelehrter lebte und an verschiedenen jüdischen „Brüderschaften" als Prediger fungirte. Von seinem zwölften Jahre an erhielt er jüdisch-theologischen Unterricht in der dortigen Talmud-Thora-Schule, namentlich bei dem Oberlehrer und nachherigen Rabbiner zu Bingen, N. Ellinger aus Mainz, und später bei dem geistlichen Beamten Isaac Bernays, der großen Einfluß auf ihn übte und sich als väterlicher Freund des begabten Knaben besonders annahm. Vom Jahre 1826 an besuchte er, nachdem er die erforderlichen Kenntnisse durch Privatunterricht und die Mittel hierzu durch Ertheilung von Privatstunden und andere Nebenbeschäftigungen mühsam sich erworben hatte, das Hamburger Johanneum und seit 1828 das dortige Gymnasium. In den Jahren 1830—1834 studirte er in Bonn und hörte mit großem Fleiße philosophische, philologische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Nach Ausweis der Exmatrikel vom 16. September 1834 hat er im Sommersemester dieses Jahres auch eine Vorlesung über praktische Theologie bei dem evangelischen Theologen Nitzsch „mit vorzüglichem Fleiß und musterhafter Theilnahme" gehört. Mit besonderem Interesse wandte er sich dem Arabischen unter Freytag's Leitung zu. Darüber vernachlässigte er aber keineswegs seine jüdisch-theologischen Studien, zu deren gemeinsamer Betreibung er sich mit mehreren jüdischen Studirenden zusammenthat. Eine besondere Freundschaft verband ihn mit Samson Raphael Hirsch, dem späteren Führer der jüdischen Orthodoxie, und mit dem geistvollen Abraham Geiger, der sich der reformistischen Richtung im Judenthum anschloß und ihr bedeutendster Führer wurde. Im Jahre 1834 begab er sich als Rabbinatscandidat nach Frankfurt a. M., wo er unter Molitor's Leitung seine jüdisch-theologischen Studien zum Abschluß brachte, 1837. In demselben Jahre ward er als Oberlehrer an die neubegründete jüdische Religionsschule zu Hannover be-

rufen. Einen Ruf nach Mainz, wo er zweiter Rabbiner und Prediger der israelitischen Gemeinde werden sollte, schlug er aus, 1842. Im Jahre 1846 erwarb er den philosophischen Doctorgrad der Kieler Universität. Im Herbst 1848 wurde er als Oberlehrer an der zu Hannover begründeten „Bildungsanstalt für jüdische Lehrer" angestellt, der er zeitlebens seine Kräfte widmete.

Die erste, seinem vormaligen Lehrer Isaac Bernays zu dessen fünfundzwanzigjährigem Jubiläum gewidmete Schrift bezog sich auf die alt-jüdische Textkritik (Massorah) und erschien 1847 unter dem Titel: „Fragmente aus der Punctations- und Accentlehre der hebräischen Sprache", angeblich von R. Moses Punctator. Der Tractat, auf den sich die genannte Schrift bezieht und in dem diese Fragen behandelt werden, stand in der 2. Ausgabe der sog. Bomberg'schen rabbinischen Bibel (Venedig 1525) (vgl. hierzu H. Hupfeld: „Ueber eine bisher unbekannt gebliebene Handschrift der Masorah" in der Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. Bd. XXI, 201—203). Der Verfasser hatte durch die obenerwähnte Schrift seine Befähigung, auf diesem Gebiete mitzuarbeiten, hinreichend erwiesen (vgl. Ewald in den Gött. Gelehrt. Anz. 1847, 73, S. 773 u. in L. Bl. des Orients Anf. 1851). Inzwischen war es ihm (1862) gelungen, zu Paris eine, wie es schien einzige, Handschrift eines Buches zu finden, welches in seiner Ueberschrift „Die große Massorah" benannt wurde, gewöhnlich aber nach seinen Anfangsworten seit Mitte des 12. Jahrhunderts als das Buch Ochla („ihre Speise" I, S. 1, 9) Wochla („und ißt doch" Gn. 27, 19) bezeichnet ward, wie diese Art, Bücher nach ihren Anfangsworten zu citiren, ja auch schon biblischen Büchern gegenüber angewandt worden war (vgl. das Buch Bereschit für 1. Buch Mose, Schemot für 2. Buch Mose u. dergl. m.). Das Werk erschien unter dem Titel: „Das Buch Ochlah Wochlah, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen nach einer, so weit bekannt, einzigen, in der Kaiserl. Bibliothek zu Paris befindlichen Handschrift XIV, 71", 188 S. 1864. Ueber die Beschaffenheit der Handschrift gab das Vorwort S. III f. näheren Bericht. In einer Abhandlung mit der Ueberschrift „Zum Verständniß", S. VI—XIV, ist vom Verfasser eine Einleitung über Wesen, historische Entwickelung und Arten der Massora vorausgeschickt. Die Handschrift selbst bildete einen Quartband von Pergamentblättern und war in einer leicht zu lesenden Quadratschrift geschrieben. Sie enthielt das Werk im wesentlichen vollständig, doch mit einigen späteren Zusätzen (vgl. Vorwort S. IV, S. 61—63, 173—176). In seiner Ausgabe hat der Verfasser 1. zu jeder Angabe der Ueberschriften der einzelnen Abschnitte, deren im Ganzen 374 gezählt werden und die den Grund der Zusammenordnung der betreffenden Schriftstellen angeben, die deutsche Uebersetzung beigefügt; also z. B. alphabetisches Verzeichniß von Wörtern, die nur zwei Mal in der h. Schrift vorkommen, ein Mal ohne Waw und ein Mal mit Waw am Anfang und ähnlich, 2. hat er jedes Stichwort mit Vocalen versehen, also z. B. אֹכְלָה (Ochlah), 3. hat er neben die Anfangsworte der betreffenden Schriftstelle die Angabe des Fundortes nach Buch, Capitel und Vers gesetzt, also z. B. hinter Ochlah: I. Sam. 1, 9. Der Abschnitt: „Nachweise und Bemerkungen zu den einzelnen Angaben" S. 1—61, mit Nachträgen S. 61—63, giebt Vergleichungen mit den Angaben der Massora finalis und der Massora magna und hebt die theilweis richtigeren Data des Buches O.WO. hervor (vgl. Strack in Theol. Studien und Kritiken 1878, S. 354—370). Hupfeld zeigte nun, daß die Voraussetzung von F., in der Pariser Handschrift die lange vermißte, von Elias Levita und David Kimchi gebrauchte Massorah gefunden zu haben, eine irrige sei. Auch sei die Pariser Handschrift keineswegs ein Unicum. Denn es gab unter der Ueberschrift der großen Massorah verschiedene Abschriften, von denen eine auf der Universitätsbibliothek zu Halle

aufbewahrt wird. Von ihr gab Hupfeld a. a. O. S. 205—210 eine eingehende Beschreibung und ließ ebenda S. 210—218 eine ebensolche Vergleichung mit dem Buche O.WO. folgen, abschließend mit der Darstellung des Verhältnisses der Hallischen Handschrift zur gedruckten Massorah, das ebenfalls von Hupfeld im wesentlichen vollständig erörtert ward und nur des formellen Abschlusses entbehrte. Es war sehr dankenswerth, daß Ed. Vilmar (s. d. Art.) 1867 in der Zeitschr. der DMG. diese Arbeit aus dem Nachlaß seines dahingeschiedenen Lehrers, des besten damaligen Massorahkenners, veröffentlichte (vgl. dazu auch Ed. König, Einleitung in das A. T., S. 40 f.). Es waren darin wichtige Winke für die geplante Herausgabe der Massorah gegeben, da Hupfeld zuerst das Verständniß für die geschichtliche Entwicklung derselben erschlossen hatte (vgl. besonders die obige Abhandlung S. 204, A. 15). Im Jahre 1876 erschien von der Hand Frensdorff's: „Die Massora magna nach den ältesten Drucken mit Zuziehung alter Handschriften, 1. Theil", welcher „die Massora in alphabetischer Ordnung" enthielt. Die Massora lag bisher nur in der mannichfach fehlerhaften und unzugänglichen Form vor, welche ihr R. Jacob ben Chazim in der oben erwähnten Venediger Bibelausgabe gegeben hatte. Frensdorff's neue Ausgabe derselben begann nun damit, die massoretischen Angaben in eine feste alphabetische Ordnung zu bringen und aus ihnen ein massoretisches Wörterbuch zu gestalten, welches zu jeder Wortform die hingehörigen Bemerkungen der Massorah mittheilte und zugleich angab, wo sie in der gedruckten Massorah zu finden waren. Dieses Wörterbuch ging also im vorliegenden ersten Bande der eigentlichen Textausgabe der Massorah voraus. Das Wörterbuch selbst war so eingerichtet, daß es 1. die in der Massorah vorkommenden Wörter und Wortformen nach ihren Wurzeln alphabetisch ordnete [im ersten Theile Verba und Substantiva, S. 1—208, im zweiten Partikeln und Eigennamen, S. 209—326, nebst gewissen Beobachtungen allgemeiner Art (Kelalim), S. 327—387, wie z. B. über das Vorkommen des Jahvenamens, über Ordnung der Wortfolgen im Satze u. dgl.], 2. zu jeder derselben die hergehörigen Bemerkungen der Massorah angab nebst den Schriftstellen, bei denen dieselben zu finden sind. Unter dem Texte stehen als Anmerkungen die Erläuterungen und Verbesserungen, welche der Verfasser zu geben für nötig hielt. Vorausgeschickt ist in zwei Capiteln auf S. 1—20 ein alphabetisches Verzeichniß der eigenthümlichen Ausdrücke der Massorah und ein ebensolches Verzeichniß der Abkürzungen, Zusammenziehungen u. dgl., die in der Massorah vorkommen. — Zur Ausführung der weiteren Bände, welche der bereits beim Erscheinen des ersten siebzigjährige Verfasser (vgl. Massora magna, Vorw. S. X) plante, ist es infolge des Todes des Verfassers nicht gekommen.

Sonst s. M. Roest, Catal. d. Hebr. u. Jud. der Rosenthal'schen Bibliothek. Amsterdam 1875, S. 387 f. — Schröder, Lexicon der hamburgischen Schriftsteller, Heft 7 (1853), S. 370 f. — M. Kayserling, Gedenkblätter, (1892), S. 21. Siegfried.

Fresenius: Karl Remigius F., einer der bedeutendsten analytischen Chemiker, Geh. Hofrath und Professor der Chemie am landwirthschaftlichen Institute, Begründer und Director des chemischen Laboratoriums zu Wiesbaden, wurde in Frankfurt a. M. am 28. December 1818 als einziger Sohn des Advocaten Dr. jur. Jakob Samuel Heinrich F. geboren; † am 11. Juni 1897. Er besuchte die Musterschule seiner Vaterstadt, das Bender'sche Institut zu Weinheim und das Gymnasium zu Frankfurt a. M. 1836 trat er in die Stein'sche Apotheke dortselbst als Lehrling ein, um in derselben vier Jahre lang die Pharmacie zu erlernen und auszuüben. In dieser Zeit hört:

er Vorlesungen am Senckenberg'schen Institut, namentlich die Rudolf Böttger's über Chemie und Physik.

Schon damals zog ihn die analytische Chemie besonders an und er benutzte seine knapp bemessene freie Zeit mit Vorliebe zur Lösung analytisch-chemischer Aufgaben in einem kleinen Laboratorium, das er sich in einem Gartenhause des großen väterlichen Gartens eingerichtet hatte. Im Frühjahr 1840 bezog er die Universität Bonn, woselbst er außer den Vertretern der Naturwissenschaften, Gustav Bischof, Treviranus, Vogel, Nöggerath, Marquart, auch Ernst Moritz Arndt, A. W. v. Schlegel u. A. hörte. Im zweiten Semester seiner Bonner Studienzeit schrieb F. sein grundlegendes Werk, „Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse", und zwar lediglich zu eigener Uebung, weil sich ihm das Bedürfniß zu einem systematischen Gange der qualitativen Analyse aufgedrängt hatte, der damals noch fehlte. Zur Drucklegung entschloß er sich erst auf die dringende Aufforderung Marquart's hin, in dessen Privatlaboratorium er praktisch arbeitete, weil ein Universitätslaboratorium damals in Bonn noch nicht vorhanden war. Nachdem in ihm der Entschluß gereift war, sich ganz der Chemie zu widmen, ging F. nach Gießen, wo sich damals um Liebig die Jünger dieser Wissenschaft von Nah und Fern versammelten. Außer bei Liebig hörte er bei Buff, Kopp und Knapp Vorlesungen. Liebig erwählte ihn alsbald zu seinem Privatassistenten. Am 1. April 1842 wurde er staatlicher Unterrichtsassistent am Liebig'schen Laboratorium. In demselben Jahre erschien die 2. Auflage der „Anleitung zur qualitativen Analyse" mit einem empfehlenden Vorwort Liebig's, der das Buch in seinem Laboratorium als Lehrbuch einführte, während die philosophische Facultät der Universität Gießen F. in Anerkennung der Bedeutung dieses Werkes zum Doctor promovirte. Am 23. Juni 1843 habilitirte sich F. als Privatdocent und blieb als solcher in erfolgreicher Wirksamkeit in Gießen, bis ihn im September 1845 ein Ruf als Professor der Chemie, Physik und Technologie an das herzoglich nassauische landwirthschaftliche Institut nach Wiesbaden führte.

Es war eine herrliche Zeit, die F. in Gießen verlebt hat, nicht nur reich an wissenschaftlicher Arbeit, Anregung und Förderung, sondern auch verschönt durch Freundschaft und Liebe. In Gießen knüpfte sich das Freundschaftsband fürs Leben zwischen ihm, A. W. Hofmann, H. Will und L. v. Babo. Von dort führte er seine Gattin Charlotte, Tochter des Gymnasialdirectors Professor Dr. Rumpf als junge Frau nach Wiesbaden.

Mit Begeisterung trat er sein neues Lehramt an, doch bald wurde ihm dieser Wirkungskreis zu eng und so errichtete er mit einer bescheidenen Staatsunterstützung sein chemisches Laboratorium in einem von ihm angekauften Hause, in welchem er seitdem gewohnt hat, und in dem er auch gestorben ist. Dies Haus, später umgebaut und vergrößert, mit einem in der Folge erheblich erweiterten Garten, war ein trautes Familienheim und auch in späteren Jahren, als die Kinder theilweise auswärts verheirathet waren, der Mittelpunkt der großen Familie.

Das in sturmbewegter Zeit, im Frühjahr 1848 mit einem Assistenten und fünf Studirenden eröffnete Laboratorium blühte rasch empor und entwickelte sich, 1869 durch Angliederung einer agriculturchemischen Versuchsstation mit besonderer Berücksichtigung des Weinbaues und der Weinuntersuchung und 1884 durch Einrichtung einer hygienisch-bakteriologischen Abtheilung erweitert, zu einer vollständigen akademischen Fachschule einerseits und zu einer Untersuchungsanstalt für alle Zweige der praktischen chemischen Analyse andererseits (vgl. Geschichte des chemischen Laboratoriums zu Wiesbaden von R. Fresenius, 1873, und Geschichte desselben während der zweiten 25 Jahre seines Bestehens

von H. Fresenius, 1898). F. war ein vortrefflicher Lehrer und seinen Schülern ein väterlicher Freund und Berather.

Seine wissenschaftlichen Leistungen gehören vorwiegend dem Gebiete der analytischen Chemie an, welche er sowol als geistvoller Forscher wie als hervorragender und berühmter Schriftsteller mächtig gefördert hat. Eine Aufzählung auch nur seiner wichtigsten Arbeiten, welche er anfangs in den Annalen der Chemie, sowie im Journal für praktische Chemie, später in seiner „Zeitschrift für analytische Chemie" zu veröffentlichen pflegte, verbietet der Raum. Es mögen hier nur genannt sein „Die Experimentaluntersuchungen über den Nachweis des Arsens", theilweise gemeinschaftlich mit v. Babo ausgeführt, die mit Will zusammen vorgenommene „Ueber die Anwendung des Cyankaliums in der chemischen Analyse" und „Ueber die anorganischen Bestandtheile der Pflanzen", diejenigen „Ueber die Bestimmung des Fluors", „Ueber die Trennung von Kalk, Strontion und Baryt", die Untersuchung der wichtigsten nassauischen Thone, der hauptsächlichsten Obstarten, zahlreicher Moste und Weine, dann aber ganz besonders eine Fülle von überaus sorgfältig und exact ausgeführten Mineralwasseranalysen. Zunächst die nassauischen Mineralquellen zu Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Niederselters, Fachingen, Ems und später eine große Reihe in- und ausländischer Mineralwasser sind im Fresenius'schen Laboratorium von ihm selbst und seinen Schülern untersucht worden.

Weltberühmt sind von Fresenius' Büchern die Anleitungen zur qualitativen und zur quantitativen Analyse, erstere in 16, letztere in 6 deutschen Auflagen erschienen. Die qualitative Analyse ist fast in alle lebenden Culturssprachen, sogar ins Chinesische, übersetzt worden und auch von der quantitativen Analyse sind zahlreiche Auflagen in fremden Sprachen erschienen. (Eine vollständige Uebersicht über die von F. veröffentlichten Bücher und Abhandlungen findet sich in den beiden bereits citirten Geschichten des chemischen Laboratoriums zu Wiesbaden.)

Von ganz besonderer Bedeutung ist ferner die von F. 1862 begründete und bis zu seinem Tode von ihm (vom XX. Bande an mit Unterstützung seiner Söhne) herausgegebene „Zeitschrift für analytische Chemie". Aus der Studirstube und aus dem Laboratorium heraus trat F. vielfach ins öffentliche Leben, nicht nur als Sachverständiger vor Gericht oder als Berather von Staatsbehörden und Verwaltungskörperschaften, sondern auch als Mitglied der nassauischen Abgeordnetenkammer, als Mitglied des Communallandtages für den Regierungsbezirk Wiesbaden, des Provinziallandtages für die Provinz Hessen-Nassau, sowie namentlich als Vorsitzender der Wiesbadener Stadtverordnetenversammlung und als hervorragendes Mitglied des deutschen Protestantenvereins und Führer der Kirchlichliberalen in Nassau. Außer seiner strengen Gerechtigkeitsliebe, Charakterfestigkeit, Arbeitsfreudigkeit und geschäftlichen Gewandtheit, gewann ihm sein einfaches liebenswürdiges Wesen die Herzen. Daß es F., dem Ehrenbürger der Stadt Wiesbaden, auch an äußerer Anerkennung nicht fehlte, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Zahlreiche gelehrte Gesellschaften und vier Akademieen der Wissenschaften haben ihn zum Ehrenmitglied oder correspondirenden Mitglied ernannt. Außer verschiedenen Ordensauszeichnungen wurde ihm von der preußischen Staatsregierung die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Erholung von anstrengender Geistesarbeit und der vielseitigen Thätigkeit im öffentlichen Leben suchte und fand F. in seiner Familie und in der Natur. Er war zwei Mal verheirathet. Der ersten Ehe entsprossen 3 Söhne und

4 Töchter. Zwei der Söhne und ein Schwiegersohn sind seinem Beispiele folgend Chemiker geworden, und leiten jetzt das von ihm gegründete Laboratorium und die „Zeitschrift für analytische Chemie". Zur Führung eines glücklichen Familienlebens war F. aufs günstigste veranlagt. Er besaß ein frohes heiteres Gemüth, einen trefflichen, nie versiegenden Humor und eine eigene Gabe, allen Dingen die beste Seite abzugewinnen, dabei aber einen tief religiösen Sinn, der ihn befähigte, auch in schweren Tagen standhaft und muthig zu bleiben in gläubigem Gottvertrauen. Als F. durch einen sanften Tod unerwartet, mitten aus voller mit Jugendfrische ausgeübter Thätigkeit heraus, abgerufen wurde, da hatte ein reiches gesegnetes Leben seinen Abschluß gefunden.

Nekrologe: von E. Fischer, Berichte der deutsch. chem. Gesellsch., XXX, 1349 ff.; von H. Fresenius, Zeitschrift für analyt. Chemie, Jahrg. 1897, mit Bildniß; von A. Pagenstecher, Jahrb. d. nassauischen Vereins für Naturkunde, Bd. L, mit Bildniß, u. s. w.

Heinrich Fresenius.

Frey: Johann Friedrich Heinrich Konrad F. wurde geboren am 15. Juni 1822 zu Frankfurt a. M. Schon im Alter von 16 Jahren absolvirte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog zunächst die Universität Wien, um Medicin zu studiren. Bald verließ er dieselbe wieder, um seine Studien in Berlin und Göttingen fortzusetzen. In den Ferien widmete er sich, veranlaßt durch die beiden bedeutenden Entomologen Senator von Heyden und Anton Schmidt, der Entomologie und namentlich der Lepidopterologie. Nach seiner Promotion habilitirte er sich 1847 als Privatdocent der Zoologie in Göttingen. Hier veröffentlichte er in Gemeinschaft mit Rud. Leuckart zwei bemerkenswerthe Werke: „Lehrbuch der Anatomie der wirbellosen Thiere", Leipzig 1847, und „Beiträge zur Kenntniß wirbelloser Thiere" Braunschweig 1847. Beide Werke füllten eine fühlbare Lücke aus und legten den Grund zu späteren Forschungen. 1848 wurde F. an die Universität Zürich berufen und 1851 zum ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät ernannt. Er hielt Vorlesungen über vergleichende Anatomie, Histologie, Zoologie und Embryologie und war Director des mikroskopisch-anatomischen Instituts. 1845—1856 war er Rector der Universität. Nach Gründung des Polytechnikums wurde ihm 1855 der Lehrstuhl für Zoologie auch an dieser Anstalt übertragen. Trotz dieser anstrengenden, vielseitigen Lehrthätigkeit fand F. noch Zeit, mehrere größere medicinische Werke zu veröffentlichen: „Histologie und Histochemie des Menschen", Leipzig 1859; „Das Mikroskop und die mikroskopische Technik", Leipzig 1863, und „Grundzüge der Histologie", Leipzig 1875.

In seinen Mußestunden und namentlich in den Ferien widmete er sich seinem Lieblingsstudium, der Entomologie. Er bereiste die Schweiz nach allen Richtungen, um die Schmetterlinge in der Natur zu beobachten. Dabei entdeckte er zahlreiche neue Arten und nicht beschriebene Jugendzustände und erwarb sich ein wesentliches Verdienst um die Erforschung der Lepidopteren-Fauna der Schweiz. Er war ein ausgezeichneter Kenner der Mikrolepidopteren und stand mit allen bedeutenden Lepidopterologen in regem Verkehr. Seine erste entomologische Arbeit veröffentlichte er bereits im J. 1858: „Ueber die in der Schweiz beobachteten Arten des Genus Lithorelletis" in „Mittheilungen der ent. Gesellschaft in Zürich" III, 9, 1855. Im folgenden Jahre erschien das größere Werk: „Die Tineen und Pterophoren der Schweiz", Zürich 1856. Von den zahlreichen werthvollen, kleinen Abhandlungen, welche er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, sind namentlich zu erwähnen: „Revision der Nepticulen" in „Linnaea entomol." Bd. 11, 1857; „Das Tineen-Genus

Elachista", ebendaselbst Bd. 13, 1859; „Das Elachistiden-Geschlecht Laverna", ebendaselbst Bd. 14, 1860; „Das Tineen-Geschlecht Ornix", ebendaselbst Bd. 17, 1863. Ferner schrieb er noch: „Die Lepidopteren der Schweiz", 1880. Auch war er Mitarbeiter an dem von Stainton in London herausgegebenen Werke: „Natural History of the Tineina" Vol. III, IV, V, 1858—1860. Seine wohlgeordnete Schmetterlingssammlung umfaßte 4404 Species mit 15600 Exemplaren und gegen 80 neuen Arten, welche er entdeckte.

Am 1. Januar 1890 sah sich F. durch einen Schlaganfall, welcher ihn am 7. August 1889 getroffen hatte, gezwungen, sein Amt niederzulegen. Aber schon am 17. Januar 1890 starb er an Influenza. W. Heß.

Frey: Johann Michael F., kathol. Pfarrer, wurde geboren am 21. Sept. 1788 in dem damals zur gefürsteten Propstei Weißenburg i. Elsaß, heute zur bairischen Pfalz gehörenden Dorfe Schweighofen, † am 8. Jan. 1854. Seine Eltern waren Bauersleute, sein Vater eine Zeit lang Bürgermeister der Gemeinde. Er hatte sieben Geschwister, von denen ein jüngerer Bruder, Johann Martin (geboren 1803), Medicin studirte, sich als Arzt zu Mindelheim im bairischen Schwaben niederließ und als Bezirksarzt in Günzburg a. D. gestorben ist. F. studirte die „Humaniora" in Rastatt und Philosophie und Theologie in Straßburg, wo er 1812 zum Priester geweiht wurde. Schweighofen gehörte unter Napoleon I. zum Departement Unter-Elsaß, und so erhielt F. seine erste Verwendung in der Diöcese Straßburg, und zwar zunächst als Caplan in Wanzenau bei Straßburg und 1813 in Weißenburg a. Lauter in der Nähe seines Geburtsortes. Da damals an Geistlichen großer Mangel war, wurde er schon 1814, im Alter von 25 Jahren, Pfarrer in Jockgrim, wo er als Beweis seines historischen Sinnes ein „Pfarrbuch" anlegte. 1816 wurde Jockgrim bairisch, und mit Wiedererrichtung des Bisthums Speier für die Pfalz 1817 trat F. in die Diöcese Speier über. 1822 wurde er von der k. Regierung zum Districtsschulinspector für die katholischen Volksschulen des Landcommissariates, jetzigen Bezirksamtes Germersheim ernannt. 1825 erhielt er die gute Pfarrei Rheinzabern. Da ihm jedoch diese wegen eines Brustleidens — er lebte deshalb auch sehr zurückgezogen — beschwerlich war, erhielt er schon 1826 die nahe, aber nicht einträgliche Pfarrei Hatzenbühl, wo er 28 Jahre bis zu seinem Tode wirkte, neben seiner amtlichen Thätigkeit mit geschichtlichen Studien beschäftigt. Im Spätsommer machte er öfters Reisen zum Besuche seines Bruders nach Schwaben, in die Schweiz und den Rhein hinunter bis nach Belgien und Holland. 1837 wählten ihn seine Amtsbrüder zum Senior des Decanats Germersheim, welche Würde er bis zu seinem Tode bekleidete.

Neben den großen pfälzischen Geschichtschreibern des 19. Jahrhunderts Joh. Georg Lehmann († 1876) und Franz Xaver Remling († 1873) verdient F. als dritter genannt zu werden. Durch sein großes vierbändiges Werk, das er bescheiden „Versuch einer geographisch-historisch-statistischen Beschreibung des k. bayerischen Rheinkreises" nannte und das in den Jahren 1836—37 erschienen ist, hat er sich in der Geschichte der Pfalz ein dauerndes Denkmal gesetzt. Als Vorbild diente ihm Johann Goswin Widder, der seine vierbändige in den Jahren 1786—1788 erschienene „Geographisch-historische Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz am Rhein" gleichfalls einen „Versuch" nannte. Doch das Werk von Widder war total vergriffen, und von den 708 Gemeinden der Pfalz waren in Widder's Buch nur die 208 ehemals kurpfälzischen Ortschaften geschildert, so daß F. die Geschichte von 500 pfälzischen Gemeinden fast durchaus neu zu erforschen und darzustellen hatte. F. war trotz seines schwächlichen Körpers ein ungemein fleißiger Mann und hat für sein umfassendes Werk alle

damals erreichbaren Quellen und Bücher benützt, weshalb das Buch selbst heute noch für jeden Forscher in der pfälzischen Geschichte unentbehrlich ist, wenn auch manches veraltet und überholt ist und deshalb eine neue, verbesserte Auflage des Werkes von F. sehr zu begrüßen wäre. Bei Schilderung confessioneller Verhältnisse ermangelt F. der nöthigen Objectivität; wenn der Katholicismus in Frage kommt, ist er nicht zuverlässig und man muß alles nachprüfen, was wir durch Hinweis auf einen Fall erhärten wollen. Während nach Häusser, „Geschichte der Rheinischen Pfalz", die Reformation in der Pfalz unter den Kurfürsten Ludwig V. und Friedrich II. ohne Unterstützung von oben „Wurzel faßte" (I, 538 f. u. 600) und selbst unter dem glaubenseifrigen Kurfürsten Ott Heinrich „ohne Mühe und Gewaltschritte" sich vollzog, wurden nach F. (I, 484 f.) „aus Anlaß der kurfürstlichen Herrschaft" u. a. „die Dörfer des Amtes Altstadt", zu dem sein Geburtsort Schweighofen gehörte, „mittels militärischen Kirchen- und Schulzwanges sämmtlich zur reformirten Lehre verleitet"; und während nach Häusser (a. a. O. II, 782 ff. u. 802 ff.) Ludwig XIV. den evangelischen Glauben in der Pfalz wie in Frankreich durch die brutalste Gewalt unterdrückte und durch die bekannte Klausel des Ryswicker Friedens von 1697 den mit Gewalt zum Katholicismus „Bekehrten" die Rückkehr zu ihrem evangelischen Glauben trotz ihrer sehnlichsten Wünsche, entgegen den klaren Bestimmungen des westfälischen Friedens, verweigert wurde, „kehrten" nach F. (I, 485) die Bewohner jener Dörfer „während der Reunionszeit und durch die Bemühungen (!) der Jesuiten von Straßburg zu dem verlassenen Glauben der Ahnen zurück", als ob dies durchaus freiwillig geschehen wäre.

1845 gab F. mit dem bischöflich speirischen Historiographen Remling zusammen das „Urkundenbuch des Klosters Otterberg in der Rheinpfalz" heraus, von dessen Druckkosten der bekannte Frankfurter Historiker Böhmer die Hälfte trug. 1847 plante er mit demselben Gelehrten die Herausgabe eines „Urkundenbuches des Klosters Stürzelbronn" in Lothringen, allein seine zunehmende Kränklichkeit oder, wie Remling sich ausdrückt, seine „Eigenthümlichkeit", ließ den Plan nicht zur Ausführung gelangen, ein Beweis, daß F. die Hauptarbeit thun sollte, sonst hätte Remling, der bis 1873 lebte, nach dem Tode Frey's die Urkunden allein herausgegeben.

F. war ein Mann, den die katholische Geistlichkeit mit Stolz den ihrigen nennt und der für immer unter den Geschichtschreibern der Pfalz einen geachteten Namen sich erworben hat.

Johann Michael Frey 1788 bis 1854 von Dr. J. Mayerhofer, Kgl. Kreisarchivar in Speier in den Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz, XIX, 1895, S. 170—176. — Personalact Frey's im bischöfl. Ordinariat Speier. — Handschriftliche Einträge Frey's im Pfarrgedenkbuch zu Jockgrim. — Vorwort zum 1. Bde der Geschichte d. Rheinkreises von Frey.

J. J. H. Schmitt.

Frey: Johann Gottfried F., Mitarbeiter des Freiherrn v. Stein, insbesondere bei der Schaffung der Städteordnung, wurde zu Königsberg i. Pr. am 28. März 1762 geboren und starb ebenda als Regierungsdirector a. D. am 25. April 1831. Er besuchte in seiner Vaterstadt die Domschule und die Universität, wo er Rechtswissenschaft studirte. Im J. 1782 bestand er seine erste Prüfung, wurde 1785 Referendar, 1786 Assistent am Königsberger Stadtgericht, dessen Mitglieder vom Magistrat gewählt wurden, 1790 Stadtgerichtsassessor, 1797 Stadtjustizrath. In dieser Thätigkeit zeichnete er sich durch gründliche Arbeiten aus. Infolgedessen wurde er 1801 als Criminal-, Stadt- und Medicinalrath, sowie Polizeiinspector in die Leitung der Stadtverwaltung berufen. Kurz vor dem Zusammenbruch Preußens auf dem Schlachtfeld bei

Jena wurde er (am 6. October 1806) Polizeidirector und Adjunct des Stadtpräsidenten mit der Aussicht auf Nachfolge. Vielseitige Bildung — er trieb eingehende philosophisch-theologische, physikalische und chemische Studien und machte sich mit den englischen und französischen Verfassungsverhältnissen vertraut — verschaffte ihm die Freundschaft Kant's. Zu Scheffner's Schriften „Ueber Manches im Dienst" (1802 ff.) lieferte er die mit B gezeichneten Beiträge. Die hereinbrechende unruhige Zeit gab ihm Gelegenheit zur Entfaltung organisatorischer Fähigkeiten und eines regen Eifers für das Gemeinwohl, so beim Einmarsch der Franzosen im Frühjahr 1807 und bei der Regulirung des städtischen Kriegsschuldenwesens. Es war kein Wunder, wenn auf diesen gebildeten, geschickten und thätigen Mann sehr bald die Aufmerksamkeit Stein's gelenkt wurde. Es scheint, daß der Landhofmeister v. Auerswald den Freiherrn mit F. bekannt gemacht hat. Stein fand großen Gefallen an ihm, insbesondere an seiner reformatorischen Gesinnung, obwohl F. nicht ohne einen gewissen Radicalismus war. Da sie in einem Hause wohnten, so lernten sie sich sehr genau kennen. Bald fand Stein Gelegenheit sein Wohlwollen zu bethätigen. F. hatte die Unvorsichtigkeit begangen, in einem Schreiben an den Commandanten von Königsberg, Oberstleutnant v. Schlieffen, der bei ihm Belehrung gesucht hatte, nicht nur bestehende Einrichtungen, wie die Zunftverfassung und anderes, sondern auch einen beim Könige in hoher Gunst stehenden Staatsmann — man erfährt nicht, wer das gewesen ist; vielleicht war es Beyme — heftig anzugreifen, und Schlieffen hatte Frey's Schreiben dem Könige vorgelegt. König Friedrich Wilhelm wollte den freimüthigen Mann am liebsten sofort absetzen. Doch Stein meinte in einem Schreiben an den König vom 29. April 1808, wenn er auch die Form preisgeben müsse, so habe F. doch in der Sache Recht. So hatte F., der zudem den König um Verzeihung bat, sein Amt gerettet. Mindestens schon im Januar 1808 lernte F. durch Auerswald die Nassauer Denkschrift Stein's, die die Reformgedanken des Freiherrn im wesentlichen enthielt, kennen. Stein wußte also, daß F. seine Intentionen kannte, als er ihm den Auftrag ertheilte, ein Gutachten über die erforderliche städtische Reform abzugeben und F. lehnte sich denn auch in seiner im Juli 1808 eingereichten Denkschrift „Vorschläge zur Organisirung der Munizipalverfassungen" stark an Stein an. Zugleich zeigte er sich in hohem Maße von den Ideen der französischen Revolution erfüllt. So ließ sich die Denkschrift stellenweis wie eine französische Broschüre von 1789. Deutlich tritt die Benutzung der französischen Gesetze vom 14. und 22. December 1789 hervor. Die schönen, allerdings zum Theil sehr idealistischen Eingangsworte der „Vorschläge" kennzeichnen Frey's Geist: „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen, Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gibt politische Wichtigkeit und jemehr diese an Umfang gewinnt, wächst das Interesse für Gemeinwohl und der Reiz zur öffentlichen Thätigkeit, welche den Geist der Nation erhebt, zur Erwerbung gemeinnütziger Kenntnisse, ja selbst eines unbescholtenen Rufes anfeuert und dadurch den Egoismus und die Frivolität zügelt". Er trat für Wahl der Stadtverwaltung, des Magistrats und der Repräsentanten ein, und zwar sollte sie in geheimer Abstimmung erfolgen. Diese bezeichnete er als nothwendig, um den Einfluß der Reichen und Mächtigen zu hemmen. Er bekämpfte namentlich die Zünfte, denen er einen erbärmlichen Geist der Einseitigkeit, des Zwiespaltes und des Eigennutzes vorwarf, während Svarez im Allgem. Landrecht noch durchaus an ihnen festgehalten hatte. Ebenso bekämpfte F. die Versorgung von Militärs mit städtischen Aemtern in scharfen Worten, desgleichen die Bevormundung der Stadtverwaltung durch die Regierungen (Kammern) und die Vermengung der

Justiz mit der Verwaltung. Er befürwortete eine leichtere Gewährung des Bürgerrechts. Nur bei den Juden machte er einen Vorbehalt. Von dem französischen Muster wich er insofern ab, als er einen Theil der Magistratsbeamten besolden und den Magistrat von den Repräsentanten wählen lassen wollte und auch sonst in einigen Punkten sich an die Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts hielt. Stein arbeitete Frey's Entwurf durch und versah ihn mit Zusätzen, eignete sich aber im wesentlichen die Grundzüge desselben an. Nach den ersten Beratungen der Immediatcommission und des Provinzialdepartements ging Frey's Entwurf nebst einem andern von F. herrührenden Gutachten „Von der Geschäftsorganisation" (eine dritte von F. in diesem Zusammenhange verfaßte Denkschrift führte den Titel: „Von der Polizei und ihrem Verhältnisse zur Stadtcommune"; sie wurde mit der über die Geschäftsorganisation am 29. August von ihm eingereicht) fast wörtlich in die zusammenfassende Ausarbeitung über. Der ausarbeitende Geheimrath hielt sich mehr an Frey's als an Stein's Ideen. Nur wurden wieder Tendenzen, die auf eine Bevormundung der Gemeinden ausgingen, hineingetragen. Dies erregte Frey's lebhaftes Mißfallen; er war ganz bestürzt, als er „die alten Fesseln wiederfand, welche man ganz zu zerbrechen bemüht war". Bei der entscheidenden Berathung am 19. October 1808, bei der doch vornehmlich über seine Vorschläge discutirt wurde, war F. nicht zugegen. Er hatte aber die Genugthuung, daß dem Militär die Einmischung in die Verwaltung der Polizei und des Communalwesens entschieden untersagt wurde. Alles in Allem darf man sagen, daß F. neben Stein den Hauptantheil an dem ruhmvollen Werk der Städteordnung gehabt hat. Daneben hat er sich durch sein Eintreten für Steuerreformen und die Ideen, die er dabei verfocht, verdient gemacht. Er wollte auch das Privateinkommen des Königs und der Officiere mit heranziehen. Er war für eine starke Progressivsteuer, mehr noch, wie J. G. Hoffmann, der neben ihm mit einem Plan zur Reform des Steuerwesens hervortrat. Er befürwortete Selbsteinschätzung. Im Gegensatz zu den französischen Jakobinern wollte er aber auch die niederen Stände und zwar durch Classification heranziehen. Die Verwirklichung der Städteordnung führte dazu, daß F. aus dem Magistratsdienst ausschied. Er wurde am 27. Februar 1809 zum zweiten Regierungsdirector ernannt. Als solcher zeichnete er sich in den Jahren 1812—1815 durch eifrige patriotische Thätigkeit aus. Seiner früheren Antheilnahme bei den Steuerreformarbeiten verdankte er seine Berufung nach Berlin im Jahre 1811 zu den Berathungen über die Reform des Abgabenwesens. Stadt und Universität Königsberg ließen dem verdienten Mann allerlei Ehren zu Theil werden. So wurde nach ihm eine Straße benannt und ihm beim Reformationsfest von der philosophischen Facultät die Doctorwürde verliehen. In der Beamtenlaufbahn kam er indeß nicht weiter, und es ist wohl möglich, daß dies seine Ursache in der Ungnade hat, in die er einst beim Könige gefallen war. Im J. 1826 schied er aus dem Dienste und lebte seitdem nur noch seiner Familie und den Wissenschaften, um nach eben vollendetem 69. Jahre in seiner Vaterstadt zu sterben. Er hinterließ Kinder und Schwiegerkinder.

Königl. Preußische Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung (Hartung) Königsberg, 2. Mai 1831 (Nr. 53). — F. Reuß, Historische Erinnerungen in den Neuen Preuß. Prov.-Blättern, herausg. von Hagen, Bd. VI, Königsberg 1848, S. 363. — Scheffner, Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst. 1802—1821. — Ernst Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg, S. 292—299. — Rönne und Simon, Die Gemeindeverfassung des Preuß. Staates. Breslau 1843,

S. 23 f., 27 f. — Wilh. Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege II, 315—318. — Pertz, Stein II, 152, 153, 680—689. — Max Lehmann, Der Ursprung der Städteordnung von 1808, Preußische Jahrbücher 93, 471—514; — Derselbe, Stein II, besonders S. 449—466 u. 189—191. (Lehmann ist der erste, der F. eingehend gewürdigt hat.)

H. v. Petersdorff.

Freydorf: Rudolf von F. wurde am 28. Februar 1819 zu Karlsruhe als Sohn des großherzogl. badischen Generals und späteren Kriegsministers Karl Wilhelm Eugen v. F. geboren. Auf dem Lyceum seiner Vaterstadt gut vorbereitet, widmete er sich auf der Universität Heidelberg dem Studium der Rechtswissenschaft. Im Jahre 1848, in welchem sich manche seiner Altersgenossen von der herrschenden liberalen Strömung soweit mit fortreißen ließen, daß sie schließlich vor dem Uebergang derselben in die offene Revolution nicht mehr Halt zu machen vermochten, blieb F. ein fester und muthiger Vertheidiger der staatlichen Ordnung und der Autorität der Regierung. Die schwächliche Haltung des Ministeriums veranlaßte ihn, aus dem Staatsdienste auszuscheiden und sich der Anwaltschaft zu widmen. Er erwarb sich als Vertreter von Hofgerichtsadvocaten eine große Fertigkeit in der Beredsamkeit vor den Mannheimer Obergerichten. Der revolutionären Partei trat er, wo er es konnte, muthig entgegen und wirkte mit den in Mannheim zurückgebliebenen Officieren und Mannschaften des dortigen Dragonerregiments zusammen, um am 21. Juni 1849 die Besetzung der Stadt, in der die Revolutionäre einen Gewaltstreich planten, durch die preußischen Truppen herbeizuführen. Als die Ordnung in Baden wieder hergestellt war, trat F. in den Staatsdienst zurück und wurde zunächst zum Assessor und bald darauf zum Rath am Hofgericht zu Freiburg i. Br. ernannt. Ebenso schneidig wie 1849 den Aufständischen trat F. während des Kirchenconflicts im J. 1852 den katholischen Geistlichen gegenüber, welche sich in einem ihnen durch die Kirchenbehörde vorgeschriebenen Widerstand gegen die Staatsgesetze befanden. Ihre gerichtliche Verfolgung gewährte ihm eine seinen Anschauungen über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche entsprechende Befriedigung. Als die Regierung sich zu dem Versuch entschloß, die Zwistigkeiten durch Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle zu beseitigen, wurde F. im J. 1857 zum Staatsanwalt bei dem Hofgericht und dem Oberhofgericht in Mannheim ernannt. Die Beziehungen, in welche er dort zu dem Oberhofrichter Stabel trat, führten, als das Concordat nicht zur Ausführung gebracht wurde und eine liberale Aera begann, zur Berufung Freydorf's als Rath in das Justizministerium, dessen Leitung Stabel im April 1860 übernommen hatte. In dieser Stellung nahm er hervorragenden Antheil an der von modernem Geiste beherrschten Reform der Justizgesetzgebung, sowol bei den Berathungen im Schooße des Ministeriums als auch bei den Verhandlungen im Landtag. Als entschiedener Anhänger der Partei, welche die Lösung der deutschen Frage in der Bildung eines Bundesstaates mit Ausschluß von Oesterreich und unter preußischer Führung erblickte, übernahm F. die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in dem von Staatsminister Mathy nach dem Siege der preußischen Waffen im Juli 1866 neugebildeten Cabinet. Er verhandelte mit General v. Manteuffel über den Abschluß eines Waffenstillstandes (3. August 1866) und führte die am 17. August zum Abschluß gebrachten Friedensverhandlungen mit Preußen. In den folgenden Jahren war F. unausgesetzt thätig, im einmüthigen Zusammenwirken mit den übrigen Mitgliedern des nach Mathy's Tod von Jolly neugebildeten Cabinets, die Beziehungen Badens, besonders auch in mili-

tärischer Hinsicht, zu dem Norddeutschen Bunde so zu gestalten, daß, unter entschiedenem Widerstand gegen das Zustandekommen eines Südbundes, Baden im richtigen Augenblick genügend vorbereitet sei, dem Norddeutschen Bunde beizutreten. Er fand in der Vertheidigung der ihn und seine Amtsgenossen im vollen Einvernehmen mit den Anschauungen und Entschlüssen des Großherzogs Friedrich leitenden Grundsätze gegen die von particularistischer und preußenfeindlicher Seite erhobenen Angriffe die jugendliche Energie wieder, die ihn bei seinem ersten politischen Auftreten geleitet hatte. Den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges begrüßte F. als den Beginn einer den nationalen Hoffnungen baldige Verwirklichung verheißenden Aera. Er hatte die Genugthuung, an der Seite des Staatsministers Jolly in Versailles die Verhandlungen über die Neugründung des Deutschen Reiches zu führen und in ihr die Erfüllung der Wünsche der Besten der Nation und seines Heimathlandes mit erringen zu dürfen. Für den Ausbau der Reichseinrichtungen war F. auch fortan als Mitglied des Bundesrathes thätig. Insbesondere nahm er eifrigen Antheil an der Vorbereitung der Justizgesetze. Durch die Vereinigung des Justizministeriums mit jenem des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten fand F. als Präsident des also neugebildeten Ministeriums Gelegenheit, auch in Baden eine reiche Thätigkeit auf dem ihm besonders vertrauten Gebiete zu entfalten und überall den Anforderungen der modernen Anschauungen in der Rechtspflege die Bahn zu ebnen, dabei die Gerichtsorganisation zu vereinfachen, die Stellung der Richter zu verbessern und durch treffliche Einführungsgesetze den neuen Reichsgesetzen einen festen Boden im badischen Lande zu bereiten. Als im J. 1876 Staatsminister Jolly vom Großherzog seine Entlassung erbat und alle Mitglieder des Cabinets ihre Portefeuilles zur Verfügung stellten, wurde F. in den Ruhestand versetzt. Bis 1881 gehörte er noch der zweiten Kammer des badischen Landtages an, in der er seit 1867 die Stadt Durlach vertrat. Die ihm nun gewährte Muße benutzte F. zu litterarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Sein Haus, in das er kurze Zeit nach seiner Ernennung zum Minister eine junge, schöne und reichbegabte Gemahlin, Albertine geb. Freiin von Cornberg, eingeführt hatte, blieb auch jetzt, wie zur Zeit, da mit seinem Amte umfassende Repräsentationspflichten verbunden waren, der Mittelpunkt einer vornehmen, geistreichen und dabei gemüthlich anheimelnden Geselligkeit. Diesem schönen Leben entriß den scheinbar überaus rüstigen Mann im 64. Lebensjahre am 16. November 1882 ein plötzlicher Tod. Von Allen, die ihn kannten, auch von seinen politischen Gegnern, denen er zuweilen in schroffen, ja verletzenden Formen entgegentrat, wurde die Ehrlichkeit und Offenheit seines Wesens, die Vornehmheit und Zuverlässigkeit seiner Gesinnung anerkannt. Wie Kaiser Wilhelm I. bezeugte, daß er ihm seine „ganze Achtung und sein Vertrauen" geschenkt habe, wie Fürst Bismarck seiner „tätigen Mitwirkung bei der Grundlegung unserer Reichszustände" mit Dankbarkeit gedachte, so hatte auch sein Landesherr Großherzog Friedrich von Baden für seinen langjährigen treuen Diener ehrende Worte warmer Theilnahme.

Badische Biographien IV, 137 ff. v. Weech.

Freyeisen: Johann Christoph F., geboren am 1. März 1803 als Sohn eines Weingärtners in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., besuchte bis 1822 das Frankfurter Gymnasium und studirte dann in Heidelberg Medicin. Ohne promovirt zu haben, kehrte er 1827 in seine Vaterstadt zurück, um sich hier litterarisch zu bethätigen und Unterricht zu ertheilen. Selbst ein tüchtiger Pianist, schrieb er scharfe Kunstkritiken in den „Frankfurter Zeitbildern" 1830

bis 1832 und anderen Zeitschriften. Mit Wilh. Sauerwein, seinem Landsmann und Altersgenossen, gab er die in Hanau gedruckte Zeitschrift „Proteus“ heraus und schrieb auch für die Zeitschrift „Deutsche Volkshalle“, deren Herausgeber sein Landsmann Friedrich Funck war; diese drei Frankfurter waren in der Bundeshauptstadt die hervorragendsten Vertreter der radicalen Publicistik; von den dreien war F. entschieden der mildeste. 1832 zogen ihm einige in die „Volkshalle“ geschriebene Artikel eine Gefängnißstrafe zu, die aber in der Appellations-Instanz wieder aufgehoben wurde. Im gleichen Jahre ließ er in Würzburg ein Schriftchen „Die Republik“ drucken mit den beleidigendsten Ausfällen gegen die Fürsten und Regierungen; es trug ihm außer sechs Monaten Untersuchungshaft gemäß Spruch der Tübinger Juristenfacultät vier Monate Gefängniß ein. Wie Funck befand er sich am 3. April 1833 als Untersuchungsgefangener auf der Hauptwache, als die Studenten dieselbe stürmten; er wurde auf kurze Zeit befreit, stellte sich aber wie Funck wieder als Gefangener den Frankfurter Behörden. Nach Erstehung der Strafe betheiligte er sich an der revolutionären Gesellschaft „Männerbund“; er vertrieb radicale Flugblätter, sorgte für Beschaffung von Waffen und Munition, betheiligte sich an den Exercierübungen der Verschwörer und an ihren Ausflügen auf die benachbarten Ortschaften. Als ihm der Boden in Frankfurt zu heiß wurde, verließ er im Frühjahr 1834 seine Vaterstadt, von deren Behörden steckbrieflich verfolgt. Er ließ sich in Bern nieder und ertheilte hier Musikunterricht. Ende 1848 kehrte er nach Erlaß der Amnestie nach Frankfurt zurück, wohin ihn stets eine heiße Sehnsucht gezogen hatte; an dem politischen Leben hat sich der kränkelnde Mann nicht mehr betheiligt. Er starb am 24. April 1849 in Frankfurt a. M.

Acten des Frankfurter Stadtarchivs über die politischen Untersuchungen 1832 ff. — Nekrolog in der „Didaskalia“, Beilage zum „Frankfurter Journal“, 1849, Nr. 100. — Frankfurter Hausblätter, Neue Folge, I. Theil, Nr. 13 vom 2. Juli 1881.

R. Jung.

Freytag: Gustav F., Dichter, Historiker, Journalist, in seiner Gesammterscheinung als deutscher Schriftsteller im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts zeitgemäß und namhaft wie kein anderer; geboren am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Oberschlesien, † zu Wiesbaden am 30. April 1895. — Freytags Stammtafel hebt mit einem Simon F. (geb. 1578) an, der als protestantischer Freibauer im Dorfe Schönwald, nördlich von Kreuzburg, an der polnischen Sprachgrenze saß; gleich ihm nahmen alle seine Nachkommen deutsche Frauen. Da der Hof, mit dem Simons Enkel Adam durch Heirath eine Scholtisei verband, sich als Minorat vererbte, mußten ältere Söhne draußen ihr Glück suchen. So wandte sich Adams ältester Enkel Georg F. (1737—99) der Theologie zu, ward im siebenjährigen Kriege Diakonus im nahen Städtchen Konstadt und wirkte dort als rechtgläubiger Pastor wacker bis ans Ende. Sein ältester Sohn Gottlob Ferdinand (1774—1848), Vater des Dichters, erwarb in Halle, wo er seit 1793 Medicin studirte, die humane Bildung jener Tage; unter den frohen Erinnerungen, die ihn von da durchs Leben begleiteten, stand die Aufführung Ifflandscher Stücke durch das Weimarer Theater in Lauchstädt obenan. In der Kreisstadt Kreuzburg, wo er sich als Arzt niederließ, gewann er das Vertrauen der Mitbürger so entschieden, daß sie ihn bei der Einführung der Steinschen Städteordnung zum Bürgermeister wählten. Nach den Freiheitskriegen vermählte er sich mit Henriette Albertine Zebe, Landpredigerstochter aus Wüstebriese bei Ohlau († 1855). Die Geburt des ersten Knaben Gustav bewog ihn, die einträglichere Praxis als Kreisphysikus mit dem Wohnsitz in Pitschen wieder aufzunehmen; zwei Jahr später riefen ihn jedoch die Kreuz-

burger auf Lebenszeit in ihr nunmehr besser besoldetes Bürgermeisteramt zurück, das er dann bis ins Greisenalter tüchtig und würdig verwaltet hat.

Im Elternhause verlebte Gustav F. eine glückliche Kindheit bis nah an sein vierzehntes Jahr, bis gegen Ende seiner Breslauer Periode (1846) blieb er dort wenigstens in freien Wochen heimisch. Die Mutter, die klug und rührig Haus hielt, schildert er uns als rechte Schlesierin: gutherzig, lebhaft, heiter, erfindungsreich, hat sie ihrem Liebling mitgetheilt, was an gemüthlicher Laune, harmloser Lebenslust, reger Einbildungskraft in diesem Stamme verbreitet ist. Im Bezeigen des Vaters stellte sich die Tugend des preußischen Beamten dar, der durch das Zeitalter Napoleons aufrecht hindurchgeschritten: Pflichttreue, Redlichkeit, Herrschaft über sich selbst, gestützt auf das Bewußtsein eigenen sittlichen Werthes; von klein auf empfing so der Sohn eine Richtschnur nicht allein fürs Handeln, auch der gewissenhafte Charakter seines geistigen Schaffens wurzelt in diesem Boden. Neben ihm wuchs ein jüngerer Bruder Reinhold auf, der (1858) vorzeitig als Staatsanwalt gestorben ist; ihm zur Seite bildete der Dichter früh die Gesinnung des guten Kameraden und fürsorgenden Helfers in sich aus, die er nachmals an so vielen geräuschlos wohlthuend bewährte. — F. ward häufig von leichten, mitunter von schweren Störungen seiner Gesundheit heimgesucht; im ganzen besaß er jedoch eine kraftvolle, rüstige Natur, hohen Wuchs, starken Knochenbau, der sich in straffer Haltung kundgab. Lichtblondes Haar umrahmte dauerhaft eine freie, geräumige Stirn; um den Mund, den er in männlichen Jahren mit dreispitzigem Bart verzierte, glitt in der Regel ein freundlicher Zug von vielgeübtem Humor; grundgescheit, froh lebendig, ohne jeden schwärmerischen Anflug, wie er wol für poetisch gilt, erschien noch das vollere, gerötherte Antlitz des Greises. Den einzigen körperlichen Mangel, angeborene Kurzsichtigkeit der hellen Augen, wußte er in einen Vorzug zu verwandeln: auf die Brille verzichtend, wurde er ein scharfer Beobachter in der Nähe, wozu ihn ein stetes Verlangen nach Kenntniß der Wirklichkeit trieb. Heimath und Jugend führten ihm übrigens an Eindrücken und Erlebnissen wenig merkwürdiges zu: ebenes Land, kleine Stadt, schlichtes Bürgerthum, aufstrebend, bescheiden im Genuß, reich nur im Besitz ergreifender Erinnerungen. Es war der Durchschnitt des damaligen Daseins, wenigstens in Norddeutschland; ein günstiger Umstand für breiten Erfolg seiner künftigen Erfahrungsdichtung. Ein besonderes bot indessen die Ostmark deutscher Cultur als solche dar; das auffälligste für Auge und Ohr des Kindes war der nationale Gegensatz. Auf dem Markt in Kreuzburg polackische Bauern und jüdische Händler; dicht hinter Pitschen, das die Familie häufig besuchte, das unheimliche Land der echten Polen, mit denen um den Schnitt der Grenzwiesen an der Prosna noch in mittelalterlicher Fehde gestritten ward. Daher denn nicht bloß das Motiv deutscher Kampfbereitschaft und Colonisationslust in Soll und Haben und einigen Theilen der Ahnen; vielmehr verdichtete sich das Gefühl der Nationalität in F. überhaupt zu elementarer Stärke. Ohne Frage bildet den tiefsten Gehalt seiner Schriften die Idee des Deutschthums; keine andere Empfindung hat er so eigen, so wirksam ausgesprochen, wie die innige Freude, mit der ihn der Blick auf sein Volk beseelt. Formale Bedeutung für den späteren Beruf darf man endlich dem kleinen Ereigniß beimessen, daß 1826 eine wandernde Schauspielertruppe, die Gesellschaft Bonnot, das entlegene Kreuzburg aufsuchte; der junge F. lauschte neben dem Vater aufmerksam mancher Vorstellung und begründete so naiv ein warmes Verhältniß zur Bühne als einer sinnvoll gestalteten Welt. Um so leichter, als sonst vom Hauche der Musen wenig zu spüren war. Vater und Mutter ließen sich bisweilen auf Flöte und Guitarre vernehmen, aber Gustav kam auf der Geige über die

Plage kaum hinaus; und so war auch später Musik kein Bedürfniß seiner Seele. Fast das nämliche läßt sich von den bildenden Künsten sagen; was er seit der Studentenzeit von ihren Schöpfungen kennen lernte, war ihm vornehmlich wegen des dargestellten Inhalts wichtig: die Kunst der Vergangenheit schaut er antiquarisch an, die der Gegenwart schätzt er nach ihrem Werthe für das Volk. Auch von italienischen Reisen höherer Jahre kehrte er, wie er gestand, als nordischer Barbar zurück. Im Elternhause blieb überdies selbst die poetische Lectüre altmodisch und geringfügig, unsere Classiker waren noch nicht wirklich eingedrungen. Kein Wunder, daß Freytags erster Productionsversuch einer Robinsonade galt, die der zehnjährige Autor episch zum Schicksal einer verschlagenen Familie erweiterte, darunter bereits eine besonders anstellige und aufgeräumte Lieblingsfigur von guter Vorbedeutung.

Mittlerweile empfing der Knabe Privatunterricht beim Pastor Neugebaur, Schwager seiner Mutter, der ihn immerhin zu behendem Lateinlesen anzuleiten verstand. So vorbereitet, bezog er 1829 das Gymnasium im stattlicheren Oels, wo er einige Jahre lang Hausgenosse des Stadtgerichtsdirectors Karl F. wurde. Dieser jüngere Bruder des Vaters, origineller Junggesell, verwachsen und in sich gekehrt, fand seinen Trost in kritisch genießendem Studium schöner Litteratur; daß er am liebsten Aristophanes, Shakespeare, Calderon las, deutet wieder auf einen Familienzug zum Dramatischen. Eine Wirkung auf den Neffen aber ging davon nicht aus, ihm dienten die fremdsprachigen Bücherschätze des Oheims höchstens zu äußerer Orientirung. Auch persönlich kam es zu keiner vertraulichen Erschließung, sodaß F. sich gerade hier ein für allemal an stille Selbständigkeit der Ueberlegung wie der Ausführung gewöhnte. Da ließ ihn ein Zufall der Gelegenheit, zugleich allerdings der herrschende Zug der Zeit, in Walter Scott den ersten Dichter ergreifen, von dem er einen nachhaltigen künstlerischen Einfluß erfahren sollte. In den Uebersetzungen einer Leihbibliothek verschlang er dessen sämmtliche Romane und entnahm dem eindringlichen Vorbilde dieses Meisters unwillkürlich einen Fingerzeig zu modern-epischer Composition und Charakterzeichnung; Scotts Genie erregte noch in hohen Jahren bei gern wiederholtem Lesen seine Bewunderung. An eigene Nachahmung war freilich in der Schulzeit nicht zu denken; der Director Körner bethätigte sein Wohlwollen durch gesteigerte Anforderung an den fleißigen Primaner, und dieser fand nur etwa Muße zur landesüblichen Feiertagsreimerei, deren Werth er selber keineswegs überschätzte. — Mit gutem Zeugniß in den alten Sprachen versehen, verließ F. Ostern 1835 das Gymnasium als Primus, um in Breslau classische Philologie zu studiren. Allein die überwiegend grammatische Auslegung selbst des Plato durch Karl Schneider stieß ihn ab; mehr fühlte er sich zu römischen Alterthümern im anregenden Vortrag des jungen Ambrosch hingezogen. Von entscheidender Bedeutung aber wurde für ihn ein Privatissimum über Handschriftenkunde bei Hoffmann von Fallersleben; sah er sich doch nun in die deutsche Welt des Mittelalters eingeführt, in der eben freudig erblühenden Germanistik fand sein lebendiges Nationalgefühl die angemessene Wissenschaft. Zu ernstem Studium ließ ihm jedoch das Burschenleben im Corps der Borussen keine Zeit; zum Glück also ward ihm durch die strenge Ahndung eines unerlaubten Zobtencommerses der Aufenthalt in Breslau dergestalt verleidet, daß er nach drei Semestern auf die Berliner Universität hinüberzog. Denn erst hier weihte ihn Lachmanns genialer Scharfsinn in methodische Forschung und solides Wissen ein, während ihm aus den Tiefen der Schriften Jacob Grimms die romantische Grundansicht des Volksgeistes in der natürlichen Einheit seiner Schöpfungen entgegenstieg. Philosophie gewann ihm weder damals noch später inneren Antheil ab; allein auch von eigentlicher Geschichte

hielt er sich ungeachtet seines historischen Sinnes vor der Hand noch fern: gegen Ranke's Universalität und vornehme Art der Betrachtung faßte er eine teutonisch-populäre Abneigung, die er niemals völlig überwunden hat; sein Liebling unter den Geschichtschreibern wurde dann Macaulay. Unschätzbar förderte ihn der geistige Verkehr mit fröhlichen Genossen. Der reifere Adalbert Kuhn erweiterte ihm den philologischen Gesichtskreis durch den Hinweis aufs Indogermanische. Die Söhne des thatkräftigen Amtsraths Koppe begleitete er wiederholt als Gast auf dessen Musterdomäne Wollup im Oderbruch, wo seiner realistischen Wißbegier der Einblick in eine durchdacht betriebene Landwirthschaft eröffnet ward; hierauf beruht die Anschaulichkeit der Schilderung des ländlichen Erwerbslebens in seinen Romanen. Litteratur und Theater wurden jetzt mit Begeisterung aufgenommen und besprochen: die Pickwickier von Dickens weckten den Sinn für launig charakteristische Auffassung der Alltagswelt; unsere deutschen Classiker, weit entschiedener noch Shakespeare, entfalteten ihre erobernde Macht. Verfrühte Anläufe zu eigenen Dramen — der Hussit, die Sühne der Falkensteiner — fielen freilich noch ganz formlos aus; doch verrieth sich die Liebe zur Gattung sogar in der Wahl des Themas für die Doctorarbeit. Auf Grund einer nicht besonders originellen, aber längere Zeit mit Achtung genannten Abhandlung „De initiis scenicae poësis apud Germanos" wurde F. am 30. Juni 1838 promovirt. Nach der Heimkehr setzte er diese Studien fort und erwarb schon im März des folgenden Jahres mit einer Habilitationsschrift „De Hrosuitha poëtria" die venia legendi für deutsche Philologie an der schlesischen Universität.

In Breslau hat F. bis zum Herbst 1846 achthalb Jahr verbracht, als junger Gelehrter, an- und abgehender Docent, daneben als werdender Dichter, der an der Lyrik vorüber seinen Weg zum Drama fand; eine lebendig bewegte, doch erst gegen Ende befriedigende Zeit der Auseinandersetzung mit dem äußeren Beruf, für den inneren im ganzen genommen immer noch Jahre bloßer Vorübung. An redlichem Bemühen um eine akademische Wirksamkeit ließ er es zunächst nicht fehlen. Nachdem die Hemmnisse des Anfangs, Militärdienst und Erkrankung, überstanden waren, versuchte er sich in mannigfachen Vorlesungen über Grammatik, zumal die mittelhochdeutsche, und Litteraturgeschichte, wobei er vornehmlich die Nibelungen eingehend würdigte; auch die Mythologie mit Rücksicht auf Alterthümer zog er in seinen Kreis. Ohne Zweifel nahm er die theoretische Seite seiner Aufgabe ernst, doch legt er den Ton auf den Wunsch nach anwendbarer Lehre, wenn er 1843 in einer Eingabe an die Facultät bekennt: „Ich habe mich bestrebt, den Sinn für unsere deutsche Nationalität, soweit diese in meiner Wissenschaft darstellbar ist, zu wecken und die Anfänge einer historischen und künstlerischen Kritik des vorhandenen Sprach- und Litteraturstoffes zu beleben". In letzterer Hinsicht wählte er wiederholt, was derzeit noch beinah als dilettantische Abirrung galt, die moderne deutsche Poesie seit Goethe und Schiller zum Gegenstand, um an vorgetragenen Beispielen das ästhetische Urtheil der Zuhörer zu bilden; selbst „Poetik mit praktischen Uebungen" hat er einmal angekündigt. Frisch beredt, wie er allzeit war, gewann er denn auch auf dem Katheder den Umständen nach ein nicht zahlreiches, aber dankbares Publicum. Trotzdem bewarb er sich, als Hoffmann von Fallersleben aus politischen Gründen entlassen worden, 1843 vergeblich um eine außerordentliche Professur. Vom Standpunkt der Universität aus nicht mit Unrecht, wurde ihm in Theodor Jacobi ein ausgesprochen linguistisches Talent vorgezogen, das streng wissenschaftliche Leistungen von Bedeutung aufzuweisen hatte. F. selbst ging in eigentlich gelehrter Richtung übrigens nicht müßig: während er für das Grimmsche Wörterbuch

ältere Dramatiker, namentlich Jakob Ayrer, durchsuchte, beschäftigte er sich weiter mit dem Plan einer Geschichte der deutschen dramatischen Dichtung überhaupt und forschte dazu auch auswärts, vorzüglich auf der Wiener Bibliothek. Allein er brachte das umfassende Unternehmen um so weniger recht vorwärts, als er sich daneben noch mit einem anderen vielsagenden Entwurfe trug, wofür er culturgeschichtliche Notizen aus den Monumenta Germaniae sammelte. Was ihm vorschwebt, bezeichnet er als „historische Entwicklung der deutschen Volksthümlichkeit", — wie man sieht, ungefähr die Idee seines künftigen Meisterwerks, der „Bilder". Seine Absicht, dies Thema fürerst in einer Vorlesung zu behandeln, stieß auf den Widerspruch des Fachhistorikers Stenzel; und da ihm ein erneutes Gesuch um Beförderung nichts als almosenartige Geldbelohnung eintrug, so stellte er im Herbst 1844 nach dem elften Semester seine Lectionen ein, — ohne Abschied verließ er die akademische Laufbahn. Schon als Docent hatte er sich beiher als Dichter gefühlt und gerührt: diesem Triebe gedachte er forthin mit ungetheilter Kraft zu folgen.

Für die poetische Production seiner späteren Zeit bot F. das Breslauer Leben gegenständliche Anregung in Fülle dar. Hier lernte er im Hause des Freundes Theodor Molinari Wesen und Werth der bürgerlich schaffenden Thätigkeit des Kaufmanns kennen, die er dann in „Soll und Haben" so anziehend verherrlicht hat. Aber mehr, die gesammte Wirklichkeit dieses Romans, Physiognomie und Charakter der östlichen Großstadt und Provinz, die socialen Typen ihrer Bewohner, hat er damals bereits seinem Künstlerauge eingeprägt. Noch war er indessen nicht reif zu wahrhaft selbständigem Ergreifen und Gestalten; auch seine dichterische Entwicklung vollzog sich verhältnißmäßig langsam, ja unterm Einfluß der Zeit und Umgebung bestellte er anfangs auch ein Feld, das ihm innerlich fremd blieb. Unter dem Titel „In Breslau" ließ er 1845 eine Sammlung von Gedichten erscheinen; fast zur Hälfte Gelegenheitspoesie, für die Feste und Schaustellungen der dortigen Geselligkeit bestimmt, in der er sich mit Jugendlust tummelte — leichte Waare von Temperament und mehr oder minder Geschmack, für eine ursprüngliche Ader zeugt sie kaum. Den vornehmsten Inhalt des Büchleins bilden Balladen und längere erzählende Gedichte, meist in modern geschmeidigtem, dennoch ermüdendem Nibelungenmaß; ein starkes Talent für Verskunst besaß der große Prosaiker all sein Lebtag nicht. Von ungleich höherem Schwung und Gehalt, als jene Tagesprogrammdichtung, verrathen diese rhapsodischen Ergüsse in Erfindung und Ausführung wol den Epiker oder auch Dramatiker; echt lyrisch empfundene Partien lassen sie dagegen ebenfalls vermissen. Auffallende Anklänge nach Dilettantenart enthält das Ganze nicht, jedoch auch andererseits keinen recht eigenthümlichen Ton; wie bei den Zeitgenossen spielen verblaßte Romantik — F. sah damals verehrend zu Tieck empor — und jungdeutsche Aufregung unerfreulich durcheinander. Einen Abweg bald zu bemerken und aufzugeben, lag in Freytags klarer, entschlossener Natur: so gut wie niemals hat er hernach auf lyrische Form zurückgegriffen. — Und in Wahrheit lag ihm von Haus aus einzig das Drama warm am Herzen; einer Lehrzeit bedurfte er auch in dieser schwierigen Kunst, doch er machte sie ausdauernd durch im beherzten Bewußtsein innerer Bestimmung. Schon 1841 vollendete er ein historisches Lustspiel in fünf Acten, „Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen", das im nächsten Jahre mit einem Berliner Theilpreise gekrönt auf einem Dutzend Bühnen zur Aufführung gelangte; in Breslau half der junge Dichter selbst beim Einstudiren. Nachhaltigen Erfolg aber vermochte das (1843 gedruckte) Stück nirgend zu erringen. Es ist eine hübsche Geschichte

in buntem Gewand, in lockerem Scenenbau untergebracht — hierdurch, wie in Ton und Farbe der Zeit an Goethe's Götz gemahnend, während des Dichters Verzug, Maximilians Hofnarr Kunz, natürlich durch Shakespeare geschult erscheint — ein lustiges Spiel, aber kein dramatisch packendes Lustspiel. F. sann nach und schlug einen zwiefachen Weg zu besserer Erkenntniß ein. Er verkehrte mit Schauspielern, unter denen vorzüglich August Wohlbrück, Komiker und Charakterdarsteller, praktisch anzudeuten wußte, was in den Bezirk des Theaters falle oder nicht; auch Holtei's Erfahrung erwies sich liebenswürdig mittheilsam. Sodann ergab er sich, wie zur selben Zeit Gutzkow und Laube, dem Studium der französischen Bühnendichtung, um bei Scribe und Genossen scenische Oekonomie, Arrangement und dramatische Ausdrucksweise zu erlernen. Soviel ernste Bemühung fand den verdienten Lohn. Zwar gedieh noch 1844 ein ernstes Schauspiel in Jamben, „Der Gelehrte", nicht über den ersten Act, der 1847 als Bruchstück veröffentlicht wurde — von F., der sonst Fragmente streng verwarf, zeitlebens geschätzt als früheste technisch gelungene Studie und zugleich als erster Versuch an einem Stoff aus der Gegenwart, wofür sich sein offener Weltblick nun für geraume Zeit entschied. Doch im Frühjahr 1846 wurde nach langer, von keiner Docentenpflicht mehr gestörter Sammlung in raschem Zuge „Die Valentine" niedergeschrieben, die dem Dichter vollkommen bühnengerecht aus der Feder floß, weshalb sie sich lange als dankbares Spielstück in Ansehen behauptet hat. Das damalige Publicum begrüßte auch die Dichtung als solche rings mit Beifall; das etwas gesuchte Intriguengewebe der Handlung, die noch wenig freie und frohe Lösung der sittlich-gesellschaftlichen Probleme, woran auch „Der Gelehrte" krankt, befremdeten nicht im Bereich unserer vorrevolutionären Litteratur. F. sah sich sofort in die vorderste Reihe der deutschen Dramatiker aufgenommen.

Mit dreißig Jahren glaubte er sich so endlich sicher auf rechter Bahn. Um an einem gut geleiteten Theater die Praxis der Inscenirung zu erfahren, brachte er Ende 1846 einige Monate heiter erregten Künstlerlebens in Leipzig zu; die Schauspieler nebst der Familie Laube bildeten seinen täglichen Umgang. Dann brach er sein Zelt in der schlesischen Heimath für immer ab und siedelte 1847 nach Dresden über, wo er sich im Herbst mit einer wohlhabenden Landsmännin Emilie Scholz, geschiedener Gräfin Dyhrn, vermählte, die ihm in kinderloser Ehe Jahrzehnte lang wohlgemuth zur Seite stand. Noch vor Ende des Jahres war ein neues Schauspiel, „Graf Waldemar", vollendet, das bei virtuoser Technik auch an Gehalt einen Fortschritt gegen das vorige bedeutete: ein gesundes deutsch-bürgerliches Lebenselement triumphirt, obwohl noch nicht ganz überzeugend, zum Schluß über abenteuerlich geniale Zerrissenheit. Der Erfolg war auch diesmal überall groß und dauerhaft. Im schwungvollsten Alter, in bescheiden unabhängiger Lage, an schönem Wohnsitz, in ersprießlichem Verkehr mit Kennern wie Eduard Devrient, getraute sich F. jetzt, alljährlich ein gleich gutes, wo nicht besseres Stück für unser damals noch blühendes Theater zu schreiben, und begehrte gar kein anderes Loos. Das Bild eines modernen Dramatikers von Fach, eines deutschen Scribe von erheblich höherem geistigen Fluge stand ihm vor der Seele. Da bewirkte das Weltschicksal des Jahres 1848 einen gewaltigen Umschwung auch in seinem Dasein; in der That stammt der Klang seines Namens, wie er durch die Nachwelt zieht, in jeder Hinsicht erst von dieser Epoche. — Von Politik hatte er sich bisher ziemlich fern gehalten, eine leidenschaftliche Anlage besaß er nicht für sie. Doch gehörte feste preußische Staatsgesinnung so gut zu den Grundlagen seines Wesens, wie sein inniges Nationalgefühl, und berührt ward er stets von der Strömung seiner Zeit. Lebhafte Gemüthsbewegung verspürte

er bei der That der Göttinger Sieben; nach 1840 traf ihn ein stärkerer Hauch von liberalen Ideen und Wünschen im Breslauer Freundeskreis. In seinen Dichtungen nimmt der germanistisch geliebte Begriff des „Volks" einen zart demokratischen Beischmack an, doch bleibt es bei dem Bekenntniß allgemeiner Zuversicht. Ehrgeiziges Verlangen flößte ihm nun auch der Völkerfrühling des März durchaus nicht ein. Aus leutseligem Mitleid stiftete und berieth er einen Handwerkerverein in Dresden; Laube's Lockung mit einem böhmischen Mandat für Frankfurt wies er besonnen von der Hand. Wohl aber erschütterte ihn aufs tiefste Preußens Mißgeschick, Friedrich Wilhelms IV. geschichtliches Versagen. In dieser patriotischen Trauer kam er bei einer Begegnung in Leipzig mit Julian Schmidt überein, die „Grenzboten", eine vom Oesterreicher Kuranda gegründete Wochenschrift, gemeinschaftlich zu erwerben und zu leiten. Es galt deren Verwandlung in ein preußisch-deutsch gesinntes Blatt, das die verirrte öffentliche Meinung zurechtweisen und zugleich die Litteratur von romantischen Träumen und jungdeutscher Verzerrung zur lebendigen Wahrheit des Zeitalters hinüberlenken sollte. So trat F. aus Pflichtgefühl in den Dienst der befreiten deutschen Presse, zum Glück nur im weiteren Sinne des Worts als Journalist. In beständiger, doch nicht aufreibender Fühlung mit Tag und Welt sollten all seine Kräfte zur Erscheinung kommen.

Am 1. Juli des stürmischen Jahrs begannen die „grünen Blätter" ihr verjüngtes Leben; im Herbst schlug F. den eigenen Wohnsitz in Leipzig auf, dessen geistig bewegter Verkehr ihm, auch abgesehen von den journalistischen Gefährten, gleich anfangs werthvolle Beziehungen darbot. Politische wie persönliche Sympathie führte ihm Männer von innerem Adel als Freunde zu: so Salomon Hirzel, der dann als treuer Verleger ein Lebensbündniß mit ihm einging; so die großen, leider nur bald vertriebenen Alterthumsforscher Haupt, Jahn, Mommsen — besonders der erste wuchs ihm als Ideal eines deutschen Professors eng ans Herz. Seine Thätigkeit aber gehörte für einige Jahre ganz dem neu erkorenen Beruf. Es war wahrlich nicht leicht, bei Fluth und Ebbe der revolutionären Zeitgeschicke die Wochenschrift über die Krisis des Verlusts der bisher meist österreichischen Abnehmer ins deutsche Publicum hineinzusteuern; allein es gelang dem vereinten Bemühen des tapferen Westpreußen und des sonnig gestimmten Schlesiers: die „Grenzboten" wurden ein hochgeachtetes Blatt, weil sie in Sachen des Staates wie der Cultur gleich sehr Charakter zeigten. F. selbst nahm in jener Richtung vorzüglich die Absonderung des deutschen Einheitsstrebens vom fremden Oesterreich in die Hand, in dieser vielseitige Kritik der poetischen Litteratur, Theater, sinniges Allerlei. Als Schriftsteller fand er der Forderung des Tages gegenüber zwischen Keckheit und Lehrhaftigkeit hindurch den eigenen harmonischen Stil: jene männlich beredsame, anschaulich klare, gegenstandreiche Prosa, die im Lauf der Jahre wol noch zu ruhigerer Wärme, nie jedoch zu bedächtiger Kühle überging; ein paar eigenwillige Manieren in Wortwahl und Syntax befestigten sich mit der Zeit infolge der früh beliebten Gewohnheit, mündlich zu dictiren. Vom ersten Moment aber trat er als Redacteur von Gottes Gnaden auf: unternehmend mit Umsicht, gewandt auch im äußeren Handwerk und Geschäft, nie verzagt noch verdrossen, höchstens einmal humoristisch seufzend oder knurrend, im heiteren Besitz souveräner Geistesgegenwart, genau wie er sie seinem Konrad Bolz poetisch eingehaucht hat. — 1851 erstand er auf ärztlichen Rath im Dorfe Siebleben nahe bei Gotha ein einfach behagliches Landhaus mit ausgedehntem Garten, das funfzig Jahr früher im gastfreien Besitz des Ministers v. Frankenberg im Goethe'schen Kreise den Namen der „guten Schmiede"

geführt. Seitdem wechselte F. in der Leitung der „Grenzboten" halbjährig ab mit Julian Schmidt, seit dessen Abgang nach Berlin 1861 mit dem öffentlich bestellten Redacteur — bis 1866 Moritz Busch, bis 1870 Julius Eckardt. Freundwillige Theilnahme vergönnte er indeß den geliebten Grünen auch in der Sommerfrische unablässig; schon von 1857 an ist er, da Schmidt sich mehr und mehr anderen Aufgaben widmete, allein als die Seele der Zeitschrift zu betrachten. Der Siebleber Aufenthalt war dazu angethan, Freytags Leipziger Dasein sogar im Hinblick auf menschliche Verhältnisse lehrreich zu ergänzen. Vertiefte er dort seine Kunde des bürgerlichen Wesens in Gewerb und Wissenschaft, so schaute er hier im Umgang mit Dorfgenossen dem Bauer ins Gemüth, und die Gothaer Nachbarschaft zeigte ihm das Geberdenspiel des Fürstenhofes. Herzog Ernst II. nahm ihn entgegenkommend unter seine Vertrauten auf. Eifrig betheiligte sich der Dichter 1853—54 an allen Bestrebungen des Litterarisch-politischen Vereins, den der Herzog gegründet, um eine Wiederbelebung der liberalen Partei durch die Presse anzubahnen. Er zog sich dabei als Beförderer der Autographirten Correspondenz einen Haftbefehl von seiten der reactionären preußischen Regierung zu, wogegen ihn Herzog Ernst durch Ernennung zum Vorleser mit dem Hofrathstitel sichern mußte. Das Amt blieb ein Vorwand, F. in jedem Sinne sein eigener Herr. Freimüthig hat er die Seitensprünge des ehrgeizigen Fürsten in der deutschen Politik gerügt, dessen sonstige Untugenden wenigstens nie beschönigt; dennoch hielten sie, liberal und weltbewandert, in wohlwollender Kameradschaft lebenslang zusammen. Doch der wahrste Gewinn, den F. aus seiner Thüringer Scholle zog, bestand im Gegensatz zu jeder äußeren Anregung vielmehr in der Freiheit, in reiner Friedensluft einsam zu sinnen und zu bilden: unter Vogelgesang und Blüthenduft sind ihm all seine dauernden Werke dort erwachsen.

Gleich die nächsten Jahre bezeichnen die Höhe seiner Dichtung: im Sommer 1852 schrieb er das Lustspiel „Die Journalisten", unstreitig schlechthin die ruhmwürdigste Leistung seiner Feder, von 1853—55 den Roman „Soll und Haben", Jahrzehnte hindurch das meistgelesene Buch im Bereiche des edleren deutschen Schriftthums überhaupt; beide zusammen litterarhistorisch von hervorstechender Bedeutung als poetischer Ausdruck des allgemeinen Charakters ihrer Zeit. „Die Journalisten" erreichten dies Ziel mühelos genial ohne überlegte Absicht. Noch im vollen Besitze der sorgsam erlernten scenischen Kunst, griff F. einfach hinein in die jüngst persönlich erlebte Wirklichkeit des halb ernsten, halb komischen Treibens der deutschen Parteien und der damals vom anmuthigen Leichtsinn der Jugend erfüllten Presse. Ohne die eigene liberale Gesinnung ängstlich zu verhüllen, wußte er doch in unbefangenem Humor den zeitgetränkten Gegenstand in eine so menschlich gemeingültige Höhe zu erheben, daß das Ganze nach Art aller echten Poesie vor der Gefahr behütet ward, innerlich zu veralten. Gleich die Zeitgenossen begrüßten das Stück als unser bestes Lustspiel nach der Minna Lessings; und wenigstens darin kommt es dieser gleich, daß, wie dort die Epoche des siebenjährigen Krieges, so hier die der deutschen Revolution im Spiegel des heiteren Dramas treu verewigt worden. Eine köstliche Seltenheit gerade in unserer Litteratur; auch hernach sollten „Die Journalisten" in ihrer Gattung den Jahrhundertpreis ohne ernstlichen Wettbewerb behaupten. — Auch einmal im Romane sein nun auf der Bühne so glänzend bewährtes Talent zu offenbaren, wurde F. zuerst von außen, durch freundliche Zurede Haupts, bestimmt. Daß er hier dann sogleich beim ersten Versuch sein Bestes zu leisten vermochte, nimmt nicht Wunder. Bereits als Dramatiker hatte er sich ganz allgemein an planvoll bewußte Kunstarbeit ge-

wöhnt; wie dort bei Franzosen, war er für den Roman längst still bei Engländern in die Schule gegangen. Den wohlgefügten Aufbau der Handlung verdankt er, wie er selber einräumt, Scott, die humoristische Zeichnung und Beleuchtung der Menschen und Dinge sichtlich vielfach Dickens; besonders an Copperfield fühlen wir uns durch „Soll und Haben" angenehm erinnert. Es versteht sich von selbst, daß er nicht nur das Muster der Form nachschaffend in deutsche Empfindung übertrug, sondern Stoff und Gehalt durchweg aus äußerer und innerer Lebenserfahrung schöpfte. Ja, er kündigte geradezu ein neues Programm an mit den Worten Julian Schmidts: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit". Es war, was die Grenzboten stets den nichtigen Phantasien der romantisch-jungdeutschen Epigonen entgegengehalten: das Gebot poetischer Wahrheit gegenüber den lebendigen Interessen des Zeitalters. Poetischer allerdings —, denn keineswegs kam es F. bei seinem Handels- und Landwirthschaftsroman allein auf die Treue der Schilderung des Realen an, worauf der jüngere Naturalismus höchst äußerlich den Accent der Kunstthätigkeit zu verlegen suchte. Er glaubte vielmehr an die innere Hoheit der Güter erzeugenden Arbeit, die er deshalb der Idealisirung für ebenso fähig wie würdig hielt. Man mag ferner, um den Abstand der Zeiten culturhistorisch zu ermessen, ganz recht auf den Gegensatz zwischen dem bürgerlich-sittlichen Erziehungsideal in „Soll und Haben" und dem ästhetisch-individuellen in Wilhelm Meisters Lehrjahren hinweisen; nur beachte man wohl, daß schon der greise Goethe selbst, in den Wanderjahren wie am Schlusse seines Faust, dem Gedanken einer poetischen Verherrlichung der gemeinnützigen Arbeit weit entgegenkam. Jedenfalls that F. mit seiner neuen Leistung abermals auch den Besten seiner Zeit genug; mochte der beispiellose Erfolg beim großen Publicum zum Theil auf der Sympathie mit dem zeitgemäßen Gegenstande beruhen, seine tiefe und anhaltende Wirkung verdankt ohne Zweifel auch dieses Dichtwerk dem künstlerischen Verdienst. F. selber lag bei der Ausführung nichts so sehr am Herzen, als daß es wirklich „schön" werde.

F. dachte im Feuer der Productivität schon an einen zweiten Roman, doch ließ ihn vermehrte journalistische Arbeit nicht so bald dazu gelangen. Da politisch bei der matten Stimmung der funfziger Jahre wenig Stoff vorhanden war — nur die Entwicklung Napoleons III. verfolgte er mit psychologisch eingehender Theilnahme —, so mußte die Wochenschrift mit anderen Materien gespeist werden, die F. auf wissenschaftlichem Wege zu beschaffen suchte. So ließ er in den „Grenzboten" eine Anzahl einzelner Skizzen aus der deutschen Culturgeschichte erscheinen, wofür er mit Hülfe Hirzels, dem er seinerseits bei der Jagd nach Goethereliquien nicht ohne drolligen Spott an die Hand ging, nach und nach eine ansehnliche Menge seltener Flugschriften zusammenbrachte. Da trat 1854—56 Mommsens Römische Geschichte ans Licht, und F. ergab sich als Freund mit doppelter Bewunderung ihrem litterarischen Zauber. Er faßte den kühnen Entschluß, sich an ein Trauerspiel zu wagen, das den Untergang des fabischen Adelsgeschlechts im Ständekampfe zum Vorwurf nahm. Zwei Jahre, bis zum Frühling 1859, nahm das Werk in Anspruch; denn wieder erwog er dabei die besondere Technik der tragischen Dichtung mit dem größten Ernst. Beim Schaffen empfand er selber den höchsten poetischen Genuß, und noch 1893, kurz vor seinem Ende, sprach er die Meinung aus, daß „Die Fabier" wohl das Stärkste seien, was er je geschrieben. Trotzdem errang das in Jamben verfaßte Stück seinerzeit auf und außer der Bühne nur einen stattlichen Achtungserfolg. Selbst die Schillerpreiscommission wollte es 1860 nur zur Hälfte neben einem anderen Drama krönen, was den Dichter stolz

auf jegliche Anerkennung verzichten ließ. F. suchte, wie es zu gehen pflegt, hinterdrein die Schuld im Niedergang des Theaters und der Verweichlichung des Publicums. Wie auch immer, unleugbar ist, daß die tragische Kunst seiner heiteren Natur im Grunde ferner lag. Dazu kommt, daß der realistische Wahrheitsdrang, der seiner modernen Dichtung überaus förderlich war, im historisch-poetischen Fach ihm umgekehrt eher im Wege stand. War ihm schon die Idee doch eigentlich aus wissenschaftlichem Interesse an der uralten Geschlechterverfassung entsprungen, so hatte er sich auch bei der Ausführung nicht ganz von gelehrt antiquarischem Anempfinden frei gehalten. Was der warme Freund Baudissin, der Shakespeareübersetzer, ihm begeistert schrieb: im Coriolan sehe man englische Römer, in den „Fabiern" echte, das enthielt unwillkürlich eine den schwachen ästhetischen Beifall mit erklärende Kritik. Das übelste war, daß F. fortan sich vom ganzen dramatischen Felde zurückzog; er hat wol noch öfters, namentlich zum Lustspiel, selbst in Versen, Neigung verspürt, in der That jedoch nie mehr die Hand an ein Bühnenwerk gelegt. — Blieb ihm als Tragiker so ein gleicher Triumph wie als Komiker und Phantasieerzähler versagt, so sollte er unmittelbar darauf statt dessen den eines nationalen Geschichtschreibers feiern. In den Jahren 1859—61 vereinigte und ergänzte er jene in den „Grenzboten" zerstreuten culturhistorischen Skizzen zu einem Buche, den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", dem dritten seiner Meisterwerke. Es waren zunächst nur drei Bände, die neuere Zeit vom Beginne des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. umfassend. Nicht allein lag ihm selbst die moderne Entwicklung seines Volks auch historisch vorzüglich am Herzen: vor allem flossen die Quellen, wie er sie brauchte, persönliche Geständnisse Einzelner, hier erst in reichlicher Fülle. Der Reiz der ganzen Betrachtungsweise ließ sich indeß schon in solcher Einschränkung entfalten und genießen. Was F. gab, war nach seiner vorlängst ergriffenen eigensten Idee ein großes Stück Geschichte der von Grimms Romantik wesentlich wandellos gedachten deutschen Volksseele in ihrem wirklichen Werdegang durch äußerlich zu sondernde, innerlich zusammenhangende Epochen. In der Kunst des historischen Querschnitts hat er dabei offenbar von Macaulay's berühmtem Capitel über das England von 1685 gelernt. Desto entschiedener gehören ihm selbst die in der Längsrichtung angestellten Beobachtungen des Steigens und Sinkens der individuell vertheilten Volkskraft bei erhebenden und niederdrückenden Phasen des Gesammtgeschicks, wie des stetigen Fortgangs von gemeinschaftlicher Gebundenheit zur Befreiung des Einzelnen im Fühlen, Denken und Wollen. Eine innere Culturgeschichte, der die äußere keineswegs fehlt; denn im Gemüthe der Menschen weist uns F. zugleich das Spiegelbild der umgebenden Welt und der Schicksalsläufte. Individuelles und Typisches wird dabei umsichtig abgegrenzt; aus der Masse ragen die Helden — wie Luther und Friedrich der Große — einsam auf, auch sie als großes Erlebniß der Nation gedacht, das ihr geheimnißvoll aus den eigenen Säften zubereitet wird. Alles dies bietet uns die anmuthige Erzählung und Schilderung als Ertrag echt wissenschaftlicher Forschung dar; Poesie ist nur soviel darin, als sie zum Geschäft der historischen Muse an sich gehört, — von einem Uebergriff aus der einen in die andere Sphäre kann in dieser Richtung bei F. nicht die Rede sein.

Mit der Ursprünglichkeit und Bedeutung der Schöpfungen Freytags im Jahrzehnt von 1852—61 — es umspannte die eigene Lebenszeit von der Mitte der Dreißig bis zu der der Vierzig — hält sein emsiges Thun im entsprechenden folgenden Zeitraume bis zur Reichsgründung den Vergleich nicht aus; es handelt sich meist um Abrundung des Gebiets seiner schriftstellerischen Herrschaft, geeignet, Achtung und Liebe des Publicums, nicht sowohl mehr zu

steigern, als hie und da zu befestigen oder zu erweitern. 1862 wurde, gleichfalls durch Grenzbotenartikel vorbereitet, die „Technik des Dramas" im Zusammenhang verfaßt, ein Lehrbuch der Bühnendichtkunst ernster Gattung, gestützt auf eindringende Untersuchung der Praxis des Sophokles, Shakespeare und der deutschen Classiker. Weit mehr als die „Bilder" erinnert dies Werk daran, daß F. beinah Gelehrter und Lehrer von Profession geworden; es sind gleichsam verhaltene Vorlesungen über einen Abschnitt der Poetik, mit all der umständlichen Herablassung ausgeführt, die sich für solche ziemt. Wirklich wünschte der Dichter dadurch rathlosen Talenten behülflich zu sein, Unberufene abzuschrecken und sich selbst vor der oft erfahrenen directen Zudringlichkeit der einen wie der anderen besser zu schützen, welches letzte ihm leider herzlich schlecht gelang. Das Buch hat, wie alles Theoretische unter Deutschen, bei wirklichen und vermeinten Sachverständigen vielfach Widerspruch erregt; nichtsdestominder stellt es die triftigste Ueberlegung dar, die seit Lessings Dramaturgie dem schwierigen Gegenstande gewidmet ist, und hat mit dazu beigetragen, die moderne Litteraturwissenschaft, was bei anderen Künsten längst in Uebung war, von unbestimmt ästhetischen Wegen auf technologische hinzuleiten. — Gleichzeitig hatte F. seinen lange begehrten zweiten Roman begonnen, der, aufgehalten durch das dringende Interesse an der Sache Schleswig-Holsteins, erst Ende 1864 fertig ward. „Die verlorene Handschrift" bildet ein fühlbar schwächeres Gegenstück zu „Soll und Haben". Neben dem Landleben, das hier mehr beiläufig idyllisch zur Verwendung kommt, steht diesmal im Mittelpunkt statt der kaufmännischen die gelehrte Arbeit. Mit der hellen Erscheinung des Professorenthums in seinen Stärken und Schwächen contrastirt außerdem höchst wirksam die Sonderwelt der Fürstlichkeiten, fast so düster gemalt wie im ersten Roman die der jüdischen Kreise. Zum Motiv der Fabel gab zufällig wiederum Haupt die Anregung, für die Gestalt des Helden war er das vornehmste Modell; einen Fürstenroman hatte schon vor Jahren Herzog Ernst empfohlen. Und so sind auch sonst die jüngeren Eindrücke von Leipzig und Gotha nun an die Stelle der älteren, schlesischen getreten. Die neue Dichtung ist sicher entworfen und wohlgeformt, aber nicht mehr so deutlich aus einem Guß, minder einfach und häufiger subjectiv, der Humor bereits etwas künstlich übertrieben. Die Figur der Ilse bezeichnet Freytags, vielleicht zu erhaben gerathenes, weibliches Ideal. Der Erfolg des Werkes hielt sich natürlich enger an akademisch gebildete Cirkel, immerhin war der Absatz mindestens halb so groß wie bei „Soll und Haben". — Auf Wunsch des Verlegers wurden sodann die nächsten Jahre bis Ende 1867 dem mühsamen Unternehmen geweiht, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" durch zwei weitere Bände, von der germanischen Frühzeit bis zum Ausgang des Mittelalters reichend, rückwärts zu ergänzen. Beim empfindlichen Mangel an ausdrücklichen Selbstbekenntnissen unserer früheren Vorfahren sah sich F. genöthigt, hier viel entschiedener den Weg combinirender Alterthumsforschung zu beschreiten, was deren fortwährender Ausbildung gegenüber an einzelnen Stellen zu nicht unbedingt haltbaren Ergebnissen führen mochte. An anderen wieder war gerade poetische Ahnung dazu angethan, einleuchtende Wahrheit historischer Auffassung zu erreichen: das Bild Karls des Großen gibt dem der neueren Helden nichts an monumentaler Gemüthsdarstellung nach. Das vollendete Ganze ward so zu einem der schönsten Denkmäler des historisch gestimmten Jahrhunderts. „Ein solches Werk besitzen weder die Franzosen noch die Engländer, und wir können stolz darauf sein", urtheilte Baudissin mit Recht; „eines der seltenen Geschichtswerke, welche von Frauen verstanden und mit Freude gelesen werden können", betonte Treitschke —, hat es doch dann gerade auf dessen Geschichtschreibung in

ihrer seelenvoll farbenreichen Art unberechenbar großen Einfluß ausgeübt. — F. hatte sich längst aus den Fesseln der Forscherarbeit zur „Poeterei" zurückgesehnt, doch von neuem sperrte ihn ein dringendes Pflichtgefühl des Herzens von der freien Luft der Dichtung ab. Von 1857—62 hatte er in Gotha und Leipzig mit Karl Mathy trauten Verkehr gepflogen; zu diesem Charakter von naiver Größe, dem durchs Leben beispiellos geschulten Patrioten blickte er liebevoll empor. Nach seinem Hingang beschloß er, ihm ein Denkmal zu setzen: „der Freund dem Freunde, ein Journalist dem anderen, der Preuße dankbar dem Badenser." Das 1869 geschriebene Buch wurde zum glänzenden Meisterstück biographischer Kunst, die F. sonst nur in kleinen Charakterbildern der Freunde früher und später zierlich ausgeübt. Es schließt sich zudem insofern den „Bildern" hochwillkommen an, als uns hier das süddeutsche Volksleben des 19. Jahrhunderts in seiner eigenthümlichen nationalen Bedeutung erst in voller Anschaulichkeit entgegentritt.

Von der Mitte der funfziger Jahre, nachdem „Soll und Haben" dem Autor die breiteste Popularität erworben, bis gegen Ende der sechziger, wo die Anzeichen eines fortschreitenden körperlich-geistigen Leidens seiner Gattin Sorge in sein Haus einführten, stand F. hochbeglückt, in der Vollkraft männlichen Alters schaffend und hoffend da. Seinen Ruhm genoß er mit fröhlicher Bescheidenheit. Mißgünstige Gegner, unter denen nur Gutzkow früher von Bedeutung gewesen, ließ er ihres Weges ziehen, übertriebene Verehrung beschwichtigte er durch Humor. Joviale Liebenswürdigkeit und sichere Selbstbeherrschung hielten sich in seinem Betragen das Gleichgewicht. Sein Gespräch war munter und gründlich zugleich, seine fleißige Correspondenz auch in scherzhafter Laune gediegen. Sein ganzes Wesen athmete geistige Gesundheit, die er sich, ebenso wie die leibliche, durch sein Zugvogelleben zwischen Stadt und Land, einen geregelten Wechsel von Aufnehmen und Darbieten frisch bewahrte. Was der junge Docent vergeblich angestrebt, die gleichmäßig fruchtbare Verbindung von Poesie und Denkarbeit, war dem gereiften Schriftsteller wundervoll gelungen. Eine reichgebildete Persönlichkeit von anspruchsloser Originalität, unermüdlich lernbegierig noch nach allen Seiten, warmherzig, dienstfertig, gastfrei, ehrenfest — so stand er den Seinen unwandelbar gegenüber. So vielseitig übrigens seine Beziehungen schon um der journalistischen Zwecke willen waren, so blieb doch selbst da ein näheres Verhältniß auf die politisch wesentlich Einverstandenen beschränkt, und das gleiche gilt von Freytags persönlichem Umgangskreis in Leipzig. Was sich dort mit ihm und dem Stabe der „Grenzboten" zum Glase Bier „am runden Tisch bei Kitzing" abendlich zusammenfand, waren Gelehrte, Männer aus der Verwaltung oder dem Geschäft, die der Blick auf das Vaterland vereinigte; darunter im Winter 1862 neben Mathy auch der junge Treitschke. Da dachte man preußisch-deutsch und grundsätzlich liberal und erblickte das wahre Heil in der Unzertrennlichkeit beider Ideale. Freytags ganze politische Stimmung, Bestrebung und Wirksamkeit läßt sich aus diesem einfachen, seiner Generation so angemessenen Gesichtspunkt begreifen. — In den funfziger Jahren während der Manteuffelschen Reaction erwarb sich sein Blatt das Verdienst, durch stärkenden Zuspruch viele der deutschen Gebildeten in der einen wie der anderen Hinsicht bei unverzagter Gesinnung festzuhalten; es begrüßte sodann die neue Aera hoffnungsvoll, F. selbst betheiligte sich am Nationalverein als dem Anfang einer gesunden deutschen Parteibildung. Dann kam der Conflict und das Ministerium Bismarck: die preußische Machtpolitik, die für Deutschland die Zukunft im Schoße trug, schlug nicht ohne Schuld des Liberalismus diesem entgegengesetzte Wege ein. Kein Wunder, daß F. in solchem Zwiespalt mit Tausenden

fest auf der liberalen Seite stand. Zwar den Gegnern Preußens schloß er sich niemals treulos an. Auf die Sache Augustenburgs, der er im ersten Moment in Gotha mit Hingebung persönlich diente, ließ er sich, da er dessen engherzige Schwäche rasch durchschaute, doch nicht tiefer ein. Viel langsamer aber, nicht etwa bloß als einem Treitschke, sondern als der Mehrzahl befreundeter Patrioten, stieg ihm eine Ahnung von dem gewaltigen Ernst der weltgeschichtlichen Sendung Bismarcks auf. Mit dem Coburger Hof, mit dem Kreise des preußischen Kronprinzen, den er 1860 durch seinen Herzog kennen gelernt und dessen englischer Gemahlin er weitgehende Bewunderung widmete, hielt er wahren Erfolg einer der öffentlichen Meinung hohnsprechenden Staatskunst für unmöglich. Krieg und Sieg von 1866 überführten ihn vom Gegentheil; hoch erfreut bewillkommnete er die Resultate. Ja, er ließ sich verleiten, in einer anonymen Flugschrift „Was wird aus Sachsen?" die Annexion auch dieses Staates zu empfehlen, der ihm einst wie Gotha Schutz gegen preußische Verfolgung gewährt hatte. Freunde fanden die Schrift „nicht so ehrlich im Ausdruck wie sonst alles von Gustav F."; er selbst hat nach Jahren die Weissagung, Sachsen werde sich nie in den Bundesstaat schicken, reuig als falsch erkannt. Im Februar 1867 ließ er sich von einem Thüringer Wahlkreis in den Norddeutschen Reichstag senden. Dort trat er den Nationalliberalen bei, aber sprach nur einmal, unglücklich, der Tagesordnung zuwider; nach Schluß der Session verzichtete er für immer auf ein parlamentarisches Mandat, im Gefühl, daß praktische Politik in dieser Gestalt nicht seines Amtes sei. Sie war und blieb es wol eigentlich auch in jeder anderen nicht, wenn man absieht von jenem schönen journalistischen Beruf, wie er ihn faßte und im gegebenen Moment so glücklich ausübte: dem Beruf eines Predigers bürgerlich-politischer Moral, eines vaterländischen Seelsorgers und Gewissensraths im allgemeinen. Wo es galt, ein Geschick, eine Aufgabe der Zeit seinen lieben Deutschen eindringlich zu Gemüthe zu führen, da war niemand besser am publicistischen Platz, als er. Allein er täuschte sich, wenn er nach seiner Vorstellung von der Volksseele für selbstverständlich hielt, daß nun diese aus sich heraus die Welt von unten her gestalte. Eben darum blieb ihm auch später der obere Lenker des deutschen Schicksals unheimlich. Trübe Kunde aus höfischen Quellen hat sichtlich dazu mitgewirkt, aber er setzte hinter jede große Eigenschaft, die er an Bismarck anerkannte, doch auch seinerseits ein widerstrebendes Fragezeichen; und wenn er sich auch zuletzt „in constantem Verhältniß stiller Dankbarkeit zu ihm" befand, so erschien ihm doch die heroische Größe des Einzelnen im allgemeinen Interesse verhängnißvoll: „wir werden noch lange daran zu tragen haben, daß die politische Kraft der Nation sich durch Jahrzehnte in Einem Mann personificirt hat." In die historisch-poetische Beschaulichkeit, in der er die gleichfalls dämonischen Helden der „deutschen Vergangenheit" gewürdigt hatte, mochte F. sich gegenüber der Gegenwart nicht versenken.

In den letzten sechziger Jahren zeichneten Kronprinz und Kronprinzeß von Preußen F. offenkundig aus; mancher glaubte, daß sie ihm einen hervorragenden Platz in dem liberalen Culturregiment zudächten, wie es ihnen für die Zukunft vorschwebte. F. war zu klug, um sich je in solchem Sinne auszulassen; „je älter man wird", schreibt er gerade im Herbst 1868, „um so mehr lernt man das Glück bescheidener Erdenstellung kennen". Dagegen schloß er sich gern im französischen Feldzug von 1870 auf Wunsch des Kronprinzen dessen Hauptquartier an und hat dies über Wörth und Sedan bis nach Reims begleitet, wo er, des müßigen Umherziehens müde, Urlaub nahm. Der Begebenheit sah er nicht ganz ohne technisches Sachverständniß zu; hatte er doch

seit einigen Jahren in Thüringen Freundschaft mit Albrecht v. Stosch, dem späteren General und Admiral, geschlossen und nach seiner Gewohnheit seitdem auch dem Heeres- und Kriegswesen eingehendes Interesse zugewandt. Zu officieller Schreibarbeit, auf die er gerechnet hatte, fand sich keine Gelegenheit, zu journalistischer Berichterstattung wenig Zeit; aber was er erlebte, der Krieg und die aus ihm hervorgehende politische Schöpfung, machte in seinem Dasein als Autor noch einmal Epoche. Es bezeichnet ihn, daß er dem Kronprinzen statt des Kaisertitels den eines Herzogs von Deutschland anrieth, weil er in jenem Verführung der Hohenzollern zu Prunk und Hoffahrt witterte, — daß ihm die geringste Zuchtlosigkeit des siegreichen Heeres und somit die Gefahr einer Sittenverwilderung seines Volks weit tiefer zu Herzen ging, als die Eindrücke der leiblichen Verwundung und des Todes. Es bezeichnet ihn ferner, wie er nunmehr war, daß die furchtbare Wirklichkeit des heutigen Kriegs das Andenken älterer deutscher Kämpfe in ihm wachrief: noch einmal fühlte er sich als Poet realistisch angeregt, doch es war der Autor der Bilder aus der Vergangenheit, der auf dem Schlachtfeld den Plan zu einem historischen Romancyklus faßte. — Nach der Heimkehr traf ihn zunächst ein überraschender Schlag. Der Verleger der „Grenzboten", Grunow, durch einen kirchlich polemischen Artikel aus seiner sonstigen Gleichgültigkeit aufgeschreckt, ersteigerte Ende 1870 meistbietend dem Vertrage gemäß den Eigenthumsantheil Freytags an dem Blatte und legte dessen Redaction in fremde Hände. Sofort jedoch gründete Hirzel unter dem von F. erdachten Namen „Im neuen Reich" eine ähnliche Wochenschrift, deren Herausgabe dieser allerdings, durch Versprechen gebunden, nicht übernehmen durfte, der er indeß als überlegener Berather und vornehmster Mitarbeiter anfangs den Stempel seines Wesens aufdrückte. Der große Moment und die Freude des deutschen Publicums, den Zuruf des alten Begleiters auf hindernißreicher Bahn auch am Ziele der nationalen Bewegung schwungvoll zu vernehmen, verschaffte dem Blatte sogleich erstaunlichen Erfolg, dessen Höhe freilich nur kurze Zeit zu behaupten war. F. selber, von wachsender häuslicher Sorge bedrängt, hielt es, um seine Kraft auf die neue poetische Arbeit zu concentriren, im Sommer 1873 für gerathen, sich nach einem Vierteljahrhundert treu geliebter Thätigkeit als Veteran der Journalistik still auf sich zurückzuziehen. Auch hier machte er wol zu rechter Stunde Halt: im wirklichen neuen Reich kamen andere, politische wie litterarische, Richtungen empor, die nach eigener Gefühls- und Ausdrucksweise verlangten. — Unterdeß war Ende 1872 der erste Band der „Ahnen" erschienen, dem in je einjährigem Abstand der zweite und dritte, sodann in je zweijährigem bis 1880 noch drei weitere folgten; da der erste und fünfte für sich aus zwei gleichmäßig abgerundeten Geschichten bestehen, sind es im ganzen acht, mit dem angehängten Schlusse sogar neun erdichtete Erzählungen, in denen das Schicksal einer deutschen Familie von der Mitte des 4. bis zu der des 19. Jahrhunderts, vom vandalischen Königsohn bis zum schesischen Journalisten herab, in culturhistorisch gesonderten Epochen vorgetragen wird. Ein großartiges Unternehmen, werth, daß ein gefeierter, völlig ausgereifter Dichter sich entschloß, ihm die Abschiedsflüge geschäftiger Phantasie um die Zeit seines sechzigsten Lebensjahres zu weihen. Auch das Publicum jener Tage hat sich solcher Erscheinung würdig gezeigt: gerade die ersten, durch ihre Form befremdenden Weihnachtsgeschenke aus dem Ahnenschatze nahm es aus Freytags Händen herzlich dankbar, hie und da mit Jubel an; daß der Beifall allmählich nachließ, lag im Laufe der Dinge. Denn im einzelnen nahm man schon damals von „Ingo und Ingraban" über das „Nest der Zaunkönige" zu den „Brüdern aus dem deutschen Hause" hin ein leises Sinken der hervorbringen-

den Kräfte wahr, das sich nach neuem Aufschwung im „Marcus König“ durch die „Geschwister“ bis zur „kleinen Stadt“ in empfindlich verstärktem Maße wiederholte; und die Betrachtung des Ganzen vermochte am Ende über diese Thatsache, die sich zum Theil aus persönlich lähmenden Umständen des Dichters erklärt, keineswegs hinwegzutrösten. Heute sehen wir über die wesentlichen Gründe klar, welche dieser letzten und umfangreichsten Schöpfung Freytags eine dauernde Geltung im Rang seiner früheren Meisterwerke entzogen haben. Was bei den „Fabiern“ beiläufig zu bemerken war, das hat bei den „Ahnen“ in jeder Hinsicht statt: eine Störung der Kunst durch die Wissenschaft des Autors. Nicht als hätte F. irgend bewußt didaktische Zwecke verfolgt, wie vor und nach ihm die Verfasser sogenannter Professorenromane; er wünschte und glaubte vielmehr, alles an und in den Geschichten der „Ahnen“ nach rein künstlerischen Principien zu erfinden und zu gestalten, und poetische Composition, Motive, Figuren trifft man darin zur Genüge. Eben zu seinen Kunstprincipien gehörte jedoch der Grundsatz der Wahrheit im Sinne realer Möglichkeit, und so gab er denn hier, wo er um diese für jede Epoche nur allzu gut Bescheid wußte, seiner Einbildungskraft in Bezug auf Handlung, Farbe und Ton die strengsten Verhaltungsmaßregeln auf den Weg. Er glaubte, den Gehalt seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit in Poesie umschmelzen zu können, ohne ihn zuvor seines wissenschaftlichen Charakters zu entkleiden; selbst das innerlich Künstlerische gewann dadurch oft den äußeren Anschein bloßer Künstlichkeit. So im einzelnen; mehr noch litt die an sich ein souveränes Verfahren der Poesie geradezu herausfordernde Idee des Ganzen. Auch hier war F. zu schüchtern oder zu nüchtern, um die geheimnißvolle Abhängigkeit des individuellen Menschendaseins und -geschicks von den geschichtlich angestammten Elementen, an der er in den Bildern als Forscher mit Recht nur hindeutend vorbeiging, als freier Künstler in idealer Glaubwürdigkeit zu erdichten. Und so läßt sich das Werk litterarhistorisch mehr als merkwürdiges Nebenproduct bezeichnen und schätzen; Freytags unvergänglicher Name, der auf den Bildern so wesentlich mit beruht, konnte durch die „Ahnen“ keinen volleren Klang gewinnen.

„Mit großer Selbstüberwindung und geringer Freude an der Arbeit“ hatte F. die Ahnen abgeschlossen; ob er „jetzt noch im Stande sein werde, irgend etwas anderes zu machen“, schien ihm äußerst ungewiß. Hatte er doch schon Jahre daher unter schwerem Drucke häuslichen Ungemachs gelebt. Nachdem die langsame Auflösung seiner ersten Gattin im Herbst 1875 ihr trauriges Ziel erreicht, ging der Sechziger mit Marie Dietrich, einer Gehülfin seiner Hauswirthschaft, eine zweite Verbindung ein, aus der ihm zwei Söhne geboren wurden. Die Mutter verfiel jedoch ebenfalls einem unheilbar anschwellenden nervösen Leiden, das im Sommer 1884 ihre dauernde Ueberführung in eine Pfleganstalt erforderte. Kurz zuvor war der jüngere Knabe der Diphtheritis erlegen, während der ältere von den erlebten Schreckensscenen eine heftige Erschütterung seiner Gesundheit davontrug, sodaß er dem Vater Jahrelang ein schonungsbedürftiges Angstkind blieb. Der alternde Mann, auch am eigenen Leibe durch Nieskrampf und Athembeschwerden lästig heimgesucht, brauchte seine ganze Seelenstärke, um diesem gehäuften Jammer still zu widerstehen. Schon 1876 hatte er anstatt Leipzigs das wärmere Wiesbaden aufgesucht; 1878 verlegte er seinen Winterwohnsitz ganz dorthin, wo er 1881 sein letztes Heim, Haus und Garten in der später nach ihm benannten Straße, zueigen erwarb. Die gewünschte körperliche Erquickung fand er bald, die Erfrischung geistiger Ansprache mußte er entbehren; einzig der altvertraute Stosch, der sich 1883 aus dem Staatsdienst scheidend im nahen Oestrich ankaufte, bot zuweilen Ge-

legenheit zu ebenbürtigem Verkehr. Die in dieser Zeit immer nur kurzen Sommeraufenthalte in Siebleben gewährten nichts, als einsame Erholung; auch der Briefwechsel mit der zusammensterbenden Schaar auswärtiger Freunde wurde selten und inhaltsärmer. Den Weltlauf sah F. auch jetzt mit gewohnter Aufmerksamkeit, aber ohne starke Gemüthsbewegung vorüberziehen. Die schöne Litteratur des Tages ließ er fast unberührt, nur von Konrad Ferdinand Meyer fühlte er sich angezogen; Treitschke's deutsche Geschichte genoß er mit tiefem persönlichen Antheil, wenn auch stets mit liberalem Vorbehalt. Am liebsten kehrte er in ruhigen Stunden „zu den alten Bekannten, fast sämmtlich Engländern" zurück: Scott, Dickens, Macaulay, selbst Cooper nicht ausgeschlossen. Realistische Nahrung bot ihm neben der kriegsgeschichtlichen Lectüre besonders die der modernen Reisebeschreibungen dar, ungeachtet der „großen Einförmigkeit der afrikanischen Verhältnisse". Es war, wie man sieht, keine todte, jedoch eine überaus matte Zeit: aus dem fröhlichsten Geist in Deutschland war einer der traurigsten geworden — woher sollte er den Muth schöpfen, andere noch wie einst durch neue schriftstellerische Leistungen zu erheben? Das im Herbst 1883 ausgegebene Büchlein „Doctor Luther, eine Schilderung", war nur ein wenig überarbeiteter Ausschnitt aus den Bildern, den F. auf Wunsch von Geistlichen und Lehrern als Beisteuer zum Jubiläum des Reformators darbrachte. Sonst kam wol einmal ein Nachruf auf einen geschiedenen Freund zu Stande; die Vorbereitung zur Sammlung der Werke, die einzeln noch unaufhörlich neue Auflagen erlebten, rückte mühsam fort. Erst das Jahr 1886, sein siebzigstes, sollte einen erlösenden Umschwung in Freytags Stimmung herbeiführen. Eine Feier des Jubelgeburtstags verbat er sich öffentlich mit bescheidenem Humor und flüchtete vor persönlicher Huldigung in sein Thüringer Landasyl; aber zahllose Beweise nationaler Erkenntlichkeit erreichten ihn auch dort und dienten dazu, sein Herz mit getrostem Selbstgefühl zu erfüllen. Noch wichtiger ward eine Freundschaft, die er kurz zuvor mit einer Wienerin geschlossen: Frau Anna Strakosch, geborener Götzel, Gattin des Declamators. Diese Dame erwarb sich um F. das doppelte Verdienst, seinem Knaben das Wohlsein, ihm selber die volle Zuversicht zurückzugeben. Er vergalt ihr mit überschwänglicher Dankbarkeit, machte sie alsbald auch in litterarischen Dingen zur Vertrauten und führte sie endlich im März 1891 in dritter Ehe heim, in der ihm ein langentbehrtes Glückgefühl zutheil ward.

Ende 1886 trat F. mit dem ersten Bande seiner „Gesammelten Werke" ans Licht, die schon 1888 in zweiundzwanzig Bänden vollendet vorlagen. Er verfuhr dabei gegen sich selbst mit männlich kritischer Strenge. Nicht allein schloß er unter den Jugendgedichten eine große Anzahl aus, auch von seinen journalistischen Arbeiten versagte er neun Zehnteln den Zutritt; darunter nicht wenigen trefflichen, durchaus nicht veralteten Aufsätzen, sodaß man neuerdings (1901—1903) eine willkommene Nachlese anstellen konnte. Daß hingegen etwa ein sogenannter Nachlaß auch von ungedruckten Schriften seiner Hand nach seinem Tode der Welt zur Last falle, wußte er mit gleicher Selbstbeherrschung letztwillig zu verhüten. Im übrigen brachte die Gesammtausgabe die einzelnen Werke weislich in unveränderter Gestalt; nur auf die Austilgung unnöthiger Fremdwörter war Bedacht genommen. Wohl aber eröffnete F. das Ganze durch eine neue Gabe: die „Erinnerungen aus seinem Leben", Denkwürdigkeiten höchst ausgezeichnet in ihrer Art, denen niemand anmerkt, daß sie dem Verfasser „die peinlichste Arbeit" gekostet hatten. Ebenso ehrlich in dem, was sie mittheilt, wie tactvoll in dem, was sie übergeht, bescheiden und besonnen im Urtheil, im Vortrag anmuthig belebt, reiht sich diese kleine Autobiographie durch ihre erzählenden Partien aufs beste dem Schlusse der Bilder wie dem

Mathy an, während die mannigfachen Aufschlüsse, die sie über des Dichters Arbeitsweise und sein poetisches Glaubensbekenntniß gibt, der Technik des Dramas und den verwandten Aufsätzen zur Theorie und Geschichte der Litteratur die Hand reichen. Wie der reichliche Absatz der Werke überhaupt noch einmal Zeugniß ablegte für das fortlebende Ansehen des Autors, so wurden insbesondere die „Erinnerungen" von all seinen Kennern und Verehrern mit Freuden entgegengenommen, sodaß man wohl wünschen dürfte, sie wären sein letztes Wort ans deutsche Publicum geblieben. Ein betrübendes Ereigniß, der Tod Kaiser Friedrichs III., gestaltete den litterarischen Abschied Freytags leider minder vortheilhaft. — F. hat klarer als andere erkannt und ausgesprochen, daß der frühe Hingang seines hochfürstlichen Gönners den geschichtlichen Ausfall der Herrschaft einer Ideenrichtung bedeute, die mit einer bestimmten Generation verknüpft war und zwar mit seiner eigenen. „Mein Band wird geschlossen, wozu einen neuen anfangen?" — diese Empfindung wandelte ihn bei dem herzbrechenden Ereigniß des Sommers 1888 an; die rechte Consequenz hat er jedoch hieraus nicht gezogen. Es erfolgte der Unfug der Geffckenschen Publication aus dem Tagebuche Kaiser Friedrichs, Bismarcks Gegenschlag. Kaiserin Friedrich stellte im Mai 1889 in Homburg an F. mit Bezug darauf eine litterarische Zumuthung, die er am einfachsten durch die Bemerkung ablehnen zu können meinte: er selbst gehe mit dem Plan einer Veröffentlichung von Erinnerungen an den Entschlafenen um. So erwuchs ihm aus bloßer Verlegenheit die im October herausgegebene „kleine, aber unangenehme Arbeit", wie er sie selber nennt: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone". Es ist in der Composition das unvollkommenste Erzeugniß seiner Feder, dem Inhalt nach der entschiedenste Mißgriff, den er je öffentlich beging. Mancherlei Reminiscenzen, darunter solche an seine eigene Stellung zur Kaiserfrage von 1870, wonach kein Mensch Verlangen trug, sind mit einer psychologisch verklügelten Charakteristik des Verstorbenen verbunden, die selbst da, wo sie in einzelnen Zügen das Richtige treffen mochte, doch im Munde eines Freundes in diesem Augenblick überaus lieblos klang. Kaiser Wilhelm II. hatte vorm Druck an dem Wortlaut der Schrift allerdings keinen Anstoß genommen; im Publicum gab sich dagegen nun überwiegend schmerzliche Verstimmung kund, die F., welcher die Fühlung mit der Volksseele verloren zu haben schien, höchlich überraschte. „So groß und so unwiderstehlich", schreibt er nachträglich, „ist der deutsche Trieb, zu lieben und zu verehren, daß viele lieber auf die Wahrheit verzichten wollen, als auf ihr Ideal — das ist unsere Art." Wenn er indeß zu seiner Rechtfertigung hinzusetzt: „Leider drohte diese Traumgestalt gegen die Gegenwart ungerecht zu machen und den Liberalismus in falsche politische Stellung zu bringen", so verwandelt sich gar der scheinbar so rücksichtslos aufrichtige Wahrheitsdrang in kaltblütige Berechnung eines Parteipolitikers. Freunde Freytags bedauerten, daß er mit diesem Mißton von seinem Volke schied; das letzte, was er als Schriftsteller verfaßt hat, ein hübscher Aufsatz über „Anton Springer als Historiker und Journalist", der 1892 im Anhang zu dessen Selbstbiographie erschien, ist nicht in weitere Leserkreise gedrungen.

Diesen leichten Schatten hinweggedacht, darf man Freytags Lebensabend hell und heiter nennen. Friedliches Behagen kehrte an seinen Herd zurück; er unternahm wieder Reisen, sah Menschen und blieb immer guter Dinge. Der Fleiß seiner Feder hatte einen vermögenden Mann aus ihm gemacht, auch die Ehren des Alters sammelten sich um seinen Scheitel. Nach Geibels Tode räumten ihm die Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst den Platz des deutschen Poeten in ihrer Mitte ein, Herzog Ernst ver-

setzte ihn scheidend unter die Excellenzen. Das neu emporkommende Geschlecht der Talente ließ ihn nicht nur ungekränkt, es trat pietätvoll huldigend mit ihm in Berührung. Auch er aber blickte frei von Vorurtheil und nicht ohne Hoffnung auf ihr Suchen und Streben. In der Schillerpreiscommission, der er regelmäßig angehörte, fanden die jungen Dramatiker, Sudermann, Hauptmann, Fulda, nicht selten den wärmsten Fürsprecher just an ihm. In der Stille vermißte er wohl an den Jüngst-, wie einst an den Jungdeutschen „Freudigkeit"; mancher schien ihm „ein Sklave, wo er ein Gebieter sein sollte". Er selber lebte sich aus in ironisch freiem Humor, beschaulich, zufrieden, dankbar für sein Dasein. Im März 1895 zog er sich durch eine Reise nach Gotha zur Conferenz für ein seinem Herzog bestimmtes Denkmal eine Erkältung zu, die daheim in tödtliche Lungenentzündung ausschlug. In Siebleben fand er seine Ruhestatt. — Gustav F. wird unvergeßlich bleiben, so lange es unter uns ein selbstbewußtes Volksthum gibt. Die Geschichte der Poesie braucht ihn nicht zu überschätzen. Seine Dichtung ist weder besonders reich an Phantasie, noch verräth sie erstaunliche Tiefe des Gemüths, geschweige dämonische Macht der Leidenschaften. Aber nie vielleicht hat ein Dichter aus seinem Talente mehr gemacht; er war stets seiner Waffen Herr und fast immer seiner Ziele sicher. Wie er äußerlich quer durch Mitteldeutschland wanderte, von Schlesien durch Sachsen und Thüringen bis zum Rheingau, gleich fern von der elementaren Gewalt des Meeres und des Hochgebirgs, so war er auch innerlich eine Erscheinung jener rechten Mitte: gegen die hohe Vorzeit gehalten Realist, von moderner Niederung aus betrachtet voller Ideale; ein gesunder Mann von besonnen ermäßigtem Schwung, freier Heiterkeit, fröhlich mittheilsamer Laune; ein Wortführer alles Echten, Gediegenen, Tüchtigen — kurzum ein Poet nach dem Herzen jenes ehrlich schaffenden Bürgerthums, in dem er nicht mit Unrecht die maßgebende Kraft seines Volks in seinen Jugendtagen sah und das er mit warmem Eifer bei Tugend und Glück, in eigenem und fremdem Ansehen zu erhalten trachtete. Wenn man will, gleich Hans Sachs in der Periode der Reformation, der geborene Poet eines Zeitalters von prosaischer Größe. Allein dieser neue Meistersinger und Liebhaber technischer Tabulatur trieb die edelste Hantirung bürgerlich höchstcultivirter Zeit, die Wissenschaft, und erkundete darin für sich und andere das deutsche Wesen. Vergangenheit und Gegenwart, Ideen Jacob Grimms und Impulse Ernst Moritz Arndts, wußte er zu lebendigster Einheit zu verbinden; unablässig bestrebt, nationale Gedanken als solche, sei es in poetischer oder historischer Fassung, in ruhiger Erörterung oder bewegter Ansprache, dem sittlichen und politischen Dasein seines Volkes zuzuführen. Eben hierauf beruht seine breite und nachhaltige Wirkung in einer Epoche, deren wichtigste Aufgabe weit über alles geistige Eigenleben der Litteratur hinaus im durchdachten Zusammennehmen unserer Volkskräfte zur Gründung eines nationalen Staatslebens bestand. —

Hauptquelle Freytags Autobiographie: „Erinnerungen aus meinem Leben" (Gesammelte Werke Bd. I, 1887); ergänzende Notizen im „Karl Mathy" (W. Bd. XXII) und in einzelnen der Aufsätze (Bd. XV u. XVI), sowie in der Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", Leipzig 1889. Daneben ist der Artikel „G. F.", den der Unterzeichnete 1879 in „Nord und Süd" veröffentlichte (wiederholt: „Ausgewählte Schriftchen" von A. D., Leipzig 1898), insofern zu nennen, als F. selbst das noch im Manuscript bewahrte Material dafür zusammengestellt hatte. — Von Correspondenzen liegen gedruckt vor: „G. F. u. Heinrich v. Treitschke im Briefwechsel", Leipzig 1900, und „G. F. an Salomon Hirzel und die Seinen", ebd. 1903, leider nicht im Handel; beide Ausgaben vom Unterzeichneten

besorgt und eingeleitet. Mehrere andere Briefwechsel, so besonders der umfangreiche mit Wolf Grafen Baudissin und Gemahlin, sind neben persönlichen Erinnerungen und Erkundigungen für den vorstehenden Versuch handschriftlich benutzt worden. Auf die Correspondenz mit Herzog Ernst gründet sich dessen Bericht in seinen Memoiren („Aus meinem Leben und aus meiner Zeit", Berlin 1887—89, Bd. II u. III) und der Aufsatz von Ottokar Lorenz: „G. F.'s politische Thätigkeit" (Beil. z. Allg. Zeitung 1896, Nr. 69—71, wiederholt: „Staatsmänner u. Geschichtschreiber d. 19. Jhdts.", Berlin 1896). Wichtige Briefe auch in den „Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch", Stuttgart 1903; einiges Interessante in „Schleswig-Holsteins Befreiung" von Jansen und Sammer, Wiesbaden 1897. Einen urkundlichen Beitrag lieferte Erich Schmidt: „G. F. als Privatdocent" (Euphorion, Zeitschr. f. Literaturgesch. IV, 1; 1897). — Unter den Nachrufen zeichnen sich aus: „Dem Andenken Gustav Freytags", Gedächtnißrede v. Erich Schmidt (Deutsche Rundschau XXI, 9, 1895); „Gustav Freytag als Dramatiker", von Ludwig Fulda (Deutsche Revue 1896); „Gustav Freytag", von Ernst Elster („Biogr. Blätter" hrsg. v. A. Bettelheim Bd. II, Berlin 1896); vgl. von demselben das Vorwort zu den „Vermischten Aufsätzen von G. F.", Bd. I, Leipzig 1901. Am Schlusse des II. Bds. (1903) ein Verzeichniß der sämmtlichen journalistischen Aufsätze Freytags, aus dessen Nachlaß gedruckt.

Alfred Dove.

Frick: Otto F., Doctor der Philosophie und der Theologie, Director der Francke'schen Stiftungen zu Halle a. S., Philolog und einflußreicher Pädagog, † am 19. Januar 1892. Otto Paul Martin F. wurde am 21. März 1832 in Schmitzdorf, Kreis Jerichow II, Regierungsbezirk Magdeburg, als Sohn eines evangelischen Pfarrhauses geboren. Aus dem Elternhause bewahrte er als heiliges Erbe lebenslang tiefe, aufrichtig warme Frömmigkeit und reges kirchliches Interesse im Sinne der positiven Union, die sich in seinem ganzen Wesen ausprägten und ihn zum entschiedenen, wenngleich in der Polemik maßvollen, Gegner der modernen kritischen Theologie machten. Die ersten Fundamente höherer Bildung legte in ihm der Vater selbst, der in Havelberg, wohin er 1839 versetzt ward, eine kleine Privatschule leitete und, 1844 nach Bötzow, Kreis Osthavelland, übersiedelnd, den Sohn dort noch anderthalb Jahre im häuslichen Unterrichte behielt. Herbst 1845 trat dieser als Alumnus in die Tertia des Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin ein, das er in regelmäßigem Fortschritte bis dahin 1851 absolvirte. Die berühmte Anstalt leitete damals als angesehener Director August Meineke. Mehr noch als dieser selbst gewannen dessen tüchtige Mitarbeiter Julius Mützell und besonders Ludwig Wiese, der spätere Geheime Rath und Spiritus rector des preußischen höheren Schulwesens, Einfluß auf den begabten, ernst strebenden Jüngling. Das innige Verhältniß zu Wiese blieb bis zu Frick's Tode ungetrübt bestehen. Wie sehr ihm diese Männer als Vorbilder galten, zeigte sich, als er, 1851 zur Universität abgehend, nicht, wie früher stets angenommen war, Theologie, sondern alte Philologie und Geschichte als Berufsstudium wählte. Nur ein Semester lag er diesem in Berlin ob. Ostern 1852 vertauschte er Berlin mit Halle, wo er bis zum Schlusse der akademischen Zeit blieb. Hier knüpfte sich schon damals das erste Band mit den Francke'schen Stiftungen nicht nur durch Frick's verwandtschaftlichen Verkehr in der Familie des 1841 verstorbenen Rectors der Latina, Maximilian Schmidt, dessen Tochter die Braut seiner Jugend und seine erste Gattin werden sollte, und durch sein freundliches Verhältniß zu Schmidt's Nachfolger F. A. Eckstein, sondern auch dadurch, daß der Student und Candidat im Pädagogium die ersten Proben als Lehrer ablegen

durfte. Neben seinen engeren Fachstudien hörte er übrigens auch Collegia aus den Gebieten der Philosophie, germanischen Philosophie und Theologie. Das Universitätsstudium schloß mit der am 15. August 1855 rühmlich bestandenen Prüfung für das höhere Lehramt und dem bald darauf erworbenen philosophischen Doctorate, dem 1890 die theologische Facultät zu Halle ehrenhalber den ihrigen hinzufügte. Inzwischen hatte sich ihm günstige Gelegenheit geboten, den Spuren altclassischer Cultur auf deren eigenem Boden nachzugehen. Herbst 1855 bis dahin 1857 weilte er zu Constantinopel als Hofmeister der Söhne im Hause des preußischen Gesandten v. Wildenbruch und seiner bedeutenden Gemahlin, die neuerlich durch ihre vom General v. Boguslawski herausgegebenen Briefe weiteren Kreisen bekannt wurde. Eine bleibende Frucht dieses Aufenthaltes war die herzliche Freundschaft mit seinem Schüler, dem späteren Dichter Ernst v. Wildenbruch, den F. damals als zehnjährigen begabten Knaben vorfand. Der ehemalige Lehrer stand der poetischen und litterarischen Thätigkeit des jüngeren Freundes später nicht ohne kritischen Vorbehalt gegenüber; aber das persönliche Verhältniß blieb davon immer unberührt. Vom alten Byzanz aus unternahm F. verschiedene lehrreiche Ausflüge nach Kleinasien und besuchte auf der Heimreise die culturhistorisch wichtigsten Stätten Griechenlands und Italiens.

Die praktische Laufbahn, die den Heimgekehrten nunmehr aufnahm, war eine rasch bewegte, bis er 1878 in Halle seinen bleibenden Platz fand. Herbst 1857 wurde er Adjunct am Joachimsthal zu Berlin, schon 1858 ging er als Gymnasiallehrer nach Essen und 1859 von da als Oberlehrer nach Wesel. Hier begründete er seinen ersten glücklichen Ehestand, aus dem vier Söhne hervorgingen. Erst kurz hatte er seit 1863 als erster Oberlehrer in Barmen gewirkt, als der Geheime Rath Wiese ihn dem Magistrate zu Burg bei Magdeburg empfahl und dieser ihn 1864 zum Director der dortigen Realschule berief, die er zum Gymnasium umzuwandeln hatte. Von 1868 bis 1874 leitete er als Director das Gymnasium zu Potsdam, dann weitere vier Jahre das zu Rinteln in der hessischen Grafschaft Schaumburg. In Rinteln verlor er durch den Tod nach langer Krankheit die erste Gattin und schloß einen zweiten Ehebund mit einer magdeburgischen Landsmännin, geborenen Schaum, Tochter eines Amtmannes zu Brumby, Kreis Kalbe, die ihm nach einer Reihe glücklicher Jahre gleichfalls im Tode vorangehen sollte. Von Rinteln berief 1878 der eben in Gustav Kramer's Stelle aufgerückte Dr. Theodor Adler F. zu seinem Nachfolger als Director der Latina und Condirector der Francke'schen Stiftungen cum spe succedendi. Kaum aber hatte dieser an der zweiten Stelle sich eingerichtet, als schon im Frühjahr 1879 Adler's Erkrankung ihn nöthigte, die gesammte Leitung der vielverzweigten hallischen Anstalten als Vertreter zu übernehmen. Mit dem 1. October 1880 wurde er als Adler's Nachfolger wirklicher erster Director der Francke'schen Anstalten. Diese leitete er dann bis zu seinem Tode mit fester Hand und so eigenartig, daß man immer in der ruhmreichen Geschichte dieser Anstalten nach Otto F. eine neue bedeutsame Epoche benennen wird. Leider war es ihm nur zwölf Jahre vergönnt, auf diesem Felde, das für ihn und für das er geschaffen schien, zu arbeiten. Er sollte sein Leben nicht ganz auf sechzig Jahre bringen. In den letzten Jahren zeigten sich Symptome des Alterns. Mehr und mehr neigte er zu Abstraction und Theorie. Der sonst so vielseitige Mann verfing sich in gewisse Lieblingsthemata. Das ließ ihn minder anregend erscheinen als früher. Er selbst fühlte sich bisweilen älter, als andere ihn schätzten. Seinen 59. Geburtstag bezeichnete er dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber als ein ‚wohlverstandenes und beherzigtes Memento mori'. Der Tod

war ihm im engsten Kreise der Seinen so wiederholt hart auf den Leib gerückt und seine ganze Lebensansicht war so ernst, daß solche Töne bei ihm nicht überraschen konnten. Indes seine Lebenskraft widerstand nicht mehr, als ihn im Januar 1892 eine schwere Grippe darniederwarf. Mitten aus der Arbeit wurde er am 19. Januar 1892 nach kurzem Krankenlager heimgerufen.

F. war ein tüchtiger Philolog und Archäolog, ein ebenso begabter wie gewissenhafter und für seine Schüler väterlich gesinnter Lehrer, als Director ein besonnener und thatkräftiger Schulmann, der ein weites Gebiet des Wissens beherrschte, und doch immer noch zu beobachten, zu erleben, zu lernen bereit und begierig. Auch in der äußeren Verwaltung der Stiftungen hat er schwierige Aufgaben mit Geschick und Erfolg gelöst. In allen diesen Hinsichten hat er viel verdiente Anerkennung gefunden. Aber sein Hauptruhm beruht doch in dem, was er innerlich den Francke'schen Stiftungen und durch diese dem deutschen höheren Schulwesen gewesen und geworden ist. Ein gedrängter Ueberblick seiner Lebensarbeit muß hier versucht werden.

Die ersten litterarischen Arbeiten waren philologisch-archäologischer Art und standen in mehr oder weniger engem Zusammenhange mit seinem Aufenthalte in Constantinopel. Während dessen wurde auf dem Atmeidan in Constantinopel eine Schlangensäule ausgegraben. Er entzifferte die Inschrift, erkannte die Zugehörigkeit zu einem Weihgeschenke aus Plataiai und schrieb nach der Heimkehr: „Das platäische Weihgeschenk in Constantinopel" (Leipzig 1859). Oertliches Interesse führte ebenfalls auf den Anaplus Bosporu des Dionysios Byzantios. F. gab ihn nebst Karte heraus im Weseler Programm von 1860 und lieferte dazu Nachträge im Programm von Burg 1865. Einzelne Inschriften u. s. w. besprach er in Zeitschriften, wie er denn auch an Pauly's „Encyklopädie der classischen Alterthumskunde", 2. Auflage, mitarbeitete (z. B. Artikel: Bosporos). Auch zu einigen populär gehaltenen Landschafts- und Culturbildern soll F. seine orientalischen Eindrücke verwerthet haben. Von diesen ist jedoch mir keines zu Gesichte gekommen. — Als Director wandte er sich dann mehr pädagogisch-ethischen Themen zu („Der Begriff der Nationalität und die deutsche Nation", 1870; „Das Wesen der wahren Bildung", „Mythus und Evangelium", „Wesen der Sitte" in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", 1877 ff.) und bearbeitete Lehrpläne für verschiedene Unterrichtsfächer (Deutsch, Französisch, Latein). Erst in Halle jedoch ergriff ihn der wahre Feuereifer für die Theorie des Unterrichtes und für die pädagogische Vorbildung des höheren Lehrstandes, der fortan die vornehmste Triebkraft in all seinem Thun wurde. Eigene Erfahrung von der Nothwendigkeit besserer planmäßiger Fürsorge für die theoretisch-praktische Schulung der jungen Lehrer und vergleichender Hinblick auf den unleugbaren Vorsprung der Volksschule in diesem Stücke wirkten zusammen mit den ehrwürdigen, freilich damals halbvergessenen Traditionen der Hallischen Anstalten, denen der gewissenhafte Mann mit der Uebernahme der Mitarbeit an ihnen erst pflichtmäßig näher trat und dann mit steigender Begeisterung sich hingab. Naturgemäß lenkte sich nun auch sein Blick auf die verwandten Bestrebungen, die gleichzeitig anderwärts sich kräftiger regten, auf Hermann Schiller's Eintreten, litterarisch und praktisch, für die didaktische Schulung der Candidaten des höheren Schulamtes und besonders auf das Wirken der Schule Herbart's für den gleichen Zweck.

Auf Herbart und seine Schule wurde F. nach eigenem Bekenntniß zuerst aufmerksam durch Otto Willmann, dessen Bezeichnung der Volksschule als der

hohen Schule für die höhere Schule er sich gern aneignete. Willmann's seit 1882 erscheinende Didaktik begrüßte er freudig und benutzte sie gern bei der eigenen „planmäßigen Anleitung der Candidati probandi". Auch von Karl Volkmar Stoy und von Tuiskon Ziller, den er persönlich in Leipzig aufsuchte, nahm er dankbar mannichfache Anregung entgegen und schloß sich immer enger dem Kreise der Herbartianer an, die ihn freilich nur halb und zögernd als einen der ihrigen anerkannten. Zu leugnen ist in der That nicht, daß die späte und eklektische Herübernahme der Herbartischen Didaktik ohne eigentliche freudige Annahme der metaphysischen und psychologischen Grundlagen des ganzen Systemes seinen eigenen litterarischen Arbeiten auf diesem Gebiete etwas Künstliches und Geschraubtes beimischte, das ihr Verständniß und ihre Würdigung in manchen Einzelheiten erschwerte. Trotzdem wurde er in kurzer Zeit einer der bekanntesten und wirksamsten Vertreter der ganzen Bewegung, und es ist nicht am wenigsten seinem unablässigen Dringen auf methodische Reform des höheren Unterrichtes zu danken, wenn heute in Deutschland sowol die Vorbildung der Lehrer wie die theoretische Pädagogik und wol auch die didaktische Praxis im höheren Schulwesen ein wesentlich anderes und gewiß gesunderes Gepräge zeigen als noch vor zwei Jahrzehnten, mag immerhin manche einzelne Blüthe als taub erwiesen und ohne Frucht abgefallen sein. Die Hallischen Anstalten wurden durch ihn wie ehedem in ihren classischen Zeiten eine weithin scheinende Leuchte der Pädagogik und das Wanderziel zahlreicher lernbegieriger Schulmänner aus Deutschland und dem Auslande. Dies geschah besonders dadurch, daß F. ein wichtiges, seit 1785 abgestorbenes Glied des Gesammtkörpers neu belebte: das von ihm fortan geradezu zärtlich geliebte und gepflegte pädagogische Seminar (1881). Seine programmatische Schrift über dies „Seminarium praeceptorum" (1883) wirkte besonders anregend auf weite Kreise. Sein unermüdliches, unmittelbar praktisches und mittelbar litterarisches Arbeiten in diesem und für dieses kann im engen Rahmen der Allgemeinen deutschen Biographie nicht ausführlich dargestellt und gewürdigt, sondern muß der Geschichte der Pädagogik überlassen werden. Besonders sei hier auf den trefflichen, warmen und auf genauer Sachkunde beruhenden Aufsatz des Oldenburger Geheimen Schulrathes Rudolf Menge (ehedem Professors der Hallischen Latina) über F. in W. Rein's Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik verwiesen. Als litterarisches Organ begründete F. 1884 die Zeitschrift „Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen", die er anfangs mit G. Richter in Jena, später mit H. Meier in Schleiz herausgab. Viele Beiträge von eigener Hand gereichten ihr zur besonderen Zierde. Minder glücklich, wenigstens in ihrem unmittelbar praktischen Ziele, erwies sich Frick's Betheiligung am deutschen Einheitsschulvereine (1886—91), der durch Verschmelzung von Gymnasium und Realgymnasium unter Ausscheidung der höheren Bürgerschule für den mittleren Gewerbestand eine einzige Schulform für die höhere Jugendbildung und namentlich zur Vorbereitung auf alle, technische wie wissenschaftliche, Hochschulen zu gewinnen hoffte. Auf diesen Gedanken war F. durch sein grübelndes Nachdenken über die bunte Mannichfaltigkeit des deutschen höheren Schulwesens bereits früher geführt worden. Er sprach ihn u. a. aus in seinem Referate von 1884 für den dritten evangelischen Schulcongreß über „die Einheit der Schule" und begegnete darin dem Oberlehrer Fr. Hornemann zu Hannover, mit dem er 1886 an die Spitze des neuen Vereines trat. Entschlossene Gegnerschaft fand, wie zu erwarten, dies neue Programm bei den „Realschulmännern", die bereits einige Jahre zuvor (1881) zu einem Vereine zusammengetreten waren, und Freunde von zweifelhaftem Werthe bei den strengen Vertretern des humanistischen Gymnasiums,

die der Realschule, auch in der Gestalt des (lateintreibenden) Realgymnasiums, Gleichberechtigung überhaupt nicht zuerkennen wollten und die Einheitsschule nur als Etappe auf dem Wege der Rückkehr zum alleinherrschenden alten Gymnasium begrüßten. Aehnlich war das Verhältniß zu den Vertretern der jüngsten höheren Schulform, der lateinlosen Oberrealschule. Diese wollten wenigstens nur eine humanistische neben einer consequent realistischen Schule und konnten dabei der Auffaugung des Realgymnasiums durch das Humangymnasium nur das Wort reden. F. entwickelte sein Programm in dem Vortrage über „die Möglichkeit der höheren Einheitsschule", der (1887) im ersten Hefte der Schriften des deutschen Einheitsschulvereines erschien. Aus dem Gewirre widerstreitender Ansichten über das deutsche höhere Schulwesen sollte nach dem Wunsche des jungen Kaisers Wilhelm 1890 die sog. Berliner Decemberconferenz einen gangbaren Ausweg suchen. Zu den vierzig einberufenen Theilnehmern gehörte auch F. Er wurde zum Referenten über die erste der gestellten Fragen erwählt: „Sind die heute bestehenden Arten der höheren Schulen in ihrer gegenwärtigen Sonderung beizubehalten oder empfiehlt sich eine Verschmelzung von a) Gymnasium und Realgymnasium, b) Realgymnasium und Oberrealschule"? In seinen Thesen hält er den Einheitsschulgedanken nicht mehr ganz in ursprünglicher Strenge fest. Für das Gymnasium wünscht er einige Aenderungen: Beginn des fremdsprachlichen Unterrichtes erst im zweiten Jahre der höheren Schulen (oder fünften Schuljahre überhaupt), und zwar mit Französisch, in den Oberclassen obligatorischer Zeichenunterricht und facultatives Englisch unter Beschränkung des Lateins, — nicht des Griechischen. Mit diesen Aenderungen, meint er, würde das Gymnasium diejenigen berechtigten Forderungen erfüllen, welche zur allmählichen Entwicklung der Realgymnasien geführt haben, und doch die Vorzüge einer humanistischen Lehranstalt behaupten. Daneben sollte die lateinlose höhere Bürgerschule und ihre Weiterbildung, die Oberrealschule, die folgerechte Ausgestaltung des Realschulprincipes darstellen. Die Realgymnasien hätten sich danach für eines der in ihnen zu ihrem Schaden äußerlich verknüpften und nicht genügend ausgeglichenen Principien entscheiden und je nach den örtlichen Verhältnissen allmählich entweder in ein Gymnasium oder in eine Oberrealschule übergehen können. Für sein reformirtes Gymnasium setzt F. durch Einschiebung einer neuen (noch rein deutschen) Septima oder, wie mans nehmen will, Theilung der Quarta in zwei Jahresstufen zehn- statt neunjährigen Cursus an. Es ist bekannt, daß dies Programm nicht angenommen und nicht ausgeführt worden. Es war allzusehr aus abstrahirendem Spintisiren hervorgegangen und berücksichtigte zu wenig die concrete Wirklichkeit, um sich siegreich durchsetzen zu können. Daß übrigens F. die in Berlin gebotene Gelegenheit nicht versäumte, sein Caeterumcenseo — Pflege der didaktischen Methode und methodische Schulung der jungen Lehrer — entschieden zu betonen und auch sonst manche beherzigenswerthe Winke in der Debatte zu geben, bedarf nicht der Worte. Die gedruckten Verhandlungen bezeugen es. Die Consequenz aus seinen in Berlin vertretenen Grundsätzen zog F. für sein engeres Wirkungsfeld, indem er 1891 den Anstoß zu der Umgestaltung des Realgymnasiums der Francke'schen Stiftungen zu einer Oberrealschule gab. — Frick's Muße war auch in jenen letzten Jahren noch fruchtbar an mancherlei anderen litterarischen Arbeiten. Für die Directorenconferenz der Provinz Sachsen lieferte er 1883 das Referat über das Thema: „Inwieweit sind die Herbart-Ziller-Stoy'schen didaktischen Grundsätze für den Unterricht an höheren Schulen zu verwerthen"? Im J. 1884 vereinigte er sich mit dem bekannten Volksschulpädagogen Schulrath Fr. Polack, Kreisschulinspector zu Worbis, zur Fortsetzung von dessen Sammelwerke: „Aus deutschen Lese-

büchern". Zu Band IV und V steuerte er bei: „Epische und lyrische Dichtungen, erläutert für die Oberklassen höherer Schulen und für das deutsche Haus" (Heliand, Klopstock's Messias und Oden, Goethe's lyrische Gedichte) und „Wegweiser durch die classischen Schuldramen" (Lessing, Goethe, Schiller), geschätzte und vielbenutzte Hülfsmittel für den deutschen Unterricht. „A. H. Franckens kurtzen und einfältigen Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuführen sind. Zum Behufe christlicher Informatorum" gab er 1889 neu heraus; 1891 erschien von seiner Hand das Heft „Die Francke'schen Stiftungen", eine historisch-statistische Uebersicht der ihm anvertrauten Anstalten enthaltend. — Dem eigenen Unterrichte, zu dem er nicht verpflichtet war, entfremdete er sich nie völlig.

Ueber dieser regen schulmännischen Thätigkeit war F. im letzten Jahrzehnt seines Lebens noch vielfach im kirchlichen Interesse wirksam, auf das ihn neben der frühgeweckten, tiefgewurzelten persönlichen Liebe noch besonders die Tradition der Francke'schen Stiftungen hinwies. Eifrig bethätigte er sich als Mitglied des Kirchenrathes in Halle-Glaucha an der Pflege des Gemeindelebens und wiederholt in der sächsischen Provinzialsynode, zuletzt auch der Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens. Am kirchlichen Vereinswesen nahm er lebhaft teil; besonders lag ihm die evangelische Heidenmission am Herzen. Bei den jährlichen Conferenzen der deutschen evangelischen Missionsvorstände vertrat er persönlich das Hallische Waisenhaus als das eigentliche Mutterhaus dieser Bestrebungen im protestantischen Deutschland. Mit den Pfarrern D. G. A. Warneck in Rothenschirmbach (späterem Professor in Halle) und D. R. Grundemann zu Mörz gab er die „Geschichte der Mission in Bildern" heraus. Lebhaften Antheil endlich nahm F. an dem schwierigen Werke der vom evangelischen Kirchentage (Hamburg 1858) und von der Eisenacher evangelischen Kirchenconferenz (1869) angeregten Revision der deutschen Lutherbibel. In der mit dieser Aufgabe betrauten Commission fungirte er als Vertreter der mit dem Hallischen Waisenhause verbundenen v. Canstein'schen Bibelanstalt und als leitender Vorsitzender. Seinem besonnenen, vermittelnden Einwirken gelang es, manche Klippen glücklich zu umsteuern und zuletzt den Hafen zu erreichen. Wie schon die „Probebibel" von 1883, so begleitete er die Schlußausgabe von 1892 namens der ehrwürdigen Canstein'schen Anstalt mit einem Vorworte. Das letztere hatte er eben vollendet, als die Feder der Hand des Todkranken entsank.

Nach Frick's Tode gab sein Sohn Dr. Georg F. seine „Schulreden" (Gera 1892) und „Pädagogische und didaktische Abhandlungen" (Halle 1893) heraus. Ausführlich handelt von F. dessen Nachfolger D. Dr. W. Fries in: „Die Franckeschen Stiftungen in ihrem 2. Jahrhundert" (Halle 1898, S. 206 bis 233). Nekrologe und Lebensabrisse erschienen ferner von F. Zange in der Zeitschrift für Gymnasialwesen XLVI, Heft 6; Alfred Rausch in den Lehrproben ꝛc., Heft 36; Th. Mercklein in der Zeitschrift Neue Bahnen, Octbr. 1893 (m. Litteraturangaben); Consbruch im Biogr. Jahrbuch f. Altertumskunde XVII (1894), S. 5—30 (m. ausführl. Litteraturangaben); R. Menge in Rein's Encyklopädischem Handbuche der Pädagogik, Bd. II (1896).

Sander.

Frieb-Blumauer: Minona F.-B., Schauspielerin, wurde am 11. Mai 1816 in Stuttgart als Tochter des Schauspielers Karl Blumauer geboren. Ihr Vater, der ihre Begabung für die Bühne von vornherein erkannt hatte, wurde ihr erster Lehrer in der Schauspielkunst. Die ersten Rollen, in denen sie auftrat, waren jedoch Opernrollen. Sie besaß eine liebliche, wenn auch nicht große Stimme, zu deren Ausbildung sie drei Jahre lang das Conservatorium

in Prag besuchte, wo der berühmte Gesanglehrer Dionys Weber ihr Unterricht ertheilte. Ihr erstes Engagement fand sie bei Karl Theodor Küstner am Theater zu Darmstadt. Dann kam sie zu dem Director Julius Mühling, welcher die Thaliatheater in Köln und Aachen leitete. Als sie merkte, daß ihre Stimme größeren Anstrengungen auf die Dauer nicht gewachsen sein würde, beschloß sie zum Schauspiel überzugehen. Kein Geringerer als Immermann wurde ihr Lehrer. Sie wurde an dessen Musterbühne nach Düsseldorf engagirt und wirkte hier in jugendlichen, munteren Liebhaberinnenrollen. In den Jahren 1838 und 1840 spielte sie ohne festes Engagement an verschiedenen deutschen Bühnen, unter anderen in Meiningen und Brünn, wo sie sich mit dem Ingenieur Emanuel Frieb vermählte und einige Zeit der Bühne entsagte. Im J. 1841 finden wir sie als Mitglied der Carl'schen Truppe in Wien zuerst am Wiedener, dann im Leopoldstädtischen und schließlich am Carltheater beschäftigt. Sie fing schon damals an, ältere, namentlich komische Charakterrollen zu geben. Sie erzielte in ihnen solche Erfolge, daß sie Holbein gern für das Burgtheater gewonnen hätte, wenn Director Carl sie freigegeben hätte. Döring, der zu Anfang der fünfziger Jahre in Wien gastirte, erkannte sofort ihre Bedeutung und wußte nach seiner Rückkehr nach Berlin die dortige Hoftheaterintendanz zu bestimmen, die F. zu einem Gastspiel einzuladen. Dieses hatte einen solchen Erfolg, daß sie sofort mit einem zehnjährigen Contract, der später in einen lebenslänglichen umgewandelt wurde, engagirt wurde. Seit ihrem Debut am 6. April 1854 bis zu ihrem am 31. Juli 1886 erfolgten Tode gehörte sie zu den Lieblingen des Berliner Publicums. Sie übernahm das Rollenfach der einst so berühmten Amalie Wolff, der Schülerin Goethe's, und beherrschte es im allerausgedehntesten Maße. Sie verfügte über warme Gemüthstöne und über einen reichen Humor und zeichnete sich besonders durch eine äußerst lebendige Detailmalerei aus. Am besten war sie im bürgerlichen Lustspiel und Volksstück, weniger heimisch fühlte sie sich dagegen in Salonrollen. Als ihre gefeiertsten Rollen werden angeführt die Oberförsterin in Iffland's „Jäger", die Herzogin in Hackländer's „Geheimen Agenten", Christiane in Benedix' „Dienstboten", Daja in Lessing's „Nathan", Martha in Goethe's „Faust" und Amme in Shakespeare's „Romeo und Julie".

Illustr. Zeitung. Leipzig 1869, Bd. 52, S. 45, 46; 1878, Bd. 70, S. 277, 278. — Gartenlaube. Leipzig 1874, S. 549—551. — G. zu Putlitz, Theater-Erinnerungen. Berlin 1874. Bd. 2, S. 215—226. — Der Bär. Berlin 1884. Jahrg. X, S. 419; 1891. Jahrg. XVII, S. 448. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. (Gettke's Bühnen-Almanach.) 15. Jahrg. 1887. Leipzig o. J., S. 121—123. — Deutscher Bühnen-Almanach. 51. Jahrg. Hrsg. von Th. Entsch. Berlin 1887, S. 229—233. — P. Schlenther, Botho v. Hülsen und seine Leute. Berlin 1883. — R. Fellner, Geschichte e. Deutschen Musterbühne. Stuttgart 1888. (Register.) — C. Schäffer u. C. Hartmann, Die Kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886. (Register.) — Ludwig Eisenberg, Großes Biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 284, 286. — Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte, Bd. 91. Braunschweig 1902, S. 583.

H. A. Lier.

Friedel: Johann F., Schauspieler und Schriftsteller aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Ein Prahler und Großsprecher in seinen Schriften, war F. in seiner Lebensführung ein Abenteurer ohne jeglichen sittlichen Halt. Als Schauspieler und Principal hat er das Leben des Wanderkomödianten gründlich ausgekostet; als Schriftsteller geht er stets auf Sensation

aus: Deutschthümelei, gepaart mit falschem Pathos, und Aufklärung, gewürzt mit allerhand Pikanterien — aus diesen Ingredienzien setzt sich seine Schriftstellerei zusammen; allerhand Liebeleien und an Ehebruch streifende Verhältnisse drücken seinem Leben den Stempel sittlicher Verkommenheit auf. — Ueber seinen Lebensgang ist wenig bekannt. Geboren ist er in Temesvar am 17. August 1755. Er wurde Schauspieler und trat schon in jüngeren Jahren in den Verband der von Emanuel Schikaneder geleiteten Wandertruppe. Mit Schikaneder befreundete er sich sehr bald und wurde sein Vertrauter. Er besuchte mit der Gesellschaft Nürnberg, Stuttgart, Rothenburg, Klagenfurt, Laibach, Salzburg, Linz, Graz und Wien. So manche von den bekannten köstlichen Ideen Schikaneder's, Spektakelvorstellungen im Freien, Thierstücke u. ä., sind vielleicht auf Friedel's Anregungen zurückzuführen. Nachdem Schikaneder 1784 in Preßburg zu Grunde gegangen war, ging er mit den Resten seiner Truppe, darunter F., nach Wien und veranstaltete im Winter 1784 auf 1785 Vorstellungen im Kärthnerthortheater, wobei ein Lustspiel von F., „Der Fremde", ganz besonderes Aufsehen machte. Kurz darauf aber gab gerade Friedel's Verhalten den Anlaß zur Auflösung der Gesellschaft. Schikaneder's Frau, die schon lange Beziehungen zu F. unterhielt, trennte sich von ihrem Manne. Sie, F. und Schikaneder's Bruder Urban begründeten eine neue Gesellschaft und gingen nach Klagenfurt. Im März 1788 kehrte F. mit Frau Schikaneder wieder nach Wien zurück, wo sie von Christian Roßbach die Direction des 1787 gegründeten Freihaus-Theaters übernahmen. F. aber zerstritt sich bald mit seiner Partnerin und trennte sich von ihr. Nach Klagenfurt zurückgekehrt, starb er daselbst am 31. März 1789 — erst 34 Jahre alt!

Friedel's Schriftstellerei zerfällt in drei Gruppen. Was zunächst seine Dramen anbelangt, so darf man nicht außer Acht lassen, daß es sich da um lediglich aus praktischen Gründen, gewissermaßen zum Hausgebrauch geschriebene Stücke handelt. Die dreiactige Posse „Christel und Gretchen" ist nach Friedel's eigenem Geständniß nach Keller's „Kirmeß" gearbeitet; zu dem bekannten Stück „Der Schneider und sein Sohn" von Fuß hat er 1777 in Troppau einen zweiten Theil gedichtet. Frisches Leben ist in den Stücken wohl enthalten, und auch ein gewisser dramatischer Zug zeichnet sie aus, aber F. schreckt vor Plumpheiten und Derbheiten keineswegs zurück und ergeht sich mitunter andrerseits gern in salbungsvollem Predigerton: „Ein ehrliches Gewissen, die Zufriedenheit, und bei der ihre Mutter, die Tugend — diese müssen uns glücklich machen!" wird etwa am Schluß von „Des Schneiders und seines Sohnes zweytem Theil" als Devise angegeben. Besondere Erwähnung verdient das Lustspiel in fünf Acten „Der Fremde" (Preßburg 1785). Die Handlung ist schablonenhaft und eintönig: im Mittelpunkt steht die Entlarvung eines Glücksritters nach Art des Riccaut durch einen ehrlichen Edelmann, der lange Zeit unter falschem Namen unter den handelnden Personen weilte und sich am Schluß zu erkennen gibt; Sentimentalität und Tugendprahlerei feiern Triumphe. Weitaus gelungener sind die Antritts- und Abschiedsreden und die Gelegenheitsdramolette Friedel's; unter den letzteren zeichnet sich besonders „Die große Lichtputze im Lothringer Bierhaus, nebst einer Schlußrede des Kasperls" durch ihren urwüchsigen Humor aus. — Eine zweite Gruppe besteht aus Schriften erzählenden Inhaltes. Hierher gehören die Romane „Eleonore. Kein Roman. Eine wahre Geschichte in Briefen" (Berlin 1780—1781), „Karl und Klärchen, eine Szene aus dem letzten Kriege" (Halle 1781) und „Heinrich von Walheim, eine wahre Geschichte" (1785). Von Bedeutung ist am ehesten noch die Eleonore, die in der im Familienroman seit jeher beliebten Form von Briefen verschiedener Personen

an einander eine recht greuelvolle, mit Lüsternheit reichlich gespickte Handlung vorführt. Die josephinischen Tendenzen werden in diesem Roman glorificirt und ein abscheulicher Abbate, der zum Schluß sein Opfer nicht nur auf den Tod verwundet, sondern ihm zugleich auch — um den Sterbenden am Plaudern zu hindern — die Zunge ausschneidet, wird mit den schwärzesten Farben gemalt. Ein gewisses Geschick läßt sich auch dem Erzähler F. nicht absprechen. — In eine letzte Gruppe endlich ließen sich Friedel's schier zahllose große und kleine Schriften zusammenfassen, in welchen er Zeitfragen und das zeitgenössische Leben behandelt. Seinen „Briefen über die Galanterien von Berlin" (1782), die ungeheures Aufsehen erregten, folgten 1783 die berüchtigten „Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin", später umgearbeitet und unter verschiedenen Titeln wie „Galanterien Wiens" oder „Anekdoten und Bemerkungen über Wien" wieder und wieder erschienen. Schonungslos gibt F. in diesem Werk die Nachahmungssucht und Ausländerei, die Genußsucht und Sittenlosigkeit der Wiener dem öffentlichen Spotte preis und feiert zugleich begeistert die Reformen Joseph's II. Das Buch besitzt großen culturhistorischen Werth. Auch sonst hat F. gern die Geißel geschwungen: „Briefe aus dem Monde", „Briefe aus der Hölle" u. ä. betitelt er seine satirischen Werke. Ueber Theaterfragen hat er sich oft und gern breit oder in kurzen Zeitungsartikeln ausgelassen; er war Mitarbeiter von Reichardt's Theaterjournal und anderen Zeitschriften und hat auch 1777 in Troppau selbst eine Wochenschrift, die „Troppauer Neuigkeiten", redigirt. Josephinischen Geist athmen eine Reihe von Schriften, die sich mit philosophischen und theosophischen Themen befassen: hierher gehören etwa die „Rhapsodien, allen Menschenfreunden gewidmet von einem katholischen Layen"; „Nicanor und Alcedra, ein Gespräch über die Zeit"; „Ueberzeugung von Gott"; „Der Sünder, ein poetisches Fragment"; „Ueber die göttlichen, natürlichen und teuflischen Träume" — alles gedruckt in der interessanten Sammlung „Johann Friedel's gesammelte kleine gedruckte und ungedruckte Schriften. Den Freunden der Wahrheit gewidmet" (1784).

Friedel's Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit ist erstaunlich. Hat er doch sogar 1783 die Uebersetzung eines lateinischen Werkes „Fragmente aus der Literaturgeschichte der Perser" erscheinen lassen! Leichtigkeit der Darstellung und Anschaulichkeit des Ausdrucks sind in seinen Schriften vorhanden und versöhnen einigermaßen mit dem sensationslüsternen Inhalt. Ganz ohne Bedeutung ist Friedel's Schriftstellerei gewiß nicht: sie ist die Production eines Mannes, der — ein seltsames Gemisch von Bildung und Rohheit, von Thätigkeitsdrang und Abenteuersucht — in den Stürmen des Lebens kläglich untergegangen ist.

Wurzbach IV, 357 ff. — Goedeke[2] IV, 221 f.; V, 324.

Egon von Komorzynski.

Friedemann: Friedrich Traugott F., Schulmann und Philologe, † 1853, wurde laut Kirchenbuch am 29. (nicht 31.) März 1793 zu Stolpen im Königreich Sachsen als Sohn des Weißbäckers Gottlob Traugott F. geboren; seine Mutter Christiane Dorothea war eine geborene Schroth. Er besuchte die höhere Bürgerschule zu Neustadt-Dresden, die Fürstenschule St. Afra zu Meißen und bezog dann die Universität Wittenberg, wo er Theologie und namentlich bei Chr. A. Lobeck Philologie studirte. Schon 1812 promovirte er zum Dr. phil., 1813 ward er Conrector zu Zwickau. Im J. 1817 ging er in gleicher Stellung an das Gymnasium in Wittenberg über; am 29. Juni desselben Jahres verheirathete er sich mit Caroline Wilhelmine Salzberger, aus Reichenbach im Vogtland gebürtig. 1820 wurde er in Wittenberg

Rector. Sein Ruf als Schulmann war bereits so bedeutend, daß er 1823 als Director des Katharineums nach Braunschweig berufen wurde, um hier als Fremder von Rücksichten unbeeinflußt für mancherlei Mißstände thatkräftig Abhilfe zu schaffen. Anfang 1824 trat er sein Amt an; er leitete das Gymnasium in streng humanistischem Sinne; die bis dahin zulässig gewesene Befreiung vom griechischen Unterrichte schaffte er ab; er hielt eine scharfe Disciplin, ertheilte selbst einen gediegenen anregenden Unterricht. Im lateinisch Sprechen förderte er seine Schüler so weit, daß die besten von ihnen demnächst seinem Amtsnachfolger überlegen waren. Als thätiges Mitglied des Ausschusses, der am 16. Januar 1827 „für die Verbesserung der Schulanstalten der Stadt Braunschweig" eingesetzt wurde, war er von wesentlichem Einflusse auf die Organisation des Gesammtgymnasiums, das nach seinen Ideen aus den beiden bis dahin selbständigen Gymnasien, dem Martineum und dem Katharineum, und einem Realinstitute gebildet wurde und nun in ein Progymnasium, Obergymnasium und Realgymnasium zerfiel. Am 15. Jan. 1828 wurde das Gesammtgymnasium durch eine lateinische Rede Friedemann's eröffnet, der neben der Vertretung der ganzen Anstalt die besondere Leitung des Obergymnasiums erhielt. Als er dann aber auch das Collegium Carolinum mit dem Gesammtgymnasium in enge Verbindung bringen wollte, fand er für seine Anträge kein geneigtes Gehör. Das verstimmte ihn, und da er zudem zu mehreren einflußreichen Persönlichkeiten der Stadt in ein schlechtes Verhältniß gekommen war, so folgte er noch im Herbste 1828 einem Rufe, als Director des Nassauischen Landesgymnasiums nach Weilburg zu gehen. Obwol die wesentlich von ihm geschaffene Gymnasialreform große Anerkennung gefunden hatte, so machte man doch keinen Versuch, ihn in Braunschweig zu halten. Er erhielt in Weilburg den Dienstcharakter eines Oberschulraths; 1830 wurde er als correspondirendes Mitglied der Landesregierung Referent für das Gelehrtenschulwesen des Landes. Für dieses, wie für seine Anstalt ist seine Thätigkeit von großem nachhaltigen Einflusse gewesen. Er zeigte auch hier eine sehr weit, vielen zu weit gehende Vorliebe für das Studium der classischen Sprachen. Außer in diesen unterrichtete er auch in der Religion. Er war Rationalist und hatte schon 1821 de summa doctrinae christianae et rationis humanae in rebus immutabilibus et necessariis consensione ein Programm geschrieben, auch 1822 eine neue Ausgabe der Reden Melanchthon's begonnen. Die theologische Facultät zu Leipzig hat 1836 diese Thätigkeit durch die Verleihung der Doctorwürde anerkannt. Dabei sorgte F. an seiner Schule auch für die Nebenfächer, für gute Lehrmittel, insbesondere die Bibliothek; er förderte musikalische Bestrebungen, die Bildung eines Chores und eines Orchesters aus seinen Schülern. Zu diesen gehörte W. H. Riehl, der von der eigenartigen Persönlichkeit Friedemann's und seiner Schulleitung eine sehr anziehende Schilderung entworfen hat. Danach imponirte der eifrige, ja leidenschaftliche Schulmann seinen Schülern namentlich durch den Universalismus seiner Bildung; er war bei ihnen trotz seiner gelegentlichen Grobheit recht beliebt. Das war nicht in allen Kreisen, mit denen er in Berührung kam, der Fall. Als er 1831/32 auf dem Landtage, in dem er als Director des Landesgymnasiums einen Sitz hatte, in dem nassauischen Domänenstreite mit der Minderheit auf alle Forderungen der Regierung einging, verdarb er es gründlich mit den Liberalen. Daß er als Fachmann hohes Ansehen genoß, zeigte der Auftrag des Königs von Holland, dem zufolge er im Sommer 1836 den Unterricht im Athenäum zu Luxemburg nach deutschen Grundsätzen umgestaltete. Dennoch hatte er, wie zu einem großen Theile seines Lehrercollegiums, auch zu einflußreichen Mitgliedern der Regierung eine schlechte

Stellung. Die Folge war, daß er bald nach dem Tode Herzog Wilhelm's 1840 als Archivdirector nach Idstein versetzt wurde. Er kam damit in eine Stellung, für die er durch seine Studien und seine bisherige Wirksamkeit in keiner Weise vorbereitet war; aber mit der ihm eigenen Thatkraft warf er sich jetzt auf die Erforschung der Landesgeschichte, auf das Studium der historischen Hilfswissenschaften, insbesondere der Diplomatik. Er besuchte viele deutsche und fremde Archive und fühlte sich auf diesem Gebiete bald so heimisch, daß er es 1846 muthig unternahm, eine „Zeitschrift für die Archive Deutschlands" ins Leben zu rufen, die er mit Geschick und Erfolg bis zu seinem Tode herausgab. Daß das keine leichte Aufgabe war, zeigte schon der Umstand, daß sich für das Unternehmen nach ihm kein Fortsetzer fand. Die wichtigeren Archivalien des Landes, so 1849 die von Dillenburg, suchte er nach Idstein zusammen zu ziehen und hier eine wissenschaftliche Anstalt zur Eröffnung und Nutzbarmachung der geschichtlichen Quellen in weitestem Umfange zu begründen. Wenn man ihm auch von mancher Seite mehr anregende Ideen als eine mit Ausdauer und Consequenz verbundene ausführende Kraft zuschrieb, so wird er doch von kundiger Feder „als Vater der äußeren Einrichtung des Staatsarchivs zu Idstein" bezeichnet. Gern hätte F. auch Einfluß auf den Nassauischen Alterthumsverein und dessen Veröffentlichungen gehabt; und im Interesse der Sache wäre das gewiß nur sehr zu wünschen gewesen; er erbot sich 1849 selbst, einen Theil der Arbeiten eines geschäftsführenden Secretärs des Vereins zu übernehmen. Aber der damalige Vereinssekretär, Archivar Habel, der verdienstliche Gründer und vorzüglichste Förderer des Museums der Alterthümer zu Wiesbaden, wachte eifersüchtig darüber, keinem Anderen Mitwirkung bei den Vereinsarbeiten zu gestatten; er suchte in einseitigster Weise die Mittel nur für Ausgrabungen und die Alterthumssammlung zu verwenden, jede Veröffentlichung von Archivalien aber, die F. erstrebte, zu verhindern. Es erhob sich gegen diese Vereinsverwaltung seit 1845, besonders seit 1849 eine lebhafte Opposition, als deren Mittelpunkt F. galt. Es kam zu höchst unerquicklichen Streitigkeiten theils im Verein, theils in der Presse, die den Verein der Auflösung nahe brachten. Sie endeten 1851 damit, daß Habel nicht wieder in den Vorstand gewählt wurde. Kam auch F. nicht in ihn hinein, so war doch jetzt das Feld für seine Bestrebungen frei, und er würde wohl noch viel Verdienstliches für die nassauische Landesgeschichte gewirkt haben, wenn nicht der Tod schon am Morgen des 2. Mai 1853 seiner rastlosen Arbeit ein Ziel gesetzt hätte. Er hinterließ eine Wittwe mit fünf Söhnen und zwei Töchtern. — F. war nicht so sehr eine schöpferische, wie eine sammelnde und aufnehmende Natur. Seinen sehr zahlreichen Schriften, die staunenswerthe Arbeitskraft und großen Fleiß bezeugen, wird mehr praktisch-pädagogischer als wissenschaftlicher Werth zugesprochen. Sie sind verzeichnet in den „Allgem. Umrissen der Verfass. des Gesammtgymnasiums zu Br.", S. 21; Koldewey, Verzeichniß der Directoren und Lehrer des Gymnasiums Martino-Kathar. zu Br., S. 1; Pökel, Philol. Schriftsteller-Lexikon, S. 84; Annalen d. Vereins f. Nass. Alterthumsk., Bd. 11, S. 288 ff.

Vgl. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit u. Litteratur (1833), Bd. II, S. 106 f. — Brockhaus' Conversations-Lexikon, 9. Aufl., 5. Bd. (1844), S. 594 ff. — K. Schwartz, Beiträge z. Gesch. d. nass. Alterthumsvereins (Nassauer Annalen, Bd. 11, Wiesbaden 1871), S. 285 ff. — Fr. Koldewey, Gesch. des Realgymnasiums zu Br. (1885), S. 11 ff.; Br. Schulordnungen Bd. I, S. CLI ff. — (E. Bernhardt), Zur Geschichte des Gymnasiums zu Weilburg (1890), S. 6 ff. — W. H. Riehl, Kulturgeschichtl. Charakterköpfe (1891), S. 1—56. P. Zimmermann.

Friedhoff: Franz F., katholischer Theologe, geboren am 22. März 1821 zu Appelhülsen in Westfalen, † am 28. März 1878. Er besuchte 1836 bis 1842 das Gymnasium zu Coesfeld, studirte 1842—1845 Philosophie, Philologie und Theologie an der Akademie zu Münster und wurde 1846 zum Priester geweiht. 1847 wurde er Vicar an der Liebfrauenkirche zu Münster, Herbst 1848 Lic. theol. und Privatdocent für Dogmatik, später auch für Moraltheologie, an der theologischen Facultät zu Münster, 1852 zugleich Repetent der Dogmatik und Moral im Priesterseminar; 1858 wurde er von der theologischen Facultät zu Freiburg i. B. zum Dr. theol. promovirt; Ostern 1859 außerordentlicher Professor der Moraltheologie in Münster; Herbst 1874 in den Ruhestand versetzt, infolge eines Augenleidens, das in den letzten Jahren seine fast völlige Erblindung herbeiführte. — Er schrieb: „Status primi hominis supernaturalis et indebitus" (Monasterii 1850); „Die katholische Lehre vom Urstande des Menschen", in der Zeitschrift für die gesammte katholische Theologie (Wien), Bd. V, 1853, S. 51—80, 220—252; „Grundriß der katholischen Apologetik" (Münster 1854); „Katholische Dogmatik" (2 Bde., Münster 1855; 2. Aufl. 1871); „Sieben Fastenpredigten über die sieben Sendschreiben der Offenbarung Johannis" (Regensburg 1855); „Ueber die Kraft der menschlichen Vernunft" (Regensburg 1860); „Allgemeine Moraltheologie" (Regensburg 1860); „De sententiae probabilis ad efformandam conscientiam certam vi et efficacia" (Monasterii 1860); „Ueber die Früchte des heiligen Meßopfers", in der Oesterreichischen Vierteljahresschrift für katholische Theologie, 2. Jahrg. 1863, S. 347—362; „Specielle Moraltheologie" (Regensburg 1864); „Betrachtungen am Charsamstag-Abend" (Regensburg 1864); „Gegen-Erwägungen über die päpstliche Unfehlbarkeit. Gegenschrift gegen Janus und Döllinger's Erwägungen" (Münster 1869; 2. Aufl. 1870); „Geschichte des Alten und Neuen Bundes" (2 Bde., Regensburg 1874).

E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller (Münster 1866), S. 114. Neue Folge (Münster 1881), S. 67. — [H. J. Kappen], Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von einem alten Münsteraner (Münster 1882), S. 134 f.

Lauchert.

Friedlaender: Emil Gottlieb F., geboren zu Berlin am 25. September 1805, besuchte das Friedrich-Werder'sche Gymnasium daselbst bis Ostern 1824, worauf er in Bonn und Berlin Philologie studirte und hier sein Jahr bei den Garde-Schützen abdiente. Als Sohn des durch seine berühmte Münzsammlung bekannten Benoni F. beschäftigte er sich anfangs eingehend mit der Numismatik, wovon später seine Doctorarbeit „Numismata medii aevi inedita I" Zeugniß ablegte. Nach Vollendung seiner Studien ward er am 14. April 1828 Assistent, im Juli 1831 Custos und 1850 Bibliothekar an der Königl. Bibliothek, und im Nebenamte 1842 Bibliothekar an der Königl. Allgem. Kriegsschule, der heutigen Kriegs-Akademie. In diesen und den folgenden Jahren gab er, abgesehen von vielen kleineren belangreichen Beiträgen in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in v. Ledebur's Archiv der märkischen Forschungen und der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft u. Gesch. des Krieges, u. a. folgende Arbeiten im Druck heraus: 1. „Le sorti di Francesco Marcolino da Forli intitolate Giardino di Pensieri", 1833; 2. „Index librorum ad celebranda sacra saecularia confessionis Augustanae traditae tertia annis 1829, 1830 et 1831 cum in Germania tum extra Germaniam vulgatorum. Praemitt. praefatio Frid. Wilken", 1833; 3. „Friedrich's des Großen Anti-Macchiavell nach einer Orig.-Handschrift" (in der großen Auto-

graphen-Sammlung seines Vaters), 1834; 4. „Beiträge zur Buchdruckergeschichte Berlins", 1834; 5. „Die lateinischen Uebersetzungen Plutarchischer Biographien im 15. Jahrhundert", Leipzig 1836; 6. Text zu der Jugendarbeit Adolf Menzel's „Denkwürdigkeiten der vaterländischen Geschichte", 1836; 7. „Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger, nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten u. s. w.", 1837; 8. „Eine kurtze Comedia von der Geburt des Herrn Christi. Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churf. Hofes im J. 1589 in Berlin aufgeführt. Nach der Handschrift nebst geschichtlicher Einleitung", 1839; 9. „Die Inschrift an der Königl. Allgem. Kriegsschule", 1845; 10. „Die Belagerungen Preußischer Festungen aus Nothmünzen", 1846; 11. „Jean Baptiste Tavernier", 1849; 12. „Von Stammbüchern und Rebus", 1855 u. s. w. — Namentlich die Beiträge zur Buchdruckergeschichte Berlins und die zur Reformationsgeschichte sind sehr inhaltreich und belehrend und noch heute geschätzt und gesucht. 1854 erschien sein Buch „Die Königl. Allgem. Kriegs-Schule und das höhere Militär-Bildungswesen 1765—1813. Aus amtlichen Quellen", zu denen auch die Acten des Geheimen Staats-Archivs gehören. Während er dem Abschlusse dieses Werkes nahe war, kam der Ruf an ihn, seine bibliothekarische Laufbahn aufzugeben und in das Geheime Staats-Archiv, wo sich das Bedürfniß nach wissenschaftlichen Beamten fühlbar machte, überzutreten. Mit Genehmigung des Königs schrieb ihm der Minister Manteuffel, daß er ihm das „wichtige und ehrenvolle, die größte Zuverlässigkeit und Sorgsamkeit erfordernde Amt im Hinblick auf seine bewährten Gesinnungen und seine verdienstvollen Leistungen in dem Vertrauen übertragen wolle, daß er sich dem neuen Berufe mit derselben Hingebung und Umsicht widmen werde, die er in seinem bisherigen Wirkungskreise in so ausgezeichnetem Maße und mit segensreichem Erfolge bewiesen habe." Unter Beibehaltung des Amtes bei der Kriegs-Akademie schied er im Sommer 1853 aus der Bibliothek nach 25jähriger Amtsführung und übernahm „als ein Mann von bedeutender wissenschaftlicher Geltung", wie Manteuffel in der ersten Kammer sagte, die Stelle eines zweiten Geheimen Staats-Archivars, aus der er, Herbst 1853 Archivrath und 1855 Geheimer Archivrath geworden, nach dem Tode seines Collegen Köhne im Jahre 1860 in die erste Stelle einrückte, die er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Amte im Frühjahr 1874 bekleidet hat, und in der er nicht nur dem Archive zahlreiche werthvolle, noch heute in voller Geltung stehende Arbeiten gewidmet hat, sondern auch unzähligen Gelehrten und Forschern ein unermüdlicher und kundiger Förderer und Berather gewesen ist. Durch sein Amt als Bibliothekar der Kriegs-Akademie in steter enger Verbindung mit der Armee, ist er auch in seinem Archivamte bei einer großen Reihe von Regimentsgeschichten, historischen und biographischen Werken den militärischen Bearbeitern allzeit hilfsbereit und förderlich gewesen, „wodurch er sich um die heeresgeschichtliche Litteratur zahllose stille Verdienste erworben hat". Die Bibliothek der Kriegs-Akademie, die er als kleine Büchersammlung übernommen hatte, ist durch ihn zu einer Fachbibliothek ersten Ranges gemacht worden, die bei seinem Tode über 30 000 Bände zählte und in einem umfangreichen gedruckten Kataloge verzeichnet war. Bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum, 14. April 1878, wenige Monate vor seinem Heimgange, sprach Moltke ihm den Dank der Armee für sein ersprießliches Wirken für sie aus. Litterarisch ist er während der Archivjahre nicht mehr so productiv gewesen, als früher — 1862 erschienen: „Ein ser schön und nützlich Spiel von der lieblichen Geburt unsers Herrn Jesu Christi, zu Coln a. d. Spr. gehalten durch Henricum Chnustinum. Anno MDXLI", mit

einer Einleitung über den Verfasser Knaust, und in den folgenden Jahren verschiedene Aufsätze (u. a. „Händels Geburtsstätte" in der Zeitschr. f. Preuß. Gesch. 1866) — er förderte lieber Andere aus den reichen Schätzen des Archives nach dem Grundsatze des echten Archivars: „aliis inserviendo consumor". Auch pflegte er gern zu sagen: „bene vixit qui bene latuit", war aber dabei unausgesetzt, sowol in gelehrten Gesellschaften, als auch bei gemeinnützigen Anstalten, namentlich auf kirchlichem Gebiete und dem der Kindererziehung in aller Stille thätig. Er starb nach längeren Leiden am 27. Juni 1878.

Ernst Friedlaender.

Friedlaender: Eduard Julius Theodor F., berühmter Numismatiker, geboren am 26. Juni 1813. Sein Großvater war der in Berlin hochangesehene Stadtrath David Friedlaender (s. A. D. B. VIII, 393); der Vater, Benoni F., lebte, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, ohne am öffentlichen Leben sich zu betheiligen, ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen; er war ein Mann von ausgebreitetem Wissen, der aber litterarisch nie hervorgetreten ist, und mit besonderem Eifer sich der Erziehung seiner Kinder annahm. Julius, der jüngste unter den Söhnen, trat zeitig als vorzüglich begabt hervor. Als 11jähriger Knabe vom Vater auf eine Reise nach dem Rheine mitgenommen, erkannte er, als er durch Kassel kam, sofort, daß dort an der Stadtkirche im Relief die Legende des Martin von Tours dargestellt sei. Später trat er in das Gymnasium zum Grauen Kloster ein, das er von Tertia an besucht hat, um Frühjahr 1832, mit dem gleichen Cötus, dem O. v. Bismarck angehört hat, zur Universität entlassen zu werden. Er studirte in Bonn und Berlin; Wunsch der Eltern war es gewesen, ihn dem ärztlichen Berufe zuzuführen, aber seine Neigungen gingen auf historische und archäologische Studien. Ende November 1838 trat er seine erste italienische Reise an. Genua, Neapel, Sicilien versetzten ihn sofort in den vollen Rausch der südlichen Landschaft, so daß er mit Mittelitalien sich später schwer befreunden konnte. Er wollte Land und Leute kennen lernen, ausgestattet mit einer für seine Jahre ungewöhnlich reichen Kenntniß der italienischen Geschichte, um die Localität, in der sie sich abgespielt hat, auf sich wirken zu lassen. Mit zäher Ausdauer wandte er sein Interesse dem Studium der Kunstschätze zu; aber gerade dies sollte für ihn verhängnißvoll werden; in den heißen Augusttagen zog er sich durch den Besuch der stets kalten Kirchen in Umbrien eine schwere Erkältung zu, die in Florenz als Typhus zum Ausbruch kam. Behalten hat er aus jener Krankheit sein Gehörleiden, das in späteren Jahren fast zu völliger Taubheit geworden ist. Mitte Januar 1840 in die Heimath zurückgekehrt, mußte er an seine Promotion denken. Sein Vater besaß die damals bedeutendste Sammlung von Mittelaltermünzen in Berlin und hatte frühzeitig seine Söhne auf den Werth der Münzstudien hingewiesen; zwei seiner Söhne konnten Inedita aus den reichen Münzschätzen des Vaters zum Gegenstand ihrer Dissertation wählen: der ältere, Gottlieb F., später Geheimer Archivrath in Berlin, in seinen „Numismata medii aevi inedita" (Berol. 1835), Mittelaltermünzen aus Italien und Achaia, der jüngere, Julius, „Numismata inedita" (Berol. 1840), oberitalische und byzantinische Münzen, die als Dissertation der Universität Kiel vorgelegt wurden, wohin kurz zuvor der ihm nahe verwandte und eng befreundete J. G. Droysen als ordentlicher Professor der Geschichte von Berlin übergesiedelt war. Bereits drei Monate nach seiner Promotion trat er am 1. November 1840 am Münzcabinet der königl. Museen ein, in der Stellung eines freiwilligen Mitarbeiters beschäftigt. Das Cabinet war damals in zwei, auch räumlich getrennte Abtheilungen zerlegt, von denen diejenige der antiken Münzen der Verwaltung des Antiquariums

und dessen Director, dem Archäologen Tölken unterstellt war. Dieser hatte für sie einen Assistenten, M. Pinder, der aber hier nur im Nebenamt thätig war. Unter den öffentlichen Münzsammlungen Deutschlands nahm die des Berliner Museums, wiewol eine der ältesten unter ihnen, damals eine sehr bescheidene Stelle ein. Nachdem einst zwei so hervorragende Numismatiker, wie Lorenz Beger und Ezechiel Spanheim für sie thätig gewesen, war die Sammlung lange Zeit wenig beachtet worden und vor allem ohne genügende Mittel für Ankäufe geblieben. Der junge Volontär hatte kaum sich in die Sammlung eingearbeitet, als er auch schon einen Weg ausfindig machte, hier Abhülfe zu schaffen. Er nahm Urlaub und trat am 18. September 1844 eine neue Reise nach Italien an, von der er erst 1847 am 8. April wieder heimkehrte. Ausgerüstet mit Inventaren des königl. Münzcabinets, soweit es die ihm anvertrauten antiken Münzen umfaßte, und mit solchen der Sammlung seines Vaters, sehen wir ihn jetzt Italien und Sicilien durchwandern, überall werden die Münzsammlungen und vor allem die an kleinen Orten seßhaften Antiken- und Münzhändler besucht, bei den damaligen Verkehrsverhältnissen nicht selten eine recht beschwerliche Reise, die großentheils auf dem Rücken des Maulthieres zurückgelegt werden mußte. Mit Theodor Mommsen, der um diese Zeit seine Inscriptiones regni Neapolitani aufnahm, und mit dessen jüngerem Bruder Tycho, dem F. besonders zugethan geblieben ist, durchwanderte er 1846 von April bis December die Abruzzen, Apulien und Calabrien, damals die abgeschiedensten Gegenden Italiens. Gerade dieser Theil der Reise und der Aufenthalt auf Sicilien erwies sich besonders lohnend; die Erwerbung von mehr als 3500 fast nur griechischer Münzen hatte die italischen und sicilischen Reihen des Cabinets verdoppelt und besonders werthvolle Stücke für das altitalische aes grave geliefert, zu denen noch die Doubletten aus dem Museo Kircheriano hinzutraten. Dazu kamen nicht minder eifrig betriebene Erwerbungen von Mittelaltermünzen für seines Vaters Sammlung, eine Ausbeute, wie sie nicht oft von einer numismatischen Reise heimgebracht worden ist. 1858, als Pinder in das Cultusministerium übertrat, wurde F. sein Nachfolger als Directorialassistent am Münzcabinet, und es gelang nun, da v. Olfers, der damalige Generaldirector der Museen, Friedlaender's Kenntnisse und Umsicht zu schätzen wußte, wenigstens zeitweise mehr Gelder für das Cabinet flüssig zu machen. Der bedeutendste Ankauf aus jener Zeit war der der Sammlung von Friedlaender's Vater. Was bei Privatsammlungen so selten stattfindet, war hier geschehen, drei Generationen waren für sie thätig gewesen, der Großvater David F. hatte dazu den Grund gelegt; Händler, die von der Leipziger und Frankfurter Messe kamen, hatten ihm einst ihre Münzsäcke zur Durchsicht gebracht, der Vater Benoni hatte sich die Mehrung der Sammlung und ihr Studium zur Lebensaufgabe gemacht, mit P. P. Adler in Berlin, Professor Mader in Prag, Domenico Sestini war er in regstem persönlichen und brieflichen Verkehr gewesen, den Glanz der Sammlung, die durch des Sohnes Julius Mithülfe schließlich auf 17 000 Stück, davon 11 000 Stück Mittelaltermünzen, angewachsen war, bildeten aber die großen italienischen Broncemedaillen aus der Zeit der Renaissance, die einst Elisa Bacciocchi, die Schwester Napoleon's I., als Großherzogin von Toscana zusammengebracht hatte, nach deren Vertreibung, 1814, an Sestini gelangt waren, um schließlich nach Berlin zu kommen. Benoni F. war 1858 gestorben, drei Jahre darauf wurde seine Sammlung für das königl. Cabinet erworben, so daß F. als Beamter auch die Reihen in seine Verwaltung bekommen hat, an denen er sich einst im Vaterhaus zum Numismatiker ausgebildet hatte.

Nun galt es für F. als nächste und wichtigste Aufgabe, die Wieder-

vereinigung der beiden Theile des Cabinets zu erreichen. Es war dies ganz ungleich mehr als bloße Verwaltungsangelegenheit. Für ihn war die Münzkunde eine einzige große Disciplin, beginnend mit den Incunabeln der Prägekunst aus Kleinasien und Griechenland und herabreichend bis in die Gegenwart, mit Spanheim, Eckhel und allen großen Numismatikern, betonte er stets ihre Untheilbarkeit, wie sie das Studium der römischen Kaisermünzen, der Reihen des west- und des oströmischen Reiches, und wiederum der Münzen der Völkerwanderung mit Nothwendigkeit fordern. Seine früheſten litterarischen Arbeiten galten der mittelalterlichen Numismatik, sein Amt stellte ihn vor die Reihen der antiken Münzen. Nach mehrjährigen Verhandlungen wurde dann auch 1868 die Vereinigung der beiden Theile der Sammlung durchgesetzt und F. zum Director des „Königlichen Münzcabinets" ernannt, das von nun an eine selbständige Abtheilung der königl. Museen bildete.

Jetzt erst ward es möglich, bei der Vermehrung der Sammlung, die antiken wie die mittelalterlichen und modernen Münzen in gleicher Weise zu berücksichtigen, und dies hat sich denn auch F. unermüdlich angelegen sein lassen. Die Ereigniſse des Jahres 1870 hatten für Museumszwecke Mittel verfügbar gemacht, wie sie der preußische Staat bis dahin nicht gekannt hatte. Im Verlaufe der nächsten 25 Jahre sollten dann die verschiedenen Abtheilungen des königl. Museums alle eine mehr oder minder vollständige Umgestaltung erfahren, aber F. war der erste, welcher für seine Abtheilung eine solche erzielt hat. Es gelang ihm, zwei der größten Privatsammlungen antiker Münzen für das Cabinet zu erwerben, 1873 diejenige des Generals Fox, eines Großneffen des berühmten Staatsmannes, und 1875 die wissenschaftlich vielleicht noch werthvollere des österreichischen Feldmarschalls und Diplomaten v. Prokesch-Osten. 1876 erfolgte der Ankauf der in Indien gebildeten Sammlung orientalischer Münzen des englischen Obersten Guthrie, 1880 derjenige der nicht minder reichen Sammlung von Mittelaltermünzen des gelehrten Numismatikers H. Grote in Hannover. So hat es F. erreicht, daß die Berliner Sammlung im Laufe weniger Jahre den beiden größten heute vorhandenen Münzcabineten, dem des Britischen Museums und der Nationalbibliothek in Paris, ebenbürtig zur Seite steht. Eine ausführliche Beschreibung der antiken Münzen der Sammlung, die griechischen vollständig umfassend, von den römischen die interessanteren Stücke auswählend, war von ihm ausgearbeitet worden in der Absicht, sie zu veröffentlichen; die reichen Erwerbungen seit 1873 hatten eine durchgreifende Umarbeitung nöthig gemacht, die auszuführen ihm nicht mehr beschieden gewesen ist. War ihm bis dahin fast jedes Stück seiner Sammlung bekannt, so mußte er nun erfahren, daß ihm die eigene Sammlung fremd geworden war. — Sein Amt verwaltete er bis zu seinem Lebensende mit peinlichster Gewissenhaftigkeit; dadurch, daß er viele Jahre lang der einzige Beamte am Cabinet gewesen war, hatte er sich daran gewöhnt, auch als ihm jüngere Kräfte zur Hand gehen konnten, Umordnungen der Sammlung allein oder doch fast allein zu besorgen. Gegen die Besucher des Cabinets zeigte er sich, trotz der Taubheit in seinen späteren Lebensjahren, stets gefällig. Großen Werth hatte er darauf gelegt, alle bedeutenderen Sammlungen, öffentliche wie private, im In- und Auslande allmählich kennen zu lernen, und nicht minder wichtig hielt er es, schon wegen der Eigenartigkeit des heutigen Münzhandels, mit den Directoren der fremden Cabinete und den angesehensten Privatsammlern in stetem brieflichen Verkehre zu bleiben. 1872 war F. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften zum Mitglied gewählt worden. Mommsen ging damals bereits mit dem Gedanken um, neben die beiden von der Akademie herausgegebenen Sammlungen der lateinischen und griechischen Inschriften und

nach ihrem Vorbild eine weitere zu stellen, welche das gesammte Material der antiken Münzen umfassen solle, hierbei war auf Friedlaender's reiche Erfahrung gerechnet worden. Der Plan war aber, wie F. erkannte, noch verfrüht, es bedurfte noch vieler Vorarbeiten, und jetzt, wo der unter Imhoof-Blumer's Leitung zu Stande gekommene 1. Bd. vorliegt, ergibt sich immer klarer, daß ohne die Förderung und Mitwirkung der Numismatiker des Auslandes ein derartiges Unternehmen nicht durchzuführen wäre. Mitten in der erfolgreichsten Thätigkeit am Museum richtete F., eben von einer Urlaubsreise zurückgekehrt, im September 1874 ein Abschiedsgesuch an das Ministerium und gleichzeitig an die Akademie. Minister v. Falk, der bei der Reorganisation der Museen Friedlaender's Ansichten nicht nur eingeholt, sondern auch in sehr wesentlichen Punkten befolgt hatte, legte das Gesuch bei Seite, die Akademie aber machte F. auf E. Curtius' Anregung 1875 zu ihrem Ehrenmitgliede.

Was Friedlaender's numismatische Schriften auszeichnet, ist vor allem, daß sie die Disciplin in ihrem weitesten Umfang behandeln, daß er für die allerverschiedensten Gebiete derselben bald größere Monographien, bald Zeitschriftaufsätze geliefert, und bei seinem reichen Wissen und scharfen Urtheil überall wissenschaftlich fördernd eingegriffen hat. Die „Münzen des Johanniterordens auf Rhodus" (Berlin 1843), der „Fund von Obersitzko" (ebd. 1844), „Die Münzen der Ostgothen" (Berlin 1844), „Die Münzen der Vandalen" (Leipzig 1849), „Die Oskischen Münzen" (ebd. 1850), „Münzen und Medaillen des Benvenuto Cellini" (Berlin 1855) gehen parallel neben einer Fülle von größeren und kleinen Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten der griechischen, römischen, byzantinischen und mittelalterlichen Münzkunde. Die von ihm gemeinsam mit seinem Collegen Pinder begonnenen „Beiträge zur älteren Münzkunde" (Berlin 1851), die erste streng wissenschaftliche deutsche Zeitschrift auf diesem Gebiete, der die Revue numismatique française zum Vorbild gedient hatte, war unter den damaligen Verhältnissen noch nicht lebensfähig, ihr Programm ist später von der (Wiener) „Numismatischen Zeitschrift" (1868 begonnen) und von der durch Friedlaender's Assistenten A. v. Sallet 1872 begründeten „Zeitschrift für Numismatik" wieder aufgenommen worden, wobei F. dem letzteren ein allzeit treuer Mitarbeiter wurde. Im Anschluß an Mionnet's „Description des médailles antiques" hatte er zunächst zum persönlichen Gebrauch das „Repertorium zur antiken Numismatik" zusammengestellt, das nach des Verfassers Tode von R. Weil (Berlin 1885) herausgegeben worden ist. Als Vorarbeit für die in Aussicht genommene Veröffentlichung des ausführlichen wissenschaftlichen Katalogs der griechischen Münzen des Berliner Museums erschien 1873 das Verzeichnis einer Auswahl der wichtigsten und schönsten Stücke, welche im Münzcabinet auf Schautischen zu allgemeiner Betrachtung dargeboten sind (F. u. v. Sallet, „Das Königliche Münzcabinet", Berlin 1873. 2. Aufl. 1877). Was diesem Buche seinen besonderen Werth gab, war, daß F. hier es zum ersten Mal unternommen hat, auf Grund geographischer Anordnung die Stilunterschiede im Bereiche der griechischen Kunst in großen Zügen festzulegen, an einer Denkmälerclasse, über deren Heimath ein Zweifel nicht möglich war. Auf der hier gegebenen Grundlage weiter zu bauen hat sich in den folgenden Jahren vor allem der englische Numismatiker B. V. Head angelegen sein lassen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind heute Gemeingut der Archäologie, die sich vielfach nicht mehr bewußt ist, wieviel sie beim Studium der griechischen Kunstgeschichte numismatischer Mitarbeit zu verdanken hat. Den Abschluß in Friedlaender's numismatischen Arbeiten bildeten „Die italienischen Schaumünzen des 15. Jahrhunderts (1430—1530)", Berlin 1882, zuerst im Jahrbuch der Königlichen Museen

erschienen; dieses Buch behandelt die damals wenig beachteten großen italienischen Gußmedaillen, soweit ihre Herkunft durch die beigefügten Künstlernamen gesichert ist, eine Gattung von Kunstdenkmälern, bei denen eine stattliche Reihe der tüchtigsten Bildhauer, Maler und Goldschmiede jener Zeit mitgewirkt haben, Allen voran der Veroneser Maler Vittorio Pisano. Friedlaender's treffliche Kenntniß italienischer Geschichte und Kunst, sein Spürsinn, der auch den entlegensten Nachrichten über die Künstler und ihre Darstellungen nachging, — er war mit Jakob Burckhardt enge befreundet, und viele Jahre bei diesem in Wenken (Kt. Basel) ein gern gesehener Gast — hat ein grundlegendes Werk auf diesem Gebiete der Kunstgeschichte geschaffen; die italienischen Reisen seiner späteren Jahre haben ganz vorzugsweise der Ausarbeitung dieses Werkes gegolten, und immer von neuem kehrt er dabei mit dem Ergebniß heim, daß, was an solchen Denkmälern in den dortigen Sammlungen sich findet, den Vergleich nicht auszuhalten vermag mit dem, was davon das Berliner Cabinet besitzt; dieses aber hatte die Reihen erworben aus seines Vaters Sammlung, dem der Verfasser mit seinem Buche hier ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Mit den numismatischen Arbeiten aber ist Friedlaender's litterarische Thätigkeit in keiner Weise erschöpft. Sein überaus reges Interesse für Kunst und Litteratur gibt sich noch auf recht verschiedenem Gebiete zu erkennen. Seiner schon hoch betagten Mutter, die des Englischen nicht mächtig war, veranstaltete er eine Uebersetzung von Washington Irving, Leben Oliver Goldsmith's, Berlin 1858, zum hundertjährigen Geburtstage Gottfried Schadow's die Sammlung seiner „Aufsätze und Briefe" (Düsseldorf 1864), eine Arbeit, zu der ihn auch verwandtschaftliche Beziehungen veranlaßt hatten; lediglich Interesse für die darin vorkommenden Persönlichkeiten führte ihn dazu, „Briefe und Berichte des Generals und der Generalin von Riedesel aus dem nordamerik. Kriege" (Freiburg 1881) neu herauszugeben. Im gleichen Jahre bearbeitete er mit Benutzung archivalischer Quellen eine Episode der brandenburgischen Geschichte: „Markgraf Carl Philipp von Brandenburg und die Gräfin Salmour" (Berlin 1881). An Goethe und Lessing, seinen Lieblingsschriftstellern, hatte er sich seinen Stil gebildet. Mit einer gewissen Vorliebe sucht er auf seinen vielen Reisen die Stätten auf, wo Goethe einst gelebt, so die Wertherstätten in Wetzlar (Grenzboten 1855); erlaubte es ihm irgend die Zeit auf der Durchreise in Frankfurt, so sehen wir ihn Goethe's Vaterhaus besuchen und die Grabstätte der Frau Rath. Das rege Interesse für Lessing gehörte für F. zur Familientradition; es war hervorgegangen aus des Großvaters nahem Verhältniß zu Moses Mendelssohn, der Vater war ihm darin gefolgt, hatte für seine große Autographensammlung eine stattliche Reihe von Briefen und Manuscripten Lessing's erworben, mannichfache Erinnerungen an Lessing waren in diesem Kreise mündlich fortgepflanzt; unter den Söhnen war es Julius F., der hierfür am lebhaftesten Verständniß zeigte, an Lessing's scharfem Geist und unbeugsamer Wahrheitsliebe hat er sich seinen Charakter gebildet. Auf seine Veranlassung ist das von J. H. Tischbein d. Ae. gemalte Bildniß des jungen Lessing, das vom Stadtrath F. einst erworben und als Familienschatz aufbewahrt wurde, der Nationalgalerie geschenkt worden (Nr. 356 des Jordan'schen Katalogs). „Minna v. Barnhelm, nach der Handschrift in meines Vaters Sammlung verbessert herausgegeben" lautet eine handschriftliche Notiz Friedlaender's, sie bezieht sich auf die 1870 in Leipzig bei W. Engelmann erschienene Ausgabe, ein schönes Zeugniß für den feinen Geschmack des Herausgebers, der seinen Namen zu nennen verschmäht hat. — F. starb am 4. April 1884; er ruht bei den Gräbern seiner Eltern auf dem alten Marienkirchhof am Prenzlauer Thor.

Mit Benutzung von Friedlaender's Tagebüchern und handschriftlichem Nachlaß im Besitz des Herrn Geheimen Archivrathes Dr. E. Friedlaender in Berlin. — Zur Geschichte der Königlichen Museen in Berlin. Festschrift zur Feier des 100jähr. Bestehens, 1880. Nekrologe: R. Schoene, Jahrbuch der Königlichen Museen V, 149 ff., A. v. Sallet, Zeitschr. f. Numismatik XII, 116 ff. — Ueber B. Friedlaender Zeitschr. f. Num. XXIV, 1 ff.

R. Weil.

Friedlaender: Karl F., Arzt und pathologischer Anatom, geboren zu Brieg am 19. November 1847, war seit 1869 Arzt, von 1874—79 Assistent bei v. Recklinghausen in Straßburg, übernahm hierauf die Stellung als pathologischer Prosector am Städtischen Krankenhause Friedrichshain in Berlin, habilitirte sich hier gleichzeitig als Privatdocent, erkrankte jedoch an Lungentuberkulose und starb wenige Monate, nachdem er durch den Professortitel ausgezeichnet worden war, am 13. Mai 1887 in Meran, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte. F. begründete 1883 die „Fortschritte der Medicin", die er bis zu seinem Tode auch herausgab. Außerdem ist F. Verfasser sehr wichtiger anatomischer und pathologisch-histologischer Arbeiten, deren Verzeichniß in einer ausführlichen Biographie von Weigert (Fortschritte d. Medicin 1887, S. 321—329) gegeben ist. Am bekanntesten ist F. durch die 1883 erfolgte Publication über die „Mikrokokken der Pneumonie", sowie durch sein in 2. Auflage erschienenes Werk „Die mikroskopische Technik zum Gebrauch bei pathologisch-anatomischen Untersuchungen" geworden.

Biogr. Lexikon, hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt II, 444; VI, 803.

Pagel.

Friedreich: Nicolaus F., Arzt und Professor der Medicin in Heidelberg, daselbst am 6. Juli 1882 gestorben, wurde am 31. Juli 1825 zu Würzburg als Sohn von Johannes Bapt. F. (s. A. D. B. VII, 400) geboren. Er begann 1844 seine medicinischen Studien in seiner Vaterstadt und setzte dieselben 1847 während eines Semesters in Heidelberg fort. Nachdem er in den Jahren 1849—50 seine Approbation als Arzt sowie die Doctorwürde erlangt hatte, wurde er Assistent des erblindeten Professors Karl Friedrich v. Marcus in Würzburg, habilitirte sich daselbst 1853 als Privatdocent für specielle Pathologie und Therapie und widmete sich sehr eifrig pathologisch-anatomischen Forschungen unter Leitung Virchow's. Als dieser 1857 wieder nach Berlin zurückberufen wurde, erhielt F. die außerordentliche Professur der pathologischen Anatomie, die er nur bis 1858 bekleidete, um dann einem Ruf als ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie, sowie als Director der medicinischen Klinik nach Heidelberg zu folgen. In dieser Stellung verblieb F. bis zu seinem Tode, der nach langen Leiden von F. an den Folgen eines Brustaneurysmus eintrat.

F. gehört zu den hervorragendsten Klinikern in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat nicht weniger als 8 größere Werke und 51, meist sehr bedeutsame Abhandlungen veröffentlicht. Er pflegte verschiedene Theilgebiete der inneren Medicin, besonders bereicherte er die Kenntnisse von den Herz- und Nervenleiden. Seinen Ruf als Diagnostiker begründete F. zunächst mit der 1861, und 1867 in 2. Auflage erschienenen Monographie: „Die Krankheiten des Herzens", während sein Name noch gegenwärtig an das bekannte Symptom bei einem bestimmten Rückenmarksleiden geknüpft ist, worüber er in mehreren Abhandlungen berichtete: „Ueber degenerative Atrophie der spinalen Hinterstränge", „Ueber Ataxie mit beson-

derer Berücksichtigung der hereditären Formen" (Virchow's Arch. 1863) und in der selbständig erschienenen Schrift: „Ueber progressive Muskelatrophie, über wahre und falsche Muskelatrophie" (Berlin 1873). Die übrigen, zahlreichen Arbeiten Friedreich's betreffen außerordentlich verschiedene Capitel der inneren Medicin, von deren Aufzählung hier abgesehen werden kann. Eine ungefähre Inhaltsangabe derselben, sowie die sonstige eingehende Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung und Leistungen Friedreich's liefern die sogleich zu nennende Quelle und die daselbst genannten Nekrologe.

Biogr. Lexikon, hrsg. von A. Hirsch u. E. Gurlt II, 446.

Pagel.

Engerth*): Eduard Ritter von E., Historienmaler, geboren am 13. Mai 1818 zu Pleß in Preußisch-Schlesien als Sohn des Hofmalers des Herzogs von Anhalt-Köthen E. empfing seinen ersten Unterricht, auch im Zeichnen und Malen, daselbst und bezog neunzehnjährig, 1837, die Wiener Akademie, an welcher er unter Führich und Kupelwieser studirte. Er schloß sich besonders an Kupelwieser, welcher seit 1836 an der Akademie wirkte, mit aller Hingebung an, und wandte sich zunächst der religiös-romantischen Historienmalerei zu, wie die beiden genannten Meister sie gegenüber den classicistischen Traditionen der Schule Füger's und der Wiener Genremalerei Danhauser's und Waldmüller's begründet hatten. Auch in der Technik des Fresko empfing E. bei Kupelwieser frühzeitig Unterweisung. Im J. 1840 erhielt E. den Lampi'schen Modellpreis und den Gundel'schen Preis, der ihm auch 1841 wieder verliehen wurde und erwarb sich während seiner Studienzeit überhaupt alle Preise, welche die Akademie zu vergeben hatte. Sein erstes Bild war „Haman und Esther", sein zweites „Der Kampf des Königs Ladislaus mit dem Kumanier Akus" und übte sich auch in Landschaften und Genrebildern, die er außerhalb des akademischen Unterrichtes schuf, um sich damit den Unterhalt zu verdienen, denn er war schon in jungen Jahren fast ganz auf seiner Hände Arbeit angewiesen. Im J. 1844 entstand das in der kaiserlichen Gemäldegalerie befindliche Bild „Josef's Traumdeutung", das ihm die goldene Staatsmedaille einbrachte, zwei Jahre später die im Auftrage des Erzherzogs Karl geschaffene Darstellung „Kaiserkrönung Rudolfs von Habsburg". Im J. 1847 ging E. als kaiserlicher Pensionär nach Rom, wo er bis 1853 verblieb, in regem Verkehre mit dem um Cornelius gescharten Künstlerkreise. E. benützte den römischen Aufenthalt zu intensivem Studium der alten Meister und der Natur, wie dies damals aufgefaßt wurde, seine Technik vertiefte er gründlich und arbeitete unablässig an seiner geistigen Ausbildung, vor allem auf historischem Gebiete. Dem bald nach seinem Eintritte in die römische Welt geschaffenen Bilde „Eine Episode aus der Sintfluth" folgte in den letzten beiden Jahren seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt das große Werk: „Die Gefangennehmung der Kinder Manfred's durch die Reiter Karl's von Anjou (1266)", womit er großen Erfolg hatte; es sollte nach London verkauft werden, E. fühlt sich aber als kaiserlicher Pensionär verpflichtet, das Gemälde nach Wien zu bringen, wo es in die kaiserliche Galerie aufgenommen wurde.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er zum Director der Prager Akademie an Stelle Ruben's ernannt, große Aufträge führten ihn

*) Zu S. 380 oben.

aber oft und für längere Zeit nach Wien, wo er unter Führich's Oberleitung mit Kupelwieser, Schulz, Binder, Schömann, Mayer, Blaas und Dobiaschofsky die malerische Ausschmückung der Altlerchenfelder Kirche zu besorgen hatte, die mit dem Arsenale den Ausgangspunkt der modernen Monumentalarchitektur Wiens bildete. Mag uns E. heute in allem, was er geschaffen, durchaus fremd und veraltet erscheinen, so gehört er für jene Zeit mit den drei Letztgenannten den anderen Mitarbeitern gegenüber zu den Modernen und Realisten. E. hatte das linke Seitenschiff der Kirche mit vierzehn Bildern zu versehen und als hervorragender Kenner der Freskotechnik außerdem auch die Führich'schen Entwürfe für das Presbyterium, darunter das mit 60 Figuren ausgestattete Hauptaltarbild, dessen größte Figuren über 6 Meter hoch sind, auszuführen, wobei er im engsten und regsten Contacte mit Führich dessen künstlerische Absichten in vollkommen entsprechender Weise zum Ausdruck zu bringen wußte. Auch in Prag entwickelte E. eine intensive Thätigkeit, vor allem malte er in der Zeit seines dortigen Wirkens zahlreiche Porträts, darunter zwei Bilder der Kaiserin und zwei Bilder des Kaisers, deren eines, im Toisonornat, sich im Prager Landtagssaale, das andere, in Marschallsuniform, auf der österreichischen Botschaft in Paris befindet. Zu Anfang der 60er Jahre entstand das große Gemälde: „Prinz Eugen übersendet die Botschaft des Sieges bei Zenta an den Kaiser", welches vom Kaiser angekauft wurde und sich in der Ofener Burg befindet. 1865 wurde E. an die Wiener Akademie berufen und sofort zur Mitarbeit an der malerischen Ausstattung des Hofoperntheaters von van der Nüll und Siccardsburg herangezogen. E. erhielt die Aufgabe, die Kaisertreppe und den Kaisersaal mit Gemälden zu schmücken, für erstere wählte er Motive aus der Orpheussage, für den Saal Scenen aus der „Hochzeit des Figaro", beide Cyklen sind in Fresko, jene in Grisaille, grau in grau, diese in Farben ausgeführt, sie stehen zwar nicht so hoch wie die Arbeiten Schwind's, Rahl's und Laufberger's, machen aber auch heute noch die beste Wirkung und gehören zu den vorzüglichsten Arbeiten des Künstlers. Die Cartons hierzu befinden sich im kunsthistorischen Hofmuseum.

Im J. 1867 wurde E. vom Kaiser beauftragt, der ungarischen Königskrönung des Kaiserpaares beizuwohnen, er vollendete 1871 das darauf bezügliche große figurenreiche Bild, das sich ebenfalls in der Ofener Burg befindet. Diesem Werke folgten nur mehr wenige Schöpfungen: „Der Tod der Eurydike" (im Prager Rudolfinum) und mehrere Porträts. Seine Lehrthätigkeit an der Akademie und seine Mitwirkung bei der Lösung aller großen Kunstfragen Wiens nahm ihn stark in Anspruch, er mochte wol auch fühlen, daß seine Zeit vorüber sei. Im J. 1871 erfolgte seine Ernennung zum Director der kaiserlichen Galerie, welche damals noch im Belvedere untergebracht war. Erst im J. 1877 zog E. sich auf diese Stellung ganz zurück. Darüber, ob ein Künstler und nicht ein Kunstgelehrter an die Spitze einer großen Galerie gehört, gehen die Ansichten auseinander, und es läßt sich gewiß Vieles gegen die Leitung solcher Kunstinstitute durch Künstler einwenden. Sicher aber ist, daß E. sich mit größter Hingebung dem ihm übertragenen Amte gewidmet hat und im großen und ganzen ein ausgezeichneter Director der berühmten Sammlung gewesen ist. Als erste und wichtigste Aufgabe betrachtete er die Abfassung eines beschreibenden Kataloges an Stelle der knappen und unzureichenden Verzeichnisse, welche bis dahin vorlagen. Der 1. Band (die italienische, spanische, französische Kunst umfassend) erschien 1882, der 2. Band (die niederländischen Schulen) 1884, der Schlußband (die deutschen Schulen) 1886. Das Werk ist heute durch Besseres und tiefer Begründetes überholt, für seine Zeit aber und

angesichts der vorgelegenen ungenügenden Vorarbeiten war es eine sehr anerkennenswerthe That und hat den vielen Tadel, den es erfuhr, nicht verdient. E. war kein Kunstgelehrter, die wissenschaftliche Schulung und Büchergelehrsamkeit fehlte ihm, aber er war ein feinsinniger, höchst objectiv urtheilender Künstler und sein Gefühl traf meist das Richtige, wo Documente und andere litterarische Hülfe fehlten. E. bemühte sich ernst und hingebungsvoll, wissenschaftliche Kenntnisse zu sammeln und ward ein Kenner voll Scharfsinn und guten Urtheils. In den Jahrbüchern der kunsthistorischen Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses hat er eine ganze Reihe trefflicher Arbeiten veröffentlicht. 1892 trat E. in den Ruhestand, nachdem er schon im Weltausstellungsjahre (1873) in den Ritterstand erhoben, 1872 zum Regierungsrath, 1891 zum Hofrath ernannt worden war. Mit Eitelberger, dem Begründer des österreichischen Museums in vertrautem geistigen Verkehre stehend, nahm er auch an der Förderung dieses Institutes regen Antheil und gehörte seit 1867 dem Curatorium des Museums und seit Begründung der Kunstgewerbeschule desselben dem Aufsichtsrathe dieser Anstalt an. Zu seinen zahlreichen Schülern gehören: Karger, Simm, Charlemont, Julius Berger, Rumpler. Er war ein liebenswürdiger, ernster, charaktervoller Mann, voll Theilnahme für jeden tüchtig Strebenden, sein Name wird stets einen Ehrenplatz in der österreichischen Kunstgeschichte einnehmen. E. ist am 28. Juli 1897 gestorben und auf dem Friedhofe in Hietzing-Wien beerdigt.

Eduard Leisching.

Fernkorn*): Dominik Anton Ritter von F., Erzgießer und Bildhauer, geboren am 17. März 1813 zu Erfurt als Sohn des Directors des dortigen Hospitals Heinrich F. und der Frau Martha, geb. Kudelbach, erlernte das Gürtler- und Bronzegießergewerbe und erwarb frühzeitig auch mancherlei mechanisch-technische Kenntnisse, die er zunächst in militärischen Diensten, bei der Artillerie zu verwerthen suchte, wo er es in der Erfurter königlich preußischen 3. Artilleriebrigade bis zum Bombardier brachte. Hier litt es ihn nicht lange, nach dreieinhalbjähriger Dienstzeit (1832—1835) wandte er sich nach München und trat in die königliche Erzgießerei ein, die seit den zwanziger Jahren unter des berühmten Inspectors Baptist Stiglmayer's Leitung stehend sich zur ersten Gießerei Deutschlands erhoben hatte. Bald schwang sich F. zu einem der besten Mitarbeiter des Meisters auf. Im Vereine mit Ferdinand v. Miller bethätigte er sich am Gusse der von Schwanthaler entworfenen zwölf Colossalfiguren bairischer Herrscher für den Thronsaal des Münchener Königsbaues, deren Feuervergoldung durch Miller eine allgemein bewunderte, epochemachende Leistung war, und an Thorwaldsen's Stuttgarter Schillerstatue; selbständig goß er eine Copie dieser Statue für den Kaiser Nicolaus. Schon früher zeichnerisch und als Modelleur thätig, hat F. hierin doch nie strenge akademische Schulung genossen, auch in Schwanthaler's Atelier, in das er kurz nach seiner Ankunft in München aufgenommen ward, verblieb er nur kurze Zeit. Was F. als Praktiker geworden, verdankte er nur der eigenen Kraft, seinem unermüdlichen, von Schulzwang und Tradition unberührten Arbeiten, seinen unabläßigen Versuchen, copirend und frei schöpferisch Gewalt über Form und Material zu gewinnen, alle Arten plastischer Techniken beherrschen zu lernen. Daher seine eigenthümliche Stellung unter den Bildhauern der Zeit, die frische originelle Art seiner Compositionen, das Lebendige, Moderne in ihnen. Gleichwol erinnert nichts an den Autodidakten, er studirte ohne Unterlaß Natur und Leben, nicht andere Künstler. Den geistigen

*) Zu S. 521 oben.

Strömungen der Zeit konnte und mochte er sich freilich nicht entziehen, auch er war Romantiker und blieb es sein ganzes Leben, aber er war keine von den krankhaften, problematischen Naturen, sondern von gesunder tüchtiger Art, mit reicher Phantasie begabt, weder phantastisch noch manierirt, und vor allem ein Künstler, der, was vielen Zeitgenossen gebrach, aus der souveränen Beherrschung alles Handwerklichen seiner Kunst die besten Kräfte zog.

Im J. 1840 wandte sich F. nach Wien, ausgestattet mit guten Empfehlungen. Eines dieser Zeugnisse lautete: „Anton F. aus Erfurt wurde seit einigen Jahren in der königlichen Erzgießerei dahier beschäftigt. Seine glücklichen Anlagen zu der Kunst machten es dem Unterzeichneten möglich in allen Fächern, welche bei dieser Anstalt vorkommen, ihn sehr vortheilhaft zu verwenden. F. ließ diese sich ihm darbietende Gelegenheit nicht unbenützt, indem er nicht nur in den technischen Arbeiten, nämlich im Formen, Gießen, Ciseliren, dann im Graviren und im Feuervergolden colossaler Statuen eine große Uebung erlangte, sondern er erlangte im Modelliren eine solche Geschicklichkeit, daß er in der Bronzesculptur als tüchtiger Meister allenthalben empfohlen werden kann. Was seine Eigenschaften noch erhöht, ist sein äußerst liebenswürdiger sittlicher Charakter, wodurch er sich die vollkommenste Zufriedenheit des Unterzeichneten und die Achtung aller seiner Mitarbeiter in einem hohen Grade erworben hat — dies bezeugt, München den 10. März 1840, Joh. Bapt. Stiglmaier, königl. Erzgießereiinspector". Ein anderes Zeugniß besagte: „Ich Endesgefertigter bezeuge hiemit, daß Anton Fernkorn aus Erfurt während seines Aufenthaltes in München im J. 1837 die Akademie der bildenden Künste dahier beinahe ein Jahr lang besucht, sowol nach der Antike als nach dem Naturmodelle studirt, nebenbei in meinem Atelier gearbeitet und sich durch Fleiß, Fortschritte und Wohlverhalten ausgezeichnet habe. München 19. März 1840, L. Schwanthaler, Professor". Nochmals, im J. 1851, als F. längst in Wien thätig war, ließ er, wol um sich hier einflußreichen Kreisen neuerlich zu empfehlen, von der Inspection der Münchener Erzgießerei, nun von Stiglmayer's Nachfolger und Neffen Ferdinand v. Miller, bestätigen, daß er sich dort in allen Zweigen der Gießkunst ausgebildet habe und „daß ihn seine Erfahrungen, Kenntnisse und Geschicklichkeit befähigen, ein größeres Werk in Erz auszuführen". Damals also trug er sich schon mit dem Plane seiner künftigen Monumentalwerke und wol auch mit der Absicht der Errichtung einer eigenen Gießerei. Hierzu kam er jedoch erst mehrere Jahre später.

Welche besondere Umstände F. im J. 1840 zu seiner Uebersiedlung nach Wien veranlaßten, läßt sich nicht feststellen, nur so viel wissen wir, daß sein Bruder, ebenfalls ein geschickter Bronzearbeiter und in der Feuervergoldung besonders tüchtig, sich in Wien bereits ansässig gemacht und wol Aussicht auf lohnende Beschäftigung eröffnet hatte. Daß die Monumentalplastik mit Ausnahme der Grabmalsculptur damals in Wien ganz darniederlag, konnte F. jedoch nicht unbekannt sein. Die Tradition der Mattielli, Mader, Paul Strudel, Raffael Donner, Hagenauer, der Beyer, Joh. Martin Fischer, Zauner war längst verkümmert. Schon der Wiener Classicismus war weitaus weniger plastikfreundlich als die Barocke, unter deren Einfluß die Architektur einen so gewaltigen Aufschwung in Wien und Oesterreich genommen und auch die Sculptur so reichlich in Nahrung gesetzt hatte; aber der Classicismus brachte doch noch eine Reihe bedeutender Werke hervor, wie Zauner's Kaiser-Josef-Denkmal, das schon als monumentaler Erzguß, der durch die Barocke ganz vernachlässigt worden war, eine besondere Stelle in der österreichischen und deutschen Kunst einnahm. Auch Zauner's Karyatiden am Palais Frieß (Pallavicini) gegenüber dem Kaiser-Josef-Denkmal sind eine für die Zeit

hervorragende Leistung. Dann aber verfiel das Kunstleben Wiens auf diesem Gebiete ersichtlich; Zauner's Nachfolger Kiesling, Klieber, Schaller waren wol tüchtige Modelleure und Techniker, aber keine schöpferischen Kräfte, ganz der pedantischen, dem Leben abgewandten, antikisirenden Richtung der Zeit ergeben vermochten sie nicht Schule zu bilden. Immerhin wäre ihnen, hätten sie mehr Unterstützung durch größere Aufträge empfangen als es der Fall war, vielleicht eine reichere Entwicklung beschieden gewesen; so aber wurden damals aus politischen Gründen nur italienische Künstler geringerer Art, wie Marchesi und Manfredoni, die Schöpfer des Kaiser-Franz-Denkmals im inneren Burghofe, mit Staatsaufträgen versehen und auch diese flossen nur spärlich. Durch die Napoleonischen Kriege furchtbar erschöpft, besaßen Wien und Oesterreich, Hof, Staat und Gesellschaft keine Mittel für die monumentale Plastik, auch die Architektur lag seit den Tagen Peter v. Nobile's, des Erbauers des Burgthores und Theseustempels, und Schemerl v. Leytenbach's, welcher das Gebäude der von Kaiser Franz 1815 begründeten technischen Hochschule geschaffen hatte, gänzlich darnieder. Es kam für Wien die bureaukratische Bauthätigkeit Sprenger's, welcher nichts vom Künstler hatte, nur Beamter war und sein wollte und einen Alles beherrschenden Einfluß ausübte. Nur die gewöhnlichsten Nutzbauten wurden errichtet, ein nüchterner spießbürgerlicher Geist zeigte sich allerorten, auch an der Akademie. Schon in den Tagen Füger's, der aber immerhin ein bedeutender Künstler war, ward das Kunststudium pedantisch geregelt, allmählich ganz in bureaukratische Fesseln geschlagen. Specialateliers und Meisterschulen für Bildhauer gab es hier nicht, nur eine allgemeine Bildhauerclasse, welche ihre Schüler gerade so weit brachte, daß sie schlecht und recht vorgebildet im Auslande, zunächst in Rom, später in Dresden, ihre weitere Entwicklung suchen konnten. So blieben die Verhältnisse bis in die vierziger Jahre. Erst unmittelbar vor dem Sturmjahre wurden von zwei Wiener Bildhauern von solidem aber bescheidenem Können plastische Arbeiten geschaffen, die für jene Zeit Aufsehen erregend waren, weil sie aus der üblichen Schablone heraustraten: die Statuen der heil. Anna und des heil. Rudolf von Bauer und das Tympanonrelief von Dietrich an der von Rösner in der Praterstraße erbauten Johanneskirche, die in gewisser Hinsicht die moderne Monumentalarchitektur Wiens eingeleitet hat. Es fehlte aber zunächst an Nachfolge und fördernder Stimmung der Gesellschaft, auch an allem Anderen, dessen die große Plastik zu ihrem Gedeihen bedarf: die von Zauner in den Werkstätten der k. k. Artillerie für den Guß seines Kaiser-Josef-Denkmals von 1800—1803 geschaffenen Einrichtungen waren verkümmert, seine Gießer schon von Canova nach Rom entführt worden, die Eisengießereien mit Ausnahme der fürstlich Salm'schen in Blansko in Mähren waren nur für die Erzeugung unkünstlerischer Marktwaare mit dem Nothwendigsten versehen, die reichen Marmorbrüche des Staates fast außer Betrieb. Nur in Prag herrschte von 1840—1850 ein regeres, auch der Plastik günstigeres Kunstleben, mehrere Mitglieder des damals noch durchweg deutschen Adels in Böhmen, wie die Rohan, Thun, Schönborn, Nostitz-Rieneck, Aehrenthal wirkten in der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde und in offener Opposition gegen Wien für die Uebung künstlerischer Thätigkeit, die Prager Akademie wurde reorganisirt, Monumente wie das des Kaisers Franz I. (1845) von Kranner und Josef Max legen Zeugniß für dieses Streben ab. Gießen konnte man freilich auch in Prag nicht, das Franz-Denkmal mußte bei Burgschmiedt in Nürnberg, das 1848 von Hähnel errichtete Denkmal Karl's IV. in Lauchhammer in Sachsen ausgeführt werden. Diese Prager Bestrebungen übten aber keinen Einfluß auf Wien, hier wurde nur die Kleinplastik gepflegt, nicht ohne Verdienst, aber in bescheidenem Maaße. Die guten Traditionen

der kaiserlichen Porzellanmanufactur, an welcher um 1800 ein Meister wie Anton Grassi treffliche figurale Arbeiten hervorbrachte, waren freilich nicht mehr lebendig, aber man begann doch wenigstens der industriellen Bronzeplastik neue Aufmerksamkeit zuzuwenden; der aus Bayreuth eingewanderte Hollenbach unternahm mit Erfolg den Versuch, die in den Tagen des Wiener Congresses unter Führung des Joh. Georg Danninger hoch entwickelt gewesene, in den dreißiger Jahren aber wieder zur Gürtlerei herabgesunkene Kunstbronze in Wien neu zu begründen. Mehrere Bildhauer, wie Rammelmayr und Preleuthner stellten sich der Industrie zur Verfügung; auch der Ungar Alexi modellirte kleine Plastik zum Zwecke der Vervielfältigung in Bronze, Karl Schuh und Petrowitsch wandten sich, wie später der ausgezeichnete Karl Haas, der Galvanoplastik zu und Petrowitsch goß auch Medaillen und war einer der Ersten, die in Wien die Bildgießerei künstlerisch entwickelten. Hof, Staatsregierung und Adel nahmen auch hieran zunächst kein Interesse; war die Prager Kunstpflege eine aristokratische, so die Wiener jener Tage eine rein bürgerliche, das Bürgerthum aber hatte wenig Geld, Alles mußte billig sein. So gehörte viel Entsagung und Geduld dazu, um überhaupt fortzuarbeiten und einer besseren Zukunft den Boden zu ebnen.

Daran hat nun F. den größten persönlichen Antheil, ein halbes Menschenalter hat er kleinlichen drückenden Verhältnissen Stand gehalten, den Muth nicht verloren, sich und Andere in tüchtiger Arbeit weiter entwickelt, um dann, als große Aufgaben gestellt wurden, wie mit einem Schlage zur freudigsten Ueberraschung Aller als fertiger großer Meister sich zu erweisen. Als er nach Wien kam, schloß er sich an Preleuthner an, der aus der Schule Schaller's hervorgegangen, um die Mitte der dreißiger Jahre in den Jahresausstellungen der Akademie bei St. Anna durch ein Basrelief „Perseus die Andromeda befreiend" und „Der Fischer" nach Goethe's Gedicht, sowie durch Statuetten des Meisters Pilgram, Beethoven's und Mozart's die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich gelenkt hatte. In diesem Rahmen arbeitete er durch Decennien fort, später auch für einige Monumentalaufgaben herangezogen, auch im Großen immer peinlich genau und correct und auf sorgsame Behandlung des Details bedacht, kein Meister, ohne den die Dinge nicht auch den Lauf genommen hätten, wie sie ihn nahmen, aber auch keiner, der ihn störte oder hemmte. Obwol F. schon in den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes zweifelsohne selbständig modellirte, worüber wir allerdings nichts Näheres wissen, so wird er doch zunächst hauptsächlich als Gießer thätig gewesen sein. Er theilte längere Zeit mit Preleuthner ein kleines Atelier in der Canalgasse in der Mariahilfer Vorstadt, mit Preleuthner führte er zunächst auch gemeinschaftlich einige Arbeiten aus. In diesem Atelier entstand auch das im Galoppsprung ausgeführte Pferd, eine Studie, die F. dann beim Entwurfe des Erzherzog Karl-Monumentes verwerthete. Die Statuetten der vier Componisten Gluck, Beethoven, Mozart und Haydn, welche Preleuthner 1843 ausstellte, waren von F. gegossen und ciselirt. F. trat rasch in freundschaftliche Beziehungen zu Künstlern wie Carl Geiger und Straßgandtner und zu Industriellen wie Glanz, der im Eisenfeinguß damals für Wien Ueberraschendes leistete. Man wird nicht fehl gehen mit der Annahme, daß F. sich mit der Erzeugung gangbarer industrieller Bronzen seinen Lebensunterhalt sicherte. Aber er modellirte auch, und zwar auch für andere Techniken, auch als Holzschnitzer war er thätig, so an einem kostbaren figurenreichen Schrank, den der Kaiser der Königin von England zum Geschenke machte. Die Wiener Revolution 1848 vertrieb F. aus der Stadt, wir finden ihn von Juli bis December in der freiherrlich Doblhoff'schen Thonwaarenfabrik zu Wagram bei Leobersdorf in Niederösterreich

mit verschiedenen Modellirarbeiten beschäftigt. Es geschah wol aus Gründen persönlicher Sicherheit und um in diesen kritischen Zeiten für alle Fälle einen Alibibeweis in Händen zu haben, daß er sich in einem noch vorhandenen Zeugnisse ausdrücklich bestätigen ließ, sich während der ganzen angegebenen Zeit in Wagram aufgehalten zu haben. Im Spätherbst 1850 ist er dann, wie aus seinem Reisepasse zu ersehen ist, vorübergehend in Blansko, wo er in die Salm'schen Gießerei studirte und daselbst eine Serie Kreuzwegstationen gießen ließ. Am 9. November 1853, im Alter von vierzig Jahren, verheirathete er sich in der Pfarre St. Karl auf der Wieden, in der herrlichen Kirche Fischer's von Erlach, mit Elisabeth Franziska Warmuth v. Schlachtfeld, der Tochter des k. k. Oberlieutenants Sebastian Warmuth v. Schlachtfeld, welcher unter Erzherzog Karl die Schlacht von Aspern mitgemacht und sich bei diesem Anlasse besonders ausgezeichnet hatte.

Im selben Jahre, noch vor seiner Eheschließung, hatten sich zwei Ereignisse vollzogen, die für Fernkorn's ganze weitere, leider nur mehr kurze Künstlerlaufbahn von ausschlaggebender Bedeutung wurden. Dank der Vermittlung hochmögender Gönner, welche F. sich in den Kreisen des Adels und Militärs erworben hatte, waren ihm, nachdem er einige Zeit in der Mariahilferstraße, Ecke der Andreasgasse, ein Atelier unterhalten hatte, in welchem die besten Kreise der Gesellschaft verkehrten, im alten Artilleriegußhause einige leerstehende Atelierräume zugewiesen worden, in denen F. allerdings erst zwei Jahre später seine Gießerei einrichtete. In jener Werkstatt in der Mariahilferstraße vollendete er noch die ihm auf Veranlassung des Architekten Winder übertragene Statue des heiligen Georg im Kampfe mit dem Drachen für den Hof des Palais Montenuovo auf dem Heidenschuß in Wien, welche in Blansko in Zinkguß ausgeführt wurde. Mit diesem Werke trat F. in die erste Reihe der zeitgenössischen Bildhauer und hat damit, wie einsichtige Kritiker sofort erkannten, der modernen Plastik in Oesterreich die Wege gebahnt. Die Verwandtschaft mit dem heil. Martin R. Donner's in der Preßburger Krönungskirche, die gleich beim Erscheinen des Werkes hervorgehoben wurde, ist doch äußerlich und liegt mehr im Sujet als in Auffassung und Mache; aber selbst wenn sie näheren Grades wäre, so würde sie den Werth der Leistung Fernkorn's nicht herabdrücken. Für die österreichische Plastik bedeutete die großzügige und dabei durchaus malerische und graziöse Durchbildung des Motivs eine schöpferische That, den Sieg der geläuterten, realistisch gewordenen, aus dem Herzen quellenden Romantik über den äußerlichen, akademisch-pedantischen Classicismus. Der heil. Georg ist der unmittelbare Vorläufer des Erzherzog Karl-Standbildes, mit welchem die monumentale Plastik Oesterreichs aus ihrem langen Schlafe erweckt, ihren historisch-nationalen Aufgaben wiedergegeben wurde.

So eindrucksvoll erwies sich, was F. bisher erreicht hatte, daß der Einrichtung der von ihm sehnlichst erstrebten großen Erzgießerei, deren er zur Ausführung monumentaler Arbeiten dringend bedurfte, nun nichts mehr im Wege stand. Die leitenden Kreise, voran der Kaiser selbst, der allzeit und schon in jungen Jahren ein begeisterter Freund und stets munificenter Förderer der bildenden Kunst war, unterstützten diese Schöpfung. Schon 1855 trat, nach Uebersiedlung der Kanonengießerei in das Arsenal, die Erzgießerei in der Gußhausstraße, an derselben Stelle, an welcher Zauner seinen Josef geschaffen hatte, mit dem Namen einer Kaiserlichen Anstalt, jedoch als Fernkorn's Privatunternehmen, in Thätigkeit, im Wege der Cabinetskanzlei floß ihr materielle Unterstützung des Kaisers zu. Schon früher hatten sich mehrere tüchtige Mitarbeiter um ihn geschaart: der Modelleur Schmidt aus Meiningen,

der Techniker Weißmann, die Bildhauer Pönninger, Schitzinger, Zengler, dann Friedl, Josef Bayer, Rudolf Winder, Niklas Vay.

Bald beschäftigte man sich in Wien mit den ersten Plänen zur Stadterweiterung, der künftigen Niederlegung der die innere Stadt umgürtenden Basteien, auf deren Gründen sich die mit Monumentalwerken aller Art geschmückte Ringstraße erheben sollte. Der historische Sinn, die Erinnerung an die große nationale Vergangenheit erwachte in Oesterreich, man ward sich bewußt, daß man durch Errichtung öffentlicher Monumente Dankesschuld abzutragen hatte an jene Männer, welche sich in schweren Zeiten um das Vaterland hervorragend verdient gemacht hatten. Unter ihnen stand obenan in der jüngsten Geschichte Oesterreichs der Erzherzog Karl, der Kämpfer und Sieger für Deutschlands Ehre auf den Schlachtfeldern von Aspern und Eßlingen. Ihm galt das große Monument, mit dem F. sich nunmehr beschäftigte. Schon 1847, nach dem eben erfolgten Hinscheiden des Erzherzogs hatte F. auf Anregung des Bronzegießers Hollenbach eine kleine 80 cm hohe, 50 cm breite Statuette des Helden modellirt und gegossen und arbeitete seitdem unabläßig an der Ausgestaltung seines gewaltigsten künstlerischen Werkes. Nebenher führte F. in diesen Jahren eine ganze Reihe anderer Arbeiten aus; Romantiker der er war, schon in München mit Gestalten aus der deutschen Vorzeit und Sage beschäftigt und in diesen Neigungen in Wien von Preleuthner und seinem Kreise bestärkt, schuf er für den Grafen von Reichenbach sechs Statuetten aus dem Nibelungenliede und später, unmittelbar vor seiner Erkrankung, entwarf er die Skizze zu einer dann von seinem Schüler und hervorragendsten Mitarbeiter Pönninger ausgeführten Kleinplastik in Silber: „Hagen versenkt den Nibelungenschatz in den Rhein", welche heute noch den Schauladen des Juweliers Rothe auf dem Kohlmarkte ziert, für den sie hergestellt wurde. Auf des Grafen Károlyi Veranlassung modellirte F. eine 3 m hohe Madonna für die Kirche in Fóth in Ungarn, für das Palais des Fürsten Auersperg in der Josefstadt führte er zwei Kolossalfiguren, „Musik" und „Tanz", in Sandstein aus, daneben modellirte er für die Ausstellungen des österreichischen Kunstvereins diese beiden Allegorien im kleinen Maßstabe und dazu noch „Idylle", „Volksgesang", „Poesie" und „Tragödie", schuf die Victoria zu Sprenger's Kopaldenkmal, welches, in Blansko gegossen, auf dem Glacis in Znaim zur Aufstellung gelangte. Im J. 1857, da F. schon vollauf mit seinem Erzherzog Karl beschäftigt schien, entwarf er eine Reihe großer Plastiken, die in Sandstein ausgeführt wurden: den kolossalen Löwen, welchen Erzherzog Albrecht, der Sohn des Siegers von Aspern, zur Erinnerung an die in dieser Schlacht Gefallenen auf dem Friedhofe daselbst errichten ließ, und im kaiserlichen Auftrage sechs Standbilder der deutschen Kaiser: Heinrich IV., Heinrich V., Philipp von Schwaben, Adolf von Nassau, Rudolf von Habsburg und Albrecht I. für die Vorhalle des Doms in Speier, welche 1858 daselbst zur Aufstellung gelangten. In diese Zeit fallen auch die Darstellungen der 12 Monate für den alten Rathssaal in der Wipplingerstraße und der reizende mit Hülfe Pönninger's geschaffene Bronze-Brunnen in der Passage des von Ferstel 1860 vollendeten Bank- und Börsengebäudes in der Herrengasse. Auch mehrere Porträtbüsten und Statuen, so für Baron Sina, und eine Radetzkybüste für die Stadt Laibach hatte F. in jener Zeit zu arbeiten; nicht zum Vorteile seiner schon erschütterten Gesundheit häuften sich die an ihn gelangenden Aufträge. Auch auf dem Gebiete der Grabdenkmalsculptur bethätigte er sich, u. a. durch Schaffung eines reizenden Denkmals auf dem Petersfriedhofe in Salzburg für die im Alter von 6 Jahren verstorbene Tochter des Wiener Astronomen v. Littrow, Eugenie, welche er mit porträtistisch-individuellen Zügen, das kinderfrische, volle Gesicht von dichten

Haaren umwallt, als dem Grabe entsteigenden Genius darstellte, eines der lieblichsten, freiesten Monumente dieser Art.

Das Erzherzog Karl-Denkmal auf dem Heldenplatze vor der Hofburg, 1860 „dem siegreichen Führer der Heere Oesterreichs errichtet von Franz Josef I.," stellt sich ebenbürtig neben die Werke Rauch's, des größten deutschen Plastikers im 19. Jahrhundert. Wie dieser in seinem Friedrich dem Großen, hat auch F. im Erzherzog Karl-Monument, die übliche Schablone überwindend, einen völlig neuen Typus des historischen Denkmals geschaffen, mit frischem Lebensgefühl, aus persönlicher Empfindung und doch aus der Zeiterscheinung heraus, den dargestellten Helden geschichtlich und menschlich erfassend. Auf Generationen hinaus wird dieses Werk immer in lebendiger Weise wirken und große Empfindungen wecken. Der Erzherzog ist dargestellt auf vorspringendem Pferde, die Fahne des Regiments Zach hoch schwingend, die er im entscheidenden Momente der Schlacht von Aspern ergriff und damit die Oesterreicher zum Sturm und Siege führte; im Entwurfe von 1847, von welchem sich das Original-Metall-Modell noch bei der Firma Hollenbach's Neffen E. und F. Richter befindet und Erzherzog Albrecht Abgüsse für die Erzherzoge Karl Ludwig, Ludwig Victor, Wilhelm, Rainer und sich herstellen ließ, sprengte der Feldherr über die am Boden liegende französische Fahne und weist mit der Rechten in die Ferne. Das Fahnenmotiv ist höchst originell und von hinreißender Wirkung. Als plastisch-technische Arbeit, das Pferd mit der ganzen Last des Denkmals auf den Hinterbeinen stehend, ist das Monument ein unerreichtes virtuoses Meisterstück, auch der Guß von höchster Vollendung, die Auffassung von einer starken schöpferischen, künstlerischen Phantasie Zeugniß gebend, das Bewegungsmotiv von hinreißender Kraft, die Linienführung unübertrefflich. Die Studien zum Pferde beschäftigten den Künstler durch Jahre; es wurden ihm Pferde aus den Hofstallungen ins Atelier gebracht und auch Renz schickte ihm, so oft er während dieser Jahre in Wien war, wiederholt Pferde aus seinem Circus ins Atelier, wo sie in allen Gangarten vorgeführt und studirt wurden. Man hat gerade die starke Bewegung, das Temperamentvolle in dieser Plastik getadelt und finden wollen, daß ein Motiv, das nur im Kleinen darstellungsfähig sei, hier ins Monumentale übertragen sei, das eine ruhige stille Größe erheische. Das ist der Standpunkt akademischer Pedanterie, der heute von keiner Seite mehr getheilt wird; daß das Denkmal eine unerhörte Neuerung bot und die classicistische Lehre vollkommen über den Haufen warf, ist sicher, darin liegt aber sein bleibendes Verdienst und die Stellung, welche es einnimmt, als das erste wahrhaft moderne Monument der Zeit. Seiner mächtigen Wirkung konnte sich Niemand entziehen, allgemein war die Begeisterung für den Künstler und sein Werk, die auch in vielen litterarischen Festgaben zum Ausdrucke kam: Otto Prechtler, Schindler (Julius v. d. Traun), Kompert, Friedrich Kaiser sangen das Lob des Meisters unter allgemeiner Zustimmung des geistigen Wien.

Auch das dem Erzherzog Karl-Denkmal gegenüber 1865 errichtete Denkmal des Prinzen Eugen von Savoyen, des großen österreichischen Heerführers dreier Kaiser (Leopold's, Josef's und Karl's VI.), ist eine Schöpfung Fernkorn's, von impetuoser Kraft und Größe, der Feldmarschall auf einem schweren Pferde in die Schlacht sprengend dargestellt, auch dieses Werk streng historisch aufgefaßt, ebenfalls voll lebendiger Züge, die Modellirung vor allem des Pferdes glänzend, der Guß vorzüglich gelungen. Ueber das Maß von Fernkorn's Antheil an diesem Monumente ist viel gesprochen worden, es steht fest, daß der Grundgedanke des Werkes und das kleine Modell desselben von dem Meister selbst herrühren. Hervorragender Kenner und Darsteller des

Pferdes der F. war und worin ihm Niemand gleich kam, hat er auch persönlich in der spanischen Reitschule die Studien zu dem Pferde Eugen's gemacht, die Uebersetzung des kleinen Modells in das große mag immerhin von Pönninger erfolgt sein, dem vertrauten Arbeitsgenossen des Meisters, die Ausführung im Guß hat Herold überwacht. Ein Zweifel an dem geistigen Eigenthume Fernkorn's an allem Wesentlichen des ersten Entwurfes ist nicht berechtigt und durch nichts zu beweisen, obwol der Künstler all die Jahre hindurch leidend war und der Enthüllung des Denkmals nicht mehr beiwohnen konnte. Wie es indessen mit seiner persönlichen Arbeit am Ressel-Monument, das 1863 vor der technischen Hochschule in Wien errichtet wurde, und am Jellacic-Monument wie an anderen Werken, welche in der ersten Hälfte der Sechzigerjahre aus seinem Atelier hervorgingen, bestellt ist, muß unentschieden bleiben; am Ersteren hat F. wol keinen Antheil; die Ausführung des Letzteren hat Friedel mit Pönninger besorgt. Bereits im J. 1859 hatte F. einen leichten Schlaganfall erlitten, von dem er sich aber wieder erholte, 1862, also zu einer Zeit, da das Modell des Eugen-Denkmals in der Hauptsache fertig gestellt war, wiederholte sich der Anfall in verstärktem Maße und es begannen, der Außenwelt unbekannt, von Gattin und nächsten Freunden aber mit steigender Angst beobachtet, die Zustände intermittirender Dispositionsunfähigkeit, die wenige Jahre später zu völliger geistiger Umnachtung des Meisters führten. F. wurde im Sommer 1864 nach der Kaltwasserheilanstalt Radegund in Steiermark gebracht, als sich dann sein Leiden unheilbar zeigte, in die Privatirrenanstalt des Professor Leidesdorf in Döbling bei Wien, später in die Landesirrenanstalt, wo er erst am 16. November 1878 starb. Schon 1865 war die künstlerische Leitung der Erzgießerei von Amtswegen an Fernkorn's getreuesten Mitarbeiter Pönninger, die geschäftliche an Röhlich übertragen worden.

F. war von nicht übermittelgroßer, gedrungener Statur, in der sich eine ungewöhnliche Thatkraft und Selbständigkeit des Geistes ausprägte. In seinen tiefblickenden, schönen braunen Augen lebte eine Welt von edlen Gedanken und Phantasieen, sie sahen den Dingen auf den Grund und hatten etwas hingebungsvolles an alles was ihn künstlerisch und menschlich interessirte. Wenn er porträtistische Aufgaben zu lösen hatte, begnügte er sich nicht mit Aeußerlichem, er suchte die psychischen Grundlagen aufzuspüren und aus ihrem Wesen die äußere Hülle des Geistes aufzubauen. In seinen guten Tagen war er von unermüdlich thätiger Schaffensfreudigkeit. Sein Lebensgang, der ihn vom Handwerk zur Kunst geführt hatte, lehrte ihn, ganz im Gegensatze zu so vielen Romantikern, Form und Technik nicht gering achten, sich in der Sprache seiner Kunst und all ihren Ausdrucksmitteln immer mehr und mehr zu vervollkommnen, er besaß eine große Andacht auch für das scheinbar Unbedeutende und blieb doch immer Herr des Ganzen, der Idee, die ihm vorschwebte und die er künstlerisch ausdrücken wollte. Seine Skizzen entwarf er immer gleich plastisch, er sah nur in vollen Formen. Er war im Grunde seines Wesens eine weiche Natur, voll Güte und Liebenswürdigkeit, an seiner Familie und seinen Freunden, fast ausschließlich Künstlern, hing er mit großer Zärtlichkeit, seinen Mitarbeitern und Untergebenen war er ein wohlmeinender Berather und Führer, förderte sie selbstlos und freute sich ihrer Erfolge. Daß seine unheilvolle und unheilbare Krankheit die Folge von Ueberarbeitung gewesen, ist nicht nachzuweisen und nicht anzunehmen, obwol die 10 Jahre unerhört angestrengter Thätigkeit von 1848—1858 den Ausbruch des Leidens immerhin beschleunigt und dieses vertieft haben mögen; es wird eine ererbte Anlage gewesen sein, denn auch eine Schwester von ihm war von ähnlicher Krankheit befallen.

Seiner glücklichen Ehe mit Elise v. Warmuth entsproß eine Tochter, die an den österreichischen Obersten, gegenwärtig Commandanten des 73. Infanterieregiments Victor Fiebich verheirathet ist. Fernkorn's Gattin, welche sich nach seinem Tode mit dem Arzte Dr. Nový vermählt hat, lebt in Radegund in Steiermark und hütet pietätvoll die Erinnerungen an den großen Künstler, dessen Leben nach langer unermüdlicher begeisterter Arbeit eben anfing in weiten Kreisen hohen Ruhm und reiche Ehren zu tragen, als ihn das Schicksal niederwarf und viel Weh, Sorge und Kummer auf ihn und die Seinen häufte. Doch hat er erreicht was nur Wenigen beschieden ist: sein Name wird fortleben in der Geschichte der modernen Kunst als eines ihrer Großen.

Eduard Leisching.

Verzeichniß

der im 48. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Dohm, C., Publicist 219.
Döllinger, J. J. J. v., Theol. 1.
Dollmann, G. v., Archit. 19.
Dönhoff, A. Graf v., Diplom. 20.
Doppler, A. F., Componist 26.
Dorer, J. E. (=Egloff), Litterarhist. 27.
Dörfer, J., Lehrer 29.
Döring, Th., Schauspieler 29.
Doering, W. v., Milit. 32.
Dormus, J. Frhr. D. v. Kilianshausen, Milit. 34.
Dorn, H., Componist 35.
Dorner, J. A., Theolog 37.
Dörpfeld, F. W., Pädag. 47.
Dössekel, C., schweiz. Lyr. 50.
Dove, H. W., Physiker 51.
Dragendorff, G., Pharmakolog 69.
Drake, Friedr., Bildhauer 70.
Draudt, A., Forstmann 73.
Drausch, V., Goldschmied 75.
Dräxler, K., Dichter 75.
Drechsel, C., Chemiker 77.
Drechsel, D., Spruchdichter 77.
Drechsler, G., Landwirth 78.
Dreinhöfer, A., Stenogr. 79.
Drobisch, M. W., Philos. 80.
Droysen, J. G., Histor. 82.
Druffel, A. v., Histor. 114.
Drugulin, W. C., Buchdr. 118.
Du Bois-Reymond, C., Physiolog 119.
Du Bois-Reymond, P., Mathematiker 126.
Dubs, J., Staatsm. 128.
Duckwitz, A., Staatsm. 133.
Duflos, A., Chemiker 140.
Dühr, A., Schulmann 141.
Dukes, L., jüd. Litt. 142.
Dula, K. F. J. M., Pädag. 145.
Dulk, A., Dramatiker 149.
Dulon, R., reform. Pred. 160.
Dümichen, J., Aegypt. 162.
Duemmler, F., Philol. 163.
Dumont, K. Th., Theol. 166.
Dumrath, B., Theol. 167.
Dumreicher, J. v., Medic. 168.
Duncker, Alex., Buchhdlr. 168.
Dunker, B. A., Maler 169.
Duncker, Ludw., Theol. 170.
Duncker, Max, Histor. 171.
Du Prel, C., philos. Schriftsteller 199.
Dürck, F., Maler 204.
Düringer, Ph. J., Schausp. 210.
Dürr, W., Maler 212.
Dürre, H., Histor. 212.
Dursch, J. G. M., Theol. 213.
Dusch, G. M. v., Staatsm. 214.
Du Thil, K. W. H. du Bos, Staatsm. 215.
Duvernoy, H. G., Parlament. 217.

Ebeling, A., Schriftsteller 225.
Eberhard, M., Bischof 227.
Eberl, F., Dramat. 228.
Eberstein, K. v., Staatsm. 229.
Ebert, Ad., Romanist 230.
Ebert, K., Maler 241.
Ebert, K. E. v., Dichter 465.
Ebo, Erzbischof v. Reims 242.
Ebrard, J. H. A., ref. Theol. 248.
Echter, M., Maler 250.
Echtermeyer, Th., Aesthet. 254.
Eckelt, J. V., Orgelsp. 255.
Ecker, A., Anatom 256.
Eckert, K., Capellmstr. 257.
Eckstein, F. A., Schulmann, Philol. 258.
Edelsheim, G. L. v., Staatsm. 261.
Edelsheim, W. v., Staatsm. 263.
Edelsheim-Gyulai, L. v., Milit. 265.
Effner, K. v., Gartendirector 267.
Eggert, S., Maler 272.
Egidy, M. v., Religionsphil. 272.
Egika, Westgothenkönig 273.
Eginhard, Dichter, Schriftst. 274.
Egle, J. v., Archit. 277.
Egler, L., Dichter 278.
Egli, J. J., Geogr. 280.
Ehlers, O., Reiseschriftst. 282.
Ehlert, L., Musikschriftst. 283.
Ehmann, K. v., Archit. 284.
Ehrenfeuchter, F., Theol. 285.
Ehrhardt, A., Maler 290.
Ehrmann, J. Ch., Medic. 292.
Eibner, F., Maler 292.
Eichenberg, K. W., Schulm. 293.
Eichhoff, W. J., Entom. 294.
Eichler, A. W., Botan. 295.
Eichrodt, L., Dichter 298.
Eilbertus, Goldschmied 300.
Eimer, G. H. Th., Naturf. 300.
Eisenbart, J. A., Arzt 301.
Eisenhoit, A., Goldschmied 317.
Eisenstecken, J., Tiroler Patriot 322.
Eisentraut, A., Theolog 324.
Eissenhardt, J. C., Kupferst. 324.
Eitel Friedrich v. Hohenzollern-Sigm. 327.
Elbel, B., Theolog 329.
Elben, O., Publicist 329.
Ellissen, G. F. W., Medic. 338.
Elsenheimer, Ch., Staatsm. 338.
Elsner, M., Parlament. 339.
Elßler, F., Tänzerin 340.
Elstner, F., Stenograph 341.
Elwert, N. G., Buchhdl. 341.
Elyan, K., Buchdr. 342.
Elze, F. K., Litterarhist. 343.
Embde, A. van der, Maler 346.
Emin Pascha, Afrikaforscher 346.
Emler, J., Histor. 353.
Emminger, C., Maler 354.
Emminghaus, J. B. Ch., Jurist 355.
Encke, A., Milit. 356.
Encke, C., Bildhauer 357.
Endemann, W., Jurist 358.
Endrulat, B. F. J., Archivar 362.
Engel, Ch. L. C., Statist. 363.
Engel, F. (=Dollfus), Industr. 369.
Engelbrecht, Th., Medic., Pomologe 370.
Engelhardt, W., Milit. 371.
Engelhardt, M. v., Theolog 371.
Engelhorn, J. Ch., Buchhdl. 376.
Engelmann, G., Medic., Botan. 376.
Engelmann, W., Buchhdl. 378.
Engerth, C. v., Maler 786.
Enke, F., Buchhdl. 379.
Ennen, L., Archivar 380.
Enslin, A., Buchhdl. 382.
Erarich, König d. Ostgothen 382.
Erasmus, Bischof v. Camin 383.
Erbach, Franz Graf zu C. 384.
Erben, K. J., Histor. 387.
Erbkam, W. H., Theol. 388.
Erbstein, A., Numism. 389.
Erdmann, J. C., Philos. 389.
Erdmann, O., Germanist 391.
Erhard, K., Benedict. 392.
Erhard, Th. A., Benedict. 393.
Erk, L. Ch., Liedforscher 394.
Erlanger, R. v., Naturf. 397.
Ernesti, L., Theolog 397.
Ernst August II., B. v. Osnabrück 399.
Ernst, Erzh. v. Oesterreich 402.

Ernst II., H. v. Sachsen-Coburg u. Gotha 403.
Ertman, E., Histor. 413.
Erwich, Westgothenkönig 414.
Escher, Alfr., Staatsm. 415.
Esmarch, K. B. H., Jurist 429.
Essenwein, A. O., Archit. 432.
Estorff, E. O. A. v., Milit. 434.
Ettingshausen, C. v., Paläont. 435.
Eugen, Herzog v. Württemberg 437.
Euler, L. H., Rechtshist. 448.
Eurich, Westgothenkönig 450.
Eutharich, Amaler 451.
Ewald, H. A., Jurist 452.
Ewald, J., Geolog 453.
Ewers, J. Ph. G. v., Histor. 454.
Exner, A., Jurist 457.
Eybel, A., Maler 459.
Eye, A. v., Culturhistor. 460.
Eytelwein, J. A., Ingenieur 462.
Eyth, E., Dichter, Uebersetzer 464.
Faber, E., Missionar 469.
Faber, F. (Köckritz), Dichter 472.
Fabri, F. G. K. E., Mission. 473.
Fabrice, A. Graf v., Milit. 476.
Fabricius, J. Ph., Missionar 478.
Fahne, A., Histor. 483.
Faißt, J., Musiker 485.
Falbe, G. S., Pädag. 487.
Falk, F., Arzt 488.
Falkenstein, J. P. v., Staatsm. 489.
Falkenstein, K. v., Milit. 494.
Faller, F. J., Industr. 495.
Fardely, W., Ingenieur 497.
Faesebeck, F., Arzt 497.
Faßmann, A. v., Sängerin 499.
Faulmann, K., Stenogr. 500.
Faustner, L., Maler 504.
Fechtrup, B., Theolog 505.
Feder, H. v., Parlament. 506.
Feger, Th., Buchhdlr. 507.
Fehling, H. Ch. v., Chemiker 508.
Felder, C. v., Jurist 510.
Felder, F. K., Theolog 510.
Feldhütter, F., Maler 511.
Feldmann, L., Dramat. 513.
Felicetti, M., Histor. 515.
Fellinger, J. G., Milit., Dichter 515.
Fellner, K. C. B., Bürgermeister v. Frankfurt a. M. 516.
Felsing, J. Kupferst. 516.
Fenderlin, L., Jurist 518.
Fenzl, E., Botan. 520.
Fernkorn, D. A., Erzgießer 788.
Ferstel, H. v., Archit. 521.
Fesletics, T. Graf F. de Tolna, 523.
Feuerbach, A., Maler 524.
Feuerstein, A. L. v., Milit. 533.
Feuerstein, A. F. v., Milit. 533.
Fiala, F., Bischof v. Basel 535.
Fichte, J. H., Philos. 539.
Fiedler, H., Schulm. 552.
Fiedler, K., Physiol. 554.
Fikentscher, L., Numism. 555.
Finsler, G. D., Theolog 556.
Fircks, K. E. W. v., Milit. 559.
Fircks, K. F. v., Dichter 559.
Firmenich-Richartz, J. M., Germanist, Dichter 561.
Fischer, A. F., Histor., Theol. 562.
Fischer, G. A., Reisender 563.
Fischer, A., Geodät 566.
Fischer, Ferd., Politiker 567.
Fischer, J. Ch., Milit. 568.
Fischer, J. G., Dichter 569.
Fischer, K. Ph., Philos. 574.
Flatz, G., Maler 575.
Fleck, E., General-Auditeur 575.
Fleckeisen, A., Philol. 576.
Fleischer, F. v., Naturf. 583.
Fleischer, H. L., Orientalist 584.
Flemming, K., Buchhdlr. 594.
Florencourt, F. v., Publicist 594.
Florin, J. H., Theolog 601.
Florinus, F. Ph. Zusatz zu VII, 131. 601.
Floerke, G., Kunsthistor. 602.
Floß, H. J., Kirchenhist. 609.
Flotow, F. v., Componist 611.
Foglár, L. St., Dichter 613.
Folliot de Crenneville-Poutet, F. Graf, Milit. 614.
Folliot de Crenneville, L. Graf, Milit. 616.
Fontane, Th. 617.
Forbiger, A., Philol. 624.
Forchhammer, P. W., Archäol. 625.
Forckenbeck, M. v., Parlament. 630.
Formes, K. J., Opernsänger 650.
Formstecher, S., Rabbiner 652.
Förster, A., Schauspieler 652.
Förster, E., Maler 655.
Foerster, F., Jurist 661.
Förster, H., Fürstbischof v. Breslau 670.
Fortner, G., Maler 671.
Fraas, O. v., Naturf. 671.
Frähn, Ch. M. J., Oriental. 674.
Franck, J., Pädag. 676.
Franck, M. v., Parlament. 677.
Francke, „Meister Francke", Maler 680.
Francke, O., Histor. 681.
François, M. L. v., Dichterin 682.
Frank, F. H. R., Theolog 683.
Fränkel, F., Volksschriftst. 700.
Fränkel, W., Ingenieur 702.
Franken, A., Jurist 702.
Frankenberg, Graf Fred, Parlament. 703.
Frankl, L. A., Dichter 706.
Frankl, P., jüd. Gelehrter 711.
Fransecky, E. F. v., Milit. 712.
Frantz, Const., Publicist 716.
Fraentzel, O., Medic. 720.
Franz, R., Tondichter 720.
Franzelin, J. B., Cardinal 730.
Frauenstädt, J., Philosoph 731.
Fredigundis, merov. Königin 733.
Frensdorff, S., Oriental. 737.
Fresenius, K. R., Chemiker 739.
Frey, J. F. H. K., Naturf. 742.
Frey, J. M., Theolog 743.
Frey, J. G., Staatsm. 744.
Freydorf, R. v., Staatsm. 747.
Freyeisen, J. Ch., Publicist 749.
Freytag, Gustav, Dichter, Histor. 749.
Frick, O., Philol., Pädag. 767.
Frieb-Blumauer, Schausp. 772.
Friedel, J., Schriftst., Schausp. 773.
Friedemann, F. T., Schulm. 775.
Friedhoff, F., Theologe 778.
Friedlaender, Gottl., Archivar 778.
Friedlaender, J., Numism. 780.
Friedlaender, K., Anatom 785.
Friedreich, N., Arzt 785.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 159 023 1

SOUTHERN BRANCH,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA,
LIBRARY,
LOS ANGELES, CALIF.